Westermanns Monatshefte

Georg Westermann Verlag, George Westermann, Adolf Glaser, Friedrich Spielhagen, Gustav ...

Digitized by Google

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Herausgegeben von Friedrich Spielhagen.

Ein Familienbuch

für das

gesammte geistige Leben der Gegenwart.

Zweiundfünfzigster Band.

April 1882 bis September 1882.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

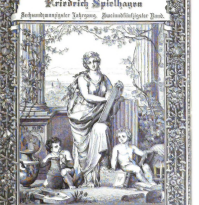
1882.

Digitized by Google

Westermann's illustrirte deutsche Monats-Hefte

Herausgegeben von Friedrich Spielhagen

Achtundzwanzigster Jahrgang. Zweiundfünfzigster Band.



Digitized by Google

~~IX. 2442~~

P Germ 413.1

1852, ...

Digitized by Google

Verzeichniß der Mitarbeiter

am

zweiundfünfzigsten Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Ardenne, Armand v., in Düsseldorf, 784. — Baisch, Otto, in Berlin, 769. — Bastian, A., in Berlin, 627. — Bender, Auguste, in Heidelberg, 178. — Biedermann, Karl, in Leipzig, 453. — Curtius, Ernst, in Berlin, 389. — Dinklage, Emmy v., in Lingen, 413. — Draheim, H., in Berlin, 479. — Förster, Ernst, in München, 192. — Genée, Rudolf, in Berlin, 399. — Göring, Hugo, in Basel, 702. — Groß, Ferdinand, in Wien, 463. — Gumprecht, Otto, in Berlin, 592. — Hiller, Ferdinand v., in Köln a. Rh., 57, 210, 348. — Hoffmann, Hans, in Berlin, 682. — Jensen, Wilhelm, in Freiburg, 28, 145, 277. — Ihering, Rudolf v., in Göttingen, 83. — Kaden, Woldemar, in Neapel, 671. — Kinkel, Gottfried, in Unterstraß bei Zürich, 1. — Lessing, Julius, in Berlin, 65. — Lewald, Fanny, in Berlin, 401. — Meyer, Ludwig, in Berlin, 505, 637. — Milchhöfer, Arthur, in Berlin, 250, 472. — Möbius, Karl, in Kiel, 226. — Nordenskiöld, Adolf Erik v., in Stockholm, 486. — Pecht, Friedrich, in München, 115. — Putlitz, Gustav zu, in Karlsruhe, 244. — Rollmann, Wilhelm, in Stralsund, 614. — Rudolf, H., in Berlin, 368. — Sacher-Masoch, Leopold v., in Leipzig, 327. — Schleinitz, E. v., in Kassel, 713. — Schmidt, Julian, in Berlin, 655. — Schneegans, A., in Messina, 539. — Schütte, Wilhelm, in Stralsund, 729. — Speyer, Otto, in Kassel, 101. — Spielhagen, Friedrich, in Berlin, 122, 255. — Stern, Alfred, in Bern, 237. — Stromer, Theodor, in Leipzig, 666. — Telmann, Konrad, in Rom, 757. — Vincke, Gisbert v., in Freiburg, 526. — Vogel, August, in München, 651. — Voges, Ernst, in Heisede, 492. — Wagener, Bernhard, in Kiel, 549. — Weisbrodt, Gustav, in Wien, 751. — Zabel, Eugen, in Berlin, 332. — Zacharias, Otto, in Hirschberg, 381. — Zimmern, Helen, in London, 395.

Digitized by Google

Inhalt

des zweiundfünfzigsten Bandes.

Tanagra. Eine Erzählung aus Griechenland in Verſen von Gottfried Kinkel, 1.
Der Teufel in Schiltach. Ein abſonderer hiſtoriſcher Beitrag von Wilhelm Jenſen, 28, 145, 277.
Goethe's muſikaliſches Leben. Von Ferdinand Hiller, 57, 210, 348.
Das Kunſtgewerbe-Muſeum zu Berlin. Von Julius Leſſing, 65.
Das Trinkgeld. Von Rudolf v. Ihering, 83.
Die Dolomiten und ihre Bewohner. Von Otto Speyer, 101.
Karl von Piloty. Eine Skizze von Fr. Pecht, 115.
Der Ich-Roman. Ein Beitrag zur Theorie und Technik des Romans von Friedrich Spielhagen, 122.
Neue Novellen, 139, 405.
Deutſche Liebe in Amerika. Novelle von Auguſte Bender, 178.
Sancta Cäcilia. Von Ernſt Förſter, 192.
Die Auſter, ihre natürlichen Lebensverhältniſſe und ihre künſtliche Zucht. Von Karl Möbius, 226.
Eine preußiſche Verfaſſungsdebatte aus dem Jahre 1815. Von Alfred Stern, 237.
Die ſchriftſtelleriſche Production für die Bühne. Von Guſtav zu Putlitz, 244.
Die Thonfiguren aus Tanagra. Von Arthur Milchhöfer, 250.
Gedächtnißrede auf Berthold Auerbach. Von Friedrich Spielhagen, 255.
Skizzen aus St. Petersburg, 269, 804.
Militäriſche Literatur, 272.
Neue Ausgaben von Hans Sachs, 273.
Volksthümliche hiſtoriſche Schriften, 274.
Artaban und Pachomia. Eine Skizze aus Kleinrußland von Leopold v. Sacher-Maſoch, 327.
Wilhelm Jordan. Ein literariſches Porträt von Eugen Zabel, 332.
Aus Arkadien. Von Arthur Milchhöfer, 361, 472.
Auf der Berliner Stadtbahn. Von H. Rudolf, 368.
Schützende Formen und Farben in der Thierwelt. Von Otto Zacharias, 381.
Die antike Kunſt in ihrer Beziehung zur modernen Bildung. Von Ernſt Curtius, 389.
Aus London. Von Helen Zimmern, 395.
Von den Berliner Theatern. Von R. Genée, 399.
Römiſche Briefe. Von Fanny Lewald, 401.
Ein „Tendenz-Roman", 407.
Lebensbilder, 410.
Unſere Patriarchen. Erzählung aus dem Departement Oſt-Ems von Emmy v. Dinklage, 413.
Von und aus noch ungedruckten Leibnitz'ſchen Handſchriften. Von Karl Biedermann, 453.
Alphonſe Daudet. Eine literariſche Skizze von Ferdinand Groß, 463.
Goethe's Gebirgsreiſen. Von H. Draheim, 479.
Die Schifffahrt zwiſchen Ob und Jeniſei und dem Atlantiſchen Ocean. Von Adolf Erik Freiherrn v. Nordenſkiöld, 486.
Die Erdwürmer. Von Ernſt Voges, 492.
Der palatiniſche Berg. Eine römiſche Studie von Ludwig Meyer, 505, 637.
Zwei ſpaniſche Komödien, ihre Wandlungen und Wanderungen. Von Gisbert Freiherr Vincke, 526.
Aus Meſſina. Von A. Schneegans, 539.
Neuere philoſophiſche Werke, 543.
Heimliches Gewerbe. Novelle von Bernhard Wagener, 549.
Georg Friedrich Händel. Von Otto Gumprecht, 592.
Ueber Telephonie. Von Wilhelm Rollmann, 614.
Alte Erinnerungen und alte Monumente. Von Adolf Baſtian, 627.
Chemiſche Induſtrie und Wald. Von Auguſt Vogel, 651.
Johann Joachim Winckelmann. Von Julian Schmidt, 655.
Donna Dolores. Novellette von Theodor Stromer, 666.
Aus Neapel. Von Woldemar Kaden, 671.
Neuere Gedichte, 674.
Perikles, der Sohn des Xanthippos. Novelle von Hans Hoffmann, 681.
Sophie Germain. Von Hugo Göring, 702.
Guſtav Adolf, Wallenſtein und Tilly. Von Emil Freiherrn v. Schleinitz, 713.
Die Kohlenſäure in dem Haushalte der Natur. Von Wilhelm Schütte, 729.
Die Blattern und die Impfung. Von Guſtav Weisbrodt, 751.
Auf der Soirée. Novelle von Konrad Telmann, 757.
Percy Biſſhe Shelley. Ein Dichterbild von Otto Baiſch, 769.
Tjoſt und Turnier in Deutſchland. Von Armand Freiherrn v. Ardenne, 784.
Neue Romane, 807.
Lebensbilder, 809.
Geſchichte Englands, 810.
Aus der alten Geſchichte, 811.
Ueber das Chriſtenthum und die Cultur, 811.

Digitized by Google

Literariſche Notizen: Altes und Neues. Von Friedr. Theod. Viſcher, 143.
Der jüdiſche Stamm in nichtjüdiſchen Sprichwörtern. Von Adolf Jellinek. — Aus dem literariſchen Frankreich. Von Paul Lindau. — Schattentanz. Von Alfred Meißner, 144.
Kupferſtiche nach Werken neuerer Meiſter. Von W. Roßmann, 274.
Thiere der Heimat. Von A. u. K. Müller. — Zeitfragen und Abenteuer. Von J. H. v. Kirchmann, 275.
Berliner Märchen. Von Walther Gottheil. — Reiſe um die Pariſer Welt. Von Theophil Zolling. — Meyer's Jahres-Supplement 1881 bis 1882. — Frühlingsblumen. Von Aglaja v. Enderes u. M. Willkomm, 276.
Wilhelm v. Humboldt's Aeſthetiſche Verſuche über Goethe's „Hermann und Dorothea". Mit einem Vorwort von Hermann Hettner, 411.
Athenais. Von Ferd. Gregorovius. — Der Verſtand. Von H. Taine. — Geſchichte der franzöſiſchen Revolution. Von H. Taine, 546.
Geſchichte des Materialismus und Kritik ſeiner Bedeutung in der Gegenwart. Von Friedr. Alb. Lange. — Die Religion. Von Paul v. Lilienfeld, 547.
Friedrich Ludwig Jahn. Von Karl Euler, 548.
Heimaterinnerungen an Franz Dingelſtedt und Friedrich Oetker. Von J. Rodenberg, 678.
Brehm's Thierleben. Mit 170 Farbendrucktafeln von O. Winkler, 679.
Deutſche Geſchichte von der Urzeit bis zum Ausgang des Mittelalters. Von Dr. G. Erler. — Der Orden der Odd-Fellows. Von Dr. Andräas, 680.

Namen- und Sachregiſter

zum zweiundfünfzigſten Bande.

Alte Erinnerungen und alte Monumente von Adolf Baſtian, 627.
Arkadien, Aus. Von Arthur Milchhöfer, 361, 472.
Artaban und Pachomia. Von Sacher-Maſoch, 327.
Auſter, Die. Von Karl Möbius, 226.

Berliner Theater-Correſpondenz. Von R. Genée, 399.
Blattern und Impfung. Von Guſtav Weisbrodt, 751.
Bühnen-Production, Die ſchriftſtelleriſche. Von G. zu Putlitz, 244.

Cäcilia, Sancta. Von Ernſt Förſter, 192.
Chemiſche Induſtrie und Wald. Von A. Vogel, 651.

Daudet. Alphonſe. Von Ferd. Groß, 463.
Deutſche Liebe in Amerika. Novelle von Auguſte Bender, 178.
Dolomiten und ihre Bewohner. Von O. Speyer, 101.
Donna Dolores. Von Th. Stromer, 666.

Erdwürmer, Die. Von Ernſt Voges, 492.

Gedächtnißrede auf Berthold Auerbach. Von Friedrich Spielhagen, 255.
Germain, Sophie. Von Hugo Göring, 702.
Goethe's Gebirgsreiſen. Von H. Draheim, 479.
Goethe's muſikaliſches Leben. Von F. Hiller, 57, 210, 348.
Guſtav Adolf, Wallenſtein und Tilly. Von Emil v. Schleinitz, 713.

Händel, Georg Friedrich. Von Otto Gumprecht, 592.
Heimliches Gewerbe. Von B. Wagener, 549.

Ich-Roman, Der. Von Friedrich Spielhagen, 122.
Jordan, Wilhelm. Von Eugen Zabel, 332.

Kunſt, Die antike, in ihrer Beziehung zur modernen Bildung. Von E. Curtius, 389.
Kunſtgewerbe-Muſeum, Das, zu Berlin. Von Julius Leſſing, 65.

Leibnitz'ſchen Handſchriften, Von und aus. Von Karl Biedermann, 453.
Literariſche Mittheilungen und Notizen:
Adler: Beim Kuckuck, 677.
Andräas: Der Orden der Odd-Fellows, 679.
Anhäuſer, W.: Gedichte, 676.
Arany, J.: König Buda's Tod, 676.
Bach, O.: Elfriede, 808.
Baumbach, R.: Frau Holde, 674.
Baumbach, R.: Enzian, 674.
Bayard Taylor: Gedichte, 676.
Beaulieu-Markonnay: Aus beiden Hemiſphären, 676.
Beloch, J.: Der italiſche Bund unter Roms Hegemonie, 811.
Benſey, R.: Erinnerungen an Fröbel, 410.
Bequer: Gedichte, 676.
Bernard: Zwei Herzen und ein Schlag, 676.
Berger, W.: Von den Inſeln und auf See, 677.
Bilharz, A.: Der heliocentriſche Standpunkt, 545.
Bilharz und Dannegger: Metaphyſiſche Anfangsgründe, 545.
Böhtlingk, Arthur: Napoleon Bonaparte, 410.
Boltz, A.: Lieder, 576.
Boyeſen, H.: Queen Titania, 139.
Braſch, Moritz: Mendelsſohn's Schriften, 410.
Büdinger, M.: Vorleſungen über engliſche Verfaſſungsgeſchichte, 810.
Burckhardt, J.: Die Zeit Conſtantin's d. Gr., 811.
Caro, E.: In der Sommernacht, 677.
Colomb, E. v.: Beiträge zur Geſchichte der preußiſchen Cavallerie, 273.
Conſentius: Dichtungen, 677.
Daniel: Feld- und Waldblumenſtrauß, 676.
Dierks, G.: Entwickelungsgeſchichte des Geiſtes der Menſchheit, 812.
Dinter's, G. F., Leben, 410.
Dom, A.: Der Erbe von Mortella, 808.
Droyſen, J. G.: Geſchichte Alexander's d. Gr., 811.
Dulk, A.: Stimme der Menſchheit, 812.
Dyherrn: Auf hoher Flut, 676.
Ecker, A.: Lorenz Oken, 809.
Eckhardt, G.: Gedichte, 677.
Enderes und Willkomm: Frühlingsblumen, 277.
Engelhardt, H. v.: Wein-Album, 677.
Erich: Erſtlinge, 677.
Erler, G.: Deutſche Geſchichte, 679.
Euler, Karl: Friedrich Ludwig Jahn, 546.

Digitized by Google

Faſtenrath: Stimmen der Weihnacht, 576.
Fechner, G.: Die Tagesanſicht, 545.
Forſtenheim, A.: Die ſchöne Meluſine, 676.
Frantz, Conſt.: Schelling's poſitive Philoſophie, 410.
Freiſinn, B.: Renata, 677.
Goldſchmidt, F. u. P.: Das Leben des Staatsrath Knut, 809.
Götze, Edm.: Faſtnachtſpiele des Hans Sachs, 273.
Gottheil, Walther: Berliner Märchen, 274.
Gregorovius, Ferd.: Athenais, 546.
Halm, Marg.: Aus der Dornenhecke, 677.
Harmening, E.: Mirjam, 677.
Harms, F.: Die Philoſophie in ihrer Geſchichte, 545.
Hart, J.: Sanſara, 676.
Haushofer, M.: Unhold, 676.
Heiberg, H.: Acht Novellen, 808.
Heinz von der Donau: Funken, 677.
Hellenbach: Die Vorurtheile der Menſchheit, 812.
Henle: Ueber den Willen, 545.
Herbſt, W.: Encyklopädie der neueren Geſchichte, 274.
Heyſe, Paul: Troubadour-Novellen, 139.
Holm, Mia: Gedichte, 677.
Hoppe: Die perſönliche Denkthätigkeit, 544.
Humboldt, W. v.: Aeſthetiſche Verſuche über Hermann und Dorothea, 411.
Jellinek, Adolf: Der jüdiſche Stamm, 143.
Igar, El. Schack v.: Conflicte, 807.
Kamz, O.: La France lyrique, 676.
Kautsky, M.: Herrſchen oder Dienen, 809.
Keller, Gottfried: Das Sinn-Gedicht, 405.
Kingsley, Ch.: Briefe und Gedenkblätter, 809.
Kirchmann, J. H. v.: Zeitfragen und Abenteuer, 274.
Kirchmann, J. H. v.: Philoſophiſche Bibliothek, 543.
Kramer, G.: Auguſt Hermann Francke, 809.
Kretzer, Max: Die Betrogenen, 808.
Lange, Fr. Alb.: Geſchichte des Materialismus, 546.
Lecky, W. E. H.: Geſchichte Englands im achtzehnten Jahrhundert, 810.
Lilienfeld, Paul v.: Die Religion, 546.
Liſen, E.: Der Tusker, 807.
Lindau, Paul: Aus dem literariſchen Frankreich, 143.
Lindau, Paul: Herr und Frau Bewer, 807.
Mariano, R.: Chriſtenthum, Katholicismus und Cultur, 812.
Marquard, Angelika v.: Die Königswaldes, 808.
Marterſteig, M.: Jelta und Ruben, 677.
Maurer, Chr. Fr.: Marksteine, 274.
Mauthner, Fritz: Ahasver, 407.
Mc Carthy, Juſtin: Geſchichte Englands (1837 bis 1878), 810.
Meißner, Alfr.: Schattentanz, 143.
Meyer, Lothar: Die modernen Theorien, 545.
Meyer's Jahres-Supplement 1881 bis 1882, 274.
Militäriſche Claſſiker, 272.
Milow, Stephan: Gedichte, 677.
Möſer, Albert: Schauen und Schaffen, 674.
Müller, Adolf u. Karl: Thiere der Heimat, 274.
Müller, David: Geſchichte des deutſchen Volkes, 274.
Murad Efendi: Oſt und Weſt, 676.
Naaff, A. v.: Von ſtiller Inſel, 677.
Oswald, E.: Alard, 675.
Pannier, Karl: Hans Sachs, 273.
Paparigopulos: Meine Seele, 576.
Radenhauſen, C.: Chriſtenthum iſt Heidenthum, nicht Jeſu Lehre, 812.
Raich, J. M.: Novalis' Briefwechſel, 410.
Rangabé, A. R.: Fahrt des Dionyſos, 676.
Rapp, Georg: Witukind, 807.
Reichenbach, M. v.: Der Sohn des Flüchtlings, 808.
Reuleaux, K.: Vaterländiſche Sonette, 676.
Riehl, A.: Der philoſophiſche Kriticismus, 544.
Rocca, O.: Samenkörner, 677.
Rodenberg, Julius: Heimaterinnerungen, 678.
Röſeler, W.: Dornröschen, 677.
Roßmann, W.: Kupferſtiche, 274.
Sarauw, Chriſt. v.: Die Feldzüge Karl's XII., 272.
Scheffler: Die Naturgeſetze, 544.
Schram, K.: Geſchichten zur Geſchichte der Juden, 809.
Silberſtein, A.: Hochlandsgeſchichten, 809.
Spencer: Die Thatſachen der Ethik, 545.
Stacke, L.: Erzählungen aus der neueſten Geſchichte, 274.
Sterne, Carus: Werden und Vergehen, 545.
Strahl: Schneeflocken, 677.
Taine, H.: Der Verſtand, 546.
Taine, H.: Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, 546.
Varnbüler, Th. v.: Buchenheim, 808.
Viſcher, Fr. Th.: Altes und Neues, 143.
Waldfried, Paul: Bertha und Rudhart, 677.
Weddigen: Schwertlieder, 676.
Wildenradt, G. v.: Der letzte Wendenkönig, 677.
Winchenbach, R.: Hifthornklänge, 674.
Winkler: Brehm's Thierleben, 678.
Witzleben-Wendelſtein, F. v.: Die Hofdame der Erzherzogin, 808.
Ziller, T.: Allgemeine philoſophiſche Ethik, 545.
Zitelmann, Ernſt: Gedichte, 674.
Zolling, Theophil: Reiſe um die Pariſer Welt, 274.

Londoner Correſpondenz. Von Helen Zimmern, 395.

Meſſina, Correſpondenz aus. Von A. Schneegans, 539.

Neapel, Correſpondenz aus. Von W. Kaden, 671.

Ob und Jeniſei, Die Schifffahrt zwiſchen. Von A. E. v. Nordenſkiöld, 486.

Palatiniſche Berg. Der. Von L. Meyer, 505, 637.
Perikles, der Sohn des Xanthippos. Von Hans Hoffmann, 677.
Petersburger Correſpondenz, 269, 804.
Piloty, Karl von. Von Friedrich Pecht, 115.

Römiſche Briefe. Von Fanny Lewald, 401.

Schützende Formen und Farben in der Thierwelt. Von O. Zacharias, 381.
Shelley, Percy Biſhe. Von O. Baiſch, 769.
Soirée, Auf der. Von K. Telmann, 757.
Spaniſche Komödien, Zwei. Von G. v. Vincke, 526.
Stadtbahn, Die Berliner. Von H. Rudolf, 368.

Tanagra. Von Gottfried Kinkel, 1.
Tanagra, Die Thonfiguren aus. Von Arthur Milchhöfer, 250.
Telephonie, Ueber. Von Wilh. Rollmann, 614.
Teufel, Der, in Schiltach. Von W. Jenſen, 28, 145, 277.
Tjoſt und Turnier in Deutſchland. Von Armand v. Ardenne, 784.
Trinkgeld, Das. Von Rudolf v. Ihering, 83.

Unſere Patriarchen. Von E. v. Dinklage, 413.

Verfaſſungsdebatte, Eine preußiſche. Von Alfred Stern, 237.

Winckelmann, Joh. Joachim. Von J. Schmidt, 655.

Digitized by Google

26. Jahrg. April 1882. Heft 397.

Westermann's illustrirte deutsche Monats-Hefte

Friedrich Spielhagen

Inhalt.

Seite

Gottfried Kinkel: Tanagra. Eine Erzählung aus Griechenland in Versen 1

Wilhelm Jensen: Der Teufel in Schiltach. Ein absonderer historischer Beitrag. I. 28

Ferdinand Hiller: Goethe's musikalisches Leben. I. 57

Julius Lessing: Das Kunstgewerbe-Museum zu Berlin . . . 65

Mit fünf Illustrationen: Grundriß des Kunstgewerbe-Museums zu Berlin. — Hauptfront des Kunstgewerbe-Museums zu Berlin. — Arabien. Mosaikbild nach E. Ewald am Kunstgewerbe-Museum zu Berlin. — Die Gothik. Mosaikbildung nach Gesellschap am Kunstgewerbe-Museum zu Berlin. — Aus dem Friese des Lichthofes im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.

Rudolf v. Jhering: Das Trinkgeld 83

Otto Speyer: Die Dolomiten und ihre Bewohner 101

Mit fünf Illustrationen: Der Langkofel von St. Jakob aus. — Die „Drei Zinnen" von Landro aus. — Der Misurinasee. — Cortina gegen Norden. — Die Gruppe des Monte Cristallo von Schluderbach aus.

Friedrich Pecht: Karl von Piloty. Eine Skizze 115

Mit dem Porträt Karl v. Piloty's.

Friedrich Spielhagen: Der Ich-Roman. Ein Beitrag zur Theorie und Technik des Romans. IV. (Schluß) 122

Literarische Mittheilungen:

Neue Novellen. I. 139

Troubadour-Novellen von Paul Heyse. — Queen Titania by Hjalmar H. Boyesen.

Literarische Notizen 143

Altes und Neues. Von Friedr. Theod. Vischer. — Der jüdische Stamm in nichtjüdischen Sprichwörtern. Von Adolf Jellinek. — Aus dem literarischen Frankreich. Von Paul Lindau. — Schattentanz. Von Alfred Meißner.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Monatshefte wird strafgerichtlich verfolgt.
Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.

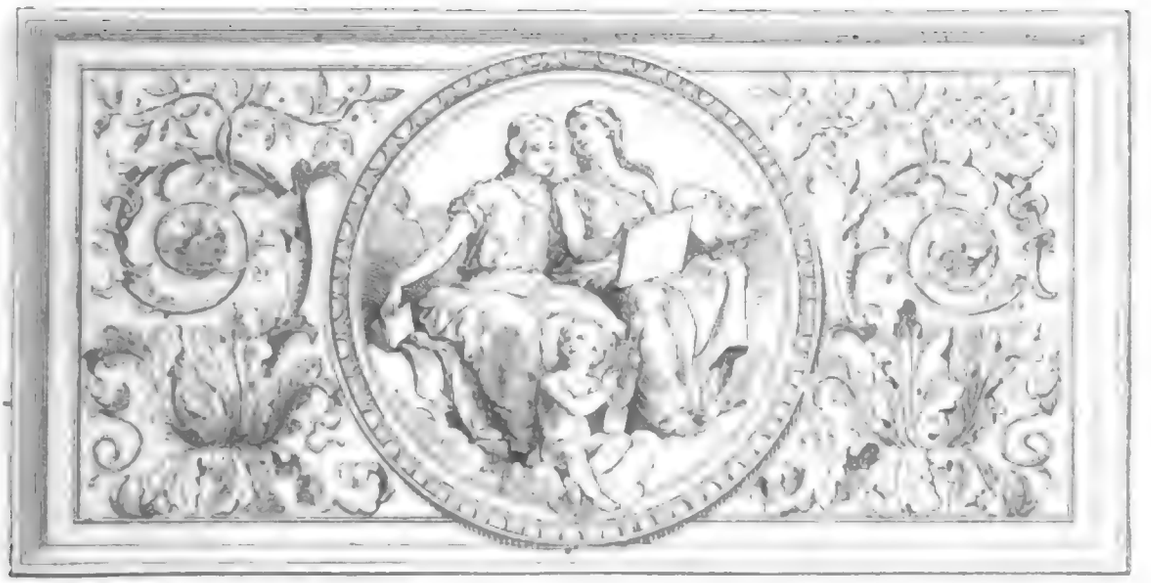
Der freundlichen Beachtung unserer Leser empfehlen wir folgende Extrabeilagen:

Von den Herren **Freund & Jeckel** in Berlin, betr. R. Goltzsch's „Feenstein".

Von Herrn **Heuser's Verlag** in Neuwied u. Leipzig, betr. E. Reich's „Erblichkeit der Gebrechen".

Von Herrn **Moritz Perles** in Wien und Leipzig, betr. G. v. Hayek's „Handatlas der Naturgeschichte".

Von der **Rieger'schen Verlagsbuchhandlung** in Stuttgart, betr. J. Baumgarten's „Orient".



Tanagra.

Eine Erzählung aus Griechenland in Versen

von

Gottfried Kinkel.

In meiner Seele ruht ein tiefes Leid —
Mir starb mein jüngstes Kind, die Freudigkeit
Des Alters sank mit ihm ins dunkle Grab,
Nur mühsam setz ich weiter meinen Stab.
Der Muth, die Hoffnung senken ihre Schwingen,
Nicht glaub ich mehr an siegendes Gelingen,
Und alle Preise, die das Leben beut,
Wie nichtig heut!
O Dichterherz, sei nicht in Gram verstockt,
Da rings die Welt in Lieblichkeit dich lockt!
Hoch vom Altan schau ich des Schweizerlands
Tiefgrüne Sommerpracht im Abendglanz.
Von Rebenhügeln, weit ins Land gestreckt,
Weht her der Duft, vom frühen Thau geweckt;
Die blauen Ströme rauschen ohne Ruh
Im sanftgeschwungnen Thal dem Rheine zu;
Aus Nebel glänzen auf die Alpenhöhn
Im goldnen Föhn.
Und du, o Mann, versagst du dich der Welt,
In der du stehst in Reih und Glied gestellt?

Digitized by Google

Zu viel von Leid ſchon, das du niederwarfſt,
Als daß du heut dich feig erweiſen darfſt!
Du biſt zu ſtark, auf Glück ſchon zu verzichten
Und ſelbſt den Leichenſtein dir aufzurichten;
Zu voll durchpulſt dich Liebe noch und Zorn,
Um zu verbluten an dem einen Dorn!
Und ward dir auch verwühlt der Freude Garten,
Ein großes Schickſal bleibt dir zu erwarten —
So brich nicht, Herz, weil der Vergeltung Tag
Noch kommen mag!

Von ſchwerem Schickſal iſt die Erde voll,
Und jedes Wellchen in dem Fluthgeroll
Des Zeitenſtroms riß eines Herzens Glück
Grauſam hinab und gab es nicht zurück.
Der Menſch hat ſtets von ſeinen erſten Tagen
Ein ſchwerer Los als unſer Los getragen.
Wie Nebel löſt ſich auf das bittre Leid
Im Sonnenſtrahle der Vergangenheit,
Und vor der Menſchheit allgemeinem Los
Sinkt es zerfließend in den Erdenſchoß.
Doch jede Mutter hat, den erſten Sproſſen
Im Arm, auch Glück in vollſtem Zug genoſſen,
Und wenn dem Mann ſein Tagewerk gelang,
War er vor Tod und Schickſal nicht mehr bang.
Wer das, was je geſchah, im Geiſte ſchaut,
Dem quillt ein Troſt im Herzen, ſtill und traut;
Wie oft hab ich in ſchweren bangen Stunden
Erlöſung durch den Blick aufs All gefunden!
So heut auch vor dem innern Auge ſchwebt
Mir jede Zeit, die vor mir hat gelebt;
Von Neuem will der Geiſt die Flügel dehnen,
Und mich erfaßt ein unbezwinglich Sehnen,
Noch einmal zu der Vorwelt grünen Auen
Zurückzuſchauen.

* * *

Den Golf Korinths durchfurcht ein Griechenſchiff;
Dort Inſeln, hier des Vorlands ſteiles Riff;
Wie um die Klippen ſchlank die Möwe ſtreicht,
Schwebt es mit weißen Schwalbenſegeln leicht.
Die Sterne funkeln durch das nächt'ge Blau,
Im Duft ruht ſtill die Flut wie Silber grau.
Und luſtig wie das Schiffchen iſt die Fracht,
Die es in tauſend Körben mitgebracht;
Zu den Böoterbergen nebelſchwer
Frühtrauben führt es von Achaja her,

Wo heißer sie der Sonne Strahlen streifen
Und zeitig reifen.
Es graut der Tag, die stille Flut beginnt
Kühl zu erzittern in dem Morgenwind;
Mit beiden Gipfeln glüht im Westen fern
Schon der Parnaß, ein goldner Doppelstern.
Meerwunder steigen aus der braunen Tiefe,
Als ob der Gruß des jungen Lichts sie riefe.
Auf blüht das Morgenroth, vor seiner Helle
Entflieht der Frühhauch von dem Kuß der Welle;
Das grüne Meer umspült in leisem Zug
Nur leicht mit weißem Schaum des Schiffes Bug;
Eisvogels Nest, das auf den Wellchen ruht,
Heut wird es nicht bedroht vom Stoß der Flut,
Und manchmal nur wird stärker es geschaukelt,
Wenn ein Delphin im Sprung vorübergaukelt.
Der Nautilus wagt von dem Strand sich her
Ins hohe Meer.
Schon aus dem Frühroth glänzt der nahe Strand,
Als hinter Bergen noch die Sonne stand.
Das Schiff legt in dem Hafenstädtchen an,
Und fröhlich eilt ans Land schon Mann für Mann.
Ein Jüngling mißt den Strand, in leichtem Schwung
Trägt ihn ans Ufer ein gewagter Sprung.
Dies Land ist seins, und zu der Heimat Glück
Eilt er nach langem Irrsal heut zurück.
Bildhauer war er einst, und wohlbekannt
War früh schon die erfindungsreiche Hand;
Doch in den Adern schlug ihm heißes Blut,
Und in den Krieg trieb ihn der kecke Muth.
Vor mancher Bergstadt, am gewundnen Fluß
Schlug er sein Zelt auf mit Antigonus;
Sein Muth erwarb ihm Gunst, und manches Jahr
War Hauptmann er von einer Landsknechtschar;
Dem Kühnen half das Glück, und oft erfreute
Ihn reiche Beute.
Zuletzt ward er das blut'ge Handwerk satt,
Es trieb zurück ihn nach der Heimatstadt.
Wenn auf dem Marsch der Helm das Haupt ihm drückte,
Dacht' er der Kunst, die ehmals ihn beglückte.
Und einmal, als er Nachts beim Feuer lag,
Und Sieger nach der Schlacht der Ruhe pflag,
Da glomm der Abend auf des Ida Höhn,
Doch um ihn stieg der Sterbenden Gestöhn,
Und in dem Mondenstrahl, dem kalten, bleichen,
Lag Freund und Feind im Thal als graufe Leichen.

Digitized by Google

Das ſtach ins Herz ihn wie ein ſcharfer Dorn,
Und in ihm ſchwoll herauf ein Manneszorn
Ob jenen Hunden, die ſich heute beißen,
Des todten Löwen Beute zu zerreißen.
O Alexander, hätteſt du gelebt,
Dir wär's gelungen, was du angeſtrebt,
Hellas und Aſien froh im Friedensbunde —
Dein großes Werk zerfleiſchen jetzt die Hunde!
Die Brüder waren, laſſen ſich verhetzen
In grimmen Tod um einen Länderfetzen!
Das war's, was in ihm aufſtieg jene Nacht,
Und auf ſich ſelber war er aufgebracht,
Weil er dem Neid, der ſich um Kronen rauft,
Ein Sohn des ſtolzen Hellas, ſich verkauft.
Ein Ekel vor ihm ſelber kam ihn an,
Und feſt ſtand der Beſchluß, als freier Mann
Zur Werkſtatt aus dem Saus von Schild und Speeren
Zurückzukehren.

Und als er auf der Heimat Boden ſtand,
Da küßt' er knieend den geliebten Strand,
Den je mehr zu verlaſſen er verſchwor.
Dann ſprang er auf und blickte froh empor
Dorthin, wo hell der nackte Felskopf blinkt,
Und drunter des Kithäron Alme winkt.
Den leichten Tragſack um die Bruſt geſchlungen,
Ein Liedchen halb gepfiffen halb geſungen,
So wandert er im friſchen Morgenwind
Aufwärts den thau'gen Pfad leicht und geſchwind,
Der an dem Gießbach ſteil hinauf ſich windet
Und in dem Waldesdunkel bald verſchwindet.
Der Fuß, geſtählt vom duft'gen Buchenſchatten,
Kennt kein Ermatten.

Der Mittag fand ihn nahe ſchon dem Gipfel;
Hier ſtreckt der Wald empor die letzten Wipfel
Bis wo die einzle Wettertanne weilt;
Die Wurzeln in den harten Fels gekeilt,
So trotzt ſie einſam auf den rauhen Höhn
So Thrakiens Boreas wie Libyens Föhn.
Am ſchroffen Hang, der in das Tannicht ſchneidet,
Wo nur die wilde Gais des Berges weidet,
Sprießt noch ein kurzes Gras mit dürren Halmen;
Von Würzekräutern duftend ſtehn die Almen.
Zu oberſt aber kahl und ſchmuckberaubt
Ragt in den Sonnenbrand das graue Haupt.
Dem Wandrer durch die Sohlen glüht der Pfad
Am Felſengrat.

Behaglich lehnend an den letzten Baum,
Ruht ſich der Jüngling hier am Waldesſaum
Und rüſtet raſch das Mahl. Im Tragſack trug
Er dürres Fleiſch und Brot und Wein genug.
Er kühlt den Schlauch im Quell, und froh erfriſcht
Er ſich am Trunk mit klarer Flut gemiſcht.
Und wie er ſchmauſt, ſchweift ihm das Auge munter
Den Weg, den er erſtieg, ins Thal hinunter.
Als könnt' er mit der Hand hinübergrüßen,
So nah liegt ihm der Hafen noch zu Füßen,
Wo jetzt das Schiff, das heut ihn hergeleitet,
Die Schwalbenflügel ſchon zur Heimfahrt ſpreitet.
Lichtblau liegt ſtill der Golf im Duft, es träumen
Im Mittagsſtrahl die Küſten, die ihn ſäumen,
Und in dem zarten fernſten Hauch verrinnt
Das Felſenſchloß des ſchimmernden Korinth.
Doch endlich ward vom Glanz ſein Auge matt
Und ſehnte ſich nach Raſt und Schlummerſtatt;
Im Tannenwald auf Nadeln und auf Moos
Nimmt die Natur ihn in den Mutterſchoß,
Wo ſie, an ihre Bruſt ſein Haupt geſchmiegt,
In Traum ihn wiegt.

* * *

Es ſchläft das große All. Der harz'ge Duft
Der Tannen würzt die zitternd ſchwüle Luft;
Von ſonnverbrannter Halde wogt heran
Der Schlaftrunk aus dem wilden Thymian.
Die Grille ſelbſt, die ſchon ſich müd gezirpt,
Duckt ſich ins Gras, ihr ſchrilles Liedchen ſtirbt.
Die Ziege ſucht den Schirm der Felſenſchlucht,
Der Schmetterling nimmt unters Blatt die Flucht,
Und wach am Felſen bleibt nur kalt und hell
Der letzte Quell.
Zum Weſten aber nimmt der Tag den Lauf,
Neu weckt der große Pan das Leben auf.
Es blafft ein Fuchs, des Feindes Kriegsruf weckt
Das Reh, es rauſcht durchs Farrenkraut erſchreckt.
Da werden wieder wach die tauſend Stimmen:
Wie goldne Funken ſchießen wilde Immen,
Das rothe Heupferd neu beginnt ſein Springen,
Im kurzen Fluge kniſtern ſeine Schwingen;
Auf ſchwirrt der Käfer gleißendes Geſchlecht,
Und Späne hackt im Tann der graue Specht;
Die Tanne wehrt ihn ab mit ſchwarzen Loden,
Da hebt der Jüngling auch ſein Haupt vom Boden;

Er träumt sich noch inmitten seines Heeres,
Wenn ihre Warnung die Trompete gab,
Und hastig faßt er nach dem Schaft des Speeres,
Und wie er statt des Speeres greift den Stab,
Erstaunt er lächelnd — an dem Stab besinnt
Er sich geschwind.

Schnell ist gerüstet sein Geräth, und mit
Dem Pfad zum höchsten Gipfel strebt sein Schritt.
Der Pfad vermeidet rings die schärfsten Zacken
Und schlendert auf dem breiten Bergesnacken,
Und wo er leis sich senkt im Schlängellauf,
Nimmt ihn der Waldesgürtel wieder auf.
Da springt hervor ein jähes Felsenhaupt,
Zu schroff, als daß der Wald es je belaubt;
Nackt ragt es aus den Tannen, und es bricht
Darauf hinab das grelle Sonnenlicht;
Und wie der Pfad sich nach der Höhe wendet,
Da steht der Wandrer still, entzückt, geblendet —
Tief unter ihm blinkt durch die Waldesnacht
Der Ebne Pracht.

Der Jüngling schaut in all die Herrlichkeit:
Vor ihm streckt sich Böotiens Fläche weit,
Wo manche thatberühmte Stätten mahnen
An Tapferkeit und Leid der großen Ahnen.
Platää drüben, dessen Trümmermauern
Ein grauer Fleck auf grüner Wiese trauern;
Dort Chäroneia, wo die letzte Schlacht
Die Freiheit schlug mit der Tyrannenmacht,
Und wo Athen in seinem Bürgerheer
Verblutend hinsank an der Phalanx Speer;
Den düstern Ort auf abendgoldnen Matten
Bedeckt mit Trauerflor ein Wolkenschatten.
Doch alter Schmerzen denkt der Jüngling nicht;
Er wendet froh nach Osten sein Gesicht,
Denn dort hinaus voll tiefen Friedens ruht
Das Fruchtfeld in der rothen Abendglut;
Im breiten Thal durch sanftes Hügelland
Flicht der Asopus sein goldschimmernd Band;
Von sonn'gen Hängen winkt im stillen Strahl
Manch heitres Dörfchen grüßend in das Thal;
Die gelben Schindeldächer sanft verglimmen,
Sowie der Sonne Grüße höher klimmen.
Doch auf dem letzten blauen Bergrand fern
Glänzt licht ein Städtchen wie der Abendstern,
Ein goldner Punkt erstrahlt's am duft'gen Hügel,
Und seiner Sehnsucht wuchsen Taubenflügel.

Hoch ſchwoll ſein Herz, als dort von fern er ſah
Sein Tanagra.
O Hellas, du warſt ſchön im Abendglanz
Des Lebenstags, den dir die Götter ſchenkten,
Als ſie dich krönten mit der Thaten Kranz
Und huldvoll mit dem Rauſch der Schönheit tränkten!
Dein Alexander, dir von Zeus geſendet,
Was du gewollt, er hat's im Glanz vollendet;
Er brach doch Aſiens rohe Macht zuletzt
Und hat den ſpäten Kranz dir aufgeſetzt.
Nun biſt du müd, zum Schlummer winkt die Nacht,
Dein Tagwerk haſt du meiſterlich vollbracht,
Das dir der Weltgeiſt auferlegt zu thun,
Und du darfſt ruhn!
Eh du entſchläfſt, lockt dich die reiche Welt
Noch zum Genuß, die du ſo ſchön beſtellt.
Wohin das Auge ſchweift, ſtehn Werke da,
Wie nie ein andres Land ſie werden ſah.
In Erz und Marmor trägt der Schönheit Stempel
Von großer Meiſterhand der kleinſte Tempel.
Vom Bruderkrieg verwuchs die letzte Spur,
Allüberall fließt Segen auf die Flur,
Und nur der Mohn noch, roth ins Feld ergoſſen,
Mahnt an das Heldenblut, das hier gefloſſen.
Es ſchwand der Neid, der wild zum Krieg dich trieb —
Die Freude blieb.
Genug geträumt! Er ſprang hinab den Steg,
Und in das Thal trug ihn ein breitrer Weg.
Doch ſucht' er Einkehr ſich zu nächt'ger Raſt,
Bei einem Landmann bat er ſich zu Gaſt.
In ſaubrer Hütte, bei des Herdes Feuer,
Erzählt er dem von manchem Abenteuer,
Wie weit er umfuhr über Meer und Land,
Bis zu des Paktolus goldſchwangerm Sand.
Gern gab der Wirth dafür ihm Gegengabe,
Er bot ihm Brot und Ziegenkäs zur Labe
Und dunklen Wein aus kühler Kellertiefe,
Als Würze dient die ſalzige Olive —
Und ſchüttet ihm zum Schlaf aus dürrem Heu
Die duft'ge Streu.

* * *

Früh ſprang er auf und bot die Hand dem Wirth,
Und wo Aſopus durch die Fluren irrt,
Trägt ihn durchs Thal hinab der leichte Schritt.
Bald gehen weite Stoppelfelder mit;

Auf feuchter Au, entlang des Flusses Lauf,
Thun sich die ersten Herbstzeitlosen auf.
Oft giebt des Ahorns zackig Blatt ihm Schatten,
Will ihm der Fuß in Sommerglut ermatten,
Doch läßt sein sehnend Herz ihm keine Ruh,
Er wandert zu.

Und als er aus dem letzten Wäldchen schreitet,
Liegt plötzlich golden vor ihm ausgebreitet
Sein Heimatthal. Hinauf zum Bergeshange
Schlingt sich der Straße vielgewundne Schlange,
Die Mühlen rauschen drunten an dem Fluß,
Ein Brunnquell hüpft vom Fels in raschem Schuß;
Darüber aber auf den felsigen Höhn
Gelagert ruht das Städtchen blank und schön;
Der Tempel goldne First im Sonnenstrahl
Erglänzt ins Thal.

Er wählt den kürzern Pfad, so wohlbekannt
Aus seiner Kindheit, wo zum Felsenrand
Der Weinberg steigt, vom Lattenhag umzäunt,
Und mählich sich die grüne Traube bräunt.
Darüber längs der Klippe magerm Rasen
Sieht er den Schwarm der bunten Ziegen grasen,
Die durch den Hag die schwarzen Zungen strecken,
Das säuerliche Weinlaub zu belecken.
Ach, Alles noch wie sonst! Er fliegt hinan
Die steile Bahn.

Er steht im Thor. Die Stund ist, wo die Sonne
Die glühnden Pfeile ablegt, und die Wonne
Der Abendkühle Blut und Herz durchdringt,
Und Alles neu mit Lebenskraft beschwingt.
Ein frischer Wind streicht vom Olympos her;
Grau wird von seinem Stoß das ferne Meer,
Und aus den Häusern, wo die Glut noch stockt,
Wird Jung und Alt zur freien Luft gelockt.
Es füllen sich des Marktes Säulenhallen
Mit Mädchen, welche paarweis plaudernd wallen,
Indessen andre, auf dem Haupt den Krug,
Der flinke Fuß hinab zur Quelle trug.
Den bunten Ball schwingt mit dem nackten Arm
Laut jauchzend auf dem Markt der Buben Schwarm,
Doch theilen die sich rasch zu beiden Seiten,
Denn herrisch siehst du junge Männer schreiten
Mit breiten Schultern und gewölbten Brüsten,
Die sich zum Abendkampf der Ringbahn rüsten.
Und eingeschlagen in der Mäntel Falten
Ziehn sie daher, halbgöttliche Gestalten;

Digitized by Google

Die Blicke ſprühn, von Eros blank befiedert
Von ſchelm'ſchem Strahl aus Mädchenaug erwidert.
Alles geſellig — nur des Wandrers Bruſt
Bleibt einſam in der allgemeinen Luſt.
Auch er noch jung — doch iſt ſein Herz beklemmt,
Er fühlt ſich fremd.

Wenn du nach Jahren zu der Heimat kehrſt,
Verſuch es nicht, daß du den Thränen wehrſt!
Rathhaus und Tempel, Markt und alle Gaſſen,
Wo du als Kind geſpielt, gelacht, geweint,
Die kleine Welt blieb, wie du ſie verlaſſen —
Du nur, du wardſt ein Andrer. Alles ſcheint
So dürftig klein, was vor dem Blick des Knaben
So weit, ſo ſtolz erſchien. Dir aber haben,
Ob du geſiegt haſt oder biſt geſcheitert,
Der Kampf, das Meer, die Zeit den Blick erweitert.
Dies warme Neſt der Luſt, wie ſchmal und enge
Ward's vor der Welt arbeitendem Gedränge,
Bis all die Kleinheit, die dich einſt beglückt,
Aufs Herz dir drückt.

So ward's zu Muthe heut dem jungen Mann!
Ein kühler Schauder faßt ihn bänglich an.
Die Wange ward ihm braun, die einſt ſo zart,
Das glatte Kinn bewölkt ein krauſer Bart;
Von Marſch und Krieg ward kräftig ihm das Mark,
Er ſchreitet hin gewandt und muskelſtark —
Da ſitzt der alte Schuſter an der Ecke
Der Straße noch wie ſonſt auf ſeinem Flecke,
Nur kümmerlicher noch, als einſt er war,
Und ſchloßenweißer noch an Bart und Haar;
Der Jüngling grüßt ihn, doch der Alte blickt
Nur ſeitwärts auf zu ihm und läſſig nickt;
Ja, er iſt fremd! Ach, Alles kennt noch er,
Ihn Niemand mehr!

Sein Blick wird feucht. Er hat zu lang geſäumt,
Die Heimat grüßt ihn nicht, wie er geträumt.
Er trägt nicht mehr des Marktes froh Gedräng,
Ins Gäßchen biegt er ein, das ſteil und eng
Durchs hintre Thor ihn in die Vorſtadt weiſt.
Kaum kennt er noch den Ort; als er gereiſt,
War's ödes Mattland noch, heut aber breiten
Luſthäuſer ſchmuck ſich aus zu beiden Seiten,
Tief in ein Meer von Sträuchern eingetaucht,
Von fremder Blumen Würzeduft durchhaucht.
Die Sonne ſinkt gen Weſt am Himmelsſaum,
Und rothe Strahlen zittern durch den Baum;

Von hoher Straße durch die Gärten her
Erblickt er fern das dunkelblaue Meer;
Leis ſummt von einem nahen Dach Geſang
Zum Citherklang.
Der Jüngling ſtaunt ob all der neuen Pracht,
Die aufgewachſen hier wie über Nacht.
Da ſieht er vor ſich wider ſein Verhoffen
Das Gitterthor an einer Villa offen.
Ein blühnder Myrtengang lädt ihn hinein,
Und in der Tiefe ſteht im hellen Schein
Des Abendroths, als wär's von Blut belebt,
Ein Bild, das licht aus dunklem Laub ſich hebt.
Sehnend denkt er der Zeit, als ſein Beruf
War, daß er ſelbſt ſolch edles Bildwerk ſchuf.
Das Bild lockt ihn herein, er ſieht entzückt
Die junge Artemis zum Tanz geſchmückt,
Zierlich den Schuh dem Knöchel angeſchnürt;
Das Unterkleid, das nur das Knie berührt,
Knöpft auf der Schulter ſie ſich feſt und blickt
Herunter, ob der Knopf ſich richtig ſchickt.
Zierlich geſcheitelt iſt das ſeidne Haar,
Die Stirne rein, das Auge keuſch und klar.
Anmuth durchwallt die reizende Geſtalt,
Sie greift ans Herz mit zaubriſcher Gewalt,
Ein wirklich Weib und doch ein Götterbild,
So groß als mild.
Der junge Bildner ſtaunt und fragt entzückt:
Wer war der Meiſter, dem dies Werk geglückt?
Und lebt auf Erden dieſe Jungfrau, die
Zum Vorbild ihm die holden Glieder lieh?
War's Artemis, die aus des Waldes Kranz
Herunterſtieg, ſo wie ſie geht zum Tanz
Auf feuchter Wieſe mit der Nymphen Schwarm?
Und wies ſie ihm den bogenſtarken Arm
Den kräft'gen Fuß, der jäh den Bergwald auf
Der Hinde folgt im ſichern Siegeslauf,
Daß ihm harmoniſch wie ein Feſtgeſang
Dies Bild gelang?
Und weiter lockt es ihn nach kurzem Lauſchen,
Denn fern her hört er einen Springquell rauſchen;
Er ſchreitet tief ins blühnde Paradies,
Kaum hörbar ſtreift der Fuß den feinen Kies,
Des Brunnens Plätſchern, wie er weiter ſchritt,
Verdeckt dem Ohr den leichten Jünglingstritt;
Er biegt um den Granatenſtrauch — und nah
Steht vor ihm, ſchau, des Bildes Urbild da:

Ein blühend Mädchen, hochgebaut und ſchlank,
Sitzt an dem Springquell auf der Gartenbank;
Nur fließt entlang der jugendlichen Glieder
Heut züchtig lang das Faltenkleid hernieder,
Und ihr zur Seiten auf der Steinbank ruht
Der Mantel und der runde Schattenhut,
Den ſie hat abgelegt von Mittagsſchwüle
Im Wohlgefühl der ſanften Abendkühle;
Das Haar, vom lauen Hauch, des Bandes los,
Viel Gartenblumen liegen ihr im Schoß,
Er ſieht nur halb ihr abgeſenkt Geſicht,
Wie reizvoll ſie den Schatz zu Kränzen flicht —
Ein irdiſch Weib, nicht von Olympos Höhn,
Doch götterſchön!

Da fällt ſein Schatten in dem Abendglanz
Mit einmal auf des Springquells Marmorkranz;
Sie fährt zuſammen, wie ſie aufwärts blickt —
Da ſteht ein Fremder! Er und ſie erſchrickt.
Sie greift die Blumen und die Kränze ſtumm,
Und züchtig ſchlägt ſie raſch den Mantel um
Und nimmt den Hut, um ihres Wegs zu gehen;
Doch ſcheint ſein Blick ſie um ein Wort zu flehen,
Und ſanft ſpricht er: Verzeih mir, daß ich keck
Hierher mich wagte, Herrin, dir zum Schreck.
Sie ſchweigt zuerſt und nickt nur kurzen Gruß,
An ihm vorüber will der ſchlanke Fuß;
Doch als ſie ihm ins treue Auge ſah,
Spricht freundlich ſie: Ein Fremdling biſt du ja
Und weit gewandert, ſeh ich. Ruh dich aus
Am Brunnen hier, denn gaſtlich iſt dies Haus,
Und mögen gute Götter ob dir walten,
Wenn du's verdienſt! — Er wagt nicht, ſie zu halten,
Als jetzt vom Sitz ſie ruhig ſich erhebt
Und raſch entſchwebt.

Ihr Schritt verhallt. Er bleibt zurück, verwirrt.
Rings in den Büſchen die Cicade ſchwirrt;
Die Blumen duften ſtärker, lind und lau
Aus rothen Wölkchen träuft der Abendthau
Und küßt ihm von der Stirn des Tages Brand.
Er ſtreckt ſich träumend an des Beckens Rand,
Das Haupt auf ſeinen Wanderſtab geſenkt —
Wie lange, weiß er nicht. Die Seele denkt
Nur an das Glück, daß ſie er ſollte finden,
Und Welt und Zeit vor dieſem Bild verſchwinden.
Hier lebt ja ſie, ſie athmet dieſe Luft,
Er trinkt mit ihr den gleichen Blumenduft —

Digitized by Google

Hin iſt, was je geſchmerzt ihn und gefreut;
Eins bleibt nur: daß die Vaterſtadt, die heut
So grau, ſo blöden Augs ihn angeſtarrt,
Ihm Heimat ward.

* *
*

Die Nacht war da. Es lag die ſtille Welt
Vom blauen Sternenſchimmer mild erhellt,
Und von dem Meer ſcholl fern der Brandung Stoß.
Schwer riß er ſich aus wachen Träumen los
Und wand ſich leis entlang den Gartenpfaden
Zum Gitterthor, das offen ihn geladen.
Raſch ſchritt er nun zur Stadt, und aus dem Dunkeln
Sah er in jedem Haus die Lichter funkeln;
Er trat ins Thor und ging durch Markt und Straßen,
Wo vor der Thür noch Mädchen plaudernd ſaßen.
Zur nächt'gen Raſt ſtand endlich ihm der Sinn,
Und zu der untern Vorſtadt trieb ihn hin
Die Neugier, wo am ſchroffen Hügelrand
Weitſchauend ſeine Bildnerwerkſtatt ſtand,
Eh er auf Abenteuer zog hinaus,
Daran gelehnt lag ihm ſein Elternhaus.
Wie öd mag's, dacht' er, heute drinnen ſein!
Doch er erſtaunt: es brach ein Lampenſchein
Durchs Fenſterchen beim Thor, wo ſeine Statt
Zum Oeffnen und Verſchluß der Pförtner hat.
Er eilt zu klopfen; aus dem kleinen Zimmer
Bewegt ſich und kommt her der Lampe Schimmer;
Ein alter Schaffner öffnet, hält das Licht
Der Lampe hoch und ſpäht ihm ins Geſicht.
Wie kommſt du, fragt er, uns ſo ſpät daher?
Was iſt dein Name, Wandrer? Dein Begehr?
Der Andre zieht die Stirne kraus, und ſcharf
Lacht er: Ich bin es, der hier fragen darf!
Was ſchaffſt du hier im Haus, das dein nicht iſt?
Dies Haus iſt mein!
Willkommen denn, ſo biſt
Du Praxias.
Ich bin's.
Tritt ein ins Haus,
Das dir ſich öffnet, Herr, und ruh dich aus!
Gelobt ſei Ares, der dein lockig Haupt
Uns hat verſchont, den längſt wir todt geglaubt!
Sei fröhlich jetzt zu Speis und Trank und Raſt
Dein eigner Gaſt.

Sie treten ein. Er ſteht im trauten Raum,
Wo er geträumt den erſten Wiegentraum,
Wo oft der Mutter er gehüpft im Schoß,
Wo er an Knabenſpielen wurde groß,
Und wo der Vater treu und ehrenwerth
An dem Homer das Leſen ihn gelehrt
Und an dem Thon das Formen. Wieder ſitzt
Er auf dem Schemel, den er ſelbſt geſchnitzt.
Der Alte bringt, was Küch und Keller bot:
Gebraten Zicklein, weißes Weizenbrot,
Auch blaue Feigen, goldnen Honigſeim
Und Landwein her. Wie fühlt er ſich daheim,
Als ihm der alte Miſchkrug wieder blinkt,
Der oft dem Knaben froh zum Mahl gewinkt.
Den Geiſtern ſeiner Eltern gießt er aus
Des erſten Tropfens Spende. Wein und Schmaus,
So köſtlich wollen ſie ihm heute munden,
Wie in der Fremde er ſie nie gefunden.
Und weil er froh der Heimatskoſt genießt,
Schaut ihm vergnügt der Alte zu und gießt
Ihm tapfer ein, bis er ſein Mahl geendet.
Dann aber zu dem Wirthe fragend wendet
Der Gaſt ſich: Sprich, wie kommt's, daß du hier ſchalteſt
Und mir, den du nicht kennſt, mein Heim verwalteſt?
In ein gefülltes Haus kam heut ich her
Und ließ es leer.

Das, ſpricht der Alte, künd ich williglich:
Wir kommen von Athen, mein Herr und ich.
Die Stadt hier will am ſchroffen Hügelende
Gen Süden, weißt du, ob dem Rebgelände
Dem Dionyſos neu den Tempel bauen.
Des Gottes Bild in Marmor auszuhauen,
Beriefen ſie, der weit herum im Land
Als Bildner wie als Gießer wohl bekannt,
Den alten Agathon.

Der lebt noch? ſpricht
Der Jüngling froh, es ſtrahlt ſein Angeſicht.
Ihn, den ich ſchon als Knabe hoch verehrt,
Soll ich noch ſchaun! Wo iſt er?

Herr, er kehrt
In wenig Tagen heim. Zu kurzer Fahrt
Ging er nach Paros, wie ſtets ſeine Art,
Um ſelbſt den Block zu wählen für das Bild.
Drum ſind wir hier, und die Prytanen – ſchilt
Sie nicht darum — ſo lange warſt du fort,
In Jahren kam von dir nicht Brief noch Wort,

Kein Erbe lebt — dein herrenloſes Gut
Fürſorglich nahmen ſie's für dich in Hut,
Zum Nutz der Stadt auch, bis du wiederkämeſt
Und neu Beſitz von deiner Werkſtatt nähmeſt.
Die liehen uns ſie. Du biſt glücklich ja
Zurück. Willſt du, ſo bleiben wir wohl da,
Bis unſer Werk vollendet. Willſt du nicht —
Ihr ſeid die liebſten Gäſte mir, ſo ſpricht
Der Jüngling froh. Mag mir, mein Haus zu ehren,
Noch lange ſolchen Gaſt das Glück beſcheren!
Nun aber drückt der Schlaf mir ſchwer die Lider,
Und deine Lampe, ſiehſt du, brennt ſchon nieder;
Bring mich zur Raſt, um in der Heimat Hafen
Mich auszuſchlafen.
Der Schaffner nickt und leuchtet, doch voran
Stürmt ohne Licht durchs Haus der junge Mann,
Aufwärts die Treppe geht's, als ob er fliege,
Er kennt noch jede Stufe von der Stiege,
Die er ſo oft mit hohem Sprunge maß.
Er ſteht in ſeinem eignen Schlafgelaß,
Das heut gerüſtet und geſchmückt aufs beſte
Zum Schlafraum für des Hauſes werthe Gäſte.
Ein reinlich Lager ſieht er ſich bereitet,
Purpurne Wollendecken drauf geſpreitet,
Von ſeiner eignen Lampe froh erhellt,
Den eignen Waſſerkrug dabei geſtellt.
Der Alte grüßt und geht, und raſch befreit
Der Hausherr ſich von ſtaub'gem Schuh und Kleid
Und ſtreckt mit frohem Sinn die müden Glieder
Zur Ruhe nieder.

* * *

Nach langer Wanderſchaft, wie ſchläft ſich's gut
Am Morgen in des eignen Hauſes Hut!
Der Tag iſt trüb heut, und der Regen ſpinnt
Sich leis herab. Im friſchen Morgenwind
Wie brauſen laut im Hof die alten Bäume
Und wiegen ihn wie einſt in Kindesträume.
Durchs offne Fenſter leiſe plätſchernd rauſcht
Der Brunnen, dem er ſchlaflos oft gelauſcht.
Tief in den Morgen ſchläft er ſüß und feſt,
Bis endlich lächelnd ihn der Traum entläßt
Und er, von friſcher Lebenskraft beſchwingt,
Vom Lager ſpringt.
Der Schaffner grüßt, das Frühmahl ſteht bereit,
Er aber braucht zum Eſſen wenig Zeit;

Die Neugier treibt ihn an, auf weichen Sandeln
Im Haus durch jegliches Gelaß zu wandeln.
Wohl mag ein Herr ſich freuen, will ſein Eigen
So wohl behütet ſeinem Blick ſich zeigen.
Nie frug er ſonſt nach Schmuck als Junggeſell,
Heut prangt die Wand von Farben friſch und hell.
Ein ſteinern Eſtrich blinkt in jedem Zimmer,
Jeglich Geräth erglänzt in blankem Schimmer.
Was er verließ zerfallen und gealtet,
Iſt Alles friſch und zierlich neu geſtaltet.
Der unbewohnten Räume Moderduft
Hat er befürchtet — und die Morgenluft
Spielt durch die Säulen freundlich und bekannt,
Als ſchaltete hier eine Frauenhand,
Die Allem, was ſie nur umgiebt, verleiht
Den Abglanz ihrer eignen Freundlichkeit,
Die Alles, ſelbſt im ſtillen Thun beglückt,
Mit Anmuth ſchmückt.

Zuletzt tritt er zur hellen Werkſtatt ein.
Durchs Fenſter ſpielt der Roſen Duft und Schein,
Die hoch ſich um des Höfchens Säulen ranken
Und halbverſchlafen heut im Regen ſchwanken.
Und weil der Guß noch draußen niederſauſt,
Fühlt er daheim ſich froh und wohlbehauſt.
Mitten im Raum grüßt hoch vom Fußgeſtell
Des Agathon vollendet Thonmodell,
In feuchte Tücher ſorglich eingeſchlagen,
Doch darf er es nicht zu entſchleiern wagen.
An einer Wand ſtehn, die er ſelbſt vorzeit
Als Knabe ſchuf, Entwürfe viel gereiht.
Seitdem hat prüfend er an allen Enden
Die Kunſt geſchaut von höchſten Meiſterhänden,
Das eigne Machwerk, das er halb vergeſſen,
Er prüft es heut mit reiferem Ermeſſen.
Oft ſchüttelt er den Kopf, doch es gefällt
Auch Einzles ihm, das heut noch Probe hält.
Einſt, ruft er ſtolz, vermocht' auch ich zu ſchaffen!
Wohl ward die Fauſt mir hart an Wehr und Waffen;
Doch ſchaun wir zu, ob nicht der Geiſt noch heut
Der Hand gebeut!

Geräth liegt reinlich auf dem Tiſch bereit;
Er wirft den Mantel ab, im Aermelkleid
Geht's friſch ans Werk. Da liegt der weiße Thon,
Er knetet ein paar Hände voll davon,
Das, was er machen will, braucht kein Beſinnen,
An einem kleinen Werk will er's beginnen

Und prüfen, ob der Wunſch ihn nicht betrog.
Ein Häufchen Thon, kaum eine Spanne hoch,
Setzt er aufs Brett und formt es mit den Händen,
Dann greift er nach den Stäbchen zum Vollenden.
Doch lacht nicht gleich ihm fröhliches Gelingen,
Er muß die ſteifgewordnen Finger zwingen
Und hadert mit ſich, daß er als ein Thor
Im fremden Sold ſo manches Jahr verlor.
Doch bald kehrt ihm der Griff zurück, die Hand
Bewegt ſich wieder ſpielend und gewandt,
Und mächtig faßt den welterfahrnen Mann
Die friſche Luſt der Arbeit wieder an.
Die Stunden rollen in der Einſamkeit
Geräuſchlos hin, doch ihm ſteht ſtill die Zeit.
Spät folgt dem Schaffner er zum Abendmahl,
Und Morgens weckt ihn ſchon der erſte Strahl,
Daß er ſich wieder zu dem Schaffen wendet
Und Bild auf Bild in raſchem Zug vollendet.
Und hell, indeß der Regen draußen ſprüht,
Wird ſein Gemüth.

O, wem wird Glück, wie es dem Künſtler winkt,
Wenn ihm im Schaffen Zeit und Welt verſinkt,
Wenn aus der Seele feierlichem Schweigen
Die Bilder leuchtend in das Leben ſteigen!
Was als ein todter Klumpen vor ihm ſtand,
In Gold verwandelt Alles ſeine Hand;
In Allem ſchaut er den vollkommnen Leib,
Den er nur kennt, und jedes blühnde Weib,
Ob mehr, ob minder Reiz dem Blick ſie biete,
Wird Aphrodite.

* * *

Und nach drei Nächten kam die Sonne wieder,
Hell ſchien der Mittag auf die Fluren nieder.
Da gab im Hof der Hund ein luſtig Bellen
Und Mäuler klingelten mit ihren Schellen.
Es ſummten durch das Haus verworrne Stimmen,
Wie an dem Frühlingstag die muntern Immen,
Wenn ſie die Zellen kaum im warmen Stock;
Denn abgeladen ward der mächt'ge Block
Aus Paros Grotten, welchen keuchend ſchwer
Vier Stiere hügelauf geſchleppt vom Meer.
Das Alles konnt' er aus der Werkſtatt hören,
Doch mocht' er nicht die erſten Grüße ſtören
Und gönnte gern dem Greis die kurze Raſt,
Bis ſelbſt er grüßen käme ſeinen Gaſt.

Still fuhr er fort am Werke, wie er pflag,
Den langen Tag.
Und gegen Abend war's, da trat herein
Der hohe Greis, der Locken Silberſchein
Floß ihm ums Haupt, von goldnem Band gehalten,
Die hohe Stirn noch frei von müden Falten,
Das Antlitz feſt und ſcharf aus Erz gegoſſen,
Vom langen Barte prieſterlich umfloſſen.
Der grüßt ihn freundlich: Heil dir, Praxias,
Der unſre edle Kunſt nicht gar vergaß
Um Ruhm und Beute! Durch der Bürger Mund
Ward es mir oftmals in der Lesche kund,
Was für ein wackres Schaffen dich ſchon ehrte,
Eh du den Meißel tauſchteſt mit dem Schwerte;
Auch ſagte mir's manch Werk von deiner Hand,
Das als Entwurf in deiner Wohnung ſtand.
Und daß du, bis mein Werk vollbracht, den alten
Genoſſen gaſtlich bei dir willſt behalten,
Dank ich dir freundlich. Nun, dem Gott zum Preiſe,
Den ich ſoll bilden, bring ich von der Reiſe
Ein Faß von ſeinem heil'gen Naxos mit,
Wo einſt gewandelt iſt ſein Segensſchritt —
Der iſt für Beide nun, laß uns ihn proben,
Du wirſt ihn loben.
Der alte Schaffner kommt und bringt den Wein,
Miſcht ihn mit kühlem Naß und gießt ihn ein.
Doch, ſpricht der Greis, damit hier unſer Wirth
Erkennt, wer ſich als Gaſt zu ihm verirrt,
Soll er den Gott in meinem Thonbild ſchauen;
Deck's ab! Der Alte thut's, und aus der grauen
Umhüllung, wie aus trüben Wolken mild
Ein Stern, entſteigt des Gottes lichtes Bild,
Wie er als Held, die Panther im Geſpann,
Einſt Indiens ſchätzereiches Land gewann.
Ein mächtig Löwenfell umhüllt die Glieder
Und wallt ihm zottig zu den Hüften nieder;
Der Jüngling nicht in weichlichem Erſchlaffen,
So wie ihn einſt Praxiteles geſchaffen,
Der an den ſtämm'gen Satyr ſanft gelehnt
Wach träumend ſich im erſten Rauſche dehnt.
Nein, hier des weichen Frauenreizes bar,
Doch wie ſich's ziemt für Tempel und Altar:
Der reife Mann, der aufrecht ſteht und feſt,
Das Auge hell, die Lippen eingepreßt;
Ein Denker, der durch Geiſt den Geiſt bezwingt,
Der aus der Traube Blut zum Haupte ſpringt,

Dem leis der Wein die Stirn hat angeglüht,
Daß drunter der Gedanke friſcher blüht,
Wenn er in männlichem Geſpräch die Nacht
Beim Kelch verwacht.

Der Jüngling ſtaunt das hehre Bildwerk an,
Und jauchzend bricht er aus: Du ſel'ger Mann,
Der nach der alten Meiſter hohem Ruhm
Ein ſolches Werk noch ſtellt ins Heiligthum!
Das würd'ge Haupt, der mächt'gen Glieder Pracht,
So groß hat Niemand je den Gott gedacht!
In dir, o Meiſter, wird der Tag erneut,
Als Hellas junger Freiheit ſich erfreut,
Als aus Gewölk, vom Wetterſtrahl gefüllt,
Sich Zeus dem Flehn des Phidias enthüllt,
Als der Olymp, zum Preis dem Perſerſieg,
Zur Erde ſtieg.

Der alte Meiſter lächelt: Das mag ruhn!
Ich denke nicht ſo groß von unſerm Thun.
Doch laß uns heut die erſten Jünger ſein,
Die mein Gott lädt zu ſeinen Gaben ein;
Zu ſeinen Füßen wollen friſch wir trinken,
Die Becher winken!

Sie ſetzen ſich, der Greis ſchenkt wieder ein,
Und ſie durchglüht der feurig ſüße Wein.
Doch dunkelt's leis auf Agathon's Geſicht,
Still ſchaut er in den Becher, und er ſpricht:
Jüngling, die Zeit wird für den Bildner ſchwer!
Wohl mögen droben überm Inſelmeer
In Aſien ſtolz die neuen Städte glänzen,
Die meilenlang die Wand mit Bildwerk kränzen
Und auf dem Markt mit Rieſengruppen prunken;
Doch es erloſch der echte Altarfunken.
Dem Fürſtenſtolz dient jetzt des Künſtlers Hand,
Die Ehrfurcht vor den Himmliſchen verſchwand.
Wo wir an goldenen Palaſt geglaubt,
Des Ida Stirn ward uns ein ſchneeig Haupt;
Kein Zeus thront in der Wetterwolke hehr,
Und kein Poſeidon peitſcht im Sturm das Meer;
Die Sonne ſteigt nicht mehr auf weißen Roſſen,
Und Kypris iſt in Schaum zurückgefloſſen.
Ja, in uns ſelbſt muß Kraft und Muth erſchlaffen,
Wir glauben ſelbſt an das nicht, was wir ſchaffen.
Die Herzen ſind verglüht, der Witz der Spötter
Vertrieb die Götter!

Da aber hebt der Andre hoch die Schale:
Nein, Meiſter, bei des Helios ew'gem Strahle —

Vergieb dem Jünger, wenn er widerſpricht —
Die Götter leben, und ſie ſterben nicht!
Im hohen Aether wandeln ſie nicht mehr,
Doch gütig ſchritten ſie zur Erde her,
In Jugendblüthe ewig ſich entfaltend,
In ſchönem Menſchenleib ſich neu geſtaltend.
Schau, als ich durch die Stadt am andern Tag
In läſſiger Betrachtung ſchritt, da lag
Mir des Olympos voller Glanz erſchloſſen,
Durch Götterblut in Mann und Weib ergoſſen.
Der Jüngling, ſtark zu Spiel und Kampf erzogen,
Den Wagen lenkend in gewandtem Bogen,
Er iſt ein Sonnengott, nicht minder ſchön
Als einſt Apollon in des Aethers Höhn.
Nicht holder als ein Weib von Tanagra
Trat Aphrodite dem Anchiſes nah!
Willſt du die Charis bilden, nimm ein Kind
In erſter Jugend, wie hier hundert ſind,
Das Mädchen forme dann, wie du ſie kennſt —
Wird ſchöner ſie, weil du ſie Göttin nennſt?
Da glänzt ſie froh von ihrem eignen Leben,
Was brauchſt du Pfeil und Bogen ihr zu geben?
Wenn kühle Weisheit den Olymp vertreibt,
Die Schönheit bleibt!

Doch, ſpricht der Greis, willſt du Vollendung ſchauen,
Die wandelt nicht auf grünen Erdenauen!
Ein Höchſtes ſucht das Herz, das, unerreicht
Von Mann und Weib, uns ſtill vom Himmel ſteigt.
Und wollten wir, was mag zum Vorbild paſſen,
Als Bildner in vollkommne Formen faſſen,
Wie ſelten wird in dieſen ſpäten Tagen
Ein edel Tempelbild uns aufgetragen!
Schenkt uns die Schönheit auch im Leben Gunſt,
Wo bleibt die Kunſt?

Da lacht der Andre froh ihm ins Geſicht:
Da gräme, lieber Meiſter, du dich nicht!
Warum ein Bild nur für den Tempel? Nein,
Die Kunſt, ſie kehr ins kleinſte Häuschen ein.
Schau, was ich ſelbſt erfand in dieſen Tagen!
Dir will ich meine Hand zu zeigen wagen.
Stets hielt ich mir des Stümpers Urtheil fern,
Doch vor den ganzen Meiſter tret ich gern,
Der auch in dem, was noch nicht reif vollbracht,
Durchſchaut, was doch der Jünger ſchön gedacht.
Nicht Götterbilder freilich bring ich dir —
Doch ſchau nun hier!

Von seinen Bildchen hebt er ab das Tuch:
Dies Mädchen sieh, das auf dem Haupt den Krug
Vom Brunnen heimträgt und zur Höhe steigt;
Die Last stützt mit dem einen Arm sie leicht,
Indeß am Kleid, das hoch der Gürtel schürzt,
Die linke Hand noch mehr die Säume kürzt;
Gleicht sie der Palme nicht, die windbewegt
Doch schlank die schwere Datteltraube trägt?
Nun sieh die Knäbchen hier: sie werfen Ball,
Auf ihren Beinchen stehn sie fest und drall
Und blicken über sich; der eine schlug
Aufwärts den Ball, wie lauern sie so klug,
Wie streckt sich jedes Händchen voll Verlangen
Den Flüchtling noch in freier Luft zu fangen.
Doch fällt er, glüht der Eifer auf in allen,
Sie greifen zu und purzeln hin und fallen.
Hier noch der Alte mit dem Buckel, der
Sein Brett vorm Bauche trägt von Krammerk schwer,
Auf Wackelbeinen steht er, doch nicht faul
Schreit er die Waaren aus mit breitem Maul.
Und so noch dort Figürchen allerlei,
Zum heitern Spiel, doch Ernstes auch dabei;
So wie ich's sah, wie's lebend zu mir sprach,
So macht ich's nach.

Der greise Meister lacht: Hier zeigt sich's klar,
Das, was vorhin du sprachst, du machst es wahr.
Wie oft hab ich die Jungfraun so gesehn
Vom Quell hinauf die Felsentreppe gehn!
Die Knaben auch, die immer mir gefielen,
Sah ich ja hundertmal am Markte spielen,
Und hier der Kerl, der zieht durch Stadt und Land,
Den kenn ich erst wie meine rechte Hand.
Stets freut ich mich der wechselnden Gestalten,
Die vor dem Auge mir vorüberwallten,
Doch das zu modeln kam mir nie in Sinn,
So alt ich bin.

Der Andre spricht: Fängst du, Herr, an zu lachen,
So wird mein Thun dem Volk auch Freude machen.
Wer Erz und Marmor nicht erwerben kann,
Hier ist gesorgt, daß auch der arme Mann,
Wenn heim vom Feld er bringt die schwere Garbe,
Beim eignen Herde nicht der Anmuth darbe.
Solch heitres Spielzeug soll sein eigen sein,
Das stellt mit andrer Zier er in den Schrein,
Und Alles freut sich an der schmucken Habe.
Wenn ihm sein Weib starb, weiht er's ihrem Grabe;

Digitized by Google

Doch in den Kindern, die's mit Luſt beſchaut,
Lebt fort ſein Reiz und grüßt ihn wieder traut.
Doch fehlt mir jetzt noch eins zum Vollgelingen,
Daß auch ins ärmſte Haus wir Freude bringen.
Sieh, was ich noch erfand! Den Gips gegoſſen
Hab ich um eins, und aus der Form entſproſſen
Stehn hier noch zwanzig ſauber ausgeprägt;
Jedes, du ſiehſt, der Mutter Gleichniß trägt.
Nun jedem Köpfchen gilt's ein einzeln Leben
Mit ſcharfem Stäbchen modelnd noch zu geben;
Schnell wird's gebrannt, denn dauernd ſoll es ſein,
Ein armer Obolus, und es iſt dein.
So arm iſt Keiner, dem ſein Los nicht gönnte,
Daß ſolche Hauszier er gewinnen könnte.
Da hilf mir, Herr! Magſt du bei uns verweilen,
Bleibe bei mir, laß Müh und Lohn uns theilen!
Solch hohen Schönheitsſegen, hilfſt du mir,
Den ſchaffen wir!

Froh ſchaut der Greis ſich lang die Bildchen an
Und lächelt freundlich auf den jungen Mann:
Fürwahr, das iſt ein ſchöner Fund, mein Sohn,
Und bringt dir zu dem Gold noch edlern Lohn.
Mir ahnt's voraus: in künft'ger Zeiten Lauf
Gräbt man dein Werk aus Grabesnacht herauf,
Und ſpäte Völker freun ſich im Gemüth,
Wie ſchön die Welt in Hellas einſt geblüht.
Wenn längſt mein Marmorbild in Trümmer brach,
Bleibt hier an uns ein froh Erinnern wach.
Vergehn auch hundert, eins wird ſich verſtecken
Und tauſend Jahr nach uns noch Freude wecken.
Ich bin dabei, du haſt mein Herz gewonnen,
Und morgen mit dem Frühſten ſei's begonnen.
Doch welches Stück zuerſt von allen hier
Vollenden wir?

Der Jüngling lächelt — zögert — doch er geht,
Wo ihm im Winkel noch ein Bildchen ſteht,
Das feiner als die andern ausgeführt,
Mit holderm Zauber den Betrachter rührt.
Die Jungfrau iſt's, die er im Garten ſah,
Ihr Bild blieb ihm im Traum und Wachen nah;
Aus der Erinnrung ſchuf er nach die Züge,
Das edle Haupt, des Leibes fein Gefüge.
Wie er ſie ſchaute, ſitzt ſie, das Geſicht
Sanft auf den Kranz hinſenkend, den ſie flicht.
Der Alte, der das Urbild gleich erkennt:
Das, ruft er, iſt, was man ein Wunder nennt!

Dies Mädchen lebt, du aber ſahſt ſie nie,
Wie kennſt du ſie?
Der Jüngling lacht: Denkſt du, die Götter ſind
Nur deinem greiſen Haupte hold geſinnt?
Auch mir ſtieg Artemis vom Latmos nieder
Und zeigte mir die Jugendpracht der Glieder.
Die Göttin bilden, das war dir Beruf,
Indeſſen ich ein irdiſch Mädchen ſchuf.
Die kühle Jungfrau du, die ſich verſagt
Dem Halbgott ſelbſt, und ich die holde Magd,
Die einen Mann, dem Eros es mag gönnen,
Wird lieben können!
Ungläubig hört's der Greis und wiegt das Haupt:
Dein Märchen iſt ſo ſchön, daß gern man's glaubt.
Doch ſprachſt du wahr: die Götter ſind nicht fern,
Sie wandeln Menſchen unter Menſchen gern.
Aus jenem Meer, das gürtet unſer Land,
Stieg blühend einſt die Anmuth an den Strand
Der Blumeninſel; ſie will treu uns bleiben,
Und kein Barbar wird aus dem Land ſie treiben.
Komm jetzt: daß Schönheit unſres Volkes Eigen,
Ich will dir's zeigen.

* * *

Er nimmt das Bild; den Roſenhag entlang
Führt er den Gaſtfreund durch den Säulengang
Und öffnet ein Gelaß. Ein wüſter Ort
War's ſonſt, zerbrochner Hausrath fand ſich dort,
Von roſt'gem Riegel jahrelang verſchloſſen.
Heut iſt vom hellen Licht der Raum durchfloſſen,
Das von Etruriens Candelabern leuchtet.
Der Eſtrich iſt mit duft'gem Naß befeuchtet;
Der Maſtix ſeinen feinen Ruch verbreitet,
Zwei Polſter bei dem Tiſch ſind ausgeſpreitet,
Köſtlich Geräth zum Nachtmahl ſteht bereit,
Trinkſchalen bunt und zierlich aufgereiht.
Doch kaum hat all den Schmuck der Blick geſtreift,
Da ſtarrt der Jüngling, und das Auge ſchweift
Entlang der Wand, wo in der Lampen Strahl
Gewalt'ge Bilder glänzen, vier an Zahl.
Der Krieg iſt's, den mit Jauchzen und mit Beben
Den Vätern noch verliehn war zu erleben,
Der leis vom Duft des Märchens ſchon umhüllt,
Noch jede Griechenbruſt mit Jubel füllt:
Wie Alexander Aſien niederzwang
Und bis zur fernſten Wüſteninſel drang.

Dort der Granikos, wo, den Zaum gekürzt,
Zuerſt er in des Bergſtroms Strudel ſtürzt,
Indeſſen vor dem Halbgott die Barbaren
In zügelloſer Flucht entſetzt zerfahren.
Hier Iſſos, wo den Lanzen kühn vorauf
Er ſauſend an den Perſer ſprengt im Lauf,
Dem wild die ſchwarzen Roſſe ſich verſagen,
Ihn über die Gefallnen fortzutragen.
Dann in dem Königsſaal der wilde Tag,
Als Thais trunken ihm am Buſen lag
Und ihm die Fackel drückte in die Hand,
Er ſchwang ſie — und Perſepolis verſchwand.
Zuletzt gekrönt mit Roſen ſah man ihn,
Wie Roxane beim Feſtmahl ihm erſchien,
Und Aſiens dunkle Schönheit ihn erfaßte,
Daß ſeinem Aug ſein nordiſch Heim verblaßte.
Das Alles hell und meiſterlich gebildert
Und wie es kam und ging getreu geſchildert —
Ein Heldenlied in Farben, Seiner werth,
Deß Thun es ehrt.

Der Jüngling ſtaunt ob dieſer Wunderwelt;
Der Alte drauf: Mich freut's, wenn dir's gefällt.
Wir fanden voll Gerümpel dies Gemach;
Was dein war, ſteht dir ſicher unterm Dach;
Dies Zimmer, abgewandt vom Sonnenſtrahle,
Wir wählten's, weil es kühl, für unſre Mahle.
Drum ließ ich ſtattlich Deck' und Wand erneuen,
Und unſer Aug beim Becher zu erfreuen,
Schuf Alles, wie's in Aſien einſt geſchah,
Treu bildend meine Tochter Helena.
Du ſtaunſt wohl, daß ein Weib ſolch Werk erſchuf?
Von Jugend auf war ihr die Kunſt Beruf;
In meiner Werkſtatt reifte früh ihr Sinn,
Dann führt ich ſelbſt nach Epheſos ſie hin
Zum göttlichen Apelles, und mit Gunſt
Nahm der ſie an und lehrte ſie die Kunſt,
Die leicht aus Licht und Farbe webt Geſtalten,
Weil mühſam wir im harten Steine walten.
An dieſen Platz hier ſei dein Bild geſtellt,
Und ſie ſoll ſagen, ob's ihr wohlgefällt.
Du wirſt ſie ſehn, ſie theilt in dieſem Saal
Heut unſer Mahl.

Die Thür geht auf, die Jungfrau tritt herein,
Hell wird der Raum von ihr wie Sonnenſchein.
Er ſchaut ſie an — ſie iſt's, ſein Herz entbrennt —
Sie, die er kennt!

Ein weiß Gewand umſpielt den Bau der Glieder,
Das friſche Jugend warm mit Leben füllt,
Zum Gürtel zieht ſich's von den Brüſten nieder,
In ſtraffen Falten deutend, was es hüllt.
Die Schulter fließt vom Haupt in ſanftem Bogen,
Drauf die Cicade feſt den Mantel ſchnürt,
Der ſaffranfarb am Rücken hingezogen,
Der Arme Paar entblößt, das frei ſich rührt;
Das Haar, vom Sternendiadem gehalten,
Gießt um das edle Haupt der Locken Pracht;
So ſiehſt du hehr die ew'gen Lichter walten
Ob winddurchſpielter dunkler Frühlingsnacht.
Siegreich durchbrechend des Gewandes Hülle
Erſtrahlt des reifen Weibes Schönheitsfülle —
Das Marmorbild ſprang von dem Fußgeſtell
Ins Leben hell.

Sie hebt das Haupt, und wie ſie ihn erblickt,
Erkennt auch ſie ihn gleich, und ſie erſchrickt
Und neigt erbleichend ſich vor ihrem Gaſt.
Doch zu der Tafel tritt ſie raſch gefaßt
Und füllt mit Meth die bilderreiche Schale:
Willkommen, Praxias, bei unſerm Mahle
Als Gaſt und Wirth! Für deine Freundlichkeit
Sei dir von mir der erſte Trunk geweiht! —
Die warme Lippe kränzt der Schale Rand,
Er nimmt ſie und berührt die kühle Hand
Und fühlt, wie ſiedend ihm des Blutes Wellen
Zum Herzen quellen.

Er giebt den Becher ihr zurück; ſie ſetzt
Ihn auf die Tafel wieder hin, und jetzt
Fällt erſt ihr Aug aufs Bildchen, das zur Hand
Im hellen Licht vor ihrem Platze ſtand.
Sie ſieht ſich ſelbſt — es braucht nicht, daß ſie fragt,
In dieſem Bild hat Alles er geſagt!
So tief im Herzen hat er ſie behalten,
So treu ins Leben konnt er ſie geſtalten!
Ein Feuerblick — wer ſagt uns, was er ſpricht,
Iſt's Zorn, iſt's Scham? ſprüht ihm ins Angeſicht;
Dann aber wallt ihr Herz — ſie ſenkt die Lider
Erröthend nieder.

Auf ihre Polſter lagern ſich die Beiden,
Und auf den Seſſel ſetzt ſie ſich beſcheiden.
Viel redet Agathon von alter Zeit
Und von den Meiſtern der Vergangenheit.
Bericht giebt Praxias, wie Aſiens Macht
Erblüht, indeß ſich Hellas' Sterne neigen,

Und wie als Denkmal auf dem Feld der Schlacht
Im Marmorglanz die jungen Städte ſteigen.
Die Jungfrau aber lenkt von Kriegen hart
Sie wieder zu der heitern Gegenwart;
Sie ſinnen, was man noch erfinden kann,
Wenn erſt ihr Plan gekrönt wird vom Gelingen;
Die Jungfrau winkt die Dienerin heran
Und heißt die Bildchen aus der Werkſtatt bringen;
Eins wird gelobt, das andre wird belacht,
Sie ſchaun ſie prüfend an von allen Seiten,
Und weil ſie treu dem Leben nachgemacht,
So ſuchen ſpottend ſie nach Aehnlichkeiten.
Doch Helena beginnt: Eins weiß ich doch,
So gut ihr modeln könnt, das fehlt euch noch.
Weißt, Vater, wohl, wie du mich mit dir nahmſt
Und mit mir in den kleinen Tempel kamſt
Zu Theſpiä, wo der Jüngling Eros ſtand
Von des Praxiteles geweihter Hand?
Nicht blanker Marmor war's, die Lippe blühte;
Vom Edelſtein, der in dem Auge glühte,
Feurig belebt ſchoß ernſt der Blick hernieder,
Lichtbräunlich wärmten ſich die jungen Glieder.
Ich kniete vor dem Gott hin, und ich bebte
Und fürchtete den Pfeil, als ob er lebte.
Ein Maler, weit berühmt in Griechenland,
Der war's, der mit dem Stein die Farbe band
So kunſtvoll, daß auch heut noch ungetrübt
Die warme Form den ew'gen Zauber übt,
Und wir erglühn an ſeiner Liebespein.
Ihr ſeht, des Freundes kreidekalten Stein
Hold zu durchwärmen mit des Lebens Blut
Hielt ſich der große Nikias nicht zu gut.
Auch ihr, um euer Werk ſchön zu vollenden,
Bedürft des Vorbilds von des Malers Händen;
Drum will ich eurer Form, wollt ihr's geſtatten,
Die Farbe gatten.

Die Dienerin ſteht ihr bereit zur Hand
Mit Pinſel und Geräth, und raſch gewandt
Miſcht Helena den zarten weißen Grund
Und taucht mit ihm das ganze Bildchen rund.
Kaum daß der Thon das Naß begierig trinkt,
Schau, wie er mild in Silberſchimmer blinkt,
Und wie die Farbe, die er erſt gehaßt,
Er gierig jetzt mit zäher Liebe faßt.
Blau fließt der Mantel ab in feinen Falten,
Roſig das Kleid, vom Purpurgurt gehalten;

Goldbraunes Haar umſpielt die vollen Wangen,
Wo leisgehaucht ſchon ſanfte Roſen prangen.
Die Lippe will im Odemzuge beben,
Und durch die Farbe bricht das holde Leben.
Fertig! ſo ruft halb fröhlich ſie halb bang,
Doch wie ein Kind, wenn ihm ſein Werk gelang,
So lacht ſie laut, die holde Meiſterin:
Da, ſchaut nur hin!
Und raſch vom Polſter ſpringen Greis und Mann
Und treten an die Jungfrau froh heran.
Mit friſch gefüllter Schale feiern ſie
Ihr künftig Thun, dem ſie die Weihe lieh.
Der Vater neigt ſich auf ihr Angeſicht,
Küßt lächelnd ihr die reine Stirn und ſpricht:
Vom Himmel ſteigt mir eine Freudenſtunde —
Willkommen, Helena, in unſerm Bunde!
Doch heißer noch des Jünglings Wangen glühn,
Denn ſie wird mit ihm in der Werkſtatt walten;
In ihres dunkeln Auges Strahl erblühn,
Ein Blumenlenz, ihm künftige Geſtalten,
Wenn Beide richten der Erfindung Spiel
Aufs gleiche Ziel.
O Jugend! Goldne Stunde, wenn beim Mahl
Vom Lampenſchimmer feſtlich glänzt der Saal,
Wenn von der Frauen feinem Sinn gezügelt
Der luſt'ge Scherz den jungen Geiſt beflügelt,
Und wenn das Mädchen, dem dein Herz ſich neigt,
Sich anmuthsvoll als heitre Wirthin zeigt!
Goldſchimmernd ſchauſt du dann in ſel'gem Hoffen
Die Zukunft offen.

* * *

Die Augen ſinken, müde von der Reiſe,
Zuletzt beim Becher ſanft zum Schlaf dem Greiſe.
Auf den Altan tritt ſtill das junge Paar;
Der Nacht Azur umfaßt ſie dunkelklar,
Das Meer rauſcht ſeinen ew'gen Sang von ferne,
Und funkelnd glühn am Himmel hoch die Sterne.
Durch ihre Seelen klingt wie Feſtgeſang
Die Ahnung großen Glückes, voll und bang.
Und hätten ſie kein einzig Wort geſprochen,
Eins hört des Andern Blut im Herzen pochen,
Und was ſie fühlen, thun, ob ſchweigt der Mund,
Die Pulſe kund.
Wer merkt im jungen Glück der Stunden Flug?
Sie flüſterten und hatten's nie genug.

Ein Sternbild nach dem andern ſinkt hinunter,
Ihr Herz bleibt wach und ihre Augen munter.
Mit hellem Auge ſah's der junge Tag,
Wie ſtill ihr Haupt an ſeiner Schulter lag,
Wie ihn das dunkelfeuchte Aug entzückte,
Als ſanft er an die ſtarke Bruſt ſie drückte
Und, heiß durchwallt vom jugendlichen Blute,
Ein ſchönheitstrunken Herz am andern ruhte —
Ihr habt's erlebt, ihr denkt es zu erleben,
Und gerne wollt dem Dichter ihr vergeben,
Was ein unkündbar Wunder niederſteigt,
Wenn er's verſchweigt!

Des Dichters Aug ſchaut Alles, was geſchah,
Und jedem Werden iſt als Gaſt er nah,
Eh's noch ins Leben ſpringt. Wenn Phantaſie
Ihm ihre blauen Falterflügel lieh,
Schwebt er empor auf ihrem goldnen Saum
Und ſchaut der Menſchen Thun in farb'gem Traum.
Die Welt rollt unter ihm mit Wechſelbildern,
Ihm fiel die Kraft zum Los, ſie treu zu ſchildern,
Nicht wirklich, aber wahr. Aus ſeinem Mund
Ward ſo euch heut die Wahrheit treulich kund,
Wie ſpät in Hellas dort durch Eros' Gunſt
Ein friſches Reis aufſchoß am Stamm der Kunſt —
Und Alles wißt ihr nun, wie's einſt geſchah
In Tanagra.

* *
*

Dank dir, o Phantaſie! Noch einmal nahteſt
Dem Greis du, wie du oft zum Jüngling trateſt!
Du haſt in duft'gem Traum aus alter Zeit
Zur weichen Wehmuth mir geſchmelzt das Leid.
Auch wenn es in das ew'ge Sein verſchwebt,
Unſterblich iſt, was einmal hat gelebt.
Verklärt ins Licht ſteigt wieder mir empor,
Was ich beſaß, was ich ſo bang verlor.
Auf rothgeſäumter Wolke jugendſchön
Grüßt mich mein holdes Kind aus Aetherhöhn,
Und ſanft verſchwimmt's, ein roſ'ger Abendduft,
In goldne Luft.

Der Teufel in Schiltach.

Ein abſonderer hiſtoriſcher Beitrag

von

Wilhelm Jenſen.

I.

Bekanntlich — ſo pflegen die Hiſtoriographen ſich über einen geſchichtlichen Vorgang auszudrücken, den ſie irgendwo im Staube eines Bibliothekwinkels aufgeleſen und von dem außer ihnen kein Mitlebender mehr eine Ahnung beſitzt — bekanntlich trug ſich zur neunten Morgenſtunde des zehnten Tages im Aprilmonat des Jahres 1533 im Städtchen Schiltach ein Ereigniß von äußerſt folgenreicher Bedeutung für ſämmtliche Bewohner des genannten Ortes zu. Es geſchah dies (wie man ſich erinnern wird) unter der Einwirkung einer Perſönlichkeit, welche ſeitdem ihre unmittelbare Betheiligung an den irdiſchen Vorkommniſſen mehr und mehr aufgegeben hat, ohne ſich jedoch in Bezug auf indirecte Wirkſamkeit gleicherweiſe in den wünſchenswerthen Ruheſtand verſetzt zu haben. Wir jedoch — der Hiſtoriograph der nachfolgenden Mittheilungen und als ſolcher uns unſerer ſouveränen Mehrheitswürde bewußt — lehnen jede Verantwortung ab, an dem Einen wie an dem Anderen einer Schuld theilhaftig zu ſein.

Das genannte Städtchen Schiltach aber lag um jene Zeit — gegen das Ende des erſten Drittheils des ſechzehnten Jahrhunderts — an der nämlichen Stelle, wo es ſich noch heute, nur in ziemlich veränderter Erſcheinung, befindet. Die Kinzig ſpaltete damals wie jetzt den Schwarzwald in eine nördliche und ſüdliche Hälfte, und wo ſie ſich nach mannigfachen Krümmungen ihres von Norden herabkommenden Oberlaufs rechtwinklig nach Weſten

Digitized by Google

umschlug, hatten die Vorväter der gegenwärtigen Stadtbewohner den geeigneten Platz für ihre Ansiedelung zu finden geglaubt. Vermuthlich waren jene Begründer des löblichen Ortes ursprünglich, wie die Meisten ihres Gleichen, Hörige des auf einem mäßig steilen Berghang über dem Flußbett wohlfundamentirten und sicher umwallten alten Bergschlosses gewesen und hatten sich im Fortschritt der Zeit aus dem Raupenzustand jämmerlich am Fuß des Hügels hinkriechender Frohnleute zu Burgmannen, Lehensträgern, Freisassen und schließlich zur höchsten erreichbaren Vollendung als Pfahlbürger entwickelt. Und es steht abermals zu muthmaßen, daß auch das weibliche Geschlecht sich in getreulichem Anschluß und Wetteifer mit dem männlichen durch alle diese vielfältigen Wandlungen erst allmählich zu seiner späteren, ebenso vielfachen Auszeichnung durchgerungen.

Im Uebrigen bot unfraglich die Natur den ersten Ansiedlern auch noch allerhand vernünftigen Anlaß zur Begründung ihrer Heimstätte. Drei anmuthige Thäler stießen hier aus den drei Himmelsrichtungen des Mittags, des Abends und der Mitternacht zusammen, gegen Morgen schützte der beträchtliche Abfall der sich ins Schwabenland erstreckenden Hochebene vor dem allzugrimmen Gebläse des großen, winterlichen Eiserzeugers im Osten, der sich von jeher wenig Gewissen daraus machte, sein Geschäft, unbekümmert um die vom Kalender vorgeschriebenen Frühlingsmonate, auch noch über die Walpurgisnacht hinaus fortzusetzen. Allerdings hatte die heilige Nonne vermittelst ihrer leiblichen Hinterlassenschaft, nämlich durch ein ihren Brustknochen entfließendes Oel, eine außerordentlich werthvolle Heilkraft für unterschiedliche Thierkrankheiten wie ingleichem wider den Biß toller Hunde gestiftet, aber gegen den Ostwind, der mit Vorliebe um den Tag ihrer verdienten Heiligsprechung zu blasen pflegte und den man deshalb wohl als den directen Athem ihres hölliſchen Widersachers betrachten durfte, hatte sie keine Fürsorge getroffen, sondern diese dem Bemessen profaner Findigkeit anheimgestellt. Und demgemäß waren die anfänglichsten Schiltacher auf eigene Hand bedacht gewesen, unter der natürlichen Schirmwand des Schwarzwaldabhanges sich und ihre Nachkommen gegen den Anhauch des bösen Feindes zu behüten.

Für sonstige irdische Bedürfnisse, zunächst der gesicherten Behausung, lieferten die Sandsteinbrüche in nächster Umgegend vortreffliches Baumaterial, und die dichtbewaldeten Berge versahen ebensowohl mit kräftigen Tragbalken und Brettern zur Aufrichtung der Dächer als mit reichlichem Brennholz für Herd und Ofen darunter. Das krystallhelle Wasser der Kinzig war ein Lieblingsaufenthalt unerschöpflicher Forellen, die wieder ein Lieblingsgericht der Schiltacher bildeten und so dem guten Geschmack der letzteren zur Ehre gereichten. Bisweilen verirrte sich vom Rheine her auch der Salm noch bis hier herauf, und stromab ließ der geduldige und wasserreichere Fluß durch Holzflößerei auf sich ein einträgliches Gewerbe betreiben. An einer Stelle des nach Süden abfallenden Geländes hatte eine vertrauensvolle Hand der Vorzeit selbst Reben angepflanzt, und es fanden sich alljährlich Leute in der Stadt, welche den daraus hervorgehenden Most und Wein nicht nur tranken, sondern sogar vergnügt dabei schienen. So konnte kein billig Denkender in Anbetracht der allgemeinen Schwarzwaldumstände mehr specielle Naturbegünstigung für die Lage des Ortes verlangen.

Trotzdem hatte dieser sich auch im sechzehnten Jahrhundert noch zu keinem übermäßigen Umfang ausgedehnt und vermochte sich wenigstens durch den letzteren

Digitized by Google

nicht gegen die von seinen Nachbarstädten Offenburg, Lahr und Rottweil — Freiburgs und Straßburgs nicht zu gedenken — ihm gelegentlich beigelegte Bezeichnung eines kleinen Landnestes zu verwahren. Wann seine Ringmauer erbaut worden, ließ der bedauerliche Mangel einer städtischen Chronik nicht mehr mit annähernder Bestimmtheit feststellen, aber daß die Wohnstätten sich innerhalb derselben seitdem nicht wesentlich vermehrt haben konnten, ergab der topographische Augenschein. Die Häuser waren zumeist mehr alt als alterthümlich in der heutigen Klangfarbe des Wortes zu beheißen und fast ausnahmslos mit grauen, von Sonne und Wind der Jahrhunderte ausgedörrten und aufgekrümmten Holzschindeln bedeckt. Es lag noch nicht besonders im Antriebe der Zeit, kleinere, abgelegene Ortschaften um ihrer Sehenswürdigkeiten willen zu bereisen, allein auch der in solcher Begier seinen Mitlebenden um manche Generation Vorangeeilte hätte Schiltach schwerlich zum Gegenstande seiner Augenlust ausgewählt. Außer der Kirche gab es nichts Hervorragendes zwischen den gleichmäßigen Dächern, und auch jene beschränkte ihre Ueberhebung über die letzteren auf ein äußerst bescheidenes, keinerlei geistlichen Hochmuth verrathendes Maß. Das alte Schloß sah räumlich allerdings von der Bergerhöhung auf das Städtchen herunter, doch sein sonstiges Aussehen regte nach keinerlei Richtung den Verdacht, es könne sich heimlich irgendwie in anderer Art den Häusern drunten gegenüber brüsten, die jedenfalls im Durchschnitt vor ihm den Vorzug minderer Baufälligkeit und Lebensgefährlichkeit behaupteten. Für die letzteren beiden Eigenschaften aber war es gerechter Weise kaum mehr verantwortlich zu machen, da es schon im Jahre 1389 genau den nämlichen Anblick geboten, als der damalige Besitzer, Herzog Reinold von Urslingen, dasselbe sammt Zubehör, d. h. mit der Stadt, Dorfschaften, Rotten, Meilern und allen Gerechtsamen, um sechstausend rheinische Gulden an den Grafen Eberhard von Württemberg veräußert hatte, dessen Nachfolger auch jetzt noch sich des souveränen Besitzes Schiltachs erfreuten.

Wo das Kinzigthal sich in langsamer Ansteigerung nach Norden emporhob, gelangte der Wanderer nach ungefähr einer Stunde in den Marktflecken Schenkenzell und hinter diesem in eine Region altüberlieferter, besonderer und zwar doppelt gearteter, sowohl männlicher als weiblicher Frömmigkeit. Bei dem erwähnten Orte gabelte der Fluß sich zu zwei Ursprungsbächen aus einander, und um etwa eine weitere Wegstunde aufwärts lag an jedem derselben ein Monasterium, rechtshin im Thal der eigentlichen Kinzig das im Jahre 1095 gestiftete, nach seinem Begründer Adalbertus von Zollern benannte Benedictinerkloster Albertsbach oder Alperspach, und zur Linken im Thal der sogenannten kleinen Kinzig das um einiges, doch nicht viel, später erbaute Nonnenkloster Wittichen oder Kaltenbrunn, wie es bei den Umwohnern nach seiner Belegenheit in dem „Kaltenbrunn“ beheißenen Thalgrunde wechselnden Namen trug. Beide sorgfältig ummauerten Heimstätten der Abwendung von allen weltlichen Interessen und Gedanken waren durch einen mäßigen, dunkelbewaldeten, ungefähr in einer Stunde überschreitbaren Bergrücken von einander geschieden und von ihrer Stiftung her bedachtsam mit denjenigen Gaben ausgestattet, deren die Seele zur Erhaltung des Leibes und dadurch ermöglichter Bethätigung seiner Abstinenz von irdischen Gelüsten bedurfte. Nun liegt es dem wahrheitsliebenden Berichterstatter ob, beizufügen, daß bereits seit einem Menschenalter hier und da unter dem minder gottseligen Theil der umwohnenden Bevölkerung sich ein Zweifel einzuschleichen

Digitized by Google

versucht, ob der Name Kaltenbrunn in der That unmittelbar der Prädestination der Vorsehung entsprungen sei, um dadurch von vornherein die himmlische Lauterkeit der in sein Weihgefäß zusammenrieselnden Quellen zu kennzeichnen.

Wie schon einmal erwähnt, zog sich von Schiltach aus auch gegen Süden in der Richtung auf die freie Reichsstadt Rottweil ein schmales Thal zur Hochfläche hinan. Von der Schiltach, einem vielgewundenen Nebenflüßchen der Kinzig, durchrauscht, erschien dasselbe nach einigen Wegstunden durch den Thurm und Mauerrest der Burg Schilteck abgeschlossen, die bereits seit den Großvätererinnerungen der ältesten Greise in brombeerüberwucherten Trümmern lag und ihren ehemaligen ritterlichen Inhabern deshalb vermuthlich nur geringe Weile zum vergnüglichen Anstand auf Wandersleute gedient hatte, welche ihre beladenen Vierfüßler auf dem kürzesten Wege nach Schramberg, Hornberg, Triberg oder weiter gen Süden hinüberzuführen gedachten. Auf der Höhe aber, hier sowohl als auf den Bergen über der Stadt Schiltach selbst, erweiterte sich der Blick, wo der Wald ihn nicht behinderte, zu einer außerordentlich weit ausschweifenden Rundsicht. Von Osten her schimmerte da und dort in der Abendsonne aus dem Schwabenlande ein gelblicher Abhang der rauhen Alp herüber, der sich weiter abwärts bei klarer Luft einzelne bläuliche Kegel des Höhgaus anschlossen. Gen Nord, West und Süd breitete sich der vielköpfige Schwarzwald aus, in den beiden ersteren Richtungen vom Kniebis und Hünersedel, in der letzteren ferner hinunter vom Hochfirst, Feldberg und Belchen überragt. Genau nach Südwest, durch die Luft etwa fünf Meilen entfernt, stieg, scheinbar den Hochköpfen am nächsten, der Kandel mit seiner nackten Scheiteltonsur über der guten Stadt Waldkirch auf, welche weit und breit den wohlverdienten Ruf genoß, daß sie keinerlei oft recht beträchtliche Ausgaben für Brennholz scheute, um dem nächtlichen Unwesen auf dem letztgenannten Berge und seiner nur zu wohlbekannten Audienzkuppe und Kuppelkirche des höllischen Erbfürsten zum Gewinne der Christenheit nach Kräften ein Ziel zu setzen.

Solche unausgesetzte Wachsamkeit und mannhaft-unerschrockener Widerstand gegen diesen großen Feind der Menschheit und seine zahlreichen geheimen Anhänger männlichen und besonders weiblichen Geschlechts thaten jedoch nicht allein in der vorwiegend zum Amte des Erzengels mit dem feurigen Schwerte berufenen Stadt Waldkirch, sondern allerorten Noth, wo fromme Gemüther in innerster Empfindung und leider nicht selten sogar durch arglistig sich an sie selbst heranwagende Versuchung das Anwachsen und Umsichgreifen der allgemeinen Verderbniß erkennen mußten. Denn außer dem persönlichen Hofstaat oder Harem, welchen der Erzhinker und Erzschalk des satanischen Reiches sich für seine Besuche im Südwesten Deutschlands auf dem Kandel eingerichtet, schürte seine Bosheit unabläßig auch drunten im Thal und Land Widersetzlichkeit gegen die göttlichen Gebote und ihre Weltordnung zu lichterlohen Flammen empor. Vorzüglich war ihm das himmlische Bollwerk, mit dem sich das deutsche Reich wider ihn durch die Wahl des glaubensstarken Kaisers Karl des Fünften zu verwahren gesucht, zugleich ein Dorn im Auge und ein Pfahl im Fleische, und er hatte deshalb von der einen Seite den französischen König Franz den Ersten und von der anderen die Türken gegen den Beschützer der alleinseligmachenden Kirche aufgestiftet. Dazu hatte er im Inneren Deutschlands selbst eine höllische Saat in das Gehirn der ländlichen Bevölkerung gestreut, die tausendfältig aufgegangen war und besonders in Schwaben und Franken, doch auch

Digitized by Google

in Thüringen und Sachsen als Ernte gezeitigt, daß wilde Bauernhaufen rings umher die ehrwürdigen Raubburgen altedler Geschlechter belagert, verbrannt, in Schutthaufen verwandelt, Dörfer und Städte ausgeplündert, Kirchen verwüstet, Bilder, Beichtstühle und Altäre darin zerschlagen und viel Feuerschein, Verarmung, Blutvergießen, Schändung, Jammer und Elend verursacht hatten. Was jedoch anfänglich als die allerruchloseste Bosheit des infernalischen Widersachers der Christenheit erschienen, war gewesen, daß er gleichzeitig gen Norden und Süden in dem Erfurter Augustinermönch Martin Luther und dem Leutpriester am Großmünster zu Zürich, Huldreich Zwingli, sich zwei apostatische Werkzeuge erlesen, um mit ihnen, wie vermittelst zweier Spitzhämmer, die Fundamente der Heilslehre, die Engel und Heiligen, das Fegefeuer und die Messe, ja sogar den Cölibat der Geistlichkeit in lauter jämmerlich umherfliegende Stückchen zu zersprengen. Doch zum Glück hatte die ewige Weisheit klügliche Vorsorge getroffen, daß der schadenfroh triumphirende Anstifter dieses unkrautgeschwind aufgewucherten Uebels sich schließlich auch diesmal, wie schon oftmals früher, selbst betrogen und in der eigenen Schlinge gefangen. Denn als er seinen vermeinten getreuen Anhänger eines Abends freundschaftlich auf der Wartburg bei Eisenach zu besuchen gedacht, hatte er mit äußerst verdutzter Miene die Erfahrung gemacht, daß dieser ihn nicht nur keineswegs landläufig höflich aufgenommen, sondern ihm sogar eine Mischung von Galläpfelsaft und Kienruß an den Mund befördert, deren bitterer Geschmack durchaus nicht der üblichen und berechtigten Anschauung über die Zubereitung eines Willkommentrunkes entsprach. Daraus aber war selbst unter den römischen Gegnern des Eislebener Bergmannssohnes eine entschiedene Freude und Beruhigung geflossen, und diese hatte einen noch weiteren Umfang gewonnen, als Martin Luther bald darauf seine kräftige Stimme ebenfalls gegen die gottes- und besitzfeindlichen Rotten der mordbrennerischen Bauern erhoben und gerathen, „man solle sie todtschlagen wie tolle Hunde“. Denn es ergab sich aus Beidem die tröstliche Zuversicht, daß er keineswegs gewillt sei, dem Teufel im Diesseits wie im Jenseits irgendwelche Concessionen zu machen, sondern ebenso eifrig danach trachtete, ihm seine vielgestaltigen Proteusschliche zu legen, als der heilige Vater Innocentius der Achte dies bereits ein Jahr nach der Geburt des thüringischen wie des schweizerischen Reformators durch eine besondere Bulle wider das Hexentreiben angestrebt hatte. Und wider dieses richtete sich unzweifelhaft die Hauptaufgabe und oberste gemeinsame Pflicht aller wachsamen Hüter des Evangeliums, ob sie sich nun nach der kürzlich entstandenen Dreitheilung als Katholiken, Lutheraner oder Zwinglianer benennen und bekennen mochten. Ihre Meinungen wichen allerdings in nicht unerheblichen Dingen beträchtlich von einander ab, allein im wesentlichsten Punkte vereinigten sie sich gegen die alle gleichmäßig bedrohenden, überall täglich sich neu gebärenden Trugliſten, Ruchlosigkeiten und Gewaltthaten des großen teuflischen Versuchers, Verführers und Verderbers von Anbeginn.

So war die europäische Welt fast allerorten und ganz besonders im Süden Deutschlands seit mehr denn einem Jahrzehnt mit vielfältigen Händeln und reichlicher Betrübniß für die christlichen Gemüther aller Confessionen angefüllt gewesen. Die Sicherheit des Wandels, Handels und Verkehrs auf den Straßen hatte keinen Vortheil daraus gezogen, vielmehr schaute derjenige, welchen sein Beruf mit Geld und Habe auf die öffentlichen Wege hinaustrieb, sich im Dämmern am Busch-

Digitized by Google

rand faſt noch behutſamer aufhorchend um, als ſeine Vorfahren es in der Blüthezeit des Fauſtrechtes und der mit ſchwarzen Stümpfen von den Bergvorſprüngen herabblickenden Raubburgen gethan, und ſelbſt die häufige Wiederkehr eines auf einſamer Haide oder in dunkler Thalſchlucht an der Straße vom Arm der Gerechtigkeit auf einen Pfahl geſpießten, abgebleichten, im Winde mit den gelockerten Zähnen klappernden Diebs-, Räuber- und Mörderſchädels diente mehr dazu, den Raben eine Vergnüglichkeit zu bereiten, als vorüberziehenden Wanderern ſonderliche Beruhigung einzuflößen. Es war in der Verwilderung, die der Böſe über die Welt gebracht, eine eigene Sache, ſich draußen in Nacht und Nebel zwiſchen Fels, Waſſer und Wald ſeinen Weg zu ſuchen, und auch der mit dem ſicherſten Gottvertrauen Ausgerüſtete pflegte ſich ſolcher Wagniß nicht ohne Beifügung möglichſt verläßlicher irdiſcher Wehr und Waffen zu unterfangen, denn er wußte, daß er gar leichtlich in die Lage verſetzt werden konnte, nicht allein mit menſchlichen Buſchkleppern, ſondern mit dem nächtlichen Heergefolge des Leibhaftigen ſelbſt in Schwarzwild- und Währwolfsgeſtalt wie hunderterlei anderer tückiſcher Verwandlung einen Strauß auszufechten. Deshalb verſah er vor dem Antritt der Reiſe ſeine Bruſt mit einem unter den hölliſchen Geiſtern vorzugsweiſe gefürchteten Gnadenbilde und ſeinen Mund mit einem bereit gehaltenen, beſonders kraftvollen Schriftwort, um dasſelbe im richtigen Augenblick den Sendboten der Finſterniß als ein himmliſches Katapult entgegenzuſchleudern; ſein Schwert jedoch tauchte er ſorglich zuvor in friſch geweihtes Waſſer, und wer ſich im beneideten Beſitz der noch neuen Erfindung eines Feuer-Fauſtrohres befand, lud dasſelbe nicht mit einer bleiernen, ſondern mit einer ſilbernen, womöglich einem ehemaligen Kirchengeräth entſtammenden Kugel. Wem indeß die Wahl freiſtand, der blieb klüglich zu Haus hinter den verdienſtlichen Mauern, mit welchen ſeine Vorväter das Gemeinweſen gegen Liſt und Gewaltthat irdiſcher Böſewichter umgürtet hatten, und hörte um Mitternacht im Bett mit einem behaglichen Schaudergefühl, wie hoch über den Stadtdächern der wilde Jäger mit ſeiner Meute keuchend, raſſelnd, ſchnaubend, unter lautem Getöſe des Entſetzens vor dem Hahn oder Kreuz auf der Kirchthurmſpitze abbog, das als Amulet wider ihn über dem Schlaf jedes frommen Bürgergemüthes wachte.

Aber trotzdem war die üble Zeit dieſes letzten Jahrzehnts nicht vorübergegangen, ohne auch im Inneren ſolchen ſicher umfriedigten Heimſtätten allerlei unliebſame Fußſtapfen einzudrücken, deren Geſtaltung oftmals leider nur zu deutlich auf ihren pferdefüßigen Urſprung hinwies. Nicht mit ſo ſtrotzend geſchwellten Trieben wie draußen in Feld und Wald, doch flechtenartig umherkriechend, wucherte auch zwiſchen den Mörtelfugen der friedlichen Bürgerhäuſer vielerorten das Unkraut hervor, das die Argliſt des Teufels unter den Weizen geſäet hatte. Es war kein rechter Verlaß mehr auf das Denken, Thun und Treiben der Menſchen, Niemand wußte mit ſicherer Beſtimmtheit, weß Treu und Glaubens er ſich in kommender Friſt von ſeinem Nachbar zu verſehen habe. Wie die großen Welterei gniſſe umher oft von Woche zu Woche ein völlig verändertes Geſicht aufwieſen, ſo konnte es ſich auch jederzeit einmal plötzlich mit den altbekannten Geſichtern ſelbſt der nächſten Sippſchaft und Freundſchaft zutragen, daß ſie unerwartet über Nacht eine andere Phyſiognomie angenommen. Was hauptſächlich dieſe Wirkung ausübte, war das überaus hurtige Wachsthum des Proteſtantismus und die häufig faſt unglaubliche Plötzlichkeit, mit der ohne jegliche Vorahnung der An- und Umwohner

Digitized by Google

sich nicht nur Einzelne und Familien, sondern nicht selten ganze Gemeinden einstimmig von der katholischen Lehre lossagten und zum Lutherthum übertraten. Dieser Vorgang bot Aehnlichkeit mit dem Hineinfallen eines Funkens in einen Werghaufen oder auf ein ausgedörrtes Schindeldach, von dem alsdann mit Blitzeshastigkeit eine Feuersbrunst über alle umherliegenden Gassen weglief. Und es dauerte deshalb naturgemäß jedesmal eine geraume Weile, ehe die bei dem alten Glauben Verbliebenen den Argwohn überwunden, einer Bethätigung satanischer Einflüsterungen gegenüberzustehen, und erkannt hatten, daß die Abtrünnigen nach wie vor mit gleichem Eifer gegen den gemeinsamen Feind wachsam im Felde standen.

Es gereicht dem Berichterstatter solcher Zustände indeß zu besonderer Genugthuung, hier anfügen zu können, daß von all diesen vielfältigen äußeren und inneren Wirrsalen die Gemüthsruhe der guten Stadt Schiltach bis zum Jahre 1532 beinahe völlig unbeeinträchtigt geblieben war. Weder die wilden Söldnerhaufen Königs Franz des Ersten noch die krummbesäbelten Rotten des Sultans Soliman des Zweiten waren bis an die Kinzig gelangt, und ob man es als tadelnswerthen Indifferentismus oder als philosophischen Gleichmuth betrachten mochte, die Thatsache ließ sich nicht ableugnen, daß auch die Erstürmung und Plünderung Roms, der Tod Karl's von Bourbon und sogar die Gefangennahme des heiligen Vaters Clemens des Sechsten die täglichen Gewohnheiten der Bevölkerung Schiltachs durchaus unverändert belassen hatten, was die solcher Seelengelassenheit längst entfremdeten und allzeit spottsüchtigen Zungen in den größeren Städten des Rheingaues und des Schwabenlandes durch die hämische Erläuterung zu entwürdigen suchten: die Kunde der genannten Weltereignisse sei überhaupt noch gar nicht bis dahin vorgedrungen. Einmal nur hatte während des Bauernkrieges eine flüchtige Unruhe wie der dunkle Rand eines schnell vorübertreibenden Unwetters das Städtchen gestreift, als ein ungefähr halbhundertköpfiges Rudel der Aufständischen, mit Aexten, Spießen und Mistzinken bewaffnet, auf einem Raubzug übers Gebirg durch das menschenleere Schiltachthal herabgekommen und offenbar äußerst verwundert gewesen war, ganz unerwarteter Weise hier auf die Mauern einer immerhin größeren Ortschaft zu stoßen. Wie der Teufel aber den Seinigen eingiebt und sie dadurch besonders in seiner Zucht erhält, jede günstige Gelegenheit allemal flugs beim Schopf zu fassen, so hatte sich der Bauernhaufen nicht lange mit dem Anstaunen der äußeren Umwallung aufgehalten, sondern unter lautem Geschrei und Drohungen seine Neugier nach den inneren Einzelheiten des Städtchens zu befriedigen verlangt. Da waren in diesem die Anschauungen aus einander gegangen, denn Gervas Trautwein, der Wirth zum „Lindenbaum", hatte nur nach seiner erbherkömmlichen Manier vergnüglich gelacht, seine gleichfalls ihm vom früheren Lindenwirth vererbte mächtige Faust nach einer riesigen Saufeder ausgestreckt und vermeint, er wolle dem Lumpengesindel draußen die Zähne stochern, daß demselben vor der Hand der Geschmack auf weitere Kost vergehen solle. Dagegen war jedoch die bedächtigere Erwägung mancher seiner körperlich weniger herkulisch gearteten Nachbarn wie ingleichen diejenige des weltlichen Gemeindeoberhauptes Seifried Hornberger aufgetreten, daß es Schiltach nicht zieme, sich größeren Städten des Umkreises gegenüber zu überheben und nach der Ruhmredigkeit zu streben, einen bewaffneten Widerstand geleistet zu haben, zumal da man nicht wissen könne, ob die siegreich zurückgeschlagene Räuberbande nicht in zehnfach verstärkter Zahl wieder-

Digitized by Google

lehren und die heldenmüthigste Tapferkeit dennoch zu Schanden machen werde. So hatten der Muth und die Weisheit Schiltachs sich in gleichem Grade offenbart und eine Weile mit einander gerungen, bis endlich das gereifteste, den höchsten Considerationen entspringende Urtheil Damian Uebelhör's, Pfarrherrn an der St. Trudpertskirche, beide Betrachtnahmen dahin vereinigt hatte, es sei zuvörderst zu ergründen, ob die draußen vor dem Kinzigthor Lärmenden sich als Vermummungsgestalten des satanischen Abgrundes oder nur als allgemein sündhafte, von der Wanderung übers Gebirg vermuthlich in Wirklichkeit arg mit Hunger und Durst geplagte menschliche Creaturen erweisen würden. Zum Behuf dieser wesentlichsten Erforschung ging der Rathschlag des Pfarrers dahin, ihnen einen Krug mit Wein an einem Stricke von der Mauer hinabzulassen und das Ergebniß solcher Spende in Obacht zu nehmen. „Denn es steht in der Schrift, als ich List anwandte, fing ich sie," und Damian Uebelhör hatte den Krug nicht mit gewöhnlichem Traubensaft, sondern mit Kirchenwein angefüllt und stand neben Seifried Hornberger und allen übrigen mannhaften Bürgern auf der Mauer, um sich durch den Augenschein zu vergewissern, unter welchen furchtbaren Zuckungen der betrogene Teufel sich verrathen werde, sobald das geweihte Getränk mit seinen Eingeweiden in Berührung komme. Doch traf diese gespannte Erwartung keineswegs ein, sondern die Verdächtigen legten während des Trinkens nichts als durchaus herkömmliche menschliche Eigenschaften an den Tag. Sie leerten den riesigen Steinbauch unter allerdings nicht besonders der Schicklichkeit gemäßen Redewendungen, doch sie erwiesen unanfechtbar die gänzliche Abwesenheit jedes directen höllischen Besessenseins durch die sofortige Anforderung nach einer neuen Aufzapfung des Willkommentrunkes. Nur ein Einziger, der den Krug nach ziemlich langandauernder Begutachtung zuletzt vom Munde gesetzt, zog plötzlich durch ein eigenthümliches Hin- und Widerregen seiner unteren Körperhälfte Damian Uebelhör's scharfe Aufmerksamkeit auf sich; allein Gervas Trautwein, der Lindenwirth, gab ihm die beruhigende Erklärung, daß er aus mancher Jahre Erfahrung versichern könne, solche Beinbewegung befalle dann und wann auch einmal den kräftigsten Mann ohne jede übernatürliche Einwirkung, wenn derselbe sich, wie es vorkomme, über den Restinhalt eines steinernen Gefäßes etwas getäuscht habe. Darauf erwiderte Damian Uebelhör, sichtlich von großer Sorgniß erlöst, aus allgemein menschlicher Theilnahme hervor: „So haben wir es denn gottlob nicht mit auserlesenen Rüstzeugen des Beelzebub, sondern nur mit armen Teufeln von irdischer Herkunft zu schaffen, denen man, wenn sie sich auch mit der weltlichen Ordnung etwas in Uneinigkeit verhalten, ein Mitgefühl an ihrem Hunger und Durst, als ihnen von Gott gesetzt, nicht völlig versagen mag, und es widerstreitet nach meinem Dafürhalten gleicherweise nicht wohlstatteter irdischer Klugheit, durch verständige Gewährleistung der Begehrnisse dieser Leute etwaiger Zornmüthigkeit und unvernünftigen Handlungen derselben vorzubeugen." Dergestalt fand eine Uebereinkunft zu beiderseitiger Befriedigung zwischen den Bewohnern des Ortes und den Bauern statt, welche bei dem Anblick der ihnen an Zahl überlegenen Bürger auf der Mauer im Grunde recht verwundert waren, überhaupt etwas zu bekommen, sich an den herabgelassenen Würsten, Schinken, Kalbsfüßen und Schweinsknöcheln gemüthlich erbauten und darauf ohne weitere Begehr, ins Thor hineinzugelangen, sich frisch gekräftigt weniger gut umgürteten und behüteten Fundstätten

Digitized by Google

ihrer Ansprüche an irdische Glückseligkeit zuwandten.

Zu Schiltach aber war das Vertrauen Aller in die göttliche und menschliche Weisheit des Pfarrers Damian Uebelhör noch höher als zuvor gestiegen, da sein Rathschlag offenbar die Stadt vor einer schlimmen weltlichen Gefährdung bewahrt und doch zugleich sie auch vor der großen Möglichkeit, dem Erbfeinde der Menschheit Vorschub zu leisten, gesichert hatte. Der himmlische Lohn für ein solches weisliches und preiswerthes Verhalten unter höchst verfänglichen Umständen hatte auch nicht auf sich warten lassen, denn seit jenem Tage war Schiltach, trotz der unruhvollen Zeit und den vielfältigen Machinationen des Teufels rings umher, von jeglicher bedenklichen Heimsuchung verschont geblieben. In seinen fünf Straßen und selbst auf dem Marktplatz vor dem Rathhause wuchs friedfertig das Gras, da es nur selten einer Zusammenkunft des wohlweisen und ehrenfesten Rathes der Stadt bedurfte, um den ruhigen Verlauf der Dinge in dieser zu bereden, den sie gleich dem Wachsthum des Grases von selbst nahmen. Auch sonst glich dem erfreulichen Gedeihen des letzteren dasjenige der Bevölkerung; es war mit unbedingter Bestimmtheit darauf zu zählen, daß genau neun Monate nach einer stattgefundenen Hochzeit die Einwohnerschaft sich jedesmal um ein neu hinzutretendes Mitglied bereicherte, und der große Schnitter mähte verhältnißmäßig wenige und dann stets nur die überreifsten Köpfe für seine Scheuer um die St. Trudpertskirche ab. Allein auf dem Platz vor der Thür „Zum Lindenbaum", den auch eine wirkliche alte, breitästige Linde überdachte, vermochte kein Graswuchs aufzukommen; „weil es den Schatten nicht vertrage", erklärte Gervas Trautwein lachend diesen auffälligen Umstand, aber es stand zu vermuthen, daß es sich mit jenem noch leidlich abgefunden haben würde, wenn es in der günstigen Lage gewesen wäre, etwas mehr Ruhe vor den Füßen der älteren und jüngeren Schiltacher zu finden. Doch gewährten diese ihm den Tag hindurch nur selten und des Abends niemals eine friedliche Entwickelungsfrist, und besonders um die letztere Tageszeit waren die wenn auch weniger umfangreich-gewichtigen und leichter besohlten Füße der jungen Schiltacherinnen von einer wesentlichen Mitschuld an der Unfruchtbarkeit des Bodens unter der alten Linde nicht freizusprechen. Allabendlich klang es unter ihrem Gezweig von lustigen Kehrreimen, und noch lustiger flogen im letzten Spätroth oder beginnenden Mondglanz die Haare, Tücher und Kleider der hübschen Tänzerinnen um den knorrigen grauen Stamm. Ihre Großmütter hatten an der nämlichen Stelle schon, sich ebenso im Kreise schwenkend, die nämlichen Lieder gesungen und waren rechtschaffene Mütter und späterhin ehrbare Großmütter geworden, und Gervas Trautwein erhob gegen diese bewegliche Nutzung seines Territoriums so wenig Einwand wie gegen die bedachtsamere durch die älteren Leute auf den Bänken, welche sich vermittelst eines öfter gefüllten Maßkruges vor dem schädlichen Einfluß der Abendkühle zu schützen trachteten. Doch auch der Pfarrer Damian Uebelhör nahm, wenn er noch zu späterer Stunde des Weges vorüberkam, keinerlei Anstoß an dem bunten Getriebe unter und vor dem „Lindenbaum", denn er sagte, das Gelüst nach Fröhlichkeit und den guten Dingen der Erde sei den Menschen von Gott als ein Bollwerk wider die Versuchungen des Teufels gesetzt, der am meisten umherlauere, wo er Jemanden in der Einsamkeit von den erlaubten und natürlichen Genüssen des Lebens abwendig machen und ihn dergestalt in seine Gewalt bekommen könne. Deshalb ge-

Digitized by Google

ſchehe es nicht gut, wie auch der Doctor Martin Luther ſich ausgeſprochen, daß der Menſch allein ſei, denn in Vereinigung mit Anderen werde er der Argliſt des Böſen allzeit ſiegreichen Widerſtand leiſten, und ſei dazu, in Maßen genoſſen, wohl auch Wein und Geſang, nach des Doctor Martinus ſelbiger Meinung, ein göttlich vorgeſehenes Hülfsmittel zur nothwendigen Stärkung des Leibes und des Geiſtes wider die hundertfältigen Ränke und Schlingen des in jeglicher Geſtalt umſchleichenden Verderbers.

In ſolcherlei Ausſprüchen hatte Damian Uebelhör bis zum Jahre 1532 zu häufigen Malen ſeine keineswegs ascetiſch-engherzige Anſchauung über die verſtattete Lebensführung ſeiner Mitchriſten kundgethan, deren menſchliche Grundſtimmung gewiß um ſo vollere Anerkennung verdiente, als er ſelbſt in ſeiner geiſtlichen Zugehörigkeit zur römiſch-katholiſchen Kirche allein in dem geräumigen Pfarrhofe am Rande des Gottesackers ſeine Tage verbrachte und höchſtens ab und zu durch einen Trunk aus wohl abgelagertem Faſſe ſeines Kellers ſeine Uebereinſtimmung mit den Grundſätzen des proteſtantiſchen Reformators praktiſch bethätigte. Von Geſang war dagegen in ſeinem Hauſe nicht die Rede, oder doch nur in einer Richtung, die auch Martin Luther nicht zu den beſonderen Herzerquicklichkeiten gezählt haben würde. Der Pfarrer lebte nämlich, im allgemeineren, wörtlichen Sinne aufgefaßt, nicht völlig allein, ſondern bereits ſeit einer anſehnlichen Reihe von Jahren in friedlicher Tiſchgemeinſchaft mit ſeiner Hauswirthſchafterin, Namens Urſula Röckenfeller, die urſprünglich bei ihrem Dienſtantritt wohl noch nicht das eigentlich vorgeſchriebene kanoniſche Alter erreicht haben mochte, dieſen Mangel jedoch von jeher dadurch ausgeglichen hatte, daß Niemand bei ihrem erſten Anblick im Stande geweſen, ſich dieſelbe anders, als bereits mit den kirchlich erheiſchten Leibeserforderniſſen zur Welt gekommen, vorzuſtellen. Ihr Mund ſah nicht danach aus, als könne er jemals einen Zahn beſeſſen haben, und es fiel dem Bereitwilligſten zur Unmöglichkeit, aus den ſpitzen Winkeln und unter den Kerben, Hautfalten und Huzzeln ihres rindenfarbigen Geſichtes die Züge eines ehemaligen häßlichen jungen Geſchöpfes herauszufinden, obwohl die Kräftigkeit ihrer Arme und ihrer ganzen Conſtitution offenbar kundthat, daß noch kein halbes Jahrhundert ſeit ihrer Ankunft in der Welt verronnen ſein könne. Allerdings war der Zeitabſchnitt, ſeitdem ſie der Chriſtenheit angehört, hauptſächlich in ſeinem erſten Theil nicht gerade mit fächelnden Blumengewinden, ſondern eher mit kratzigem Beſenreis über ſie hingegangen, daß es nicht übermäßig Wunder nehmen konnte, wenn keine allzu zarte und duftige Menſchenblüthe aus ſolcher Wartung entſproſſen war. Wo ihre Wiege geſtanden, vermochte Urſula Röckenfeller nicht anzugeben, ihre einzige Vermuthung in dieſer Richtung beſtand in dem begründeten Zweifel, daß ſie überhaupt eine ſolche beſeſſen, und wenn es nach dem natürlichen Gang der Dinge auf Erden möglich geweſen wäre, ohne einen Vater und eine Mutter zu irdiſcher Leibhaftigkeit zu gelangen, würde ſie auch über das Vorhanden-geweſen-ſein jener beiden in Bezug auf ihre Exiſtenz der nämlichen Anzweiflung Raum verſtattet haben. Infolge deſſen vermochte ſie ebenfalls keinerlei Auskunft darüber zu ertheilen, auf welche Weiſe ſie zu ihren beiden Namen gelangt ſei, ſie wußte nur, daß man ſie mit ihnen gerufen, und es war ihr in der Erinnerung geblieben, daß dies zum erſten Mal auf einem großen nebeligen Feld geſchehen, wo viele todte Pferde und weißgeſichtige Menſchen umherlagen und Jemand geſagt hatte, der Mathias habe

Digitized by Google

es dem schlafmützigen Kaiser Friedrich heut gut zu kosten gegeben. Von da an hatte sie viele solcher absonderlich besäeten Felder gesehen, die sich überall äußerst ähnlich gewesen, in welcherlei Herren Ländern dieselben sich auch befunden und ob man sie Welschland, Burgund, Niederland oder Hispanien geheißen. Nur war ihr allmählich dabei die Erkenntniß gereift, daß ihr allerorten eine Thätigkeit und zwar gleichfalls immer die nämliche obliege, den Leuten, ehe sie mit weißen Gesichtern auf dem Boden lagen, aus einem großen Karrenfaß noch vorher den Durst zu stillen; und wie die Dinge sich im Leben unvermerkt weiterschieben, hatte sie eines Tages selbst ein solches Karrenfaß in eigenem Besitz gehabt und in allerlei Himmelsstrichen daraus für eigene Rechnung verzapft. So hatte sie manches seltsame Fürstenbildniß auf Kupfer und Silber in ihrem Sack angesammelt; wie viele Jahre indeß darüber hingegangen, vermochte sie nicht mitzuberechnen, und wo abwechselnd die Sonne ihr die Haut in gedörrtes Leder umgewandelt und der Sturm ihr mit Regen und Schnee ihr Gezelt umgerissen, wußte sie nur mit wenig Namen zu belegen. Ueberall jedoch hatte Eines sie begleitet, erst ein dunkles Gefühl, das allmählich sich zu einer deutlichen Erkenntniß aufgehellt, es könne nicht anders sein, die ganze Wirthschaft um sie her müsse vom Teufel stammen, und dieser betreibe das ganze große Geschäft auf den verschiedenen Feldern einzig stets zu dem gleichen Zweck, um die weißen Gesichter mitten aus ihren Sünden heraus mandelweise in seine Krallen zu bekommen.

Ursula Röckenfeller hielt sich deshalb äußerst auf ihrer Hut, nicht ebenfalls einmal ihm in die Klauen zu gerathen; aber trotz aller Vorsicht hatte er vermuthlich ihr schließlich doch einen höllischen Possen gespielt und war, da er ihrer Seele eines auf ihrer Brust befindlichen, vom heiligen Vater Julius dem Zweiten selbst geweihten Gnadenbildnisses halber nichts anhaben konnte, über Nacht mit ihrem Zelt, Karren, Faß und aller irdischen Habe spurlos davongegangen. Da hatte sie im Innersten erkannt, daß sie ihr ewiges Heil fürder nicht mehr solcher zeitlichen Gefährdung aussetzen dürfe, sondern nach einer möglichst sicheren Zuflucht vor den Nachstellungen des Erzbetrügers suchen müsse; und so war sie nach manchen Umwanderungen gen Schiltach und als Wirthschafterin in das vom heiligen Geiste umfriedete Haus des damals noch jugendlichen Pfarrers Damian Uebelhör gelangt. Das Einzige, was sie nicht durch die List des Bösen eingebüßt, bestand in einem Theil der Kupfer- und Silbermünzen, den sie mit unter dem beschirmenden Amulet, in einen Beutel eingenäht, auf der Herzgrube getragen, aber bei gereifterem Nachdenken war ihr später die Erkenntniß aufgegangen, auch dieses von dem sündhaften Durste der Landsknechte eingebrachte Geld sei muthmaßlich dem höllischen Schmelztiegel entsprungen, und sie hatte dasselbe zur Reinigung in den eisernen Gabstock der St. Trudpertskirche ausgeschüttet. So war schließlich doch der Teufel der Betrogene gewesen und hatte seine Arbeit zur Unterstützung und Nutznießung für seine himmlische Gegnerin, die christliche Kirche, aufgewandt, und so war Ursula Röckenfeller seinen heimtückischen Fangarmen, mit denen er sie noch zu umspinnen getrachtet, unter sicherer Obhut entronnen. Wenn sie sich indeß dergestalt in der Gegenwart seinen Anfeindungen entrückt wußte, verblieb doch immerdar aus der Vergangenheit ein besonderes, tief nachdenkliches dunkles Etwas in ihrem Gedächtniß, das ihr bei Tag und Nacht unausgesetzt zu schaffen machte und über das sie, allem Grübeln zum Trotz, nicht ins Reine zu kom-

Digitized by Google

men vermochte. Sie hatte noch niemals mit einem Menschen darüber geredet, selbst nicht mit ihrem Pfarrherrn, obwohl dieser ihr gewißlich vermöge seiner reichhaltigen Kenntniß in rebus diabolicis die beste Auskunft zu geben geeignet gewesen wäre. Aber wenn oftmalig jenes Gedenkniß zu lebendig regsam in ihr wurde, dann hob sie, sei es am Tage während der Arbeit oder beim Erwachen mitten in der Nacht — denn mit Vorliebe brachten gerade die Träume ihr die Erinnerung zurück — eine Strophe aus einer „Letaney zur zeyt der Bitfarten uff den tag Marci und in der Creutzwochen" zu singen an:

Vor dem teufel uns behüt
durch einen rechten glauben,
bewar uns vor der Hellenglut
und ihrem Flammenschnauben!
Kyrie eleison!

Das war der Gesang, welcher den Vorübergehenden dann und wann aus den Fenstern des Pfarrhauses oder über die mit Nelken behangene Mauer des Pfarrgartens ans Ohr tönte und denjenigen, welcher den Klang zum ersten Mal vernahm, regelmäßig überrascht anhielt, um ihn ergründen zu lassen, aus welcherlei Art eines unbekannten, klappernd-kehllautigen Blechinstrumentes der Schall hervorquellen möge. Trotz der an den Tag gelegten außerordentlichen Abneigung des Doctor Martin Luther gegen den Teufel und seine Fallstricke hätte indeß, wie obbemeldet, der ehemalige Erfurter Klosterbruder so wenig als der gegenwärtige Pfarrer an der St. Trudpertskirche diesen Gesang zu demjenigen mitgezählt, welcher des Menschen Herz erquicke.

Mit dieser irdischen Herzerfreulichkeit hatte es überhaupt, vorzüglich in Anschauung ihrer Dauerhaftigkeit, eine eigene Bewandtniß, der ein kürzlich in der Stadt Frankfurt unter dem Titel: „Schertz mit der Wahrheit" gedrucktes Büchlein die nachfolgende Lehre entnehmen zu müssen geglaubt:

Wiltu ein Tag fröhlich seyn? Gehe ins Bad.
Wiltu ein Wochen fröhlich seyn? Laß zu Adern.
Wiltu ein Monat fröhlich seyn? Schlacht ein Schwein.
Wiltu ein Jahr fröhlich seyn? Nimm ein jung Weib.
Wiltu allweg fröhlich seyn? Werd ein Pfaff,
So singst du früh und spät bei Todten und Lebendigen.

Dieser Spruch hatte Damian Uebelhör als „ein gut irdisch Viaticum und Remedium wider die Tücken des Fliegengottes" wohl gefallen, so daß er sich denselben eigenhändig mit kunstvoller Schrift auf ein Stück Pergament verzeichnet und an der Wand seiner Schreibstube angeheftet, auch in Reden mit Nachbarn und Befreundeten seiner gern Erwähnung that. Nur konnte er sich mit dem Schluß nicht einverstanden erklären, über dessen Aussage ihm doch das begründetste Urtheil zufallen mußte, denn es wollte ihn nicht bedünken, daß sein Singen bei Todten und Lebendigen allweg die rechte Fröhlichkeit in ihm errege. Daß er diese für eine längere Andauer nicht durch das Bad und selbst nicht durch das allherbstlich geschlachtete Schwein erzielen konnte, sprach der „Schertz mit der Wahrheit" unverhohlen aus; aber auch der Aderlaß, zu dem der Bader der Stadt Schiltach ihm von Zeit zu Zeit verhalf, erreichte den beabsichtigten Zweck keineswegs. Freilich erläuterte der in den natürlichen Dingen erfahrene Gelehrte dies einleuchtend dahin, daß der Herr Pfarrer erst vierzig Jahre zähle und von sehr kräftiger und vollblütiger Körperbeschaffenheit sei, so daß es ihm, zumal bei seinem geistlichen Amte und dessen Anforderungen, nöthig falle, sich durch häufigere Entziehungen seiner Blutüberfülle in den erwünschten Zustand der Erleichterung und leiblichen wie gemüthlichen Wohlbefindens zu versetzen. Allein, obwohl Damian Uebelhör diese Benöthigung selbst gleich-

Digitized by Google

falls empfand und dem Rathschlage des erfahrenen Mannes bereits seit geraumer Zeit nachkam, wollte sich immer doch die rechte allzeitige Fröhlichkeit noch nicht bei ihm einstellen, und er grübelte von Jahr zu Jahr mehr, viel und oft in seiner Kammer darüber nach, welchen Zusatz etwa er zu dem Frankfurter Weisheitssprüchlein erfinden könne, um des Hülfsmittels theilhaftig zu werden, das der Himmel unzweifelhaft als besondersten Schutz und Trutz wider die Arglist seines Gegners in die Welt geschaffen. Denn er sagte sich, das unbestimmte, dumpfe Gefühl eines Uebermaßes, welches trotz dem häufigen Aderlaß ihm in Kopf und Gliedern verblieb und immer das nachhaltige Aufkommen des richtigen Frohsinns beeinträchtigte, könne dem Argen nur als eine Leimruthe für seine abgefeimte Seelenfängerei dienen.

So war das Heilsjahr 1532 herangekommen, und die gute Stadt Schiltach lag wie allzeit friedlich unter einem blauen Juli-Abendhimmel, der durch keinerlei Andeutungen verrieth, ob er sich gegen seinen Widersacher von Anbeginn thatkräftigere Beihülfe vom heiligen Vater Clemens dem Siebenten und dem deutschen Kaiser Karl dem Fünften oder von dem unter dem freieren Glaubensfittig Martin Luther's just zusammentretenden Schmalkaldischen Bunde des Kurfürsten von Sachsen und Landgrafen von Hessen, der weitgerühmten Städte Straßburg, Magdeburg, Ulm, Bremen und vieler anderer trefflicher Fürsten und Gemeinschaften verspreche. Wenn die männlichen und weiblichen Einwohner Schiltachs in dieser Richtung tagüber Erwägungen angestellt hatten, so waren sie damit gegenwärtig jedenfalls zu einem befriedigenden Abschluß vorgeschritten, denn von dem entgrasten Boden unter dem „Lindenbaum" Gervas Trautwein's klang in allabendlicher Weise Gelächter, Gesang und Geschwirr von hurtig umfliegenden Füßen und tönte vernehmlich bis in den Pfarrgarten hinüber, in welchem Damian Uebelhör nicht ohne einiges Mißbehagen auf und ab wanderte. Es war ihm noch nie so klar wie jetzt bei dem hohen Stand mittsommerlichen Wachsthums ins Bewußtsein getreten, daß der ursprünglich geschickt angelegte Garten durch üppig aufgewuchertes Unkraut und unbehindert wüste Ausrankung des Buschwerks in einen Zustand völliger Verwilderung gerathen sei und weder dem Auge einen erfreulichen Anblick darbiete, noch verständiger Bewirthschaftung die erzielbare Nutznießung gewähre. Offenbar mangelte ihm eine von Interesse erfüllte, sorglich wartende Hand, wie die Gärten der Bürger sie zur Pflege buntfarbiger Blumen und Aufzucht dienlicher Küchengewächse in denjenigen ihrer klugbedachtsamen Hausfrauen und Töchter besaßen; denn wenn Ursula Röckenfeller auch da und dort einzelne Flecke zum Anbau von Krautköpfen, Rüben und sonstigen Zugemüsen ausnutzte, diente doch der größte Theil des fruchtbaren Erdreichs nur zum Tummelplatz für allerhand saftstrotzende Windsaat, und auf die fröhliche Erquickung des Gesichtes und Geruches legte sie augenscheinlich auch nicht den allergeringfügigsten Werth. Dem Pfarrer aber war es heute, als ob er gerade nach einem lieblichen Duft ein besonderes Verlangen trüge, gegen den ihm jede Ausbeutung des Bodens zu materiellen oder substanziellen Gemüsen wegfällig erscheinen würde. Eine Verheißung der letzteren nämlich tönte oder raschelte ihm vielmehr aus einem dicht verwachsenen Erbsenbuschgestrüpp entgegen, aus welchem abwechselnd der knackende Laut aufgeplatzter Schoten und das athemholende Geschnauf der Respirationsorgane Ursula Röckenfeller's heraufscholl. Dann und wann unterbrach diesen Doppelklang ein dritter und eigentlich noch ein vierter,

Digitized by Google

nämlich ein kurzer Gesang, dem einige gesprochene oder gemurmelte Worte vorausgingen; doch fanden beide Aeußerungsarten ihre Grundstimmung in einer so gleichmäßig an ein zersprungenes Geschirr gemahnenden Eintönigkeit, daß sie sich weniger durch die Modulation der Stimme als durch die alternirende Stärke ihrer An- und Abschwellung von einander unterscheiden ließen. Es war ungewöhnlicher Weise kein Hülfsgesang wider höllische Fallstricke und Wolfsgruben, sondern die köstlich weiche Sommerabendluft übte offenbar auch auf das Gemüth der Sängerin einen mildernden und befreienden Einfluß, so daß ihre von den Lippen quellende Empfindung sich liebenswürdigeren Geistern, nämlich einer Anzahl vorwiegend verklärter Heiligen ihres Geschlechtes, zuwandte. Nach dem rühmlichen Vorbild des irdischen Lebenswandels derselben befleißigte Ursula Röckenfeller sich, wenn auch nicht thätlich, doch durch ihre Bereitwilligkeitserklärung einer außerordentlich verdienstlichen Freigebigkeit, denn sie sprach jedesmal zuvörderst in Gestalt einer Anrede und zugleich eines Bittgesuchs ihr Nacheiferungsbegehr aus:

„Heilige Lucia ohne Augen, möchte ich deinem gottgefälligen Beispiel folgen!“ und dann tönte ihr Gesang hinterdrein:

„Herr, dir zum süßen Augenschmaus
Stech ich mir selbst die Augen aus!“

In dieser Weise vergabte die zwischen dem Erbsenbusch Hockende der Reihe nach fast ihre sämmtlichen körperlichen Besitzthümer. Nun wandte sie ihre Anrede an die „heilige Euphemia ohne Nase“ und schloß die Bekräftigung daran:

„Für dich, o Herr, zur Morgengab
Schnitt ich mir meine Nase ab!“

Dann verwendete sie ihre Betrachtung auf das hervorragendste Verdienst der „heiligen Magdalena ohne Haar“, wünschte auch dieser zu gleichen und sang:

„Ich bringe dir zum Opfer dar
Meine schönen krausen Haar!“

Bei dieser letzten Darbietung mochte ihr zum Bewußtsein kommen, daß die beiden schmückenden Beiwörter ihrer beabsichtigten Opfergabe nicht ganz in Uebereinstimmung mit den gewöhnlichen irdischen Anschauungen ständen, denn ihr Haar fiel in allerdings augenblicklich ziemlich verwilderten, doch gehecheltem Flachs an Glätte ähnelnden, graugesprenkelten Strähnen an den Ohren hinunter und trat den landläufigen Begriffen von Schönheit jedenfalls nicht mit gebieterischer Forderung entgegen. So machte der Gesang eine Weile einem, wie es schien, nachdenklichen Verstummen der Pfarrerswirthschafterin Platz, und nur das Knacken der Schoten und der luftbedürftige Ton ihrer in Wirklichkeit noch nicht abgeschnittenen Nase unterbrach die Stille. Aber bald darauf murmelte ihr Mund vor sich hin: „Er hat's gesagt, es wär' schön — und geschenktes Haar ist allweg gute Waar,“ und zuversichtlich hob ihre Stimme sich wieder zu einem neuen Vers.

Bis hierher war Damian Uebelhör schweigsamer Ohrenzeuge dieser Opferwilligkeit gewesen; sei es jedoch, daß er befürchtete, die freigebige Gemüthsverfassung Ursula's könne sich in gefährdender Weise für ihre leibliche Existenz oder für seine Ohren noch weiter erstrecken, sei es, daß eins ihrer Worte seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen — er machte sich ihr jetzt durch ein vernehmliches Räuspern bemerklich, trat gegen den Busch heran und frug mit einer Stimme, welche nicht völlige Glaubwürdigkeit in die Schärfe seines Gehörs zu setzen schien:

„Wer hat Euch denn geredet, Ursel, daß Euer Haar schön sei?“

„Jesus und alle heiligen Nothhelfer!“ schrie die Angesprochene erschreckt auf. Dann fügte sie, tief nach Luft schöpfend, hinzu: „Gott und alle seine Erzengel

Digitized by Google

seien gebenedeiet, Ihr seid's, Hochehrwürdiger!"

„Wer, dächtet Ihr, solle Euch sonst hier in Schreckniß versetzen?" erwiderte er.

Es dämmerte bereits unter dem dichten Laub, und sie sah sich, ein Kreuz über Gesicht und Brust schlagend, um. „Wer? Ihr wisset, Hochehrwürdiger, Er hinket allerorten um und brüllet, wen er verschlinge."

Doch Damian Uebelhör schüttelte den Kopf. „Wenn Er sich nur in solcherlei Gestalt, Wüstheit und höllischem Gestank zeigte, Ursula, da würd es nicht der göttlichen Beihülfe und der heiligen Klugheit bedürfen, sich seiner zu erwehren und seine Bosheit zu Schanden zu machen."

Ursula hatte die Hutze, in der sie ihre Schoten gesammelt, auf den Rücken gehoben und wandte sich der Küchenthür des Pfarrhauses zu; doch nachdem sie einige Schritte vorwärts gethan, hielt sie an einer alten Steinbank an, deren Sitzfläche ehemals sichtbarlich als Grabplatte gedient, ließ sich darauf niederfallen und frug:

„In welcherlei Gestalt, hochehrwürdiger Herr, vermeint Ihr, daß Er sich am häufigsten aufweise?"

Es war das unstreitig eine der gewichtigsten Fragen, jederzeit sich selbst und Anderen darüber möglichste Klarheit zu bereiten, und die Beantwortung zog den Pfarrer ernst-nachdenklichen Gesichts mit auf die Bank herunter. Er erwiderte:

„Wie mir der ehrwürdige Confrater jüngstens aus unserer Nachbarstadt Rottweil Mittheilung gemacht, ist Er dort vor etlichen Wochen zu unterschiedenen Malen in eines Hasen, einer Geiß und auch eines Wiesels Erscheinung durch die Gassen laufend angetroffen worden und hat mit lauter und klarer Stimme gedrohet, daß er die Stadt mit einer Feuersbrunst anzünden wolle. In solcherlei Verwandlung ist er mir noch nicht widerfahren, dagegen vermeine ich ihn außer in Menschengestalt einmal in derjenigen eines gelben zottigen Hundes mit rothen Augen wohlerkannt zu haben."

Ursula Röckenfeller stieß einen sehr vernehmlich seufzenden Ton aus und versetzte nach einer Pause:

„Hinkte er arg mit dem Bocksfuß und war gräulich anzusehen, als Eure Hochehrwürden ihn in menschlicher Gestaltung wahrgenommen?"

„Mit nichten, denn also erscheint er nur in seiner satanischen Majestät, wenn er sich in unseren Landen auf dem Kandelberg nächtlicher Weile von seinen Creaturen hofiren läßt," entgegnete Damian Uebelhör. „Als ich ihn in Adamsgestalt gewahrt, trug er das eine Mal ein gesticktes Kleid von Rathsherrntracht aus einer hochvornehmen Stadt mit einer güldenen Gnadenkette des Kaisers um den Hals, Schenkelhosen, daraus völlig wohlgestalte Beine hervorgingen, nebst Schuhen mit rundlichen Spitzen, und das andere Mal hatte er sich das Bildniß eines ehrbaren und liebreizenden Edelfräuleins verliehen, dessen Gewandung von laubfroschgrüner Farbe war und dessen Nacken und Gesicht lieblich wie frische Apfelblüthen erschien, daraus die Augen unter dem Barett von weißen Schwanenfedern gleich zweien Stückchen blauen Himmels herausschauten. Aber es redete beide Mal eine hülfreiche Stimme in mir, die mich Argwohn schöpfen und auf der Hut sein ließ, so daß ich hehlings zur Probe zwei meiner Finger übers Kreuz legte und damit an die Kleider rührte. Da fühlte er in seiner höllischen Verschlagenheit, daß ich ihn erkannt hatte, und verschwand alsbaldigst aus der Thür, ohne daß ich eine Spur von ihm wieder zu finden vermocht."

„Stehen alle Barmherzigen uns bei in unserer Schwäche!" stieß Ursula, ihre knochigen Finger mit einem knackenden Geräusch in einander klammernd, aus.

Digitized by Google

„Das sei allzeit unsere Bitte!“ versetzte der Pfarrer; „aber von wannen kommt gegenwärtig die Furcht vor ihm über Euch?“

Sie blieb einige Augenblicke stumm, ehe sie antwortete:

„Weil Eure Hochehrwürden ihn mir beschrieben, daß er nicht allemal sichtbarlich hinke und gräulich anzuschauen sei. Ich fürchte —“

„Was befürchtet Ihr?“

„Daß ich ihn auch einmal gesehen —“

„Solches ist wohl schon Jeglichem widerfahren und darf Euch nicht Besorgniß einflößen,“ erwiderte der Pfarrer. Doch es klang aus dem besonderen Ton seiner Stimme, daß seine Aufmerksamkeit sich ihren Worten reger zugewendet, und er frug auch sogleich hinterdrein:

„Wann, wo und in welcherlei Gestaltung hegt Ihr Vermuthung, ihn wahrgenommen zu haben?“

Ursula Röckenfeller zögerte ein wenig, dann gab sie Antwort:

„In Welschland war's, eines Abends, Hochehrwürdiger. Es hatte eine Schlacht den Tag gegeben, ich weiß den Namen nicht mehr, und die Leute lagen an den Wachholderfeuern. Niemand kam mehr, um zu trinken, denn alle waren matt und müde und schliefen, und ich wollt' mich auch bei meinem Karren unter den Busch legen. Da stand auf einmal noch ein fremder Mann, wohl sechs Schuh und mehr hoch, vor mir, den ich nicht kommen gehört, und lachte mit einer tiefen Baßstimme, er habe einen Durst, um den Tiber auszutrinken, wenn er voll Orvieter Wein wäre. Ich konnte im Geflacker des nächsten Feuers, das ausloſch und wohl an hundert Schritte von mir war, nichts erkennen, als daß er gelbe Schlapplederstiefel fast bis an die Hüften trug und ein pechschwarzer Bart ihm aus einem lakenweißen Gesicht herausstach. So gab ich ihm nach seiner Begehr, aber er stürzte jedesmal den Becher auf einen Zug in die Kehle hinein und verlangte einen größeren, bis ich ihm meinen Stiefelhumpen mit anderthalb Maß anfüllte. Den trank er auch leer, ohne Luft zu holen, und sagte hinterdrein auf Deutsch: Das war ein Tropfen auf einen heißen Stein. Sonst redete er in aller Herren Länder Sprachen durch einander.“

Ursula hielt inne, und Damian Uebelhör nickte nachdenklich: „Ich glaube, das war Er —“

Er saß ein Weilchen sinnend, bis er, den Kopf hebend, frug:

„Und was that der Fremde weiter?“

Die Befragte zauderte wiederum etwas, ehe sie mit ungewisser Stimme entgegnete:

„Als er den Humpen leer getrunken hatte, stand er auf, legte mir die Hand auf den Kopf und sagte, ich hätte ein schönes, weiches Haar.“

„Das war Er, Röckenfellerin — daran erkenne ich ihn, denn er ist der Erzlügner von Hause aus!“ stieß Damian Uebelhör fast triumphirend hervor.

„Es war beinahe völlige Finsterniß, so daß er ebenso wenig etwas mit Augen unterscheiden konnte wie ich,“ murmelte sie.

„Und was that er danach weiter?“ frug der Pfarrer eifrig, und durch das tiefe Dämmerlicht des Gartens heftete sich sein Blick mit lebhaft gespannter Erwartung in das Gesicht der neben ihm Sitzenden. Diese erwiderte jetzt rascher als vorher:

„Als der Morgen grau wurde, war er, derweil ich fest geschlafen, mit meinem Zelt, dem Karren und dem Maulesel und allem Uebrigen verschwunden, wie ich Eurer Hochehrwürden schon früher berichtet, daß es mir dergestalt in einer Nacht abhanden gerathen, gerad auch so ohne jede Spur, wie Eure Hochehrwürden zuvor vermeldet, und gerad so habe ich nie etwas von ihm wieder gesehen.“

„Er hat vermerkt gehabt, daß er Euch

Digitized by Google

an Leib und Seele nicht schaden könne," bestätigte der Pfarrer, „und deshalb seine unmächtige Bosheit an Eurem Hab und Gut ausgelassen. Doch was versuchte seine Arglistigkeit noch, nachdem sein Lügenmund Euer Haar gepriesen, und hinterließ seine Tücke Euch nichts, als er von Euch verschwand?"

„O, Ihr kennt den Tückebold und Verderber, Hochehrwürdigster!" stotterte Ursula Röckenfeller als Erwiderung. „Ob er mir etwas hinterließ? das ist es gerad, was mich bei Tag und Nacht —"

Allein bei dem letzten Wort brach sie stockend ab und hub, ohne sich über die Art der Hinterlassenschaft des höchst muthmaßlichen teuflischen Besuchs weiter zu äußern, den Gesang ihres geistlichen Leibliedes an:

„Vor dem teufel uns behut
durch einen rechten glauben,
bewar uns vor der Hellenglut —"

Bevor sie jedoch an das „Flammenschnauben" gelangte, erscholl vom Hause her ein Fußtritt, und ein Bote trat herzu, der dem Pfarrer einen großen mit Wachs gesiegelten Brief behändigte, auf dem außer der Adresse noch „quam ocissume!" geschrieben stand. Das ließ sich freilich in der Dunkelheit nicht mehr lesen, aber der Ueberbringer wiederholte es mündlich und fügte bei, daß er in kaum einer Stunde vom Kloster Alperspach hierhergelaufen sei. Als Damian Uebelhör diesen Namen gehört, sprach sich in der Eilfertigkeit, mit welcher er sich seiner Schreibstube zuwandte, aus, daß er wohl schon seit Längerem dem Eintreffen dieser Epistel mit Erwartung entgegengesehen haben möge. Seine Ungeduld, eine Wachskerze anzuzünden, war so groß, daß er sich mit der Zunderlunte zweimal den Finger verbrannte, ehe er die begehrte Helligkeit in der Kammer erzielte; dann überflog hastig sein Blick den in lateinischer Sprache abgefaßten Inhalt des Schreibens. Darin theilte der hochwürdigste Abt des Klosters Alperspach mit, daß nach reiflicher und langfältiger Erwägung, Prüfung und innerlichster Selbstschau, auch durch wunderbare Stärkung im Gebet er und alle ehrwürdigen Brüder einhellig zu dem Schlusse gelangt seien, daß sie hinfür nicht länger in der römischen verderbten Kirche verharren könnten, sondern gleich fast allen ihren Nachbarorten im Schwabenlande sich ohne Scheu und Ansehen weltlicher Umstände zur Lehre des Doctor Martin Luther und Augsburger Confession zu bekennen gewillt seien. Solches zeige er nach heut Mittag unverbrüchlich gefaßtem Entscheid dem Pfarrer an der St. Trudpertskirche zu Schiltach als ehemaligem Zögling und Schüler des Klosters Alperspach sofortig und ganz zuvörderst an, in der Hoffnung, daß es diesem bei seiner großen Wirksamkeit auf die Gemüther aller Bewohner in der Stadt wohl gelingen möge, sie ebenfalls dem gereinigten Glauben zuwendig und dem römischen „Bappstum" abwendig zu machen, das man ob seiner offenbarlichen Verderbniß nicht anders mehr denn als das Heerlager des Antichrists und leibhaftigen Teufels kennzeichnen könne, wider dessen halsstarrige Ränke und Schliche die göttliche Barmherzigkeit den Menschen neben dem Glauben auch die irdische Vernunft gesetzt habe, um sich seiner Machinationen mit ihr zum Heulen und Zähnefletschen aller unsauberen Geister kräftig zu erwehren.

Damian Uebelhör's Gesicht nach Durchlesung des Schreibens besagte, daß ihn die Botschaft desselben keineswegs unvermuthet überkomme und daß er sich für den Fall ihres Eintreffens schon im Voraus mit ihr völlig einverstanden erklärt haben müsse. Er setzte sich mit einer Gänsespule zu eilfertiger Erwiderung desselben an den Tisch und gab darin auch seiner inständigen Zuversicht Ausdruck, es

Digitized by Google

werde dies gottesfürchtige und menſchenfurchtloſe Beiſpiel gleichfalls bei anderen Monaſterien der Nachbarſchaft eine rühmenswerthe Nacheiferung finden, da es gewißlich eine Thorheit und heilloſer Selbſtbetrug ſei, in der Abgeſchiedenheit von der Welt eine geſicherte Zuflucht vor den Anfechtungen des hölliſchen Umſpürers zu ſuchen, während es ſich durch vielerlei betrübſame Erfahrung nur zu deutlich bethätigt habe, daß derſelbe gerade in den Klöſtern den Boden für ſeine gräuliche Ausſaat ergiebig aufzuackern wiſſe. Dann ſchritt der Pfarrer wieder unter den inzwiſchen aufgegangenen Mond in ſeinen Garten hinaus, doch ſein Blick nahm gegenwärtig die Verwilderung des letzteren nicht mehr mit der vorherigen Mißbehaglichkeit wahr, ſondern ſein Ohr trank mit unverkennbarſtem Behagen die Tonſchwingungen des noch immer von Gervas Trautwein's „Lindenbaum" herüberklingenden frohſtimmigen Geſanges und Gelächters ein. Nach und nach indeß verſtummte beides, und die Stille der linden Sommernacht ward nur mehr in der Nähe noch dann und wann durch Urſula Röckenfeller's ſingenden Ankampf gegen die Fuß- und Seelenangeln des Erbfeindes unterbrochen. Es ſchien Damian Uebelhör eine leichte Ueberwindung zu koſten, ſich zu ihr zu geſellen, als habe ſeine Einbildungskraft ſich etwa unſichtbarer Weiſe in einer Geſellſchaft befunden, die mit derjenigen, welcher ſich die Vorſtellung und Befürchtung der Sängerin hingab, nicht gerade harmonire, aber dann mochte es ihn doch als Pflicht bedünken, ſeiner Hausgenoſſin noch heute Mittheilung von ſeinem am Abend gefaßten Entſchluß zu machen, ſo daß er ſich abermals neben ſie ſetzte und ihr über den Inhalt des Alperſpacher Schreibens und ſeinen eigenen bereits länger im Stillen genährten Glaubenswechſel Bericht erſtattete. Zuerſt erſchrak die Hörerin über dieſe Ankündigung naturgemäß aufs heftigſte und bemaß im ungewiſſen Mondlicht mit noch ungewiſſerem, entſetzensvollem Blick das Geſicht des Sprechers, als werde ſie von der Angſt geſchüttelt, im nächſten Moment unter dem Kopfhaar desſelben ein paar ſchwarze Hornzinken heraufwachſen zu ſehen. Doch als ſtatt deſſen und im vollen Gegentheil Damian Uebelhör ihr mit großem Nachdruck das neueſte „Glaubens- und Heldenlied" des Doctor Martin Luther vorzuſprechen anhub:

„Der alt böſe feind,
mit ernſt er's yetzt meint,
gros macht vnd viel liſt
ſein grauſam rüſtung iſt,
auff erd iſt nicht ſeins gleichen —"

und weiter fortfuhr:

„Vnd wenn die welt vol Teuffel wehr
vnnd wolt vnns gar verſchlingen,
So fürchten wir vnns nicht zu ſehr,
Es ſol vnns doch gelingen.
Der Fürſt dieſer welt,
wie ſawr er ſich ſtellt,
thut er vnns doch nicht,
das macht er iſt gericht,
Ein wörtlein kan yhn fellen —"

da ſchimmerte es zwiſchen Urſula Röckenfeller's wimperloſen Augenlidern zuerſt mit ſchweigſamer Beruhigung auf, die allgemach zu tröſtlicher Zuverſicht und der Redeverſicherung ihres Mundes anwuchs, ihr ganzes Vertrauen ruhe nächſt dem heiligen Antonius, dem größten und ruhmgekrönteſten Höllenbezwinger der geſammten Chriſtenheit, auf dem Pfarrer, in deſſen Hauſe ſie Schirm und Schutz vor dem bösartigen Affen Gottes gefunden, und ſie wolle ihm getroſt auf alle Wege folgen, die er ihr zu ihrem Heile andeute. „So wollen wir jetzt zunächſt jeder den Weg in ſeine Schlafkammer beſchreiten," erwiderte Damian Uebelhör nicht ohne einen launigen Anflug. „Denn es iſt bereits ſpät und wird uns ſicherlich zu heilſamer Förderung gereichen, wenn wir uns zur Nachtruhe begeben." Doch Urſula ſtand noch zaudernd und frug, ob

Digitized by Google

sie ihm noch eine Frage vorlegen dürfe, die ihr im Verlaufe des Abends vieles und schweres Nachdenken bereitet habe. Das verstattete ihr der Pfarrer, und sie befragte ihn mit etwas schwierig zu verstehenden Worten um seine Meinung, ob die Erkenntniß der Gottesgelahrtheit dafür halte, daß ein Kind, welches den leibhaftigen Bösen zum Vater gehabt habe, auch selber der Teufel sei? Darauf entgegnete Damian Uebelhör mit einiger Verwunderung:

„Ihr beweiset mir durch Eure Fragstellung ein so gründliches Ausforschen über diesen Gegenstand, wie ich Euch desselben kaum für fähig erachtet hätte. Es gehört die Beantwortung zu den schwerstlöslichen auf dem gesammten Gebiete der dämonologischen Wissenschaft und bereitet obendrein noch insonders Schwierigkeit, für das Ohr einer Jungfrau darüber in nicht anstößigen Worten die Controversen zum Ausdruck zu bringen. Denn es behaupten viele der ruhmwürdigsten Kenner und Erforscher des satanischen Grundwesens solchen Vorgang überhaupt als eine Unmöglichkeit, da der Teufel als ein Geist der Verneinung weder in männlicher noch in weiblicher Gestaltung etwas Positives zu erschaffen im Stande sein könne. Ich halte aber dafür, daß er als der Affe Gottes, wie Ihr ihn richtig benamst habt, wohl auch hierin von dem Drange der Nachspottung getrieben sein mag und daß nicht nur die Kielkröpfe und Wechselbälge leibhaftig von ihm entstammen, sondern Mancher seinen körperlichen Ursprung von ihm herleitet, dem man es nicht an der Gräulichkeit des Angesichts und der Verkrüppelung der Gliedmaßen sofort wahrnimmt. Solchen erachte ich jedoch gleichfalls für den wirklichen selbigen Teufel, der sich in ihm als in einer Spottgeburt vervielfältigt. Dafür könnte ich Euch, wie ich vermeine, unterschiedliche Beispiele und Beleggründe von überzeugender Kraft darbieten, die ich auch baldigst in einer Schrift über diese gewichtige, vielbestrittene Frage zu veröffentlichen gedenke. Jetzt aber ist es nicht an der Zeit, selbige weiter zu erörtern, denn die Nacht rücket vor, und das Gestirn, das auf die Leber und die Eingeweide unseres Körpers wirkt, steigt dort bereits über dem Kirchendach herauf."

Doch der geweckte Wissensdrang Ursula's vermochte sich ersichtlich an dieser Aufhellung noch nicht voll zu befriedigen. Sie murmelte: „Was würde aber die Mutter des Teufels —?"

„Ausgespien würde sie sein als ein unsauberes Gefäß in alle Höllenewigkeit," fiel Damian Uebelhör mit eifriger Ueberzeugung ein, „wenn sie nicht, wie es wohl erdenkbar wäre, wider ihr Vorwissen betrügerisch von ihm bethört worden, in welchem Falle nach meinem Dafürhalten die Barmherzigkeit Gottes sich ihr wieder zuwenden könnte, wenn sie alsbald, nachdem ihr solche Erkenntniß aufgegangen, dem von ihr in die Welt gebrachten Teufelsbalge das Genick umdrehen würde."

„Behüte uns, heilige Ursula, vor solcherlei Heimsuchung!" betete die Namensbase der um Schutz Angerufenen mit stotternd-zitternden Lippen.

Doch jetzt wandte sich der Pfarrer der Thürschwelle zu und sprach, wie es schien, mit einiger Mühe eine Anwandlung fröhlicher Lachlust bekämpfend, zurück:

„Leget Euch ohne Befürchtung zu Bette, Ursel! Der Himmel hat Euch von Eurer Geburt an ein Amulet als Mitgift gegeben, das in solcherlei Richtung den Geschmack des höllischen Liebhabers mit Sicherheit von Euch ferngehalten, da seine Katzenaugen dasselbe auch in der Finsterniß wahrnehmen, und es ist durch die Zeit, in der Ihr es mit Euch getragen, von nicht geringerer Kräftigkeit geworden."

Damit ging Damian Uebelhör an diesem Abend in seine Schlafkammer, und

Digitized by Google

als er am anderen Morgen erwachte, schien sein Gesicht nicht darauf zu deuten, daß er die Nacht hindurch von diabolischen Fratzengestalten des Abgrundes im Traume heimgesucht worden sei. Mit überraschender Schnelligkeit aber gelangte schon im Verlauf der nächsten Tage der Wunsch des Abtes von Alperspach zu vollständiger Erfüllung, da es kaum weiterer Bemühung als einer einmaligen Kanzelansprache des Pfarrers von Schiltach an die Bevölkerung der Stadt bedurfte, um diese mit wenigen Ausnahmen zum Uebertritt zur lutherischen Lehre zu bewegen. Die Zeit hatte in allen deutschen Ländern und ganz besonders in den Nachbargegenden des Schwabenlandes die Köpfe und Gemüther, oft ohne Vorwissen ihrer Eigenthümer, mit einem geistigen Explosionsstoff angefüllt, in den nur ein Funken hineinzufallen brauchte, um die Ueberlieferung der Väter und Vorväter zu Gunsten der neuen Glaubensanschauung in die Luft zu sprengen. Der Hirt wanderte zuversichtlich auf dem neuen Wege voran, die Heerde folgte ihm mit demselben Zutrauen in seine richtige Wegweisung nach den himmlischen Auen jenseits des irdischen Jammerthales nach, als sie es auf der alten, von Jahrhunderten ausgetretenen Straße zu thun gewohnt gewesen, und ohne allen Aufwand von gelehrten Streitigkeiten, dogmatischen Beweisen, Hader und Gewissensunruhe war die gute Stadt Schiltach am Schluß der Woche bereits „ein' feste Burg" des Protestantismus. Von außen lag sie darum noch gerade wie vorher, und von innen sah man es ihr ebenso wenig an, und auch der Graswuchs unter Gervas Trautwein's Lindenbaum hatte nicht den geringsten wahrnehmbaren Vortheil davon.

Sonst jedoch bleibt nach dem einmal bestehenden Causalnexus in der realen Welt nicht leicht eine Wirkung abgeschlossen, ohne wiederum als Ursache für eine weitere Wirkung aufzutreten. Ob man vorher daran gedacht hat oder nicht, ergiebt sich aus einer gewichtigen Veränderung eine mehr oder minder beträchtliche Kette von mehr oder minder nothwendigen oder wünschenswerthen und ermöglichten Umwandlungen. Zunächst that sich dies in der Lebensführung des neuen lutherischen Pastors darin kund, daß er zu häufigeren Malen zum Besuch seiner Confessionsgenossen zum Kloster Alperspach hinauswanderte, um sich mit ihnen am wechselseitigen Eifer für die gereinigte Lehre zu erbauen und zu stärken. Es waren zehn Jahre hingegangen, seitdem er das alte Gebäude als Zögling desselben verlassen, und er empfand ein reges Verlangen, nicht nur dieses, sondern auch die ihm vertraute Umgegend wieder aufzusuchen. Das Letztere that er mit Vorliebe zumeist allein, und so kam er auch auf den waldigen Bergrücken, der die Thäler der beiden Kinzigquellen schied und von dem der Blick auf die Mauern und Dachfirste des noch beim Papstthum verbliebenen Nonnenklosters Wittichen sive Kaltenbrunn niederfiel. Als Damian Uebelhör zum ersten Mal wieder da droben stand, trat es ihm lebhaft ins Gedächtniß, daß er hier einstmals eine schwere Anfechtung des Bösen zu überstehen gehabt habe. Von unten herauf war mit mehreren ihrer Klostergenossinnen eine noch sehr junge, blaßgesichtige Nonne gekommen, hatte sich, um einsam im dichten Walde zu wandeln, von den anderen getrennt und dergestalt durch Zufall den jungen Geistlichen angetroffen. Dieser wußte nicht mehr, wie und weshalb sie mit einander in ein längeres Gespräch gerathen, darin sie ihm mitgetheilt, daß sie Schwester Benedicta genannt werde, ihr eigentlicher Name aber Josefa Platner aus Villingen sei, wo ihr Vater auch als wirklicher Platner, das ist als Waffenschmied, wohne, gegen dieses Gewerbes herkömmliche Art jedoch von

Digitized by Google

solcher Frömmigkeit beherrscht werde, daß er seine Tochter genöthigt habe, ins Kloster zu treten. Das erzählte sie, ganz ihrem Namen gemäß „benedice“, in artigen Worten, doch keineswegs in einem Tone, der eine innige Dankbarkeit für den väterlichen Willen und seine Anordnung kund that. Es war vermuthlich abermals das Werk des Zufalls gewesen, daß nach dieser Begegnung die Schwester Benedicta und der junge Geistliche noch zwei- oder dreimal um die nämliche Zeit an die nämliche Stelle gerathen und infolge dessen naturgemäß dort wieder zusammengetroffen waren. Dann aber hatte Damian Uebelhör eine ganze Nacht hindurch keinen Schlaf zu finden vermocht, weil unausgesetzt vor seinen geschlossenen Augen, von einem gelben, sonnenhaften Ring umschlossen, das Bildniß der Schwester Benedicta gestanden und er dazu wie in einer Hallucination fortwährend ihre leise, halb kummervolle Stimme gehört. Da hatte er plötzlich erkannt, daß es nicht das Werk des Zufalls, sondern dasjenige des Teufels gewesen, was ihn in den Wald hinaufgeführt, und er hatte vierzehn Tage bei Wasser und Brot bis zur völligen Abmagerung seiner Glieder gefastet und war niemals wieder zur Stätte der Versuchung hinangestiegen. Jetzt stand er zum ersten Mal seitdem droben und sah auf das noch ebenso drunten liegende Kloster hinunter. Und unwillkürlich dachte er, ob sich die Schwester Benedicta wohl noch darin befinde und sich noch ebenso ungern wie damals unter ihren Genossinnen aufhalte. Es kam ihm auch, die Zeit zu berechnen, welche verflossen, seitdem er sie hier oben zum letzten Mal gesehen, und von Ungefähr ergab sich ihm daraus, daß sie gegenwärtig noch nicht höher im Alter als etwa sieben- oder achtundzwanzig Jahre sein könne. Am eindringlichsten aber gerieth es ihm in Erinnerung und legte sich ihm förmlich mit einer bedrückenden Last aufs Gemüth, wie thöricht es derzeit von ihm gewesen, einen Fallstrick des höllischen Feindes in ihrem Begegnen zu argwöhnen und sie deshalb in ihrer Bekümmerniß allein zu lassen, da doch nach seiner jetzigen Erkenntniß und der Aufhellung durch den Begründer der protestantischen Kirche nichts der Arglist des Teufels erfolgreicher Widerstand zu leisten vermöge, als wenn zwei Menschen ihn nach der von Gott gesetzten Ordnung auf Erden durch wechselseitige Unterstützung, Erfrischung und Kräftigung und gemeinsame fröhliche wie ernsthafte Arbeit bei Tag und Nacht bekämpften.

Mit solcherlei Gedanken stand Damian Uebelhör in letzter Zeit fast alltäglich droben allein auf der Waldhöhe, und es ward oftmals später Abend, ehe er in das Pfarrhaus zu Schiltach heimkehrte. Wie dies aber eines Tages wiederum geschah, tönte ihm aus dem Garten als Rückkunftsgruß wohl nach üblicher Weise die Singstimme Ursula Röckenseller's entgegen, doch mit einem ihn Wunder nehmenden, völlig neuartigen Texte, so daß er zweimal aufhorchen mußte, um zum deutlichen Verständniß desselben zu gelangen. Es war ein „Geistliches Wegelied wider die Versuchungen auf der irdischen Wanderung“ und lautete:

„Ich gieng einmal spacieren
ein weglein, das war klein,
Was that mich da verführen?
mein fleisch, das ganz unrein,
Das voller sünden was;
Die Schlang hat uns betrogen,
wir habens von Eva gejogen,
da sie den Apfel aß.“

Es mußte etwas in der Gemüthsstimmung des Hörers vorhanden sein, daß es ihm bei den Worten des Liedes eigen zu Sinn ward und er anfänglich fast unwirsch den Kopf dazu schüttelte. Allein dann kam ihm das Bewußtsein seiner Pflicht als Berather und Wegweiser der Irrenden, und er setzte sich zu der Sängerin und sprach:

Digitized by Google

„Ihr hebet da einen Gesang, Ursel, der noch aus der Irreleitung des Papst- und Mönchsthums herstammet und von seinem Ursprung ein weltlich Jägerlied ist, das ein Clericus der alten Kirche zu einem Schmähreim wider den von Gott gesetzten heiligen Ehestand transformirt hat. Solchen zu singen geziemt Euch aber nicht mehr und zumal nicht in meinem Hause, da ich als ein protestantischer Pfarrer zu der Erkenntniß meiner Verpflichtung gedrungen bin, unserer Gemeinde sowie anderen Geistlichen, die der römischen Lehre abgesagt, mit einem gottgefälligen Beispiel nach dem Vorbild des Doctor Luther voranzuschreiten. Denn es thut Noth, durch ein solches vor der Welt unbeirrt offenbarlich zu machen, daß der eheliche Lebensbund von Gott nicht nur den Laien als ein unheiligerer Stand, sondern ganz insonders den Priestern als eine Gemeinschaft auserlesener Heiligung bestimmt worden."

„Jesus, Maria und alle Nothhelfer!" stieß Ursula Röckenfeller mit einem Rückfall zu den Gewohnheiten ihres vormaligen ungereinigten Glaubens erschreckt aus — „Eure Hochehrwürden wollen sich verheiraten?"

„Das ist unter dem erhofften Beistande des Himmels meine Absicht, liebe Ursula," versetzte Damian Uebelhör in einer nicht ganz zu verbergenden körperlichen und gemüthlichen Erregung die Hand der neben ihm Sitzenden erfassend. „Ich habe diesen Entschluß heute in mir zur völligen Reife gezeitigt und erachte es als wohl natürlich, Euch zuvörderst davon Kunde zu geben, obwohl daraus nach meinem Dafürhalten in unserem Hause für Euch keine wirthschaftliche Veränderung statthaben wird. Doch ich bitte Euch, aus mancherlei Gründen dies für einige Tage noch bei Euch geheim zu bewahren, ehe ich auch der Stadt davon offenkundige Mittheilung mache."

„Steh uns bei! Steh uns bei!" stammelte Ursula, ihre umfangreiche Hand krampfhaft um die kleinere des lutherischen Pastors zusammendrückend. „Der heilige Apostelfürst Paulus sagt, es ist besser, ledig zu bleiben als zu heiraten."

„Doch es redet derselbe auch, es ist besser heiraten als —" Damian Uebelhör sprach jedoch die ihm auf die Lippen gerathenen Worte des heiligen Paulus nicht zu Ende, sondern ergänzte rasch: „Es steht, wie ich dawider anführen kann, in der Schrift: Ein gutes Weib erfrischt das Gebein des Mannes und verlängert ihm die Tage seiner Jahre."

Es schien indeß, als habe es dieses Schriftbeleges für den Gewinn der Ueberzeugung seiner Aussage bei Ursula Röckenfeller nicht mehr bedurft, denn sie erwiderte mit demüthiger Stimme, doch ihn zum ersten Mal nicht als Hochehrwürden, sondern als Herr Pastor ansprechend:

„So geschehe es in Gottes Namen, Herr Pastor, und gereiche diesem Hause und der ganzen Gemeinde zu segensvollem Vorbilde!"

„Das hoffen wir gewißlich, liebe Ursula, und bitten wir," entgegnete der Pastor.

„Und werde ein Bündniß wider die Arglistigkeit des Teufels, daran er in Ohnmacht falle!" fuhr sie fort.

Damian Uebelhör antwortete zuversichtlich: „Wenn er danach trachten sollte, uns in seinen Schlingen zu fangen, wird er die heiligende Kraft einer christlichen Ehegemeinschaft zu seinem Schaden verspüren und großes Zetergeheul sich darob unter allen feindseligen Geistern erheben."

Er erhob sich gleichfalls, um sich ins Haus zu begeben, doch Ursula Röckenfeller stand noch zögernd, ihn ein Weilchen stumm am Gewandärmel haltend, bis sie den Mund zu der Frage öffnete:

„Und vermeinet Ihr, Herr Pastor, daß durch solche Heiligung nach der Barm-

Digitized by Google

herzigkeit Gottes ein unsauberes Gefäß wieder von dem Gräuel der Hölle gereinigt und in den Stand des Paradieses zurückversetzt werden möge?"

Ueber diese unerwartete Frage zeigte Damian Uebelhör einiges wohlberechtigtes Erstaunen und erwiderte nach kurzem Besinnen ziemlich abweisenden Tones:

„Es ist mir nicht wohl verständlich, Ursula, wie Ihr im Anlasse meiner Verehelichung auf solche Gedankenwege und Anknüpfung verfallet, da Ihr mich doch durch manche Jahre genugsam kennen gelernet und füglich die Ueberzeugung von mir gewonnen haben dürft, daß ich zu einem so bedeutsamen Entschluß nicht ohne reiflich voraufgeschrittene Prüfung auch in der von Euch gekennzeichneten Richtung gelangen möge. Es vermag allerdings Keiner sich der allgemeinen Schwäche des menschlichen Geschlechtes zu entwinden, die aus der Kurzsichtigkeit und öfteren Verblendniß unseres Geistes hervorgeht, sonst aber lebe ich der gewißlichen Zuversicht, daß ich mich in der von mir getroffenen christlichen Wahl nicht zum Frohlocken eines unsauberen Patrons getäuscht, sondern dieselbe zum ingrimmigen Zähneblöken der gesammten Schwefelsippschaft auserkoren habe."

„So sage ich Amen, Herr Pastor — Amen —" wiederholte Ursula Röckenfeller mit einem tiefen, laut aus ihrem Munde wieder zu Tage tretenden Luftzug, allein der Fortschreitende ertheilte hierauf keine Entgegnung mehr, sondern begab sich in seine Schreibkammer, darin er noch bis spät in die Nacht eifrig einem Schriftwerk oblag. Dann trug sich, als nach zweien Tagen die Abenddämmerung wiederkehrte, im Pfarrhause zu Schiltach etwas höchst Absonderliches zu, denn Damian Uebelhör kam eilfertigen Schrittes heim, doch nicht allein, sondern in Begleitung eines weiblichen Wesens in Ordenstracht, das, wie von großer Anstrengung oder Aufregung erschöpft, fest an seinem Arme hing. Dergestalt trat es ans Licht, daß er seit Wochen nicht nur betrachtend täglich droben auf dem Waldrücken über dem Kloster Wittichen gestanden, vielmehr sich auch in klug ausgesonnener Weise mit demselben unvermerkt in Verbindung gesetzt haben mußte und das lebendige Ergebniß der letzteren heut Abend am Arm mit sich von dannen geführt hatte. Als sie zusammen auf die Hausflur traten, schlug seine Begleiterin zum ersten Mal den bisher fest um den Kopf verschlungenen Schleier zurück, und da im nämlichen Augenblick Ursula Röckenfeller mit ihrer Küchenlampe aus einer Thür hervorkam, diente sie dazu, die enthüllten Züge der Fremden deutlich zu überleuchten. Es war ein blaßfarbiges, nicht gerade mehr ganz junges Gesicht, dem man die lange genossene Klosterkost und Klosterluft ansah, das jedoch zugleich die sichtbarlichste Bereitwilligkeit ausdrückte, sich an der Zukunft für vielerlei unfreiwillige Einbuße der Vergangenheit nach Kräften schadlos zu halten. Erstaunt brachte Ursula hervor: „Eine geistliche Schwester hier im protestantischen Pfarrhause —?" aber der lutherische Pastor fiel ihr ins Wort: „Es war bis vor einer Stunde die Schwester Benedicta, liebe Ursel, doch Ihr werdet derselben behülflich sein, sie zugleich mit dem Ordensgewande diesem Stande zu entkleiden, damit die Jungfrau Josefa Platner wieder daraus zum Vorschein komme und —"

„Und —?" wiederholte die Wirthschafterin, da er einen Moment innehielt, ihn mit einem vollkommen wie zu Glas erstarrten Blick bemessend.

„Und," ergänzte Damian Uebelhör fröhlich, „nach dem preislichen Vorbilde der Cistercienserinnonne Katharina von Bora, der liebwerthen Ehefrau unseres großen Meisters Doctor Martin Luther, wie ich es Euch am vorgestrigen Abend

Digitized by Google

angekündigt, die Eheliebste und Herrin in diesem christlichen Pfarrhause zu werden."

„Heilige Magdalena, behüte uns vor Fleischeslust und allen bösen Geistern!" schrie Ursula Röckenfeller auf. Zugleich aber mit diesem confessionellen Rückfall ihrer besinnungslosen Seele fiel sie auch sammt der auslöschenden Lampe körperlich rücklings hintenüber auf das Holzgepflöck des Flurbodens, und Josefa Platner sagte mit rascher Fassung und einer ziemlich entschiedenen Stimme: „Wenn Eure Magd öfter an solchen unglücklichen Zufällen leidet, mein theuerster Bräutigam, werden wir sie wohl nicht in unserem Hause zu behalten vermögen."

Am nächsten Tage jedoch hatte Ursula sich scheinbar von ihrem Zufall erholt, und um zwei Wochen später sang sie in der St. Trudpertskirche mit bei der Trauung des Pastors Damian Uebelhör, zu der die ehemaligen Mönche des Klosters Alperspach in Gesammtheit sich als Zeugen und Glückwünschende eingefunden hatten. Die Braut stand lilienweiß gekleidet, bei Tageslicht ein wenig übersommerlich angewelkt, mit einigen leisen Stirnschatten unter dem Myrtenkranz und einigen kleinen röthlichen Pöckchen an den Schläfen. Sonst aber war ihre Erscheinung sowohl dem Gesicht als der Gestalt nach recht einnehmend, deutete bereits nirgendwo mehr auf zehnjährige klösterliche Abstinenz und bot nach der Uebereinstimmung aller Anwesenden in augen- und herzerfreulicher Weise das Musterbild einer christlichen Pastorengattin in verständigen Jahren dar. Nur Ursula Röckenfeller blickte über den Rand ihres Gesangbuches mit unverwendeter Spannung auf die weiße Gestalt, als erwarte sie in jedem Moment etwas höchst Besonderes, daß die Ceremonie z. B. durch ein plötzlich eintretendes Ereigniß unterbrochen werde und die Braut noch vor dem Ringwechsel von der Seite Damian Uebelhör's verschwinde. Doch hatte der Letztere gegen eine solche Ueberraschung sorglichst Vorkehrungen getroffen und die heimlich entflohene Nonne vor dem zornwüthigen Ingrimm der Klosteräbtissin von Wittichen unter den Schutz der protestantischen weltlichen Macht der württembergischen Landesherrlichkeit und des gesammten Schmalkaldischen Bundes sicher gestellt. So ging die Trauung wider Ursula's Erwartung ohne jeglichen Zwischenfall vorüber; bei dem Hochzeitsmahl erweiterte Damian Uebelhör zum ersten Mal seine schon lange stattgehabte Zustimmung zu dem Wahlspruche des Doctor Martin Luther dahin, daß er unter kräftigem Zusammenstoß der Trinkbecher fröhlich mit lauter Stimme zu singen anhub:

„Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang.
Der bleibt ein Narr sein Lebelang!"

und der Himmel schien durch wolkenlose Bläue bis zum Abend hin gleichfalls seine rückhaltslose Zustimmung mit dem Tagesvorgange auszudrücken. Dann entfernten sich allmählich die Hochzeitsgäste, es ward still im Pfarrhaus und sehr bald darauf auch völlig dunkel, nur Ursula Röckenfeller saß noch allein im Garten und schaute mit der nämlichen Anspannung aller ihrer Sinne nach der lichtlosen Schlafkammer des jungen Ehepaares hinauf, als erwarte sie wiederum von dorther irgend etwas Urplötzliches: ein schreckliches Getöse, einen glührothen Flammenschein, einen erstickenden Qualm, Dunst, Geruch oder dergleichen. Doch so lange sie saß, trug sich nicht das Allergeringste in dieser Richtung zu, und zu guter Letzt nickte ihr Kopf tiefer herunter, sie schlief ein und wachte auf der Gartenbank erst wieder auf, als im Frühsonnenlicht die junge Frau Pastorin vor ihr stand. Dieselbe sah nach den vielfachen ungewohnten Anstrengungen des gestrigen Tages ein wenig übernächtig aus, und auch ihre

Digitized by Google

Morgenlaune verrieth, daß sie noch keinen genugsam erholenden Schlaf in dem neuen Hause gefunden haben mochte, denn sie sagte nur sehr kurz und bestimmt, daß sie sich solche für ein Weibsbild höchst unschickliche nächtliche Herumliegerei unter freiem Himmel und daraus erfolgende Tagfaullenzerei ein- für allemal hiermit verbitte, und ging zu eifrig-umsichtiger Betrachtung des Pfarrgartens weiter.

In diesem fanden nach kurzer Frist die mannigfachsten Veränderungen statt, denen Damian Uebelhör allzeit mit den Worten: „Gewiß, wie du es für besser erachtest, meine theure Josefa," beipflichtete. Ursula mußte in Sonne und Regen Unkraut und Wurzeln ausroden, den Boden umgraben, Dünger herbeikarren, und ihren einzigen Trost unter dieser vielfältigen Mühsal bildete ihr der stete Gesang, mit dem sie bei der harten ungewohnten Thätigkeit dem Teufel und seinen Nachstellungen durch möglichst kraftvolle Lieder Widerstand zu leisten trachtete. Aber auch diese tröstliche Arbeitsunterstützung fand nicht den Beifall der neuen Hausfrau, denn bald nach den ersten Tagen machte sie derselben mit dem nachdrücklichen Verbot ein Ende: „Wenn du als Magd bei mir bleiben willst, so laß das alberne Teufelsgeplärr! Die Dummheit, welche die meisten Menschengeschöpfe im Kopf tragen, ist ihr eigentlicher höllischer Plaggeist; das müßte aber ein noch dümmerer Teufel als sie sein, der auf dich versessen wäre."

In solcherlei Weise und Verweisen legte die Sprecherin nicht nur im Garten, sondern Woche um Woche überall in Küche und Keller, in den Wohnräumen und vermuthlich ebenso in der Schlafkammer des Pfarrgebäudes deutlicher an den Tag, daß sie es als ihre Pflicht betrachtete, nicht allein dem Namen und Titel nach eine christliche Hausfrau geworden zu sein, sondern auch in Wirklichkeit als Hausherrin über dem leiblichen und gemüthlichen Wohlergehen unter ihrem neuen Heimatsdach ein äußerst wachsames Auge zu halten. Sie nahm ersichtlich dabei trotz ihrer regen Fürsorglichkeit an Ausrundung des Gesichtes und der Figur zu und erschien um ein Beträchtliches jugendlicher als bei ihrer Ankunft aus dem Kloster. Damian Uebelhör's Blick ruhte täglich mit gesteigertem Wohlgefallen auf ihr, obwohl er unzweifelhaft unvermerkt mit außerordentlicher Schnelligkeit aus der ersten Stelle in seinem Hause an die zweite versetzt worden war und sein Aussehen keinen so überzeugenden Beweis für die Gedeihlichkeit seines veränderten Standes als bei der vormaligen Cistercienserinnonne ablegte. Ursula Röckenfeller aber blickte immer schweigsam-nachdenklicher darein und vollbrachte im Stillen allerhand eigenthümliche Dinge. Sie hatte noch ein Gefäß mit früherem römisch-katholischen Weihwasser in ihrer Kammer aufbewahrt und benetzte damit zuweilen heimlicher Weise in der Küche die Hand der jungen Hausfrau; ingleichem hatte sie in der Kirche verstohlen Wachs von den Kirchenlichtern abgebröckelt und dasselbe fein zerrieben in die Suppe gerührt, daß die Pastorin über den unbegreiflichen abscheulichen Geschmack höchst erbittert und von Uebelkeit befallen worden war. Nach wenigen Stunden jedoch befand sie sich so wohl als zuvor und sagte nur, wenn ihr noch einmal eine solche Suppe auf den Tisch komme, komme die Köchin mit derselben auf die Gasse hinaus.

Dann betraf Ursula die Frau Josefa Uebelhör eines heißen Nachmittags, wie dieselbe vermuthlich in einem vor ihr aufgeschlagenen geistlichen Buche gemeinsam mit dem Pastor zu eifrig studirt hatte und, von der geistigen Thätigkeit ermüdet, in einem großen Lehnsessel fest eingeschlafen dalag. Ein Weilchen stand die ins Zimmer Getretene ungewiß zögernd,

Digitized by Google

dann bewegte sie sich vorsichtig auf den Zehen an die Schläferin heran und hob derselben die langen Kleider von den Schuhen. Mit fieberhaft erwartungsvollen Augen blickte sie auf die beiden enthüllten Füße nieder, doch diese boten, weder der linke noch der rechte, im geringsten eine Abweichung vom üblichen Naturzustande menschlicher Extremitäten. Kopfschüttelnd hielt die Beschauerin eine geraume Zeit die Augen darauf verwandt, bis sie, von einem Geräusch im Nebengemach aufgeschreckt, hurtig das Kleid auf die Füße zurücklegte und lautlos wieder zur Thür hinausschlich. Aber allen diesen befremdlichen Erfahrungen zum Trotz war in Ursula Röckenseller's tiefinnerster Empfindung die Ueberzeugung unverbrüchlicher gefestigt, die ehmalige Cistercienser Ordensschwester und gegenwärtige Frau Pastorin Josefa Uebelhör sei, wenn nicht der leibhaftige Teufel in Weibsgestalt selber, jedenfalls einer von seinen zur Verderbniß der Menschheit ausgesandten, besonderen höllischen Lieblingen.

* * *

Auf der mit Buschwerk und Haidekraut bewachsenen, nicht sehr beträchtlichen nächsten Anhöhe unmittelbar über der guten Stadt Schiltach aber stand, wie wir bereits erwähnt, das alte Gemäuer, welches der hochfürstliche Herzog Reinold von Urslingen bereits vor anderthalb Jahrhunderten an die württembergische Oberhoheit veräußert hatte. Es war dies um einen selbst für die damalige Zeit recht bescheidenen Preis geschehen, allein der Anblick des sogenannten Schiltacher „Schlosses" ließ vermuthen, daß ein heutiger Liebhaber desselben sich schwerlich noch zum Angebot eines Drittheils der ehemals erlegten Kaufsumme entschlossen haben würde. Wind und Wetter hatten seitdem getreulich das Ihrige daran gethan und die jeweiligen Besitzer sie wenig oder gar nicht drin behindert. Dagegen hatten die Menschen den Bemühungen von Sonne und Regen keineswegs ihre förderſame Beihülfe versagt, denn es war seit jenem Geschäftsabschluß noch etwas mehr als ein Jahrhundert vergangen, bis Seine allergroßmächtigste und übererlauchteste Majestät der römische Kaiser Maximilian der Erste von der entschiedensten Einsicht durchdrungen worden, daß es im sogenannten deutschen Reiche derartig nicht weiter gehen könne, und demgemäß zu Worms den „ewigen Landfrieden" verkündigt hatte, der jeden eigenmächtigen Fehdeanstifter mit der Reichsacht und jedes raubritterliche Gelüst an Leib und Habe friedfertig zur Messe wandernder Kaufleute unverbrüchlich mit Rad und Rabenstein bedrohte. Diesen ungefähr drei Menschenalter langen Zeitraum aber hatte sich das Jahrhundert noch, vielleicht in Vorahnung des herannahenden ewigen Friedenunheils, im Allgemeinen und besonders auch an dem Schlosse über Schiltach aufs ausgiebigste zu Nutze gemacht und dasselbe so oftmals mit Steinkugeln, Pechpfannen und sonstigen Liebkosungen seiner Gepflogenheit überhäuft, daß der noch immer erhaltene Zusammenhang des alten Mauerwerks auf ein selten unzertrennliches Freundschaftsbündniß der Steine und ein wirkliches Aere-perennius-Verdienst des Erbauers schließen ließ, da dieses alle dawider aufgewandten Sturmhacken, Aexte, Hellebarden und sonstiges Erzgeräth zum Verbiegen, Verstumpfen, Verbrechen und Verrosten gebracht. Es war deshalb eigentlich weniger verwunderungswürdig, daß das Schiltacher Schloß am Ende des ersten Jahrzehnts des sechzehnten Jahrhunderts für kaum den vierten Theil der einst von Reinold von Urslingen geforderten Summe seinen Eigenthümer gewechselt, als daß es überhaupt in der

Digitized by Google

Person des Ritters Burkhard Söldenrich einen Liebhaber gefunden hatte, und die Erklärung dafür war wohl nur in der gemüthsberuhigenden, noch ganz neuen, außerordentlichen Sicherheit zu suchen, mit welcher der alte Steinhausen seit dem Erlaß des „ewigen Landfriedens" auf seine stürmische Jugendvergangenheit zurück- und in die Gewährleistung einer beschaulichen Alterszukunft vorauszublicken vermochte.

So hatte Burkhard Söldenrich eines Tages unerwartet von dem Schloß Besitz ergriffen und saß nunmehr seit ungefähr einem Vierteljahrhundert als unbestrittener Eigenthümer auf demselben. Woher er gekommen, wußte Niemand genau, und die Zeit stellte solche Nachfragen auch nicht mit sonderlichem Eifer an, denn sie war an manches Kommen und Verschwinden ohne viele Angabe von Gründen oder Aufhellung der im Volksmunde umlaufenden gewöhnt. Dem Namen nach bildete der Schloßherr auch den der Stadt, die ihm einen sehr mäßigen Jahreszins entrichtete, sonst jedoch sich ebenso unabhängig von ihm verhielt, wie er sich selten oder fast nie um ihre Angelegenheiten bekümmerte. Vielleicht war ein Jahrzehnt vergangen, seitdem man seine lange, hagere Gestalt mit dem einäugigen Gesicht zuletzt in den Straßen gesehen, etwas grau am Kopf und am Kinn geworden, sonst unverändert wie bei seinem Ankauf der Burg. Er mochte damals am Anfang der Dreißiger gestanden haben, eine junge Frau war mit ihm gekommen, hatte ihm nach Ablauf von sieben bis acht Jahren ein Kind geschenkt und schien damit vor ihrem Gewissen ihren Verpflichtungen gegen ihn so weit nachgekommen gewesen zu sein, daß sie sich bald darauf hingelegt und gestorben. Gesehen hatte man auch sie kaum dann und wann, höchstens durch Zufall einmal auf einem der nachbarlichen Bergrücken; ihr Gesicht hatte einen Ausdruck sanfter Lieblichkeit besessen, ohne indeß Jemandem die Muthmaßung nahe zu legen, daß es den Namen Söldenrich führe, dessen aus grauer Zeit entstammender Ursprungsbedeutung „saelden rich", das hieß „reich an Glückseligkeit", man sich damals noch bewußt war. Doch das Haus Söldenrich erschien weder an Glückseligkeit noch an sonstigen Glücksgütern besonders reich, mindestens an den letzteren so wenig, daß die nicht gerade übermäßig witzige, aber allgemein bräuchlich gewordene Bezeichnung in Schiltach den Namen in den des „Ritter Seltenreich" verwandelt hatte. Diese Travestie fand eine gewisse Doppelbegründung noch in dem Umstand, daß es ab und zu einmal den Eindruck regte, als sei in der That der seltene Gast, der Reichthum, einen Tag oder vielmehr eine Nacht lang im Schlosse vorgekehrt. Dann schimmerte von demselben bis zum Morgengrau Licht herunter, und man wußte in der Stadt, ebenso lang hatte der Ritter vor einem alten Stiefelhumpen gesessen, den er sich mit kostbarstem Wein gefüllt und nicht seltener geleert hatte, als wenn er sich, statt einzig in seiner eigenen Gesellschaft, in derjenigen adeliger Zechgenossen befunden gehabt. Doch waren, wie es schien, diese Anwandlungen festlicher Vergnügungsfreudigkeit vermuthlich zur Feier irgend eines frohen Gedenkens mehr und mehr in ihm erloschen, und fremde Besucher sah das Schloß niemals. Ungastlich und verdrossen schaute es mit verwittertem, man konnte fast sagen: ausgehungertem Gesicht herab. Es ging sehr sparsam darin zu; mit Ausnahme jener verwunderlichen, sich seit lange kaum mehr wiederholenden Nächte war der allerorten bekannte Meister Schmalhans dort einziger Koch und Küfer. Man wußte dies manches Jahr hindurch in Schiltach, wie die Gesammtheit oftmals etwas weiß, was kein Einziger mit Augen

Digitized by Google

und Ohren gesehen und gehört, ja selbst ehe man die geringste Ahnung davon besaß, ob die Hinterlassenschaft der verstorbenen Schloßherrin eigentlich männlichen oder weiblichen Geschlechts sei. Dann jedoch hatte sie sich eines Tages als dem letzteren angehörig herausgestellt und zwar in Gestalt eines ungefähr achtjährigen Mägdleins, das von seinem Vater jetzt angehalten worden, an jedem Morgen schon in ziemlicher Frühe in die St. Trudpertskirche zur Messe hinunterzuwandern und außerdem auch im Hause des Pfarrers Damian Uebelhör Unterricht in der christlichen Heilslehre zu empfangen. Sie pflegte aber gemeiniglich den Schloßberg nicht hinabzuwandeln, sondern an demselben in großen, lustigen Sprüngen weglos durch Gras und Kraut abwärts zu hüpfen, denn sie war einestheils ein Kind von äußerst fröhlicher Natur und anderentheils schien sie mit der größtdenkbarsten Anspruchslosigkeit die Straßen und Häuser von Schiltach jeden Tag wieder aufs Neue als etwas, wenigstens im Vergleich zu ihrer väterlichen Burg, Sehenswürdiges zu betrachten. Manches zu dieser Vorliebe mochte das ihr gleichalterige Töchterlein des Wirthes zum „Lindenbaum", die kleine Frida Trautwein, beitragen, neben der sie seit nun vielen Jahren schon in der Kirche täglich auf ihrem Betschemel kniete und dadurch allmählich nach menschlichem Brauch auch mit derselben in allerhand irdische Bezüge weltlicher Gemeinschaft gerathen war, von der keine der Beiden mehr genau anzugeben wußte, wann daraus eine unverhohlene und unverbrüchliche Mädchenfreundschaft erwachsen sei. Irgendwelcher junkerhafte Hochmuth und Standesvorurtheile waren aber dem Ritter Burkhard Söldenrich in keinerlei Richtung nachzusagen, zum mindesten legte er solche niemals dadurch an den Tag, daß er gegen den vertraulichen Umgang seiner Tochter mit Frida Trautwein den geringsten Einwand erhob. So war diese die einzige Angehörige Schiltachs, welche hin und wieder durch das dunkle Burgthor in den Schloßhof hineingelangte, dort auf den grasverwachsenen Plätzen spielte, ja sogar einige Mal bis in das Innere des alten Hauptgebäudes vorgedrungen und drunten in der Stadt von dem verwahrlosten Zustande desselben, soweit dieser einem Kinde in die Augen fiel, zu erzählen vermochte. Des Ritters ward auch sie fast niemals ansichtig, oder wenn ein Zufall es fügte, daß er irgendwo an ihr vorüberkam, war er allezeit unverkennbar in ein kopfvorbückendes Nachdenken vertieft, daß er nichts von der Anwesenheit der beiden Kinder zu gewahren schien. Ebenso wenig bekümmerte er sich jemals um seine eigene Tochter; das Einzige, worauf er streng hielt, war ihr täglicher Besuch der Messe. Sie wußte auch, weshalb und daß dies für sie durchaus erforderlich sei, weil es nach dem Beschluß ihres Vaters feststand, daß sie mit dem Ablauf ihres siebzehnten Jahres bei den Cistercienserschwestern im Kloster Kaltenbrunn eingekleidet werden sollte. Das erzählte sie oft mit vergnügtem Gesicht, als ob diese Voraussicht, zu dem festgesetzten Zeitpunkt das väterliche Schloß für immer zu verlassen, ihr wie ein ungemein erfreuliches achtzehntes Geburtstagsgeschenk bevorstehe, und Frida Trautwein schien nach ihrer oberflächlichen Kenntniß des Söldenrich'schen Hauses keineswegs eine abweichende Meinung über das Begehrenswerthe solcher Veränderung für ihre Freundin zu hegen. Sonst erwies sich der Ritter für seine eigene Person durchaus nicht von übermäßiger Frömmigkeit, wenigstens nicht von irgend einer öffentlichen Bethätigung derselben. Er selbst besuchte niemals die Kirche, und ein Kaplan fand sich unter dem geringen Gesinde der Burg nicht

Digitized by Google

vor. Es blieb freilich nicht ausgeschlossen, daß er, wie bei der offenkundigen Verderbniß der römischen Lehre manche unter den Besten der Zeit, einer eigenen Heilserkenntniß anhing und dieser ohne äußeren Prunk und Wesen in seiner Glaubensüberzeugung nachlebte. Auf eine solche ließ schließen, daß er hin und wieder einmal seine Tochter wie alle übrigen Zugehörigen des Schlosses mit strengem Befehl frühzeitig zur Ruhe schickte. Seiner stets schweigsamen Art gemäß führte er keinen Grund dafür an, aber da dies sich in ungefähr ähnlichen Zwischenräumen mit einer gewissen Regelmäßigkeit zu wiederholen pflegte und man mehrmals mit dem Beginn der Nacht gehört, wie sein Schritt sich dem Ueberrest der alten halbverfallenen Burgcapelle zugewandt, so konnte kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß er sich zu diesen Zeiten in der nächtlichen Stille einer ungestörten Andacht und Erfüllung seines dem Blick des Tages nicht offenbarten religiösen Bedürfnisses hinzugeben trachtete. Der Oeffentlichkeit gegenüber zeigte er sich indeß, wie gesagt, durchaus gleichmüthig und gleichgültig wider alle abweichenden Anschauungen überirdischer Dinge und that auch bei dem großen, von Wittenberg und Zürich her entbrannten theologischen Streit durch nichts eine äußere oder innerliche Parteinahme kund. Der später in die Worte: „Cujus regio, ejus religio“ zusammengefaßte Satz geistlicher Staatsweisheit harrte damals noch seiner Auffindung, doch die Gedankenrichtung des Ritters Söldenrich ging offenbar auch mit keinerlei heimlicher Vorauserwägung desselben um; denn als in der Folge der Pfarrer Damian Uebelhör, seinem Gewissensdrang gehorchend, sich selbst und die große Mehrzahl der Bewohner Schiltachs zum gereinigten Bekenntniß Doctor Martin Luther's hinüberführte, erhob der Schloßherr mit keiner Silbe gegen diese neueste Erschließungshoffnung jenseitiger Glückseligkeit von Seiten seiner sogenannten „Unterthanen“ Einwand. Es schien, als ob für ihn damit in der Welt und dem Stücke derselben, das ihn näher anging, nichts Besonderes, den Zweck und die Bedingungen seines Daseins Veränderndes vorgefallen wäre, und es gab nichts einen Anhalt dafür ab, ob er selbst mit zur reformatorischen Lehre übergegangen sei oder noch an der römischen Glaubenssatzung festhalte. Bei solcher anscheinenden Theilnahmlosigkeit an der großen Heilsdebatte der großen zeitgenössischen Gemüther war es allerdings nicht gerade durchsichtig und veranlaßte mancherlei Ofengespräche in der Stadt, weshalb der Ritter auf dem Willen beharre, seine einzige Tochter einem Nonnenkloster zu übergeben, bis Gervas Trautwein eines Abends, von seinem eigenen guten Getränk erleuchtet, vielleicht auch ein wenig durch die noch am meisten einschlägige Sachkenntniß seines Töchterleins unterstützt, das noch ziemlich neue Ei-Experiment des Entdeckers der neuen Welt in zutreffendster Weise wiederholte und lachend äußerte: der hochedelgeborene Ritter sei nach seiner Meinung einer der ausgedörrtesten Geizdrachen, die sich je silberne Tropfen an der eigenen Kehle abgeknappt, um sie in einem Kellerwinkel unter die Erde zu scharren, und er stecke seine Tochter, sobald es angehe, lediglich aus vorsorglicher Sparsamkeit ins Kloster, um einen zum Kauen und Trinken eingerichteten Mund aus seinem Hause los zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Goethe's muſikaliſches Leben.

Von

Ferdinand Hiller.

I.

Oft hörte ich's beklagen, namentlich von gebildeten Kunſtgenoſſen, daß Goethe der Muſik wenig Neigung und Theilnahme entgegengebracht. Man hob dann hervor, wie viele Aeußerungen z. B. in den Werken Shakeſpeare's Zeugniß ablegten von deſſen leidenſchaftlicher Liebe zur Tonkunſt, und meinte, in den Schöpfungen unſeres größten Dichters ſei Aehnliches nicht zu finden. Vielleicht nicht in ſeinen populärſten dramatiſchen und epiſchen Dichtungen — wohl aber in ſeinen lyriſchen. Forſcht man aber tiefer nach Goethe's Beziehungen zur Muſik, wie ſie aus ſeinen Correſpondenzen, Tagebüchern, Geſprächen hervorgehen, — ſieht man ſich den reichen poetiſchen Schatz an, den er dem Tondichter geboten, ſo kommt man zu dem Ergebniß, daß es in der ganzen neueren Literatur keinen großen oder auch nur bedeutenden Dichter gegeben hat, der ſo viel für Muſik zu thun ſich bemüht hätte wie er. Freilich genügte ihm nicht, was er errang, denn bei Allem, dem er ſich zuwandte, war es ihm Bedürfniß, zu erkennen und zu wirken. Wenn ihm dies der Tonkunſt gegenüber nicht in dem Grade gelungen, wie er es wünſchen mochte (ſeine Beſcheidenheit hierüber hat oft etwas Rührendes), ſo lag dies an manchen von ihm unabhängigen Umſtänden. Unſere neuere claſſiſche Muſik entſtand gleichzeitig mit unſerer claſſiſchen Literatur. Goethe war ſchon ein Mann, als Gluck mit ſeinen bedeutendſten Werken auftrat — die ganze Entwickelung der Tonkunſt von dieſem bis zu Mendelsſohn vollzog ſich während Goethe's Leben — Händel und Bach waren aber zu ſeiner Jugendzeit als Vocalcomponiſten noch ſo gut wie unbekannt. Was ihm mithin in der eindrucksfähigſten Epoche ſeines Lebens geboten wurde, war nicht der Art, daß es irgend einen Vergleich bieten konnte mit dem, was die bildende Kunſt beſaß. Dieſe hat neben vielen anderen Vorzügen ja auch den vor unſerer Muſik, daß ſie jeden Augenblick in ihrer ganzen Entwickelung, in ihren erhabenſten Schöpfungen der Anſchauung nahe gebracht werden mag — ein Vorzug, der vollends für die tiefbeſchauliche Natur eines Goethe gar nicht hoch genug angeſchlagen werden kann. Daß eine ſo umfaſſend geniale Natur wie die unſeres Dichters wenig dazu angethan war, ſich als Knabe den techniſchen Uebungen, die das Clavierſpiel erfordert, hinzugeben, läßt ſich denken — und doch hätte es deſſen bedurft, um ihm ein vollſtändigeres Eingehen in die Muſik ſpäter zu erleichtern. Das Schlimmſte war aber, daß unter den Tonkünſtlern, zu welchen er in ein näheres Verhältniß trat, keiner war, der als Künſtler dieſes Glückes in vollem Maße würdig geweſen wäre. Welche Meiſterwerke hätten entſtehen können, wenn ein wahrhaft großer Tondichter

Digitized by Google

in seine Nähe getreten wäre, mag uns die Walpurgisnacht mit Mendelssohn's Musik beweisen — vielleicht das in Worten und Tönen gleichmäßig vollendetste Vocalwerk, das wir besitzen.

Noch ein Umstand erschwerte es unserem Dichter, für die Tonkunst so viel zu leisten, als er es zu thun geneigt war. Abgesehen von der Opernmusik, bekam er nur ganz ausnahmsweise und in sehr dürftiger Ausführung unsere größten Meisterwerke zu hören. Weimar konnte ihm nach dieser Seite und zu jener Zeit nicht viel bieten, und denjenigen Städten, in welchen damals ein höheres Musikleben möglich war, blieb er fern. Trotz alledem und alledem halte ich meinen obigen Ausspruch für unwiderlegbar und hoffe, daß die folgenden Blätter jeden Unbefangenen von seiner Wahrheit überzeugen werden.

Indem ich das lange Leben Goethe's vor dem Leser vorüberziehen lasse, ausschließlich seinen Beziehungen zur Tonkunst und zu Tonkünstlern nachgehend, werde ich ihn zumeist mit seinen eigenen Worten vorführen — jede Umschreibung, jede allzu enge Zusammenziehung derselben wäre frevelhaft. Meine Arbeit wird hierdurch freilich das Ansehen einer Compilation tragen — sei es darum, wenn sie ihren Zweck erreicht! Fern liegt mir, eine andere Anerkennung durch dieselbe erlangen zu wollen als die treuer gewissenhafter Forschung und liebevollen Eingehens auf die Intentionen unseres herrlichsten Dichters und Weisen.

* * *

Der Großvater Goethe's war ein leidenschaftlicher Musikfreund, daher finden sich im Goethe'schen Wappen die drei Linien. Der Vater spielte die Flöte und die Laute — die Mutter war gleichfalls musikalisch, sang und spielte Clavier, so daß das Kind in den allerfrühesten Lebensjahren schon täglich an Sang und Klang gewöhnt wurde. Eine beliebte Arie jener Zeit, die ein alter Italiener häufig anstimmte, „wußte er auswendig, ehe er sie verstand". Später, als der Knabe nach dem Willen des Vaters alles Denkbare erlernen mußte, kam es auch zum ersten Musikunterricht. „Um diese Zeit," erzählt Goethe, „ward auch der schon längst in Berathung gezogene Vorsatz, uns in der Musik unterrichten zu lassen, ausgeführt, und zwar verdient der letzte Anstoß dazu wohl einige Erwähnung. Daß wir das Clavier lernen sollten, war ausgemacht; allein über die Wahl des Meisters war man immer streitig gewesen. Endlich komme ich einmal zufälligerweise in das Zimmer eines meiner Gesellen, der eben Clavierstunde nimmt, und finde den Lehrer als einen ganz allerliebsten Mann. Für jeden Finger der rechten und linken Hand hat er einen Spitznamen, womit er ihn aufs lustigste bezeichnet, wenn er gebraucht werden soll. Die schwarzen und weißen Tasten werden gleichfalls bildlich genannt, ja die Töne selbst erscheinen unter figürlichen Namen. Eine solche bunte Gesellschaft arbeitet nun ganz vergnüglich durch einander. Applicatur und Tact scheinen ganz leicht und anschaulich zu werden, und indem der Schüler zu dem besten Humor aufgeregt wird, geht auch Alles zum schönsten von Statten.

„Kaum war ich nach Hause gekommen, als ich den Eltern anlag, nunmehr Ernst zu machen und uns diesen unvergleichlichen Mann zum Claviermeister zu geben. Man nahm noch einigen Anstand, man erkundigte sich; man hörte zwar nichts Uebles von dem Lehrer, aber auch nichts sonderlich Gutes. Ich hatte indessen meiner Schwester alle die lustigen Benennungen erzählt, wir konnten den Unterricht kaum erwarten und setzten es durch, daß der Mann angenommen wurde.

„Das Notenlesen ging zuerst an, und als dabei kein Spaß vorkommen wollte, trösteten wir uns mit der Hoffnung, daß, wenn es erst ans Clavier gehen würde, wenn es an die Finger käme, das scherzhafte Wesen seinen Anfang nehmen würde. Allein weder Tastatur noch Fingersetzung schien zu einigem Gleichniß Gelegenheit zu geben. So trocken wie die Noten mit ihren Strichen auf und zwischen den fünf Linien blieben auch die schwarzen und weißen Claves, und weder von einem Däumerling noch Deuterling noch Goldfinger war mehr eine Silbe zu hören; und das Gesicht verzog der Mann so wenig beim trockenen Unterricht, als er es vorher beim trockenen Spaß verzogen hatte. Meine Schwester machte mir die

Digitized by Google

bittersten Vorwürfe, daß ich sie getäuscht habe, und glaubte wirklich, es sei nur Erfindung von mir gewesen. Ich war aber selbst betäubt und lernte wenig, ob der Mann gleich ordentlich genug zu Werke ging: denn ich wartete immer noch, die früheren Späße sollten zum Vorschein kommen, und vertröstete meine Schwester von einem Tag zum anderen. Aber sie blieben aus, und ich hätte mir dieses Räthsel niemals erklären können, wenn es mir nicht gleichfalls ein Zufall aufgelöst hätte.

„Einer meiner Gespielen trat herein mitten in der Stunde, und auf einmal eröffneten sich die sämmtlichen Röhren des humoristischen Springbrunnens; die Däumerlinge und Deuterlinge, die Krabler und Zabler, wie er die Finger zu bezeichnen pflegte, die Fakchen und Gakchen, wie er z. B. die Noten f und g, die Fiekchen und Giekchen, wie er fis und gis benannte, waren auf einmal wieder vorhanden und machten die wundersamsten Männerchen.

„Mein junger Freund kam nicht aus dem Lachen und freute sich, daß man auf eine so lustige Weise so viel lernen könne. Er schwur, daß er seinen Eltern keine Ruhe lassen würde, bis sie ihm einen solchen vortrefflichen Mann zum Lehrer gegeben.

„Und so war mir nach den Grundsätzen einer neueren Erziehungslehre der Weg zu zwei Künsten" (er hatte auch Unterricht im Zeichnen) „früh genug eröffnet, bloß auf gut Glück, ohne Ueberzeugung, daß ein angeborenes Talent mich darin weiter fördern könne."

Daß der Knabe trotz dieser Enttäuschung „bei seinem Clavier verweilte", ist uns später mitgetheilt — von den Ergebnissen dieser Uebungen wird uns aber keine weitere Kunde. Zunächst treffen wir den frühreifen Jüngling, der sich inzwischen schon als talentvoller lyrischer Dichter gezeigt, in musikalischen Beziehungen zu den Gründern des Breitkopf'schen Hauses in Leipzig. Er spricht von deren musikalischer Begabung sowie von den Concerten, die dort öfters veranstaltet wurden. „Der älteste Sohn (Joh. Gottl. Immanuel) componirte einige meiner Lieder, die, gedruckt, seinen Namen, aber nicht den meinigen führten und wenig bekannt geworden sind. Ich habe die besseren ausgezogen und zwischen meine übrigen kleinen Poesien eingeschaltet."

Von manchen seiner Freunde rühmt er das musikalische Talent — ein Beweis, daß es ihn interessirte. Von der später weltberühmt gewordenen Sängerin Mara, die er als Fräulein Schmehling hörte und bewunderte, ist ihm bis ins höchste Alter eine lebendige Erinnerung geblieben. Er schreibt an Zelter, den 3. Februar 1831, wie er dieselbe „als ein erregbares Studentchen wüthend applaudirt", und widmete ihr zu ihrem Jubelfeste folgende Verse:

Der Demoiselle Schmehling,
nach Aufführung der Hassischen Santa Elena al Calvario.

Leipzig 1771.*

Klarster Stimme, froh an Sinn —
Reinste Jugendgabe —
Zogst du mit der Kaiserin
Nach dem heil'gen Grabe.
Dort, wo Alles wohl gelang,
Unter den Beglückten
Riß dein herrschender Gesang
Mich, den Hochentzückten.

An Madame Mara.
Zum frohen Jahresfeste.

Weimar 1831.

Sangreich war dein Ehrenweg,
Jede Brust erweiternd:
Sang auch ich auf Pfad und Steg,
Müh und Schritt erheiternd.
Nah dem Ziele, denk ich heut
Jener Zeit, der süßen;
Fühle mit, wie mich's erfreut,
Segnend dich zu grüßen.

In Straßburg lernte er eifrig das Violoncell und nahm an den Concerten Antheil. Sein Mentor Salzmann war Liebhaber der Musik, sein Tischgenosse Meyer von Lindau war für Gesang begeistert und schrieb sogar eine komische Oper. Sonst ist aus jener Zeit von hervortretenden musikalischen Eindrücken nicht die Rede.

Von musikalischen Eindrücken nicht —

* Die Jahreszahl 1771 ist eine poetische Licenz, um zur runden Zahl sechzig zu gelangen. Mehr als sechzig Jahre waren seit jenem ersten Eindruck hingegangen, denn schon im Jahre 1768 hatte Goethe Leipzig verlassen.

Digitized by Google

wohl aber von musikalischen Ergüssen. Oder sind je Lieder gedichtet worden, die in gleichem Grade wie die Goethe'schen als gesungen zu bezeichnen wären? Ist nicht Alles Musik in ihnen, der Rhythmus, die Form, die Empfindung? Ich glaube, der unmusikalischste Mensch wird sie kaum lesen können, ohne daß es dabei in seinem Inneren töne. Von melodischen Erfindungen Goethe's hat man nie etwas gehört — sollte er trotzdem nicht manche Weise zu seinen Liedern improvisirt haben?

„Durch Feld und Wald zu schweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So geht's von Ort zu Ort!
Und nach dem Tacte reget,
Und nach dem Maß beweget
Sich Alles an mir fort!"

Einen reicheren Schatz von Poesie hat kein Dichter je den Tonsetzern geschenkt als Goethe — und viel Herrliches ist daraus entstanden. Aber noch lange nicht genug! Allzu oft haben die Componisten Melodien auf die Goethe'schen Verse gesetzt, statt sie aus denselben hervorzurufen. Selten ist ihre Ursprünglichkeit in ihrer ganzen Größe erreicht worden.

„Nur nicht lesen, immer singen,
Und ein jedes Blatt ist dein!"

ruft uns der Dichter zu, und zweifellos entsteigt dieser Ausruf seiner tiefsten Seele; es war ihm Bedürfniß, seine Lieder in Klänge gehüllt zu genießen. Und dies Bedürfniß war so stark, daß es ihn manches als gelungen betrachten oder wenigstens gern anhören ließ, was ihn kaum hätte befriedigen dürfen.

In dieser wie in der folgenden Zeit bis zur Niederlassung in Weimar cultivirte Goethe als echter Dilettant sowohl Gesang wie Violoncell. Wie weit er es in diesen Talenten gebracht, wußte ich nicht zu ergründen. Da er mit seinem tiefbewegenden Sprachorgan große Wirkungen erzielte, sang er vielleicht besser, als er selbst meinte.

Der erste gebildete Tonkünstler, zu welchem Goethe in eine nähere Verbindung trat, war Ph. Chr. Kayser, ein geborener Frankfurter. Einige Mitglieder jenes Kreises der Sturm- und Drangperiode interessirten sich lebhaft für ihn, für seine musikalischen und poetischen Productionen. Dr. Burkhardt* theilt uns mit, daß „sein Clavierspiel auf Goethe einen besonderen Zauber ausübte, daß er ihn als musikalisches Genie pries und wahrscheinlich dazu beigetragen habe, ihm eine Stellung als Lehrer in Zürich zu sichern."

Aus den schönen Jahren, in welchen „Götz" und „Werther" entstanden, in welchen die ganze deutsche Literatur dem jungen Autor dieser wunderbaren Werke mehr oder weniger huldigte, ist von Musik kaum die Rede. Schriftsteller interessiren sich auch heutigen Tages nur sehr ausnahmsweise und in sehr beschränktem Sinn für die Tonkunst — wie sollte es zu jener Zeit besser gewesen sein? Einige charakteristische Zeilen aus dem „Werther" muß ich aber anführen, weil sie, wie das Meiste darin, sicherlich Goethe aus der Tiefe des Herzens kamen.

„Sie hat eine Melodie, die sie auf dem Clavier spielt mit der Kraft eines Engels, so simpel und so geistvoll! Es ist ihr Leiblied, und mich stellt es von aller Pein, Verwirrung und Grillen her, wenn sie nur die erste Note davon greift. — Kein Wort von der alten Zauberkraft der Musik ist mir unwahrscheinlich, wie mich der einfache Gesang angreift."

* *
*

Die erste seiner dramatisch-lyrischen Arbeiten: „Erwin und Elmire", begann Goethe im Jahre 1773. Dies Singspiel war „auf den Horizont der Frankfurter Bühne" berechnet, und doch sagten die Leute, „sie könnten es nicht leisten." Ungefähr um dieselbe Zeit lernte er den Seidenfabrikanten, Componisten und späteren Capellmeister und Musikverleger André** in Offenbach kennen und suchte für dessen Operette „Der Töpfer" Reclame

* „Goethe und der Componist Ph. Chr. Kayser." Von C. A. H. Burkhardt. Leipzig, bei Grunow, 1879.

** Johann André in Offenbach, geb. den 28. März 1741, gest. den 18. Juni 1799, beliebter Operettencomponist und Gründer der bekannten Verlagshandlung — wohl zu unterscheiden von seinem Sohne Joh. Anton André (geb. 1775), dem geistreichen Liedercomponisten und Theoretiker, der hauptsächlich diesem Jahrhundert angehört und am 5. April 1842 verschied.

Digitized by Google

zu machen. „Erwin und Elmire" sowohl wie das ein Jahr später begonnene Schauspiel mit Gesang „Claudine von Villa Bella" sind offenbar angeregt durch die damaligen französischen Singspiele, die Komödien oder Dramen mit Gesangseinlagen waren und sich ebenso sehr durch dramatisches Leben wie durch Naivetät und Ursprünglichkeit der Melodien auszeichneten. Wie hier der Einfluß der Franzosen vorherrscht, so macht sich in den zwölf bis dreizehn Jahre später in Italien vorgenommenen Umarbeitungen der Einfluß der Italiener geltend. Ich gestehe, daß mich die ersten Bearbeitungen mit dem Dialog in Prosa und den dazwischen eingestreuten lyrischen Stücken mehr anmuthen als die späteren, in welchen nicht allein der Dialog, für das italienische Recitativ rhythmisirt, sondern auch die Handlung complicirter geworden ist. Den Stoff zu „Erwin und Elmire" entnahm bekanntlich Goethe einer Ballade tief empfindsamer Art in Goldsmith's „Landprediger von Wakefield". Der Uebermuth, der sich nicht allein in den Gesprächen des Schauspiels, sondern sogar in manchen nebensächlichen Bezeichnungen und Bemerkungen Luft macht (wie: „Der Schauplatz ist nicht in Spanien" — oder in einer lyrischen Scene: „Die Musik wage es, die Gefühle dieser Pausen auszudrücken"), dieser Uebermuth, meine ich, hindert nicht, daß die dem Componisten vorbehaltenen Situationen und deren Texte zum größten Theil nicht nur vortrefflich, sondern auch im höchsten Grade musikalisch sind.

Während es in Goethe's Natur lag, sich gern und leicht dem Hergebrachten zu fügen, das er als eine durch die Erfahrung bestätigte Lebensbedingung einer Kunst ansah, verfährt er mit der Freiheit des Genies dem gegenüber, was den Stempel der Schablone an sich trägt. So verfehlt er denn auch nicht, in den Ensembles den verschiedenen Personen dieselben Rhythmen und Reime, ja wo es möglich, dieselben Worte in den Mund zu legen, wohingegen die Solostücke, entgegen allen üblichen Formen, mit der größten Freiheit behandelt sind und dem Componisten Gelegenheit geben, nicht allein melodische Erfindungsgabe, sondern auch feinste Formgewandtheit geltend zu machen. Ich glaube nicht, daß man in der ganzen Opern-, Oratorien- und Cantatenliteratur jener Zeit eine Arie (oder wie man es nennen mag) ausfindig machen könnte von dem Reichthum der Empfindung und der Freiheit der rhythmischen Führung, wie die der Elmire, die mit den Worten beginnt: „Mit vollen Athemzügen, saug ich, Natur, aus dir ein schmerzliches Vergnügen." Auch für den modernsten Tonsetzer würde es eine dankbare Aufgabe sein, sie zu componiren. So ist auch die Beichte, die Elmire ablegt: „Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin," ein Meisterstück naiver Herzensergießung. Einigen der liederartigen Stücke begegnen wir auch in der Sammlung der Lieder, in welche sie der Dichter später aufgenommen — es sind lyrische Perlen, hochstehend über den besten „Texten", die den Theatercomponisten je geboten werden.

In „Claudine von Villa Bella" zeigt Goethe auch, wie klar ihm die Erfordernisse geworden, die der Aufbau ausgeführter Ensemblestücke (breit angelegter Finales u. dgl.) mit sich bringt. Die Steigerungen in dem Wechsel der Situationen, in der Anzahl der betheiligten Personen, das Hinführen zu einer mehr oder weniger allgemeinen Stimmung, die dann den Höhepunkt und den Schluß der Scene beherrscht, alles das ist mit der Fertigkeit des Librettisten geschaffen — daß ein großer Dichter Aehnliches versucht oder geleistet, wird schwerlich behauptet werden können und beweist wenigstens, wie ernst es Goethe war, den Musiker anzuregen und möglichst zu befriedigen.

André's Musik zu „Erwin und Elmire" soll in Berlin, wohin der Componist im Jahre 1778 nach der Aufführung als Capellmeister berufen wurde, Erfolg gehabt haben — keinesfalls aber kann die Composition sehr hervorragend gewesen sein. Getragen durch die Berühmtheit des Autors von „Werther's Leiden", wäre sie sonst über alle Bühnen gegangen.

In Weimar, wo Goethe dem Theater in den mannigfachsten Thätigkeiten stets näher trat, begegnen wir zuerst dem Schauspiel „Lila", durch das Verlangen hervorgerufen, zum Geburtstage der Herzogin ein durch alle Mittel der Darstellung anziehendes Festspiel zu liefern. Seiner ganzen Anlage und theilweise

Digitized by Google

seiner Ausführung nach ist es aber eine echte Oper. Wären die musikalischen Mittel dort reicher gewesen, hätte der Dichter statt eines unvermögenden Dilettanten (des Herrn v. Seckendorff) einen halbwegs ebenbürtigen Componisten zur Seite gehabt, ein Werk hätte entstehen müssen, das noch in unsere Zeit hineinleuchtete. Ganze Seiten in Prosa sind latenter Musik voll — die Chöre sind sehr günstig behandelt — Pantomime, Tanz, alle Ingredienzien sind da — es ist ein Jammer, daß die Entwickelung unvollständig geblieben.

Während der Dichter inmitten der vielfältigsten Beschäftigungen und Zerstreuungen an seiner „Iphigenie" arbeitet, schreibt er an Frau v. Stein: „Musik habe ich kommen lassen, die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden" — und ferner: „Meine Seele löst sich nach und nach durch die lieblichen Töne aus den Banden der Protokolle und Acten. Ein Quartett nebenan in der grünen Stube, sitz ich und rufe die fernen Gestalten leise herüber." Jene guten weimarischen Musikanten, sie haben sich nicht träumen lassen, daß sie gewissermaßen betheiligt würden an der Schöpfung eines der herrlichsten Gedichte, die der Himmel uns geschenkt hat!

Auch der dramatischen Grille „Der Triumph der Empfindsamkeit" (gleichfalls ein Festspiel zum Geburtstag der Herzogin) muß ich hier noch Erwähnung thun wegen des darin enthaltenen Monodramas „Proserpina". Nach beinahe vierzig Jahren wurde dasselbe im Mai 1815 in Weimar mit Eberwein's „mit keuscher Sparsamkeit" die Vorstellung fördernder und tragender Musik wieder zur Aufführung gebracht. Der Dichter, hierdurch angeregt, veröffentlichte im Morgenblatt eine weit angelegte Besprechung darüber. Ich entnehme derselben den kleinen Abschnitt, der der Musik gewidmet ist und mit Goethe'scher Klarheit das Verhältniß derselben zum Melodrama darlegt:

„Nunmehr aber ist es Zeit, der Musik zu gedenken, welche hier ganz eigentlich als der See anzusehen ist, worauf jener künstlerisch ausgeschmückte Nachen getragen wird, als die günstige Luft, welche die Segel gelind, aber genugsam erfüllt und der steuernden Schifferin bei allen Bewegungen nach jeder Richtung willig gehorcht.

„Die Symphonie (Ouverture) eröffnet eben diesen weiten musikalischen Raum, und die nahen und fernen Begrenzungen desselben sind lieblich ahnungsvoll ausgeschmückt. Die melodramatische Behandlung hat das große Verdienst, mit weiser Sparsamkeit ausgeführt zu sein, um die Geberden der mannigfaltigen Uebergänge bedeutend auszudrücken, die Rede jedoch im schicklichen Moment ohne Aufenthalt wieder zu ergreifen, wodurch der eigentlich mimisch-tanzartige Theil mit dem poetisch-rhetorischen verschmolzen und einer durch den anderen gesteigert wird.

„Eine geforderte und um desto willkommenere Wirkung thut der Chor der Parzen, welcher mit Gesang eintritt und das ganze recitativartig gehaltene Melodrama rhythmisch-melodisch abrundet: denn es ist nicht zu leugnen, daß die melodramatische Behandlung sich zuletzt in Gesang auflösen und dadurch erst volle Befriedigung gewähren muß."

Eine reizende Frucht der Schweizerreise im Jahre 1779 war das Singspiel „Jery und Bätely", welchem Goethe ein dauerndes Interesse bewahrt zu haben scheint, wenn es, wie uns mitgetheilt wird, seinen jetzigen Schluß erst im Jahre 1825 erhielt. Er theilte das liebliche Gedicht alsobald nach seiner Vollendung dem Jugendfreunde Kayser mit und schrieb ihm in Beziehung auf dasselbe folgenden Brief:

„Nur eins muß ich noch vorläufig sagen: ich bitte Sie, darauf Acht zu geben, daß eigentlich dreierlei Arten von Gesängen drinne vorkommen. Erstlich Lieder, von denen man supponiret, daß der Singende sie irgendwo auswendig gelernt und sie nur in ein oder der anderen Situation anbringt. Diese können und müssen eigne, bestimmte und runde Melodieen haben, die auffallen und jedermann leicht behält.

„Zweitens Arien, wo die Person die Empfindung des Augenblicks ausdrückt und, ganz in ihr verlohren, aus dem Grunde des Herzens singt. Diese müssen einfach, wahr, rein vorgetragen werden von der sanftesten bis zu der heftigsten Empfindung. Melodie und Accompagne-

Digitized by Google

ment müssen sehr gewissenhaft behandelt werden.

„Drittens kommt der rytmische Dialog, dieser giebt der ganzen Sache die Bewegung; durch diesen kann der Komponist die Sache bald beschleunigen, bald wieder anhalten, ihn bald als Deklamation in zerrissenen Takten traktiren, bald ihn in einer rollenden Melodie sich geschwind fortbewegen lassen. Dieser muß eigentlich der Stellung, Handlung und Bewegung des Acteurs angemessen seyn und der Componist muß diesen immerfort vor Augen haben, damit er ihm die Pantomime und die Aktion nicht erschwere. Dieser Dialog, werden Sie finden, hat in meinem Stück fast einerley Silbenmaß, und wenn Sie so glücklich sind, ein Hauptthema zu finden, das sich gut dazu schickt, so werden Sie wohl thun, solches immer wieder hervorkommen zu lassen und nur durch veränderte Modulation, durch Major und Minor, durch angehaltenes oder schneller fortgetriebenes Tempo die einzelnen Stellen zu nüanciren. Da gegen das Ende meines Stückes der Gesang anhaltend fortgehen soll, so werden Sie mich wohl verstehen, was ich sage, denn man muß sich alsdann in Acht nehmen, daß es nicht gar zu bunt wird. Der Dialog muß wie ein glatter goldner Ring sein, auf dem Arien und Lieder wie Edelgesteine aufsitzen."

Und später fügt er hinzu:

„Den Charakter des Ganzen werden Sie nicht verkennen; leicht gefällig, offen ist das Element, worin so viele andere Leidenschaften von der innigsten Rührung bis zum ausfahrendsten Zorn u. s. w. abwechseln. Edle Gestalten sind in die Bauernkleider gesteckt und der reine einfache Adel der Natur soll in einem wahren angemessenen Ausdruck sich immer gleich bleiben. Sie haben in dem Augenblick, da ich dieses schreibe, vielleicht schon mehr über das Stück nachgedacht, als ich Ihnen sagen kann, doch erinnere ich Sie nochmals, machen Sie sich mit dem Stücke recht bekannt, ehe Sie es zu komponiren anfangen, disponiren Sie Ihre Melodieen, Ihre Accompagnements u. s. w., daß alles aus dem Ganzen in das Ganze hineinarbeitet. Das Accompagnement rathe ich Ihnen sehr mäßig zu halten, nur in der Mäßigkeit ist der Reichthum, wer seine Sache versteht, thut mit zwei Violinen, Viola und Baß mehr als andere mit der ganzen Instrumentenkammer. Bedienen Sie sich der blasenden Instrumente als eines Gewürzes und einzeln; bei der Stelle die Flöte, bei einer die Fagot, dort Hautboe, das bestimmt den Ausdruck und man weiß, was man genießt, anstatt daß die meisten neuern Componisten, wie die Köche bei den Speisen einen Hautgout von allerlei anbringen, darüber Fisch wie Fleisch und das Gesottene wie das Gebratene schmeckt."

Man glaubt einen alten festen Tonlehrer sprechen zu hören. Ganz meisterhaft ist namentlich der Unterschied bezeichnet zwischen dem Lied, als bekanntem gelegentlich angebrachtem Stücke, und der Arie, in der Unmittelbarkeit der augenblicklich ausgesprochenen Stimmung. Erheiternd ist es, für den Dialog (die Ensemblestücke) die Idee des heutigen Leitmotivs angeregt zu finden, wobei sich der Dichter jedoch wohl weniger die Bezeichnung einer bestimmten Persönlichkeit dachte, als eines jener musikalischen Motive, die ein harmonisches Band um ein vielfach verwebtes Thun schlingen, wie es die Italiener jener Zeit (Paisiello u. A.) vielfach anwendeten. Echt Goethisch ist der Rath, mit künstlerischer Mäßigkeit zu verfahren.

Kayser, der Goethe durch längere Zeit hingehalten hatte, kam nach Weimar, nachdem Seckendorff das Stück schlecht componirt hatte, brachte aber auch nichts zu Stande. Das Interesse, das Goethe an ihm nahm, wurde dadurch nicht verringert, denn er projectirte, den jungen Componisten zu Meister Gluck nach Wien zu höherer Ausbildung zu schicken. Gluck hatte einen Schlaganfall gehabt, schrieb aber doch in freundlicher Weise, daß er sein Bestes für Kayser thun wolle, und erwähnte namentlich bevorstehender Feierlichkeiten, bei welchen es viel zu hören geben werde. Aus dem wahrhaft väterlichen Briefe, den Goethe nun an Kayser richtete, entnehme ich nur einige Sätze: „Bei Gelegenheit der Feierlichkeiten in Wien zu seyn, ist kein geringer Reiz für einen jeden, und doppelt für Sie. Es werden einige Opern von Gluck deutsch aufgeführt werden; der Alte kann Ihnen noch seinen ganzen musikalischen Seegen

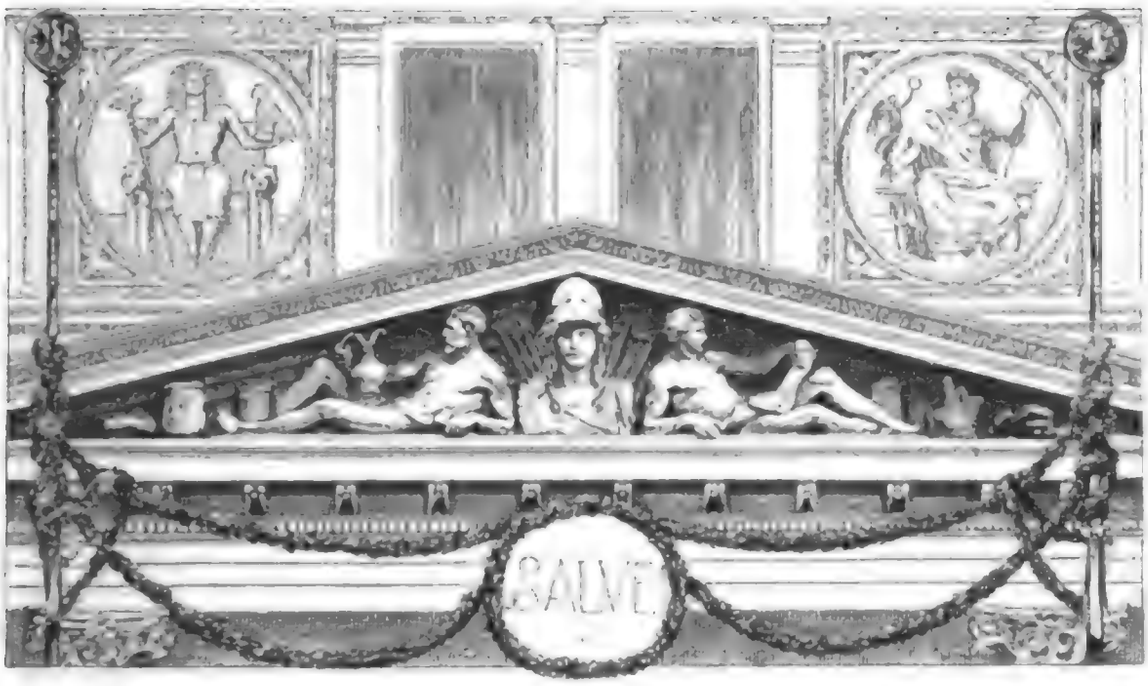
Digitized by Google

hinterlassen, wer weiß, wie lang er noch lebt. Freilich wünscht' ich, daß Sie gleich aufbrächen, um noch bei allen Proben und Anstalten zu seyn und das Innerste kennen zu lernen. Haben Sie das Alles gesehen und gehört, haben Sie den Wiener Geschmack, Sänger und Sängerinnen kennen gelernt, so ist es alsdann wohl Zeit, daß wir auch etwas versuchen. Einige Monate in Wien können Sie jetzo weiter rücken als zehn Jahre einsames Studium." An Geld und Empfehlungen soll es ihm nicht fehlen, setzt Goethe des Weiteren ausführlich aus einander, und: „Sie sollen zu weiter nichts verbunden seyn, als Alles aus Sich zu machen, wessen Sie fähig sind." In liberalerer Weise kann man einen talentvollen Künstler nicht unterstützen. Wir werden später sehen, wie viel Mühe Goethe sich noch gab, Kayser in die Höhe zu bringen, und wie wenig es ihm gelang. Vielleicht war er einer von denjenigen, an die er dachte, als er in späteren Jahren schrieb: „Leichtsinnige, leidenschaftliche Begünstigung problematischer Talente war ein Fehler meiner früheren Jahre, den ich niemals ganz ablegen konnte."

Bei der Dürftigkeit der damaligen deutschen Operntexte, unter welchen der von Weiße obenan stand, hätte „Jery und Bätely" mit einer glücklichen Composition den allgemeinsten Erfolg haben müssen. Die Franzosen haben sich den Stoff nicht entgehen lassen; eine der hübschesten Opern von Adam, „Le Chalet", ist auf denselben gebaut. Die nächste kleine dramatische Production Goethe's im Sommer 1782, in welcher er der Musik einige Bethätigung zuweist, ist das Singspiel „Die Fischerin". Der Dichter erklärt, daß es ihm hauptsächlich um ein landschaftliches lebendes Bild dabei zu thun gewesen; es wurde im Freien aufgeführt. „Der Erlkönig" fand darin eine Stelle, sowie einige andere balladenhafte und scherzhafte, Herder's Volksliedern entnommene Gedichte. Die der Handlung gewidmeten Verse sind nicht von Bedeutung. Die schöne Schauspielerin Corona Schröter soll die „Begleitung" der Lieder gemacht haben — sicherlich nicht ohne gewichtige Beihülfe. Die volksthümlichen Gesänge darin sind höchst interessante Aufgaben für den Componisten. Indeß ist das kleine Stück jedenfalls das geringfügigste unter Goethe's Dichtungen dieser Gattung.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google



Das Kunſtgewerbe-Muſeum zu Berlin.

Von

Julius Leſſing.

Am 21. November 1881 iſt in Berlin der Neubau des Kunſtgewerbe-Muſeums, deſſen Abbildung wir unſeren Leſern vorlegen (S. 69), in feierlichſter Weiſe mit allem Glanz, den die Anweſenheit des königlichen Hauſes und zahlreicher Vertreter des Staatslebens, der Kunſt und der Wiſſenſchaft einem ſolchen Feſte verleihen kann, eingeweiht worden.* Die Tage der Feſte ſind längſt vorüber, die ſtille regelmäßige Arbeit iſt an die Stelle der lebhaften Aufregung getreten, welche eine ſo große Umgeſtaltung zu begleiten pflegt. Wir dürfen hoffen, daß die meiſten unſerer Leſer zur Zeit aus den Tagesblättern Kenntniß genommen haben von all der künſtleriſchen Pracht, in welcher das neue Gebäude ſich entfaltet hat; und ſo wollen wir denn heute nicht ſowohl eine Beſchreibung deſſen geben, was hier in monumentalen Formen errichtet worden iſt, ſondern weit mehr einen Rückblick auf die eigenthümlichen Verhältniſſe, unter welchen dieſe jüngſte von allen Kunſtanſtalten Berlins ſich in kurzer Zeit zu einer ſo ſtattlichen Höhe hat emporſchwingen können. Fertig und abgeſchloſſen ſteht der Monumentalbau vor uns für ein Inſtitut, für welches vor kaum vierzehn Jahren die erſten Grundzüge entworfen waren; in allen Theilen iſt es reichlich ausgeſtattet, die Sammlungen, Bibliothek und Lehranſtalt ſind ſicher und bequem untergebracht, während ſo viele

* „Das Kunſtgewerbe-Muſeum zu Berlin." Feſtſchrift zur Eröffnung des Muſeumsgebäudes am 21. November 1881. Berlin. Mit elf Radirungen von Max Klinger, zwei Radirungen von L. Ritter und zwei Holzſchnitten. Zu beziehen durch das Büreau des Kunſtgewerbe-Muſeums zu Berlin. — „Führer durch die Sammlung des Kunſtgewerbe-Muſeums zu Berlin." Von Julius Lessing. Berlin, Weidmann'ſche Buchhandlung. 1882. 2. Aufl.

Digitized by Google

ältere Institute, wie die königliche Bibliothek, die königliche Akademie der Künste, noch immer in den unwürdigsten Räumen, welche die werthvollsten, seit Jahrhunderten aufgehäuften Schätze täglich aufs äußerste gefährden, des erlösenden Wortes harren müssen, das auch ihnen zu einer angemessenen Stätte verhilft. Die Schwierigkeiten, welche das rasche Wachsthum von Berlin mit sich bringt, das immerfort gesteigerte Bedürfniß nach neuen Verwaltungsgebäuden und, hiermit zusammenhängend, das Verschwinden aller verfügbaren Plätze, die fortwährende Verschiebung des Verhältnisses der einzelnen Stadttheile zu einander — alles dies erschwert in Berlin die Herstellung monumentaler Bauten außerordentlich. Und so war es keine geringe Ueberraschung, in der Königgrätzer Straße in einer Ecke, welche noch vor wenigen Jahren hinter der Stadtmauer öde und unbeachtet da lag, auf einem Stücke des Terrains der alten Porzellanmanufactur, welches lediglich als Abzugsweg der Lastfuhren diente, dort auf einmal sich ein Gebäude erheben zu sehen, in vornehmen Formen, in großen Abmessungen, geschmückt mit allem Schönen, was Plastik und Malerei, was die edelste Architektur hervorzubringen vermag. Und für wen dieses Gebäude? Für ein Institut, für eine Sammlung, von deren wirklicher Ausdehnung das Publikum nur in beschränktem Kreise eine richtige Vorstellung hatte.

Angefangen hat das Museum in Berlin unter dem Namen des „Deutschen Gewerbemuseums" in einem Winkel der Stallstraße, dem ehemaligen Gropius'schen Diorama, in Räumen, die aus Holz und Pappe mühselig zusammengeflickt waren. In zwei bis drei Sälen waren die wenigen vorhandenen Stücke zusammengehäuft. Dann war es im Jahre 1873 überführt worden in die ehemaligen Fabrikräume der königlichen Porzellanmanufactur. Dem Umfange nach war die Sammlung mächtig gewachsen, aus dem königlichen Museum waren die herrlichen Schätze der Kunstkammer hier hineingeführt, große Privatsammlungen waren gekauft, Staatsbesitz aller Art von den verschiedensten Stellen zusammengetragen worden. Aber wenn die Zahl der Stücke auch schließlich dieselbe war, die sich jetzt in dem neuen Palast darstellt, so war es doch nicht möglich, in jenen niedrigen, engen, schlecht zugänglichen, im Winter kaum heizbaren Räumen auch nur entfernt eine Uebersicht der herrlichen Schätze zu geben. Und so wirkt, was wir jetzt vor uns sehen, vollständig als eine Ueberraschung. Sammlungen und Kunstschätze, welche zum Theil seit Jahrhunderten Berlin angehörten, sind unserer Stadt und dem ganzen Vaterlande gleichsam neu geschenkt, da sie erst jetzt zur wirklichen Kenntniß, zum Bewußtsein und zur Benutzung gelangen.

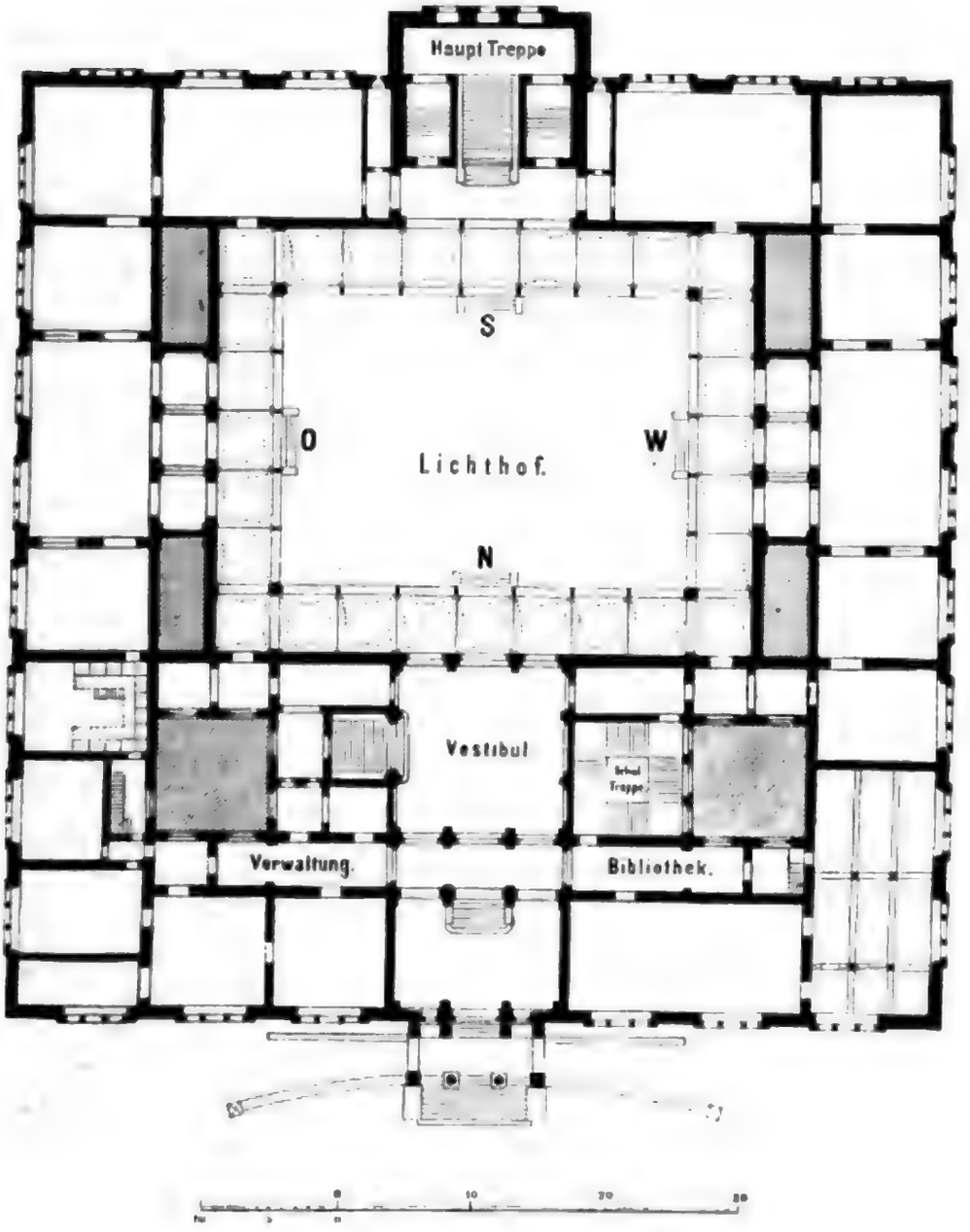
Es wäre mehr als erstaunlich, wenn eine Sammlung wie die hier vereinte mit ihren Schätzen, wie sie in einigen Theilen keine Hauptstadt Europa's aufzuweisen vermag, geschaffen wäre in dieser kurzen Zeit von vierzehn Jahren. Wer die Lage unseres Kunsthandels, wer die völlige Ausbeutung der alten Culturstätten kennt, dem braucht man es nicht zu sagen, daß eine Sammlung von italienischen Majoliken, von Venetianer Gläsern, wie sie hier sich zusammenfindet, jetzt überhaupt nicht mehr hätte zusammengebracht werden können. Seinen Glanz, seine eigentliche Bedeutung, seinen unerschütterlichen Werth verdankt das Kunstgewerbe-Museum dem alten Staatsbesitz; und so Vieles auch neu geschaffen ist, in wesentlichen Punkten haben wir es innerhalb der Sammlung nur mit einer Neuorganisation zu thun.

Unser Berliner Gewerbemuseum ist ebenso wenig wie irgend ein Museum unserer europäischen Hauptstädte das Product eines abgerundeten Systems. Es wäre denkbar, daß man auf ganz jungfräulichem Boden, etwa in einer der neu erwachsenen Städte Amerika's, mit unbeschränkten Mitteln ein Kunstgewerbe-Museum schüfe, welches alle Theile, die hierbei überhaupt in Frage kommen, in gleichmäßiger Form mit gerechter Abwägung ihrer Wichtigkeit und Bedeutung zu Stande brächte. Wenn wir aber auf einer alten Culturstätte etwas Neues schaffen wollen, so stehen überall um uns, fördernd und beschränkend zugleich, die Werke früherer Generationen, die vorhandenen Sammlungen, die bestehenden Einrichtungen, locale und zum Theil rein persönliche Beziehungen jeder Art. Daher erklärt es

Digitized by Google

sich denn auch, daß Institute, die innerlich verwandt sind und nach demselben Ziele streben, in den verschiedenen Städten so verschiedenartig sind in ihrem Aufbau und im Umfange der Sammlungen; lediglich aus der Kenntniß dessen heraus, was

wonnenen Erkenntniß von dem Stande unserer Industrie. Hier sah man zuerst die Erzeugnisse der verschiedenen Länder neben einander, hier fühlte man zuerst die klaffende Lücke, welche durch die moderne Aera des Fabrikwesens in den



Grundriß des Kunstgewerbe-Museums zu Berlin.

früher in Berlin bereits geschaffen war, läßt sich das Arbeitsgebiet des neuen Berliner Kunstgewerbe-Museums einigermaßen richtig bestimmen und verstehen.

Die Kunstgewerbe-Museen, die jetzt überall aus der Erde sprießen, sind in ihrer neuen Form wesentlich ein Product der Weltausstellungen und der daselbst ge-

Handwerksbetrieb unserer Tage gerissen ist. Die früheren Jahrhunderte mit ihrer hohen Blüthe des Kunsthandwerks hatten der Museen, der planmäßigen Sammlungen nicht bedurft. Die Werkstatt mit ihrer ruhigen Ueberlieferung, die Zunftstube, die Kirchen, die Rathhäuser mit ihren angehäuften Schätzen, die ungetrübte

Digitized by Google

Pflege des Handwerks, welches noch in wirklicher Handarbeit bestand — dies Alles bot ein Lehrmaterial, eindringlicher, vollständiger, tiefgreifender, als irgend ein künstlich hergestelltes Museum es zu bieten vermag. Die napoleonischen Kriege und die damit unglücklicherweise zusammenfallende Neigung zu fast schmucklosen Formen, welche man als antik und einfach bezeichnete, hatten in die Ausbildung des Handwerks eine schwere und klaffende Lücke gerissen; aber sie wäre wieder ausgefüllt worden in stetiger Arbeit, wenn nicht zu gleicher Zeit das Fabrik- und Maschinenwesen eingetreten wäre. Sobald die Handarbeit auf die Maschine übertragen wurde, war das Handwerk in seiner Grundlage zerrissen. Alles drängte naturgemäß auf billige und massenhafte Herstellung der Gebrauchswaaren. Man mußte die neuen Kräfte ausnutzen, und wenn darüber Kunst und Geschmack zu Grunde gingen, wenn man alle Muster, die man alten Vorbildern entlehnte, verallgemeinerte, vergröberte, verflachte, um sie bequem in die Patronen des Maschinenwesens hineinpressen zu können, so merkte man noch nicht einmal, welche Einbuße am geistigen und sittlichen Leben man erlitt. Für den damit zusammenhängenden Verfall des Handwerks, für die schwere Schädigung, welche der leibliche und seelische Theil unseres Volkslebens dadurch erfuhr, daß selbständige Männer herabsanken zu unselbständigen Theilen einer Maschine, für alles das suchte man Heilmittel in der Gesetzgebung und suchte sich hinwegzutäuschen über die ungeheuerliche Umwälzung, welche in unseren Erwerbs- und Herstellungsverhältnissen vollzogen wurde. Es bedurfte so machtvoller Vorgänge wie der Weltausstellungen, um auf diesem Gebiete die Anschauungen zu klären.

England, dasjenige Land, welches in der Ausbildung des Maschinenwesens am weitesten vorangegangen war, welches am rücksichtslosesten die Kunstformen der rein technischen Herstellung geopfert hatte, empfand das Bedürfniß, helfend einzutreten, am lebhaftesten. Vor den Augen Englands waren die Producte der Weltausstellung von 1851 ausgebreitet worden, dort hatte man gesehen, welche unendlichen wirthschaftlichen Vortheile Frankreich aus der Erhaltung eines Theiles seiner alten Kunstüberlieferung gezogen hatte, und so beschloß man denn, hier die fehlende Ueberlieferung künstlich zu ergänzen durch planmäßige Vorbildersammlungen. Dies ist im Wesentlichen die Aufgabe des South-Kensington-Museums und aller übrigen Sammlungen geworden, die in gleicher Richtung gearbeitet haben. Auch in England, wo der Boden für diese Bestrebungen ein fast jungfräulicher war, ging die Bildung der Anstalten keineswegs in voller Klarheit vor sich. Zunächst strebte man danach, im Zusammenhange mit der allgemeinen Völkerkunde die große Geschichte der Kunst, das Leben der Menschheit in allen seinen verschiedenartigen Erscheinungen in voller Entfaltung vorzuführen. So entstand der Krystallpalast zu Sydenham, dessen erziehende Bedeutung neben dem South-Kensington-Museum nur zu oft übersehen wird. Hier wurden in reizvoller Anlage Gesammtbilder der großen Culturperioden geschaffen, in Abgüssen und Nachbildungen das Wichtigste aller Kunstepochen vereinigt. Die Anregung, welche von hier ausging, war eine höchst bedeutende, aber das wirkliche Studium braucht statt malerischer Arrangements systematisch zusammengestellte, völlig übersichtliche Sammlungen, es braucht vor Allem statt der Nachbildungen die Originale, welche einzig im Stande sind, das Letzte und Feinste von den Werken früherer Kunst zu lehren. Den Leitern der englischen Bewegung, unter welchen sich der hohe Förderer aller edler Bestrebungen, der Prinz-Gemahl von England, und der Deutsche Gottfried Semper in erster Linie befanden, konnte es nicht zweifelhaft sein, daß vor Allem gute alte Originale beschafft werden mußten. So fing man denn an, zu sammeln mit englischer Kühnheit, mit englischem Gelde und englischer Großartigkeit. Aus den engen Räumen des Marlborough-Hauses konnte man in kurzer Zeit übersiedeln auf die weiten Territorien von South-Kensington, wo sich nach und nach, dem jeweiligen Bedürfniß entsprechend, ein mächtiger Hallenbau neben dem anderen erhob, und wo jetzt ein ganzes Viertel von Museumsgebäuden großartigsten Stiles die wunderbarsten Schätze aller Völker und Zeiten birgt. Wer das

Digitized by Google

South-Kensington-Museum in seiner jetzigen Gestalt als das eigentliche Ideal unserer festländischen Kunstgewerbe-Museen bezeichnen wollte, würde fehl gehen.

Hauptfront des Kunstgewerbe Museums zu Berlin.

Das South-Kensington-Museum greift über die Aufgaben unserer Anstalten weit hinaus. Sein herrlichster Schmuck sind die wunderbaren Originalwerke Rafael's, jene Cartons, welche der große Meister auf der Höhe seines Wirkens für die Wandteppiche der Sixtinischen Capelle geschaffen hat, die großartigsten Compositionen der modernen Kunst. Das South-Kensington-Museum enthält ferner die edelsten Meisterwerke italienischer Plastik, welche diesseits der Alpen zu finden sind, die Werke eines Donatello, eines Robbia, eines Rosselino, eines Michel Angelo in herrlicher Auswahl. Fragen wir uns, wie diese Werke in ein Museum gelangten,

Digitized by Google

welches in erster Linie für die Ausbildung des Kunstgewerbes bestimmt ist, so ist die einzige Antwort die, daß es in London keine Stelle gab, wo derartige Stücke hätten gesammelt werden müssen, und daß die Männer, vor Allem Mr. Robinson, welchen die Ankäufe in Italien anvertraut waren, kein Bedenken trugen und auch kein Bedenken tragen konnten, Stücke zu erwerben, welche für den Nationalbesitz von höchstem Werth sein mußten. Eine große Schenkung hat außerdem das Museum bereichert mit einer ganzen Galerie moderner Bilder. Für Zwecke des Volksunterrichts nach der naturwissenschaftlichen Seite hin dient eine andere Abtheilung, das Museum der Nahrungsmittel. Wieder etwas Besonderes ist die Sammlung von Unterrichtsmaterial jeglicher Art. Große Ausweitungen sind nach der ethnographischen sowie nach der culturhistorischen Seite hin gemacht. Ueberall, wo sich ein Bedürfniß zeigte, das anderweit in London nicht erfüllt war, ist hier mit der Befriedigung desselben begonnen worden. So ist es denn ohne Weiteres klar, daß wir im South-Kensington-Museum die gewaltigsten Anregungen jeder Art, keineswegs aber ein Normalinstitut für unsere deutschen Verhältnisse haben.

Den deutschen Verhältnissen trägt zunächst Rechnung das Oesterreichische Museum für Kunst und Industrie in Wien. Auch dieses ist kein Kunstgewerbe-Museum im engsten Sinne. Die Sammlungen und Publicationen, welche das Wiener Museum veranstaltete, erklären sich nur, wenn man bedenkt, daß Wien in der Mitte unseres Jahrhunderts noch überhaupt kein Kunstmuseum in moderner Art besaß. Die unendlich reichen Schätze der Kaiserstadt waren und sind nicht Staatseigenthum, sondern der Besitz des Hauses Habsburg, und waren in gänzlich unzureichenden Räumen der Paläste nur unter Erschwerungen zugänglich und daher von dem eigentlich schaffenden Handwerk so gut wie gar nicht benutzt. Und so mußten alle diese Schätze erst durch das Oesterreichische Museum, welches die wichtigsten Stücke derselben entlieh, an das Licht gezogen werden. Aus diesem Nichts, welches dem Institut voranging, aus dieser Fülle von Objecten, in welche man nur hineinzugreifen brauchte, erklärt sich das schnelle Aufblühen des Institutes, welches das Glück hatte, von Anbeginn an von einsichtsvollen, im höchsten Grade ihrer Aufgabe gewachsenen Männern wie Eitelberger, Falke und Bucher geleitet zu werden.

Ganz andere Wege ging ein älteres Institut, die Centralstelle in Stuttgart unter Steinbeiß, welche mit dem größten Eifer Muster sammelte, das heißt nicht Muster in höherem Sinne, welche geeignet gewesen wären, die Erfindungsgabe unserer modernen Künstler anzuregen und zu beleben, sondern die Muster, welche der Tag brachte und welche der Fabrikant, den kein Musterschutzgesetz band, direct verwerthen konnte.

Von größeren Anstalten, welche für das Studium des Kunstgewerbes in Betracht kommen konnten, war in den sechziger Jahren nur noch das Germanische Museum in Nürnberg zu nennen, welches, ursprünglich lediglich für die Kenntniß deutscher Alterthümer eingerichtet, allmählich unter Essewein's Leitung die einzelnen Gruppen des Kunstbetriebes und des Gewerbebetriebes derartig ausgebildet und systematisch zur Darstellung gebracht hat, daß sie für alle in Betracht kommenden Fragen ein überaus wichtiges Material bilden.

So stand es um die Zeit, als das Berliner Museum begründet wurde, in England und in Deutschland; aber wie stand es denn in Frankreich, dem einzigen Lande, welches wirklich noch eine lebendige Kunstindustrie besaß? dem Lande, welchem alle übrigen Länder Europa's tributpflichtig waren, indem sie von dort her ihre Luxusbedürfnisse befriedigen mußten? Frankreich hat die Blüthe seines Gewerbes erreicht und gewahrt, ohne ein solches Museum zu besitzen, und erst in den letzten Jahren ist man bemüht, ein ähnliches Institut ins Leben zu rufen. Frankreichs Blüthe auf diesem Gebiete ruht auf einem festeren Boden als dem der Schule, es ruht auf dem Boden der Tradition. Hier in Paris hat die künstlerische Arbeit nie ganz aufgehört. So groß auch die Freude an der billigen Massenwaare der Fabriken sein kann, ein gewisses Luxusbedürfniß war in den höheren Kreisen der europäischen Gesellschaft doch nie ganz erloschen; es war aber nicht groß genug, um an

Digitized by Google

allen Orten oder auch nur in allen Ländern einen selbständigen Betrieb zu ermöglichen. Und so gelang es Paris, welches noch aus alter Ueberlieferung her die Herrschaft der Mode führte, diesen Markt nicht nur zu behaupten, sondern in noch strafferer Form als selbst im vorigen Jahrhundert an sich zu reißen. In Frankreich erwachte sofort nach der Restauration des Königthums bei dem Adel, welcher aus langer Verbannung auf seine Stammschlösser zurückkehrte, das Bedürfniß, die verwüsteten Räume wieder in altem Glanze herzustellen. Für die zerstörten Kirchen bedurfte es neuer Einrichtungen von den Steinmetzarbeiten der Thürme bis zur Ausmalung der Capellen, bis zum Schmuck der Altäre, bis zur Ausgestaltung des Geräths. Indem man sich mit Bewußtsein politisch und gesellschaftlich den Formen der früheren Jahrhunderte zuwandte, that man es auch auf künstlerischem Gebiete. Was irgendwie an Resten früherer Kunst erhalten war, diente als Vorbild für die modernen Schöpfungen. So entstand in den zwanziger Jahren in Paris eine neue Art des Rococo und manche andere Formenmischung, die wir in Anbetracht ihrer Unklarheit mißbilligen mögen, die aber doch die Traditionen des Kunstbetriebes, die Handfertigkeit, den allgemeinen Geschmack aufrecht erhielt. Diese Bewegung brauchte durch Sammlungen nur mäßig unterstützt zu werden. Hierfür bot das Louvre eine Reihe von Sälen mit Prachtgeräthen aller Art. Die Sammlung Sauvageot, dem Louvre geschenkt, bildete einen sehr wesentlichen Kern aller dahin strebenden Arbeiten. Dazu kam dann noch das überaus reizvolle Museum Cluny, welches im Wesentlichen historische Gesichtspunkte verfolgt und die Geschichte der Kunstfertigkeit Frankreichs in lebendigen Bildern vorzuführen sich bestrebt, welches aber auch von den Kunstarbeiten anderer Länder eine Fülle des herrlichsten Materials enthält. Dieses Museum ist nicht wissenschaftlich, sondern im Wesentlichen malerisch geordnet; wirkungsvoll fügen sich die alten Einrichtungsstücke in die mittelalterlichen wohlerhaltenen Räume ein. Früher als irgendwo sonst wurde hier das Gefühl für malerische behagliche Einrichtungen mit Zuhülfenahme alter Gobelins, alter Schränke, alter Vertäfelungen, Kamine, Fenster und Eisenwerks erweckt; früher als anderswo entstand auf Grund dieses Cluny die Liebhaberei für antike Stücke in den weitesten Kreisen. Fügen wir hinzu, daß die Expedition nach Algier die ganze Fülle malerisch prächtigen Materials vom Morgenlande in die Malerateliers und von dort aus in die Wohnungen französischer Kunstliebhaber führte, so sehen wir den Boden hinreichend vorbereitet, um auch ohne systematischen Specialunterricht reiche und duftige Früchte zu zeitigen.

So stand es in Frankreich; und wie stand es nun in Berlin? Man konnte während der letzten Wochen in den Ausführungen wohlmeinender Berichterstatter nicht selten der Meinung begegnen, daß neben der Pracht und dem Glanz auswärtiger Museen Berlin im Jahre 1868, als es sein Gewerbemuseum begann, nichts aufzuweisen gehabt hätte als jene drei dürftigen Säle in der Stallstraße mit den wenigen auf der Pariser Ausstellung soeben zusammengekauften Stücken, und daß man dann erst, also zehn Jahre später als in Wien und fast zwanzig Jahre später als in London, hier in Berlin begonnen hätte, für das Kunstgewerbe etwas zu thun. Das ist denn glücklicherweise doch nicht richtig. Wäre nicht viel, sehr viel, ja das Meiste vorher geschehen gewesen, nimmermehr wären wir jetzt auf dem Standpunkt, auf dem wir uns befinden, nimmermehr hätten wir das Museum, eine Sammlung, eine Unterrichtsanstalt und das Gebäude, wie wir es jetzt besitzen. Es mag paradox klingen, aber es ist wahr: gerade in Preußen, gerade in Berlin hat der systematische kunstgewerbliche Unterricht früher, und zwar nicht um einige Jahre, sondern um Jahrzehnte früher, begonnen als irgendwo sonst. Und wenn die älteren Anfänge, die bis in das Jahr 1821 zurückreichen, auch zum großen Theil verkümmert oder fast erstorben waren, so hatten sie doch ein Material angesetzt, das nur einer kräftigen Wiederbelebung bedurfte, um im Zusammenhang mit dem neu Geschaffenen zur lebensfähigen Grundlage eines kräftigen Organismus zu werden.

Die Bewegung in Berlin hatte angefangen im Jahre 1821, als Beuth sein

Digitized by Google

großes Werk, die damalige Gewerbeschule, schuf, jene Schule, welche sich später zur Gewerbeakademie und schließlich zur Technischen Hochschule, einem der ersten Lehrinstitute Deutschlands, entwickelt hat. Unserem Beuth und seinem Arbeitsgenossen Schinkel, dem großen leitenden Künstler jener Tage, war das Programm, welches wir als eine Errungenschaft der neuesten Zeit aufzustellen pflegen: das Zusammenarbeiten von Kunst und Handwerk, vollständig geläufig. Im Zusammenhange mit den Classen für Maschinenzeichnen und Constructionslehre wurde bereits 1822 künstlerisch in Modellirwerkstätten gearbeitet. Bildhauer ersten Ranges, wie Wiechmann und Kiß, wurden als Lehrer herangezogen, es wurden eigene Fachclassen errichtet für den kunstgewerblichen Unterricht, besonders im Gebiet der Metallindustrie; der Kunstguß wurde eingeführt — die ehernen Standbilder der Helden Friedrich's des Großen sind aus jenen Werkstätten hervorgegangen —, man holte die tüchtigsten Meister für Ciseliren und Graviren herbei, selbst für die Kupferstecher wurde gesorgt, ein Atelier für Holzbildhauer eingerichtet und etwas später eine besondere Musterzeichenschule für das ganze Gebiet der Weberei und Stickerei. Das Lehrmaterial wurde in einer für die damalige Zeit seltenen Liberalität und Umsicht beschafft. Beuth begründete in der Gewerbeakademie eine Sammlung von Abgüssen, in welchen neben ornamentalen Werken auch plastische Kunstwerke der edelsten Stilperiode sich zusammenfanden. Damals wurden die antiken Bronzen von Herculanum und Pompeji durch Wilhelm Zahn für die Gewerbeakademie abgeformt. Zahn und später Termite copirten die schönsten Wandgemälde von Pompeji und Herculanum und gaben sie in meisterhaftem Buntdruck heraus, dessen Pflege man sich in Berlin besonders angelegen sein ließ. Einen erhöhten Aufschwung gab es, als Karl Friedrich Böttcher, der Verfasser der „Tektonik der Hellenen", in diese gemeinsame Arbeit mit eintrat. Derselbe Mann, welcher Norm und Gesetz der griechischen Säulenordnung zum ersten Male klar erkannte und im reinen Schema darstellte, hatte die Holzarbeiten des Mittelalters zum Gegenstande seiner Studien gemacht und sich in die technische Seite der Weberei behufs Herstellung geeigneter Muster so weit vertieft, daß ihm sogar wichtige technische Erfindungen und Verbesserungen der Stühle zu danken sind. Unter Böttcher's lebhafter Mitwirkung entstand seit dem Jahre 1840 das erste große und systematische Vorlagewerk für das Kunstgewerbe, vom preußischen Staate herausgegeben in drei stattlichen Bänden unter dem wohlbekannten Titel: „Vorlagen für Kunst und Handwerk." Die besten Zeichner und Stecher wurden beschäftigt; einzelne Blätter, von Otto und von Anderloni ausgeführt, gehören zu den Meisterwerken moderner Grabstichelarbeiten. Zum ersten Male wurden hier die Muster mittelalterlicher Gewebe aus der Schatzkammer des Domes zu Brandenburg publicirt, eine Menge von Fundgruben künstlerischer Vorbilder, die später reichlicher und bequemer ausgebeutet wurden, sind hier zum ersten Male erschlossen.

Die Arbeit dieser Männer war aber keineswegs nur eine theoretische. Die lebhafte Bauthätigkeit, an deren Spitze Schinkel stand, gab diesem großen Meister Gelegenheit, auch für die vielen Handwerker, die berufen sind, die Räume des Hauses bis in ihre kleinsten Einzelheiten hinein wohnlich zu machen, leitend und fördernd einzutreten. Mit der Pflege der eigentlichen Bauhandwerke, der Umgestaltung der Ziegeleien und Terracottafabriken, dem Zink- und Eisenguß verband sich die Stellung wichtiger Aufgaben für das Tischlerhandwerk, für die Seidenweberei, welche die Prachttapeten für die königlichen Schlösser zu beschaffen hatte, für die Stickerei-, Nadel- und Posamentierarbeiten jeder Art.

Hand in Hand mit dieser theoretischen und praktischen Ausbildung des Handwerks ging das Ansammeln älterer Kunstwerke, wie wir es bei der späteren Betrachtung der Kunstkammer sehen werden. Bereits um das Jahr 1840 war in Berlin das Meiste und Werthvollste von dem zusammengebracht, was wir jetzt in unserem neuen Kunstgewerbemuseum an Schätzen der Vorzeit bewundern.

Wie aber konnte es kommen, daß bei dieser umsichtigen systematischen Arbeit, bei dieser mit den reichen Mitteln des

Digitized by Google

Staates geförderten Thätigkeit das Berliner Kunstgewerbe doch schließlich so vereinsamt, so hülflos dastehen konnte, wie dies wirklich um die Mitte des Jahrhunderts der Fall war? Ich muß gestehen, daß ich eine absolut erschöpfende Antwort hierauf zu geben nicht im Stande bin. Einen wesentlichen Antheil an der eine andere Ausdrucksweise als die hellenische fast unmöglich war. Sie betrachteten es als ihre eigentliche Lebensaufgabe, diese Formen zu versöhnen mit den Erscheinungen unseres modernen Lebens, ihnen einen neuen Ausdruck abzugewinnen für das, was wir heute bedürfen. Der ideale Gehalt der Formen

Arabien. Mosaikbild nach E. Ewald am Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.

Unzulänglichkeit des Erfolges hatte wohl die Einseitigkeit der in Berlin herrschenden Richtung. Die Nachahmung der griechisch-römisch-classischen Kunstformen, welche die Signatur des ersten Kaiserreiches im Anfang unseres Jahrhunderts bildet, hatte in Berlin eine zwar künstlerische, aber doch immer etwas akademische Nachblüthe getrieben. Schinkel und die ihm nächststehenden Schüler wurzelten so tief in der Kunst des Griechenthums, daß ihnen war die Hauptsache, ihn galt es darzustellen selbst auf Kosten des Materials, ja sogar auf Kosten der Gebrauchsfähigkeit. Es ist kein leichter Vorwurf; aber wer einen jener Stühle prüft, welche Schinkel für den Palast des Prinzen Karl herstellen ließ und von denen einige sich jetzt im Kunstgewerbemuseum befinden, wird diesen Vorwurf nicht zurückweisen können. Die Form ist äußerst elegant und durchdacht, der Zusammenhang der

Digitized by Google

einzelnen stützenden und tragenden Theile geistvoll charakterisirt, aber der Stuhl ist hart, die Armlehnen schmal und unbequem, und was schlimmer ist, dieser ganze Formenreichthum, der berechnet ist für die Ausführung in edler Bronze, ist hergestellt in gemeinem, schlecht bronzirtem Zinkguß. Man war in Berlin bis in unsere Tage hinein bereit, sich über solche Mängel leicht hinwegzutäuschen und zu erklären, daß dies lediglich eine Frage des Geldbeutels sei, daß, wenn Schinkel mehr Mittel zur Verfügung gehabt hätte, er den Stuhl aus Bronze hätte gießen lassen können, daß somit der Kunstwerth der Erfindung nicht beeinträchtigt sei. Dies ist nur im akademischen Sinne richtig, für die Wirklichkeit unseres Handwerkslebens dagegen so falsch wie möglich. Die erste und unerläßlichste Aufgabe ist es, mit den vorhandenen Mitteln einen wirklichen Gebrauchszweck zu erreichen. Der Künstler mag in seiner Studirmappe sich einen Stuhl aus edelstem Material construiren, welcher tausend Mark kosten würde; wenn er aber nur hundert Mark für die Ausführung zur Verfügung hat, muß er ein Material und eine Form finden, in welchem sich für diese Summe ein Stuhl echt, richtig, dem Material und der Technik entsprechend, herstellen läßt.

Es fehlte dem Berliner Kunstgewerbe um die Zeit, als die neue Bewegung begann, die breite Basis eines gesunden Handwerks, es fehlten die Bestellungen wirklich reicher und luxusbedürftiger Liebhaber, es fehlte vor Allem die Kenntniß dessen, was in der großen Welt außerhalb Preußens vorging. Von der lebhaften Berührung mit dem Orient, von dem fruchtbringenden Studium der Kunstwerke des Mittelalters und der Renaissance war selbst zehn Jahre nach Eröffnung der ersten Weltausstellung, als bereits England, Frankreich und selbst Oesterreich in die neue Bewegung eingetreten waren, in Berlin so gut wie nichts zu spüren.

Der nationale Aufschwung, welchen Preußen durch die politischen Erfolge von 1864 und 1866 genommen hatte, trug unzweifelhaft dazu bei, das Gefühl der Verarmung auf einem der wichtigsten Gebiete des modernen Lebens schmerzlicher und lebendiger zu machen. Im Jahre 1867 begann man sich endlich zu regen. Von zwei Seiten kam die Bewegung, die alsbald in einen Strom zusammenlief. Vor Allem war es die Kronprinzessin Victoria, welche das große Werk ihres verewigten Vaters in ihre neue Heimat zu übertragen sich bemühte. Der Nationalökonom Dr. Schwabe, den die Wissenschaft leider zu früh verloren hat, wurde von der hohen Frau beauftragt, nach England zu gehen, die dortigen Sammlungen und Lehranstalten zu studiren und einen Bericht abzufassen, der alsbald zur Grundlage für die neuen Schöpfungen in Berlin dienen sollte. Zu gleicher Zeit machte sich im Schoße des großen Berliner Handwerkervereins, welcher damals die besten Kräfte der Berliner Gewerbetreibenden und in seiner Lehrerschaft die rührigsten Elemente der jungen Gelehrtenwelt vereinigte, eine gleichartige Bewegung geltend, um den mangelhaft nach alter Schablone geführten Zeichenunterricht nach der künstlerischen Seite hin zu erweitern und eine Vorbildersammlung zu schaffen, welche diesen Zeichenunterricht wirksam und dauernd anregen könnte.

Das Comité, welches im Jahre 1867 für diese Zwecke in Berlin unter dem Vorsitz des Herzogs von Ratibor zusammentrat, enthielt die Vertrauensmänner der Frau Kronprinzessin, die Leiter des Berliner Handwerkervereins, hervorragende Künstler, Industrielle, Architekten, und mit kühnem Muth beschloß man die Eröffnung eines Institutes, welches den Namen „Deutsches Gewerbemuseum" führen sollte. Die Hoffnungen auf das, was private Thätigkeit in diesem Falle leisten konnte, waren sehr hoch gespannt. Das erste Programm umfaßte nicht nur eine Sammlung kunstgewerblicher Gegenstände, sondern auch den ganzen Apparat technischer Hülfswissenschaften. Für das Gebiet der Kunstsammlungen war der weiteste Rahmen gezogen worden. Das South-Kensington-Museum mit allen seinen Abzweigungen hatte zu dem Idealbild, welches aufgestellt wurde, Modell gesessen und selbst jene ganz zufällige Vereinigung einer Sammlung moderner Bilder mit dem South-Kensington-Museum wurde mit empfohlen. Das Programm von dieser Weitschichtigkeit sollte noch dazu durch die freie Thätigkeit

Digitized by Google

der betheiligten Bürger- und Handwerkerkreise geschaffen werden, die Selbsthülfe wurde in einen bestimmten Gegensatz zur Staatshülfe als besonders wichtiger Factor in der Bewegung angerufen.

Aus diesem weitschichtig angelegten Plan schälte sich aber bald unter der Leitung des Directors Grunow der Kern des wirklich Erreichbaren heraus. Von den erwarteten Hunderttausenden, welche die Industrie beisteuern sollte, kam nur eine winzig kleine Summe zusammen, die kaum eben hinreichte, ein halbverfallenes altes Gebäude zu miethen: das Diorama in der Stallstraße, den Berlinern wohlbekannt durch jene Bilderreihe, welche Schinkel im Anfange unseres Jahrhunderts daselbst ausgestellt hatte. Die sehr geringen Mittel wurden zunächst zur Einrichtung einiger Classen benutzt; für die Anlage einer Kunstsammlung war nichts vorhanden, was irgendwie bei den damals bereits hoch gesteigerten Preisen der Kunstalterthümer hätte in Betracht kommen können. Auch mit dem Entleihen kunstgewerblicher Gegenstände behufs längerer oder kürzerer Ausstellung im Museum machte man in Berlin üble Erfahrungen. Diese Quelle, welche sich in Wien so reichhaltig erwiesen hatte versagte hier fast vollständig ihren Dienst. Für Jeden, der den Boden Berlins und seine Verhältnisse kannte, war dieses Resultat nicht gerade überraschend. Berlin war zu den Zeiten deutscher Kunstblüthe eine kleine unbedeutende Stadt gewesen, von dem glänzenden Aufschwung des Kunstlebens im Anfang des vorigen Jahrhunderts hatten die verheerenden Kriege nur noch die monumentalen Reste in unseren Schlössern bestehen lassen; in den Wohnungen und dem Besitz unserer Bürger ist wenig oder nichts aus jener Zeit erhalten. In unseren sämmtlichen Kirchen ist noch nicht ein halbes Dutzend Kirchengeräthe, deren Alter oder Schönheit eine besondere Beachtung verdiente. Von alten Adelspalästen giebt es kaum einen einzigen; die ältesten sind im Anfang dieses Jahrhunderts durch Schinkel errichtet oder umgebaut.

In dieser Nothlage war es wiederum der Kronprinz und die Kronprinzessin, welche helfend eintraten, welche ihren ganzen Besitz an Kostbarkeiten und Kunstalterthümern jeder Art auf Jahre hinaus dem Museum überließen, ja welche sogar die kostbaren Bilderwerke ihrer Bibliothek zum Gebrauch der Handwerker auf viele Jahre hingaben. Einzelne kunstliebhabende Privatleute, welche Alterthümer zu sammeln angefangen hatten, schlossen sich an, aber die Zahl derselben war in Berlin so verschwindend klein, daß immer nur mit Mühe einige wenige Schränke gefüllt wurden.

Wenn trotzdem im Frühjahr 1868 die Sammlung eröffnet wurde, so verdankt das Museum diese Möglichkeit lediglich dem Umstande, daß die königl. Staatsregierung auf der Weltausstellung des Jahres 1868 sehr erhebliche Einkäufe machen ließ. Neben modernen Arbeiten französischen, englischen und italienischen Ursprungs, welche in Berlin noch völlig unbekannt waren, wurden hauptsächlich die Einkäufe aus der orientalischen Abtheilung der Ausstellung von Wichtigkeit. Hier hat der bekannte Reisende Dr. Fedor Jagor dem Museum die nachhaltigsten Dienste geleistet, indem er es verstand, von den Commissionen der außereuropäischen Länder durch geschickte Verhandlungen minder kostbare, aber für die Kenntniß der Technik, der ursprünglichen Formen und Verzierungsweisen überaus wichtige Objecte in großer Zahl zu erlangen.

Diese Sammlung, in drei Sälen der Stallstraße aufgestellt, hatte in den folgenden vier Jahren ihr Aussehen nicht wesentlich verändert. Aus den Mitteln des Museums konnten jährlich kaum tausend Thaler zur Erweiterung derselben angewendet werden, und wenn dieselben auch durch die freundliche Hülfe verschiedener Mitglieder des Vorstandes, besonders des Bildhauers Sußmann-Hellborn, in sehr zweckmäßiger Weise zur Anschaffung minder werthvoller, aber darum doch lehrreicher Probestücke verwendet wurden, wenn auch einzelne Geschenke von Fabrikanten und Privatleuten hinzukamen, so blieb das Ganze doch auf der Stufe eines ersten schüchternen Versuches.

Die Staatsregierung verhielt sich zunächst abwartend, that aber dann im Jahre 1869 einen bedeutsamen Schritt, indem sie die große Sammlung von Vor-

Digitized by Google

bildern des Freiherrn v. Minutoli in Liegnitz für den Preis von 50000 Thalern käuflich erwarb. Die Sammlung Minutoli hatte bereits früher für Berlin eine Bedeutung erlangt. Die Musterschule der Gewerbeakademie hatte ihre Sammlung von Spitzen dorther entnommen, für die königliche Porzellanmanufactur war aus derselben Quelle eine keramische Sammlung beschafft worden, die Kunstkammer des königlichen Museums hatte im Jahre 1858 viele Hunderte der werthvollsten Objecte, besonders Gläser und Porzellane, aus derselben erworben; nunmehr wurde also im Jahre 1869 der Hauptstamm der Sammlung, vor Allem Thonwaaren, Glas- und Porzellanarbeiten, sowie die sämmtlichen Nadelarbeiten, zusammen etwa 6000 Nummern, nach Berlin überführt. Diese Sammlung wurde dem Gewerbemuseum jedoch nicht übergeben, sondern unter commissarischer Leitung von Julius Lessing durch das königliche Handelsministerium verwaltet. Zugefügt wurde derselben eine sehr bedeutende Sammlung von deutschen Krügen, welche der Kammermusicus Hanemann angelegt hatte und über welche bereits früher bei dem Tode des liebenswürdigen alten Stifters derselben in dieser Zeitschrift ausführlich berichtet worden ist.

So hatten wir also in Berlin im Jahre 1872 in der königlichen Kunstkammer den alten höchst werthvollen und unvergleichlichen, wenn auch schlecht geordneten Staatsbesitz, sodann abgesondert davon eine zweite Sammlung, die Minutoli-Hanemann-Sammlung, ebenfalls im Staatsbesitz, und drittens die im Besitz des Vereins befindlichen kleinen Anfänge einer besonderen Sammlung, welche schließlich doch auch im Wesentlichen aus Staatsbesitz bestand.

In diesen verzwickten Zustand wurde wiederum durch das Vorgehen des Kronprinzen und der Kronprinzessin Licht und Luft gebracht. Es sollte zunächst einmal gezeigt werden, wie ein Kunstgewerbe-Museum in Berlin aussehen könne, und so wurde unter hoher Protection im Sommer 1872 in den herrlichen Räumen des königlichen Zeughauses eine Leihausstellung älterer kunstgewerblicher Gegenstände eröffnet, zu welcher vornehmlich die erwähnten großen Sammlungen ihr Bestes hergaben. Auf das reichste steuerten die königlichen Schlösser von ihrem stolzen Besitz des vorigen Jahrhunderts bei. Die Sammler Berlins gaben willig ihre schönsten Stücke, vor Allem war es Graf Wilhelm v. Pourtalès, dessen herrliche in Venedig und Paris zusammengestellte Kunstsammlung jener Ausstellung zum edelsten Schmuck gereichte. Diese Zeughausausstellung war für Berlin eine vollständige Ueberraschung. Weitaus das Meiste, was man ja in den Schlössern zu Berlin und Potsdam, vor Allem aber in der Kunstkammer allenfalls hatte sehen können, hier erschien es zum ersten Male in geordneter Zusammenstellung mit Hervorhebung des Besten, mit Einordnung des minder Guten, hier erschienen zum ersten Male die Gebiete des Kunstgewerbes nach Techniken geordnet, die Stile der Kunstentwickelung in festen Gruppen vorgeführt.

Seit dem Erfolge jener Ausstellung konnte die Forderung, ein festbegründetes, mit allem nöthigen Apparat ausgestattetes Institut für diesen Zweck in Berlin zu besitzen, nicht mehr abgewiesen werden. Die nächste Folge war, daß die Staatsregierung das Gewerbemuseum zwar nicht direct als Staatsanstalt übernahm, aber doch so wesentlich mit Staatsmitteln unterstützte und sich eine so durchgreifende Einsprache in alle wichtigeren Bestimmungen sicherte, daß nunmehr der Zusammenhang mit den großen Factoren des preußischen Staatslebens bindend hergestellt war. Die Errichtung eines Gebäudes wurde in bestimmte Aussicht gestellt, und einstweilen überwies man die Fabrikräume der königlichen Porzellanmanufactur, welche sich bis dahin in der Leipziger Straße befunden hatte und die man gerade in jener Zeit nach Charlottenburg verlegte, dem Museum.

Hier wurden nun 1873 zunächst die alten Bestände des Museums mit der Sammlung Minutoli und der Sammlung Hanemann vereint, und von jener Zeit an wurde es auch möglich, gelegentlich größere Summen aus Staatsmitteln für den Ankauf besonders wichtiger Stücke und ganzer Sammlungen zu erlangen. Im Jahre 1873 brachte die Wiener Weltausstellung einen reichen Zuwachs vor-

Digitized by Google

nehmlich an persischen, indischen, japanischen und chinesischen Arbeiten, dann folgte eine der wichtigsten Erwerbungen, die des Rathssilberzeuges der Stadt Lüneburg. Der reichste Silberschatz, welchen eine deutsche Stadt aus den Zeiten des Mittelalters und der Renaissance her noch besaß, sechsunddreißig Stück von Stoffabschnitte des Caplan Schnütgen in Köln, sodann als glänzendster Erwerb die große Sammlung chinesischer und japanischer Kunstarbeiten, welche Herr von Brandt, Gesandter des deutschen Reiches, früher in Japan, jetzt in China, mit seltenstem Kunstverständniß angelegt hatte. Herr v. Brandt gehört zu den Män-

Die Gothik. Mosaikbild nach Gesellschap am Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.

edelster Arbeit, in welchen sich der Uebergang aus den Formen der Gothik bis zu den Formen der Hochrenaissance in lehrreichster und erfreulichster Weise spiegelte, wurde hier auf einmal nach Berlin übergeführt.

Im Laufe der Jahre kamen ferner hinzu: die Sammlung rheinischer Möbel vom Bildhauer Richard Möst in Köln, ferner die Sammlung frühmittelalterlicher

nern, welchen das Gewerbemuseum mit am meisten verdankt. Unablässig hat derselbe größere und kleinere Sammlungen geschenkweise dem Museum zugewendet, er hat es verstanden, die eigentlichen Typen der ostasiatischen Kunst in anschaulichen Stücken zusammenzubringen, die Herstellungsweise, die Bedeutung jedes einzelnen vorzuführen.

Aber alle diese Erwerbungen, so werth-

Digitized by Google

voll und bedeutsam sie auch waren, hätten nicht hingereicht, um das Museum, welches seit dem Jahre 1878 den Namen „Kunstgewerbe-Museum zu Berlin" führt, auf eine gleichberechtigte Stufe mit den großen Museen des Auslandes zu erheben, wenn es nicht möglich gewesen wäre, den eigentlichen alten Stammbesitz Preußens, den Inhalt der königlichen Kunstkammer, für die neue Organisation zu gewinnen. Hierauf kam Alles an. Wenn die Kunstkammer fernerhin als besondere Abtheilung bei dem Stamm der königlichen Museen verblieb, so war auf keiner Seite ein wirkliches Gedeihen zu erhoffen. Die Kunstkammer konnte sich in dem alten Rahmen nicht weiter entwickeln, sondern wäre dazu verdammt gewesen, ein prächtig ausgestattetes Cabinet von Antiquitäten zu bleiben; das Gewerbemuseum seinerseits konnte niemals daran denken, in Concurrenz mit jener alten bestehenden Sammlung wahrer Kostbarkeiten älterer Kunst zu treten. Auch hier wurde das Einschreiten des Kronprinzen maßgebend. Und so begann nun im Jahre 1875 die Zerlegung und Neuorganisation jenes Theiles der königlichen Sammlungen, welche der Grundstock, die Stammmutter aller übrigen Museen gewesen ist.

Die königliche Kunstkammer reicht in ihrer Geschichte bis in das Ende des sechzehnten Jahrhunderts zurück. Dieselbe war, was ihr Name besagt, ein Sammelplatz für Alles, was an Kunstwerken, Merkwürdigkeiten und Raritäten jeder Art in den Besitz des Hohenzollernschen Hauses gelangte. Die Liebhaberei, welche im siebzehnten Jahrhundert für zierlich ausgearbeitete Cabinetstücke jedes Genres herrschte, ließ hier eine Menge von interessantem Material anhäufen. Die Prachtliebe, welche sich am Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts entwickelte, fügte kostbare Schreine, Silbergeräth, Elfenbein und mannigfaltigste Prachtstücke hinzu. An eine Trennung der Fächer im modernen Sinne war dabei natürlich nicht zu denken; Münz- und Medaillencabinet waren in engster Verbindung mit den übrigen Gruppen; antike Sculpturen, Vasen, Terracotten, Gemälde und sehr diverse statuarische Werke bildeten einen Theil der alten Sammlung. In den Nothjahren des siebenjährigen Krieges erlitt die Kunstkammer die schwersten Einbußen. Noch sind uns die alten Inventare erhalten, an deren Rand die jeweiligen Directoren mit zitternder Hand die Worte geschrieben haben: „Delivré . . . ." und dann kommt das Datum eines der bösen Tage, in welchem der große König für das Wohl des Vaterlandes den sorgsam gepflegten Besitz seines Hauses willig hergab und bei Nacht und Nebel, damit seine Berliner die Noth nicht merkten, das edle Silbergeräth aus dem Schlosse in die Münze schaffen ließ. Die Gleichgültigkeit Friedrich Wilhelm's I., des Soldatenkönigs, hatte vorher schon aufgeräumt und manches Prachtstück gegen lange Rekruten nach Dresden oder an andere prachtliebende mitteldeutsche Höfe wandern lassen. Es folgte die schwere Zeit der napoleonischen Kriege, in welcher die besten Stücke nach Paris geschleppt und gar Vieles nicht wieder zurückgebracht wurde.

Nach Abschluß der Freiheitskriege faßte Friedrich Wilhelm III. den hochherzigen Plan, den Kunstbesitz der königlichen Schlösser herzugeben und daraus öffentliche Museen zur Belehrung und Erziehung des Volkes zu schaffen. Damals wurden die antiken Statuen, welche den Garten des Philosophen von Sanssouci schmückten, fortgeholt von ihren historischen Plätzen und der Antikengalerie eingereiht, Gemälde aus den Zimmern gehoben, um hier in die Galerie wissenschaftlich eingeordnet zu werden. Aus der Kunstkammer wurden die Münzen und Medaillen in das neue Gebäude übergeführt, Alles von naturwissenschaftlichem Charakter war bereits vorher den wissenschaftlichen Sammlungen der Universität übergeben worden. Nunmehr wurden auch Trachten und Waffen wilder Völker und die nordischen Alterthümer als besondere Abtheilung, als ethnographisches Museum, und das Museum vaterländischer Alterthümer in das Schloß Monbijou übergeführt. Somit war aus dem Schoße der Kunstkammer bereits eine ganze Reihe verschiedenartiger Sammlungen hervorgegangen, von denen einige, wie das ethnographische Museum, es gerade jetzt zu einem völlig selbständigen Leben bringen. Der Rest der königlichen Kunst-

Digitized by Google

kammer verblieb aus Mangel an geeigneten Räumlichkeiten einstweilen noch im königlichen Schloß, bildete aber bereits seit dem Jahre 1830 einen Bestandtheil der königlichen von der Staatsregierung verwalteten Museen und wurde endlich während der Jahre 1855 bis 1858 in eine Reihe eigens dafür hergerichteter Säle in das sogenannte „Neue Museum" übergeführt. An Stelle der zufälligen Vermehrung trat eine mehr systematische Ausbildung. Vor Allem sind es zwei glänzende Ankäufe, welche der Kunstkammer ihre jetzige Bedeutung gesichert haben: zunächst 1828 die Sammlung des Generalconsuls Bartholdi in Rom, welcher das Herrlichste und Edelste, was Italien an Majoliken hervorgebracht, im Anfang dieses Jahrhunderts zu vereinen gewußt hatte; sodann 1835 die Sammlung des Generalpostdirectors v. Nagler, von welchem der größte Theil der jetzt im Museum befindlichen Emails, Gläser, Uhren, Metallarbeiten sowie ebenfalls Majoliken in großer Zahl herrühren. Im Jahre 1842 hat der Director der Gemäldegalerie, Waagen, eine große Menge überaus wichtiger Ankäufe in Italien gemacht, der Generaldirector v. Olfers wandte besonders den mittelalterlichen Zweigen seine höchste Aufmerksamkeit zu und hat aus mühselig hergestellten kleinen Ersparnissen den Mangel eines eigentlichen Budgets für derartige Erwerbungen zu decken gewußt und mit Hülfe vieler gelehrter Freunde, unter denen vor Allem Herr v. Hefener-Alteneck zu nennen ist, so manches Stück unserer Stadt Berlin und damit dem Kunstbesitz des deutschen Vaterlandes gerettet. Der letzte größere Ankauf war die Sammlung venetianischen Glases von Guastalla im Jahre 1872. Trotz dieser Bereicherungen war die im Neuen Museum aufgestellte Sammlung sehr weit davon entfernt, ein organisches Ganze zu bilden; es war schließlich immer doch nur der Restbestand zufällig angehäufter Stücke.

Eine Gliederung dieses Bestandes fand erst statt, als im Jahre 1875 die endgültige Theilung vorgenommen wurde. Zunächst wurden alle Werke ausgesondert, welche der Plastik des Mittelalters und der Renaissance angehören, und mit der betreffenden Abtheilung des königlichen Museums vereinigt. Die Modelle von Medaillen wurden dem Münz- und Medaillencabinet zugewiesen, die Waffen dem königlichen Zeughause, welches jetzt zu einer Ruhmeshalle und einer damit verbundenen historischen Sammlung von Waffen eingerichtet wird. Ein anderer recht erheblicher Bestandtheil waren lediglich historische Erinnerungen an das Hohenzollernsche Haus; dieselben wurden übergeführt in das Schloß Monbijou, wo unter der Leitung des Geh. Hofrathes Dohme eine überaus interessante Darstellung der Geschichte des Hauses Hohenzollern erwachsen ist. Vorhanden war ferner eine sehr erhebliche Siegelsammlung, welcher der letzte Director der Kunstkammer, Herr v. Ledebur, seine besondere Sorgfalt zugewendet hat und welche nunmehr mit dem königlichen Staatsarchiv vereint worden ist.

Dem Kunstgewerbe-Museum überwiesen wurden alle kunstgewerblichen Theile, der wesentlichste und bedeutendste Theil des alten Bestandes. Gegen siebentausend Nummern, darunter Stücke allerersten Ranges, sind von dorther überführt worden. Die Verschmelzung dieser unendlichen Fülle köstlichen Gutes mit dem älteren Bestande des Gewerbemuseums mußte noch in dem gänzlich unzureichenden Interimslocal, den Fabrikräumen der Porzellanmanufactur, vor sich gehen.

Nunmehr aber war der Bau eines neuen Museums unaufschiebbar geworden. Ursprünglich war das ganze Terrain, welches die königliche Porzellanmanufactur dort in der Leipziger Straße inne gehabt hatte, für die Zwecke gewerblicher Bildung in Aussicht genommen. Aber der deutsche Reichstag hatte bereits im Jahre 1871 die nach der Leipziger Straße zu gelegenen Theile mit Beschlag belegt; es blieben somit nur die hinteren Theile und der Abschnitt des gewaltigen Grundstücks, welcher nach der Königgrätzer Straße hinausgeht, zur Verfügung. Für diesen Platz wurden die ersten Projecte gemacht, aber auch er blieb nicht unbestritten, und so mußte sich der Neubau schließlich auf einem beschränkten Terrain erheben. Das Grundstück neben demselben nach der Königgrätzer Straße zu wurde dem ethnologischen Museum eingeräumt, welches gleichfalls im alten königlichen Museum

Digitized by Google

keinen Platz mehr zur Aufstellung finden konnte und eines großen Neubaues bedurfte, welcher jetzt bereits bis zur Dachhöhe sich erhoben hat.

Der Bau des Gewerbemuseums wurde, abweichend von der sonst in Preußen üblichen Art, Staatsbauten auszuführen, zwei Privatarchitekten, Gropius und Schmieden, übertragen, deren hohe künstlerische Befähigung und enge Verbindung mit dem Institut diese Wahl in vollem Maße rechtfertigten. Der Bau ist von monumentaler Großartigkeit, in allen seinen Theilen auf das reichste mit decorativer Pracht durchgeführt. Der Grundriß (s. S. 67) ist nahe quadratisch; in der Mitte ist ein mächtiger Lichthof angebracht, um denselben legen sich die Säle der Sammlung und der von Ernst Ewald geleiteten Unterrichtsanstalt, welche gleichfalls in dem Gebäude ihren Platz gefunden hat; und zwar ist die Eintheilung derart, daß die Nordfront des ganzen Gebäudes des ungestörten Lichtes wegen für die Zeichensäle der Unterrichtsanstalt, für die Bibliothek und Verwaltung bestimmt ist, während die drei anderen Seiten im Erdgeschoß und ersten Stockwerk die großen Sammlungssäle enthalten. Das niedrigere zweite Stockwerk ist ebenfalls für die Unterrichtsanstalt und zwar vorwiegend für die Abendclassen bestimmt. Es ist nicht unsere Absicht, an dieser Stelle eine Beschreibung des künstlerischen Schmuckes in allen seinen Theilen zu geben; es kann sich nur um die Grundzüge und die bedeutendsten Stücke der künstlerischen Ausstattung handeln.

Der Bau stellt sich in wirkungsvoller monumentaler Einfachheit als ein festgeschlossenes Ganzes dar. Die mächtigen Fenster lassen eine Fülle von Licht einströmen, die Façade ist in ruhigen Flächen ausgebildet, die Ziegelsteine und Terracotten von vorzüglichster Ausführung. Sockel und Einrahmung der Fenster sind in Sandstein gebildet. Als besondere Masse hebt sich das Hauptportal hervor, vor dessen Säulen in sitzender Gestalt die Porträtfiguren von Peter Vischer und Hans Holbein angebracht sind, vorzügliche Arbeiten von Sußmann-Hellborn, voll Lebenswahrheit und fesselndem Interesse. Der mehr handwerksartige Meister Peter Vischer, an einem Pfeiler seines berühmten Werkes, des Sebaldusgrabes, beschäftigt, steht in wirksamem Gegensatz zu der eleganten, künstlerischen Figur des Hans Holbein. Unter den Fenstern, dem Giebel, in dem Fries, an den Säulen ist bildnerischer Schmuck in reichster Fülle angebracht; Siemering, Bruno, Otto Lessing und Sußmann-Hellborn theilen sich in die Ehre. Besonders reizvoll sind unter den Fenstern die Reliefs, welche die verschiedenen Handwerke darstellen, in lebendig ausgeführten, ganz vorzüglich in den Raum hineincomponirten Gruppen. Den Schmuck des großen Giebelfeldes, bestehend aus dem Haupt der Pallas Athene und zwei liegenden männlichen Figuren, die Kunst und die Wissenschaft symbolisirend, stellt die Abbildung S. 65 dar. Diese Abbildung ist einem der Blätter nachgebildet, die der geistvollste unserer Maler und Radirer, Max Klinger, zum Schmuck der Festschrift unseres Museums geschaffen hat.

Außer diesem plastischen Schmuck enthält der Fries der Hauptfront eine Reihe von malerischen Darstellungen, in Glasmosaik ausgeführt, nach Cartons von Ernst Ewald und von Gesellschap, darstellend in mächtigen Einzelfiguren die großen Culturstätten, in welchen Kunst und Gewerbe dereinst blühten: Aegypten, Indien, Asien, dann Rom, die Gothik, die Renaissance, das Hellenenthum, Japan und China. Zwei von diesen Rundbildern, in welchen die einfach und großartig componirten Gestalten sich machtvoll von dem schimmernden Goldgrunde ablösen, Arabien von Ernst Ewald und die Gothik von Gesellschap, geben wir in der Abbildung S. 73 u. 77.

Im Inneren des Gebäudes ist vornehmlich der Lichthof reich und prächtig ausgestattet. Zwei Galerien, aus Syenitpfeilern mit Bronzecapitälen, umgeben ihn in seiner ganzen Ausdehnung, das Glasdach ist mit zierlichen farbigen Borten abgesetzt, und an dasselbe schließt sich eine Voute, welche einen höchst eigenartigen und reizvollen Schmuck erhalten hat. Derselbe besteht in einer großen friesartigen Darstellung, von Geyer und Hundrieser in Flachrelief modellirt und dann von Schaller in lichten Tönen gemalt. Hier sind in einem mächtigen Auf-

Digitized by Google

zug die Repräsentanten aller Culturepochen dargestellt, die in einer Art von feierlicher Procession ihre Gaben der thronenden Borussia darbringen, welche über dem Hauptzugang, die Gäste erwartend, auf prächtig geschmücktem Throne sitzt. Die Griechen mit ihrem Dreifuß, die Römer mit der säugenden Wölfin, die Aegypter mit der Sphinx, die Assyrer mit dem Streitwagen, die mächtigen Züge der Nomadenvölker Asiens, die Zünfte, die Innungen des deutschen Mittelalters, die Meister der italienischen und deutschen Renaissance in charakteristischen Bildungen, gerichteten Raume hat Johannes Schaller eine Fülle allegorischer Compositionen von herrlicher Farbenpracht gemalt; in dem Majolikensaal hat Moritz Meurer die Decke nach Motiven alter Majolikaschüsseln decorirt und in die Medaillons derselben die Wappen derjenigen Städte eingefügt, welche vorzugsweise in der Keramik bedeutend gewesen sind, und er hat diese Wappen begleiten lassen von zierlichen symbolischen Gestalten von wechselnder Erfindung. Zwei dieser Wappen sind es, die von Paris (Sèvres) und von Urbino, welche wir auf S. 82 bringen.

Aus dem Friese des Lichthofes im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.

die hochberühmten Stücke ihres Schaffens vor sich her tragend, reihen sich in prächtigem Aufzuge an einander. Von dieser herrlichen Composition, welche eine Fülle reizvoller Einzelheiten enthält, geben wir vorstehend nur als Probe eine Tafel, darstellend den Aufzug Aegyptens mit der ruhenden Sphinx.

In den eigentlichen Sammlungssälen tritt verständigerweise die Decoration zurück; nur in zwei Räumen des oberen Geschosses, welche in doppelter Höhe zur Aufnahme der kostbarsten Gruppen der Sammlung hergerichtet sind, haben Bildhauer und Maler ein Feld der Thätigkeit gefunden. Der plastische Schmuck der Säle ist von Otto Lessing und Eberlein geschaffen, in dem für die Edelmetalle her-

Die Sammlung, welcher seit 1872 Julius Lessing als Director vorsteht, ist im Wesentlichen nach technischen Gruppen zusammengestellt. Im unteren Stockwerk befinden sich die Möbel und die Zimmerausstattungen, nach Perioden geordnet, so daß man von den Zeiten des Mittelalters durch die Zeiten der Renaissance, des siebzehnten Jahrhunderts zum Rococo und zur modernen Zeit fortschreitet. Das obere Stockwerk hat die eigentlichen Fachabtheilungen aufgenommen: die Kunsttöpferei, das Glas, das Metall. Hier sind die einzelnen Gruppen technisch und historisch bei einander gelassen, moderne Nachbildungen sind neben die alten Vorbilder gestellt, und so ist es möglich gewesen, einen Führer durch die Sammlung

Digitized by Google

abzufassen, welcher in einer geordneten Folge eine Uebersicht über die meisten Gebiete des Kunstgewerbes giebt und der nach der technischen und historischen Richtung hin die nöthigen Hinweisungen und Erläuterungen enthält.

In dem neuen Gebäude wird das Institut nunmehr auch seine Thätigkeit in weit höherem Maße nach außen hin lenken können. Der weite Lichthof giebt einen angemessenen Raum, um auch in Berlin in systematischer Weise die Leihausstellungen zu pflegen, welche in England so lebhaft zur allgemeinen Anregung beigetragen haben. Auf das glänzendste sind unsere Räume eröffnet worden durch die Leihausstellung indischer Erzeugnisse, welche das South-Kensington-Museum als eine grandiose Form der Begrüßung dem Schwesterinstitut herübergesandt hat. Aus dem Besitze der Königin von England, des Herzogs von Edinburgh, des Lord Lytton und vieler hervorragender Persönlichkeiten, vor Allem aber aus den Schätzen des alten India-Museums sind mehrere Tausend sorgfältig ausgewählter Stücke wohlgeordnet mit dem ganzen zur Aufstellung gehörigen Apparat herübergesandt worden, Werke von unerhörtem Werth und unvergleichlicher Schönheit der Ausführung.

So hat Berlin nunmehr für das Kunstgewerbe einen weithin sichtbaren, glanzvoll ausgestatteten Mittelpunkt erhalten, eine Sammlung von nahezu 30000 Kunstgegenständen in achtunddreißig Sälen und Galerien geordnet, mit allen Hülfsmitteln für zweckmäßigste Benutzung ausgestattet, eine Unterrichtsanstalt mit vierundzwanzig Classen, in welchen über sechshundert Schüler unterwiesen werden, eine vortrefflich ausgestattete Bibliothek mit über fünftausend Bänden; Gipssammlung, Gipsgießerei, photographische und galvanoplastische Nachbildungen vervollständigen das Material. Noch freilich fehlt viel, ehe die wirkliche Aufgabe des Institutes erfüllt ist, nach allen Richtungen hin bedürfen die einzelnen Zweige der Erweiterung und Fortbildung. Die überkommenen Sammlungen müssen systematisch ausgebildet und weitergeführt, die großen Kunstperioden der classischen Zeiten in thunlichster Vollständigkeit im Original, sonst aber in ergänzenden Nachbildungen vorgeführt, der heimische Kunstbesitz muß durch energisches Einschreiten vor Vernachlässigung und Verschleppung bewahrt werden. Ferner müssen Wanderausstellungen die Schätze des Museums zur Anregung und Belehrung hinaustragen in die Provinzen. Dazu bedarf es weitaus größerer Mittel, als bisher zur Verfügung standen, aber die Grundlage für eine gedeihliche Fortentwickelung ist geschaffen, und Berlin ist seit Eröffnung des neuen Gebäudes um ein Institut reicher, welches in dem künstlerischen Gesammtbilde der Hauptstadt ein nicht mehr zu übersehender Factor ist.

Digitized by Google

Das Trinkgeld.

Von

Rudolf v. Jhering.

Untersuchungen, die ich über den Begriff der Sitte anzustellen hatte, führten mich auf den der Unsitte, und ich wählte, um den letzteren an einigen Beispielen aus unserer heutigen Zeit zu erläutern, neben dem Duell und den Leichenschmäusen auch das Trinkgeld. Letzteres war mir bis dahin nur von der juristischen Seite entgegengetreten. Ich hatte mich desselben in meinen conversatorischen Uebungen mit meinen Zuhörern bedient, um letzteren Gelegenheit zu geben, an einem von der Theorie seiner praktischen Einflußlosigkeit wegen nicht bestimmten Begriff sich in der Unterscheidung *eines* Begriffs von verwandten (hier des Geschenks, Almosens, Lohns) und der selbständigen eigenen Begriffsformulirung zu üben; kurz, es war bloß der juristisch-didaktische Werth, der bis dahin das Trinkgeld in meinen Gesichtskreis gerückt hatte.

Der Gesichtspunkt, unter dem es aus Veranlassung jener Untersuchungen zu betrachten war, führte mir eine neue Seite desselben: die sociale, entgegen. Ich hatte mir über dieselbe zwar mein Urtheil im Allgemeinen gebildet, sie aber bisher nie zum Gegenstande einer eindringenden Untersuchung gemacht. Es handelte sich hier für mich darum, das Trinkgelderwesen als eine der Einrichtungen unseres Lebens einer wissenschaftlichen Kritik zu unterwerfen und darauf denselben Maßstab der Beurtheilung zur Anwendung zu bringen, den die Wissenschaft überall an sie anzulegen berufen ist: den ihres socialen Werthes oder Unwerthes. Ich sah mich vergebens nach Arbeiten Anderer um, die mich dieser Mühe hätten überheben können, ich erinnerte mich nicht, jemals über das Trinkgeld etwas gelesen zu haben;* der Wissenschaft lag der Gegenstand offenbar zu tief, um ihre Blicke auf sich zu ziehen, und ich verdankte diesem Umstande den Reiz eines wenn auch nicht gerade sehr ergiebigen, so doch völlig unberührten Themas. Dieser Reiz und das Streben, dasselbe vollständig zu erschöpfen, führte mich weiter, als in meinem anfänglichen Plane lag, und als ich mit meiner Arbeit fertig war, überzeugte ich mich, daß das Maß ihrer Ausführlichkeit in keinem Verhältniß stand zu dem Interesse, das sie in dem Zusammenhang meiner Untersuchungen beanspruchen konnte, und so schied ich sie von der Aufnahme in dieselben aus, um sie in anderer Form zu veröffentlichen.

Ich erwähne diese Vorgeschichte der Arbeit, um den eigenthümlichen Charakter, den sie an sich trägt, zu erklären und den Leser auf dasjenige, was er zu erwarten hat, vorzubereiten. Sie ist nicht auf bloße

* Inzwischen hat Franz v. Holtzendorff in seinen geistvollen und anregenden „Politischen und unpolitischen Zeitglossen" in der „Gegenwart" (1881, Nr. 10) mit wenigen, aber treffenden Worten sich über den Gegenstand vernehmen lassen, und es freut mich, im Folgenden in den Punkten, wo wir übereinstimmen, auf ihn Bezug nehmen zu können.

Digitized by Google

Unterhaltung berechnet. Ursprünglich hervorgerufen durch ein Motiv rein wissenschaftlicher Art, wünscht sie auch das Ohr der Wissenschaft zu erreichen, ich meine nicht sowohl das der Jurisprudenz, für welche das Wenige, was sie ihr zu bieten vermag: die Begriffsbestimmung des Trinkgeldes, ohne sonderlichen Werth ist, da praktische Folgen sich daran nicht knüpfen, sondern das der Ethik und zugleich das der Nationalökonomie, welche bei Gelegenheit des Lohnbegriffs dieses Mitteldinges zwischen Lohn und Geschenk meiner Ansicht nach nicht minder gedenken sollte als der eigenthümlichen Gestaltung desselben in Form des Gehaltes und Honorars, auf die ich bei einer früheren Gelegenheit ihre Aufmerksamkeit zu lenken versucht habe.* Nach dieser Seite hin bildet der vorliegende Aufsatz ein Seitenstück zu dem über den Gehalt und das Honorar. Mit diesem wissenschaftlichen Zweck verbindet derselbe aber zugleich den praktischen: einer Agitation gegen die Ausartung des Trinkgeldergebens, wodurch dasselbe zu einer wahren Plage des gesellschaftlichen Lebens geworden ist. Nach dieser Seite hin wendet sich derselbe an das größere Publikum, um es für diese Agitation zu gewinnen, und diese Rücksicht ist für Ton, Haltung und Aufnahme des durch diesen Zweck bedingten Stoffes maßgebend gewesen.

Ich schicke einige wenige Worte über Sitte und Unsitte voraus.

* * *

Eine allgemein übliche Art des Handelns bezeichnen wir als Volksgewohnheit. Gesellt sich zu ihr das Moment der social verpflichtenden Kraft hinzu, so wird die Gewohnheit zur Sitte, steigert sich diese verpflichtende Kraft zur rechtlichen, so zum Gewohnheitsrecht; die Sitte wird durch die Gesellschaft mittelst der moralischen Zwangsgewalt der öffentlichen Meinung, das Gewohnheitsrecht durch die Staatsgewalt mittelst äußeren Zwanges realisirt.

Sitte und Recht gehören zu den überall sich wiederholenden Formen der gesellschaftlichen Ordnung, ihr Dasein und ihre Daseinsberechtigung ist mit dem Bestehen der Gesellschaft gegeben. Dies schließt aber nicht aus, daß ihr Inhalt ausnahmsweise ein verwerflicher, d. h. dem wahren Besten der Gesellschaft nicht entsprechender sei. Beide können sich von vornherein verirren, oder es kann auch dasjenige, was ursprünglich bei dem damaligen Zustande der Gesellschaft angemessen war, hinterher in sein Gegentheil umschlagen. Bei der Sitte beruht auf diesem Zwiespalt dessen, was ist und doch nicht sein sollte, der Begriff der Unsitte. Letztere theilt mit der Sitte das Moment der social verpflichtenden Kraft, sie übt ganz dieselbe Zwangsgewalt aus wie jene, nicht selten sogar eine noch höhere (z. B. beim Duell), sie unterscheidet sich von ihr durch die Verwerflichkeit ihres Inhaltes. Der Bestand der Unsitte schließt für die Gesellschaft den Vorwurf in sich, daß es ihr entweder an der Einsicht fehlt, die Schädlichkeit derselben zu erkennen, oder an dem Muth, dem als unberechtigt Erkannten den Gehorsam aufzukündigen: den Vorwurf der Charakterschwäche, der socialen Feigheit. Man unterwirft sich ihr mit Widerstreben und Murren und hat doch nicht die Kraft, das Joch, das man als solches erkannt hat, abzuwerfen.

* * *

Unter Trinkgeld verstehen wir, wenn wir uns correct ausdrücken wollen, eine rechtlich nicht zu beanspruchende Vergütung für eine Dienstleistung. Wo diese Vergütung vereinbart ist oder ohne Vereinbarung rechtlich beansprucht werden kann, liegt, obschon der Ausdruck ungenauerweise nicht selten auch darauf angewandt wird, nicht Trinkgeld, sondern Lohn vor. Ein Kutscher, der sich neben dem Preis für die Fahrt noch ein bestimmtes Trinkgeld ausbedingt, erhält juristisch das Ganze als Lohn; die Benennung des einen kleineren Theils als Trinkgeld hat lediglich einen historischen Grund, sie weist auf die Thatsache hin, daß dieser Theil des Lohnes ursprünglich als freie Gabe zu ihm hinzugefügt ward; juristisch ist es ein Widerspruch in sich selbst, ihn in seiner gegenwärtigen Gestalt noch als Trinkgeld zu bezeichnen.

Das Trinkgeld ist also in rechtlicher

* In „Nord und Süd" Bd. II, S. 152 ff. (1877), später in meinem „Zweck im Recht" Bd. I, S. 200 ff.

Digitized by Google

Beziehung eine völlig freie Gabe. Dies Kriterium theilt dasselbe mit der Schenkung. Von letzterer unterscheidet es sich durch seinen Zweck. Die Schenkung bezweckt die Bethätigung des Wohlwollens in Form einer ökonomischen Zuwendung, das Trinkgeld eine Vergütung für erwiesene Dienstleistungen (merces); es enthält daher eine Imitation des Lohnes und findet dem Sprachgebrauch zufolge nur bei denselben Dienstleistungen statt, bei denen letzterer Platz greift (den operæ illiberales der Römer, d. i. den Dienstleistungen gewerblicher Art oder der dienenden Classe). Bei einer einem Beamten gewährten Remuneration spricht Niemand von Trinkgeld, obgleich dieselbe sachlich mit letzterem auf einer Linie steht (d. i. eine rechtlich nicht zu beanspruchende Vergütung für erwiesene Dienstleistungen), denn der Beamte erhält keinen Lohn, sondern Gehalt,* und demgemäß als Ersatz desselben oder als Zuschlag zu demselben kein Trinkgeld, sondern Remuneration.

* * *

Das Trinkgeld kommt nun im Leben in mannigfaltigen Gestaltungen vor, die ich auf drei Grundformen glaube zurückführen zu können.

Die erste ist die der Vergütung für kleine Dienstleistungen des täglichen Lebens, die regelmäßig als Gefälligkeiten erwiesen werden (Gefälligkeitstrinkgeld). Es weist uns in einer fremden Stadt Jemand den Weg, bringt uns eine Sache nach, die wir vergessen haben u. s. w. Ihrer Natur und Bestimmung nach schließen diese Dienstleistungen die Vergütung aus, sie werden erwiesen mit dem Bewußtsein und der Absicht einer Gefälligkeit und sollen auch von dem anderen Theil als solche entgegengenommen werden. Es ist ein falscher Stolz, sich dieselben nicht gefallen lassen zu wollen und in der Annahme derselben eine Demüthigung zu erblicken, die man sich durch das Ziehen des Geldbeutels zu ersparen sucht. Solche kleine Gefälligkeiten soll Einer dem Anderen erweisen und von ihm entgegennehmen. Daher enthält das Anerbieten einer Vergütung für sie im Grunde eine Herabsetzung der Person, der es geschieht, es schließt die Supposition einer schlechten Gesinnung auf ihrer Seite in sich. Nur in zwei Fällen mag hier das Anerbieten und die Annahme einer Vergütung am Platze sein, einmal nämlich im Fall der Bedürftigkeit des Empfängers — hier läßt sich die Gabe unter den Gesichtspunkt eines durch die Gefälligkeit veranlaßten Almosens bringen — und sodann in dem Fall, wo der Dienst das Maß der gewöhnlichen Gefälligkeit übersteigt und die Umstände zeigen, daß er in Erwartung einer Vergütung erwiesen ward; hier nimmt sie die Natur eines durch die Billigkeit dictirten Lohnes an.*

Diese erste Art des Trinkgeldes ruft nun in socialer Beziehung nicht das mindeste Bedenken wach, selbst dann nicht, wenn es die ihm hier gesteckten Grenzen überschreitet; wir könnten es als das harmlose Trinkgeld bezeichnen. Die Klagen, die so oft über das Trinkgelderunwesen laut werden, gelten nicht ihm, sondern den beiden folgenden Arten.

* * *

Das Gemeinsame derselben besteht darin, daß derjenige, der den Dienst erweist — wir wollen ihn C. nennen —,

* Worauf der Unterschied beider beruht, habe ich an dem oben angegebenen Ort ausgeführt.

* Für Nichtjuristen bemerke ich in Bezug auf diesen Fall Folgendes. Die Erweisung eines Dienstes ohne bedungenen oder versprochenen Lohn begründet rechtlich nur dann einen Anspruch auf denselben, wenn derjenige, der ihn erweist, ein Geschäft (Gewerbe) aus der Verrichtung solcher Dienstleistungen macht und der Andere diese seine Eigenschaft kannte. Ein Dienstmann, der mir meine Reisetasche vom Bahnhof ins Hotel bringt, hat einen rechtlichen Anspruch auf Lohn, ein Tagelöhner nicht. Ein Advocat, den ich um seine rechtliche Ansicht über einen Rechtsfall bitte, kann mir dafür ein Honorar berechnen, ein Richter, ein Professor der Jurisprudenz nicht; ein Schneider, der mir den Rock flickt, kann dafür Bezahlung verlangen, die Aufwärterin, das Stubenmädchen im Gasthof nicht. In Fällen der letzteren Art, wo Dienstleistungen, die man demjenigen, der ein Geschäft daraus macht, bezahlen muß, von einem Anderen ohne versprochenen Lohn erwiesen werden, ist das Trinkgeld vollkommen am Platz; dem Geber ist dadurch der Lohn, den er einem Anderen zahlen müßte, erspart, und es ist nicht mehr wie billig, daß er ihn demjenigen entrichtet, der sich einer Mühe unterzogen hat, für die sonst ein Lohn rechtlich beansprucht werden kann; das Trinkgeld enthält hier ein freiwillig gewährtes Surrogat des Lohnes.

Digitized by Google

von einem Anderen als dem Geber des Trinkgeldes — wir nennen letzteren B. — zwar nicht für die einzelne Dienstleistung, aber für seine Dienste im Ganzen einen Lohn erhält, zu dem nun noch derjenige, dem die Dienstleistung erwiesen wird — er soll A. heißen —, seinerseits das Trinkgeld hinzufügt. Letzteres hat hier mithin die Natur eines Zuschlages zum fremden Lohn, und der C. enthält doppelte Zahlung für seine Dienstleistung, einmal von B., der sie implicite im Gesammtlohn bezahlt, und sodann von A., der sie ihm noch besonders vergütet. Letzterem gegenüber hat er darauf nicht den mindesten Anspruch, weder dem Recht noch der Billigkeit nach. Juristisch kommt er mit ihm in gar keine Berührung; die Dienstleistung, welche er ihm gewährt, hat ihren Grund nicht in einem Contractsverhältniß zwischen ihm und dem A., sondern zwischen ihm und dem B., und selbst wenn letzterer ihm den schuldigen Lohn nicht entrichten würde, könnte er doch daraus nicht den Grund zu einem Anspruch gegen den A. ableiten. Und auch die Billigkeit steht seinem Anspruch nicht zur Seite, denn C. wird für seine Dienstleistung von B. bezahlt, der Fall ist also ein gänzlich anderer als der obige des Trinkgeldes für eine Gefälligkeit.

Gleichwohl hat sich hier in manchen Fällen das Trinkgeld eingebürgert und zwar nicht als bloße Gewohnheit, sondern als Sitte in dem obigen Sinne, der man sich nicht entziehen kann, obschon man sie mißbilligt, sie mithin für eine schlechte Sitte, für eine Unsitte (Unfug) erklärt. Die öffentliche Meinung ist in der Verurtheilung derselben in den meisten Fällen, wo diese Art des Trinkgeldes hergebracht, so gut wie einstimmig. Wie oft muß man nicht den Ausdruck des Unmuths und der Mißbilligung vernehmen über den Unfug des Trinkgeldergebens in Gasthöfen, Restaurationen, Gesellschaften. Ist dies Urtheil ein begründetes? Darauf soll die folgende Ausführung Antwort ertheilen.

* * *

In Bezug auf den zweiten Fall des Trinkgeldes, in dem dasselbe einen Zuschlag zum fremden Lohn bildet, im Gegensatz zu dem ersten, wo es einen Ersatz des Lohnes bildet, muß man zwei Gestaltungen unterscheiden, die auf der Verschiedenheit des Verhältnisses des A. zu B. beruhen. Das Verhältniß des A. zu ihm kann doppelter Art sein: entweder nämlich geschäftlicher oder rechtlicher, d. i. ein Contractsverhältniß, oder aber geselliger Art. Das erste Trinkgeld, welches A. dort dem C. entrichtet, könnte man das geschäftliche oder das des Kunden, das zweite das gesellige oder das des Gastes oder das Domestikentrinkgeld nennen.

Das Gemeinsame beider Fälle besteht darin, daß A. dem C. eine Dienstleistung vergütet, für die er bereits von B. bezahlt ward; im Uebrigen aber weichen beide erheblich von einander ab, und wir werden sie daher bei der folgenden Betrachtung von einander trennen.

Die geschäftliche Form des Trinkgeldes findet sich nur bei gewissen Verhältnissen und Gelegenheiten, die zum Theil local variiren und von deren Namhaftmachung ich Abstand nehmen zu dürfen glaube, da jeder meiner Leser Fälle genug in Bereitschaft haben wird. Warum nur bei ihnen, warum nicht in allen Fällen, wo C. zur Beschaffung der Leistung des B. an A. mitwirkt? Wenn es billig ist, daß C. dafür eine Vergütung erhält, so müßte man im Gasthof gleich wie dem Kellner so auch dem Koch, dessen Leistung man vielleicht viel mehr Ursache hat zu schätzen als die des Kellners, ein Trinkgeld geben, und der Zuschneider beim Schneider würde einen größeren Anspruch darauf erheben können als der Lehrling, der bloß den fertigen Rock überbringt.

Damit haben wir die erste Voraussetzung gewonnen, an welche die Sitte das Geben des Trinkgeldes knüpft: dasselbe wird nur an diejenigen Personen entrichtet, mit denen wir durch unser Contractsverhältniß zu B. in unmittelbare Berührung getreten sind („præsens præsenti dat", um die Worte eines römischen Juristen für ein anderes Geschäft heranzuziehen), die übrigen, welche uns dabei nicht sichtbar werden, welche hinter den Coulissen bleiben, werden nicht beachtet. Und doch hätten sie vielleicht einen viel größeren Anspruch auf die Bethätigung unserer Erkenntlichkeit. Der Setzer, der das schwer lesbare Manuscript eines

Digitized by Google

Schriftstellers mit Mühe und Anstrengung entziffert hat, hätte gewiß eine Vergütung für seine Mühewaltung verdient, aber der Schriftsteller kommt mit ihm nicht in persönliche Berührung. Unser erstes Kriterium für das Trinkgeld ist demnach: wer von uns ein Trinkgeld erhalten will, muß uns aufsuchen, wir suchen ihn nicht auf — der sociale Zwang zur Gewährung eines Trinkgeldes ist an das persönliche Begegnen, die unmittelbare Berührung geknüpft, es ist lediglich die Situation, die es uns abnöthigt.

Nicht also das Werthverhältniß der Leistung an sich ist es, welches das Trinkgeld erzielt, sondern der reine Zufall der persönlichen Berührung, in manchen Fällen sogar nichts als letztere ohne alle und jede reale Leistung. Von dem Dienstpersonal haben der Hausknecht und der uns bei Tisch oder auf unserem Zimmer bedienende Kellner in der That etwas für uns gethan, der Oberkellner dagegen, dem wir die Rechnung berichtigen, nicht das Mindeste, er nimmt bloß unser Geld entgegen, ebenso wie der Kassenbeamte oder die Kassirerin in großen Geschäften. Letzteren müßten wir, wenn wir consequent sein wollten, ebenfalls ein Trinkgeld anbieten. In Städten, wo es in Restaurationen und Kaffeehäusern eigene Zahlkellner giebt, wie z. B. in Wien, und wo daneben ein Trinkgeld an den aufwartenden Kellner nicht üblich ist, steckt mithin derjenige, der nichts für uns gethan hat, ein Trinkgeld in die Tasche, das, wenn es überhaupt gegeben werden soll, demjenigen gebührt, der uns wirklich bedient hat. Die letztere Erwägung oder richtiger die falsche Scheu, im Trinkgeldergeben ja nicht zu wenig zu thun, hat es allerdings an manchen Orten, wo diese Einrichtung der Zahlkellner besteht, bereits dahin gebracht, ein doppeltes Trinkgeld zu geben.

Also die persönliche Berührung mit C. ist die unerläßliche Voraussetzung, damit wir den Beutel ziehen. Aber auch da, wo sie vorliegt, thun wir es doch nicht schlechthin, selbst dann nicht, wenn die Leistung, der wir das Trinkgeld versagen, desselben in ungleich höherem Maße würdig wäre als diejenige, der wir dasselbe zuerkennen. Ein Postbote, der in großen Städten wie ein gehetztes Wild den ganzen Tag Trepp auf Trepp ab läuft, bei Regen und Wind, Frost und Hitze sich abmühen muß, erhält für den Brief, den er überbringt, nichts, höchstens zu Neujahr ein Pauschquantum, das, wenn einmal die aufgewandte Mühe den Maßstab des Trinkgeldes bilden soll, im schreienden Mißverhältniß steht zu der Einnahme, welche der Oberkellner in großen Gasthöfen aus den Trinkgeldern bezieht.

Damit haben wir den Grundzug geschildert, der das ganze Trinkgelderwesen in der hier in Rede stehenden Richtung charakterisirt: den der Inconsequenz und Willkür. Es ist der reine Zufall, der hier waltet; bald wird das Trinkgeld gewährt, bald, wo ganz dieselben Voraussetzungen vorliegen, ja wo sie in noch erhöhtem Maße vorhanden sind, wird es versagt; man muß sich überall erst förmlich darüber informiren, wo es zu geben ist, um keinen Anstoß zu erregen; was hier üblich ist, ist es dort nicht. In manchen Gegenden gehört das Stubenmädchen im Gasthof mit zu den zu berücksichtigenden Personen, in anderen nicht, hier der aufwartende Kellner neben dem Zahlkellner, dort nicht. Bei meinem ersten Besuch Italiens vor einer langen Reihe von Jahren erinnere ich mich, daß die Postpassagiere sämmtlich dem Postillon eine Kleinigkeit als Trinkgeld verabreichten, bei meinen späteren Besuchen war die Sitte spurlos verschwunden. Es giebt keine andere Schöpfung unseres Lebens, die so gänzlich principlos wäre wie diese; jeder Versuch, irgend einen der Gesichtspunkte, die man dabei in Betracht ziehen könnte, streng durchzuführen, scheitert, man kommt stets wieder darauf zurück: die Sitte ist einmal so, weiter läßt sich nichts sagen. Bildete das bloße Wohlwollen das Motiv des Trinkgeldes, ich meine, es würden sich geeignetere Persönlichkeiten finden lassen, um dasselbe zu bethätigen, als Kellner und Hausknechte in Gasthöfen. Wäre es der Gedanke der Vergeltung, die Vergeltung müßte den Mann suchen, der die Dienste erwiesen hat, nicht er sie, und es müßte bei Abmessung derselben die Mühe und Arbeit, die er hat aufwenden müssen, wenigstens einigermaßen in Betracht gezogen werden, während sich das Trinkgeld darüber gänzlich hinwegsetzt. Kurz, es spottet jedes

Digitized by Google

Versuches, ihm mit irgend einem Princip beizukommen; es läßt sich in keine Regel bannen — das Trinkgeld ist capriciös.

* * *

Damit stehen wir vor der Frage, welche Motive denn das Trinkgeld in den Verhältnissen, in denen es einmal obligat geworden ist, eingeführt haben mögen. Darüber lassen sich selbstverständlich nur Muthmaßungen äußern, denn diejenigen Personen, welche es zuerst verabreichten, haben uns darüber keine Kunde hinterlassen. Die Frage: Was hat sie veranlaßt? vermögen wir also nur in der Form zu beantworten: Was konnte sie veranlassen?

Meiner Ansicht nach läßt sich als Grund nur der Egoismus namhaft machen. Das ursprüngliche Motiv des Trinkgeldes war nicht Wohlwollen, Menschenfreundlichkeit, Billigkeit, sondern Eigennutz — der Mann, der das erste Trinkgeld gab, bezweckte etwas für sich damit. Was denn? Zwei Verhältnisse sollen uns darauf die Antwort ertheilen: das Trinkgeld des Fahrgastes an den Droschkenkutscher und das des Gastes an das Dienstpersonal in Restaurationen und Gasthöfen.

Es nimmt Jemand eine Droschke, dem viel daran liegt, rasch befördert zu werden, um z. B. noch zeitig zur Eisenbahn zu gelangen. Zahlt er bloß die Taxe, so hält der Kutscher sein gewöhnliches Tempo inne, und er kommt zu spät Hier bleibt dem Fahrgast, wenn er seinen Zweck erreichen will, nichts übrig, als dem Kutscher einen Zuschlag zur Taxe, d. i. ein Trinkgeld zu versprechen. Leistung um Gegenleistung — gewöhnliches Tempo, gewöhnlicher Satz — beschleunigte Fahrt, erhöhter Satz. Der Zuschlag zur Taxe trägt hier wie bei unserer ersten Art des Trinkgeldes ganz die Natur des Lohnes an sich, es wird dafür etwas geleistet, was nicht begehrt werden konnte.

In derselben Weise erkläre ich mir den Ursprung des Trinkgeldes an den Lohnkutscher bei längeren Fahrten: Tages- oder Nachmittagsfahrten, wie es sich in ganz Deutschland findet. Es ward ursprünglich nicht dafür bezahlt, daß derselbe fahre, sondern daß er gut fahre, es war ebenfalls eine über den Preis hinaus bewilligte Prämie für eine Steigerung der Leistung über das gewöhnliche Maß hinaus und daher beim Fuhrherrn ganz ebenso am Platze wie beim Knecht — Steigerung der Leistung, Steigerung des Lohnes.

Unter denselben Gesichtspunkt einer Vergütung für eine nicht zu beanspruchende Leistung ist auch das Trinkgeld zu bringen, das von Eisenbahnreisenden so häufig an die Schaffner entrichtet wird, damit sie keine anderen Personen zu ihnen ins Coupé setzen. Es wird entrichtet für eine Leistung, die als solche nicht beansprucht werden kann.

Ganz dieselbe Bewandtniß hatte es meiner Ansicht nach ursprünglich auch mit dem Trinkgeld in öffentlichen Wirthschaften. Es ward entrichtet von Leuten, die sich dadurch Vortheile verschaffen wollten, auf die sie ohne dasselbe nicht zählen konnten: einen zuvorkommenden Empfang, ein freundliches Gesicht, eine besonders aufmerksame Bedienung, die Sicherung des gewohnten Platzes im Local oder der gewünschten Zeitungen; oder auch Vortheile materieller Art: eine reichlichere oder bessere Portion des bestellten Gerichts, ein volles Glas Bier ꝛc. Man könnte es das Trinkgeld des Stammgastes nennen, der genau dabei calculirte, was es ihm eintrug. Bei einem Fremden, der nur vorübergehend das Local besuchte, hatte es keinen Sinn, für den Stammgast machte es sich bezahlt.

In ähnlicher Weise wird das Trinkgeld in den Gasthöfen aufgekommen sein. Es ward eingeführt von Leuten, die regelmäßig wiederkehren, z. B. Handlungsreisenden, die schon durch die Preisermäßigung, welche sie in den Gasthöfen genießen, eine Veranlassung haben, eine davon zu befürchtende minder respectvolle Behandlung von Seiten des Dienstpersonals durch das Trinkgeld auszugleichen; von Gutsbesitzern, die bei gewissen Gelegenheiten: Märkten, Terminen u. s. w., in die benachbarte Stadt kommen. Für diese Personen machte sich das Trinkgeld bezahlt, sowohl in der Aufmerksamkeit, mit der ihnen das Dienstpersonal entgegenkam, als in dem guten Zimmer, das man ihnen zuwies oder aufhob. Auch hier war es wiederum der Stammgast (d. i. der Gast, auf den der Wirth zählen

Digitized by Google

kann, der den „Stamm“ seiner Kunden bildet), der das Trinkgeld einführte. Für den durchreisenden Fremden, der nur ein einziges Mal den Gasthof besuchte, den sporadischen Gast im Gegensatz zum Stammgast, hatte dasselbe gar keinen Sinn, und bevor das Trinkgeld nicht durch letzteren zur Sitte geworden war, wird jener keines gegeben haben, für ihn wäre es eine völlig zweck- und nutzlose Ausgabe gewesen. Nur einen Fall des sporadischen Gastes nehme ich aus: es war der vornehme Herr, der das Bedürfniß empfand, seine hervorragende sociale Stellung und aristokratische Gesinnung durch einen Act der Freigebigkeit an alle Personen zu bezeichnen, welche die Ehre gehabt hatten, ihn zu bedienen; sein Trinkgeld war die Imitation der goldenen Tabatièren, reichen Geldgeschenke, Orden der fürstlichen Personen — die leuchtenden Fußspuren, an denen man den Weg erkennt, den die irdische Größe genommen hat. Auch dieses Trinkgeld aber, das ich als das des Cavaliers bezeichnen möchte, glaube ich auf den Gesichtspunkt eines egoistischen Motivs zurückführen zu können, nur daß der Vortheil, den es bezweckte, nicht der niederen Region der materiellen Vortheile angehörte, in der sich das obige des Stammgastes bewegt — man könnte letzteres im Gegensatz dazu das des Spießbürgers nennen —, sondern der idealeren des socialen Ehrgeizes.

So gelange ich zu dem Resultat: der Egoismus hat das Trinkgeld eingeführt. Diejenigen, welche es ursprünglich, als es noch nicht zur zwingenden Einrichtung geworden war, zuerst entrichteten, wußten genau, was sie damit bezweckten: sie wollten damit etwas für sich erreichen, und sie erreichten es in der That — der Egoismus machte sich bezahlt.

Aber im Fortgang der weiteren Entwickelung hat er sich selber um den Gewinn gebracht. Der Same, den er ausstreute, hat ihm schließlich statt der ursprünglichen Früchte Disteln getragen.

Der Hergang ist ein sehr einfacher. Als diejenigen, welche aus eigener Initiative nicht auf den Gedanken gekommen waren, Trinkgelder zu geben, inne wurden, was Andere damit erreichten, blieb ihnen, um nicht hinter Letzteren zurückgesetzt zu werden, nichts übrig, als auch ihrerseits dasselbe Mittel in Anwendung zu bringen, das sich bei jenen als so wirksam erwiesen hatte. So wurde das Trinkgeldergeben häufiger, schließlich Gewohnheit.

Aber die bloße Gewohnheit ist noch keine Sitte. So lange das Trinkgeldergeben noch in dem Stadium der bloßen Gewohnheit verharrte, stand es allen denjenigen, welche auf die dadurch zu erzielenden Vortheile verzichten wollten, frei, sich desselben zu enthalten; seitdem die Gewohnheit Sitte geworden war, nicht mehr.

Wodurch ist dieser Umschwung bewirkt worden? Wiederum durch den Egoismus, nur daß es diesmal nicht der des Gebers, sondern des Nehmers war. Jener hat in diesem seinen Meister gefunden, letzterer hat das Werk würdig fortgesetzt, indem er jenem aus der Angelruthe, mit der er zu fischen gedachte, einen Strick drehte, an dem er ihn gefangen nahm. Kellner, Hausknechte, Wirthe haben die Einrichtung, die der Gast für sich ins Leben rief, ihrem Interesse dienstbar zu machen gewußt, sie haben die Hand, die sich ihnen entgegenstreckte, erfaßt, um sie nicht mehr loszulassen.

Zuerst waren es die Kellner und Hausknechte, die sich derselben bemächtigten; was einst frei gegeben ward, beanspruchten sie fortan als schuldige Leistung. Und sie haben dafür gesorgt, ihrem Anspruch den nöthigen Nachdruck zu verleihen. Ich brauche die Mittel nicht namhaft zu machen, die ihnen zu dem Zweck zur Verfügung standen: sie beginnen mit der stummen, aber nicht mißzuverstehenden Sprache der Höflichkeit und enden mit der offenen der Grobheit und Frechheit — wer kennte nicht diese Sprache des Gasthofspersonals? So ist denn das Trinkgeld in den Gasthöfen für Jeden, der sich nicht Unannehmlichkeiten aussetzen will, eine unabweisbare Ausgabe geworden, ganz ebenso wie im Mittelalter für Kaufleute, die nicht ausgeplündert sein wollten, das Wegegeld an Raubritter und Wegelagerer, oder wie so manche Steuern, die ursprünglich als freie Gabe entrichtet wurden — eine Wirthshaussteuer.

* *
*

Digitized by Google

Die reiche Einnahmequelle, welche sich dem Dienstpersonal in den Trinkgeldern eröffnet hatte, brachte ingeniöse Wirthe auf die Idee, den Strom auf ihre lechzenden Aecker zu lenken. Ein findiger Wirth war um das Mittel nicht verlegen. Das nächstliegende bestand darin, daß er sich bei Engagirung seiner Leute die Ablieferung aller ihnen zufließenden Trinkgelder ausbedang. Aber das Mittel war ein unsicheres, da der Erfolg desselben durch die Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit der Leute bedingt war, die gerade hier, wo es galt, eine ihnen zugedachte Gabe einem Anderen, für den sie nicht bestimmt war, auszuhändigen, auf eine schwere Probe gestellt ward, der Schwierigkeit der Controle gar nicht zu gedenken. Und zugleich war das Mittel aus eben diesem Grunde ein gehässiges — das unbefangene Rechtsgefühl der Leute konnte darin nur ein in Form Rechtens vorgenommenes Abjagen des ihnen Gehörigen erblicken. Auch der Eifer des Dienstpersonals und damit das Interesse der Gäste ward vermöge der dadurch erregten Mißstimmung in bedenklicher Weise bedroht — das Mittel war nicht das richtige.

Das zweite bestand darin, dem Dienstpersonal bei der Annahme desselben die Aussicht auf die Trinkgelder als Theil des Einkommens in Anrechnung zu bringen und den Lohn um so viel zu verkürzen oder völlig zurückzubehalten. Dieses Mittel hat die Probe in der Praxis bestanden und findet sich an vielen Orten in lebhafter Uebung, so insbesondere in manchen Badeorten, wo das Gesinde die Sommermonate hindurch nur um die Trinkgelder dient. Die oben geltend gemachten Bedenken greifen hier nicht Platz, es bedarf weder der Ehrlichkeit der Leute noch der Controle von Seiten des Herrn, und das Gehässige der obigen ersten Art der Vereinbarung fällt hinweg, da das Trinkgeld dem Dienstpersonal verbleibt.

Aber auch dies Mittel war noch nicht das richtige — es trug dem Gastwirth zu wenig ein! Denn was wollte die ihm dadurch ermöglichte Ersparung des Lohnes sagen gegenüber den großen Summen, mit denen sich der Ertrag des Trinkgeldes unter Umständen beziffert und die er in die Tasche seiner Leute fließen sehen mußte? Bei einem Hausknecht in einem sehr frequentirten Gasthof, bei einem Zahlkellner in einem renommirten Wiener Café steigert sich der Ertrag vielleicht zum Zwanzigfachen des üblichen Lohnes — zugleich ein schlagender Beweis für das enorme Mißverhältniß, in dem die Dienstleistungen dieser Personen im Vergleich zu ihrem ökonomischen Werth und zu den Leistungen anderer Personen durch das Trinkgeld vergütet werden. Die Wirthe wußten auch hier Rath: eine Goldgrube, die man nicht selber ausbeuten kann und die man genöthigt ist, einem Anderen zu überlassen, kann wenigstens Pachtzins tragen — auch der Goldgräber in Californien hat für seinen Platz eine Abgabe zu entrichten. So wurden die einträglichsten Posten in dem Gasthofsbergwerk: die der Oberkellner, Zahlkellner, Hausknechte, verpachtet, und es erschloß sich für die Wirthe daraus eine Einnahmequelle, deren Ertrag nicht selten in die Tausende geht. Trotzdem warf sie auch dem anderen Theil noch ganz erkleckliche Summen ab; mir sind Fälle bekannt, daß Hausknechte sich von dem in dieser Weise bereits vorher decimirten Ertrage ihrer Trinkgelder die größten Gasthöfe kauften.

Das Problem war aber auch damit noch nicht vollständig gelöst, es gab noch ein anderes Mittel, das gleichfalls einen großen Erfolg versprach. Wie unangenehm für den Reisenden, sagte unser ingeniöser Gastwirth — ich erlaube mir die Bemerkung einzuschalten, daß es kein Semite war; unsere Gastwirthe sind sämmtlich echt germanischer Race — jedesmal die Trinkgelderfrage entscheiden zu sollen, ich will ihn der Mühe überheben, indem ich die Trinkgelder auf die Rechnung schreibe, selbstverständlich so reichlich bemessen, daß der Gast mir nicht den Vorwurf einer seiner nicht würdigen Knauserei machen kann. So kamen die Trinkgelder auf die Rechnung, sie wurden fortan ein stehender Posten: das „Servis". Der Wirth hatte seinen Zweck erreicht — die Trinkgelder flossen in seine Tasche, er seinerseits konnte fortan mit Gemüthsruhe dem weiteren Verlauf der Dinge zusehen.

Auch der Gast und der Kellner? Scheinbar war ersterer jetzt des Trinkgeldergebens überhoben, in Wirklichkeit

Digitized by Google

aber war seine Lage keine andere als die des mildherzigen Mannes, der einem armen Jungen, dem die Hände zu erfrieren drohten, ein paar warme Handschuhe kaufte und der, da der Vater dieselben für sich nahm, sich genöthigt fand, ihm ein Paar neue zu kaufen. Die Reisenden, welche anfänglich an den Ernst jener neuen Einrichtung glaubten und sich des Trinkgeldergebens an das Dienstpersonal überhoben meinten, wurden bald eines Besseren belehrt. Zuerst durch die Notiz auf der Gasthofsnote: „Hausknecht und Portier sind im obigen Servis nicht einbegriffen." Warum nicht inbegriffen? Selbstverständig! Sonst hätte ja unser ingeniöser Wirth auf die Einnahmequelle, die er in der Verpachtung dieser Posten bisher besaß, verzichten müssen — eine Unbilligkeit, die Niemand ihm zumuthen konnte! Der zweite hinkende Bote, der sich beim Gast einstellte, war das durch diese Neuerung um seine bisherigen Ansprüche auf das Trinkgeld gebrachte Dienstpersonal. Es theilte die Eigenthümlichkeit depossedirter Landesherren, seine Ansprüche nicht vergessen und sich mit der veränderten Gestalt der Dinge nicht befreunden zu können, und es sorgte gleich ihnen dafür, seine historischen Ansprüche in Erinnerung zu erhalten. Nur mit besserem Erfolg! Der Protest eines Prätendenten gleitet an der rauhen Wirklichkeit spurlos ab, da ihm die Macht fehlt, demselben Nachdruck zu verschaffen; dem Protest der Trinkgeldsprätendenten gegen die neue Einrichtung fehlte dieser Nachdruck nicht. Die Mittel, durch welche sie es seiner Zeit verstanden hatten, ihre Ansprüche auf das Trinkgeld zuerst praktisch durchzusetzen, bewährten auch bei diesem Angriff auf dieselben ihre alte Brauchbarkeit. Das Ende war, daß die Gäste sich in die Lage versetzt sahen, neben dem „Servis", das der Wirth für sich beanspruchte, noch dem Dienstpersonal ein „Trinkgeld" zu gewähren. Die ganze Veränderung bestand also darin, daß das Trinkgeld unter dem Namen des Servis einen neuen Schößling getrieben, „gejungt" hatte — die Einrichtung, die dasselbe aus der Welt schaffen sollte, hatte es verdoppelt!

So waren die Interessen des Wirths und des Dienstpersonals in harmonischer Weise vereinigt, jeder von beiden Theilen hatte, was er wünschte, keiner brauchte den anderen zu beneiden — der Friede war hergestellt. Allerdings auf Kosten eines Dritten, aber die Geschichte zeigt, daß ähnliche Friedensschlüsse selbst auf völkerrechtlichem Gebiet nicht ungewöhnlich sind. Es ist eine Ungenauigkeit, wenn man den Satz aufstellt: Duobus litigantibus tertius gaudet (= Wenn Zwei sich streiten, lacht der Dritte ins Fäustchen) die volle Wahrheit erfordert, ihm den Satz zur Seite zu stellen: Duobus litigantibus tertius dolet (= Wenn Zwei sich streiten, hat der Dritte die Zeche zu bezahlen, oder in völkerrechtlicher Terminologie ausgedrückt: liefert er das Ausgleichungsobject). Es ist interessant, zu constatiren, daß dieser Satz selbst in so niederen Regionen, wie es die des Trinkgelderwesens ist, seine Wahrheit behauptet — die Interessenversöhnung zwischen dem Wirth und dem Dienstpersonal ist historisch dadurch bewirkt worden, daß der Gast das Ausgleichungsobject lieferte.

* * *

Sehen wir uns jetzt die Lage des Gastes, über dessen Kopf hin der Frieden zwischen beiden Theilen abgeschlossen ward, einmal etwas näher an. Wir vergleichen dieselbe, wie sie sich infolge der oben geschilderten historischen Entwickelung gestaltet hat, mit der ursprünglichen vor Einführung des Trinkgeldes. Damals reichte das Trinkgeld (x) des A. vollkommen aus, um die Leistung des C. (l) über das gewöhnliche, dem Wirth (B.) mittelst des Preises (p) vergütete Maß zu steigern; x machte sich auch neben p bezahlt. Aber diese Eigenschaft verlor es, sobald das Geben von x allgemein ward. Wer jetzt noch etwas Besonderes für sich begehrte, mußte x über das gewöhnliche Maß hinaussteigern; wer nur dasjenige gab, was Alle gaben, that nichts Ungewöhnliches — gewöhnlicher Lohn gewöhnliche Leistung, ungewöhnliche Leistung ungewöhnlicher Lohn.

So bestand also das Resultat nur darin, daß x zu p als regelmäßiger Bestandtheil hinzukam. Dasselbe l, welches früher p kostete, kostete jetzt p + x; gewonnen hatte dadurch nicht der A., sondern lediglich der C. Der Egoismus

Digitized by Google

war um seine erwartete Frucht geprellt, er hatte sich selber in x eine Ruthe gebunden, die er jetzt nicht mehr los ward.

Zu dem x, das von jetzt an C. als schuldige Leistung begehrte, fügte nun unter dem Namen von Servis (s) der bis dahin unbetheiligte B. einen zweiten Posten hinzu, derselbe erhielt fortan die in p bereits enthaltene Vergütung für die Dienstleistung des C. doppelt bezahlt, A. seinerseits aber bezahlte sie dreifach: p + x + s, ohne daß er damit im mindesten mehr erreichte als ursprünglich mit p allein. Der Satz von p war einfach um diese beiden Ziffern vermehrt worden. Wer heutzutage noch den ursprünglichen Zweck von x, d. h. irgend etwas Ungewöhnliches in Bedienung, Speise, Trank erreichen will, muß zu diesen drei Posten noch einen vierten: einen Ueberschuß des Trinkgeldes über das allgemein übliche Maß, hinzufügen — das Trinkgeld in seiner ursprünglichen Gestalt.

Es möchte noch darum sein, wenn C., der seine Hand nach Trinkgeld ausstreckt, nur eine einzige Person wäre! Aber hinter C. versteckt sich in Wirklichkeit eine ganze Schar von Personen: der Portier, der Oberkellner, der Zimmerkellner, der Kellner im Gastzimmer, der Hausknecht, das Stubenmädchen, der Kutscher vom Hotelomnibus, der uns die Sachen an den Wartesaal der Eisenbahn bringt; in wohlorganisirten Hotels zieht sich der Hausknecht, der dies ebenso gut besorgen könnte, bei unserem Verlassen des Gasthofes rücksichtsvoll zurück, um auch dem Kutscher seinen Antheil am Trinkgeld zukommen zu lassen.* Es fehlen nur noch Koch und Köchin, um das Bild eines ökonomischen Spießruthenlaufens beim Verlassen des Gasthofes vollständig zu machen.

Mit der Vertheuerung der Preise allein ist es dabei nicht gethan. Das ist bloß die ökonomische Seite der Entwickelung, welche sie mit jeder anderen Preissteigerung theilt und die man, da sie durch eigene Schuld des Publikums bewirkt worden ist, als verdiente Strafe in den Kauf nehmen muß. Die Sache hat vielmehr noch eine andere Seite, welche das Trinkgelderwesen nicht zu einer bloß kostspieligen, sondern zu einer persönlich lästigen, geradezu widerwärtigen Einrichtung stempelt.

* *
*

Das Geben der Trinkgelder ist kein Zahlen. Beim Zahlen weiß man genau, wie viel man zu zahlen hat, beim Trinkgeld nicht, dasselbe muß vielmehr immer erst im einzelnen Fall festgestellt werden, und darauf beruht der lästige, widerwärtige Charakter desselben im Gegensatz zur Zahlung. Die Bestimmung des Trinkgeldes ist Sache des individuellen Falles, es bedarf dazu erst der Ueberlegung, und der Mann, der nicht gewohnt ist, sein Geld einfach wegzuwerfen, wird dabei stets zwischen die Alternative des Zuviel oder Zuwenig gestellt — er will nicht zu viel, aber er soll nicht zu wenig thun. Wie variirt dies Zuviel und Zuwenig nach Verschiedenheit der Länder, Gegenden, Gasthöfe, und von welchem Einfluß ist dabei der Umstand, ob man eine aufmerksame oder nachlässige Bedienung gefunden hat und mit dem Gasthofe selber zufrieden gewesen, ob die Rechnung übermäßig hoch oder billig ausgefallen ist. Kurz, Niemand, der sich auf Reisen begiebt, ist im Stande, schon bei sich zu Hause die Trinkgelderfrage durch Feststellung eines einfür allemal bestimmten Satzes abzuthun.

So begleitet ihn denn die Trinkgelderfrage auf der ganzen Reise, sie haftet sich an jede Wirthshausrechnung, die er zu bezahlen hat, und an jeden der vielen dienstbaren Geister, mit denen er im Gasthof in Berührung getreten ist — hier kaum abgemacht, taucht sie dort sofort von Neuem wieder auf. Ich kann mir eine angenehmere Reisebegleiterin denken! Ich meinerseits würde gern zu der Summe, die ich im Gesammtbetrage auf der Reise an Trinkgeldern zu verausgaben hätte, noch ein Beträchtliches zulegen, wenn ich damit der widerwärtigen Bemessung desselben in jedem einzelnen Fall überhoben wäre.

Unbestimmtheit also ist das Wesen des Trinkgeldes, x ist eine variable, stets erst im einzelnen Fall zu suchende und zu bestimmende Größe, es ist das x der

* In einem Hotel an einem der oberitalischen Seen, in dem ich mich vor Kurzem einige Tage aufhielt, gesellte sich noch der Gärtner mit einem Blumenstrauß hinzu — eine Blumensprache, der man die Eigenschaft, verständlich zu sein, nicht absprechen konnte; ich war dort genöthigt, ein siebenfaches Trinkgeld zu zahlen.

Digitized by Google

Arithmetik, die unbekannte Größe, welche erst auf dem Wege der Berechnung gefunden werden muß, nur mit dem Unterschiede, daß das arithmetische x mit aller Sicherheit gefunden werden kann, während dies bei dem unserigen nicht der Fall ist. Dadurch unterscheidet es sich zu seinem großen Nachtheil vom Lohn, der eine sei es von Anfang an festbemessene, sei es hinterher sicher zu bemessende Größe ist. Nach dieser Seite hin theilt das Trinkgeld die Natur der Freigebigkeit: des Geschenkes oder Almosens. Aber die Freigebigkeit ist volle Freiheit, sie ist „freie Gabe" sowohl was das Ob als das Was anbetrifft, das Trinkgeld dagegen ist halbe Freiheit: Gebundenheit in Bezug auf das Ob, ebenso wie der Lohn, nur daß die Gebundenheit nicht rechtlicher, sondern socialer Art ist, Freiheit in Bezug auf das Was.

* * *

Ich fasse die sämmtlichen Ausstellungen, welche sich mir bei meiner bisherigen Kritik des geschäftlichen Trinkgeldes ergeben haben, wie zu einer Anklageacte zusammen. Es sind folgende:

1) Das Geben des Trinkgeldes bestimmt sich lediglich nach dem Zufall der persönlichen Berührung. Wo es an dieser Voraussetzung fehlt, wird es nicht entrichtet, selbst wenn die geleisteten Dienste noch so erheblicher Art sind, also — die Billigkeit einer besonderen Vergütung vorausgesetzt — einen ungleich höheren Anspruch auf letztere hätten als die regelmäßig sehr unbedeutenden Dienstleistungen, für die das Trinkgeld im Leben entrichtet zu werden pflegt.

2) Der Maßstab, nach dem diese Dienstleistungen mittelst des Trinkgeldes gewerthet werden, steht in gar keinem Verhältniß zum Werth derselben, d. h. zu dem Aufwande von Kraft und dem sonst üblichen Lohnsatz; es findet in dieser Beziehung das schreiendste Mißverhältniß statt.

3) Eine Berechtigung hat das Trinkgeld nur da, wo es eine Vergütung für eine Leistung enthält, die man, sei es überhaupt nicht, sei es wenigstens nicht in der gewünschten Weise, beanspruchen kann. Bei der hier zur Betrachtung stehenden Art des Trinkgeldes fällt dieser Grund hinweg, dasselbe enthält eine Vergütung für etwas, was man bereits bezahlt hat, ein reines Superfluum. Das Motiv, warum man es entrichtet, ist weder Billigkeit noch Wohlwollen, sondern lediglich die Unterwerfung unter das Zwangsgebot der Sitte. Diese Sitte aber ist eine Unsitte. Das Trinkgeld in der obigen Gestalt ist nichts als das Corpus mortuum des Egoismus — der ursprüngliche Zweck wird durch denselben nicht mehr erreicht, der Egoismus des einen Theiles ist durch den des anderen um den Gewinn gebracht.

4) Die Kostspieligkeit und

5) Die Unbestimmtheit desselben.

* * *

Ich gehe zu der dritten Art des Trinkgeldes über: dem geselligen oder dem Domestikentrinkgeld.

An vielen Orten Deutschlands, man muß vielleicht sagen: an den meisten* ist es bekanntlich üblich, daß der Gast, der in einem Hause irgend etwas genossen hat, und wäre es auch nur eine Tasse schwachen Thees nebst Butterbrot, sich ebenso wenig ohne Trinkgeld verabschieden darf wie der Gast in einem öffentlichen Local. Regelmäßig drückt er es dem Dienstmädchen, Bedienten, Lohndiener in die Hand, die zu dem Zweck auf dem Vorplatz warten; in Basel lernte ich (1845) die eigenthümliche Sitte kennen, daß es nach Beendigung des Mahles unter den Teller gelegt ward. Die Geschmacklosigkeit geht bei dieser Art des Trinkgeldes so weit, daß die Höhe desselben nach dem Werth des Genossenen bemessen wird: ein Souper wird höher bezahlt als Thee und Butterbrot, ein Diner höher als ein Souper; bei einem ungewöhnlich feinen Diner müßte consequenter Weise die Dankbarkeit des Magens in einem erhöhten, bei einem hinter den gerechten Erwartungen zurückgebliebenen umgekehrt der Groll desselben in einem verminderten Trinkgeld seinen Ausdruck finden. So darf man sagen: das Trinkgeld enthält die culinarische Censurnummer — wie

* Daß die Sitte keine ganz allgemeine ist, zeigt der Ort, an dem ich lebe (Göttingen), wo man dieselbe nicht kennt und einig darin ist, dieselbe nicht aufkommen zu lassen.

Digitized by Google

die Speisen und die Getränke, so die Nummer. Eine Hausfrau, die indiscret genug wäre, den Schleier, der diese Schlußscene der Gesellschaft ihren Blicken entzieht, zu lüften, könnte die ihr ertheilte Censurnummer in Erfahrung bringen, und der Gast hätte es in seiner Hand, ihr durch das Trinkgeld eine Schmeichelei oder eine Grobheit zu sagen.

Unter allen Gestaltungen des Trinkgeldes enthält diese in meinen Augen die größte Verirrung, sie bezeichnet den äußersten Culminationspunkt des Widersinnigen, zu dem sich das Trinkgeld verstiegen hat. Wie sich diese Unsitte gebildet, ob auf secundärem Wege durch Uebertragung des geschäftlichen Trinkgeldes auf das gesellige Leben oder originär auf dem Boden des letzteren, vermag ich nicht zu bestimmen, kurzum sie ist da. Aber ihre Existenz hält mich nicht ab, sie als eine wahre Deformität unseres geselligen Lebens zu kennzeichnen. Sie enthält einen flagranten Widerspruch gegen die Idee des letzteren: die Gastfreundschaft, und es ist dies ein eigenthümlicher Vorwurf, der sich bei dieser dritten Art des Trinkgeldes zu denjenigen, welche wir gegen die zweite Art desselben erhoben haben, noch hinzugesellt. Letzteres bewegt sich auf einem Boden, der einmal dem Gelde angehört: dem des geschäftlichen Verkehrs; es bildet keinen Widerspruch zu dem eigenthümlichen Princip desselben, es fügt zu dem Preise, den man ohnehin zu zahlen hat, nur noch einen Zuschlag hinzu. Aber der Grundzug der Gastfreundschaft besteht eben darin, daß der Wirth die Kosten derselben bestreitet; es ist ein Verstoß gegen die Idee derselben, wenn der Gast im Hause desselben den Geldbeutel ziehen muß. Dies gilt wie in Bezug auf die Bestreitung aller sonstigen Unkosten der Bewirthung, so auch in Bezug auf die Bedienung. Angenommen, daß der Dienerschaft dafür außer ihrem regulären Lohn noch eine besondere Vergütung zu gewähren wäre, so würde es Sache des Wirthes sein, dies zu thun, wie es denn in der That von manchen Herrschaften geschieht. Es gehört die durch die Macht der Gewohnheit bewirkte Abstumpfung des feinen Gefühls dazu, um das Verletzende und Anstößige der Unsitte nicht zu fühlen und nicht zu beseitigen - – wer sie nicht dulden will, hat die Mittel in Händen, ihr wenigstens das eigene Haus zu verschließen (s. u.).

Abgesehen von diesem Charakterzug der socialen Anstößigkeit gilt von dem geselligen Trinkgeld dasselbe wie von dem geschäftlichen. Insbesondere trifft diese Uebereinstimmung auch für das oft schreiende Mißverhältniß zwischen der Vergütung und der Dienstleistung und für die Kostspieligkeit zu. An Orten, wo ein hoher Satz für Trinkgelder üblich ist, erreichen letztere in Häusern mit einer ausgedehnten und glänzenden Geselligkeit nicht selten eine ganz exorbitante Höhe; der Ertrag eines einzigen Diners an Trinkgeldern beziffert sich hier oft auf hundert Mark und darüber, eine Summe, für welche andere Personen desselben Standes wochenlang arbeiten müssen! Der Satz für das einzelne Trinkgeld ist hier in einer ganz unnatürlichen Weise in die Höhe geschraubt, er läßt das Gasthofstrinkgeld noch weit hinter sich. So erklärt es sich, daß der Jahresbeitrag an Trinkgeldern bei einer ausgedehnten Geselligkeit eine Höhe erreichen kann, die sich mit dem Budget eines mäßig bemittelten Mannes nicht mehr verträgt. Ich erinnere mich der Mittheilung eines pensionirten höheren Offiziers, der an einem dieser Orte lebte, daß er nicht in der Lage sei, an dem geselligen Verkehr derjenigen Kreise, auf die er seiner Stellung nach angewiesen war, Theil zu nehmen, weil die hohen Trinkgelder für ihn unerschwinglich seien. Das Trinkgeld als Hemmniß des geselligen Verkehrs! — in der That eine schöne Frucht, mit der es die Gesellschaft beschenkt hat! Es ist der Fluch, den der minder Begüterte und ordentliche Mann von einer Unsitte entgegennehmen muß, die der Reiche und der Verschwender sich auf ihren Leib zugeschnitten haben.

* * *

Ich fasse jetzt noch eine Seite des Trinkgeldwesens ins Auge, die der zweiten und dritten Art gemeinsam ist: die moralische Einwirkung des Trinkgeldes auf den Empfänger. Ich würde auf letztere vielleicht gar nicht aufmerksam geworden sein, wenn nicht der Zufall mir zu Hülfe gekommen wäre und mir Beobachtungen

Digitized by Google

ermöglicht hätte, die mir im regulären Lauf der Dinge nicht zu Theil geworden wären.

Vor mehreren Jahren hatte ich bei meinem Aufenthalt in einem der ersten deutschen Luxusbäder in einem dortigen Kaffeehause Wohnung genommen. Das Leben dauerte in demselben bis in die tiefe Nacht hinein. Es frappirte mich, daß es in einem Bade Gäste gab, welche die Nacht zum Tage machten, und ich erfuhr auf mein Befragen, daß es allerdings nicht Badegäste seien, welche sich diese Excesse erlaubten, sondern Einheimische und zwar die Aristokratie der Kellnerwelt: die Oberkellner aus den vornehmsten Gasthöfen. Des Abends, wenn die Gäste zu Bett gegangen sind, fängt für sie der Tag erst an. Jetzt spielen sie den Herrn, und sie lassen es an dem, was dazu gehört, nicht fehlen. Gewöhnlicher Wein ist für sie zu gemein, Champagner muß es sein, und er fließt in Strömen; ein Hazardspiel sorgt für angemessene Unterhaltung, das Geld rollt und die Orgien dehnen sich oft bis zum frühen Morgen aus.

Die Sache gab mir zu denken. Ich fand es begreiflich, daß Leute, die den ganzen Tag in angespannter Thätigkeit verharrt hatten, des Abends nach vollendetem Tagewerk das Bedürfniß der Erholung empfanden, und ich konnte es ebenfalls verstehen, daß sie, die — um die Wendung aus dem Wettlauf des Swinegels und des Hasen auf der Buxtehuder Haide zu benutzen — ebenfalls „in ihrer Weise vornehme Herren" sind, dem Drange nachgeben, ihre bei Tage minder durchführbaren Ansprüche darauf des Nachts zur Geltung zu bringen und das Beispiel der großen Herren, die sie des Tags bedient haben, nachzuahmen. Aber diese Erwägung schien mir doch nicht ausreichend zu sein, den unverhältnißmäßigen, von den Gewohnheiten der Gesellschaftskreise, denen sie angehören, so weit abliegenden Aufwand, den sie sich zu dem Zweck erlaubten, zu erklären, und ich fand keinen anderen Erklärungsgrund als die Eigenthümlichkeit und Reichhaltigkeit der Einnahmequelle, aus der sie denselben bestritten: das Trinkgeld. Wenn ungewöhnliche Verhältnisse es bewirken, daß der Satz, den der Verkehr sonst für Leistungen gewisser Art zur Anwendung bringt, ausnahmsweise in ganz exorbitanter Weise überschritten wird, so muß das auf das Subject, das davon den Vortheil zieht, wenn es nicht eine große Charakterfestigkeit entgegenzusetzen hat, nothwendigerweise einen ungünstigen Einfluß äußern: das ökonomische Gleichgewicht wird gestört, der Maßstab für den Werth des Geldes verschoben, die Verschwendungssucht findet das Thor offen. Als in Wien beim Bau des Ausstellungsgebäudes für die Weltausstellung der Tagelohn für einige Gewerke eine nie dagewesene schwindelhafte Höhe erreichte, tranken manche Arbeitsleute Champagner, und der blaue Montag dauerte tagelang. Der schwindelhafte Preis hatte sie selber schwindelig gemacht, sie hatten ihren Halt, der auf dem richtigen Verhältniß zwischen Lohn und Arbeit beruhte, gänzlich verloren, der Lohn trug für sie nicht mehr den Charakter des Lohnes, sondern eines Spielgewinnes an sich — es charakterisirt den Spielgewinn, daß er regelmäßig ebenso leicht dahingeht, wie er gekommen ist. Dieselbe Beobachtung hatte ich früher in Bezug auf die Landwirthe eines gewissen deutschen Landdistricts gemacht, als infolge allgemeinen Mißwachses, von dem bloß ihre Gegend verschont geblieben, die Kornpreise rapid gestiegen waren — sie wußten nicht mehr, wo sie mit dem Gelde, das in ihre Taschen strömte, bleiben sollten. Der gewöhnliche Champagner war ihnen noch nicht theuer genug, und der Wirth sah sich genöthigt, um ihren Wünschen nachzukommen, den theuersten Champagner zu trinken, den es überhaupt gebe, irgend eine seiner Sorten zu einem ganz exorbitanten Preis anzusetzen. Beim Goldschmied ließen sie sich goldene Theelöffel machen. Es war der Uebermuth des ökonomischen Größenwahns, ökonomisches Delirium, ökonomische Tobsucht — es wurden Flaschen Champagner an die Wand geworfen! Eine normale Einnahme, d. h. eine solche, welche der allgemein hergebrachten Norm des Verkehrs entspricht, hat, selbst wenn sie noch so hoch ist, für den Menschen nichts Bedrohliches; er kann sich sagen, daß er sie durch seine Arbeit oder sein Capital regelrecht verdient hat. Bedrohlich ist nur derjenige Erwerb, der sich außerhalb der Bahnen des normalen Verkehrs bewegt,

Digitized by Google

bei dem der Gewinn, den er abwirft, in keinem Verhältniß steht zu dem Einsatz, durch den er erzielt wird: der excentrische, wie ich ihn nennen möchte. Dem excentrischen Charakter des Erwerbs entspricht hier regelmäßig der seiner Verwendung. Bei einem armen Mann, der durch Zufall, z. B. Gewinn in der Lotterie, oder eine reiche Erbschaft plötzlich in den Besitz eines Vermögens gelangt, hält sich dasselbe in der Regel nicht lange, ihm schwindelt — dem Dachdecker schwindelt nicht, er ist die Höhe gewohnt.

Ich mache davon die Anwendung auf das Trinkgeld. Wenn dasselbe eine mäßige Höhe nicht übersteigt, mögen die nachtheiligen Folgen, die ich hier ausgeführt habe, allerdings nicht zu besorgen stehen, wenigstens fehlt mir jeder Anhaltspunkt dafür. Dagegen glaube ich dieselben in zwei Fällen constatiren zu können, wo für die Einnahme aus den Trinkgeldern die obige Bezeichnung eines excentrischen Erwerbs zutrifft. Der erste ist der oben genannte. Wenn eine Menschenclasse für eine kleine Mühewaltung, die weder körperliche Anstrengung noch ungewöhnliche Geschicklichkeit erfordert, wie es bei einem Oberkellner in Bezug auf die Aufnahme und Ueberreichung einer Wirthshausrechnung und die Annahme des Betrages der Fall ist, eine Vergütung enthält, die den ökonomischen Werth derselben ins Ungemessene übersteigt, so muß dies nothwendigerweise den Maßstab für den Werth des Geldes, der auf dem Gleichgewicht zwischen der Leistung und ihrem Aequivalent beruht, vollständig verschieben und jenen ökonomischen Größenwahn, wie ich ihn oben nannte, hervorrufen, der durch maßlose Ausgaben Auslaß sucht. Der Aufwand dient hier nicht der bloßen Genußsucht mehr, sondern der Eitelkeit: der Mann kann etwas draufgehen lassen. Die Mittel dazu sind ja vorhanden, was liegt an dem Gelde, das mit vollen Händen ausgestreut wird? Der morgende Tag bringt es in Masse wieder!

Das zweite Beispiel glaube ich in den Bedienten der großen Städte gefunden zu haben. In vornehmen Häusern mit ausgedehnter Geselligkeit bildet, wie oben bemerkt ward, das Trinkgeld für sie eine Einnahmequelle von ganz enormer Ergiebigkeit, und der Einfluß, den dasselbe auf sie äußert, ist ganz derselbe wie im obigen Fall. Auch sie spielen, wenn sie unter sich sind, den großen Herrn, sie copiren ihre Herrschaft, sogar bis zu dem Grade, daß sie deren Namen annehmen — man hört hier die Namen der höchsten Aristokratie —, sie machen in nobles Passionen: in Hazardspiel, Bällen ꝛc. Die Strafe für die Gesellschaftskreise, welche diesen Unfug durch das maßlose Hinaufschrauben der Trinkgelder genährt haben, ist denn freilich auch nicht ausgeblieben, sie besteht in der sittlichen Verwilderung dieser Menschenclasse: ihrer Unzuverlässigkeit, Unehrlichkeit, Unbotmäßigkeit, Faulheit, über die man in großen Städten so oft klagen hört — wer einem Bedienten die Mittel giebt, den großen Herrn zu spielen, hat es sich selber zuzuschreiben, wenn derselbe als Bedienter nicht mehr brauchbar ist.

Ich darf die Schilderung, die ich im Bisherigen von den verderblichen Wirkungen des Trinkgeldes entworfen habe, nicht in dieser Gestalt in die Welt gehen lassen, ich muß ihr eine Verwahrung hinzufügen, die mich gegen den Vorwurf der Uebertreibung und gegen die allerdings nicht sehr wahrscheinliche Gefahr, Proteste von Oberkellnern und Bedienten gewärtigen zu müssen, sicherstellt. Ich erkläre also hiermit feierlich, daß meine Meinung nicht dahin geht, als ob jeder Oberkellner und jeder Bediente in einem vornehmen Hause dazu verdammt wäre, meine Behauptung zu bewahrheiten, ich zweifle vielmehr nicht daran, daß es unter ihnen neben den räudigen Schafen auch Mustereexemplare giebt, für die das Bild, das ich im Bisherigen entworfen habe, in keiner Weise zutrifft. Meine Behauptung ist nicht darauf gestellt, daß jene Wirkungen schlechthin eintreten *müssen*, sondern daß in denjenigen Fällen, wo jene Ausschreitungen wirklich stattfinden, neben der menschlichen Schwäche: Genußsucht, Eitelkeit, auch die eigenthümliche Natur des Trinkgeldes als wesentlich wirkender Factor zur Erklärung mit heranzuziehen ist.

Andererseits aber sehe ich mich noch genöthigt, meine Behauptung über den moralisch ungünstigen Einfluß des Trinkgelderwesens zu erweitern.

* * *

Digitized by Google

Das Trinkgelderwesen ist in meinen Augen eine durch die Sitte organisirte Art der Bettelei. Für eine Leistung, für welche derjenige, der sie erweist, entweder von demjenigen, in dessen Diensten er steht, bereits Zahlung erhalten hat oder für die er überhaupt keine entgegennehmen sollte, da ein anständiger Mensch sie unentgeltlich erweist, streckt er die Hand nach einer Vergütung aus; das heißt in meinen Augen betteln. Den Lohn kann man begehren, eine Freigebigkeit nicht, wer sie dennoch begehrt, ist Bettler — auf das Kleid kommt es dabei nicht an, es giebt Bettler in Sammt und Seide, die geheime Geschichte der Orden könnte davon viel berichten. Jeder Bettel aber setzt innere und äußere Demüthigung voraus; der sich seines Werthes bewußte Mann bettelt nicht. Das Betteln, in welcher Form es auch geübt werde, thut daher dem richtigen Stolz, von dem jeder ordentliche Mann, auch der geringste, beseelt sein soll, Abbruch, und wenn es wie im Trinkgelderwesen zum System erhoben ist, übt es auf die ganze Gesellschaftsclasse, bei der es besteht, einen moralisch deprimirenden Einfluß aus. Es setzt an die Stelle der sittlich heilsamen Wirkung des Lohnes, welcher dem Manne die Befriedigung gewährt, ihn durch Arbeit verdient zu haben, der sein Rechtsgefühl stärkt und seinen Arbeitstrieb anregt, die verderbliche Wirkung eines Mitteldinges zwischen Lohn, Geschenk, Almosen, das weder den Rechtfertigungsgrund des ersten: die Arbeit, noch den des zweiten: das Wohlwollen, noch den des dritten: die Bedürftigkeit, für sich anführen kann — eine Zwitterbildung, bei welcher der oben nachgewiesene unlautere Ursprung, dem sie auf Seiten der höheren Classen ihre Entstehung verdankt, sich fortsetzt in den Untugenden, die daraus bei den niederen Classen hervorgehen: knechtische Gesinnung, sagen wir offen: Bettlersinn, Habgier, falsche berechnete Freundlichkeit, welche in ihr gerades Gegentheil umschlägt, wenn sie sich in ihren Erwartungen getäuscht sieht, und die eben darum, weil sie eine Prämie verlangt, die wahre nicht aufkommen läßt. (Holtzendorff bezeichnet sie treffend als Creditgeschäft.) Ich freue mich, auch hier auf die Zustimmung dieses Schriftstellers Bezug nehmen zu können, welcher der Ueberzeugung ist, daß „durch das Trinkgelderwesen der Moralität der unteren Classe nicht wenig geschadet werde".

* * *

Ist der Gesichtspunkt, den ich hier aufgestellt habe, der richtige, so werden wir die Beseitigung des Trinkgelderwesens als eine Aufgabe der nationalen Pädagogik bezeichnen dürfen, zu der Jeder, der es mit dem Wohle des Volkes ernst meint, seine Hand bieten sollte. Unter diesem Gesichtspunkt erfaßt, handelt es sich dabei nicht um das Abthun eines Uebelstandes, den lediglich die höheren Classen empfinden, sondern eines solchen, der das ganze Volk berührt.

Es ist daher nicht bloß der Egoismus, welchen ich zum Kampf in die Schranken rufe, obschon auch er allein schon volle Ursache hätte, den Kampf aufzunehmen, sondern zugleich und in erhöhtem Maße die völlig selbstlose, gemeinnützige Gesinnung, an die wir auch sonst stets appelliren, wo es gilt, socialen Schäden und Uebelständen Abhülfe zu gewähren. Der Egoismus hat das Trinkgelderunwesen ins Leben gerufen, der Egoismus und die gemeinnützige Gesinnung mögen sich die Hand reichen, um es wieder auszurotten. Man wende nicht ein, daß dasselbe einmal zu fest eingewurzelt sei und daß der Einzelne nichts dagegen vermöge. Ich werde nachweisen, daß selbst der Einzelne im beschränkten Kreise demselben mit Erfolg entgegentreten kann, und was dem Einzelnen nicht möglich, vermögen Mehrere, die sich zu dem Zwecke verbinden, vermag ein Verein, vermag die Organisation des Widerstandes und Kampfes in Form der Association.

Ich werde im Folgenden den Operationsplan entwerfen, wie meiner Ansicht nach das Trinkgelderwesen in seinen zwei allein in Betracht kommenden Ausartungen: dem in Gasthöfen und öffentlichen Wirthschaften und dem Domestikentrinkgeld, mit Aussicht auf Erfolg bekämpft werden kann. Die Vorschläge, die ich zu machen gedenke, bilden für mich nicht eine bloße Zugabe zu meinen bisherigen Erörterungen, welche ich zur Noth auch hätte weglassen können, sondern die

Digitized by Google

praktische Spitze meiner ganzen Kritik des Trinkgelderwesens, ohne welche ich gar nicht Lust und Stimmung gefunden hätte, an einen Gegenstand Zeit und Arbeit zu wenden, der dieselbe wissenschaftlich so wenig zu lohnen im Stande ist. Ein rein wissenschaftliches Interesse hat mich ursprünglich, wie oben bemerkt, auf denselben geführt: die Absicht, den Begriff der Unsitte an einem concreten Beispiel zu veranschaulichen; aber das wissenschaftliche Interesse hat während der Arbeit mehr und mehr dem praktischen Platz gemacht, die Feder ward in meinen Händen unwillkürlich zur Lanze, die Kritik zum Angriff.

Ich gebe zunächst den Weg an, auf dem sich meiner Ueberzeugung nach das Trinkgeld in Gasthöfen, Restaurationen, Cafés u. s. w. mit Sicherheit beseitigen läßt. Derselbe ist im wirklichen Leben in Bezug auf das Gasthofstrinkgeld bereits vereinzelt beschritten worden und, wie ich mich kürzlich durch eigene Erfahrung überzeugt habe, mit durchschlagendem Erfolg. Er besteht darin, daß die Inhaber der Hotels ihren Leuten die Annahme von Trinkgeldern bei Strafe sofortiger Dienstentlassung und Verwirkung ihrer Lohnansprüche streng untersagen, dieselben dagegen in Bezug auf den Lohn so stellen, daß sie der Trinkgelder entbehren können. Ich fand die Einrichtung, wie ich sie mir gedacht hatte, vor einiger Zeit auf einer Reise in der Schweiz in einem der ersten dortigen Hotels, dem bekannten „Schweizerhof" in Luzern. Zu den Vorzügen, welche diesen Gasthof zu einer Musterwirthschaft stempeln, die ihresgleichen sucht, gehörte auch die Abwesenheit der beiden stehenden Posten auf den Wirthshausrechnungen, durch welche die Wirthe es verstanden haben, die Preise für die Wohnung in unnatürlicher Weise in die Höhe zu schrauben: Servis und Bougies; der Preis für Bedienung und Erleuchtung war in dem für das Zimmer inbegriffen* und offenbar zu einem ganz mäßigen Preis berechnet.

Die Einführung dieser Verbesserung ist vielleicht den Söhnen Albions zuzuschreiben, die hier dominiren und zu deren Verdiensten bekanntlich auch der civilisatorische Einfluß gehört, den sie auf die Gastwirthe des Continents ausgeübt haben. Welche Stellung sie zu der Trinkgelderfrage einnehmen, hatte ich bereits bei einem früheren Aufenthalt in der Schweiz Gelegenheit gewahr zu werden, wo ich in einer Pension von dem Wirth erfuhr, daß seine englischen Gäste auch bei längerem Aufenthalt nicht das geringste Trinkgeld zu zahlen pflegten — ein Rigorismus in der Durchführung der Contractsberedung, vermöge deren die Bedienung in dem Pensionspreis inbegriffen war, für den ich damals noch nicht das richtige Verständniß gewonnen hatte, der mir aber doch zu denken gab. Ich bin jetzt geneigt, darin etwas von dem strengen Gesetzlichkeitssinn zu erblicken, der dieses Volk auszeichnet und der wie in großen so auch in kleinen Dingen sich bewährt. Die Scheu und Aengstlichkeit, die, wenn wir aufrichtig sein wollen, für uns das regelmäßige Motiv bildet, selbst da Trinkgelder zu geben, wo sie im Gesammtpreis einbedungen sind, ist dem Engländer fremd, er hat den Muth, die bösen Blicke von Kellnern und Hausknechten zu ertragen. Doch um mich in den genannten Gasthof zurückzuverfügen, so hätte ein günstiges Geschick mich nicht besser führen können; mein Aufenthalt in ihm ward zu einer Trinkgelderstudie, das Seitenstück zu derjenigen, die mir kurz zuvor beschieden gewesen war, als ich ein siebenfaches Trinkgeld hatte zahlen müssen; ich hatte gefunden, was ich suchte: den Gasthof ohne Trinkgelder, den Vogel Phönix unter den Gasthöfen!

Das Trinkgeld war hier vollständig beseitigt. Keine noch so leise Andeutung, Anspielung, Pression von Seiten der Dienerschaft, jeder noch so versteckte Anlaß zum Geben desselben fern gehalten und dabei auf Seiten des gesammten Dienstpersonals eine musterhafte Dienstfertigkeit, Aufmerksamkeit, Höflichkeit.

Das genannte Beispiel* zeigt, daß die

* Auf den Rechnungsformularen findet sich die Notiz: M. M. les Etrangers sont priés de ne plus donner de pourboire aux employés de l'Hôtel. Tout le service dans l'intérieur de l'Hôtel ainsi que l'éclairage est compris dans le prix de l'appartement.

* Von anderen Reisenden habe ich später erfahren, daß die Einrichtung sich auch anderwärts findet. In Erinnerung habe ich behalten den „Schweizerhof" in Neuhausen bei Schaffhausen, der nach den Be-

Digitized by Google

Beseitigung des Trinkgeldes sich praktisch durchführen läßt, wenn der Wirth nur den ernsten Willen hat, was freilich die unerläßliche Voraussetzung ist. Es kommt darauf an, die Einrichtung zur allgemeinen zu machen, d. h. eine Pression auf die Wirthe auszuüben, sie zu adoptiren. Niemand vermag dies in dem Maße als die Verfasser der Reisehandbücher; ihnen ist hier die Gelegenheit geboten, dem reisenden Publikum einen werthvollen Dienst zu erweisen und den Verdiensten, die sie sich bereits um dasselbe erworben haben, die Krone aufzusetzen. Ich gehe von der Voraussetzung aus, daß die meisten Reisenden einem Gasthofe, in dem die Trinkgelder in obiger Weise effectiv beseitigt sind, bei sonstiger Gleichheit der Verhältnisse den Vorzug geben werden vor einem anderen, der an der bisherigen Unsitte festhält. Es bedürfte also bloß der Namhaftmachung der Gasthöfe der ersteren Kategorie, um ihnen den Strom der Reisenden zuzuwenden und dadurch ihre widerwilligen Concurrenten zu zwingen, die Aenderung ebenfalls zu adoptiren. Läge es mir auf, ein Reisehandbuch oder von einem der vorhandenen eine neue Auflage zu verfassen, so würde ich außer einem bestimmten Zeichen, das jedem derartigen Gasthof zugefügt werden müßte — ich würde als Symbol des von ihnen unternommenen Kampfes zwei gekreuzte Schwerter wählen! — noch ein zusammenfassendes Verzeichniß derselben anfertigen und an hervorragender Stelle des Buches, etwa am Anfang, abdrucken lassen. Dasselbe würde Wunder thun, die renitenten Wirthe dürften die Wirkung sehr bald empfinden. Zweifellos, daß dann viele von ihnen ebenfalls um Aufnahme in die Liste nachsuchten. Aber bedingungslos würde ich sie ihnen nicht gewähren, ich würde vielmehr zunächst eine Concession ihrerseits begehren, die scheinbar ohne erheblichen Belang, gleichwohl aber doch von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist, nämlich das Verschwinden des Postens für Servis auf der Rechnung. Nicht um sie abzuhalten, diesen Posten in anderer Gestalt: als Aufschlag auf den Preis des Zimmers, in Anrechnung zu bringen, was Niemand ihnen verargen wird, sondern um dem Dienstpersonal den äußeren Anhalt für die Meinung zu entziehen, als gebühre das Servis eigentlich ihnen. Die Beibehaltung dieses Postens auf der Note würde das Personal unausgesetzt daran erinnern, daß es das ursprüngliche Trinkgeld ist, das die Wirthe ihnen entzogen haben. Jede Reminiscenz an den früheren Zustand aber muß verschwinden, und als letzte Spur des früheren Trinkgeldes auch die Berechnung eines besonderen Servis.

Außerdem würde ich noch den Vorbehalt machen, den aufgenommenen Namen unter Angabe des Grundes von der Liste zu streichen, wenn die Berichte der Reisenden über die thatsächliche Handhabung der nominell angenommenen Norm die Versicherung des Wirthes Lügen straften. Ein Wirth, der das Trinkgeld in seinem Hause nicht dulden will, hat die Mittel in Händen, seinen Willen durchzusetzen, und Niemand als er ist dafür verantwortlich zu machen, wenn ihm dies nicht gelingt. Eine Notiz auf der Note: „Den Angestellten des Hauses ist das Annehmen von Trinkgeldern aufs strengste untersagt," ein angemessener Lohnsatz, welcher sie der Nothwendigkeit überhebt, das Manko durch Trinkgelder zu decken, die strenge Achtsamkeit auf ihr Benehmen den Reisenden gegenüber, die unnachsichtige Verhängung der für den Fall der Uebertretung des Verbots im Voraus angedrohten Nachtheile — und die Sache ist abgemacht.

Bis zur Abschaffung der Trinkgelder in den öffentlichen Erholungslocalen versteigen sich meine Pläne zur Zeit noch nicht. Wenn erst die Gasthöfe von Trinkgeldern gereinigt sind, wird auch wohl ihre Stunde geschlagen haben, und im Geist sehe ich schon den speculativen Kopf voraus, der durch öffentliche Bekanntmachung und Anschlag in seinem Local dem Publikum die Mittheilung macht: „In meiner Wirthschaft wird fortan kein Trinkgeld mehr entrichtet, die Annahme desselben ist der Dienerschaft aufs strengste untersagt" — er würde sicherlich, wenn

richten, die ich darüber erhielt, seines Namensvetters in Luzern in jeder Weise würdig sein soll und für den ich im Interesse der Propaganda für meine Idee hiermit ebenso wie für letzteren Reclame mache. Wüßte ich mehrere, ich käme in Versuchung, Baedeker Concurrenz zu machen und eine vollständige Liste dieser Gasthöfe neuen Stils mitzutheilen.

Digitized by Google

er es sonst an dem Nöthigen nicht fehlen ließe, großen Zulauf haben!

Ich wende mich dem Domestikentrinkgeld zu. Die Beseitigung desselben mag mit großen Schwierigkeiten verbunden sein, und ich unterschätze sie nicht, aber ich halte sie nicht für unüberwindlich; auch hier kommt es nur auf entschlossenen Willen an, dem Unfug ein Ende zu machen. Dazu bietet sich zunächst Jedem in seinem eigenen Hause Gelegenheit, er untersage dem Gesinde die Annahme der Trinkgelder, indem er demselben einen Zuschlag zum Lohn gewährt, dessen es im Fall der Uebertretung verlustig geht.

Ein weiterer Schritt wäre dann der, daß er diejenigen Familien, mit denen er verkehrt, für diese Einrichtung zu gewinnen suchte, womit sich denn als selbstverständliche Consequenz die Verabredung verbände, in ihren Häusern gegenseitig kein Trinkgeld zu geben. Ich verhehle mir nicht, daß die Durchführung dieser Maßregel das Verhältniß eines intimeren Verkehrs zur Voraussetzung hat, also nur innerhalb engerer Kreise Aussicht auf Verwirklichung hat, bei einer Geselligkeit im größeren Maßstabe würde eine derartige persönliche Conspiration gegen das Trinkgelderunwesen sich durch die Verhältnisse von selber ausschließen. Aber sie glaube ich durch ein anderes Mittel ersetzen zu können. Es ist die Bildung eines Vereins, welcher den angegebenen Zweck verfolgt, aber mit diesem negativen Zweck zugleich den positiven der Unterstützung hülfsbedürftiger Dienstboten verbindet. Ich würde die Statuten desselben in vier Paragraphen bringen können. § 1: Jedes Mitglied des Vereins verpflichtet sich, fortan in Gesellschaften kein Trinkgeld mehr zu entrichten. § 2: Statt dessen vielmehr einen jährlichen, dem eigenen billigen Ermessen zu überlassenden Beitrag an die Vereinskasse zu zahlen. § 3: Der Beitrag wird zur Unterstützung hülfsbedürftiger Dienstboten verwandt. § 4: Die Liste der Mitglieder wird öffentlich bekannt gemacht. Die Entrichtung des Beitrages würde documentiren, daß es den Mitgliedern nicht um Ersparung, sagen wir vom Standpunkt der Dienstboten aus: Unterschlagung des Trinkgeldes, sondern um richtigere Verwendung desselben zu thun ist; sie würden damit sowohl vor sich selber als in den Augen des Publikums diesen Schritt rechtfertigen, und die Gemeinsamkeit desselben und die dem Verein gegenüber übernommene Verpflichtung, kurz die Deckung durch den Verein würde auch den ängstlicheren Naturen den Muth geben, ihren Vorsatz auszuführen. Es wäre eine Ablösung des Trinkgeldes mittelst Selbstbesteuerung, das Loskaufen eines lästigen Zolles nach Art von dem des Sundzolles und der Flußzölle — die Passage aus der Gesellschaft würde damit frei!

Statt des moralisch-verderblichen Einflusses würde das Trinkgeld fortan Segen stiften, und die dienende Classe, die im Anfang nur die für sie nachtheiligen Wirkungen der Neuerung zu verspüren hätte, würde im Laufe der Zeit, wenn die heilsamen zu Tage träten, nicht anstehen, sich mit derselben zu befreunden.

Ob die hier gemachten Vorschläge Aussicht auf Verwirklichung haben? Man giebt uns Deutschen Schuld, daß wir einen Stein im Wege, an dem wir uns stoßen, ruhig liegen lassen — Jeder verwünsche ihn, aber Niemand nähme sich die Mühe, ihn aus dem Wege zu räumen oder, wenn er für ihn allein zu schwer sei, Andere zur Hülfe herbeizuziehen. Das Trinkgelderunwesen ist ein solcher Stein, Jeder klagt über ihn, aber Jeder läßt ihn liegen. Der Vorwurf, den wir gegen den Stein erheben, richtet sich gegen uns selber; wer eine Unsitte bloß verwünscht, anstatt für seinen Theil mitzuwirken, sie zu beseitigen, klagt sich selber an — für das Bestehen einer Unsitte ist Jeder, der nicht den Muth hat, ihr entgegenzutreten, selber mit verantwortlich, Niemand hat das Recht, sich über sie zu beklagen, als derjenige, der sich das Zeugniß ausstellen kann, seinerseits Alles gethan zu haben, was in seinen Kräften stand, um ihr ein Ende zu machen. Jeder meiner Leser kann sich damit in Bezug auf das Trinkgelderunwesen sein eigenes Urtheil sprechen.

Digitized by Google

Die Dolomiten und ihre Bewohner.

Von

Otto Speyer.

Es ist eine hundertfach durch Märchen und Sage veranschaulichte Wahrheit, daß, wer in einer Gattung von Gegenständen das Schönste gesehen, in einer Gattung von Genüssen das Höchste gekostet, für das Geringere unempfänglich wird und sich in Sehnsucht nach dem einmal verwirklichten Ideal verzehrt, dem Assassinen gleich, dem der Alte vom Berge in seinem Traumschlafe die Houris des Paradieses gezeigt hatte. Wen ein unirdisches Wesen geliebt, den kann keine irdische Liebe mehr befriedigen, wer einmal den Himmel offen gesehen und das Leben der Seligen mitgelebt, für den ist jede Erdenfreude schal und nichtig. Etwas Aehnliches geht mit dem vor, der zum ersten Male die Alpen geschaut hat und in ihr Inneres eingedrungen ist. Die Herrlichkeiten der Mittelgebirge, die er früher bewundert, von den heimischen Hügeln bis zu den hochragenden Gipfeln des Schwarzwaldes und des Riesengebirges haben ihre Anziehungskraft für ihn verloren. Er mag ihre Schönheiten und Vorzüge noch so sehr anerkennen: sie vermögen nicht mehr wie die Wunder des Hochgebirges sein tiefstes Innere zu bewegen. Aber ich bin fünfzehn Mal von dem heimatlichen Mitteldeutschland her den Alpen zugefahren, und nicht einmal habe ich die gigantischen Gestalten über der bayerischen Ebene, dem schweizerischen oder österreichischen Hügellande aufsteigen sehen, ohne daß mir das tiefste Herz erregt ward.

Worin liegt dieser wunderbare Zauber? Ohne Zweifel ist es der Eindruck des Erhabenen, des für den Bewohner des Flach- und Hügellandes fast unirdisch Erscheinenden, das ihn hervorruft. Wenn dieser Eindruck bei den der Centralkette vorgelagerten nördlichen Kalkalpen besonders auf dem Contrast der kühn, hoch und prallig aufsteigenden Berggestalten mit der Ebene selbst beruht, von der aus der Ankömmling sie gleich scharf umrissenen Wolkengebilden am Horizont erblickt, so imponiren ihm, wenn er sie überstiegen, die in sanfteren Linien sich erhebenden Centralalpen durch die weitverbreitete Schneedecke ihrer hohen Kämme und zumal durch die reine Kegelform ihrer Gipfel, die sich in fleckenloser Weiße hoch, gleichsam endlos in den blauen Aether hinaufstrecken oder gar, über die weitverbreitete Wolkendecke emporragend, inselgleich auf derselben zu schwimmen scheinen. Für denjenigen aber, der, ihre hohen Pässe überschreitend, die steilen Südabhänge hinabsteigt, gesellt sich ein neuer Reiz hinzu. Am Fuße des Berges, wo er steht, erblickt er mächtige Edelkastanien und Wallnußbäume; Wein und Feigen gedeihen an den warmen Thalgehängen. Ueber dem helleren Grün des Laubholzes, der Buche, Eiche und des Ahorns erscheint der breite dunkle Gürtel des Nadelwaldes, zwischen und über dem die grünen, mit weißen

Digitized by Google

und braunen Häuschen besäeten Matten in einem Glanze leuchten, wie ihn unsere Weiden und Wiesen kaum je erreichen, bis die letzten Tannen, die wie kühne Stürmer einzeln die steilen Hänge hinaufkletterten, verschwinden und über dem düsteren Astgewirr der Legföhren auch das Grün der Almen verblaßt und sich endlich in der starren Felsenwildniß verliert, in deren Klüften die blauen Eisströme herabziehen und über denen der Schneemantel dieser Bergeskönige in ewig unbefleckter Schöne leuchtet. Ein Blick von üppigen südlichen Baum- und Blüthenformen bis wo die letzte Spur alles Lebens im ewigen Froste erstarrt!

Als ich vor mehr als dreißig Jahren zuerst die Schweiz besuchte, waren die südlichen Walliser Thäler noch nicht für die Touristen entdeckt — wer kannte die Namen Zermatt, Zinal, Evolena? Ebenso war es in Tirol: welcher Tourist überstieg den Brenner anders, als um nach Italien zu gehen oder um in der wunderbar milden Luft von Bozen und Meran zu gesunden? Wer dachte an Vergnügungsreisen im Nons- und Sulzberg oder gar in dem starrenden Felsgewirr der südlichen Kalkalpen ostwärts von Etsch und Eisack?

Jetzt ist das anders geworden. Die Eisenbahnen führen nicht nur bis an den Fuß der Alpen, sondern tief in ihr Inneres hinein, ja an vier Punkten sind ihre Hochrücken selbst schon überschient oder durchbohrt. Naturgemäß wächst von Jahr zu Jahr die Zahl der Hochgebirgsfahrer, und vor ihnen ebnen sich nicht nur die früher so unwegsamen Saumpfade und Jochsteige: auch die Gasthäuser wachsen scheinbar aus der Erde hervor, in wilden Schluchten wie auf öden Paßhöhen und eisigen Gipfeln; die Alpenclubs aller Länder wetteifern mit einander, nicht nur die schwierigsten Pässe zu überklettern, die steilsten Fels- und Schneegipfel zu erklimmen: sie sorgen auch durch ihre wohlausgestatteten Clubhütten für die Bergsteiger, durch gebahnte Wege zu den höheren Aussichtspunkten für schwächere oder bequemere Touristen. So dringen diese in von Jahr zu Jahr mächtiger anschwellenden Scharen bis in die verborgensten Winkel des Gebirges; schon ist kein Hochthal unzugänglich genug, um nicht durchforscht, keine Felsnadel senkrecht, kein Eisgipfel gepanzert genug, um nicht von den Pionieren der Alpenclubs erklommen zu werden.

Die Motive der kühnen, oft tollkühnen Wagefahrten sind mannigfaltiger Art. Da sind die Männer der Wissenschaft, die ihrem hohen Vorbilde, dem Genfer Saussure, der vor fast einem Jahrhundert zuerst den bis dahin für unerreichbar gehaltenen Gipfel des Montblanc erklomm, nacheifernd, mit unsäglicher Mühe ihre Instrumente und Apparate über Felsen, Eishänge und steile Schneehalden hinaufschleppend und in der eisigen Luft, vor Kälte zitternd, ihre Beobachtungen anstellen; da sind die Mitglieder der Alpenvereine, die von Ehrgeiz und Lust an gefährlichen und mühseligen Unternehmungen getrieben werden, ohne sich durch wiederholt vergebliche Anstrengungen oder die blutigen Spuren verunglückter Vorgänger abschrecken zu lassen, um als die ersten Besteiger jungfräulicher Hochgipfel ihre Namen in der Vereinszeitschrift gepriesen zu sehen. Selten nur ist es die Schönheit der Aussicht, was sie hinauflockt. Das ungeheure Panorama, welches sich vor ihnen enthüllt, ist ohne Zweifel eindrucksvoll und ergreifend; aber von einer malerischen Wirkung kann in der Regel keine Rede sein, wo kein Rahmen des Bildes mehr vorhanden ist, wo Alles in wildem Gewirr der Linien bunt durch einander zu ihren Füßen liegt oder in Nebel und Dunst der Ferne zerfließt. „Auf solche Gipfel," sagt einer der geübtesten und furchtlosesten Bergsteiger,* „steigt man nicht um der Aussicht willen; man geht, weil man glaubt, durch die großartigen Einzelheiten in den Felsen entschädigt zu werden; vielleicht, um ein Problem zu lösen; vielleicht auch, weil man Genugthuung empfindet, Schwierigkeiten zu besiegen, eine Zinne zu betreten, auf der vorher Niemand war und nachher Wenige sein werden."

Ein anderer noch berühmterer Bergfahrer, der dem Publikum als Afrikareisender bekannte Paul Güßfeldt, giebt nach seinen langjährigen Erfahrungen genaue Anweisungen für das Wandern im Hochgebirge.** Aber kein Unterricht nützt hier

* Paul Grohmann: Wanderungen in den Dolomiten, S. 58. Wien 1877.

** Zeitschrift des deutsch-österreichischen Alpenvereins. Jahrgang 1881. Heft 1, S. 73 ff.

Digitized by Google

dem, der nicht eiſerne Nerven und Sehnen, voll ausdauernder Kraft, vollkommene Schwindelfreiheit und ein ſcharfes Auge beſitzt und unerſchrockenſte Kühnheit mit höchſter Vorſicht zu verbinden verſteht.

Um den Leſern eine Vorſtellung von den Gefahren und Schwierigkeiten zu geben, welche der erſte Eroberer eines nie erreichten Gipfels in der Regel zu überwinden hat, führe ich eine Stelle aus dem Berichte G. Merzbacher's aus München an, dem es nach fünfzehn vergeblichen Verſuchen, die ſeine Vorgänger, und einem ging es nun leicht; bald aber zeigten ſich die Felſen ſo brüchig und mürbe, wie es mir noch nicht vorgekommen iſt. Wo man nur anrührte, bröckelte es los, und polternd ſtürzten Felsblöcke und Schutt unter unſeren Füßen in die Tiefe. Geradezu unheimlich war das Emporklimmen an dieſen morſchen, jedem Handgriff weichenden Felſen; das in den Fugen und Rinnen liegende Geröll wurde mit jedem Schritt in Bewegung geſetzt, den Nachfolgenden ſtets aufs ſchwerſte bedrohend. Jeder Handgriff mußte oft drei- auch viermal

Der Langkofel von St. Jakob aus.

ſolchen, den er ſelbſt gemacht, endlich gelang, die Spitze des 3190 m hohen Mont Vernel in der Marmoladagruppe, dem höchſten Gebirgsſtock der Dolomiten, zu erreichen.

Am 8. Juli brach er mit einem Reiſegefährten und zwei Führern um drei Uhr Morgens von Conpitello im Faſſathale auf; um elf Uhr hatten ſie den Vernelgletſcher überſchritten, und die eigentliche Kletterei begann:

„Schon die unterſte, am Gletſcher anfangende Wand trotzte und wollte keinen Halt bieten. Da ſtieg Bernard auf meine Schultern und erreichte ſo einen feſten Punkt, an dem er ſich emporzog und mir nachhelfen konnte. Eine kurze Strecke geändert werden, bevor man ihm die Laſt des Körpers anvertrauen konnte, und jede Ausbiegung einer Felsplatte, jedes vorſpringende Felsſtück mußte den Nachfolgenden als Deckung dienen gegen den maſſenhaften Schutt, den die Erſten ablöſten. Wir vermeinten nicht durchzukommen, um ſo mehr, als die Haltpunkte immer ſeltener, der Vertiefungen in den Felſen immer weniger wurden; allein ein Blick nach oben zeigte die Spitze in verlockender Nähe. Dieſer Anblick belebte den Muth von Neuem und ließ jede Gefahr vergeſſen, ſo daß wir auch dieſe letzte ſchwierige Partie überwanden und um 12 Uhr 45 Minuten den äußerſt ſchmalen, zerriſſenen und ſchneidigen Grat erreichten.

Digitized by Google

Seine Ueberschreitung bietet bei Schwindelfreiheit und Vorsicht keine besonderen Schwierigkeiten; doch gerade gegen die Spitze hin wollte der Berg noch seine schlimmste Laune zeigen, indem der Grat hier nur aus ganz jäh abfallenden, vollständig glatten Platten besteht, auf denen für den Fuß kein Halt war. Es blieb nichts Anderes übrig, als sich niederzulassen und rittlings die schlechteste Stelle zu passiren. Endlich um ein Uhr war der Gipfel besiegt, und triumphirend standen wir auf der höchsten Spitze."*

Der Rückweg durch eine steile Schneerinne bot nicht minder große Schwierigkeiten und Gefahren anderer Art; auch sie wurden endlich nach unglaublichen Anstrengungen glücklich überwunden, und erst in tiefer Nacht nach zwanzigstündiger Wanderung langten die kühnen Bergfahrer wieder in Conpitello an.

Die Marmoladagruppe, zu der der Mont Vernel gehört, bildet fast das Centrum und die höchste Erhebung jener weitgedehnten wunderbaren Hochgebirgslandschaft, die in den Alpen nirgends ihres Gleichen hat und neuerdings unter dem Namen der „Dolomiten" auch dem norddeutschen Touristen bekannt geworden ist. Man begreift darunter jenen Theil der südlichen Kalkalpen, der, westlich von Eisack und Etsch, nördlich vom Pusterthal, östlich vom Sextenbach und der Piave, südlich vom Suganathal und der von Trient nach Feltre führenden Straße begrenzt, auch wohl unter dem Namen der Fassaner und Ampezzaner Alpen zusammengefaßt wird. Noch vor etwa zwanzig Jahren war das Innere dieses weiten Gebietes eine terra incognita, obwohl seit uralten Zeiten zwei große Völkerstraßen längs seiner Grenzen herführen, während eine dritte, die schon vor mehr als anderthalb Jahrtausenden als Verbindungslinie zwischen Aquileja und der alten Römerstadt Aguntum im Pusterthale diente, dasselbe viele Meilen lang von Nord nach Süd durchschneidet. Wohl hatte mancher Italienfahrer von der großen Straße aus, die Mailand mit Venedig verbindet, zumal von Vicenza her und selbst von dem Marcusthurm der Lagunenstadt das Gewimmel phantastisch gestalteter Gipfel und Felszacken geschaut; wohl hatten diejenigen, welche die Brennerstraße nach Welschland hinabfuhren, von dem Thalkessel von Bozen aus die hellgelben zackigen Klippenwände des Rosengartens, des Schlerns und der Roßzähne, die sich über den Kastanienwäldern und Matten wie phantastische Märchengestalten erheben, angestaunt und die wenigen Alpenfahrer, die ihr Weg durch das Pusterthal führte, von dem Toblacher Kreuze aus den klaffenden Riß in der südlichen Gebirgswand, ein zu beiden Seiten von riesigen grauen Hütern bewachtes Felsenthor, bewundert; aber die zahllosen Felsgipfel des Innern waren noch unbestiegen, die grünen verborgenen Hochthäler nur ihren wenigen Bewohnern bekannt. Nur einzelne Männer der Wissenschaft, wie Alexander v. Humboldt und Leopold v. Buch, hatten, gelockt von dem allmählich bekannt werdenden Reichthum an interessanten geognostischen Bildungen, an Mineralien, Petrefacten und seltenen Pflanzen die Seißer Alp mit ihren dolomitischen Grenzwächtern, das Fassathal und theilweise auch die Höhen von St. Cassian durchforscht. Erst als die Erbauung der Pusterthalbahn es gestattete, die leichtesten und bequemsten Zugänge von Norden her im Fluge zu erreichen, ergoß sich ein alljährlich anschwellender Touristenstrom in das Gebiet, und jetzt sind bereits die am leichtesten erreichbaren Punkte dermaßen in die Mode gekommen, daß die trefflichen Gasthöfe an der Ampezzaner Straße im Hochsommer oft von Reisenden und Sommerfrischlern überfüllt sind. Wenn aber das bunte Touristentreiben auf dieser Straße und zumal in ihrem Mittelpunkte Cortina wenn nicht an Interlaken, doch an Zermatt erinnert; wenn hier an der wohlbesetzten Wirthstafel alle Sprachen der großen europäischen Culturvölker uns umschwirren, so umgiebt uns doch rasch wieder tiefe Gebirgseinsamkeit, sobald wir über die grünen Matten hinauf und durch den Lärchenwald die Pässe erklimmen, welche das Thal des Boite mit den Thälern der Piave, des Cordevole und der Gader verbinden, und häufig genug werden wir in dem einzigen kleinen, aber meist reinlichen und behaglichen Wirthshause der schönstgelegenen Thaldörfer

* Zeitschrift des deutsch-österreichischen Alpenvereins. 1880. Heft 2, S. 323 ff.

Digitized by Google

mitten im Sommer tagelang die einzigen Gäste sein.

Der Name Dolomiten ist für das bezeichnete Gebiet allgemein üblich geworden, obgleich die Meisten, die ihn aussprechen, damit keinen bestimmten Begriff, sondern höchstens die allgemeine Vorstellung hoher, abenteuerlich gestalteter Berge mit steilen nackten Felswänden verbinden. Der Dolomit ist eine Gesteinsart, die, nach ihrem Entdecker, dem Franzosen Dolomieu, benannt, aus einer Mischung von kohlensaurem Kalk mit kohlensaurer Magnesia

Die „Drei Zinnen" von Landro aus.

in bestimmten Procentverhältnissen besteht. Als die gelblichweißen Felsen des Schlern bei Bozen im äußersten Westen des Gebietes zuerst wissenschaftlich untersucht wurden, erwies sich das Gestein als wirklicher Dolomit; ähnlich später das seiner Nachbaren, der Roßzähne, des Rosengartens, der Geisterspitzen und des Langkofels, der drohend in das blühende Gröd-ner Thal hinabschaut. Von ihnen wurde der Name auf die ähnlich gestalteten, zum größeren Theile aber anders zusammengesetzten Berge ostwärts bis zur Piave hin übertragen. Beständen aber auch sie alle aus echtem Dolomit: seltsam bliebe es immer, daß hier der Name eines Gesteins zu einem geographischen Begriffe umgestaltet worden ist. Aber die Macht des Sprachgebrauches ist stärker als die Einwürfe der Logik und Wissenschaft; selbst die Jünger der letzteren reden von den „südtiroler Dolomiten" und schreiben „Wanderungen in den Dolomiten".

Die durch ihre kühnen und schönen Formen berühmten Felsenberge mit ihren zum Theil grausenerregenden Steilwänden, welche den Thalkessel von Cortina umgeben, bestehen zum größten Theile aus dem röthlichen, hier wenig dolomithaltigen Dachsteinkalk. Zwischen ihnen und den echten obengenannten Dolomitbergen bilden das Guerdenazzamassiv und die Sellagruppe insofern ein eigenthümliches Bindeglied, als ihre Massen zur Hälfte aus Dachsteinkalk, zur Hälfte aus wirklichem Dolomit bestehen.*

Wer früher von der Theresienwiese bei

* Nach Rudolf Hörnes: Aus den südtiroler Kalkalpen. In der Zeitschrift des deutsch-österr. Alpenvereins. Band VI, S. 113. Nach Schaubach besteht der obere Theil, wenigstens des Sellamassivs, aus Dolomit, die Basis aus Augitporphyr. Jedenfalls finden sich Gänge dieses Gesteins hier wie in den Bergen des nahen Grödner Thales. (S. Dölter: Ueber die mineralogische Zusammensetzung der Melaphyre und Augitporphyre Südwesttirols. In Tschermak's Mineralogischen Mittheilungen, 1875. S. 292 ff.)

München, dem Starnberger See oder dem Bahnhofe von Rosenheim aus die Züge der nördlichen Kalkalpen erblickt hat und nun vom Puster- oder Eisackthale her die riesigen Gipfel der südlichen über die grünen Vorberge hervorragen sieht, dem springt sofort der auffallende Contrast zwischen beiden in die Augen. Dort, wenigstens zum Theil, zusammenhängende Ketten von mäßiger Höhe, nur hier und da, wie am Wetterstein- und Karwendelgebirge, in imposanten Felswänden und Schroffen emporsteigend, auch in den höchsten Erhebungen nicht 3000 m Meereshöhe erreichend, die Hauptmasse mit Wäldern und Matten bis zur Spitze bekleidet — hier ungeheure Felshörner und Zinnen oft von den seltsamsten Gestalten, in scharfen Zacken sägenartig zur feinen Spitze emporsteigend, oder mit scheinbar senkrechten Wänden massige Felsthürme mit breiter Gipfelfläche darstellend, oder endlich auf dem hohen Felskamme eine ganze Reihe von tiefen Einschnitten getrennter Zinnen emporreckend, von dem grünen Fußgestell zu schwindelnder Höhe ansteigend, dabei scheinbar ohne allen Zusammenhang ordnungslos durch einander geworfen wie die erstarrten Riesenwogen eines im Sturm zu Stein gewordenen Meeres.

Es war Richthofen's Scharfblick, der zuerst in seinen geognostischen Forschungen über einen Theil dieses Gebietes die „Dolomite" als einstige Korallenriffe erkannte. Nach ihm hat zumal der berühmte Geologe Bergrath v. Mojsisovicz die Bildungsgeschichte dieser Gebirge mit außerordentlichem Scharfsinn, freilich nicht ohne die Zuhülfenahme kühner Hypothesen, nachzuweisen versucht. Der Hauptgedanke seines Buches* ist, daß wie an vielen Stellen in den Kalkalpen, so besonders hier in den Triasablagerungen verschiedene Ausbildungsweisen der Sedimentgesteine unmittelbar neben einander, zum Theil stellvertretend, zum Theil in einander greifend, als Faciesgebilde zum Vorschein kommen, und daß diese Art der Gesteinsausbildung am auffallendsten und in großartigster Weise sich bemerklich mache durch jene plötzlich zu enormer Mächtigkeit anschwellenden Kalk- und Dolomitmassen, deren so außergewöhnliche Erscheinung nur durch Korallenriffbildung erklärlich sei.

„Der hohe Gehalt an kohlensaurer Magnesia, welchen diese alten Korallenriffe zeigen, erklärt sich ganz ungezwungen durch die Thatsache, daß z. B. ganz junge Riffe, welche durch vulcanische Thätigkeit über den Spiegel des heutigen Meeres gehoben wurden, gleichfalls nicht unbedeutende Mengen davon enthalten. Der höhere Gehalt davon in den alten Gesteinen wurde herbeigeführt durch allmähliche Concentration, indem kohlensaurer Kalk als leichter löslich durch das in den Spalten und Klüften des Gebirges circulirende Wasser fortgeführt wurde, während die kohlensaure Magnesia im Gestein verblieb, welches endlich in echten Dolomit überging... Die leicht zerstörbaren Tuffe und ihre Dependenzen mögen wohl früher in ungleich höherem Grade die pfeilerförmig hervorragenden und abgesonderten Dolomitmassen umkleidet haben, als dies jetzt der Fall ist, nachdem durch ungemessene Zeiträume die denudirende Gewalt des Wassers thätig war. Durch die Denudation, welche viel weniger auf den festen Dolomit als auf die zerreiblichen Tuffe und Mergel einwirkte, ragen die Dolomitmassen noch viel gewaltiger über die Ablagerungen der tieferen Stellen des einstigen Meeres hervor, als es zur Zeit der oberen Trias der Fall gewesen war."*

Wir lassen es dahingestellt sein, ob diese Theorie in allen ihren Sätzen richtig und ob sie zur Erklärung der vorliegenden Thatsachen genügend sei. Sicher ist, daß sie immer mehr Anhänger unter den Sachverständigen gewinnt, sicher auch, daß sie dem Touristen, der sich mit den „Dolomiten" näher bekannt gemacht, zusagen muß, weil sie in Harmonie mit dem zu stehen scheint, was sein Auge erblickt. So erklärt sich uns auch der selbst dem blödesten Sinne ins Auge fallende Gegensatz zwischen dem physiognomischen Charakter der Central- und der südlichen Kalkalpen. Wer von dem Gipfel des Pfannhorns bei Toblach oder des Helms bei Innichen den Blick nach Norden wendet, erblickt, so weit sie sich nicht hinter den grünen und braunen Vorbergen versteckt, eine gewal-

* Edmund Mojsisovicz: Die Dolomitriffe von Südtirol und Venetien. Beiträge zur Bildungsgeschichte der Alpen. Wien 1878—1879.

* R. Hörnes, a. a. O. S. 114.

Digitized by Google

tige Bergmauer, deren Kamm, von etwa 8000 Fuß Höhe an in eine schimmernde Schneedecke gehüllt, vielfach von schlanken Kegeln oder massigen Domen überragt, bald weiter vor-, bald zurücktretend, von den Oetzthaler und Stubeier Fernern an, nur unterbrochen durch die niederen Höhen zu beiden Seiten des Brennerpasses, bis zu den fernleuchtenden Gipfeln des Venedigers und Glockners sichtbar ist. Er wendet den Blick südwärts: ein ordnungsloses Gewimmel starrender Felszinken in allen denkbaren Formen, ja auch in solchen, die mehr wilden Traum- und Phantasiegebilden als wirklichen Naturgestalten gleichen; die oft über 10000 Fuß hohen Spitzen fast sämmtlich schneefrei, weil an den furchtbaren Steilwänden auch die Flocke nicht haftet, dagegen zahlreiche kleine Gletscher die Spalten und Mulden oft tief unter dem Gipfel ausfüllend, gemischt mit den ungeheuren weißgrauen Schuttmassen, die, unter dem Namen der Muren oder Riebeln als Staub- und Geröllströme in allen Ritzen und Klüften niederfahrend, jeden kleinsten Absatz verhüllend, oft schwer von den Felsmassen selbst zu unterscheiden sind, welche sie weithin überschütten.

Ist aber hier von weithingestreckten Ketten und Kämmen keine Rede, so gehören doch auch die einzelstehenden ringsher isolirten Berge zu den Ausnahmen, die dann freilich, wie die ungeheuren Felsthürme des Pelmo und des Cimon della Pala, der edelgeformte Kegel des Antelao und die in den stillen Thalkessel von Schluderbach hineinschauenden Massen der Rothwand, den mächtigsten Eindruck hervorrufen. Meist sind es umfangreiche, vielgipfelige Gruppen — Massive, wie der Kunstausdruck lautet — rings von Thälern umgeben oder durch tief eingeschnittene Pässe mit einander verbunden, bald allmählich aus waldiger Basis aufsteigend, erst etwa von der Hälfte ihrer Höhe an die nackten Felsenhäupter emporreckend wie die Tofana; bald von tief herabziehenden Felsmauern eingeschlossen im Inneren ein Labyrinth von Gipfeln, Felsnadeln, Schluchten und Hochthälern bildend, das, von außen gänzlich unsichtbar, nur dem kühnen Bergkletterer seine Wunder erschließt, wie das Massiv des Sorapiß bei Cortina; bald von terrassenförmigen Felsvorsprüngen, riesigen Consolen vergleichbar, eingefaßt, wie die Sellagruppe nach dem Thale von Colfosco zu, seltener, wie die drei Zinnen, als ungeheure vierseitige Thürme von einer gemeinsamen horizontalen Felsbasis aufsteigend oder wie die Cadinspitzen, fast bis zum Fuße aus einander gerissen, ein weites Amphitheater umstehend, oder wie die eisbedeckten Marmarole eine ganze Reihe zusammenhängender Kegel bildend, oder endlich als spitze Zähne und Zacken von einem langgezogenen Hochrücken sich erhebend, wie die Croda da Lago und der Becco di Mezzodi.

Man hat versucht, eine gewisse gesetzmäßige Anordnung in diesen Gruppen nachzuweisen — wie mir scheint, mit geringer Berechtigung. Allerdings trennt das Fassathal, der Oberlauf des Avisio, wenn wir es von dem Bergsteiger-Rendezvous Campitello uns über den Sellapaß mit dem obersten Grädner Thal verbunden denken, die echten Dolomiten des Westens von der in fast rein nordsüdlicher Richtung folgenden Reihe von Massiven, die, mit dem Peutlerkofel im Norden beginnend, die höchsten Erhebungen des ganzen Gebietes mit der Marmolada im Centrum, den schneeleuchtenden Palle di San Martino im äußersten Süden in sich begreift, und welche gegen Osten durch das obere Enneberg und das Thal des Cordevole von der Doppelreihe abgeschlossen ist, die, den Lauf des Boite zur Rechten und Linken begleitend, mit dem Kreuzkofel und dem hohen Gaisl beginnend, im Pelmo und Antelao ihren Abschluß findet. Ganz zusammenhangslos aber liegt die imposante Gruppe der Civetta zwischen dem Pelmo und dem Cordevolethale, ebenso das Sextengebirge mit der gewaltigen Dreischusterspitze im Nordosten, ganz bei Seite bleiben die mächtigen Marmarole, einer großen Zahl kleinerer Gruppen nicht zu gedenken. Wohl bildet die Sellagruppe oder das Pordoimassiv einen wichtigen Knotenpunkt, dem die bedeutendsten Gewässer des Gebietes entströmen: der Avisio gen Südwesten, der Cordevole nach Südosten, die Gader nach Norden, der Grödner Bach nach Nordwesten, so daß man die Sella den Gotthard des Dolomitengebietes nennen könnte; aber auch hier fehlt, ganz

Digitized by Google

abgesehen davon, daß auch zwischen den genannten Wasserläufen keine eigentlich zusammenhängenden Gebirgsketten zu finden sind, der ganze östliche Theil von den Ampezzaner Bergen bis zu denen des Sextenthals und der Piave.

Wunderbar, und vielleicht noch ein Moment zur Unterstützung der Korallenrifftheorie bietend, ist der geringe Unterschied in der absoluten Gipfelhöhe dieser weit von einander getrennten, über ein Gebiet von wenigstens 4000 qkm verstreuten Gruppen. Erreichen, wie erwähnt, die nördlichen Kalkalpen in ihren stolzesten Gipfeln (Zugspitz und Dachstein) nicht ganz 3000 m, so finden wir hier weit über dreißig Spitzen, welche diese Höhe überschreiten. Und dennoch reicht keine derselben nur 400 m höher hinauf. Der höchste Marmoladagipfel mißt nach Grohmann 3366 m; die zur Gruppe der Palle di San Martino gehörige Felssäule des Cimon della Pala, welche durch die Kühnheit ihrer Formen selbst das Matterhorn in Schatten stellen soll, 3343 m. Der stolze Kegel des Antelao, der seinen grünen Fuß bis an die große Straße von Cortina nach Belluno vorstreckt, ragt 3320 m hoch empor, während sein nördlicher Nachbar, der Sorapiß, nur um 10 m hinter ihm zurücksteht. Sechs andere Gipfel messen weit über 3200 m. Alle zehn schwanken zwischen 3216 und und 3366 m oder 10000 bis 10400 Pariser Fuß. Die Dreischusterspitze, der Vernel, der Langkofel, die Civetta, die Geisterspitzen, der Pelmo, der hohe Gaisl, vielleicht auch die noch ungemessene höchste Spitze der Marmarole schwanken zwischen 3150 und 3200 m.

So schwierig, mühselig und oft gefahrvoll es ist, die hohen Zinnen mit ihren schroffen Wänden voller losen Schuttes und mürben Gesteins zu erklimmen, so leicht und bequem sind die meisten der zahlreichen Pässe zu erreichen, welche die nach allen Richtungen laufenden Thäler mit einander verbinden. Durch schattigen Nadelwald und über blumenreiche Matten führen wohlerhaltene Steige, nicht selten auch schmale fahrbare Straßen oder „Karrenwege" auf und über die zwischen 1600 und 2200 m liegende Jochhöhe, wo den Wanderer fast ausnahmslos herrliche, bei der Mannigfaltigkeit der Landschaften stets neue und wechselnde Blicke erwarten. Von so anstrengenden und ermüdenden Wanderungen, die, zum Theil lange Zeit über öde, trümmerbesäete Hochflächen führend, acht bis zwölf Stunden beanspruchen, wie über die Pässe der nahen Tauernkette, ist hier keine Rede. Dagegen muß man freilich bei jeder längeren Durchwanderung des nach allen Richtungen hin zerrissenen und durchfurchten Gebirges immer von Neuem auf- und abwärts klimmen. Wer wie wir von Cortina d'Ampezzo aus das in der Luftlinie nur 30 km entfernte Gröbner Thal erreichen will, muß mindestens drei über 2000 m hohe Pässe nach einander überschreiten.

Wenn wir von Norden aus durch das Toblacher Felsenthor unser Gebiet zuerst betreten und unmittelbar aus dem Walde, den wir durchwandern, das nackte Felsgestein emporragen sehen, vermissen wir schmerzlich die schönste Zierde der Alpen, die leuchtend grünen Matten, die, in anderen Hochgebirgsgegenden eine wahre Augenweide, die Flanken der Berge hoch hinauf bekleiden, bald schon, wie am südöstlichen Ufer des Bodensees im schönen Appenzell, am Fuße der Berge beginnend, von dunklen Baumgruppen unterbrochen, oder den weiten Raum zwischen Wald und Fels erfüllend. Aber bald werden wir inne, daß auch hier dieser Mangel nur ein localer und daß nur, wie der ganze Charakter der Landschaft, so auch die Lage und Vertheilung der Matten eigenthümlich ist. Ruht unser Auge schon mit Vergnügen, wo die Ampezzaner Straße, die strada d'Alemagna, sich in kühnem Bogen um den Felsen Peutelstein hinabschwingt, auf dem grünen, felsenumstarrten Pian de Luova tief unter uns; lacht uns das Herz, wenn wir eine Stunde weiter den schimmernden, mit freundlichen Dörfern zwischen Wiesen und Weiden besäeten, waldumrauschten Thalkessel erblicken, aus dessen Centrum der stattliche Kirchthurm von Cortina hervorragt, so offenbart sich der Reichthum des Dolomitengebietes an großartigen Alpweiden doch erst dem, der über die Pässe im Norden oder Süden der Tofana von Cortina aus westwärts wandert. Sie erscheinen hier meist in der Gestalt schwach geneigter, oft muldenförmiger oder hügeliger Hochebenen, die, von einem Ringe von Dolomitfelsen rings um-

Digitized by Google

geben, uns an ihre Entſtehung aus den Lagunen der Korallenriffe gemahnen. So liegt im Norden die große und kleine Fanis- oder Fannesalp, von den Randfelſen des Kreuzkofels und anderer Bergrieſen wie von einer gewaltigen zinnengekrönten Mauer umſchloſſen, „gleich einer alten Reichsſtadt nur durch enge Thore, die Scharten der Dolomitzähne, zugänglich,“* faſt in Form eines menſchlichen Herzens, bis zu drei Stunden breit und faſt vier Stunden lang. Aber während wir hier im Inneren ein wildes Durch-

Süden des Gröbner Thales mit ihren ſiebzig Sennhütten und dreihundert „Stadeln“,* eine rieſige bemattete Hochmulde nach der Mitte zu ſich allmählich bis zu 1450 m hinabſenkend, an ihren felſigen Rändern, wo öſtlich der Mahlknecht, nördlich der Puflatſch, ſüdlich die Roßzähne von ihr emporſteigen, ſich bis zu 2300 m erhebend: das Eden der Botaniker wie der Geognoſten und deshalb von ihnen ſeit langer Zeit beſucht und durchforſcht wie das Faſſathal von den Mineralogen.

Große Seen fehlen unſerem Gebiete

Der Miſurinaſee.

einander von üppigen Grasflächen, Karrenfeldern, Haufen von Steinblöcken, durchzogen von hohen Felſengraten, finden, ſo bilden dagegen die benachbarten Alpen von Inciſa und Prelongei zwiſchen Buchenſtein und Enneberg weitgedehnte ununterbrochene Wieſenflächen, bedeckt mit dem bunteſten Blumenflor und von einer Ueppigkeit des Graswuchſes, wie ſie ſich ſelten in einer Höhe von 1600 bis 2000 m wiederfinden dürfte. Aber auch die Krone aller Alpweiden, das Wunder von Tirol, gehört zu unſerem Gebiet: die zwölf Stunden im Umfang haltende Seißer Alp im

gänzlich; auch an kleinen iſt es nicht gerade reich zu nennen. Die vorhandenen aber zählen, ihrer herrlichen Umgebungen wegen, zu den ſchönſten Zierden desſelben: der ſtille durchſichtige Toblacher See, rings von dichtem Tannenwald umgeben, aus dem die grauen Felſenhäupter hoch herausragen; der Dürrenſee bei Landro, in dem die rieſigen Gipfel des Criſtallomaſſivs mit ihrem Gletſcher ſich ſpiegeln; der See von Miſurina zwiſchen Schluderbach und dem Paß der drei Kreuze, der nach Cortina hinüberführt, mit dem Berg-

* Schaubach: Die deutſchen Alpen. 1. Aufl. IV, 153.

* Nach Bädeker. Schaubach a. a. O. IV, 114 giebt dreihundert Hütten und vierhundert Stadel (Heuſchober) an.

amphitheater des Sorapiß, Antelao und der Marmarole im Hintergrunde; der Pragser Wildsee, in dem die hellgrauen Felsmassen des Seekofels verdoppelt erscheinen; endlich das strahlend blaue Auge des Sees von Alleghe im tiefen Grunde des Cordevolethales, überragt von dem in Riesenzacken über ihm aufsteigenden Kegel der Civetta — sie alle dürften, wenn man ihre geringe Größe in Anschlag bringt, wenige gleichberechtigte Nebenbuhler in anderen Alpengebieten finden.

Wunderbar erhöht wird die Mannigfaltigkeit des Schauspiels in den Dolomitalpen durch die vielfach wechselnde, oft lebhaft contrastirende Färbung des Gesteins. Von dem beinfarbigen Blaßgelb oder lichtem Hellgrau, ja zuweilen, wenn auch nur in einzelnen Flecken und Streifen schneeigen Weiß des echten Dolomits, treten uns alle Nuancen von Grau, Braun und Roth bis zu den dunkelsten Farbentönen entgegen. Wo in Buchenstein die Bergwässer und Schutthalden das Trümmergestein zusammengehäuft haben, liegen milchweiße und kohlschwarze, grüne, gelbe, rothe und mehrfarbige Stücke bunt durch einander. Nicht minder als die Farben sind die Arten der Gesteine selbst verschieden. Bestehen die hohen Felskolosse fast ausschließlich aus Kalk und Dolomit, so bilden ungeschichtete Gesteine häufig ihre begrünte Basis oder durchsetzen sie in Gängen und Adern. Das Travignolothal im Süden steigt zwischen Granitfelsen empor, während später sein Bach über rothen Porphyr hinfließt. Von dem Eisackthale aus erhebt sich das letztgenannte Gestein zu bedeutender Höhe am Westende der Seißer Alp. Dunkler Melaphyr bildet die schöne grüne Bergkette zwischen dem Livinalongothal in Buchenstein und der Marmolada. Ueberall lagern mannigfaltige Tuffe und Mergel am Fuße der Kalkfelsen. Das obere und mittlere Avisiothal (Fassa- und Fleimser Thal) bestehen aus einem bunten Gemenge von rothem und grünem Porphyr mit Sand, Dolomit, Kalk, Granit und Syenit. Ein eigenartiger Syenit bildet die Massen des Monte Morzon und Monte Riccobetta in der Nähe der wilden Dolomitzacken des Monte di Loch; er enthält hauptsächlich jenen Reichthum an Mineralien, um derentwillen das Fassathal so berühmt ist. Schaubach erzählt, daß, als er in Vigo, dem Hauptquartier der Mineralogen, einer sonntäglichen Procession beiwohnte, während Alles betend auf den Knieen lag, einer der Knieenden ihm im Gebetstone fortwährend die Worte: Albit, Fassait, Vesuvian, Ceylanit ꝛc. zugeflüstert habe. Denn diese Mineralien sind bereits zu einem schwunghaften Handelsartikel geworden, ebenso wie die mannigfaltigen Versteinerungen der fossilienreichen grauen Mergellager von Sanct Cassian, welche die ungestümen Gebirgswasser in Erdlöchern und Gräben zusammenspülen.

Nicht minder mannigfaltig ist die Flora des Gebietes. Während der bunte üppige Blumenflor der Wiesen im Juni und Juli selbst die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Laien erregt, bieten die höheren, nicht selten bis 8000 Fuß hinauf pflanzenbekleideten Berge dem Botaniker eine reiche Ausbeute seltener Alpengewächse. Berühmt vor Allem durch ihre floristischen Schätze ist die Seißer Alp, kaum minder der flache Rücken des fast 2600 m hohen Monte Nuvolau. Statt den Leser durch lange Namensverzeichnisse zu ermüden, möchte ich nur einer einzelnen allbekannten Pflanze als Beweis der wunderbaren Eigenthümlichkeit unseres Gebietes auch nach dieser Richtung hin erwähnen. Das Edelweiß (Gnaphalium leontopodium L.), das in der Schweiz und Nordtirol zwar massenhaft zum Verkaufe angeboten wird, das aber die meisten Touristen gewöhnlichen Schlages als selbstgepflückte Trophäen an den Hut zu stecken sich vergeblich sehnen, ist hier nicht nur an leicht zugänglichen Stellen der höheren Berge in Menge zu finden, sondern steigt bis in den Thalkessel von Cortina herab, wo es an einer Stelle, kaum 1250 m über dem Meere, in dichter Fülle den Boden bedeckt. Aber während es in der Nähe der Schneeregion erst im Hochsommer seine Blüthenköpfe ausbreitet, zeigt es hier schon zu Anfang des Juni nur noch die welken Reste. Ja, in der unmittelbaren Nähe von Agordo, das nur 628 m hoch liegt, findet sich das Edelweiß bis zur Thalsohle hinab unter den Gewächsen des Südens — freilich hier nicht mehr mit dem dichten weißen kältewehrenden Sammetpelz bedeckt, der neben der einzigartigen sternförmigen An-

Digitized by Google

schaften der Nordtiroler Kalkalpen, Innsbruck, Hall, die Talschaft Wattens, Schwaz, Jenbach, Zell am Ziller, Mayrhofen, Kufstein, Kitzbühel, Kirchdorf, Reutte, Landeck, Imst, Telfs, Zirl, Seefeld, Leutasch, Mittenwald, Scharnitz, Hall, Absam, Thaur, Rum, Ampass, Igls, Vill, Aldrans, Lans, Patsch, Sistrans, Mutters, Natters, Völs, Kematen, Axams, Grinzens, Rinn, Mühlau, Arzl, Pradl, Amras, Wilten, Ambras, Hötting, Arzl, Zirl, Martinswand, Pettnau, Telfs, Pfaffenhofen, Mötz, Imst, Karrösten, Silz, Haiming, Ötztal, Ötztal, Ötztal

schwer anzugeben. Von einer starken Bevölkerung kann natürlich in einem rauhen, zum größten Theile unbewohnbaren Berglande, wo selbst die Thaldörfer zwischen 628 (Agordo) und 1643 m (Colfosco) hoch liegen, keine Rede sein. An Städten fehlt es gänzlich: Bruneck an der Rienz im Norden, Belluno an der Piave im Süden, Bozen an dem Eisack im Westen sind die nächsten bedeutenden Orte. Auch die Dörfer sind meist dünn gesäet, ausgenommen in den wenigen größeren Thälern, zumal nach Süden hin. Der größte Ort ist Agordo am Südrande mit 3000 Bewohnern; im Norden sind die Dörfer und Weiler, die oft nicht einmal 100 Einwohner zählen, in größerer Anzahl zu Gemeinden zusammengefaßt. Das von Toblach bis Acquabuona acht Stunden lange Ampezzothal besteht nur aus zwei solcher Gemeinden.

Nach öffentlichem, zumal politischem Leben sucht man, so lange nicht etwa einige Hetzcapläne die Bevölkerung in Aufregung versetzen, im Hochgebirge überhaupt vergeblich. Die armen Bewohner haben im Allgemeinen ihre Kräfte zu nöthig, um der Natur ihre dringendsten Lebensbedürfnisse abzuringen, als daß ihnen Zeit und Sinn für politische Agitation übrig bliebe. Im Winter, wo es den Meisten an Muße dazu nicht gebrechen würde, ist der Verkehr von Dorf zu Dorf, ja zuweilen von Haus zu Haus durch die tiefe Schneewüste, die sich ringsher ausdehnt, zum größten Theile unterbrochen, geschweige der mit den fernen städtischen Centren des öffentlichen Lebens. Das gilt von den Bewohnern unseres Gebietes in hervorragender Weise. Natürlich gehören nach der Ansicht der Italianissimi seine österreichischen, italienisch redenden Bewohner zur Italia irredenta. Sie selbst aber scheinen, so weit ich es zu beobachten Gelegenheit hatte, unter dem Schutze des Doppeladlers ganz zufrieden. Es scheint auch nicht, daß hier in neuerer Zeit wenigstens das romanische Element das germanische weit nordwärts gedrängt habe, wie im nahen Etschthal, wo übrigens nach der Behauptung des Bozener Gelehrten Dr. Angerer diese Bewegung seit dreißig Jahren zum Stillstande gekommen sein soll.

Obwohl die österreichische Regierung wenigstens für den Elementarunterricht der Bevölkerung nach Kräften Sorge trägt, darf man natürlich bei diesen weltfernen Dorfbewohnern überhaupt keinen hohen Grad geistiger Bildung erwarten; dagegen scheinen sie Sinn und Begabung für die Kunst und das Kunsthandwerk zu besitzen. Sie lieben die Musik und pflegen sie in ihren Feierstunden an Sommerabenden und in den langen Winternächten. Während unseres Aufenthaltes in Cortina wurden wir zu einer Bauernfamilie auf einem der nahen Dörfchen geladen, wo die Glieder derselben mit einigen Nachbaren ein Vocal- und Instrumentalconcert arrangirt hatten, das sich, wenn auch Violoncell und Geige Manches zu wünschen übrig ließen, auch von Notenheften keine Rede und die Musik ganz naturalistisch war, bei dem richtigen Gehör, dem natürlichen Geschmack und den frischen Stimmen der Sänger und Sängerinnen ganz gut anhörte. Daß es auch an Lust und Talent zur Malerei nicht fehlt, beweisen die trefflichen Fresken Giuseppe Ghedina's in Cortina und das Atelier seines Bruders Luigi, sowie die originelle Ausschmückung des Gasthauses zu Corvara mit Federzeichnungen und Gemälden. Hier wie überall befördert die österreichische Regierung das Kunstgewerbe, während der deutsch-österreichische Alpenverein bemüht ist, den Zöglingen der Industrieschulen Gelegenheit zu bieten, das Erlernte für eigene Rechnung zu verwerthen. Die Holzschnitzschulen und Werkstätten von Gröden beschäftigen den größten Theil der Jugend des Thales; die Schulen von Cortina bieten Gelegenheit, das Schnitzen und Einlegen in Holz, Elfenbein und Perlmutter (Intarsia) wie das Anfertigen von Filigranarbeiten in Gold und Silber zu erlernen, während Predazzo am Avisio sich einer nicht unbedeutenden Marmorindustrie rühmen kann.

Von einem gemeinsamen physischen und psychischen Habitus der Bewohner des Dolomitengebietes kann bei der Verschiedenheit der Abstammung und der Isolirung der einzelnen Thäler und Bezirke kaum die Rede sein. Im nördlichen deutschredenden Theile des Ampezzothales finden wir wie andere Trachten so auch andere Gestalten und andere Gesichtsbildung als in der Gegend von Cortina,

Digitized by Google

während die Bewohner von Buchenſtein, Enneberg und Gröden wieder einen ganz verſchiedenen Typus darbieten. Als der ſchönſte und kräftigſte Menſchenſchlag erſchienen uns die Cortineſen, den Lombarden ähnlich hoch und kräftig gebaut, mit dunklen Haaren und Augen und ausdrucksvollen Zügen, in denen ſich jede Bewegung des Gemüthes widerſpiegelt. Unter der Jugend beider Geſchlechter fehlt es nicht an ſchönen ſchlanken Geſtalten ohne mangelnde Rundung der Formen.

Faſt nirgends, ſelbſt in den hochgelegenſten Dörfern, finden wir die flachen, ſteinbeſchwerten Dächer, wie ſie in dem größten Theile der Alpen die Regel bilden. Steinhäuſer ſind nicht gerade ſelten; relativ große und weißangeſtrichene Holzhäuſer mit weit ausladendem Dache, nur ausnahmsweiſe mit umlaufenden Galerien wenigſtens im nördlichen Theile vorherrſchend. Häufig ſind ſie mit einer Art von Veranda oder einem weit ausſpreizenden Vordach verſehen, unter deſſen Schutze

Die Gruppe des Monte Criſtallo von Schluderbach aus.

Dem Fremden gegenüber erſcheinen die Eingebornen zwar keineswegs ungeſchliffen oder zurückſtoßend, aber doch meiſt nur wenig zuvorkommend, niemals aufdringlich, ebenſo wenig unterwürfig oder gar kriechend. Das Bettelweſen, auf öſterreichiſchem Gebiete ſtreng verpönt, findet ſich ſofort wieder, ſobald wir die italieniſche Grenze überſchreiten. Im Ganzen ſcheint die Bevölkerung gutartig. Die Zahl der Vergehen und Verbrechen iſt verhältnißmäßig gering. Die katholiſche Religion iſt Alleinherrſcherin im ganzen Gebiete; doch iſt uns nirgends eine Spur von Intoleranz entgegengetreten.

Die Bauart der Häuſer iſt verſchieden. wohl auch die ſonſt meiſt freiſtehenden „Korngalgen“, d. h. die Gerüſte angebracht ſind, auf denen das Getreide getrocknet wird.

Die Haupterwerbsquelle der Bewohner iſt natürlich die Viehzucht, zumal die des Rindviehs. Die Hauptausfuhr der Thiere ſelbſt wie ihrer Producte findet nach Italien ſtatt. In den Thälern und häufig auch an den Bergen bis zu einer Höhe von weit über 5000 Fuß finden wir Weizen, Roggen, Hafer, Gerſte, Kartoffeln und Pferdebohnen (Vicia faba); in den ſüdlichen Thälern ſpielt der Mais eine nicht unbedeutende Rolle; doch producirt das Land im Ganzen höchſtens ein Drit-

tel seines Bedarfes an Mehlfrüchten selbst. Das Leben der meisten Bewohner ist das denkbar einfachste. Die Producte der Milchwirthschaft, Käse und etwas Brot, in den südlichen Theilen die unentbehrliche Polenta, bilden die Nahrung der großen Mehrzahl. Fleisch sucht man in den weniger von den Fremden frequentirten Thälern oft sogar in den Wirthshäusern vergeblich.

Noch einfacher freilich lebt der Gemsenjäger, den seine Leidenschaft tage- und wochenlang in den unwirthbaren Felswüsten des Hochgebirges umhertreibt. Ein merkwürdiges Beispiel eines solchen Lebens führt uns Gottfried Merzbacher bei dem Berichte über die Ersteigung des Monte Muro unweit Agordo vor:*

„Mariano lebt jahrein jahraus in den unzugänglichen Felsen dieses Gebirgsstockes, jeder sich noch hierher verirrenden Gemse den sicheren Tod bringend. Während der Nacht und der Stürme sucht er Schutz in den vielen Höhlen oder Felsspalten. In solchen Höhlen bereitet er sich auch sein spärliches Mahl aus Polenta... Nur im tiefen Winter steigt er nach dem Dorfe Sagron herab, bei einem Bauer gegen Holzspalten oder ähnliche Arbeit nächtliche Unterkunft auf dem Heuboden und Darreichung geringer Speise in Anspruch nehmend. Alle Versuche, ihn zu einem Aufgeben dieses wilden Lebens zu veranlassen, scheiterten an seinem ungebändigten Triebe zur Freiheit und an seiner Jagdlust, bei deren Befriedigung er längst den Werth der Gewohnheiten und Bedürfnisse civilisirter Menschen zu schätzen verlernt hat. Seine genaue Kenntniß des Gebirges, seine Gewandtheit und Zuverlässigkeit, seine Bescheidenheit und bis zur Sorgfalt sich steigernde Gutmüthigkeit gegen Andere hätte die Section Agordo (des italienischen Alpenclubs) veranlaßt, ihn zum Führer für den Piz Sagron bestimmen zu wollen; allein wenige Tage, nachdem man ihm Seil und Eispickel behändigt, würden dieselben wieder verkauft sein, um Pulver und Blei dafür anzuschaffen. So schweift er sein Leben lang, als einziger Begleiter seine Büchse, als Bett und Wohnung die harten Felsen, frei in den wilden Felsgebieten des Sasso di Muro umher, die nur ihm ganz allein bekannt sind, den Elementen trotzend und die Gesetze der Menschen wie ihre Sitten und Gewohnheiten verachtend, der Vagabund der Berge und zugleich ein lebendiges Beispiel, wie wenig der Mensch bedarf, um glücklich zu sein."

Ich schließe hier diese kurze Skizze der Dolomitalpen. Sollte ein oder der andere Leser sich versucht fühlen, dieselben zum Ziele seiner nächsten Sommerreise zu wählen, so darf ich ihm im Voraus versichern, daß er seinen Entschluß nicht bereuen, daß er eine Reihe großartiger und einziger Hochgebirgsbilder an sich vorüberziehen sehen und die herrlichsten Erinnerungen mit in die Heimat nehmen wird.

* Zeitschrift des deutsch-österreichischen Alpenvereins. 1879. Heft 2, S. 317.

Digitized by Google

Karl von Piloty.

Eine Skizze

von

Friedrich Pecht.

Mit Kaulbach und Schwind, den beiden Romantikern in classicistischer Form, hatte sich die cornelianische Schule vollkommen ausgelebt. Ihre Unfähigkeit, sich selbst weiter zu bilden und es ohne Verleugnung ihrer stilistischen Principien zu einer größeren künstlerischen Vollendung, vorab zu einem halbwegs genügenden coloristischen System zu bringen, hatte sich aufs unwiderleglichste erwiesen. Konnten sie sich doch nicht einmal zu irgend einer wenn auch noch so mangelhaften Technik erheben! Eine weniger conventionelle, aus erneutem Zurückgreifen auf die Natur hervorgegangene Kunstrichtung war daher unvermeidlich. Denn Cornelius' echtes Pathos hatte sich bei seinem skeptischen Nachfolger im Directorium der Münchener Akademie bereits in ein unleidlich theatralisches Wesen verflüchtigt, von dem selbst der immerhin viel naivere Schwind ebenso wenig völlig frei blieb wie Kaulbach's reichbegabter Schwiegersohn Kreling, wennschon der Letztere dem Realismus in seiner Nürnberger Kunstschule bereits Concessionen machte, zu denen sich die Münchener Akademiker nicht entschließen wollten. Eben darum, weil sich diese cornelianische Schule so ganz unfähig erwies, ein lebendiges Verhältniß zur Natur und damit eine wahrhaft eigenthümliche Sprache zu gewinnen, mußte beides durch das Aufkommen einer entschieden realistischen Richtung erobert werden. Der Realismus hatte in München auch schon neben der herrschenden cornelianischen Schule existirt, war erst durch Peter Heß und Albert Adam sowie durch Stieler und eine Anzahl Landschafts- und Genremaler vertreten gewesen, bis ihn der in Paris ausgebildete Schorn auch auf die eigentliche Historienmalerei übertrug. Nach dem frühen Tode dieses Meisters trat sein Schwager Karl Piloty an seine Stelle mit um so größerem Erfolg, als er von der Natur offenbar in ungewöhnlichem Maße für die Rolle bestimmt war, die er nachher so glänzend ausgefüllt hat.

Giebt es seit Rafael und Holbein bis auf Mengs und Cornelius in der Kunstgeschichte unzählige Beispiele für das Naturgesetz der Vererbung und die dadurch erzielte Steigerung des künstlerischen Talents, so darf man sich billig wundern, daß bis jetzt weder unsere Erziehung noch unsere staatlichen Einrichtungen die geringste Rücksicht auf dieses doch unzweifelhafte Verhältniß nehmen, während sich die Productionskraft der Nation durch seine geschickte Ausnutzung vielleicht wesentlich steigern ließe. — Ist doch jene Kasteneintheilung, welche den orientalischen Staaten eine solche ungeheure Macht verlieh, offenbar aus der Erkenntniß dieses Naturgesetzes hervorgegangen, ebenso wie sie derselben auch jene erstaunliche Kunstfertigkeit verdanken, die sie in so vielen Gewerbszweigen zu unseren bis heute unerreichten Mustern gemacht hat.

Digitized by Google

Auch der am 1. October 1826 geborene Karl Piloty ist ein sprechender Beweis für jenes Gesetz der Vererbung, denn er ist der Sohn eines bereits sehr begabten Malers und Lithographen italienischer Abstammung, der in München seinerzeit als Künstler ebenso geachtet wie wegen seiner geselligen Talente beliebt war. Letztere hat er indeß seinem viel tiefer angelegten und eher ernsten, ja düsteren Sohne nicht in dem Maße wie das Genie zur Kunst vererbt. Bei ihm, der besonders die Spanier und Niederländer der Münchener Pinakothek meisterhaft in Lithographie wiedergab, lernte der Knabe denn auch früh diese über Alles schätzen. Obwohl er die Akademie schon sehr zeitig mit Auszeichnung besuchte, fühlte er sich dennoch mehr zu jenen alten Meistern als zu den Lehrern hingezogen. Glühend ehrgeizig, hatte er von allem Anfang an nur Sinn für die Kunst, keinen Geschmack an irgend welchen jugendlichen Zerstreuungen. Während seine Altersgenossen in der Kneipe lagen und zechten oder die Bälle besuchten, saß er Abends zu Hause und componirte im Stile seines Lehrers Julius Schnorr. Auch hatte er schon das jüngste Gericht des Rubens mit ungewöhnlichem Geschick copirt und auch sonst große Erwartungen erregt, als der Vater plötzlich starb und die Familie ziemlich mittellos zurückließ. Um dieselbe zu retten, resignirte der sechzehnjährige Sohn tapfer auf die Malerlaufbahn, setzte sich an die Platten des Vaters, um so den Fortgang der begonnenen Unternehmungen zu sichern, auf denen die Existenz der Familie beruhte. Sechs Jahre lang mußte er dabei aushalten, bis sich durch seine Arbeit die Verhältnisse so gebessert hatten, daß er fortan sich wieder der Malerei widmen konnte. Allerdings mit sehr veränderten Anschauungen, denn er hatte indeß die berühmte Abdankung Karl's V. von Gallait auf ihrem Triumphzug durch Deutschland 1844 gesehen und durch dieselbe einen unauslöschlichen Eindruck empfangen. Ohnehin hatte er bei so früher Leitung eines großen Etablissements mit vielen Arbeitern nicht nur sein Lehrtalent, sondern vielleicht noch mehr die Selbständigkeit des Charakters ausgebildet. Auch die alten Meister waren von ihm viel genauer studirt worden, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre, da gerade von der cornelianischen Schule, die jenen doch den Stil der Composition entlehnte, ihre Technik total vernachlässigt wurde. Dann kam der Maler Karl Schorn von Paris, wo er sich an die Schule Delaroche's angeschlossen, nach München zurück und ward bald sein Schwager und Lehrer.

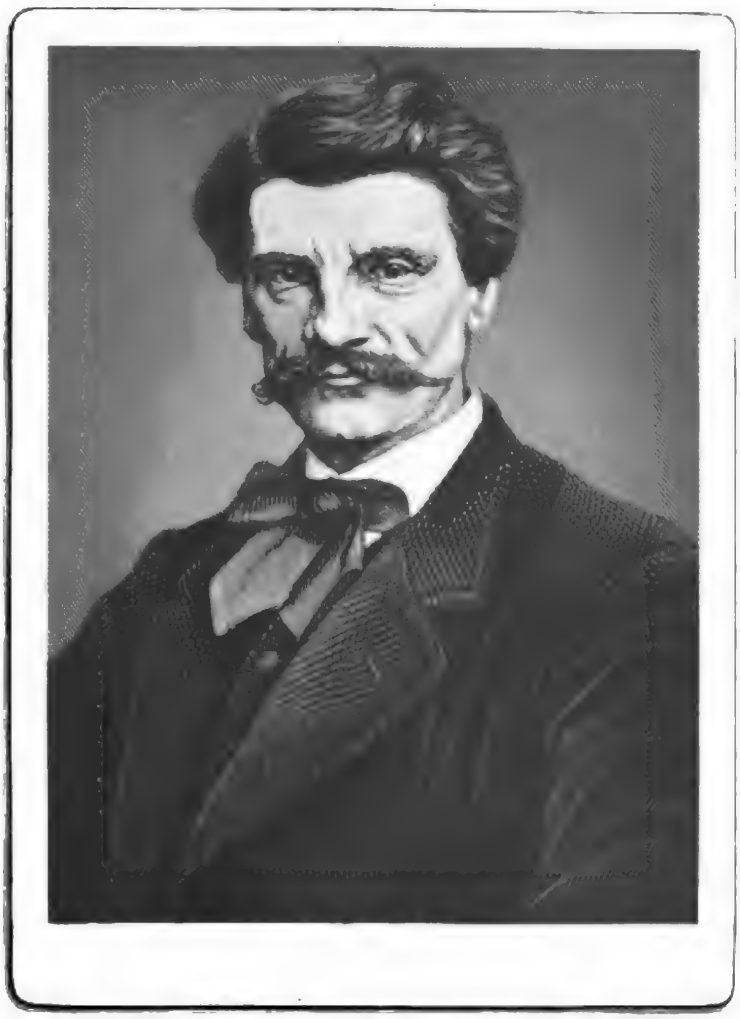
Piloty's erstes Bild: „Badende Mädchen", im Riedel'schen Geschmack, entstand jetzt unter Schorn's Leitung, nachdem ihm ein Sonnenlichteffect in seinem Atelier die Veranlassung dazu gegeben. Als zweites folgte, veranlaßt durch eine schwere Krankheit seiner Schwester, die er von ihrem Kinde Abschied nehmen sah, „Die Wöchnerin", eine rührende Schilderung dieser Abschiedsscene. Ein längerer Aufenthalt in Leipzig ward dann durch einen Besuch in Dresden beschlossen, wo ihn die Spanier der dortigen Galerie so entzückten, daß man die Spuren davon sehr deutlich auf den nun entstehenden Arbeiten sieht. Als er zurückkehrte, traf er seinen Schwager und Lehrer Schorn im Sterben. Er vollendet nun dessen letztes Bild: „Die Sündflut", eine mangelhafte Composition, deren theatralischer Charakter selbst durch die immerhin tüchtige Ausführung des pietätvollen jüngeren Künstlers nicht mehr zu verbessern war. Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris entstand, angeregt durch eine Erzählung seiner Schwester, „Die Amme", die mit ihrem vornehmen Säugling ihr eigenes Kind bei einer Ziehfrau sterbend findet und sich verzweifelnd über dasselbe wirft. Es ist das unstreitig sein bestes Genrebild, ebenso originell und edel als erschütternd wahr, so daß es einen außerordentlichen Erfolg hatte. Hierauf wurde dem rasch berühmt Gewordenen vom König Max „Die Stiftung der Liga" für die Galerie des Maximilianeums in lebensgroßen Figuren aufgetragen. Dadurch wurde Piloty auf das Feld der Profangeschichtsmalerei gedrängt, das seinen Ehrgeiz ebenso zu befriedigen versprach als es seiner Begabung zusagte. Unterscheidet sich seine ziemlich theatralische Darstellung dieses übrigens lediglich „componirten" und keineswegs historischen Vorgangs nur wenig von der bekannten Weise Kaulbach's oder der übrigen cornelianischen Nachfolger, so zeigt dafür die Ausführung im Einzelnen eine

Digitized by Google

ſtoffliche Wahrheit des Details, entfalten die meiſt unmittelbar nach der Natur gemalten Figuren eine Lebenskraft, welche bis dahin in München nicht entfernt erreicht worden war, während das Ganze jenes coloriſtiſche Element der Stimmung bereits mit großer Meiſterſchaft ausgebildet

die Piloty'ſche Malerei geblieben, im Gegenſatz zu jenem großen monumentalen Stil, der nur durch die Beſchränkung auf das Weſentliche und durch die Weglaſſung alles Zufälligen zu erlangen iſt.

Vergleicht man das obige Bild aber mit der nur zehn Jahre früher entſtandenen



Karl v. Piloty. Nach einer Photographie von Franz Haniſtaengl in München.

hat, das die cornelianiſche Schule weder kannte noch anſtrebte. — Allerdings iſt die äußere Wahrheit der Erſcheinung ſehr viel größer als die Charakteriſtik ſpeciell der Hauptperſonen; das überſah man aber in der erſten Begeiſterung für ein Werk, welches ſo unzweifelhaft von einer großen techniſchen Begabung Zeugniß ablegte.

Auf dieſem Standpunkt einer mehr genreartigen Behandlung iſt Alles in Allem

„Zerſtörung von Jeruſalem" Kaulbach's oder ſelbſt mit Schorn's „Sündflut", ſo iſt der Fortſchritt allerdings ſehr auffallend in Allem, was realiſtiſche und coloriſtiſche Wahrheit anlangt. Nie vorher war in der Münchener Schule eine ſo große Maſſe Helldunkels mit gleicher Meiſterſchaft bewältigt worden; und nach dieſer Seite hin hat Piloty ſelber jenes Erſtlingswerk kaum mehr übertroffen. Es

Digitized by Google

wäre denn durch den jetzt entstehenden „Seni vor Wallenstein's Leiche", welches Bild dieselben Vorzüge in erhöhtem Maße aufweist, im Ganzen auch origineller componirt ist und auf dem besonders die Stimmung des düsteren halbdunklen Gemachs, in welchem der einsame Gelehrte entsetzt vor der blutigen Leiche seines mächtigen Freundes und Beschützers steht, eine höchst ergreifende Wirkung ausübt. Man kann sich indeß bei näherer Betrachtung nicht verhehlen, daß, wenn hier Delaroche's „Cromwell" und „Duc de Guise" zur Composition Gevatter gestanden, die Charakteristik jener beiden historischen Figuren doch der von Piloty entwickelten ebenso überlegen wie sein coloristisches Verdienst größer ist. Delaroche war eben ein ungewöhnlich gebildeter und welterfahrener Mann, der viel beobachtet und erlebt hatte und daher viel besser wußte, wie bedeutende Menschen aussehen und wie es in der Welt hergeht, als der einsam und abgeschlossen in seinem Atelier lebende Piloty, der diese Welt eigentlich nur von den Brettern her oder aus Büchern kannte. Profanhistorie aber sollte eigentlich nur der malen oder schreiben, der sie hat machen sehen. Hierin war selbst der überaus geistvolle und weltkluge Kaulbach Piloty weit überlegen. Dagegen ist die auf diesem Bilde angewendete Technik ebenso neu als durchaus ihm angehörig und von einer Solidität, die er später nie mehr erreicht, geschweige denn überboten hat. Es bildet dadurch in der neuen Pinakothek, wo es hängt, einen förmlichen Abschnitt, den Markstein einer neuen Epoche, ganz so wie an seinem Platze der „Dante" des Delacroix im Louvre.

War der junge Meister bisher schon der Mittelpunkt und Führer aller begabteren jüngeren Elemente der Münchener Künstlerschaft gewesen, da er das Handwerk seiner Kunst besser als alle Anderen inne hatte, so sammelten sich jetzt sofort zahlreiche Schüler um den inzwischen zum Professor an der Akademie Ernannten. Durch seine glühende Begeisterung für Natur und Wahrheit, wie er sie begriff, übte er einen außerordentlich fördernden Einfluß auf die jungen Künstler aus, von denen bald viele seither berühmt gewordene, wie W. Schütz, Lenbach, Gabriel Max, Ferdinand Wagner, Hans Makart, C. Grützner, R. Seitz, Defregger, Alex. Wagner, Faber du Faur, M. Adamo ꝛc. ꝛc. sich ihm begeistert anschlossen und eine Schule bildeten, wie sie seit Mengs und Cornelius kein deutscher Meister mehr um sich versammelte. — Unstreitig hat Piloty als Lehrer noch wohlthätiger gewirkt wie als producirender Künstler, weil er bei all seiner willensstarken Energie es dennoch in seltenem Maße verstand, die Individualität seiner Schüler gewähren zu lassen, und weil er sie nur immer auf das gründlichste Naturstudium hindrängte, wie es bis dahin in München niemals getrieben worden war. Da der Zufall eine auffallend große Zahl hochbegabter junger Maler hier zusammengeführt hatte, entwickelte diese Schule bald einen ganz selbständigen Geist, so daß der an ihrer Spitze stehende Meister fast ebenso viel durch sie lernte, ja sogar von einem und dem andern (von Makart ganz entschieden) mehr beeinflußt wurde als umgekehrt diese von ihm.

Durch Tilly und Wallenstein einmal auf den dreißigjährigen Krieg geführt, malte Piloty jetzt noch eine Reihe kleinerer Bilder aus dieser Zeit, so „Tilly vor der Schlacht am weißen Berg betend", „Wallenstein krank in der Sänfte an einem Kirchhof vorbeigetragen" ꝛc., die indeß keine große Bedeutung beanspruchen, da sie weniger durch feine Naturbeobachtung als durch melodramatische Zuspitzung sich auszeichnen. Gerade das aber, was Cornelius zu einem so großen Historienmaler macht: die dramatische Fähigkeit, uns durch das Handeln und Thun eines Menschen seinen Charakter zu zeigen, besitzt der enger ans Modell gebundene, durch sein Talent mehr auf die Darstellung des Seins als des Geschehens angewiesene Piloty nicht. Dagegen ist das specifisch malerische Talent: die Fähigkeit, jedem Gegenstand die sinnlich schönste Form der Erscheinung abzugewinnen, bei ihm größer als bei Cornelius und Kaulbach.

Durch diese Vorzüge haben denn auch einige für die Façade des Maximilianeums componirte Bilder, die jetzt entstanden, allein ihre Bedeutung. Nach ihrer Vollendung zog Piloty zum ersten Mal nach Rom. Man kann nicht sagen, daß die Kunst des Rafael und Michel Angelo einen irgendwie sichtlichen Einfluß auf ihn geübt hätte; viel eher ließe sich dies von

Digitized by Google

jener der ihm verwandteren Naturaliſten wie Caravaggio und Spagnoletto behaupten. Dagegen fand er in Rom die beiden bedeutendſten Stoffe, die er überhaupt behandelt hat. Zunächſt den Nero, deſſen Bedeutung für die Geſchichte der erſten Chriſten ihm ſchon in Florenz durch die Prärafaeliten aufging. Gewiß war dies Bild des bei grauendem Morgen roſenbekränzt vom Feſte kommenden und an den Leichen der gemordeten Nazarener vorbei dem im Hintergrunde brennenden Rom zuſchreitenden Imperators ein glücklicher Griff. Trat doch der Gegenſatz der verdorbenen römiſchen Welt zu der glaubensſtarken chriſtlichen klar hervor. So konnte es nicht ausbleiben, daß der fruchtbare Stoff alsbald von Anderen: von Kaulbach, Rahl, Keller, Siemiradzky, ebenfalls bearbeitet wurde, ohne daß es einem von dieſen gelungen wäre, die Geſtalt des Nero ſelber ſo glaubwürdig und wahr hinzuſtellen, wie es Piloty vermocht hatte, dem hier die herrlichen antiken Büſten freilich die Erfindung des Charakters gar ſehr erleichterten. Leider beeinträchtigte er die Wirkung dieſer vortrefflichen Hauptfigur durch einen ſehr viel weniger gelungenen Hofſtaat und durch den etwas aufdringlichen Naturalismus, mit dem der Schutt und die brennenden Trümmer gemalt ſind. Nichtsdeſtoweniger möchte dies Bild ungefähr die Höhe ſeines Talentes nach dieſer Seite hin bezeichnen, da auch der römiſche Pöbel wie die gemordeten Chriſtinnen am Wege von erſchütternder Wahrheit ſind und da man hier doch von keiner Reminiſcenz ſprechen konnte. Denn die gleichzeitigen Werke eines Gérôme und anderer Franzoſen unterſcheiden ſich von dem ſeinigen eben ſo ſehr durch die ſchwächlichere Technik als ganz beſonders durch ihre peſſimiſtiſche Weltanſchauung. Bei ihnen triumphirt nicht nur beſtändig das Schlechte, ſondern die Menſchheit beſteht überhaupt nur aus Canaillen und Dummköpfen. Piloty aber ſtellt dem Schlechten immer das Edle gegenüber und ſichert ihm ſelbſt, wo es äußerlich unterliegt, den Triumph in unſerem Herzen. Er erſchüttert nie unſeren Glauben an die Realität des Guten wie jene Franzoſen, ſondern beſtärkt uns vielmehr in demſelben und verſchafft uns die tröſtende Gewißheit, daß es wirklich exiſtire. Sein ſittliches Gefühl iſt ſelbſt dann meiſtens richtig, wenn er demſelben, entſprechend ſeinem leidenſchaftlichen Naturell, welches überdies ſchon durch die Abſtammung zu übertriebenem Pathos hinneigt, einen zu theatraliſchen Ausdruck giebt. Dies iſt nun allerdings in jener ganzen Reihe von Bildern der Fall, welche nach dem Nero entſtand und keineswegs einen Fortſchritt, ſondern eine zunehmende Veräußerlichung ſeines Talentes zeigte, ſo der „Galilei, der im Gefängniß einen Sonnenſtrahl beobachtet", „Columbus, der zuerſt Land ſieht", die „Aebtiſſin von Frauen-Chiemſee, die an der Spitze ihrer Nonnen Plünderer zurückſchreckt", die „Kreuzfahrer, welche nach der Eroberung Jeruſalems in Proceſſion zum heiligen Grab wallen" und andere mehr. Sie bleiben ſämmtlich weit hinter jenen Erſtlingswerken zurück, ja laſſen ſelbſt die gediegene Malweiſe, das ſolide Impaſto jener Jugendarbeiten vermiſſen. Auch der 1867 entſtandene „Tod Cäſar's" wirkt mehr äußerlich als überzeugend. Ebenſo „Maria Stuart, der man das Todesurtheil vorlieſt" und der „Winterkönig, der beim Feſte die Nachricht von der Schlacht am weißen Berg erhält". Hier hat Piloty bereits überall den nach Art der Spanier ſchwärzlichen aber ernſten und ſoliden Ton ſeiner erſten Periode mit einer ſehr viel bunteren aber auch koketteren Farbenpracht vertauſcht und darüber ebenſo an Stimmung wie an Tiefe erheblich eingebüßt. Dagegen malte er in dieſer Zeit eine Anzahl guter Porträts, ſo der Grafen Schack, Palffy und andere mehr.

Das Jahr 1870 gab auch ihm einen neuen Aufſchwung und den Muth, ein Bild auszuführen, das er ſchon ſeit ſeiner Jugend mit ſich herumgetragen und das ihm dann ſpäter, nachdem er die herrliche Geſtalt der angeblichen Thusnelda in der Loggia dei Lanzi geſehen, nie mehr aus dem Sinn gegangen war: den Triumph des Germanicus über die Deutſchen, in dem die gefangene Cheruskerfürſtin figurirte. Sie, mit königlicher Würde, ſtolz und ungebrochen, ja faſt drohend einherſchreitend, den ſcheu umherblickenden kleinen Thumelicus an der Hand, iſt die eigentliche Siegerin in dem gewaltigen Bilde, welches uns die innere Verdorbenheit dieſer prachtvollen römiſchen Welt ſo deutlich malt und uns keinen Augen-

Digitized by Google

blick in Zweifel läßt, daß die trotzigen Ueberwundenen von heute morgen ihre Zertrümmerer sein werden, daß ihnen die Zukunft gehöre. Ist dies nun mit ebenso großem malerischen Talent als richtiger und tiefer Empfindung ausgesprochen, so kann man dagegen gerade dem Colorit des Bildes am wenigsten Beifall zollen. Hier bleibt Piloty wiederum hinter seinen früheren Leistungen an Kraft entschieden zurück. — Es wirkten da mancherlei äußere Umstände zusammen, um diesen unbestreitbaren Rückgang hervorzubringen: die zeitraubenden Directorpflichten, die das stille Künstlerwalten vielfach störende und doch obligatorische Repräsentation der Akademie. Dennoch vollendete er unmittelbar nachher ein anderes großes Bild, „Heinrich VIII., die Anna Boleyn zum Tode verdammend", in dem wenigstens die Figur des tückischen Tyrannen selbst vortrefflich gelungen war, wie denn das historische Porträt ebenso innerhalb der Sphäre seines Talentes liegt als die Idealfigur außerhalb desselben.

Der nach Kaulbach's Tode zum Director der Akademie Ernannte wurde jetzt auch noch geadelt und mit Auszeichnungen und Amtsgeschäften aller Art überhäuft, die er gewissenhaft, wie er es immer war, mit nimmermüdem Eifer versah. Trotzdem gewann er Zeit und Kraft, nach einigen Jahren noch sein größtes Bild für den Münchener Rathhaussaal zu vollenden, das eine Art Pantheon aller ausgezeichneten Männer und Frauen darstellt, welche der Stadt angehört haben. Wir sehen da in einem Mittelbau die Munichia, umgeben von den allegorischen Figuren der Kunst und Wissenschaft, des Handels und der Industrie, Kränze an die edeln Herren und Damen vertheilend, die sie umgeben. Ist die Anlehnung an Delaroche's Hemicycle ganz unverkennbar, so war der französische Meister dabei freilich gewaltig im Vortheil, indem er bloß die berühmtesten Künstler aller Zeiten, also eine Anzahl hochbedeutender Menschen, darzustellen hatte, zu denen er meist die herrlichsten Porträts benutzen konnte, während die Mehrzahl dieser Münchener Unsterblichen kein Mensch kennt, da ihre Reihe gerade da aufhört, wo München erst anfing, wirklich berühmte Männer zu besitzen: mit diesem Jahrhundert. Nichtsdestoweniger hat Piloty den Stoff mit großem malerischen Geschick bewältigt, das Bild ist coloristisch besser gelungen als alle seit dem „Nero" und macht einen ebenso ernst-prächtigen als wohlthuenden Eindruck. Daß wir uns hier in einer Versammlung durch Charakter wie Talent immerhin ausgezeichneter Menschen befinden, das wird uns sofort und in ehrfurchtgebietender Weise klar. Diesem imponirenden Hauptwerk folgten die „Girondisten", die, verhöhnt vom Pöbel, zum Tode geführt werden, eine schon darum viel schwächere Production, als es bekanntlich immer schwerer ist, ein fremdes als das eigene Volk zu schildern. — Ueberdies war das Format wie beim Cäsar viel zu klein; große weltgeschichtliche Begebenheiten wie die Ermordung Cäsar's oder selbst diese Hinrichtung verlangen durchaus einen entsprechenden Maßstab.

Das neueste Werk des Meisters sind die erst kürzlich vollendeten „Klugen und thörichten Jungfrauen" der Bibel, ein Stoff, der ihm ebenfalls schon seit seiner Jugend im Sinne lag. Man kann nicht sagen, daß derselbe durch dies lange Hinzögern der Ausführung an Frische der Conception gewonnen habe. Das Bild ist im besten Sinne ein akademisches, also ein sehr achtbares und solides aber kaltes Werk, das wenig Spuren der Vertiefung in seinen Gegenstand erkennen läßt, wenn es auch ein ebenso bedeutendes Wollen als Können bezeugt. Man sieht die fünf klugen Damen auf der vorderen Hälfte der Freitreppe eines Gartenpalastes schön geschmückt in Erwartung des himmlischen Bräutigams, den sie, während er für den Beschauer hinter der Scene bleibt, bereits nahen sehen und dem die vordersten jubelnd entgegengehen, indessen die thörichten auf der rückwärtigen Hälfte der Treppe theils die Schwestern um Mittheilung von Oel für ihre Lampen bitten und ziemlich schnöde zurückgewiesen werden, theils ihrer Verzweiflung auf mancherlei Art Luft machen. Daß bei einem so rein symbolischen Vorgange eine realistische Behandlung, die Alles greifbar wahr hinzustellen sucht, eher verstimmend als glaubwürdig wirken mußte, war um so unvermeidlicher, als überdies der Charakteristik der einzelnen Frauengestalten die psychologische Vertiefung fehlt.

Digitized by Google

Nichtsdestoweniger zeigt sich auch hier das, was Piloty's Wirksamkeit in unserer deutschen Kunstentwickelung zu einer so epochemachenden gestaltet hat: die Herrschaft über die technischen Mittel der Oelmalerei in einem Grade, wie sie unter uns seit Mengs Niemand mehr besaß. Haben seither mehrere Künstler, zunächst Makart, dieselbe in noch höherem Grade erreicht als er, so bleibt Piloty doch das außerordentliche Verdienst, mindestens der Münchener Schule eine neue Wendung gegeben, ihr eine bedeutende Zukunft eröffnet, das Entstehen wirklich classischer Bilder erst ermöglicht zu haben, indem er sie zu einem energischen Zurückgreifen auf die Natur veranlaßte und von einer unleidlich manierirt und conventionell gewordenen Schablone losriß. Ist also sein Verdienst vorzugsweise ein formales, so ist doch kein Künstler in München von seiner Einwirkung unberührt geblieben, wie ja die meisten der heute an der Spitze stehenden Maler seine Schüler waren. Dazu trug vor Allem die außerordentliche Energie, die seinen Charakter auszeichnet, die unwandelbare Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Principien am meisten bei. Denn um für Andere ein Prophet zu werden, muß man erst selber an sich glauben. — Nur so war es auch möglich, eine Schule zu begründen, die, durch Talent, Charakter, Nationalität und Richtung der Einzelnen in sich unendlich mannigfaltig, dennoch bis heute fest zusammenhält und dem Meister, der sie so unermüdlich zu fördern gesucht, mit für beide Theile ehrender Treue immer noch anhängt, trotzdem sich doch die Wege der Einzelnen längst geschieden. — Ist aber die Münchener Malerschule als Ganzes auch heute noch die frischeste und größte von allen in Deutschland, obwohl ihr nicht entfernt die staatliche Förderung mehr zur Seite steht wie der Berliner oder Wiener; hat sie ohne den Genuß dieser Vortheile dafür einen wahrhaft volksthümlichen, dem süddeutschen Naturell vorzugsweise entsprechenden Charakter gewonnen, so verdankt sie dies Alles Piloty, wenn nicht allein, so doch zum großen Theile. Wäre er nicht ein so eminenter Lehrer, wie hätte es da geschehen können, daß alle Richtungen ohne Ausnahme in seiner Schule vertreten blieben, daß ebenso ausgezeichnete Landschafts-, Architektur- und Thiermaler aus ihr hervorgingen als Historien-, Porträt- und Genremaler ersten Ranges, Idealisten wie Makart oder Max und Realisten wie die Mehrzahl der Anderen, — Decorationskünstler wie Rudolf Seitz oder Ferdinand Barth und Stimmungsmaler wie Schütz!

Darum kann denn auch Piloty auf sein Tagewerk mit Stolz und Befriedigung zurückblicken, er, der die Dienste, welche er der Kunst infolge seiner Natur und Bildung leisten konnte, ganz und voll geleistet hat wie Wenige.

Digitized by Google

Der Ich-Roman.*

Ein Beitrag zur Theorie und Technik des Romans.

Von

Friedrich Spielhagen.

IV.

Das neugewonnene Ich unterscheidet sich in nichts als in der Form von dem Er, wie es sich denn auch auf dieselbe Weise wie jenes aus dem actuellen Ich des Dichters metamorphosirt hat. Es ist — ebenso wie das Er — vielleicht von demselben nur durch leichte Veränderungen geschieden; es kann aber auch so weit abweichen, als es überhaupt möglich ist, ohne das geistige Band zu zerreißen, was nimmermehr geschehen darf; d. h. bei wirklichen Dichtern niemals geschieht. Die Veränderungen werden (wie in dem Er-Falle auch) ebenso den Kern des Charakters, die Denk-, Sinnes- und Empfindungsweise des empirischen Ich betreffen als die äußeren Verhältnisse und wirklichen Erfahrungen.

Betrachten wir darauf hin zuerst die innere Aehnlichkeit, welche zwischen dem Dichter und seinem Ich-Helden besteht. Daß der Verfasser des „Simplicissimus" sich in dem Helden des Romans selber schildern wollte, ist dem Commentator, der ihn ohne allen Zweifel genau kannte, ebenso selbstverständlich,* wie wir in „Tristram Shandy's" Humor trotz Thackeray's lieb-loser Analyse** Sinn, Geist und Gemüth Lorenz Sterne's widergespiegelt sehen. Ein bedeutend größerer Unterschied besteht ohne Zweifel zwischen dem leichtblütigen, leichtlebigen und leichtsinnigen Wesen des wirklichen Oliver Goldsmith und dem bis zur Starrheit charaktervollen Helden des „Vicar of Wakefield", Mr. Primrose; aber wenn der würdige Pfarrer nicht des Dichters eigen Bild war, so war es dafür das seines Vaters, dem er in der Hauptsache, der unendlichen Herzensgüte, durchaus geglichen zu haben scheint, und jetzt nur noch die eigene liebenswürdige Schalkhaftigkeit (die auch vielleicht dem Vater nicht gefehlt hat, obgleich sie nicht ausdrücklich bezeugt wird) zu geben brauchte, um die Aehnlichkeit zwischen seinem Helden und sich völlig zu machen.** Wie einseitig freilich die Aehnlichkeit zwischen Werther und seinem Dichter ist, empfindet man deutlich erst, wenn man das jugendliche Selbstporträt in „Wahrheit und Dichtung" mit Hülfe der gleichzeitigen Briefe an Kestner und Lotte und die anderen Freunde stark retouchirt hat; dagegen müßte ich mich sehr irren,

* Simplicianische Schriften. Herausgegeben von H. Kurz. I, Einleitung S. XII ff.

* Thackeray: The English Humourists of the XVIII Century. Lecture VI.

** Ebend.

* Siehe das Octoberheft v. J. und Januar- u. Märzheft d. J.

Digitized by Google

oder Gottfried Keller hat in seiner Dichtung vom „Grünen Heinrich“ bereits so viel Wahrheit aus seinem Seelenleben gegeben, daß uns selbst eine treueste Autobiographie nach dieser Seite nicht viel neue Aufschlüsse bringen könnte. Ebenso läge die Geringfügigkeit der Charakterdifferenzen zwischen „David Copperfield“ und Charles Dickens auf der Hand, wenn J. Forster es in seiner Biographie des Dichters nicht überzeugend für alle Welt nachgewiesen hätte;* während allerdings ein gewaltiger Abstand den feinen, gehaltenen, rücksichtsvollen Thackeray von dem durchfahrenden cynischen „Barry Lyndon“ des gleichnamigen Romans zu trennen scheint, wofür denn aber aus „Charles Yellowplusch“ dummschlauem Bedientengesicht hell und scharf die satirischen Augen des Verfassers des „Book of Snobs“ blicken und „Mr. Samuel Titmarch“ voll die Züge des jungen, wie „Henri Esmond“ die des gereiften Dichters zeigt. — Auch die Treue, mit welcher Alphonse Daudet in seinem charmanten Ich-Roman „Le Petit Chose“ sein jugendliches Selbstporträt gezeichnet hat, kann nicht minder groß sein, oder Daniel Eyssette, der Held des Romans, hätte nicht, ohne aus dem Charakter zu fallen, mit denselben Gedichten im Privatkreise debütiren dürfen, mit welchen der Autor selbst in dem ersten Stadium seiner öffentlichen Laufbahn die Herzen Aller rührte, die in Frankreich noch an die „Blaue Blume“ der Romantik glauben und sich in dem süßen Duft derselben Erquickung saugen von dem Herzweh, das ihnen der moderne naturalistische Roman mit brutaler Grausamkeit geflissentlich bereitet.**

Man sieht, die innere Aehnlichkeit zwischen dem Dichter und seinem Helden oscillirt im Ich-Roman kaum weniger zwischen den Punkten möglichster Annäherung und weitester Entfernung als in dem Er-Roman, nur daß sie vielleicht doch noch ein wenig mehr nach jenem als nach diesem gravitirt; und so verhält es sich auch mit dem hier größeren, dort geringeren Grade, in welchem der Dichter seine individuellen Erfahrungen, Erlebnisse, Lebensumstände für den Romanzweck verwendet. Wenn Goethe bis zu der tragischen Peripetie im „Werther“ seine wirkliche Relation zu der Gelieben und ihrem Verlobten annähernd treu geschildert haben wird und nun aus dem Schicksal des jungen Jerusalem den Muth nimmt, für Werther's Herzensschmerzen die Consequenz zu ziehen, welche sein eigenes Liebesleid aus guten Gründen nicht haben konnte, so wird dieser psychologisch-ästhetische Vorgang im Großen und Ganzen typisch zu nennen sein für die analogen Vorgänge, die wir in einer langen Reihe von Ich-Romanen beobachten und constatiren könnten, wenn uns die betreffenden Beweisstücke überall so ausführlich zu Gebote ständen wie in diesem Falle. Ist doch die Poesie überall darauf angewiesen, ja muß man es als ihre ganz eigentliche Aufgabe bezeichnen, daß sie aus den gegebenen Verhältnissen die idealen Consequenzen zieht, welche das mit unzähligen gleichzeitigen Verhältnissen überbürdete Leben nicht ziehen kann. Und auch hier unterscheidet sich der Ich-Roman nicht wesentlich von dem anderen Genre; nur daß wiederum die Annäherung an die gegebenen Verhältnisse besonders in den Anfängen in den meisten Fällen eine größere sein wird, als es wohl sonst der Brauch. In die Knabengeschichte Copperfield's hat Dickens, wie Forster nachgewiesen, ganze Capitel aus seiner angefangenen (und eben um Copperfield's willen nicht weitergeführten) Autobiographie eingeschaltet; auch die weiteren Etappen auf der Lebensbahn seines Helden waren dem Dichter durch seine eigenen Erlebnisse als Parlamentsstenograph, Schriftsteller u. s. w. vorgezeichnet, wogegen denn freilich David's Ehe mit dem „Child-Wife“ reine Erfindung ist und die zweite mit Agnes ein dauerndes Glück in Aussicht stellt, zu welchem bekanntlich des Dichters eigene Ehe schließlich einen betrübenden Gegensatz bildete. — Im „Simplicissimus“ dürften die actuellen Erlebnisse des Dichters wohl nur bis zum Schluß des dritten Buches stark und oft gewiß mit photographischer Treue benutzt sein, während vom vierten Buche, von der Fahrt nach Frankreich an, die Phantasie immer freier waltet, um schließlich zur völligen Phantastik auszuarten und

* The Life of Charles Dickens by J. Forster. Tauchn. Ed. I, p. 30 ff.

** A. Daudet: Le Petit Chose. II. Partie. VIII: „Une Lecture au Passage du Saumon.“

Digitized by Google

die Grenzen nicht bloß der eigenen, sondern aller möglichen Erfahrung zu überschreiten, aus Gründen, von denen wir weiter unten zu sprechen haben werden. — Wie nahe sich Keller an die eigenen Fata hält, wüßte ich nicht zu sagen; es scheint indessen, daß auch er demselben Gesetz der idealen Consequenz gefolgt ist, als er in der ersten Ausgabe des Romans den Helden aus dem Leben scheiden ließ, während derselbe in der neuen sich wieder mit dem Dichter bescheidentlich des Lichtes der Sonne freuen darf. — Eine totale Abweichung von den wirklichen Verhältnissen des Dichters findet auf den ersten Blick im „Vicar of Wakefield" statt; aber es ist damit wie mit der oben festgestellten Differenz zwischen dem bekannten Charakter des Dichters und dem, welchen er seinem Helden gegeben: das Leben in der Familie des guten Pfarrers — er hatte es selbst an dem elterlichen Herde gelebt; die Scenerie von Wakefield ist die seines Heimatdorfes; und daß er selbst auf dem Bilde nicht fehle, dafür hat er durch die Gestalt des ältesten Sohnes George gesorgt, der in der „Geschichte eines philosophischen Vagabunden" ein klägliches Fragment (und noch nicht einmal das kläglichste!) aus der eigenen Lebensgeschichte des Dichters zum Besten giebt.* — Die größte Unabhängigkeit auch nach dieser Seite beweist wiederum Thackeray, der die Erlebnisse der Helden seiner Ich-Romane fast durchweg mit völliger Freiheit erfindet, selbstverständig in dem beschränkten Sinne, in welchem das überhaupt von dem epischen Dichter gesagt werden kann.

Aber endlich, wenn der Ich-Roman, wie es scheint, unter denselben beschränkenden Gesetzen steht wie der Er-Roman, wo bleibt der Vortheil, welchen sich der Dichter versprach, als er das mühsam genug errungene Er in das ursprüngliche Ich zurückverwandelte?

Und dies nun ist der Vortheil und zugleich dasjenige Moment, welches den Ich-Roman zu einer besonderen Species in der Gattung macht: der Dichter als Ich-Held und Selbsterzähler seiner Fata gewinnt die Freiheit, welche ihm als Erzähler der Fata eines Dritten versagt war: seine subjectiven Ansichten und Meinungen ausgiebig miteinfließen zu lassen, ohne dabei dem Helden in die Rolle zu fallen; ohne den Leser aus der Illusion zu reißen, daß er es immer nur mit der einen handelnden Person zu thun hat und nicht mit zweien: mit der handelnden Person und dem Dichter, der außer der Handlung steht und mithin — im poetischen Sinne — gar keine Person ist und kein Recht hat, in dieselbe einzugreifen, wäre es auch nur in der Form von Reflexionen, mit denen er die Handlung begleitet und illustrirt.

Auch der Dichter des Er-Romans darf sich ja in der Person seines Helden (oder einer anderen Person) dergleichen Reflexionen gestatten, aber wie beschränkt diese Freiheit ist, weiß Jeder, der sich praktisch mit der Sache befaßt hat. Die Reflexion, die dem Helden (oder einer anderen Person) in den Mund gelegt wird oder auch nur durch den Kopf gehen soll, muß mit Nothwendigkeit aus der jeweiligen Situation herauswachsen; selten wird die Situation der Art sein, daß sie dem Handelnden zu langen Ueberlegungen und zum Ausspinnen seiner Gedanken und Empfindungen Zeit läßt; und wenn es schon um die Monologe auf dem Theater ein mißliches Ding ist, wo wir doch den Betreffenden vor uns sehen und ihn sprechen hören, so ist das Experiment doppelt und dreifach gewagt im Roman und erfordert eine ganz exquisite Kunst des erzählenden Dichters, soll es nicht mißlingen und sich als bare Unnatur prostituiren.

Dem Ich-Helden hingegen stehen solche Reflexionen gut, weil sie ihm natürlich zu kommen scheinen. Er ist in Action und ist es auch wieder nicht, d. h. er ist ja nur der, dem das Alles einmal passirte, der inzwischen reichlich Zeit gehabt hat, sich die seltsamen Fata zurechtzulegen, sie mit voller Objectivität nicht bloß auf ihr Wie? und Was? zu betrachten, sondern auch auf ihr Warum? — warum das so kam und unter den gegebenen äußeren und inneren Verhältnissen und Zuständen,

* „Daß Goldsmith (im Vicar) Vieles angebracht, was ihm selbst im wirklichen Leben begegnet war, wird allgemein zugegeben. Die Geschichte von George Primrose scheint eine genaue Copie der Abenteuer und der täppischen Einfalt des Autors in seiner Jugend." R. Chambers: Cyclopædia of English Literature II. p. 140.

Digitized by Google

die ihm damals ein Räthsel waren, ihm aber mittlerweile den geheimen Zusammenhang offenbarten, so kommen mußte.

Und eben, weil der Held aus der Kenntniß dieses geheimen Zusammenhanges heraus und mit dem Ueberblick über Alles, was ihm von Anfang an bis zu dem gegenwärtigen Augenblicke begegnete, seine Fata berichtet, muß dieser Bericht eine ganz andere Färbung annehmen als die Erzählung des Dichters von den Schicksalen eines Dritten. Dürfen wir doch im letzteren Falle, soll nicht alle Spannung verloren gehen oder mindestens unser Interesse eine wesentliche Einbuße erleiden, gar nicht einmal von vornherein wissen, wie diese Schicksale verlaufen und ob wir auf der letzten Seite den Helden an die Schwelle des ehelichen Gemaches oder an das Grab geleiten werden! Bei dem Ich-Erzähler haben wir, auch wenn er nicht wie Odysseus leibhaftig vor den horchenden Phäaken, d. h. vor uns steht, die freundliche Gewißheit, daß der Betreffende allen Gefahren, die wir mit ihm werden durchkämpfen müssen, glücklich entronnen ist. Nun kann ja freilich, wie von Goethe im „Werther" die Form beliebt werden, daß der Dichter sich als Berichterstatter introducirt: als der, welcher, „was er von der Geschichte des armen X. X. habe auffinden können, mit Fleiß gesammelt und wissend, daß wir's ihm danken werden, uns nun vorlege"; wo er dann freilich an einem bestimmten Punkte genöthigt sein wird, sich „als Herausgeber an den Leser zu wenden" und die Mittheilung der Briefe, aus denen er bis dahin schöpfte, „durch Erzählung zu unterbrechen". Aber, wenn uns so von dem Dichter der Ich-Roman gleichsam in einem schwarzen objectiven Rahmen präsentirt wird, ruht doch auf dem Gemälde selbst, ausstrahlend von dem abgeklärten Geiste, dem bewegten Herzen des Ich-Helden, ein seltsam warmes, seltsam reizvolles Clairobscur, höchst verschieden in seiner anheimelnden Wirkung von der unbarmherzigen Helligkeit, in welcher der völlig objective Dichter seine Gestalten und Situationen hinstellen mußte und dadurch selbst einen Schiller zu dem Fehlschluß verleitete, daß das Werk „nur im Gebiete des Verstandes liege, unter allen Forderungen des Verstandes stehe und auch an allen seinen Grenzen participire".

Gerade aber die Härte und Schärfe der Contouren, zu welcher den rein objectiven Dichter die Methode nöthigt und die ihn so leicht in den Verdacht bringt, daß er nur für den Verstand gearbeitet habe, mildert und verwischt jenes schimmernde, flimmernde Helldunkel, aus welchem die Gestalten jetzt klar hervortreten, um dann wieder in demselben zu verdämmern, und jetzt diese, dann wieder eine andere Seite zeigen in der ahnungsvoll vorausschauenden oder schwermüthig retrospectiven Beleuchtung, welche der Selbsterzähler scheinbar nach seiner subjectiven Laune und Willkür, in Wahrheit aber nach dem strengen Bedürfniß seiner künstlerischen Zwecke auf sie fallen läßt.

Wir werden später ausführlich diesen letzteren Punkt zu erörtern haben; vorläufig müssen wir daran festhalten und uns klar machen, daß es immerhin das Einmischen des dichterischen Subjects ist, welches seiner Darstellung das eigenthümliche Gepräge giebt.

Oder Einmischen ist vielleicht der rechte Ausdruck nicht, weil er das Subtile der Wirkung nicht wiedergiebt, die wohl dadurch hervorgebracht werden und darin bestehen dürfte, daß, während in dem rein objectiven Roman auch freilich Alles durch das Medium der Dichterphantasie gehen muß, aber, ohne daß wir es ahnen, ohne daß es uns zum Bewußtsein kommt, wir in dem Ich-Roman diesem Durchgang beiwohnen und denselben beobachten dürfen. In dem rein objectiven Roman ist die Phantasie gleichsam zu dem völlig stillen, völlig durchsichtigen Wasser abgeklärt, durch welches wir die Objecte nur einmal sehen in bestimmten Umrissen und Proportionen an einer bestimmten Stelle (welche bekanntlich nicht die wirkliche, sondern so zu sagen eine ideale ist); in dem Ich-Roman ist die Phantasie das leise bewegte Wasser, in welchem die Objecte ihre Stellung, ihre Umrisse und Proportionen je nach der Bewegung zu verändern scheinen, keineswegs wirklich verändern! Im Gegentheil! wir speisen in dem rein objectiven und in dem Ich-Roman genau dieselben Gerichte, nur daß sie uns dort von stummen Dienern servirt werden, hier sie uns der Hausherr selber

Digitized by Google

reicht mit der freundlichen Bitte, zuzugreifen, es uns schmecken zu lassen, mit bescheidenem Anpreisen der guten Dinge oder schalkhaften Warnungen, uns vor diesem oder jenem eventuell in Acht zu nehmen, mit beigefügten Erläuterungen und Anekdoten, wie er zu diesem Wildpret, zu jenem Wein gekommen sei, und uns so in eine Stimmung versetzt, welche die ungläubigsten Geschmacksnerven unmerklich aber sicher beeinflußt.

Der Kundige wird wissen, was ich in diesen Bildern ausdrücken will, aber auch ihm wird es vielleicht nicht unwillkommen sein, wenn ich durch ein paar Beispiele die Veränderung zu illustriren versuche, welche mit dem Object vorzugehen scheint, sobald wir es durch das Medium der Phantasie des Selbsterzählers sehen.

Man vergleiche das Proömium der Odyssee mit den Versen, in denen Odysseus dasselbe Thema den horchenden Phäaken ankündigt:

Melde den Mann mir, Muse, den vielgewandten, der vielfach
Umgeirrt, als Troja, die heilige Stadt, er zerstöret;
Vieler Menschen Städte gesehn und Sitte gelernt hat,
Auch im Meere so viel herzkränkende Leiden erduldet —

Und nun der Held selbst:

Meine Bedrängnisse selbst, die jammervollen, zu hören
Wünschest du; daß ich noch mehr in Gram und Kummer versinke.
Was doch soll ich zuerst und was zuletzt dir erzählen?
Weil ja der Leiden mir viele gesandt die himmlischen Götter!

Wer empfände nicht die tiefere Resonanz, welche die gesperrten Worte der scheinbar identischen Musik verleihen! ja, müßte doch eigentlich jedes Wort gesperrt werden, da jedes, wie unmerklich immer, zu dieser Vertiefung beiträgt!

Und wenn Athene die Sehnsucht des Helden aus den Armen der Kalypso nach der Heimat noch so warm und herzlich schildert:

Dessen Tochter verweilt den ängstlich harrenden Dulder;
Und beständig mit holden und sanft einnehmenden Worten
Schmeichelt sie, daß er vergesse der Ithaka. Aber Odysseus
Sehnsuchtsvoll nur den Rauch von fern aufsteigen zu sehen
Seines Lands, ja zu sterben begehrt er! —

wie so viel rührender ertönt die Heimwehklage von den Lippen des Dulders selbst:

Siehe, mich weilete zwar die herrliche Göttin Kalypso
In der gewölbeten Grotte, mich ihr zum Gemahle begehrend;
So auch weilete mich die Äerin Kirke voll Arglist
Dort in ihrem Palaste, mich ihr zum Gemahle begehrend:
Dennoch konnten sie nie mein Herz im Busen bewegen.
So ist nichts doch süßer denn Vaterland und Erzeuger
Jeglichem, wer auch entfernt ein Haus voll köstlichen Gutes
Wo im Fremdlingslande bewohnt, von den Seinen gesondert.

obgleich hier das Rührende mehr in der Fülle der Klage liegt, die sich in Worten nicht ersättigen zu können scheint, als in der Prägnanz des Ausdrucks, welche in Athene's Bilde von dem aufsteigenden Rauch als verflatterndem Symbol des festgegründeten heimischen Herdes eine wahrhaft göttliche dichterische Höhe erreicht.

Aber, wenn so bereits im antiken Epos das Ich nach Licht und Luft ringt, wie zart und keusch lauscht es aus seiner objectiven Hülle hervor! so zart und keusch, daß ich mit Recht in dem ersten Capitel unserer Abhandlung behaupten durfte, es gebe im classischen Alterthum kein Ich-Epos und könne keins geben in dem Sinne, in welchem wir von einem Ich-Roman zu reden haben würden. Es mußte dazu das dichterische Subject erst jene Hülle lockern und sprengen, indem es sich mit prometheischem Trotz auf sich selbst besann, und daß es keinem Gott und keiner Göttin seine poetische Hütte verdanke und seinen Künstlerherd, dessen Feuer doch nur die Glut des eigenen Herzens ist, die jetzt in dunkelrother Lohe der Leidenschaft aufflammt, jetzt in satirischen Garben und Funken sprüht oder ein humoristisches Wechsellicht über die Welt flackern läßt.

So sprühen die satirischen Funken und flackert das humoristische Licht in der Schilderung, welche Simplicissimus von der Hütte entwirft, an welche sich seine frühesten Erinnerungen knüpfen:

„Mein Knän (denn also nennet man die Vätter im Spessert) hatte einen eignen Pallast, sowol als ein andrer, ja so artlich, dergleichen ein jeder König, er mag auch mächtiger als der große Alexander

Digitized by Google

ſelbſt ſein, mit eignen Händen zu bauen nicht vermag, ſondern ſolches in alle Ewigkeit wohl unterwegen laſſen wird; er war mit Laimen gemahlet, und an ſtat des unfruchtbaren Schiefers, kalten Bleyes und roten Kupffers mit Stro bedeckt, darauff das edel Getraid wächſt; und damit er, mein Knän, mit ſeinem hochgeachteten und von Adam ſelbſt herſtammenden Adel und Reichthum recht prangen möchte, ließ er die Maur um ſein Schloß nicht mit Maurſteinen, die man am Weg findet, oder an unfruchtbaren Orten auß der Erde gräbet, vielweniger mit liederlichen gebackenen Steinen, die in geringer Zeit verfertigt und gebränt werden können, wie andre große Herren zu thun pflegen, auffführen, ſondern er nam Eichenholtz darzu, welcher nutzliche edle Baum, als worauff Bratwürſte und fette Schuncken wachſen, biß zu ſeinem vollſtändigen Alter über 100 Jahre erfordert. Wo iſt ein Monarch, der ihm dergleichen nachthut? Wo iſt ein Potentat, der ein gleiches ins Werck zu richten begehret? Seine Zimmer, Säl und Gemächer hatte er inwendig vom Rauch gantz erſchwertzen laſſen, nur darum, weil diß die beſtändigſte Farbe von der Welt iſt und dergleichen Gemähld biß zu ſeiner Perfection mehr Zeit brauchet, als ein Kunſtlicher Mahler zu ſeinen trefflichſten Kunſtſtücken erheiſchet. Die Tapezereyen waren das zärteſte Geweb auff dem gantzen Erdboden, denn diejenige machte uns ſolche, die ſich vor Alters bemaß, mit der Minerva ſelbſt um die Wette zu ſpinnen" u. ſ. w.

Man vergleiche mit dieſer Schilderung die eines objectiven Dichters, z. B. das Bild, welches W. Scott im „Waverley" (Cap. XI) von der Schenke macht, in die der Baron von Bradwardine ſeine Gäſte geleitet. Da ſind dieſelben primitiven Zuſtände: derſelbe ſchwarze Rauch, der in Ermangelung eines Schornſteins durch die Thür ſeinen Abzug nimmt, dieſelben Spinnenwebe, „mit denen der ſchwere Deckbalken dick tapezirt war" u. ſ. w.; aber der Dichter zeigt uns das Alles in einer beſtimmten Beleuchtung, nur von einer Seite, wie uns ein wirkliches Bild ſeine Gegenſtände zeigt, während wir im „Simpliciſſimus" dasſelbe Object gewiſſermaßen zweimal ſehen: die miſerable Bauernwohnung, wie ſie in Wirklichkeit iſt, und wie ſie in der Erinnerung eines Mannes erſcheint, der inzwiſchen die große Welt kennen gelernt hat: doppelt miſerabel und doch, verglichen mit dem hohlen Prunk der Paläſte wirklicher Könige, nicht ohne idylliſchen Reiz und eine in ſich ſelbſt ruhende Herrſchermäßigkeit.

Ich gebe zu: der große Unterſchied, der ſich bei der Vergleichung dieſer Schilderungen herausſtellt, kommt zu einem nicht geringen Theil auf Rechnung des verſchiedenen Zeitgeſchmacks; aber, ſchwindet gleich jener krauſe Humor mit dem ſiebzehnten Jahrhundert, die Methode bleibt dieſelbe auch in der unendlich verfeinerten Anwendung eines Lorenz Sterne, wenn er uns zuerſt den todten Eſel auf der Landſtraße zeigt als einen eklen Gegenſtand, vor dem der Gaul des braven La Fleur Reißaus nimmt, und dann in der kummervollen Erinnerung des alten Mannes, der ihn verloren, und nun weinend auf der Steinbank vor der Thür des Gaſthauſes mit dem Zaum in der Hand ſitzt und klagt: „Ich fürchte, die doppelte Laſt meines Körpers und meiner Leiden ſind zu viel für ihn geweſen — ſie haben die Tage des armen Thieres verkürzt —" und der Dichter und Ich-Held die Moral der Geſchichte hinzufügt: „Schande über die Welt! liebten wir nur einander wie dieſe arme Seele ihren Eſel — es wäre etwas!"

Aber um die Wirkung hervorzubringen, bedarf es durchaus nicht jener ausdrücklichen zweimaligen Vorführung desſelben Objects, wie ſie Sterne liebt, — ſie ergiebt ſich vielmehr von ſelbſt aus der Darſtellung, wenn der Darſteller, wie er es als Ich-Dichter thun muß, immer zugleich vorwärts und rückwärts ſchaut. Man leſe darauf hin folgende Stelle aus Dickens' „Copperfield":

„Ich war ein nachgeborenes Kind. Meines Vaters Augen hatten ſich bereits ſeit ſechs Monaten für das Licht der Welt geſchloſſen, als die meinigen ſich demſelben öffneten. Selbſt jetzt noch liegt etwas Seltſames für mich in dem Gedanken, daß er mich niemals ſah; und noch etwas Seltſameres in der ſchattenhaften Erinnerung, die ich von meinen erſten kindiſchen Aſſociationen mit ſeinem weißen

Digitized by Google

Grabmal auf dem Kirchhof* habe, und von dem unendlichen Mitleid, das mich immer ergriff, so oft ich es da draußen liegen sah — einsam in der dunklen Nacht, während unser kleines Wohnzimmer das Kaminfeuer und das Kerzenlicht mit Wärme und Helligkeit füllten und unsere Hausthür — fast grausam schien's mir manchmal — für das da draußen zugeriegelt und verschlossen war."

Wie ungezwungen begegnen sich hier die ernsten feierlichen Gedanken des gereiften Mannes, der „selbst jetzt noch" nicht verschmerzen kann, daß ihm der Vater gefehlt, mit den Empfindungen des Kindes, welches von der verhängnißvollen Schwere des Verlustes keine Ahnung hat und nur mitleidig von der Wärme und dem Licht, in dem es sich so wohlig fühlt, dem da draußen in der kalten finsteren Nacht etwas abgeben möchte!

Oft, ja meistens lassen sich die Ursachen der Wirkung, welche wir doch ganz deutlich fühlen, nicht in ihren Einzelheiten nachweisen, und wir müssen uns begnügen, daß die Eigenthümlichkeit eben in dem wohl faßbaren, aber nicht mehr erklärbaren Ton und Colorit der Darstellung liegt. Ich schlage den „Vicar of Wakefield" auf gut Glück auf:

„Es würde fruchtlos sein, wollte ich mein Entzücken leugnen, wenn ich meine Kinder um mich sah; aber die Eitelkeit und die Selbstbefriedigung meiner Frau waren sogar noch größer als bei mir. Sagten unsere Nachbarn: Wahrhaftig, Mrs. Primrose, Sie haben doch die schönsten Kinder im ganzen Lande! antwortete sie: Ei nun, Nachbar, sie sind, wie sie der Himmel machte — schön genug, wenn sie gut genug sind; denn schön ist, der schön handelt. — Und dann hieß sie ihre Töchter, die Köpfe hoch zu halten, die, um nichts zu verhehlen, zweifellos sehr schön waren. Die bloße Außenseite ist in meinen Augen ein so geringfügiger Umstand, daß ich schwerlich die Sache erwähnt haben würde, wäre sie nicht ein allgemeiner Unterhaltungsgegenstand in der ganzen Nachbarschaft gewesen. Olivia, jetzt ungefähr achtzehn, hatte jene überschwängliche Schönheit, mit welcher die Maler Hebe darzustellen pflegen: offen, ausdrucksvoll, gebieterisch; Sophiens Züge waren für den ersten Anblick nicht so frappant, aber wirkten oft um so sicherer; denn sie waren sanft, bescheiden und anziehend. Die Eine eroberte mit einem Streich, die Andere durch die Unwiderstehlichkeit des wiederholten Eindrucks."

Wer fühlte nicht den unsagbaren Zauber, der auf einer solchen Stelle liegt, wie der zarte Hauch auf einem Pfirsich, den die leiseste Berührung zerstört: die noch selbst in der Erinnerung überquellende Lust des glücklichen Vaters beim Anblick seiner schönen Kinder, und wie er sich der Schwäche, die er bei seiner Frau persiflirt, in demselben Athem doppelt und dreifach schuldig macht und, ohne es zu wollen und ohne es zu wissen, sein ganzes zärtlich schwaches Herz vor uns aufdeckt!

Ich habe, indem ich die Darstellungsweise des Ich-Romans zu charakterisiren versuchte, mich wiederholt der Ausdrücke: satirisch und humoristisch bedienen müssen, und es ist hier die Frage aufzuwerfen, ob in dem Ich-Roman die Ingredienzien der Satire und des Humors obligatorisch sind, wie es ja denn kein Zweifel ist, daß die meisten derselben in die Kategorie der sogenannten satirischen und humoristischen Romane gehören.

Der Leser weiß, was ich von jenen willkürlichen Kategorien halte, und er erinnert sich vielleicht aus diesen Heften* der ausführlichen Darlegung meiner Ansicht über den „humoristischen Roman" gelegentlich Fr. Th. Vischer's „Auch Einer". Ich habe dort die Verkehrtheit jener gang und gäben Ansicht klar zu legen versucht, welche die humoristische Seelenstimmung ohne Weiteres mit der dichterischen identificirt; habe nachzuweisen versucht, daß die Phantasie sich jener Stimmung ebenso bemächtigen, dieselbe ebenso für den poetischen Zweck verarbeiten müsse, wie sie dies mit der religiösen auch muß; mithin der Humor als solcher ebenso wenig im Stande sei, poetische Gebilde zu schaffen, wie die Religion als solche.

Oder will man denn durchaus von humoristischen oder religiösen Kunstproducten sprechen, so kann man es doch in keinem anderen Sinne, als in welchem man von

* Der Kirchhof ist als unmittelbar an das Wohnhaus stoßend gedacht.

* Mai-Heft 1879.

Digitized by Google

Shakespeare's „Romeo und Julie" sagt, daß die Liebe selbst das Stück dictirt habe. Denn was von der humoristischen und satirischen oder religiösen Seelenstimmung gilt, gilt von jeder Seelenstimmung in ihrer höheren Potenz, also auch von den Leidenschaften der Liebe, des Hasses, des Zornes u. s. w. In jeder derartig gesteigerten Seelenstimmung (und das giebt ja eben die Veranlassung zu der Verwechselung) spielt die Phantasie eine mehr oder weniger bedeutende Rolle, indem sie sich abmüht, die natürlichen Bedingungen des betreffenden Gegenstandes zu potenziren, was ja die künstlerische Phantasie auch thut. Nur mit dem Unterschiede, daß sie ihren Gegenstand nicht eher losläßt, als bis sie ihm zwar größere, bedeutendere, aber völlig feste Formen gegeben, während die Leidenschaft, weil sie kein Maß halten, auch solche Formen nicht schaffen kann, im Gegentheil ihrem inneren Wesen nach maßlos und formlos ist.

Genau so, um auf unser Thema zurückzukommen, verhält es sich nun mit der humoristischen, respective satirischen Seelenstimmung. Auch in ihnen ist die Phantasie geschäftig: messend, vergleichend, die Proportionen verändernd, vor Allem emsig colorirend: die dunklen Farben vertiefend, die lichten noch mehr erhellend (wenngleich in der satirischen in anderer Weise als in der humoristischen); und durch eben dieses Mitwirken der Phantasie gewinnen ihre reinen Aeußerungen (gerade wie die der Leidenschaft) oft den Anschein künstlerischer Gebilde, niemals deren Wesen. So wenig das letztere, daß Goethe völlig Recht hat, wenn er dem Humor nachsagt: er zerstöre zuletzt alle Kunst; gerade wie Schiller gelegentlich von der Leidenschaft äußert, daß die Hand, welche von ihr zittert, den Pinsel nicht führen könne.

Haben nun aber so Satire und Humor eine unleugbare innere Wahlverwandtschaft mit aller Poesie, derart, daß auch ihre Aeußerungen eine scheinbare, oft frappante Aehnlichkeit mit denen jener gewinnen und sich deshalb in allen Gebieten der letzteren einnisten können, ohne daß ihre parasitische Natur immer sofort entdeckt würde, so zeigen sie für keine Dichtungsart eine größere und verhängnißvollere Vorliebe als für den Roman. Und aus naheliegenden Gründen. Scheint doch die Tendenz der epischen Phantasie in die Breite und Weite der Welt ganz der des Humors zu entsprechen, welcher alles Feste auflösen und in Fluß bringen möchte; und scheint doch ebenso die Satire, die von dem beständigen Messen der kleinlich-kümmerlichen Welt an den großherrlichen (moralischen) Ideen lebt, sich auf das bequemste assimiliren, ja identificiren zu können mit dem Roman, dessen beide Hauptmomente, wie wir uns erinnern, einmal die Idee der Welt war, wie sie in dem Dichterkopfe lebt, und das andere Mal die unzulänglichen individuellen Erfahrungen, welche die Phantasie zu einem Spiegelbilde dieser (Welt-)Idee auszugestalten sich bemüht.

Nun erinnern wir uns, daß gerade der Ich-Roman die mißliche Aufgabe zu fördern versucht, indem er das Ich, in welchem die Idee virtualiter existirt, actuell macht, es als berechtigte Potenz in den Roman einführt und ihm so für seine Gebundenheit in dem objectiven Roman eine viel größere, scheinbar ungemessene Freiheit giebt, sich zu rühren, zu entfalten und dadurch der Idee, von der es sich belebt weiß, den vielfältigsten, scheinbar vollkommenen Ausdruck zu geben.

Kann es uns wundern, wenn Satire und Humor sich innerhalb des Romans, der ihnen ohnehin schon ein so bequemes Vehikel war, sich auf den Ich-Roman, als das allerbequemste, stürzen wie ein Eroberer auf eine reiche Provinz, die ihm die Kosten des Sommerfeldzuges bezahlen, die herrlichsten Quartiere für den Winter darbieten soll?

Gewiß nicht.

Und so sehen wir denn bei Sterne, Thümmel u. A. Humor und Satire ihren Einzug in die Provinz des Romans halten, es sich dort nach Möglichkeit bequem machen, ja förmliche Orgien feiern, unbekümmert, wie arg dabei das unglückliche Land geschädigt, ja ob es nicht völlig „zerstört" wird. Da sind ganze Capitel, da sind — ich weiß nicht, wie viele Procente des Ganzen, die in den genannten und anderen Ich-Romanen mit dem Roman, ja mit der Poesie schlechterdings nichts zu thun haben: rein humoristische oder satirische Ergüsse, welche in die „Papiere eines lachenden Philosophen" oder

Digitized by Google

meinetwegen eines grämlichen, oder der Himmel weiß wohin gehören und dennoch — und das ist das Schlimmste an der Sache — als Aeußerungen des „Ich-Helden" den Schein einer Berechtigung und Zusammengehörigkeit mit dem Roman gewinnen.

Wie schnöde aber der Mißbrauch ist, den auf diese Weise Humor und Satire mit der ihnen von dem Ich-Roman gebotenen Gastfreundschaft treiben, erhellt am deutlichsten an dem herrlichen Resultat, welches der rechte Gebrauch zeitigt, und das da hervortritt, wo die Wahlverwandtschaft zwischen beiden und dem Roman durch den Segen der Phantasie zu einer wirklichen Verbrüderung wird. Zu einer Ehe, möchte man sagen, da es nur noch der genauesten Analyse gelingt, festzustellen, wer in diesem Bunde der empfangende, wer der gebende Theil ist; die Sache vielmehr so liegt, daß der Gebende zugleich empfängt, der Empfangende zugleich giebt.

Und innerhalb dieses Bundes besteht nun wiederum ein besonders zartes und inniges Verhältniß zwischen dem Roman und dem Humor.

Vermag nämlich die anders geartete dichterische Phantasie (die rein tragische, die lyrische vielfach) auch ohne den Humor ein mächtiges und fröhliches Leben zu entfalten, so kann die epische seiner freundlichen Mithülfe kaum entrathen. Auch das rein objective homerische Epos ist nicht ohne humoristische Züge; und die Wirkung des in seiner idealisirenden Darstellungsweise homerische Objectivität anstrebenden „Wilhelm Meister" wäre gewiß noch bedeutender, hätte der Dichter es über sich gewonnen, dem humoristischen Moment (man denke an die schalkische Philine, an den freilich zu trocken gerathenen Werner, an den vielgewandten Serlo, an den kaustischen Laertes, an die „Unempfinderin" Frau Melina u. s. w.) einen weniger untergeordneten Platz anzuweisen. Denn der geschäftige epische Geist, welcher den allmächtigen Geist der Welt begreifen will, ist darin eins mit dem Humor, der von der Sehnsucht nach der absoluten Idee nicht minder tief ergriffen und sich ebenso wenig wie jener an dem thatlosen Schwelgen in der Idee genügen läßt, sondern auf seine Weise zeigen will, „daß das Individuum, gemein, wie es ist, dennoch Theil hat an der ewigen Herrlichkeit der absoluten Idee; daß die absolute Idee leer wäre, wenn sie sich nicht in den besonderen Ideen auseinanderlegte, und daß die besonderen Ideen wohl durch das Ideal nothdürftig repräsentirt werden, ihr eigentliches vollkräftiges Leben aber doch nur in der Gesammtmasse aller ihrer Individuen haben, mithin die absolute Idee so wenig ohne das Individuum wie das Individuum ohne die absolute Idee gedacht werden kann."*

Auf seine Weise will das der Humor zeigen; aber diese Weise ist, wie wir bereits oben feststellten und jetzt weiter ausführen müssen, keineswegs die des epischen Geistes, der, als ein poetischer Geist, schlechterdings kein anderes Organon als die Phantasie hat: die reine Formthätigkeit, die Thätigkeit des Formens und Bearbeitens des betreffenden Seelenzustandes, also auch des Humors, dessen oft nur rein gedankliche Resultate sie zu gestalten, das heißt in Personen, das heißt in Handlung umzuprägen hat, ebenso wie sie die Ansätze einer Form, die der Humor häufig macht, erst gleichsam mit ihrer Wärme bebrüten und zu organischen dichterischen Gebilden entwickeln und ausrunden muß.

Daß ein so großes Resultat auch *ohne* Zuhülfenahme des Ich, als Helden und Trägers der Idee, erreicht werden kann, dafür steht als leuchtendes Beispiel für alle Zeiten der Don Quixote da, wo eine tiefsinnige und umfassende humoristische Weltanschauung auf rein objectivem Wege dargestellt, das heißt in Handlung umgesetzt ist.

Wie weit man auch *mit* jener Zuhülfenahme vom Ziele entfernt bleiben kann,

* Siehe die Abhandlung: „Der Humor." Eine Uebergangsstufe in „Vermischte Schriften" des Verfassers. I. p. 141 ff. — Ich würde mich noch heute voll zu meiner damaligen Auffassung und Darstellung bekennen, wenn es mir gelungen wäre, die Grenzlinie zwischen Humor und Kunst ebenso scharf zu ziehen wie die zwischen Humor und Philosophie. Es fehlte mir eben noch die volle Einsicht in das Walten der Phantasie — ein schlimmer Fehler freilich, über welchen nachzudenken ich nun zweiundzwanzig Jahre Zeit gehabt, und den ich, wie seitdem schon wiederholt, so in dem Folgenden des obigen Textes verbessert habe. Im Uebrigen darf ich behaupten, daß meine Theorie des Humors von den hier und da aufgetauchten Gegnern nicht einmal verstanden, geschweige denn widerlegt ist.

Digitized by Google

das zeigten uns klärlich die Werke der Sterne, Thümmel u. ſ. w.,* auf die mit Recht jenes ſchneidende Schiller'ſche Wort von dem Halbbruder des Dichters paßt, weil ihre Phantaſie wie ein intermittirender Strom nur hier und da vollkräftig geſtaltenſchaffend zu Tage tritt, um ſich dann wieder auf lange Strecken in den labyrinthiſchen Höhlengängen der blanken Satire und des abſtracten Humors zu verlieren.

Aber auch ganz echten Dichtern, wie Gottfried Keller in ſeinem „Grünen Heinrich", mag der Verſuch nicht voll gelingen, wenn ſie zu feſt an dem Ich und ſeinen individuellen Erfahrungen kleben bleiben und ſo aus der Proſa der pragmatiſchen Autobiographie nicht rein herauskommen, um dann, gleichſam zum Erſatz der fehlenden reicheren Erfindung, äſthetiſche oder philoſophiſche Parabaſen zu interpoliren, die, wie geiſtvoll und intereſſant immer, von dem Ich-Helden auf ſeiner dermaligen Entwickelungsſtufe nicht ausgehen können.

So giebt es denn, ſoll der Ich-Roman ſeine wahre Beſtimmung erfüllen, die doch darin beſteht, daß er dem epiſchen Dichter ſeine Aufgabe erleichtert, nicht darin, daß er die Arbeit des Dichters unnöthig macht und an Stelle des poetiſchen Weltbildes ein proſaiſch-humoriſtiſches Surrogat ſchafft — ſo giebt es, ſage ich, nur einen Weg, einen einzigen, der zum Ziele führt.

Eben den Weg, welchen der Dichter überall gehen muß: durch die Phantaſie, welche jeden Erfahrungsſtoff des Geiſtes und Gemüthes, der in ſie gelangt, zu Geſtalten formt oder ihn, wo das nicht möglich iſt, als ein vielleicht unendlich koſtbares, aber für ihre Zwecke nicht brauchbares Material zurückweiſt.

Und da iſt es denn zuerſt der Ich-Held, welchem der Dichter — und ſteckte noch ſo viel von ihm ſelbſt darin, und wäre er es ſelbſt — völlig objectiv gegenüberſtehen, den er wirklich und in jedem Augenblick ſehen muß, als vor ſeinen Augen ſich bewegenden und (in dem erſchöpfenden äſthetiſchen Sinne des Wortes) handelnden Menſchen.

Mit dieſem Siege der Phantaſie über ihren hartnäckigſten Gegner: die ſich vordrängende, nach ſchrankenloſer Entfaltung ſtrebende Subjectivität, iſt eigentlich der Proceß entſchieden. Hat ſie das Ich ſo bewältigt, daß ſie es wie ein Fremdes, Drittes behandeln kann, fallen ihr die wirklichen Dritten von ſelbſt zu; wird ſie auch von ihnen nichts verlangen, als was ſie ihrer beſonderen Individualität nach und zwar wiederum nur in der beſonderen Stimmung, wie ſie die beſondere Situation bedingt, zu leiſten im Stande ſind. Und das wird ihr um ſo leichter werden und ſie wird in einen Irrthum kaum verfallen können, als ſie dieſe Dritten (ebenſo wie das zu einem Dritten gewordene Ich) niemals anders als in ganz beſtimmten Situationen erblickt. Mit einem Worte: es iſt die alte objective Methode, bloß modificirt, und zwar dergeſtalt, daß ſie, mit der nöthigen Vorſicht angewandt und von der nöthigen Kraft getragen, an Handlichkeit und Wirkſamkeit um ein Erkleckliches gewinnt, ohne an Sicherheit das Mindeſte einzubüßen.

Man verſuche bei dem „Vicar of Wakefield" von dem unſäglichen Zauber zu abſtrahiren, den die ſubjective Färbung darüber breitet, und von einigen anderen Eigenthümlichkeiten abzuſehen, welche jeder Ich-Erzählung eigenthümlich ſind und von denen weiter unten die Rede ſein ſoll — was bleibt? Nichts als Bewegung, nichts als Handlung, nichts als das Abrollen der Geſchicke einer in innigen Contact gebrachten Anzahl von Menſchen, das ſo mit Nothwendigkeit vor ſich gehen muß, weil die Menſchen eben dieſe und keine anderen ſind und ſich nicht anders bewegen, nicht anders handeln, in ihrem Contact mit den anderen zu keinem anderen Ende gelangen können. Der Ich-Dichter-Held macht weder über ſich ſelbſt noch über irgend einen Dritten auch nur die kleinſte Reflexion, für deren Richtigkeit er nicht den vollgültigſten Beweis lieferte, indem er die betreffende Perſon die Feuerprobe des Handelns durchmachen läßt; ja, er könnte, wenn es nur auf das

* Auch Viſcher mit ſeinem „Auch Einer" würde hier zu nennen ſein, wenn ihn die herrliche Weite ſeines Weltblickes und die ehrfurchtgebietende Tiefe ſeines ſittlichen Pathos nicht weit über jene ſubalternen poetiſchen Geiſter erhöbe und er überdies an ſehr vielen Stellen ſeines Romanes, zumal in der ganz köſtlichen „Pfahldorfgeſchichte", unwiderleglich klar zeigte und bewieſe, daß nicht der Humor ihn, ſondern er, als rechter Dichter, den Humor voll in der Gewalt hat.

Digitized by Google

Verständniß der Charaktere und der Handlung ankommt, dieser Reflexionen sich enthalten (wie sich ihrer der objective Dichter enthalten muß), nur daß sie dem Ich-Erzähler völlig natürlich kommen, nur daß wir uns wundern würden, wenn sie ihm bei der betreffenden Gelegenheit nicht kämen.

So, wenn der Vicar nach jener obigen Schilderung der Schönheit seiner beiden Töchter also fortfährt:

„Das Temperament einer Frau ist gewöhnlich nach dem Schnitt ihrer Gesichtszüge geformt. Olivia wünschte mehrere Anbeter, Sophie den einen sich zu sichern. Olivia war oft affectirt aus zu großem Verlangen, Gefallen zu erregen; Sophie verschleierte sogar ihre ausgezeichneten Eigenschaften aus Furcht, Anstoß zu geben. Die Eine unterhielt mich mit ihrer Lebhaftigkeit, wenn ich heiter, die Andere mit ihrem Verstand, wenn ich ernst gestimmt war. Aber diese Eigenschaften wurden niemals bis zum Uebermaß gesteigert, und ich habe sie oft ihre Charaktere für einen ganzen Tag austauschen sehen. Ein Trauerkleid hat meine Kokette in eine Zurückhaltende verwandelt und eine neue Garnitur von Bändern ihrer jüngeren Schwester mehr als die ihr von Natur zugetheilte Lebendigkeit verliehen."

Wie könnte der Mann anders schreiben, indem er jene friedlichen Tage ungetrübten Glückes in der Erinnerung zurückruft und zugleich der bitteren Stunden denkt, die jenen folgten und aus denen schließlich doch ein mäßiges Glück, wie es den Menschen beschieden ist, resultirte? Wollte der objective Dichter so den Schleier von der Zukunft heben, würden wir uns diese Indiscretion mit Recht verbitten,* wie wir es für Affectation nehmen dürften, hielte der Ich-Dichter mit seinem besseren Wissen geheimnißkrämerisch zurück.

Zu entscheiden, wie weit er dies Licht des besseren Wissens vor den Augen des Lesers in die Zukunft seiner Personen — den Ich-Helden eingeschlossen — fallen lassen soll oder wo umgekehrt retrospective Blicke in die Vergangenheit derselben besonders wirksam sind, dazu gehört für den Ich-Dichter der feine Tact der Phantasie und die Delicatesse des Herzens, von denen jene obige Stelle und noch so manche andere im „Vicar" dictirt sind. Aber wenn schon verhältnißmäßig so einfache Aufgaben ohne die Anwendung so seltener Eigenschaften nicht wohl gelingen würden, werden dieselben zu einer wahrhaften Zauberruthe in den Händen des Dichters von „David Copperfield".

Mit „David Copperfield" habe ich den besten Ich-Roman genannt, den ich kenne; der mir als ein möglich vollkommenes Beispiel der Species bei diesen theoretischen Erörterungen immer vorgeschwebt hat und zu dessen Zustandekommen wahrlich die günstigsten Sterne culminiren mußten. Ein Beobachter par excellence, von dem sein Biograph und vertrautester Freund erzählt: „Meine intime Kenntniß seines Wesens führte mich dahin, unbedingten Glauben in die Versicherung zu setzen, die er einmal wie immer von sich machte: daß er niemals Ursache gehabt, den Eindruck zu verbessern oder zu verändern, welchen er in seinen Knabenjahren von irgend Jemandem empfangen, den er in späteren Jahren, als ein erfahrener Mann, darauf hin wieder prüfen durfte."* Und bei dem sich, wie wir hinzufügen müssen, diese wunderbare Gabe schärfster Beobachtung nicht auf die Menschen, als ihr ausschließliches Object, richtet, sondern immer und unweigerlich auch das Milieu in seiner weitesten Bedeutung: das natürliche und gesellschaftliche Drum und Dran der Menschen mit in ihren Kreis zieht; der also die conditio sine qua non des epischen Poeten im höchsten Maße besitzt und mit dieser Grundbedingung in analogem Grade das, was ihn selbstverständlich erst zum Poeten macht: Phantasie. Und der diese aus dem beständig zufluten-den Stoff so exquisit scharfer und umfassender Beobachtung wie aus unerschöpf-

* Gewisse directe Prophezeiungen, wie sie vereinzelt in der Odyssee, häufiger in der Ilias vorkommen, finden, falls sie nicht spätere Interpolationen sind, wenn nicht ihre Rechtfertigung, so doch ihre Erklärung nur in dem Umstande, daß die Sänger nach dieser Seite dem Hörer nichts mittheilen konnten, was derselbe nicht schon ohnedies wußte und woran sie ihn folglich, zur Erhöhung der tragisch-feierlichen Stimmung, als an den dunklen Schicksalshintergrund, auf dem sich die Götter- und Heroengeschichten abspielten, von Zeit zu Zeit erinnern zu müssen oder zu dürfen glaubten.

* J. Forster: The Life of Charles Dickens. Tauchnitz ed. I, 42.

Digitized by Google

lichen Quellen genährte Phantasie zuerst tastend an novellistischen Skizzen,* dann immer sicherer, zuversichtlicher an objectiven Romanen künstlerisch prüft und schult. Und der nun, in der vollsten Kraft der Mannheit, auf der höchsten Stufe seiner künstlerischen Entwickelung angelangt, sich zu einem neuen Werke zusammenrafft, einem Werke, das gleichsam die in den früheren Werken zerstreuten Theile der Idee, die er sich von der Welt gemacht, in einem allumfassenden Bilde eines Menschenlebens widerspiegeln soll; und, um dies Letzte zu erreichen, jetzt erst kühn und ganz thut, was er bisher nur zögernd und halb gethan: zu diesem für ihn einzig wahrhaft typischen Menschen sich selbst, zu diesem die Welt, wie er sie versteht, widerspiegelnden Leben sein eigen Leben nimmt; und sich doch auch hier wiederum nicht an die individuelle Erfahrung sclavisch bindet, sondern als freier Künstler über seinem Stoffe: sich selbst, steht und diesen Stoff nach rein ästhetischen Gesichtspunkten formt und erweitert, um zu der Idealität und Totalität des Weltbildes zu gelangen, so weit ein moderner epischer Dichter überhaupt dahin gelangen kann — hier haben wir Charles Dickens und seinen „Copperfield“ und — zugleich die wundervollste praktische Bestätigung unserer Theorie vom Roman im Allgemeinen und vom Ich-Roman im Besonderen.

So im Besonderen, daß jede Seite einen Beleg bietet für die herrliche Freiheit, mit welcher sich der Dichter jener dem Ich-Roman eigenthümlichen Methode der Darstellung bedient, kraft derer er die unergründliche Tiefe seiner subjectiven Empfindung allemal in die Dinge legen kann, ohne das wirkliche Wesen derselben anzutasten, d. h. ohne die Objectivität im mindesten zu beeinträchtigen.

Jede Seite! und dennoch muß ich mir erlauben, ein paar Stellen zu excerpiren, um noch einen Vortheil der Methode klar zu machen, von welchem wir bis jetzt kaum im Vorübergehen gesprochen haben.

Wir lesen im dritten Bande** im Beginn des „Ein anderer Rückblick“ überschriebenen Capitels:

„Und wieder laßt mich verweilen bei einer denkwürdigen Periode meines Lebens. Laßt mich bei Seite stehen, während in schattenhafter Procession die Bilder jener Tage, die meinen eigenen Schatten begleiten, an mir vorüberziehen.

„Wochen, Monde, Jahreszeiten gleiten dahin. Sie scheinen wenig mehr zu sein als ein Sommertag oder ein Winterabend. Jetzt ist die Gemeindewiese, auf der ich mit Dora promenire, allüberall in Blüthen, ein Feld von eitel Gold; und jetzt liegt das Haidekraut unsichtbar in Klumpen und Büscheln unter einer Decke von Schnee. Im Nu glänzt der Fluß, der durch unseren Sonntagsspaziergang fließt, in der Sommersonne, furcht sich unter dem Winterwind oder verdickt sich mit treibenden Eisstücken. Schneller als jemals ein Fluß zum Meere rann, glänzt er auf, verdunkelt sich und rollt dahin. — —

„Laßt mich nachdenken, was ich erreicht habe!

„Ich habe das graufe stenographische Myster bewältigt. Ich erziele damit ein ganz respectables Einkommen. Ich genieße eines hohen Rufes für Alles, was zu der Kunst gehört, und bin einer von Zwölf, die für eine Morgenzeitung die Parlamentsdebatten zu berichten haben. Nacht für Nacht protokollire ich Voraussagungen, die sich nie erfüllen, Versprechen, die niemals gehalten werden, Erklärungen, welche die Sache nur verdunkeln sollen. Ich wälze mich in Worten. Ich bin so weit hinter den Coulissen, um den Werth des politischen Lebens taxiren zu können. Ich bin in dieser Beziehung ein völliger Ungläubiger und werde niemals bekehrt werden.

„Ich habe mich noch auf einem anderen Wege ans Licht gewagt. Mit Furcht und Zittern bin ich unter die Schriftsteller gegangen. Ich schrieb heimlich irgend ein kleines Etwas und sandte es an ein Magazin, und es wurde in dem Magazin veröffentlicht. Seitdem habe ich mir ein Herz gefaßt und eine ganze Reihe Kleinigkeiten geschrieben. Jetzt werde ich regelmäßig dafür honorirt. Alles in Allem bin ich wohl daran; wenn ich mein Einkommen an den Fingern meiner linken Hand zähle, komme ich über den dritten Finger hinaus bis zur Mitte des vierten.

„Wir sind von Buckingham Street nach

* Auch die Pickwick-Papers kann man noch nicht anders bezeichnen.

** der Tauchnitz Edition p. 106.

Digitized by Google

einem allerliebsten kleinen Cottage verzogen, nahe dem anderen, das ich im Auge hatte, als der Enthusiasmus zuerst über mich kam. Meine Tante aber (die ihr Haus bei Dover gut verkauft hat) wird dort nicht bleiben, sondern beabsichtigt nach einem noch viel winzigeren Cottage in nächster Nähe überzusiedeln. Was bedeutet das? Meine Heirat? Ja!"

Ich würde dem Feingefühl des Lesers zu nahe treten, wollte ich ihn darauf aufmerksam machen, wie in dieser Darstellung durch die massigen Stämme der Thatsachen die ätherischsten subjectiven Lichter huschen, hier das Dunkel zu Tagesklarheit erhellend, dort ein wundervolles Clairobscur, überall ein zauberisches Leben schaffend; ich will ihn auch nicht an die Vista erinnern, die sich plötzlich bei den Worten: ich bin in dieser Beziehung ein völliger Ungläubiger u. s. w. weit in das Leben des Ich-Dichter-Helden aufthut so plötzlich, natürlich, gerade wie man in einem wirklichen Walde durch eine Schneise in die Ferne bis an den Horizont sieht — aber wie viel Seiten würde wohl der objective Dichter beanspruchen, um uns zu erzählen, wozu dem Ich-Dichter die wenigen Zeilen genügen?

Wohl nur der objective Dichter selbst ist im Stande, voll das Gewicht dieser Frage zu ermessen. Er weiß, welch herrliche Zucht der Phantasie, aber auch welch grausame Fessel seine Methode ist: wie sie ihn zwingt, Schritt für Schritt vorwärts zu gehen; wie sie ihm jeden eigentlichen Sprung in der prägmatischen Darstellung zu einer ästhetischen Unmöglichkeit macht. Den Laien möchte ich an das unbehagliche Gefühl erinnern, das ihn beschleicht, wenn der Dichter denn doch diesen Sprung versucht. Auch versucht ihn keiner, außer in der äußersten Noth — einer Noth, die unweigerlich aus einem Fehler in der Composition hervorgegangen ist, — und er wird seine ganze Kunst aufbieten, um den unästhetischen Hiatus, so gut es gehen will: etwa durch Recapitulationen, die eine der Personen aus diesem oder jenem Grunde anzustellen veranlaßt wird u. s. w., zu überbrücken. Die aus dem Inneren in das Innere arbeitende Phantasie duldet eben ebensowenig eine Unterbrechung ihrer Formen wie die malerische oder plastische, und es ist deshalb auch die Zeit, die sie mit einem Anlauf durchmessen und ausfüllen kann, verhältnißmäßig beschränkt, wie für jene der Raum. Die Zeit, welche die Ilias ausfüllt, sind nur wenige Tage, wenn wir die neun abziehen, während deren Apollo's Geschosse das Griechenheer decimiren, und ein paar andere kürzere Unterbrechungen, die aber eigentlich keine sind, da uns getreulich berichtet wird, was während derselben geschieht; und so spielt sich auch die ganze Handlung der Odyssee während einer Frist ab, die eine Woche nicht viel übersteigen dürfte, abgerechnet selbstverständlich die Ich-Erzählung des Helden von seinen Faten auf der Irrfahrt bis zur Ankunft auf Scheria.

Nun aber die Ich-Erzählung.

Dieselbe zerfällt bekanntlich in zwei Theile, den sehr kurzen: VII, 241 bis 297, in welchem (also in 57 Versen) Odysseus dem Alkinoos und der Arete seinen ganzen siebenjährigen Aufenthalt bei der Kalypso inclusive der Landung auf Scheria selbst und der Begegnung mit Nausikaa berichtet, und den langen: IX bis XII, mit Einschluß des so anmuthigen kleinen Intermezzo des Gespräches zwischen dem Erzähler, der seinen Bericht abbrechen möchte, und seinen Wirthen, welche ihn in demselben fortzufahren bitten — vier Gesänge also, aber auch der Inhalt voller dreier Jahre, welcher darin erschöpft wird — Jahre, in denen der Held auf den Siebenmeilenstiefeln der Ich-Erzählung von Abenteuer zu Abenteuer die ganze bewohnte Erde durchstreift, ja über die Grenzen hinaus bis in das geheimnißvolle Reich der Todten dringt und so, als die größte seiner Thaten, für einmal wenigstens die Sehnsucht der epischen Phantasie stillt, die eben nichts Geringeres begehrt, als ein Spiegelbild der Welt in ihrer Breite und Weite zu schaffen.

Freilich nur eine Illusion, und die nur den glücklichen Menschen eines primitiven Zeitalters vergönnt war, für welche das Wunder noch zu gutem ästhetischen Recht bestand, weil sie es auch im Denken noch nicht überwunden hatten. Schon der Simplicissimus, wenn er im sechsten Buche zu diesem Mittel greift, thut es „der Zärtlinge halber, die keine heilsame Pillulen können verschlucken, sie seien dann zuvor überzuckert und ver-

Digitized by Google

göldt",* ist also von seinem Dichterstuhl auf die satirische Kanzel gestiegen, um von dort mit phantastisch-allegorischen Träumen dieselbe Welt zu bessern und zu bekehren, die er vorher so meisterlich dargestellt, um sie freilich im letzten Capitel des fünften Buches zuletzt so gründlich zu verfluchen.

Um so willkommener nun muß uns Modernen, die wir ein- für allemal auf die freundliche Beihülfe des Wunders zur scheinbaren Erweiterung des Weltbildes verzichten müssen, die wir ausschließlich auf Darstellung angewiesen sind, jener Vortheil sein, welcher dem Ich-Erzähler aus der Freiheit erwächst, mit der er das Tempo seiner Erzählung je nach Bedürfniß verlangsamen und beschleunigen kann.

Und er hat diese Freiheit, weil er einmal die Continuität der Geschichte (die nie aufgehoben werden darf) gleichsam durch sein Dasein fortwährend documentirt, auch wenn er nicht wie Odysseus in Person vor seinen Hörern steht, sondern aus den Blättern des Buches, die er ja selbst geschrieben, zu ihnen spricht; und das andere Mal, weil er, wie wir gesehen haben, als einer, der in Wirklichkeit bereits die ganze Bahn durchlaufen, nun, wo er sie in der Erinnerung nochmals durchläuft, wo er auch steht, immer im Mittelpunkte dieser Bahn steht und, da er dieselbe immer von einem Endpunkte bis zum anderen überblickt, dem Leser und Mitbeschauer stets zu dem rechten Point de vue verhelfen kann.

Wir haben oben an dem kleinen Excerpt aus dem „Copperfield" gesehen, wie d. h. mit wie kaum merkbar feinen Mitteln ein Meister der Erzählungskunst das zu bewirken im Stande ist; aber selbst das ehrliche „So lebten wir mehrere Jahre in einem Stande großen Glückes" des Vicar of Wakefield, wie viel ästhetischer ist es als der folgende Erzählungshiatus, den ich bei einem objectiven Erzähler finde, indem ich sein neuestes Buch** aufschlage. Ich gebe die Stelle in extenso, nachdem ich mir erlaubt, behufs des nach allen Seiten hin lehrreichen Vergleichs das oben begonnene Citat aus dem „Vicar" zu vervollständigen:

„So lebten wir mehrere Jahre in einem Stande großen Glückes; womit nicht gesagt sein soll, daß wir nicht manchmal jene kleinen Reibereien auszuhalten gehabt hätten, welche uns die Vorsehung schickt, um den Werth ihrer Gaben zu erhöhen. Mein Obstgarten wurde oft von den Schuljungen und die Milchsatten meiner Frau von den Katzen oder den Kindern geplündert. Der Squire konnte es nicht unterlassen, manchmal bei den pathetischsten Stellen meiner Predigt einzuschlafen und seine Frau ebenso die Höflichkeiten meiner Frau in der Kirche mit der bloßen Andeutung eines Knixes zu erwidern. Aber wir überkamen bald das durch dergleichen Ereignisse verursachte unbehagliche Gefühl, und gewöhnlich wunderten wir uns nach drei oder vier Tagen, wie sie uns jemals hatten ärgern können."

Nun der Er-Erzähler:

„Die ersten vier Jahre von Quintus Bodill's Aufenthalt in dem Lande der Freiheit waren äußerst ereignißlos. Seine Zeit wurde hauptsächlich mit Abfassen von Geschäftsbriefen ausgefüllt und mit dem Sich-Amerikanisiren, welcher letztere Proceß zweifellos keine bewußte Handlung ist, sondern eine langsame psychologische Fermentation, die allmählich unsere originale Alte-Welt-Substanz in etwas Reiches, Neues und Seltsames verwandelt. Auf alle Fälle war Quintus ganz damit einverstanden, daß sein verwandeltes Selbst nach dem Ablauf von vier Jahren ein feinerer und werthvollerer Artikel war als das primitive Nordlands-Selbst, welches er in der ‚Melanesia' herübergebracht; und er sah mit souveränem Mitleid auf die naiven Ansichten herab, die er damals von der Welt gehabt."

Also genau dieselbe Aufgabe: die Ueberbrückung von ein paar „ereignißlosen" Jahren, aber wie verschieden gelöst! wie spielend leicht und anmuthig von dem Ich-Dichter-Helden, der sein eigenes Gesicht mit milder Ironie im Spiegel der

* Simplicissimus VI. Buch, 1. Cap. Ausgabe von H. Kurz.

** Queen Titania. By Hjalmar H. Boyesen. New-York 1882. Unser verehrter transatlantischer Mitarbeiter wird in dem Umstande, daß ich gerade auf ihn exemplificire, hoffentlich nur den Beweis sehen, wie eifrig ich seine reizenden jüngsten Novellen gelesen, und nicht etwa die Absicht, seine Erzählungskunst herabzusetzen. Es handelt sich hier eben nur um eine Vergleichung der Darstellungsweisen.

Digitized by Google

Erinnerung dieser Jahre betrachtet! wie mühsam und reizlos von dem objectiven Dichter, der die Reflexion zu Hülfe rufen und seinerseits dem Helden besagten ironischen Spiegel vorhalten muß!

Wie sehr nun diese Leichtigkeit der Fortbewegung das epische Geschäft fördert, liegt auf der Hand. Sie erlaubt dem Dichter, größere Zeiträume in verhältnißmäßig kürzerer Frist zu durchmessen, indem er, wie Hermes über das unwirthliche Meer, über minder Wichtiges und Interessantes hinwegeilt, um da Fuß zu fassen, wo ihn Schönes und Bedeutendes zum Verweilen einladet; und so bringen uns denn die meisten Ich-Romane das Leben ihrer Helden von der Geburt bis in die ersten Mannesjahre, während der objective Roman fast durchgängig mit den Jünglingsjahren des Helden einsetzt, um an der obigen Grenze ebenfalls Halt zu machen. Daß es hier und da auch einem objectiven Dichter gelingt, dasselbe Pensum auf einem nicht größeren Raume abzuarbeiten, weiß ich sehr wohl; aber es handelt sich hier nicht um die Möglichkeit der Lösung der Aufgabe, sondern um die relative Leichtigkeit derselben; und dann ist noch immer die Frage, wie der Dichter zu seinem Ziele kam: ob mit mühsamen, aber kunstgerechten Recapitulationen (man denke an Wilhelm Meister's Relation seiner Jugendgeschichte, über welcher Marianne einschläft!) oder in waghalsigen Sprüngen, von denen die Kunst nichts wissen will, trotzdem sie freilich der Muskelkraft und Schwindelfreiheit geübter Romanleser in dieser Hinsicht das Aeußerste ungestraft zumuthen darf.

Und hier ist nun endlich zu fragen, wie es doch geschehen mag, daß eine Methode der Erzählung, welche dem Dichter so große Vortheile gewährt — Vortheile, die fast die beispiellose Gunst der Verhältnisse und Bedingungen, unter denen der antike Epiker arbeitete, auszugleichen scheinen —, Alles in Allem so selten zur Anwendung kommt?

Man kann über die Antwort auf diese Frage nicht im Zweifel sein.

Die Ich-Methode wird darum so spärlich beliebt, weil ihre Anwendung zwei gewaltige Schwierigkeiten birgt.

Von der ersten dieser Schwierigkeiten haben wir bereits öfter sprechen müssen. Es ist die Gefahr des Mißbrauchs der dem Dichter-Subject durch den Ich-Roman gewährten Freiheit — eine Gefahr, welcher zwar die Epiker von Gottes Gnaden: die Goethe, Goldsmith, Dickens, entgehen, die mehr im Allgemeinen geistreichen, als mit dichterischer, speciell epischer Phantasie begabten Autoren aber: die Sterne, Thümmel u. s. w., rettungslos unterliegen; und der sich doch wiederum nur diese letzteren aussetzen dürfen, weil sie, in der Hauptschlacht geschlagen, dennoch aus dem auf eigene Faust angezettelten Nebengefecht als Sieger, sogar als glänzende Sieger hervorgehen können. Was bliebe aber für die, welche nicht einmal ein geistvolles „Ich", das uns für die Unzulänglichkeiten des „Romans" durch seine genialen Aperçus, durch seine brillanten satirischen, seine gemüthreichen humoristischen Parabasen entschädigt, zu dem Entscheidungskampfe des Ich-Romans mitbrächten? Es ist schwer zu sagen, denn in Wirklichkeit hüten sie sich weislich, sich in solche Fährlichkeit zu begeben, sondern ziehen gemächlich mit in dem großen Haufen der Armen, von denen, da sie nichts sind und nichts können, es unrecht wäre, zu verlangen, daß sie etwas zur Förderung und zum Glanz der literarischen Republik beitragen sollten.

Die zweite Schwierigkeit liegt in dem Stück Unnatur, das der Ich-Roman von vornherein in sich birgt, und hier kann keine höchste Kunst des Dichters völlige Abhülfe schaffen.

Es verhält sich aber damit folgendermaßen:

Wenn der Dichter des objectiven Romans seine Menschen, wo und wann es ihm gut dünkt, vor sich fordert und sie ihre tiefsten Geheimnisse offenbaren läßt, so finden wir das in der Ordnung, denn er ist allgegenwärtig und allwissend wie die Muse, welche der homerische Sänger anruft, ihm die Abenteuer und Leidenschaften seiner Helden zu sagen und zu singen. Es ist das eine Fiction, aber eine völlig berechtigte, durch den Kunstgebrauch geheiligte, ja durch das Wesen der Kunst geforderte.

Auch der Ich-Roman kommt ohne die Allgegenwart und Allwissenheit des Dichters nicht zu Stande; aber — und dies ist der verhängnißvolle Unterschied — der Dichter, der zugleich der Held, d. h. ein

Digitized by Google

Mensch und nicht eine Gottheit oder abstracte göttliche Kraft ist — muß diese seine Gegenwart, dieses sein Wissen in jedem einzelnen Falle legitimiren. Der Ich-Roman ist von Anfang bis zu Ende ein Kampf um diese Legitimation. Die Schwere des Kampfes zu ermessen, ist wohl nur dem möglich, der selbst auf dem Platze gestanden und sich erinnert, welche Welt von Mühe es ihn gekostet, zwischen dem Helden und einer anderen Person, die sich im gewöhnlichen Verlauf der Dinge und nach Lage der Verhältnisse gar nicht hätten treffen können, trotz alledem ein Rendez-vous zu arrangiren; und wie er trotz seines gründlichsten Abscheus vor dem Lauschen an der Wand sich doch zu der widerwärtigen Rolle verstehen mußte, weil es sonst schlechterdings unmöglich war, hinter ein gewisses Geheimniß zu kommen, das eben nicht länger Geheimniß bleiben durfte. Und wie er mit einem: „Ich sehe sie heute nach dreißig Jahren so deutlich, wie ich sie damals sah!“ oder: „Wie genau ich mich dieses Gespräches erinnere!“ sich und den Leser darüber wegzutäuschen suchte, daß die betreffende Deutlichkeit in Wirklichkeit ein psychologisches Wunder wäre und daß es jede Kraft des Gedächtnisses übersteigt, nach Verlauf von so und so vielen Jahren ein stundenlanges Gespräch Wort für Wort zu wiederholen.

Zu welchen verzweifelten Mitteln der geängstigte Ich-Dichter in solchen Verlegenheiten greift, dafür bietet uns die Erzählung des Odysseus ein classisches Beispiel.

Er hat berichtet, wie die Gefährten die Rinder des Helios geschlachtet. Auch bei dieser Affaire ist er nicht Augen- und Ohrenzeuge gewesen, da er unterdessen durch die Insel schweifte und überdies geschlafen hat; aber er mochte ja leicht, was geschehen und wie es geschehen, hinterher erkennen und von den Genossen erfahren. Doch nun eilt Lampetia zu Helios und sagt's ihm an; Helios wieder hinauf zum Olymp und klagt es Zeus und den unsterblichen Göttern; Zeus verspricht dem Beleidigten ausgiebige Rache. Und der Ich-Erzähler, der denn doch merkt, daß dies alle menschenmögliche Glaubwürdigkeit einfach übersteigt, der Erzähler — mit welch ehrbarer Miene der Schalk das vorgebracht haben mag! — fährt feierlich fort:

Solches hört ich darauf von der schöngelockten Kalypso,
Die, wie sie sprach, von Hermeias, dem Thätigen,
selbst es gehöret.*

Aber den armen Modernen kommt in solchen Nöthen kein plaudersüchtiger Götterbote, und da ist es denn oft ergötzlich und manchmal betrübsam, anzusehen, wie sie sich abmühen, um aus der Schule schwatzen zu können, in der — sie nicht gewesen; oder aber umgekehrt, sich die Augen zuhalten müssen, um nicht zu sehen, was klar ist wie der Tag, sie aber nicht sehen dürfen, weil es sonst zu früh für sie tagen würde; oder sich selbst an Händen und Füßen fesseln müssen, um nicht zu thun, was jeder Andere an ihrer Stelle unzweifelhaft gethan hätte. Man denke an die Staarblindheit des guten Vicar gegenüber dem Mr. Burchell, dem doch der Baronet aus jeder Naht des fadenscheinigen Rockes sieht! an die übermenschliche, die Geduld des Lesers ermüdende Geduld Copperfield's mit dem schurkischen Uriah Heep! an — aber weshalb die endlose Liste der Verlegenheiten fortsetzen, in welche der Kampf mit dem Stück Unnatur in seiner Aufgabe den Dichter des Ich-Romans auf Tritt und Schritt bringt! Der aufmerksame Leser mag sie aus seiner Lectüre mit Leichtigkeit ad libitum verlängern!

Dennoch möchte ich denen, welche zu der Aufgabe die beiden Hauptsachen mitbringen, nämlich ein Ich, das wirklich etwas erfahren hat, und die Phantasie, um das erfahrungsmäßige Ich zu einem idealen Ich emporzuläutern, rathen, an derselben ihre Kunst zu versuchen. Es ist eine wundersame Schulung und zugleich ein unfehlbarer Prüfstein des Talentes. Hier oder nirgends können sie erfahren, ob die epische Muse sie in das Allerheiligste berufen hat, oder ob sie nur in die Vorhallen gehören, wo die Imitatoren, Compilatoren und hoc genus omne ihr lärmendes Wesen treiben.

Ich bin zu Ende.

Der epische Proceß ist vollständig durchlaufen. Er begann mit dem modernen dichterischen Ich, das, im Stich gelassen von der heroischen Sage, ja von der tra-

* Odyssee XII, V. 389. 390. Sollten die Verse und dann auch wohl die vorhergehenden, von V. 376, wie ich fast glauben möchte, interpolirt sein, so würde dadurch die Beweiskraft des Falles für meinen Zweck nicht im mindesten alterirt werden.

Digitized by Google

ditionellen Stoffwelt der Novelle und des Romans, gebunden an die Beobachtung, wie es die epische Phantasie immer ist, seine eigenen Erfahrungen und Erlebnisse nahm und erzählte in einer Geschichte, deren Held und Träger der Idee (der Weltanschauung und Welteinsicht, wie sie sich bei ihm gebildet) es selbst war. (Werther's Leiden.)

Das dann zu der Einsicht der doppelten Unzulänglichkeit dieses Gleichnisses kam, indem es einerseits Gefahr lief, in der Enge und Beschränktheit seiner individuellen Erfahrungen stecken zu bleiben, ohne die Idee (das Weltbild) auch nur annähernd darstellen zu können, andererseits, um die Idee dennoch herauszubringen, auf Darstellung verzichten, die Idee abstract geben zu müssen und so ins Grenzenlose, d. h. Unkünstlerische zu gerathen.

Wie es nun diesen Gefahren zu entgehen suchte, indem es einmal aus dem gebundenen Ich ein Er machte, dem es beliebige Erlebnisse andichten könne und dadurch eine größere Freiheit gewönne, die es indessen keineswegs mißbrauchen, im Gegentheil nur nach den Gesetzen der (objectiven) Darstellung gebrauchen wollte und so jener zweiten Gefahr zu entrinnen gedachte, die ihm aus der unkünstlerischen Grenzenlosigkeit der Idee entgegendrohte. (Wilhelm Meister's Lehrjahre.)

Wie es abermals erkennen mußte, daß auch dieser Weg nicht zum Ziele führe, da die erlangte Freiheit schließlich Alles in Allem nur ein Schein war, indem es trotz seiner Metamorphose in ein Er im Wesentlichen an seine eigenen Erfahrungen gebunden blieb und so den Zirkel des Bildes nur um ein Geringes erweitern konnte, um ein so Geringeres, als die künstlerisch obligatorische (objective) Darstellung in dieser Form trotz aller bis zum Uebermaß angewandten Mittel die Unendlichkeit der Idee nicht zu erschöpfen vermochte, im Gegentheil ein großer peinlicher Rest blieb, aus welchem die ästhetische Kritik die Fehlerhaftigkeit der ganzen Rechnung deducirte. (Schiller's Urtheil über Wilhelm Meister.)

Wie es nun auf ein Auskunftsmittel sann, diesen Rest, wenn nicht aufzuheben, so doch bis auf ein Minimum herabzumindern, indem es das Er wieder in ein Ich zurückverwandelte, das als ein mit demselben Grad der Freiheit erfundenes und ausgestattetes wie das Er sich derselben verhältnißmäßigen Vorzüge wie jenes erfreute und überdies, als ein integrirendes Glied des Kunstwerks, das Recht und die Pflicht gewann, mitzusprechen, seine Meinungen und Einsichten zu äußern und dadurch wesentlich zur Herausstellung der Idee auf legitimem Wege beizutragen.

Wie sich nun schließlich dieses Auskunftsmittel als ein höchst gefährliches erwies in den Händen von solchen, die es zur Verfolgung ihrer von den dichterischen weit entfernten, meist humoristisch-satirischen Sonderzwecken mißbrauchen wollten, vielmehr infolge ihrer unpoetischen Natur mißbrauchen mußten (Sterne); um sich freilich, angewandt von echten epischen Dichtern, auf das herrlichste zu bewähren und einen Roman zu ermöglichen, in welchem der Dichter der einzig legitimen (objectiven) Darstellungsweise nicht das Mindeste vergab und doch durch die angewandte Modification derselben seinen Standpunkt zu einer ästhetischen Höhe freiester humoristischer Weltübersicht steigern konnte, die das moderne epische Ideal zu verwirklichen scheint, wie die homerischen Gedichte das classische verwirklichten. (Copperfield.)

Ich bin zu Ende, wie man mit einem Thema zu Ende sein kann, das nur ein kleiner Ausschnitt aus einem großen Ganzen ist, in welches es auf allen Punkten hinüberweist und hinüberstrebt.

So möge meine Arbeit denn als ein Beitrag für den gelten, welcher es nach mir unternehmen wird, uns dieses Ganze in seinem Umfang und im Zusammenhang seiner Theile vorführen.

Es wäre möglich, daß wir dem Trefflichen nicht so bald begegneten. Er müßte immerhin drei Qualitäten vereinigen, von denen jede einzelne schon ihren Mann ziert: ausgebreitete intime Kenntniß der Literatur, strenge philosophische Schulung, bewährte poetische Praxis.

Bis er kommt, reden wir eben vom Roman, so gut wir es verstehen: der Literarhistoriker, der Philosoph und der Dichter; und halten wir es für kein Geringes, wenn wir uns unter einander über einen und den anderen Punkt verständigen können.

Digitized by Google

Literariſche Mittheilungen.

Neue Novellen.

I.

Troubadour-Novellen von Paul Heyſe. (Berlin, Beſſer'ſche Buchhandlung, 1882.)

„Was iſt die Novelle anders als eine ſich ereignete unerhörte Begebenheit?“ definirt Goethe bei Eckermann (Geſpräche I, 220); und B. Erdmannsdörffer (Das Zeitalter der Novelle in Hellas, S. 11) deducirt aus der hiſtoriſchen Erforſchung dieſer Dichtungsart: „Der Reiz, das Verdienſt der Novelle beſteht vor Allem in der wechſelreichen Mannigfaltigkeit des Sujets, des Perſonals, der Pointen; das Charakteriſtiſche, das Ueberraſchende, das Neue iſt ihr Terrain, und als die neue Kunde, die neue Erzählung, als Novella nimmt ſie das Intereſſe ihres Publikums in Anſpruch.“

Nun ſteht von allen modernen Novellendichtern keiner ſo feſt auf dem ſeinem Genre durch dieſe Definitionen und Erklärungen bereiteten und umſchriebenen Boden; keiner bewegt ſich auf dieſem Gebiete mit ſolcher Freiheit, durchmißt es nach allen Seiten mit ſolcher nimmermüden Flugkraft wie Paul Heyſe.

Und wie es denn nicht anders ſein kann, als daß der Künſtler, welcher ſtreng innerhalb der Grenzen ſeines Genre bleibt, durch kein Mittel wirkt und wirken will als die, welche es in ſeiner Beſonderheit ihm bietet, aber nun auch von dieſen Mitteln den ausgiebigſten, kraftvollſten Gebrauch macht, immer in ſeinem Genre das Höchſte erreichen wird, ſo hat auch keiner „das Intereſſe ſeines Publikums“ ſo völlig „in Beſitz zu nehmen“ und ſo unerſchüttert zu behaupten verſtanden wie gerade er.

Dieſer Beſitz iſt nicht durchaus unbeſtritten; ſein Verdienſt wird von Vielen nur unwillig anerkannt, ich weiß es ſehr wohl. Wie oft habe ich den Dichter gegen Angriffe in Schutz nehmen müſſen, zu denen man die Argumente aus dem Geſetzescodex nahm, der für die Kinderſtube, für Knaben- und Mädchenpenſionate zu Recht beſteht und deſſen Paragraphen dann das geiſtige Philiſterium beiderlei Geſchlechts ſo weiter durch das Leben ſchleppt, ohne zu bedenken, daß in der Republik der Kunſt, ſoll ſie nicht zu Grunde gehen, andere Geſetze gelten und gelten müſſen, und keine Provinz in dieſer Republik, wenn man ſie nach jenen Paragraphen verwalten wollte, früher und gründlicher in eine Wüſte verwandelt werden würde als gerade die Novelle.

So viel ſteht feſt: von den „Troubadour-Novellen“ hätte, wäre die Obmacht in den Händen jenes Philiſteriums, keine einzige geſchrieben werden dürfen. Vielleicht noch, bei laxer — aber ganz laxer Obſervanz der rigoroſen Paragraphen, die erſte: „Der lahme Engel“, obgleich es ja für eine Frau und Mutter peinlich genug zu leſen iſt, daß eine Dame von vierzig Jahren, alſo eine Matrone, in Liebesleidenſchaft für einen Burſchen von zwanzig Jahren, oder ſo, entbrennt, der gut und gern ihr Sohn ſein könnte; und, wenn ſie das Entſetzliche auch noch ungefähr zur rechten Zeit begreift und ſich von dem „Liebſten“ losſagt und ihn in die Freiheit des Lebens entläßt, doch für ſich ſelbſt die Freiheit des Geiſtes und Herzens nicht völlig erringt, im Gegentheil bei gegebener Gelegenheit als Greiſin oder doch als frühzeitig hingewelkte Fünfzigjährige „mit ſchneeweißem Haar“ in die alte Sünde zurückfällt, zu Schminken und Schönheitswaſſern greift, dem immer noch Geliebten womöglich eine Jüngere, Schönere, als ſie einſtmals war, entgegenzutreten, und

Digitized by Google

an diesem wahnwitzigen Versuch zu Grunde geht. — Und dieselbe laxe Observanz mag auch noch die „Dichterin von Carcassone“ zur Noth gelten lassen — die gute, kluge, kleine Frau aus dem niedrigsten Bürgerstande, welche dem adeligen Herrn, der sie so schmählich verläßt, so grausam verstößt, treu bleibt und ihn vom Henkertode losbittet und schließlich wieder zu Gnaden annimmt. Freilich verräth sie dadurch in betrübender Weise die beleidigte Frauenwürde; freilich wird so der Zügellosigkeit der Männer ein höchst bedenkliches Präjudiz geschaffen, und „sehen Sie, verehrter Herr, ich als Mutter würde, wagte es mein Schwiegersohn — er wird es, Gott sei Dank, nicht wagen! — meiner Tochter so zu begegnen, kategorisch verlangen und es durchsetzen, daß sie auf böswillige Verlassung und Scheidung klagte; und billigen kann ich deswegen auch die Moral dieser Geschichte nicht. Aber zwischen nicht billigen können und verwerfen müssen ist noch ein großer Unterschied, und verwerfen, unbedingt verwerfen muß ich Geschichten wie —“

„Der Mönch von Montaudon“?

Nun, die kleine Pièce mag als ein Scherz so hingehen, obgleich ja allerdings der Leichtsinn des Verfassers zu tadeln ist, der in einer tief irreligiösen Zeit durch Prostituirung der Eitelkeit und Verliebtheit eines Priesters dem leidigen Hange zur Verspottung des Heiligen und Ehrwürdigen noch gewissermaßen Nahrung zuführt; und so wollen wir auch „Ehre für Alles“ gelten lassen, trotz seines grausigen Inhalts, da doch wenigstens das Laster einer furchtbaren Strafe nach Gebühr verfällt; aber — die verehrten Leserinnen unserer Hefte wollen nicht erschrecken! — gerade die beiden Novellen, welche wir in eben diesen unseren Heften mitgetheilt haben, sind es, gegen welche sich das Verdict der zur Unzeit beleidigten Moral am entschiedensten richtet: „Die Rache der Vizgräfin“ und „Der verkaufte Gesang“.

Und nun will es das Unglück, daß eben diese beiden Novellen den Dichter auf der höchsten Höhe seines herrlichen Könnens zeigen; er gerade in ihnen alle schönsten Eigenschaften seines reichen Naturells aufs glänzendste entfaltet, so daß man sie zu dem Besten, was er je geschrieben, zählen und als wahre Prachtexemplare ihres Genre ansprechen muß, in welchen alle Vorzüge und Reize desselben vereinigt sind wie in einem vollen Kranze alle schönsten Blumen eines Gartens. Und soll man doch einer vor der anderen den Vorzug geben, so müßte es wiederum die sein, welche die guten Menschen und schlechten Musikanten wohl am meisten beleidigen möchte: „Die Rache der Vizgräfin.“ Hier haben wir den kecken Griff nach dem Ungemeinen, ja Unerhörten, wie ihn der Begriff der Novelle fordert: eine sittenreine, ja fast pedantisch strenge, hochgesinnte Frau, die nach dem schwersten Kampfe mit ihrer Tugend sich dem, der ihr Herz besiegt, ganz zu eigen geben will; und, von dem Treulosen verrathen, vor sich selbst bis in den Staub gedemüthigt, entwürdigt, nun auch den Kelch des seelezerrüttenden Leides bis zu dem letzten bittersten Tropfen trinkt: sieh her, wozu du mich gemacht — zur liebeleeren Buhle deines Knechtes! — und dieses Ungemeine, Unerhörte vorgetragen mit einer spielenden Anmuth und Leichtigkeit, als wäre es ein Landläufiges, Alltägliches — ich nehme keinen Anstand, auszusprechen: wer gegen so hohe, dichterische Vorzüge unempfindlich ist, wer nicht zugiebt, daß hier ein tief schmerzliches, aber durchaus sittliches Problem rein und völlig gelöst ist, wie es nur eben der wahre Dichter und Herzenskündiger zu lösen vermag — der hat in poetischen Dingen keine Stimme, auch wenn er sie noch so laut erhebt. — Weniger kühn ist der Vorwurf in „Der verkaufte Gesang“, ja, man könnte sagen, daß der Reiz dieser Novelle zuerst in der geistreichen Weise besteht, in welcher hier das alte Thema — die Liebe eines stolzen Ritters zur Schäferin auf der Wiese — neu und anmuthig variirt ist. Nur freilich ist auch hier wieder die fröhliche Kühnheit zu bewundern, mit der der Dichter auf sein Ziel losgeht; uns, die Leser, wiederum mit dieser Kühnheit und Fröhlichkeit erfüllend, daß wir, frei von dem traurigen Zwange des eingepferchten und eingedornten modernen Lebens, den romantisch frischen Duft der Kräuterwiese zu athmen glauben, auf welcher die junge Schäferin ihre Heerde weidet; und sie selbst am Bache sitzen sehen, wie sie ihr Ritter sah; und dem glücklichen Paar, nachdem es der Abt an dem „Galgencapellchen“ zusammengegeben, auf ihrer Hochzeitsreise aus der Mutter Hütte im Dorf nach dem Schäferkarren auf der nahen Wiese Heil und Segen aus gerührtem Herzen wünschen.

Aber, je freudiger wir unseren Dichter gegen die Tantenmoral in Schutz nehmen, wo er, wie in der letzten köstlichen Novelle, den Triumph der trotz scheinbar verfänglicher Scenen und Situationen keuschen und schönen Menschlichkeit feiert; oder wo er, wie in der „Rache der Vizgräfin“, Schuld und Sühne mit sicherer Hand abwägt, um so ernstlicher müssen wir mit ihm rechten, wenn seine Hand bei diesem letzteren schwierigen und schwierigsten Geschäft zittert; wenn die Gewichte ungleichmäßig in die Schalen fallen, ja eines und das andere — natürlich ohne sein Wissen und sehr gegen seinen Willen — als ein falsches befunden wird.

In der Novelle „Ehre über Alles“ — derselben, welche wir oben von einer kurzsichtigen Moral lossprechen ließen — hantirt der Dich-

Digitized by Google

ter nach meiner Anſicht nicht mit richtigen Gewichten. Schuld und Sühne ſcheinen ſich nur zu decken, in Wirklichkeit thun ſie es nicht. Der Titel iſt falſch. Es iſt nicht ſeine Ehre, die der Held der Geſchichte über Alles ſetzt, um derenwillen er zum Mörder ſeines ſchuldigen Weibes wird — der Mord iſt nichts als eine brutale Grauſamkeit von jener ſchlimmſten tranniſchen Art, welche dem Schächer Luſt verſchaffen ſoll in einer Verlegenheit, in die ihn ſeine Sinnlichkeit verſtrickt. Zuerſt: der Dichter ſelbſt hat es zu verantworten, wenn die arme Audiart uns nicht ſo ſchuldig erſcheint, wie ſie ſein müßte, ſoll uns das Mitleid mit ihr nicht die Grauſamkeit des Gatten in einem unerträglichen Lichte erſcheinen laſſen. Sie hat, da ſie ſich von ihrem Buhlen entführen ließ, „von ihrem Beſitz an Kleidern und Geſchmeide nicht mehr mitgenommen, als was ſie auf dem Leibe getragen“ — ſo iſt ihr Charakter wenigſtens von Habgier nicht beſchmutzt. Ihren Verführer und Entführer nennt ſie „einen Teufel, ausgelernt in allen Künſten der Finſterniß“ — wir haben keinen Grund, an der Wahrheit dieſer Ausſage, der nirgends widerſprochen wird, zu zweifeln. Ihr Unwille bei der Wiederbegegnung mit ihrem Gatten, den ſie zuerſt für einen galanten Herrn hält, an welchen ſie die Wirthsleute verkuppeln wollen, trägt durchaus den Stempel der Aufrichtigkeit, ebenſo wie ihre Bitte: „Wolltet Ihr Euch in Wahrheit eines unſeligen Weibes annehmen aus ritterlicher Großmuth, ſo kommt morgen am hellen Tage wieder.“ Und wenn ſie nun wirklich, nachdem ſie den beleidigten Gatten erkannt, ihn wieder für ſich zu gewinnen hofft, ſo ſoll das unſchön und ſchamlos bleiben, obgleich es tauſendmal dageweſen und immer wiederkehren wird; aber thut nicht der Gatte Alles, dieſen unſchönen Funken in ihr zu nähren? Hat er nicht ſein ritterlich Wort verpfändet, daß er „nicht deſſen gedenken will, was ſie an ihm verſchuldet“, daß er „nicht ihr Richter ſein will!“ daß er „ihr jedes Glück gönnt, das in der weiten Welt noch für ſie zu finden iſt?“ Wie darf er ſie, als ſie dieſes Glück verſchmäht, als ſie den Tod in den Wellen des Fluſſes ſuchen will, ſie, die ſehr richtig erklärt, daß denn doch, nachdem er ſie aufgegeben, die Beſtimmung über ihr Geſchick „ihre Sache“ ſei, zurückhalten? unter dem Vorwand, ſie bewachen zu müſſen, die Nacht in ihrer Kammer verbringen, als hätte er nicht ebenſo gut vor der Thür Wache halten können? und am nächſten Morgen, als ſie über die Brücke reiten und ſie abermals den Tod wünſcht und rein menſchlich und ganz gewiß echt weiblich ruft: „mich noch einmal in das Leben zu ſchicken, in ein Leben ohne Euch, nachdem ich Euch wiedergeſehen, geht über meine Kräfte!“ anſtatt „aller Antwort dem Thiere die Sporen zu geben, daß ſie im Fluge von der Brücke kommen?“ Was hat er vor? Dieſes: „Zwei Stunden von hier liegt ein Frauenkloſter. Dorthin will ich Euch bringen, um Euch vor Euch ſelbſt und den ungezügelten Trieben Eures Herzens zu beſchützen. Wenn ich Euch frei in die Welt entließe, möchtet Ihr neues Unheil anſtiften, anderen Argloſen Gefahr bringen und endlich ſelbſt ein trauriges Ende nehmen. Darum will ich die Sorge für Euer Heil ſicheren Händen anvertrauen, und vielleicht kommt noch einmal der Tag, wo Ihr es mir dankt, daß ich Euch dazu verholfen habe, wenigſtens Euer unſterbliches Theil zu retten.“ So der Mann, der „nicht Richter ſein will!“ der ihr „jedes Glück gönnt!“ Was iſt denn nun ſeine wirkliche Meinung? die von geſtern? oder die von heute? Schmach und Gram dem Ritterthum, deſſen Quinteſſenz Ehre und Wahrhaftigkeit iſt! — keine von beiden! ſondern einfach dies: er gönnt ſie Niemanden! er fürchtet nichts für ſie, aber Alles für ſich; und dieſe Allfurcht fängt damit an und hört damit auf: ſie könnte doch wieder nach dir einem Anderen gehören! Deshalb und nur deshalb geht er in dem Buchenhain, bei dem er unwillkürlich (!) den Zügel angehalten vor ihr, die in das weiche Moos geſunken, auf und ab „wie ein Raubthier hinter dem Käfiggitter“, und — nun, die Pſychologen und Criminaliſten kennen ja die Schweſternſchaft von Grauſamkeit und Wolluſt; aber wie kommt die „Ehre“ zu der Unehre, in dieſem Bunde die Dritte ſein zu ſollen? Ich meine, wir nennen das Kind bei ſeinem rechten Namen und überlaſſen es unſeren Nachbarn, in irgend einer Affaire Clemenceau die letzten grauenhafteſten Conſequenzen des ſchlimmen Handels zu ziehen und dann doch noch (und nun erſt recht!) den tollen Verſuch zu wagen, aus dem Leibeigenen ſeiner Schande einen Arzt ſeiner Ehre zu machen.

Und ſo, nachdem wir der Tantenmoral die tröſtliche Gewißheit gegeben, daß ſelbſt die ſchlankſten und kraftvollſten poetiſchen Bäume nicht in den Himmel wachſen und von den ſechs böſen Troubadour-Novellen fünf — ſage nur fünf! — völlige Meiſterwerke ſind und eine, wenn auch im Einzelnen noch immer das Werk eines Meiſters, ſo doch als Ganzes verfehlt iſt, nehmen wir für diesmal freundlichen Abſchied von dem Meiſter und — auf baldiges Wiederſehen!

Queen Titania by Hjalmar H. Boyesen. (New York, Scribner's Sons. 1881.)

Der Titel ſollte eigentlich heißen: „Queen Titania and other novels“, denn der hübſch ausgeſtattete Band enthält noch zwei andere Stücke: „The Mountain's Face“ und „A Dangerous Virtue“, als willkommene Zugabe zu der Pièce de résistance.

Digitized by Google

Ich gestehe, das Buch mit einiger Sorge geöffnet zu haben. Ich hatte, als ich im September-Heft 1879 der Uebersetzung von unseres Mitarbeiters reizender Novelle „Glitzer-Brita" einige biographisch-ästhetische Notizen über den Autor voranschickte, gesagt, „daß er in verhältnißmäßig jungen Jahren schon Bedeutendes geleistet habe, unzweifelhaft in Zukunft noch Bedeutenderes leisten werde." Man weiß, ein wie mißliches Ding es mit dergleichen Prophezeiungen ist; wie grausam angelegen es sich meistens die Betreffenden sein lassen, den vertrauensvollen Propheten ad absurdum zu führen. Und so wird der freundliche Leser denn meine Freude verstehen und theilen, als ich fand, daß ich diesmal ausnahmsweise Recht gehabt und die „Queen Titania" sich, wenn auch nicht als einen „bedeutenden", so doch immerhin als einen Fortschritt auf der rühmlich betretenen Bahn erwies. Nicht, als ob der amerikanische Autor bereits zu den tiefsten Geheimnissen seiner Kunst vorgedrungen wäre! oder das Werkzeug derselben mit völlig meisterlicher Virtuosität handhabte! aber er bringt die Hauptsache mit: eine leicht erregliche und bewegliche Phantasie, die sich mit Vorliebe in schwierige Probleme versenkt; und was ihm noch fehlt: die straffe Schulung, so kann da Rath geschafft werden, wenn ein so überaus bildungsfähiges Talent es nicht verschmähen will, bei den deutschen Meistern, den unbedingt vorzüglichsten der Gilde, fleißig und vertrauensvoll in dauernde Lehre zu gehen. Er wird dann unter Anderem erkennen, daß seine „Queen Titania" nicht sowohl eine Novelle als ein „condensirter" Roman ist, nicht wegen der stattlichen Länge von 160 Seiten, sondern einfach infolge des Stoffes. Oder müssen wir die Geschichte der Entwickelung der Heldin von dem Augenblicke, als der junge gutmüthige Norweger das elternlose Baby auf dem Passagierschiff findet, bis zu dem Moment, wo der gereifte Mann das zur schönsten Jungfrau herangeblühte Pflegekind zu seinem Weibe nimmt, nicht als einen richtigen Romanstoff bezeichnen? Um so mehr, als es sich ja nicht bloß um die Entwickelungsgeschichte der jungen Dame, sondern sehr wesentlich auch um die des jungen Mannes handelt, der, als ein Eingewanderter, in der wundersamen Welt des nordamerikanischen Lebens gar viel zu lernen und an sich zu modeln hat, bis er es mit J. C. Dimpleton & Co. aufnehmen kann und sich — was eine weit größere Leistung ist — sogar nicht einmal von Miß Dimpleton's großen grauen Augen und „seltsam selbstbewußter" Miene fürder imponiren läßt. Indessen auf die bei dem Publikum sowohl als leider auch bei den Dichtern ganz und gäbe Verwechselung von Novelle und comprimirten oder abbreviirten Roman müssen wir bei einer anderen Gelegenheit noch ausführlich zu sprechen kommen; und so wollen wir uns hier begnügen, zu constatiren, daß der Dichter seine Aufgabe, wie er sie sich nun einmal gestellt, mit bemerkenswerther Gewandtheit gelöst hat. Freilich hat ja er, der selbst Eingewanderte, den ganzen Proceß, den er schildert, in allen seinen Instanzen entweder selbst durchgemacht oder ihn doch, compatriotisch mitfühlend, mitleidend, von Anderen durchmachen sehen; und so möchte ich darauf schwören, daß auch die zweite größere Erzählung: „A dangerous Virtue" wenigstens in ihrem Hauptmotiv aus dem Schatz selbstgemachter Beobachtungen genommen ist. „Die gefährliche Tugend" aber ist das Gerechtigkeitsgefühl, das in einem einfältigen norwegischen Landmann zum verzehrenden Pathos wird, als ihm, dem gestern Ausgeschifften, heute sein kleines Vermögen von einer Versicherungsgesellschaft abgeschwindelt wird; die Gerichte ihn bei der Liquidation der verkrachten Bank mit ein paar Procenten abspeisen wollen, während der Director der sauberen Gesellschaft fortfährt, in Herrlichkeit und Freude zu leben; der sich dann das Recht, das ihm Keiner gewähren will, selbst holt und den Schurken, der ihn um Alles gebracht, erschlägt; und „die Welt nicht mehr versteht", als die Geschworenen ihn freisprechen, nicht weil er auf eigene Faust Gerechtigkeit geübt, sondern weil er in ihren Augen einfach — verrückt ist. Der Leser sieht: es ist keine heitere Geschichte, aber sie ist meisterhaft erzählt und kommt in der Einfachheit des Sujets und der knappen, dem Inhalt völlig angepaßten Form dem Ideal einer „Novelle" sehr viel näher als die inhaltlich viel reichere und mit anmuthigen Einzelheiten zierlichst geschmückte „Queen Titania". — Die dritte Pièce: „The Mountain's Face", ist im Grunde genommen nur eine sehr sinnige Allegorie des Stumpfsinnes, mit welchem ein aufkeimendes Künstlergenie so oft von seiner Umgebung behandelt, vielmehr mißhandelt wird, bis es sich durchgerungen, und nun der kurzsichtige Lehrer und der schwerhörige Pastor und alle Welt behauptet: sie hätten es „ja immer gesagt".

Da eine deutsche Uebersetzung dieser Novellen nicht auf sich warten lassen wird, so wünschen wir dem Dichter nur, daß „auf dem langen Wege" nicht zu viel von seiner Feinheit, Frische und Anmuth verloren gehen möge. Inzwischen empfehlen wir die Lectüre des Originals aufs dringendste Allen, die in der glücklichen Lage sind, keines Interpreten zu bedürfen.

Fr. Sp.

Digitized by Google

Literarische Notizen.

Altes und Neues. Von Friedr. Theod. Vischer. (Stuttgart, A. Bonz & Co.) 2 Bde. Es ist eine Schuld aus dem vergangenen Jahre, die wir abtragen, indem wir diese Sammlung älterer und neuerer Aufsätze und Abhandlungen des berühmten Aesthetikers unseren Lesern zur eifrigsten Lectüre auf das angelegentlichste empfehlen. Und indem wir das letzte Wort niederschreiben, gemahnt es uns an den seltsam unerfreulichen Zustand unserer Literatur, der einen im Grunde genommen für Autor und Publikum kränkenden Ausdruck dennoch gerechtfertigt erscheinen läßt. Dem „Volke von Denkern" das neueste Werk eines seiner zugleich scharfsinnigsten und feinfühligsten, zugleich muthigsten und maßvollsten, zugleich idealischsten und realsten Denker empfehlen! Sei's drum! Der hochverehrte Autor wird wissen, wie wir's meinen; und wenn uns das Publikum die unnöthige Empfehlung übelnimmt — desto besser! Desto freudiger wird es mit uns in das Lob und den Preis eines Mannes einstimmen, an dem man wahrlich nicht weiß, was man mehr bewundern soll: die jugendfrische Elasticität des Fünfundsiebzigjährigen oder die ungeschwächte Phantasiekraft des Grundgelehrten. Um der ersteren so recht inne zu werden, vergleiche man die beiden Theile, aus denen der Aufsatz „Aus einer griechischen Reise" besteht, zwischen deren respectiver Abfassung vierzig — sage: vierzig arbeitsreiche Jahre liegen, ohne daß in der langen, für unsere moderne Anschauung schier unendlichen Zeit die Hand den Pinsel auch nur um eines Haares Breite weniger sicher führte, auch nur eine der tausend Farben auf der Palette eingetrocknet, ja nur um eine Schattirung dunkler geworden wäre! Und dasselbe gilt mutatis mutandis von dem „Zusatz" aus dem Jahre 1880 zu dem 1846 geschriebenen Aufsatz über „Gavarni und Töpffer", gilt durchweg von dem Neuen, was die beiden Bände enthalten, im Vergleich zu dem Aelteren und Alten, von dem auch nicht eine Zeile veraltet ist. Oder wie wunderbar trifft uns heute das Wort in „Ein malerischer Stoff" (Das glückhaft Schiff von Zürich) aus dem Jahre 1847: „Es braucht kaum gesagt zu werden, was bei diesem tüchtigen Schifferstückchen jedem Deutschen einfallen muß. Konnte der Züricher dem Straßburger zeigen, wie schnell man zusammenkommen kann, wenn man nur recht will, so kann wohl eines schönen Tages auch der Deutsche mit einem Kessel noch heißeren Hirsebreies in Straßburg erscheinen." Man sieht: nicht bloß die Dichter sind Propheten, und unser Autor hat ja ein doppeltes Anrecht zum Prophetenthum, — er, der zugleich Philosoph und Dichter ist. Diese zwiefache Kraft giebt ihm, däucht uns, ein stolzes Uebergewicht über seine mannigfachen Gegner in der großen Faust-Frage, der nicht weniger als 135 Seiten des zweiten Theils der Abhandlungen gewidmet sind. Wir können in dieser kurzen Anzeige an den Dornenwald, durch den sich Vischer mit seinem scharfen kritischen Schwerte Bahn zu hauen sucht, nur eben rühren, aber dürfen doch nicht unterlassen, dem muthigen Kämpen zu bezeugen, daß, unserer Ansicht nach, fast alle seine Streiche treffen. Und bei dieser Gelegenheit mag es uns erlaubt sein, bescheidentlich eine Frage aufzuwerfen, die immer an uns herantritt, so oft wir die erregten Debatten über das, wie es scheint, unerschöpfliche Thema lesen, die Frage: ob denn wohl Goethe — den Fall angenommen, es wäre ihm beschieden gewesen, noch in der Vollkraft seines dichterischen Schaffens die große Faust-Tragödie in seinem Sinne zu beenden — den Anforderungen, welche nach Aussage der gelehrten Herren die Faust-Aufgabe gebieterisch an den Dichter stellt, irgend genügt haben würde? „Nach einem Fragment der Paralipomena," theilt Vischer mit, „sollte Faust in eine Revolution sich mischen." Sehr schön! aber wie weit würde sich wohl Goethe zu einer Darstellung dieser Revolution auch in seinen kraftvollsten Jahren verstanden haben? Man denke doch an die „Natürliche Tochter"! oder, wenn man noch weiter — bis auf die Sturm- und Drangzeit des Dichters — zurückgreifen will, an die reservirte Rolle, die er seinen Götz von Berlichingen der Revolution des Bauernkrieges gegenüber spielen läßt, selbst in der ersten, doch sonst von Jugendkeckheiten strotzenden Bearbeitung, geschweige denn in der zweiten! und wie in der dritten der gute Götz gar zum Bußprediger der bösen, bösen Bauern wird! Uns dünkt, daß die gelehrten Herren — aber wir wollten ja an den Dornenwald nicht weiter rühren. — Aus einem ganz anderen Grunde, nämlich weil wir demnächst bei Besprechung von G. Keller's neuesten Novellen das Thema ausführlicher zu erörtern haben werden, können wir auf die ausgezeichnete Abhandlung über den genannten Dichter für diesmal nicht näher eingehen. — Schließlich noch dem muthigen warmherzigen Manne den Dank aller Thierfreunde, das heißt aller guten Menschen, für den Wiederabdruck des Aufsatzes: „Ein italienisches Bad" mit dem Schlußwort über „Thier-

Digitized by Google

mißhandlung in Italien", das so wacker auf den italienischen Sack klopft, während der deutsche — das Weitere mag man in „Auch Einer" I, S. 39 ff. nachlesen. Fr. Sp.

* * *

Der jüdische Stamm in nichtjüdischen Sprichwörtern. Von Adolf Jellinek. (Wien, Bermann u. Altmann.) Der berühmte Gelehrte und Kanzelredner bietet in dieser Schrift einen überaus anziehenden Beitrag zur Völkerpsychologie. Die Urtheile über den jüdischen Stamm spiegeln sich am deutlichsten in den Sprichwörtern, die über denselben im Schwange sind. Diese „Verdicte einer unbekannten und ungenannten Volksjury" tragen zur Charakteristik eines Volkes mehr bei als die strengsten und gelehrtesten ethnologischen Forschungen. Jellinek beginnt zunächst bei den Franzosen und mit französischen Sprichwörtern; es folgen polnische, böhmische, spanische, ungarische und deutsche Citate über die Beziehungen der Juden zum Adel, zu den Pfaffen, zum Wucher, zu den Frauen — „Jud und Weib sind ein Leib" — und über „die Judenschule" sowie über die guten und schlechten Eigenschaften der Juden, über ihren Verstand, ihre Schönheit, ihr Herzenspathos, ihren Witz, ihre Offenherzigkeit, ihre Putzsucht, ihre Spielwuth u. dgl. m. Gewiß wird Niemand diese kleine Schrift, auf deren Fortsetzung wir sehr gespannt sind und die ebenso geist- und humorvoll als human und gut geschrieben ist, ohne Anregung und Belehrung empfangen zu haben, weglegen. Sie bietet eine sehr dankenswerthe Ergänzung zu dem früheren ausgezeichneten Buche desselben Autors über den „Jüdischen Stamm", das noch lange nicht nach Gebühr gewürdigt worden ist.

Aus dem literarischen Frankreich. Von Paul Lindau. (Breslau, Schottländer.) Seit Jahren ist Paul Lindau der berufenste Vermittler zwischen deutscher und französischer Literatur. Auch der vorliegende Band enthält eine Reihe fein ausgeführter und sehr instructiver Essays über hervorragende französische Schriftsteller der Gegenwart, die in Deutschland allgemeines Interesse erregen werden. Was Lindau von Emil Augier, von der literarischen Laufbahn Gustav Flaubert's, von Emil Zola und seinen Jüngern erzählt, ist so interessant und meist auch so gediegen und zutreffend, daß es dem Kenner jener Autoren und ihrer Werke ein Vergnügen bereitet, seine Urtheile bestätigt zu finden, während es für den mit der neueren französischen Literatur weniger Vertrauten eine sachgemäße und zweckmäßige Einführung in dieses Gebiet sein wird, das heute wohl keinem Deutschen mehr gänzlich verschlossen bleiben kann.

Schattentanz. Von Alfred Meißner. Zwei Bände. (Zürich, C. Schmidt.) Es ist eine bunte Sammlung interessanter Essays, Skizzen und Reisebilder, der der liebenswürdige Dichter den elegischen Titel „Schattentanz" gegeben hat. Die Schilderungen aus Italien sind sehr hübsch und — was bei diesem Stoffe gewiß nicht wenig bedeuten will — originell, und auch unter den anderen Beiträgen des Buches findet sich mancher, der nicht wie ein Schatten flüchtig und leicht an dem Leser vorübertanzen, sondern bleibend in dessen Erinnerung haften wird und dauernden Werth beanspruchen darf. Es gilt dies namentlich von den „Letzten Erinnerungen an Heine", die hoffentlich noch nicht die letzten sind, da Meißner aus dem Leben des Dichters, mit dem er innig befreundet gewesen, gewiß noch viel und Interessantes zu berichten weiß.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Digitized by Google

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Wilhelm von Humboldt's
ästhetische Versuche
über
Goethe's Hermann und Dorothea.
Vierte Auflage.
Mit einem Vorwort von Hermann Hettner.
gr. 8. geh. Preis 4 Mk.

Im Verlage von Georg Reimmer in Berlin ist soeben erschien und in jeder guten Buchhandlung zu haben:

Fabian und Sebastian.
Eine Erzählung
von
Wilhelm Raabe.
2 Bände. 8°. Elegant geh. 3 Mk. 60 Pfg. geb. 4 Mk.

Meyers Fach-Lexika.

Gegenwärtig Buchhändlern — ausgezeichnete Gelegenheit zu raschem Absatz — Gelegenheitskäufe — Vorbereitung — Einführung — Einführung neuer Artikel — Gelegenheitsbücher — Gelegenheitsartikel — Geschäfts — Einzel- und Partiekäufe — Einzel- und Partiekäufe — Einzel- und Partiekäufe

Abonnementspreis
vierteljährlich 4 Mk.
Monatlich 1 Mk. 40 Pf.
Einzelne Nummer 10 Pf.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Begründet 1872.

Täglich Nachtrags-Ausgabe. Illustrierte Sonntags-Beilage. Wöchentlich: Humoristische Beilage. Technische Beilage. Börsen-Courszettel. Verlosungs-Liste. Landwirtschaftliche Beilage. Kursberichte der Produkten-Börse. Kursberichte der Berliner Börse. Kursberichte der Auswärtigen Börsen. Ziehungs-Liste. Steuer-Beilage. Feuilleton. Kleine Anzeigen.

Man abonniert [illegible]

Deutsches Montags Blatt.

MAY10 1882

28. Jahrg. Mai 1882. Heft 8.

Westermann's
Illustrirte deutsche
Monats-Hefte
herausgegeben von
Friedrich Spielhagen

Inhalt.

	Seite
Wilhelm Jensen: Der Teufel in Schlitzen. Ein abenteuer Winterabend. Fortsetzung. (Forts.)	145
Angelo Neumann: Graefliche Liebe in Amerika. Novelle.	170
Ernst Fischer: Sonnets Sühne — — —

Der Teufel in Schiltach.

Ein abſonderer hiſtoriſcher Beitrag

von

Wilhelm Jenſen.

II.

So war die Zeit, von ihren Angehörigen in Tage, Wochen, Monate und Jahre eingetheilt, weiter gewandert, doch der wahrheitsbefliſſene Berichterſtatter vermag nicht hinzuzufügen, daß dieſelbe ſich durch das Wormſer Edict und Verdienſt römiſch-kaiſerlicher Majeſtät zu einer deutlich wahrnehmbaren Veränderung ihrer allgemeinen Phyſiognomie veranlaßt geſehen. Allerdings befand ſich in der vortrefflichen Stadt Frankfurt am Mainfluß ſeit dem nämlichen Zeitpunkt unter dem Vorſitz eines Grafen und der Beihülfe äußerſt rechtsgelehrter „Urtheiler“ ein unbeirrbares, geſtrenges, unter Umſtänden auch hochnothpeinliches „Reichskammergericht“ und gab ſorglich Acht darauf, daß Niemand mehr am hellen Tage mit einem Söldnerhaufen vor die mehr oder minder feſte Behauſung eines Anderen ziehe, um dieſelbe zu beſchießen, auszuhungern und ſchließlich nach löblichem Väterbrauch einzuäſchern, und wo dies dennoch geſchah, konnte der Thäter ſich auf die ſchärfſten Wortäußerungen und jahrzehntelange ſchriftliche Beläſtigungen von Seiten des Reichskammergerichtes gefaßt machen. In der That trugen ſich auch wirklich dieſe öffentlichen Bethätigungen wechſelſeitiger Abneigung zwiſchen edlen Geſchlechtern ſeitdem ſeltener zu, allein man konnte trotzdem nicht ſagen, daß die brüderliche Menſchenliebe und die Sicherheit auf Feld und Wegen des deutſchen Reiches im Allgemeinen einen weſentlichen

Digitized by Google

Aufschwung dadurch genommen hatte. Auch der Rhadamanth am Main und seine Beisitzer besaßen Augen, deren Sehschärfe der Beschränkung durch einen irdischen Horizont anheimfiel und besonders bei Nacht und Nebel keineswegs mit der sprüchwörtlichen Katzenbefähigung zu wetteifern vermochte. Vielmehr waren selbst für das Reichskammergericht oftmals bei Nacht alle Katzen grau und blieben es zum Nachtheil der von ihnen erwischten Mäuse gemeiniglich auch beim Anbruch des Lichtes. So zogen die unteren Stände keinen allzu üppig sprossenden Vortheil aus der neuen, preiswürdigen Friedfertigkeit der oberen. Es gab allerorten noch immer im Dunkel viele von der Natur dazu eingerichtete hübsche Büsche, daß wegelagernde Strolche dieselben für den Antrieb ihrer Natur ausnutzen konnten, einen vorüberwandernden Kaufmann plötzlich mit dem Gesicht auf den Erdboden hinzuwerfen und ihn mit ausgeplünderten Taschen liegen zu lassen, so daß es diesem, wenn er wieder aufstand, recht schwer fiel, mit einer Klage anzugeben, in welchem Sack sich wohl seine mittlerweile verschwundenen Goldgulden, Guldengroschen oder Joachimsthaler befinden möchten. Manchmal stand er auch überhaupt nicht wieder auf, und in solchem Fall war das Reichskammergericht zu Frankfurt allerdings mit zu ernsthaft-gewichtigen Dingen beschäftigt, als daß es thörichte Nachsuchung nach einem nicht mehr in der Welt vorhandenen Kläger hätte anstellen sollen. Das deutsche Volk aber bereicherte infolge dessen seine Sprache durch einige den örtlichen Verhältnissen angepaßte Bezeichnungen wie Buschklepper und Strauchdieb, sowie durch mehrere nicht ganz unzutreffende Redewendungen: „Wahr deine Haut, der Kaiser ist weit!“ oder: „Trau dem Landfrieden nicht!“ und daß in diesen freundschaftlichen Warnungen ein Körnchen von thatsächlicher Berechtigung enthalten sein dürfe, erkannte der neue römische Kaiser Karl der Fünfte gewissermaßen dadurch an, daß er sich alsbald nach seiner Thronbesteigung bewogen fand, den „ewigen Landfrieden“ im Jahre 1521 zunächst in Worms zu „erneuern“, sodann im folgenden Jahre in Nürnberg zu „verbessern“ und das mit dem Beginn des Jahrhunderts aufgehobene „Reichsregiment“ zur „Wahrung des Landfriedens“ wieder in Kraft zu setzen. Doch auch dies Letztere erwies sich zur Erfüllung seiner mit nicht unbeträchtlichen Schwierigkeiten verknüpften Aufgabe immer noch nicht völlig ausreichend, so daß im Jahre 1530 die „ordentliche Reichsdeputation“ zur absoluten Ueberwachung des Landfriedens an seine Stelle trat. Obwohl aber diese ihre segensreiche Thätigkeit nunmehr schon seit zwei Jahren begonnen und rastlos fortgesetzt hatte, ereignete es sich trotzdem noch immer dann und wann im deutschen Reiche — und, wie leider eingeschaltet werden muß, in der weiteren Umgebung der guten Stadt Schiltach sogar mit einer besonderen, fast regelmäßigen Wiederkehr — daß ein friedlich seines Weges dahinziehender Handelsmann nicht an das von ihm und seinem wohlbepackten Maulesel erstrebte Ziel gelangte, sondern in der Morgenfrühe mehr oder weniger zerschlagen und blutend, doch allemal jammernd und mit leerem Beutel auf der Landstraße gefunden wurde. Die Bewohner Schiltachs aber verhielten sich in solchen ihnen zu Ohren kommenden Fällen nicht unweiser als ihre Mitbürger in anderen Städten des deutschen Reiches und sagten achselzuckend: „Warum er dem Landfrieden getraut!“ Vor manchen Jahren hatte allerdings Einer einmal in einer Rathsversammlung die Meinung geäußert, es sei bei derlei Vorkommnissen wohl eigentlich die Pflicht des Burgherrn, als erblich überlieferten Schirmvogtes

Digitized by Google

der Stadt und der Gegend, über Wegessicherheit, Recht und Strafe ein wachsames Auge zu halten, doch es war ihm darauf nicht ohne Fug und allgemeine Beipflicht entgegnet worden, solches Ansinnen werde dem Ritter bei seiner wohlbekannten großen Sparsamkeit leichtlich einen willkommenen Anlaß zu erhöhter Zinsforderung und sonstiger Ausbeutung des Stadtsäckels darbieten. Es sei auch sicherlich von ihm, der allein mit lauter Weibsleuten auf dem Schloß sitze, keine thatkräftige Beihülfe wider nächtliches Buschkleppergesindel zu gewärtigen, und wer von diesem ausgeraubt werde, möge sich an der eigenen Nase zupfen, warum er die Nacht nicht in einer sicheren Herberge zugebracht oder mindestens seine Augen so weit aufgemacht habe, um den Strauchdieb bei Tage wieder erkennen und zum gemeinen Nutzen an den Galgen bringen zu können.

Wenn aber demgemäß der Kaiser und das Reichskammergericht zusammt der ordentlichen Reichsdeputation bis zum Jahre 1532 keine besonders in die Augen stechende Wandlung der allgemeinen Zeitphysiognomie hervorgebracht hatten, so war die ebenso unermüdliche, nur noch etwas weiter ausgedehnte Regierungsthätigkeit der Natur dadurch doch keineswegs beeinflußt worden, sich in ihrem altüberlieferten System mählicher Umgestaltung der ihr angehörigen Gesichtszüge beirren und beschränken zu lassen. Sie vollzog nach wie vor dies Geschäft mit großer Bedachtsamkeit, oftmals lange Frist hindurch kaum bemerkbar und immer nur an jedem Einzelnen. Allein da sie in der Willensäußerung ihrer Grundsätze auch niemals mit einem Einzelnen eine Ausnahme machte, geschah es, daß ihre zahlreichen Specialbemühungen nach Ablauf einer gewissen Zeit jedesmal eine deutliche Abänderung des Totalbildnisses der Gesammtheit zu Tage treten ließen. Sie bekümmerte sich dabei nicht im geringsten darum, ob dies dem Einen zum Vortheil und dem Anderen zum Nachtheil gereichte, sondern malte stets gleichzeitig aus ihrem unerschöpflichen Farbentopf hier dunkle Runzelschatten, graue Scheitelasche und falsches Weiß, dort weichen Schmelz, lockiges Gold und pfirsichblüthenhaftes Roth auf die Gesichter. Und wenn sie die erstere Kunst in nicht gerade vortheilhafter Weise mehr und mehr an dem Ritter Burkhard Söldenrich geübt, so hatte sie die letzteren Farben dafür nunmehr um so reichhaltiger und günstiger wirkend sowohl an der Tochter desselben wie an derjenigen Gervas Trautwein's verschwendet, so daß aus den beiden Kindern unvermerkt zwei vollerwachsene junge Mädchen und zwar die tugendsame Jungfrau Frida Trautwein und das edelgeborene Fräulein Stilla Söldenrich geworden waren. Dieser Unterschied der Betitelung übte jedoch keinerlei Beeinträchtigung auf ihre vieljährige Freundschaft, dieselbe befand sich im Gegentheil augenscheinlich noch immer in aufsteigender Linie. Es war ein ungemein anziehendes Bild, die Beiden Arm in Arm mit einander zu gewahren, und es fiel dem fremden Beurtheiler jedenfalls sehr schwer, zu entscheiden, welche von ihnen die Abkömmlingin der Lindenbaumwirthschaft und welche diejenige des Schiltacher Schlosses darstelle. Hierzu trug ohne Frage wesentlich die Kleidung derselben Vieles bei, die Frida Trautwein fast standesmäßiger und zweifellos städtischer als Stilla Söldenrich erscheinen ließ. Die letztere besaß ihrer Tracht nach weniger ein ritterbürtiges Aussehen als das eines hübschen Bauermädchens, da die Sparsamkeit ihres Vaters sich auch auf die Gewandung seiner Tochter ausdehnte, sich nicht um ihren Anzug bekümmerte, sondern es ihrer eigenen Findigkeit anheimstellte, sich, so gut es möglich ward, Be-

Digitized by Google

kleidung zu verschaffen und der Hitze der Sommersonne wie der Kälte des Winters zu begegnen. Daraus leitete sich nothgedrungen die außerordentliche Einfachheit ihrer Zur-Schau-Stellung her, so weit nicht angeborener Sinn für Zierlichkeit ihr dennoch durch der eigenen Hände Thätigkeit die Gewinnung eines artigen Eindrucks ihrer äußeren Erscheinung ermöglichte. Und offenbar verursachte diese ihr auch durchaus keine herznagende Bekümmerniß noch einen Anflug des Neides auf die von ihrem Vater mit geizloser Sorglichkeit stets angemessen und anmuthig gekleidete Freundin. Doch wenn die Zeit Stilla Söldenrich an Gestalt, Antlitz, allen körperlichen und nicht minder geistigen Besitzthümern mit überraschender Gunst zum Gegenstand ihrer Veränderungslust ausgewählt, so hatte sie dagegen gleichzeitig mehr und mehr mit derselben auch eine weniger vortheilhafte Umprägung vorgenommen. Andere litten nicht gerade darunter, doch unverkennbar die Betroffene selbst. Sie war sanft, uneigennützig, bescheiden und freundlich gegen Jedermann wie von jeher — daß sie den Schloßberg nicht mehr weglos herunterſprang, erklärte sich genügsam aus ihrem erwachten natürlichen Gefühl für mädchenhafte Sittsamkeit —, aber sie lachte auch nicht mehr vergnügt, wenn die Rede auf das ihr bevorstehende achtzehnte Geburtstagsgeschenk, die weiße Tracht und den schwarzen Schleier, das Scapulier und den Gürtel der ehrwürdigen Cistercienserschwestern im Kloster Kaltenbrunn, verfiel. Am liebsten sprach sie gar nicht darüber, selbst mit Frida Trautwein nicht mehr. Es lag eigentlich kein stichhaltiger Grund zu der Annahme vor, daß der Aufenthalt auf dem väterlichen Schloß sich in den letzten Jahren für sie dergestalt mit Annehmlichkeiten bereichert habe, um ihr durch das Verlassen desselben mehr Entsagung als früher aufzuerlegen, aber ältere Leute der Stadt wollten jetzt mit Entschiedenheit in Stilla's Gesicht oftmals deutlicher eine Aehnlichkeit mit demjenigen ihrer jung verstorbenen Mutter wahrnehmen, sowohl in dem Ausdruck sanfter Lieblichkeit als in der von ihm eingeflößten Empfindung einer mangelnden Uebereinstimmung mit der alten Ursprungsbedeutung des Namens Söldenrich.

Hierzu gesellte sich augenscheinlich im Fortgang des letzten Sommers mehr und mehr bei ihr ein Hang, das alte Burggemäuer nicht sowohl nach der Seite des Städtchens als gegen den benachbarten waldigen Bergrücken hin zu verlassen und dort oben in völliger Abgeschiedenheit von allen menschlichen Augen, Ohren und Zungen ihren Gedanken nachzutrachten. Ihr Vater behinderte sie in dieser kostenlosen Liebhaberei ebenso wenig wie in jeder anderen, die mit keiner Anforderung an seinen Säckel verknüpft war; ob sie kurz oder lang ausblieb, berührte ihn durchaus nicht, und wenn sie einmal Abends nicht wieder gekommen wäre, würde er vermuthlich vor dem anderen Morgen keine Nachfrage nach ihr gehalten haben. Sie schlug aber gemeiniglich an jedem Nachmittag den nämlichen Weg ein, der zu einem alten Heiligenbilde hinaufführte, das zwischen Haidekrautbüscheln auf einer freien felsigen Platte stand, und auf diese setzte sie sich nieder und sah auf die Thäler drunten hinunter, wie die Sonne sich allmählich schräger in der Kinzig spiegelte, blaue Schatten sich an die Waldberge hängten, die Thurmglocke der St. Trudpertskirche ihr Abendgeläut zwischen den Gebirgswänden hin und wieder wandern ließ, im Süden der Kandel nach und nach gleich einer aufgekrümmten Wolkenbank am Himmel stand und zuletzt die Dämmerung wie eine unsichtbare Riesenspinne einen großen grauen Schleier über Allem zusammenwob. Dabei dachte sie eigentlich nicht viel und stets an jedem

Digitized by Google

Tage das Nämliche wie am vorhergegangenen: daß es sehr schön, trostvoll und des Lebens würdig sei, so sitzen zu können, auf Alles hinabzuschauen und den Wind leise in den Bäumen murren zu hören. Dann zählte sie mit dem Einbruch des Zwielichts, wie viel Tage lang sie dies noch ebenso zu wiederholen vermöge, bis sie ihr siebzehntes Jahr vollendet habe — es war jedesmal einer weniger geworden — und kehrte schweigsam in das Schloß zurück. So war sie in ihrer Rechnung dahin gediehen, daß sie bis zu ihrem auf die heiligen drei Könige fallenden Geburtstag noch hundertundzwölf Tage zählen konnte, und das ergab rückwärts auch ohne Anwendung des noch nicht erfundenen gregorianischen Kalenders einen Tag um die Mitte des Septembermonds, an welchem Stilla Söldenrich in gewohnter Weise zur gewohnten Zeit den gewohnten Weg entlang wanderte. Auch in der gewohnten Kleidung, welche ihr durchaus keine Aehnlichkeit mit sonstigen jungen Edeldamen ihrer Lebensperiode verlieh. Sie trug weder ein an den Seiten aufgerafftes, nachschleppendes Kleid mit buntfarbigem Untergewand noch vielgefälteten Spitzenkragen um den Nacken und federwallenden Hut auf dem Scheitel, sondern das braungoldige Haar bog sich ihr, in einer dicken Flechte zusammengelegt, über den bloßen Kopf und nickte unter jener wie ein leichtes flockiges Gewölk auf den Oberrand der Stirn. Ein bis zu den Gelenkknöcheln reichender, wie es schien, selbstgewebter Rock war völlig nach der bei den wohlhabenderen Bauerntöchtern der Gegend bräuchlichen Art, und die rothen Strümpfe drunter wiesen vermuthlich gleichfalls auf eigene Kunstfertigkeit der Trägerin hin. Ein ärmelloses Mieder ließ ein Stückchen des Halses und Nackens entblößt und umschloß knapp und zierlich, offenbar mit sorglicher Ausnutzung des Stoffes, die Brust, und die einzige Verschwendung trat in einer Schulteraufbauschung der schneeweißen Hemdärmel zu Tage, deren feines Linnen wahrscheinlich noch von einer Hinterlassenschaft aus der einstmaligen Brautaussteuerung der Mutter Stilla's redete. Nur dadurch unterschied sie sich in ihrer Tracht von einem begüterten Bauermädchen, daß sie nicht bloße Arme zur Schau bot, sondern einige andere aufgefundene Stoffreste der Vergangenheit geschickt verwandt hatte, am Oberarm und am Handgelenk Aufschläge daraus anzufertigen, aus denen ihre Hände allerdings nach Gestaltung und Farbe ebenfalls im Widerspruch zu ländlicher Arbeitsgewöhnung hervorsahen. Wer diese Hände und ihr Gesicht darüber näher in Betrachtung zog, mochte dergestalt freilich auf die Muthmaßung verfallen, daß sie nur zum Spaß eine Verkleidung angelegt habe, aber aus einiger Entfernung hätte Niemand etwas Auffälliges daran gewahrt, wenn er sie als Hutmagd bei der Heuernte oder sonstiger nutzbringender Landbaubeschäftigung angetroffen.

Die Augen Stilla's redeten indeß heute ganz besonders durchaus nicht von Spaßlust und Neigung, etwas Anderes als ihre eigenste Art kund zu thun. Es war ein sehr schöner, wolkenlos-sonniger Tag, doch immerhin um die Mitte des September, und wenn die Wärme auch der des Hochsommers fast gleichkam, gemahnte doch ab und zu schon ein vergilbtes und leise niederknisterndes Blatt daran, daß Alles sich zunächst nicht für einen wiederkehrenden Frühling, sondern zum Winter vorbereite. Und dies Gefühl überkam die auf dem gewohnten Weg Hinansteigende so eigenthümlich deutlich, daß es ihr auch vor dem Blick erschien, als ob die da und dort fallenden Blätter nicht vorzeitig abgestorbenes Waldlaub, vielmehr erste herunterschwebende Schneeflocken seien, und daß es sie in der heißen

Digitized by Google

Sonne mit einem fröstelnden Schauer überlief. Sie ging, wie um sich zu erwärmen oder wie um vor etwas unsichtbar neben ihr Hinwanderndem fortzulaufen, rascher als gewöhnlich vorwärts, bis sie fast athemlos bei dem Heiligenbilde auf der Höhe innehielt. Dies stellte den besonderen Schutzpatron der Gegend und ehemaligen Hauptmann der prätorianischen Leibwache Kaisers Maximinianus, St. Sebastian, von sehr vielen befiederten Pfeilen durchbohrt, vor und zwar in einem noch ganz neuen Ebenbilde aus Sandstein, welches die Verehrung der Bewohner Schiltachs ihm erst unmittelbar vor ihrem unerwarteten Uebertritt zur gereinigten Lehre errichtet gehabt. Vorher war der Fleck schon von einem alten hölzernen Bildniß desselben unerschrockenen Gottesmannes besetzt gewesen; allein, ob die Leute, welche die Neuaufstellung vollzogen, damals schon ein wenig von einer Vorahnung der baldigen Glaubensneuerung besessen worden oder aus pflichtwidriger Vergeßlichkeit gehandelt, sie hatten den früheren Gegenstand ihrer Andacht nicht mit sich genommen, sondern ihn einfach an der Stelle liegen gelassen, wohin der Zufall ihn am Beginn der Arbeit bei Seite befördert. So lag der alte heilige Sebastian ungefähr zehn Schritte von dem neuen, hoch aufrecht stehenden und sah äußerst regenverwaschen und ziemlich vermultscht nur mit einem Theile seines schmerzhaft gekrümmten Holzleibes noch bedeutend trauriger als früher aus dem über ihn gewachsenen Huflattig und Brennnesseln heraus. Doch trotzdem ging Stilla Söldenrich jetzt beinahe achtlos an der schönen Sandsteinverherrlichung vorüber und warf sich plötzlich mitten in das hochwuchernde Unkraut hinein auf die Kniee. Sie besaß kein Verhältniß und kein Vertrauen zu dem siegreichen fremden Nachfolger, sondern sie betete zu dem weggeworfenen Gotte. Und dies that sie mit lauter Stimme, sehr inbrünstig, aber allerdings in Anbetracht der opferfreudigen Persönlichkeit, an die sie ihre Fürbitte richtete, ziemlich verwundersam, denn sie sprach:

„Lieber heiliger Sebastian, laß mich nicht zu den Cistercienserschwestern ins Kloster kommen, ich bitte dich sehr! Du weißt vermuthlich gar nicht, wie schrecklich es sein muß, in solch ein weißes Kleid gesteckt zu werden, gerad wie in ewigen Schnee, und nie wieder herauszukönnen, wenn es draußen Frühling ist. Lieber heiliger Sebastian, mein Herz thut mir ebenso weh wie deins, wenn ich dran gedenke, daß ich eine Nonne werden soll, denn mir ist's immer, als hätt ich gar kein Geschick dazu, und ich will lieber alles Andere sein und thun, was du von mir verlangst. Kann es nicht anders geschehen, will ich sogar lieber noch so weiter fort bei meinem Vater im Haus bleiben, obgleich du wohl wissen wirst — aber, lieber heiliger Sebastian — ich will dir ja gern auch wie die fromme Irene all deine Wunden verbinden — kannst du denn nicht irgend Einen schicken, um mir zu helfen, wenn du selbst nicht mehr im Stande bist, dich von der Stelle zu rühren — denn, du lieber heiliger Sebastian, es sind nur noch einhundertundzwölf Tage —"

Da scholl ein lautes Auflachen über ihr, und eine spöttische Stimme rief hinterdrein:

„Ist der Schatz mit 'ner Anderen weggelaufen, oder willst du dir 'nen neuen ans Schürzenband betteln? — Alle gebratenen Hexen! das ist Er wohl?"

Stilla war von den Knieen aufgeflogen, starrte fast wie geblendet nach dem über ihr von dem Bergrücken niedersteigenden Wege und stotterte, ihre Besinnung sammelnd:

„Wer?"

„Der Teufelskerl; Kandel heißt er,

Digitized by Google

nicht wahr?“ antwortete es näher vor ihr über einen in die Ferne deutenden Lederhandſchuh, und jetzt erſt erkannte ſie einen Augenblick lang, wer und was ſie jäh aus ihrer Fürbitte an den heiligen Sebaſtian in die Höhe geſcheucht hatte. Es war ein großer, breitſchultriger Menſch mit einem Zwickel- und Kinnbart, deſſen Geſtalt vom Kopf bis an die beſpornten Knieſtiefel in einem dicken braunen, über der Bruſt und auf den Schultern mit Eiſenplatten beſteppten Koller ſtak. Am Gurt ſchleifte ihm ein langes, mit breiter Kreuzſtange verſehenes Schwert, und ein kurzes Fauſtfeuerrohr hing auf der anderen Seite. Mehr unterſchied Stilla nicht als noch unter einer blauen Eiſenkappe, von der lange, krauſe Federn ſich zurückrollten, ein paar habichtartig glänzende Augen, die ihr ſo ohne Scheu, zuverſichtlich und vordringlich gleichſam ins Geſicht hineingriffen, wie ſie noch niemals einen menſchlichen Blick geſehen. Und nachdem ſie dies kaum eine Secunde lang wahrgenommen, drehte ſie, ohne einen Laut mehr von ſich zu geben, der unvermutheten und ihr zumal durch die Augen fremdartig unheimlichen Geſtalt den Rücken und lief wie eine vom Habicht verfolgte Taube den Berg hinunter, bis ſie athemlos das Burgthor erreichte.

Der Fremde hatte hervorgeſtoßen: „Holdrio! Du einfältiges Bruſttuch! Hier iſt ein lebendiger Heiliger von Fleiſch und Blut, der ſich von einer jungen Hexe leichter herumbeten läßt!“ und er war ihr mit einem Sprung bis an den Fleck, wo ſie gekniet, nachgeſetzt. Aber dann ſtand er ſtill, warf ihr nur noch einen Sperberblick nach und lachte:

„Plautz! Liegt ſie da? Drüber weg wie 'ne Häſin! Halt die Sohlen feſt! Wer im Geflügelſtall Quartier will, muß keine Hühnerfedern am Schnabel mitbringen. Verſtößt auch gegen den allergroßmächtigſten Landfrieden. Haha!“

Er lachte diesmal ſo laut, daß Stilla es noch hörte, dann drehte er ſuchend den Kopf herum und ſah auf den verunglimpften heiligen Sebaſtian hinunter. Der Anblick ſchien ſeine Heiterkeit gewaltig aufs Neue zu ſpornen, denn er redete den zwiſchen die Brennneſſeln Hingeſtreckten kameradſchaftlich an:

„Auch von der nichtsnutzigen Sippſchaft geweſen und auf Abſchied ohne Löhnung? In den Graben fallen kann Jeder, aber wer drin liegen bleibt, iſt ein Narr. Jetzt laß dir die Haut jucken und kratz dich! Biſt du das da nicht auch? So kommt Einer herauf und der Andere herunter, nur curiös, wenn's derſelbe Cumpan iſt. Iſt auch nicht mal zum Verwundern, bloß nach Verdienſt, daß er einmal dumm und einmal klug geweſen. Wer 'ne kluge Mutter gehabt hat, erbt's, und wer meine für dumm hält, kann den Schaden wegtragen. Du kannſt mir wohl ſagen, Freund, ob das da drüben eure Teufelskanzel iſt, die rothſtrümpfige Hexe wollt' nicht damit heraus. Eh du heilig geworden, haſt du vermuthlich auch den Fuß ab und zu etwas nachgeſchleppt und mal mit dem Ziegenbock getanzt. 's iſt 'ne ſchuftige Welt, auf der läßt ſich nicht anders herumlaufen, wenn man nicht zu Pferd mit 'ner goldenen Stange im Maul darauf zur Welt gekommen iſt. He, Narr, haſt du zu viel Durſt gehabt und ſchläfſt du? Dreh dich um und gieb Antwort! Glaubſt du nicht, daß ich es auch noch einmal zu einem Heiligen bringen kann? Luſt machſt du Einem freilich nicht zu dem Geſchäft — ich werde dich Grasaffen mal kitzeln!“

Er zog ſeine lange Hiebwaffe aus der Lederſcheide und ſtach mit der Spitze einige Mal in den Körper des vergeblich Angeſprochenen hinein. Aber der heilige Sebaſtian gab auch jetzt keine andere Antwort als leis ſeufzende Laute angebohrten morſchen Holzes von ſich, und

Digitized by Google

der Störenfried seiner Ruhe steckte das ziemlich verschartete Schwert wieder ein und lachte:

„Ich vergaß, daß du an solche Späße gewöhnt bist, der Henker von Passau hat dir nichts mehr genützt. Schnarch dich weiter in dein Gras, Alter, und wenn du Hunger bekommst, beiß hinein! Sobald ich drüben bin, will ich von dir grüßen, leg dafür deine Fürbitte ein, daß ich den rechten Fleck finde. Auch für mein Nachtquartier heut kannst du beten — pah, müh dich nicht ab, ich bin keine zweibeinige Gans und werde nicht auf Nesseln liegen. Also römisch-glaubensfest ist das Hamsterloch da drunten? Weiter brauchtest du deine Zähne nicht aufzusperren, als um mir das zu sagen. Eine wackere Stadt, in der noch alte Gottesfurcht, Treue und Rechtschaffenheit zu Hause geblieben ist. Man fühlt sich heimisch beim ersten Anblick drin, sich anhänglich an sie zu zeigen. Das sind noch fromme Menschen, die nicht nach vergänglichem Gut fragen — da hast du einen Apfel als Dank, alter Grasaff, nag dran, wenn dir der Magen knurrt!"

Er hob einen vorjährigen braunen Tannapfel vom Boden, warf ihn dem heiligen Sebastian gutgezielt gerade auf den Mund und stieg mit großen Schritten den Berg weiter abwärts. Wie die Sonne jetzt voll in sein Gesicht fiel, trat die Jugendlichkeit desselben unter allerhand Schmarren und der von einem Hieb überzirkelten Adlernase unverkennbar zu Tage; höchstens ein Vierteljahrhundert konnte darüber hingewandert sein. Das hatte allerdings ersichtlich mit eifrigstem Bemühen daran gebrannt, gewaschen, genagt und gehackt, um ein Ebenbildniß des heiligen Holzsebastians daraus herstellig zu machen. Seinen Anstrengungen hatte sich jedoch offenbar von innen heraus ein ebenso kräftiger Widerstand entgegengestemmt, um alle Wind-, Wetter- und Hiebscharten mit gleicher Fertigkeit wieder auszubessern, und es war ein sehr lebendiges und höchst eigenartiges Gesicht, das aus der befederten Eisenkappe heraussah und nicht die geringste Neigung verrieth, sich im nächsten weiteren Vierteljahrhundert schon zu den ausgedienten Todten zu legen. Ob es hübsch sei, konnte je nach Geschmacksrichtung für und wider bestritten werden; zum Heiligen eignete es sich jedenfalls möglichst wenig, und Stilla Söldenrich war nicht mit Unrecht erschrocken davor weggelaufen. Es bot vielleicht ein zugleich wohl- und übelgerathenes, in einen Einzelkopf zusammengedrängtes Conterfei der Zeit, strotzte wie diese von unverwüstlicher Lebenskraft zusammt dem ausgeprägten Verlangen, sie in ausgiebigster Weise zu bethätigen, und kennzeichnete sich besonders durch den unbeirrt kecken, auch wohl frech zu beheißenden Blick, der mit weit ausgerundeten funkelnden Pupillen raubvogelartig auf Alles herunterzuwittern schien, was in sein Gesichtsfeld gerieth, doch ebensowohl auch von reiflich ausgelernter Kunst und Verschlagenheit redete, seinen pfeilscharfen Glanz in das harmlose Augenlicht eines Lammes zu verwandeln. Und diese Fähigkeit bekundete er gegenwärtig in vollendetstem Maße, wie der Wanderer, jetzt den gegabelten Weg rechts auf die Stadt zu einschlagend, durch das für seine Statur kaum ausreichend scheinende Norderthor Schiltachs hineinschritt. Der Umfang des löblichen Gemeinwesens war nicht so bedeutend, daß er sich darin zu verirren fürchten konnte, und überdies gewährte sein Ohr ihm bald eine Richtschnur, um ihn auf das zunächst von ihm erstrebte Ziel hinzuleiten. Von Gervas Trautwein's Lindenbaum her scholl sommernachmittägliche Heiterkeit mancherlei durch einander gemischter Stimmen, und auf die friedfertig am Tisch unter dem Schattendach Versammelten trat der

Digitized by Google

Fremdling mit artigem Behaben zu und ſagte zum Gruß:

„Der heilige Sebaſtian, dem ich eben droben auf der Höhe meine Andacht erwieſen, nehme euch Alle in ſeinen hochpreislichen Schutz!“

Die Mienen der Angeſprochenen thaten eine ſtumme, doch beträchtliche Verwunderung kund, welches der Ankömmling als ein natürliches Ergebniß ſeines unerwarteten und fremdartigen Erſcheinens deutete, und er fügte hinzu:

„Man gewahrt ſogleich mit köſtlicher Erfreuung, wenn man eure lobeſame Stadt betritt, den Segen, welcher in unſerer verderbten Zeit über denen ruht, die an dem Glauben ihrer Väter feſtgehalten —“

Doch gerade war Gervas Trautwein über die Schwelle ſeiner Wirthſchaft herausgekommen und fiel luſtig ein:

„Irrt Euch in Eurem Segen, Herr — wie Ihr heißt! Kommt 'ne Mandel Wochen zu ſpät, denn der Doctor aus Wittenberg und unſer Herr Paſtor ſind um die Zeit der friſchen Eier vor Euch dageweſen.“

„Haha,“ lachte der junge Kriegsmann ſofort mit freudig und befriedigt umgehenden Augen. „Wollte von euch hören, ob ihr echten Mannesmuth hättet, Kaiſer und Reich zuwider meinen papiſtiſchen Gruß abzuweiſen? Zieht groß Unwetter über den reinen Glauben herauf, daß er getreue Wächter wie euch braucht mit Eiſen in der Bruſt und auf der Zunge, um ſich zu wahren. Wäre meines Wegs weiter vorbeigegangen, wenn ich euch anders getroffen. Verübelt's nicht, daß ich euch im Verdacht hielt; iſt die Zeit dran ſchuld, die mehr Unkraut wachſen läßt als gutes Korn. Hatte wohl viel Rühmenswerthes in weiten Landen von eurer Stadt vernommen, aber euch noch nicht von Angeſicht geſehen. Erlaubt, daß ich zu euch rücke — und einen Willkommentrunk, Herr Lindenwirth, nach dem Maß, wie's meine Achtung vor ſolcher Genoſſenſchaft heiſcht!“

Ein beifälliges Gemurmel der umſitzenden Bürger erwiderte ihm; er nahm auf einem leeren Fleck der Bank Platz, ſtreckte ſeine Beine lang vor ſich hin, ſtemmte ſein Schwert dazwiſchen und verſchränkte die Hände über der Eiſenſtange desſelben, als ob er nach mühſeliger Wanderſchaft aus der Fremde wieder in der Heimath angelangt ſei und ſich unter Verwandten, Freunden und Nachbarn gütlich niedergelaſſen. So erfreut ſah auch ſein Geſicht aus, und ſo vertraulich gab er auf Gervas Trautwein's abermalige Anrede: „Seid willkommen, Herr — wie Ihr heißen mögt,“ Entgegnung:

„Görz Rüdenklau iſt mein Nam.“

„Und woher, da Ihr doch nach Eurer Ausſage nie zuvor hier geweſen, wußtet Ihr mich als Lindenwirth anzuſprechen?“

Görz Rüdenklau bog einen Moment, die Lippen ein wenig von den weißblitzenden Zähnen heraufziehend, den Kopf zurück, daß er in die dichten Blätter des Baumes über ſich hineinſah, und verſetzte:

„Habe allbereits im Ungarland am Donauſluß von Euch gehört und daß man allerorten mit gutem Fug Eurem Wein traut.“

„Potz Pumpenſchlegel! Trautwein, meinen Namen habt Ihr auch ſchon im Ungarlande gewußt?“ ſtieß der Wirth zum Lindenbaum mit ſichtlicher Empfänglichkeit für ſeinen ihm dadurch zum erſten Mal bekundeten Weltruf aus — „ſollt Euch nicht in Eurem Zutrauen getäuſcht haben, Herr Rüdenklau.“

Dieſer ſchnellte einen bolzgeſchwinden Blick über das Geſicht des Sprechers und lachte hell auf. „Wein traut — Trautwein — hört's, daß ich Euren Namen gekannt! Wenn du nach Schiltach kommſt, hieß es zu Peſt, geh zum Lindenwirth Trautwein, dem tropft der Regen nicht

Digitized by Google

ins Faß, wie zu Würzburg voriger Wochen."

„Was hat's damit in Würzburg?" frug Gervas Trautwein neugierig.

„War einem Weinwirth der Main durchs Spundloch in die Fässer gelaufen, und ich kam gerad dazu, als sie ihn einen Tanz mit der Jungfer Häufin durch die Luft aufführen ließen, denn die Leute schrien, er wär kein Pfaff und es thät römischer und lutherischer Confession Eintrag, daß er dem Rebensaft das Taufsacrament gespendet."

„Hatten sie Recht und thaten ihm nach Rechten," lachte der Wirth. „Will Euch den Willkomm holen."

„Den größten, den Ihr habt!" rief Görz Rüdenklau dem Forteilenden nach, „'s wär 'ne Schand für mich, dem Wohl so wackerer Männer nicht nach Gebühr zu thun."

Trautwein wendete sich anhaltend um. „Den größten? Das ist mein Eber, den hat noch Keiner in der Stadt gezwungen als ein Einziger."

Er warf seine breite Brust heraus; der junge Kriegsmann antwortete mit geringschätziger Miene:

„Sagt dem von mir, er wär ein Prahlhans vor Weibsbildern, ich wollt einem Dutzend von seinen Ebern das Genick abfangen."

„Haha!" lachte Gervas Trautwein, „braucht nicht nach ihm zu rufen, daß er Euch den Prahlhans zurückgiebt!"

Görz Rüdenklau schien jetzt erst ein Verständniß aufzugehen, er erwiderte weniger zuversichtlichen Tones:

„Seid Ihr's selber? Hätt's mir sagen können, daß es mit Euch Keiner aufnähm."

„Hat sich mindestens bis heut Keiner gefunden; verspür's schon, Ihr wollt auch nicht der Erste sein."

Doch nun versetzte Rüdenklau, vom Tisch aufstehend, mit höflicher Bescheidenheit:

„Hab's einmal gesagt, geschieht mir auch nach Rechten, wird aber immer noch Ruhm für mich sein, von Euch besiegt zu werden. Drum halt ich's doch wett."

Er griff in den Sack und warf einen Guldengroschen mit dem Bildniß des Erzherzogs Siegmund von Oesterreich auf den Tisch, dessen Herausfindung in der Tasche ihm keine Schwierigkeit zu bereiten schien; Gervas Trautwein rief eifrig:

„Ihr zwingt ihn nicht, ich halt Eure Zeche dagegen, und wenn Ihr meinen Keller aussögt wie ein Kind die Mutterbrust!"

Er lief ins Haus und kam mit einem bis zum Rand gefüllten, mächtigen, nach der Gestalt eines Wildebers geformten Humpen zurück. Görz Rüdenklau nahm denselben mit einer Lobpreisung des kunstvollen Gefäßes, wie er kaum ein gleiches irgendwo noch angetroffen, zur Hand, verneigte sich artig gegen den Ueberbringer und die erwartungsvoll Umhersitzenden und sprach:

„Ob es mir auch nicht gelingen wird, trinke ich doch nicht minder auf das Gemeinwohl eurer trefflichen Stadt und jedes ihrer würdigen Bürger zusammt ihren züchtigen Ehefrauen und Töchtern im Besonderen." Dann setzte er den Eber an den Mund, leerte ihn in einem Zuge aus und stellte das Gefäß ohne etwelche Ruhmredigkeit in der Miene bescheiden auf den Tisch.

Gervas Trautwein war im ersten Augenblick vor Erstaunen seiner Zunge kaum mächtig. Mit voller Bewunderung sah er auf die beiden Lippen, welche es den seinigen nicht nur gleichgethan, sondern ihre Aufgabe ohne alle Anstrengung wie ein leichtes Kinderspiel vollzogen hatten; darauf sagte er, seine breite Hand ausstreckend:

„Ihr habt's redlich gewonnen, und mir fällt's zur Ehre, es Euch mit Handschlag zu bekennen und Euch unter meinem Dach

Digitized by Google

zu herbergen. Gebietet darin nach Eurer erworbenen Gerechtſamkeit über Küche und Keller und erweiſet mir die Gunſt, uns nicht zu ſchleunig zu verlaſſen, ſondern mit eigener Kehle auszuprüfen, daß man Euch nicht fälſchliche Nachrede draußen von mir berichtet hat und meine Fäſſer nicht auf Würzburger Art gekeltert ſind. Gefällt es Euch, Euren Sitz wieder zu nehmen und uns zu erzählen, von wannen Ihr hierher gekommen, ſo mögt Ihr ſicherlich auf achtſames Gehör und Dank von uns insgeſammt zählen. Denn es dringt nicht allzuſchnell Kunde von dem, was in der Welt geſchieht, über unſere Berge, und nach Eurem Ausſehen müßt Ihr viel und mancherlei erfahren haben, demſelben auch wohl ebenſo mannhaft und unerſchrocken als dem Eber hier mit begegnet ſein, Herr Junker, wie ich Euch wohl nach Gebühr und Geburt anſprechen muß?"

Görz Rüdenklau drückte die dargereichte Hand des Wirthes mit feſtem Schütteln und erwiderte:

„Habt Ihr Dank, Herr Trautwein! Beſſeren Wein trank ich nur beim Sebaſtian Schärtlin in ſeinem Gezelt, als er mich im Frühjahr aus einem Fäßchen koſten ließ, das er ſich zu Tokai aus dem Keller des Soliman geholt. Heißt wohl ſo, daß die Mameluken keinen Wein trinken, aber es wird viel gelogen in der Welt und man findet kaum eine redliche Zunge mehr, der man Treu und Glauben zumeſſen darf auf das, was ſie ſpricht. Heißet mich, wie Ihr wollt; Ihr wiſſet an Euch ſelber genugſam, daß nicht Geburt und Wappenſchild den tüchtigen Mann ausmacht, und es zieht manch Einer mit Greif und Löwen durchs Land, der's nicht würdig wär, daß ſolch ehrenfeſte Genoſſenſchaft ſeiner windigen Lügenbeutelei ihr Gehör zuwendete."

Damit ſtreckte Görz Rüdenklau ſich auf die Bank zurück, ſprang jedoch ſogleich wieder empor, denn es geſchah, daß gerade Frida Trautwein über die Schwelle des Hauſes heraustrat. Auf die ſchritt er eilfertig zu, blieb mit reſpectvoller Verneigung vor ihr ſtehen und ſagte: „Verſtattet, edles Fräulein, daß ich Euch zum Sitz geleite!" Sprachlos überraſcht blickte ſie den Fremden an, wie er mit ritterlicher Höflichkeit die Fingerſpitzen ihrer Hand erfaßte, nur ihr Vater ſprach: „Irrt Euch diesmal aber in Wirklichkeit, Herr Junker —" Doch eh er weiterzureden vermocht, fiel ihm der junge Kriegsmann ins Wort:

„Täuſche mich keineswegs, Herr Trautwein, denn ich erkenne gar wohl an den huldreichen Zügen Euer leibliches Töchterlein jetzt, aber es hat mich auf mancher Burg hochedler Geſchlechter minder als Pflicht und Ehre bedünkt, ritterlichem Frauendienſte nachzukommen."

Dabei ſah er Frida Trautwein bewundernd ins Geſicht und allerdings mit völlig anderen Augen, als mit denen er Stilla Söldenrich vor dem Ueberreſt des heiligen Sebaſtian angeſchaut hatte. Es lag eine taubenfromme Hingebung in dem Blick, daß ihr ob ſo unwillkürlicher Lobpreiſung, zu der ſie einem Unbekannten bei der erſten Gewahrung Anlaß gegeben, ein hübſches Roth an Stirn und Schläfen hervorbrach und ſie ſich bereitwillig von ſeiner Hand an den Sitz hinführen ließ. Dies vollzog er mit vornehmem Anſtand, nahm an ihrer Seite, doch in geziemlicher Entfernung, Platz und erbat ſich, ſein von Gervas Trautwein wieder angefülltes Trinkgefäß hebend, die Vergunſt, mit dem flüſſigen Golde ihres Vaters das noch köſtlichere blaue Edelgeſtein ſeines Hauſes begrüßen zu dürfen. Noch mehr erröthend, ſchlug das Mädchen die blauen Augen vor ſich nieder, und die von einem ungewiſſen, aber keineswegs abſchlägigen Lächeln umſpielten Lippen gaben keine Erwiderung; Görz Rüdenklau jedoch ver-

Digitized by Google

tiefte sich, der Hochachtung vor dem Gegenstande seiner Huldigung gemäß, mit herzhaftem Zuge in den vortrefflichen Inhalt des Ebers, und nach einigen Hin- und Widerreden that er auch der nochmals erfolgten Aufforderung Gervas Trautwein's, zu berichten, von wannen er hierher gekommen, bereitwillig Genüge. Man hörte indeß an seiner ganzen Art, daß er nur der Verpflichtung eines zuvorkommend aufgenommenen Gastes damit entsprach und seine eigene Mitbetheiligung an dem Verlauf der großen Weltereignisse des letzten Jahrzehnts, so weit die Wahrheitstreue seiner Erzählung es verstattete, bescheiden zu verbergen oder doch nur als unverdiente Fügung des Zufalls zu erwähnen bestrebt war.

So erfuhren die Hörer, daß er bereits mit sechzehn Jahren an dem Feldzuge Kaiser Karl's des Fünften wider den König Franz den Ersten von Frankreich theilgenommen und im Dienste Lannoy's, des edlen Vicekönigs von Neapel, neben diesem gestanden, als derselbe knieend bei Pavia dem von ihm geschlagenen, gefangenen und entwaffneten König sein eigenes Schwert überreicht habe. Darauf war er im alsbald nachher folgenden zweiten Kriege zwischen den beiden Oberhäuptern der Christenheit mit dem Connetable Herzog Karl von Bourbon und dem weitberühmten Ritter Georg von Frundsberg vor die Stadt Rom gezogen, hatte das Glück gehabt, zuerst mit in den Lateran einzudringen und den Papst Clemens den Siebenten zum Gefangenen zu machen, dann jedoch am nächsten Tage das ungeheure Unglück und die trauervolle Bestürzung erlebt, daß der große Connetable, hart neben ihm von einer römischen Musketierkugel getroffen, ihm zu Tode verwundet in die Arme gefallen sei und darin den letzten wortlosen Seufzer seiner edlen Seele ausgehaucht hatte. Der Erzähler wurde sichtlich von dieser Rückerinnerung dergestalt ergriffen, daß auch er einige Zeit sprachlos verharrte und sich erst durch einen Trunk Kraft und Muth gewinnen mußte, fortzufahren und von den weiteren Weltbegebenheiten jenes Krieges, deren Ohren- und Augenzeuge er gewesen, zu berichten: von Franz Sforza, dem neuen Herzoge von Mailand, dem ruhmvollen Seehelden Andreas Doria von Genua, und wie Kaiser Karl nachher bei seiner Krönung dem Papste Clemens reumüthig die Füße geküßt. Und Görz Rüdenklau stieß entrüstet aus: „Donner und Doria! wie der große Seeheld zu rufen pflag, ich hätte das auch um eine Kaiserkrone nicht gethan!“ daß Frida Trautwein fast erschrocken zusammenfuhr und ihre Augen den kraftvoll mit der Faust auf den Tisch Dröhnenden scheustaunend überglänzten. „Glaub's, Herr Junker, kein wirklicher Edler hätt's gethan,“ nickte der Lindenwirth mit steigender bewundernder Beipflichtung, und Görz Rüdenklau warf ihm einen sicher überzeugten Blick entgegen und erwiderte: „Ihr auch nicht, Herr Trautwein, Ihr gewißlich nicht!“ Dann knüpfte er den Faden seines an zahllosen einzelnen Abenteuern reichen Lebens wieder an, bis dies ihn mit dem preiswürdigsten Heerführer der Zeit, dem Augsburger Feldhauptmann Sebastian Schertel von Burtenbach, ins Ungarland gebracht, wo ihm ein mondsichelförmiger Säbel aus dem Feldlager Johann Zapolya's, des renegatischen Woiwoden von Siebenbürgen, über die Nase gefahren; aber als die Sonne dieses Sommers ihren Lauf umgewendet, hatte auch der Türkensultan Soliman mit seinen asiatischen Heerscharen das Nämliche gethan, und es war einstweilen zum ersten Mal seit langen Jahren Frieden in allen Landen Europa's geworden. Dies Alles erzählte der junge Kriegsmann sehr lebhaft, ausführlich, anschaulich und mit gewandter Sprachfertigkeit, während die Nar-

Digitized by Google

den seines jugendlichen Gesichtes gleichfalls redenden Beleg für seine Berichte abgaben, welche oftmaliges Gemurmel, Beifall, Bewunderung und bis zum letzten Wort unausgesetzte erwartungsvolle Spannung seiner Zuhörer und nicht minder der stumm lauschenden Jungfrau Frida Trautwein hervorriefen. Und dann hielt der, welcher alles dies erlebt, gesehen und selbst mit durchgefochten hatte, inne, leerte gleichmüthig den Rest seines Weines aus und saß da, als ob ihn keinerlei Ahnung davon berühre, daß solche Persönlichkeiten, Weltereignisse und Schilderungen von Augenzeugen derselben sich nicht alltäglich unter Gervas Trautwein's Lindenbaum zutrügen. Er hatte auch nicht Acht, daß mit dem Vorschreiten des Nachmittags sich die Zahl seiner Hörer um ein Vielfaches vergrößert und Zeugniß dafür abgelegt, es müsse Kunde von einem besonderen Vorgang unter der Linde durch die Straßen gelaufen sein. Nun fügte er nur noch hinzu: „Haltet mir's nicht zu Ungunsten, hochwerthe Herren und Freunde, daß ich euch willfahrt und so lang mit geringfügigem Bescheid von ernsterer und gewichtigerer Wechselrede zurückgehalten," und er schwieg, nur seine Miene sprach noch deutlich die Befürchtung aus, vor den zum Theil bejahrteren Bürgern umher die der Jugend geziemende Bescheidenheit außer Acht gelassen zu haben.

Gervas Trautwein dagegen warf jetzt einen äußerst befriedigten Blick über die sich noch immer stärker mehrende Runde seiner heutigen Gäste und wandte sich mit einer Mischung von Ehrerbietung und nach dem Voraufgegangenen ihm zuständiger Vertraulichkeit an den Urheber der ungewöhnlichen Versammlung:

„Und — wenn Ihr die Frage verstattet, Herr Junker — welches Ziel, nach dem Ihr nunmehr Eure Schritte zu lenken gedenkt, bereitet unserer Stadt die Annehmlichkeit, Euch heute in derselben zu bewillkommnen?"

Der Angesprochene stieß unwillkürlich einen Seufzer aus der breiten Brust hervor, dann versetzte er:

„Ein Vermächtniß, das mir übertragen, bringt mich hierher auf den Weg. Ich habe drunten an der Donau einem Zeltkameraden bei seinem letzten Athemzuge zugeschworen, es mit mir stromauf zu tragen, dorthin, wo der Fluß in eurem Lande seinen Anfang nimmt."

Er verstummte, und sein Gesichtsausdruck bat, ihn nicht näher über die Zielstätte des ihm anvertrauten geheimen Vermächtnisses zu befragen. Allein völlig vermochte der Wirth sich der Aeußerung seiner Wißbegier nicht zu enthalten und erwiderte, leicht mit den Lidern blinzelnd:

„Ist wohl zu denken, daß man aus dem Türkenlager nicht mit leeren Händen heimkommt, Herr Junker, und wenn man ein redliches Herz in der Brust trägt, auch von einem abgeschiedenen treuen Genossen einige Hinterlassenschaft in seiner Heimat auszurichten haben mag."

Diese angedeutete Muthmaßung setzte Görz Rüdenklau sichtlich etwas in Verwirrung. Er antwortete, die Augen abdrehend: „Das Gerücht, daß sich eine sonderliche Kriegsbeute in den Gezelten des Sultans vorgefunden, beruht wohl größtentheils auf Erdichtung — und es enthält nichts an Goldeswerth, was mir anvertraut worden, sondern —"

Er begegnete aufblickend den Augen Frida Trautwein's, neigte sich mit einem hübschen Lächeln vor ihr und fügte drein: „Sondern es ist ein letztes Gedenken von einem Verstorbenen, dessen betrübsamer und köstlicher Werth leichtlich von einem rauheren Gemüth nicht begriffen würde."

Dabei streifte er mit seiner Hand an der Schläfe vorüber, und es blieb kaum ein Zweifel, daß es nur eine Haarlocke des todten Freundes sein konnte, die er

Digitized by Google

der Mutter, Schwester oder Braut desselben zu überbringen gelobt habe. Zugleich aber gürtete er seine lange Hiebwaffe von den Hüften und verneigte sich mit einem Blick über das lustige Tanzgeflatter, das die Jugend nach täglichem Brauch auf der anderen Seite des Lindenbaumes begonnen hatte, noch tiefer und wortlos-verständlich vor dem hübschen Wirthstöchterlein. Ein kleines Weilchen stand sie zögernd und an den Puffärmeln ihres zierlichen Kleides fältelnd, als ob sie trotzdem sein Ansinnen nicht mit richtigem Verständniß aufgefaßt habe, aber dann ließ sie sich ohne Erwiderung wie zuvor von seiner Hand zu den Tanzenden fortführen und flog zwischen diesen behender als alle übrigen mit ihm um den breitästigen Stamm der alten Linde herum. Und es war im Grunde Frida Trautwein kaum zu verdenken, daß sie dies oftmals und mit fröhlichstem Gesichtsausdruck wiederholte, denn unbeschadet aller zweifellosen Trefflichkeit, Tugenden und Vorzüge der ehrsamen Bürgersöhne Schiltachs vor denen jeglicher Nachbarorte umher, besaß doch keiner von ihnen Arme, in welchen der große Connetable von Bourbon seinen letzten Athemzug ausgehaucht hatte, die sich keine Kaiserkrone auf den Scheitel gesetzt hätten, wenn sie dafür dem Papst die Füße küssen gemußt, und die eine vermuthlich blutbenetzte Haarlocke als letzten Abschiedsgruß für eine Braut vom Ungarlande bis an den Ursprung der Donau hinauftrugen. Doch von diesen Dingen, die Görz Rüdenklau in seiner bescheidenen Art als Zufälligkeiten ohne Verdienst betrachtete, abgesehen, wichen die Augen aller Umstehenden im einmüthigen Entscheid nicht aus einander, daß der neue Gast, der nach Gervas Trautwein's Aeußerung ihrer Stadt die Annehmlichkeit, ihn heute zu bewillkommnen, bereitet, sich am kunstvollsten im Kreise zu drehen, winden und wiegen verstehe, und Frida Trautwein war als ein völlig herangewachsenes Mädchen von beinahe achtzehn Jahren begreiflicher Weise mit Augen und Sinnen ausgerüstet, sich dieser Erkenntniß ebenfalls keineswegs zu verschließen.

So war es geschehen, daß, während die Sonne ungefähr eine zweistündige Wanderung aus dem septemberblauen Himmel bis auf den westlichen Bergrücken des Kinzigthales ausgeführt, sich über der guten Stadt Schiltach und zwar an jedem Fleck gleich gegenwärtig ein eigenthümliches Fabelgeschöpf niedergehockt hatte, dessen absonderliche Eigenschaften und Fähigkeiten schon Publius Virgilius Maro im römischen Alterthum unter dem Namen „fama“ zusammengefaßt und eingehend beschrieben. Wenn auch naturgemäß in dem verkleinerten Maßstabe des Verhältnisses Schiltachs zu Karthago saß dies ebenso unsichtbare als vielzungige Wesen genau wie zur Zeit des Aeneas auf jedem vorspringenden Dachgebälk, strich gleich einer schnurrenden Katze durch die Ofenwinkel, hockte sich unterschiedslos zwischen alle umbarteten und bartlosen Lippen hinein und raunte, redete, rief auf den Gassen und in den Häusern die Botschaft von der unerwarteten Einkehr eines troischen Helden, der, auf weiter Umfahrt nach einem geheimnißvollen Ziel mit Schätzen des Morgenlandes beladen, heut unter dem Lindenbaum Gervas Trautwein's Rast halte. Ja sogar der neue lutherische Pastor Damian Uebelhör, der mit seiner christlichen Ehegenossin auf einem stillen Thalwege unter den Stadtmauern abendlich dahinwandelte, wurde nicht nur von dem Hauche jenes hundertstimmigen Geschöpfes angeweht, sondern zugleich mit seiner Begleiterin von tausend feinen, nirgend wahrnehmbaren Spinnenfäden desselben umstrickt, die ihn ohne sein Vermerken derartig nach ihrem Willen

Digitized by Google

zu lenken wußten, daß er ſich auf dem Rückwege plötzlich mit einigem Erſtaunen durch das dichte Gedränge um die alte Linde angehalten ſah. Da es jedoch allzeit ſeiner Anſchauung der ewigen und der irdiſchen Dinge entſprochen, daß Wein, Geſang und Fröhlichkeit den Menſchen als göttlich vorgeſehene Hülfsmittel wider die Ränke und Schlingen des Böſen geſetzt ſeien, und da auch Gervas Trautwein mit ſchicklicher Anſprache und Einladung, an einem beſonderen Tiſche Platz zu ergreifen, auf die beiden Herankommenden zutrat, ſo ſtanden dieſe nicht an, der Aufforderung, wie ſchon zu einigen Malen in der letzten Sommerzeit, Folge zu leiſten und ſich etwas abſeits zur Betrachtung des luſtigen Treibens umher niederzulaſſen. Es mochte eine leibliche Erquickung dem Pfarrer auch wohl nicht allein um der vorangegangenen Tageshitze willen zuträglich ſein, denn ſein Ausſehen gab deutlich kund, daß die letzten Monate ihn mit angeſtrengter Thätigkeit heimgeſucht haben mußten, wogegen es höchſt erfreulich zu erkennen war, daß die Frau Paſtorin Joſefa Uebelhör erſichtlich einer jener Blumengattungen ähnelte, die erſt nach der Sonnenwende eine kräftige Saftſtrömung entwickeln, dann jedoch unter günſtiger Witterung und in einem der Feuchtigkeit nicht ermangelnden Erdreich mit überraſchender Hurtigkeit die bis dahin ſcheinbar gänzlich entbehrten Knospenanſätze zum Emporgedeihen und ſommerlicher Zweckerfüllung bringen. Die ehemalige Ciſtercienſernonne erinnerte nicht gerade an den farbenſchönen und duftausathmenden Kelch einer hundertblätterigen Gartenroſe, aber ſie war jedenfalls ebenſowohl mit einer auf ſaftig genährtem Stiel wohlausgerundeten Hahnenfußblüthe vergleichbar, wie Damian Uebelhör's Geſicht mit einer von zu großer Ausdörrung allmählich zuſammenſchnurrenden und ihr Blattgefieder ſchlaff herunterhängenden Camille. Er that deshalb ſicherlich mit Recht einen kräftigenden Erholungszug aus dem vor ihn hingeſtellten Weinkrug, deſſen erfreuliche Wirkung ſich ihm jedoch durch die Wahrnehmung etwas abzuſchwächen ſchien, daß ſeine Ehegenoſſin gleichzeitig mit nicht minderer Herzhaftigkeit ſich dem nämlichen Thun hingab und durch den Trunk die geſunde Farbe ihrer Wangen vermittelſt des beſchleunigten Blutumlaufs noch erheblicher an den Tag legte. Es war, als dränge der Pfarrer einen ihm aus der Bruſt aufringenden Seufzer wieder nach innen hinab, dann indeß ſchaute er mit dem ihm eigenen menſchlichen Wohlwollen im Blick auf die allgemach von der einbrechenden Dämmerung halb überſponnene, doch dadurch nicht im geringſten beeinträchtigte Heiterkeit der verſchiedenen Lebensalter und Geſchlechter der ſeiner geiſtlichen Obhut anvertrauten trefflichen Stadt Schiltach. Hierbei verwandten er wie Frau Joſefa mit begreiflichem Intereſſe zunächſt ihr Augenmerk auf die ſchlank-bewegliche, beinahe um Kopfeslänge die Mehrzahl der einheimiſchen Tänzer überragende Geſtalt des fremden Gaſtes, und der naturgemäße Wunſch und das Ziemlichkeitsgefühl Gervas Trautwein's brachten es ebenſo mit ſich, daß er nach Ablauf nicht zu langer Friſt den jungen Kriegsmann bewog, ſich durch ihn dem hochwürdigen Ehepaar des Pfarrgebäudes neben der St. Trudpertskirche zuführen zu laſſen. Görz Rüdenklau begleitete dieſe Bekanntmachung mit einer zugleich ehrerbietigen und galanten Reverenz, ſo daß die Augen Beider mit Wohlgefallen auf ihm ruhten und der Paſtor ihn höflich zum Niederſitzen am Tiſche einlud. Dem widerſtrebte er nicht und war bald in ein ernſthaftes Geſpräch mit Damian Uebelhör vertieft, bei dem er jedoch der Hauptſache nach nur die Stelle eines ungemein aufmerkſamen, ſtets nach dem Schluß eines Satzes des Pfar-

Digitized by Google

rers seine volle Beipflichtung ausdrückenden Zuhörers einnahm. Er fand indeß dabei artig Gelegenheit, ab und zu auch an Frau Josefa ein Wort zu richten, das die häuslichen Tugenden und den Liebreiz jugendlicher Frauen als die von Gott gesetzte höchste Belohnung männlicher Kraft und Verdienste hervorhob, und wandte dann mit einer gewissen Befangenheit manchmal plötzlich den Blick von ihren Augen wieder den Erörterungen des Pfarrers zu. So verging eine Weile, bis dem letzteren durch eine zufällige Wendung der Rede die lebhafte Anfrage entfuhr, ob dem jungen Kriegsmanne bei seinen vielfältigen Kreuz- und Querzügen in aller Herren Ländern wohl einmal eine Erscheinung begegnet sei, die er sich als eine betrügerische Vermummung und Verkappung des leibhaftigen Widersachers aller Christenheit habe deuten müssen? Da ging ein urplötzlicher Aufglanz durch Görz Rüdenklau's allmählich etwas ermüdete und gleichgültiger gewordene Augen, und er berichtete in einem Gegensatz zu seiner bisherigen Schweigsamkeit, der seine herzinnerste Antheilnahme an der Frage Damian Uebelhör's kennzeichnete, von den hundertfachen verwundersamen, arglistigen und schreckeinflößenden Gestaltungen, unter denen nach seiner Erfahrung der ruchlose Feind sich im Zeltlager und auf dem Schlachtfelde der Seelen selbst der höchstgestellten und berühmtesten Heerführer zu bemächtigen versuche. Hierfür konnte er die umfassendsten Belege beibringen, daß der Teufel in gewissen Gegenden mit Vorliebe als wilder Jäger, fliegender Drache, Werwolf, Nickert und Kielkropf erschienen sei, während er sich anderwärts zumeist als dreibeiniger Hase, zottiger Hund und Rattenkönig, zuweilen auch als gelbe, mit ungewöhnlichem Getön summende Schmeißfliege gezeigt habe. Jede dieser Transformationen vermochte der Erzähler unter genauer Angabe des Ortes, der Zeit, begleitender Umstände und der Namen der also Bedrohten unanzweifelhaft hinzustellen, eine jedoch erregte ganz besonders die fast athemlose Aufmerksamkeit Damian Uebelhör's und veranlaßte diesen zu den eingehendsten Nachfragen, da der tückische Verderber bei einem Gelehrten in der Steiermark eine dem Pfarrer bisher völlig unbekannte Gestalt angenommen gehabt. Man hatte zu Lebzeiten desselben wohl öfters einmal etwas dunkel Aussehendes, Kriechendes an ihm entdeckt, das ihm alsbald in die Rockärmel und Brustfalten seines Gewandes hineingeschlüpft, allein erst, als er eines Morgens mit verdrehtem Genick auf dem Fußboden seines Arbeitszimmers gefunden worden, war es zum Vorschein gerathen, wie er seine weitgerühmte Gelehrsamkeit dadurch erworben, daß er den Teufel stets in der Verwandlung einer großen haarigen Spinne an seinem Leibe getragen. Görz Rüdenklau fügte, gegen den Pastor gewendet, leiser hinzu, daß dieselbe sich, wie wohl zu erwarten gewesen, als weiblichen Geschlechtes erwiesen, und ging darauf zu einer Zusammenstellung der Vorfälle über, in denen er deutlich erkannt, daß er selbst zum Gegenstande der höllischen Bosheit auserlesen worden. Darunter stand ihm einer am arglistigsten im Gedächtniß, wie sich ihm im Ungarland eines Tags ein fremder Kriegsmann angeschlossen, der sich Junker Strutzfedder geheißen, im Gefecht überall neben ihm gestritten, ihm auch einmal mit großem Muth vor einem hinterrücks auf ihn geschwungenen Türkensäbel das Leben gerettet, so daß er denselben als einen treuen Freund betrachtet, in sein Zelt mit aufgenommen und eines Nachts sein Lager mit ihm getheilt habe. Da sei er aber plötzlich von einem leisen Zerren an seinem Halse aufgewacht und habe in dem hellen Mondlicht, das hereingefallen, statt des Junkers ein überaus schönes Mädchen

Digitized by Google

neben sich gesehen, dessen Finger sich damit abgemüht, ihm unvermerkt von der Brust ein kleines Amulet fortzunehmen, welches ihm schon, so lange er als Kind zurückdenken könne, an einer Schnur um den Hals gehangen. Darüber, was sich alsdann weiter zugetragen und wie der berüchtigte Fliegengott noch vielfältig zu anderen Malen ihn in Weibsbilderscheinung mit sündhaften Lockungen zu bestricken versucht habe, könne er begreiflich in Gegenwart züchtiger Frauen nicht ausführlicher reden, aber es seien wohl Bücher damit anzufüllen und für denjenigen, der es nicht selber erfahren, kaum zu glauben, welcher Mannigfaltigkeit von betrügerischen Schlichen sich der Beelzebub im Kriegs- und Lagerleben zur Ergatterung seiner Beute zu bedienen wisse. Bei diesen außerordentlichen Berichten saß der Pastor Damian Uebelhör immer mehr vorgebückten Kopfes, als ob er es von Minute zu Minute schmerzlicher bedaure, nicht mit der zehnfachen Anzahl von Ohren zur Aufnahme der Mittheilungen ausgerüstet zu sein, während Frau Josefa, offenbar im Vollvertrauen auf das bewiesene Zartgefühl des Erzählers, sich zu der Frage an diesen ermuthigt empfand, ob das Amulet bei allen derartigen Versuchungen immer seine beschützende Kraft an ihm bewährt habe. Darauf versetzte Görz Rüdenklau trotz dem jetzt sehr stark eingebrochenen Abenddunkel mit einem Aufblick in das Gesicht der Fragstellerin, aus dem ihr noch der volle Glanz der Ueberzeugung erkennbar entgegenleuchtete, daß seine Brust stets von einem noch unüberwindlicheren Amulet durch ein Bildniß behütet worden sei, welches er allzeit in sich getragen, ohne bis vor kürzester Zeit zu wissen und zu hoffen, daß er demselben jemals als einem lebendigen Antlitz in der Welt begegnen könne. Er bückte sich nach diesen Worten, um galant einen Schemel unter die Füße der Frau Pastorin zu schieben, verfehlte indeß bei der unter dem Tisch herrschenden völligen Lichtlosigkeit Ziel und Richtung seines artigen Dienstes, so daß er statt des Holzbrettes einige Augenblicke lang den Schuh der neben ihm Sitzenden mit der Hand umfaßt hielt. Frau Josefa knüpfte jedoch gleichzeitig ein so lebhaftes Gespräch mit ihrem Ehegatten an, daß ihr Fuß augenscheinlich von der Irrung des jungen Kriegsmannes nichts empfand, denn sie sprach ihr reges Bedauern darüber aus, wie äußerst förderſam eine gründlichere und nichts zurückhaltende Erörterung der beredeten Vorfälle dem unter Damian Uebelhör's Feder befindlichen Schriftwerk „De rebus diabolicis“ zu Statten gekommen sein müßte. Dies hatte, wie sich herausstellte, der Pfarrer bereits in gleicher Weise und mit dem nämlichen Bedauern gedacht und war nur von einer gewissen Unsicherheit behindert worden, diesem Gefühl mit Worten Ausdruck zu verleihen. Seine Ehegenossin aber wiederholte jetzt: „Es würde in der That für dich von ganz absonderem Werthe sein, mein liebster Hausgemahl, dich unter vier Augen und ungestört in die wunderſamlichen Wahrnehmungen des so reicherfahrenen Herrn Junkers vertiefen zu können, und derselbe würde sich auch meiner vollen Erkenntlichkeit theilhaftig machen, wenn er zu Nutzen der göttlichen Wissenschaft sich bewegen ließe, dir dergestalt in deinen gewichtigen Forschungen seine Beihülfe angedeihen zu lassen.“ Der Pastor bestätigte diese Auffassung durch ein entschiedenstes Kopfnicken, zeigte sich jedoch immer noch nicht zu voller Klarheit über die Meinung seiner Hausfrau gelangt, indem er etwas zögernd erwiderte, er wisse nicht, ob Herrn Rüdenklau's Zeit, Absicht und Nöthigung demselben einen Aufenthalt in Schiltach verstatte, wenn aber solche Hoffnung sich höchst erfreulich bewahrheiten solle, sei es wohl zweifelhaft,

Digitized by Google

ob sich eine seinen Ansprüchen genügende Herberge in der Stadt finde, um ihm ein Verweilen darin nicht zur Unbequemlichkeit zu machen. Hierauf entgegnete Frau Josefa, sie habe das letztere allerdings nicht vorbedacht, und sie schwieg ein Weilchen, setzte dann aber mit einer plötzlichen Aufhellung ihres Geistes hinzu, das dringliche Verlangen, ihrem theuren Hausgemahl eine so wünschbare Förderung zu verschaffen, eröffne ihr den Gedanken, etwa die Frage an den Herrn Junker wenden zu können, ob derselbe zu so verdienstlichem Werke eine bescheidene Unterkunft im Pfarrhause nicht verschmähe, wie sie eine solche mit Leichtigkeit noch heut Abend für ihn herzurichten vermöge. Damian Uebelhör war durch diese unverhoffte Bereitwilligkeit seiner Ehegenossin hörbar in freudige Erregung versetzt und antwortete: „Ich erkenne daran wiederum, liebe Josefa, wie sorglich und uneigennützig du allzeit auch für mein Gedeihen im Geiste bedacht bist und dich verpflichtet achtest, einem von mir nicht ausgesprochenen Wunsche ohne Berücksichtigung deiner eigenen Bequemlichkeit zuvorzukommen."

Görz Rüdenklau hatte, wie es schien, in ein Gespräch mit Anderen verwickelt, von dieser Unterredung des Ehepaares nichts vernommen und bewies sich aufs höchlichste überrascht, als sich das Ergebniß der Uebereinstimmung Beider in der von dem Pastor an ihn gerichteten Frage kund that, ob das Pfarrgebäude ihm für die kommende Nacht und hoffentlich noch für länger ein schlicht bestelltes Gastgemach darbieten dürfe. Er bedurfte einiger Augenblicke, um sich zu sammeln und vermuthlich um Erwägungen über einem Widerstreit seiner Neigungen und gewichtigen Obliegenheiten nachzuhängen, ehe er entgegnete, daß die Möglichkeit, mit seinen geringfügigen Kenntnissen zum gemeinen Nutzen der Christenheit und ihres Seelenheils beitragen zu können, es ihm unabweisbar zur Pflicht machen würde, der unerwarteten gastlichen Aufforderung zu willfahren, wenn nicht noch mehr die Gemüthsbewegung seines Herzens ihn dazu antriebe, das nie eine Heimat auf der Erde kennen gelernt und ihn heut zum ersten Mal mit dem fremden Gefühl fast kindlicher Verehrung, Dankbarkeit und Liebe für Menschen erfüllt habe. Dies Letztere fügte Görz Rüdenklau mit einer etwas stockenden Stimme hinzu, die unverkennbar das unmännliche Ueberwallen seiner Empfindung zu beherrschen trachtete, und da Damian Uebelhör ebenso unverkennbar mit geistlicher Begierde nach der Fortsetzung seiner Belehrungen de rebus diabolicis im Pfarrhause brannte, leistete der junge Kriegsmann bereitwillig seinen aufstehenden neuen Wirthen Folge, sich ihrer Führung zu überlassen. Er verabschiedete sich in artiger Weise von den Umsitzenden, mit denen der Verlauf des Nachmittags ihn ins Gespräch gebracht, schüttelte Gervas Trautwein wie einem alten Freunde mehrfältig die Hand und suchte Frida Trautwein auf, um ihr gleichfalls seinen Scheidegruß darzubringen. Es bedurfte nicht langer Zeit, sie ausfindig zu machen, denn sie hatte sich nicht mehr unter die Tanzenden gesellt, sondern stand unfern von dem Tische, an welchem er gesessen, gegen den Lindenstamm gelehnt, und er flüsterte, ihre Hand erfassend: „Lebet wohl bis morgen, holdselige Jungfrau, schlafet geruhsam zur Nacht und träumet liebliche Dinge! Ihr habt wohl vernommen, daß ich noch länger in Eurer Stadt verbleibe, aber es mag von Allen hier nur Eine ahnen, weshalb es mir nicht möglich gefallen, wie ich gewollt, Schiltach mit dem Frühlicht wieder zu verlassen."

Da tönte hinter ihm Gervas Trautwein's Stimme mit dem Anruf: „Herr Junker, Ihr habt auf dem Tisch Euren vorigen Wettsatz, den ich nicht von Euch

erwerben gekonnt, verabsäumt," und der Lindenwirth reichte ihm den liegengebliebenen Güldengroschen entgegen. Doch Görz Rüdenklau wandte sich und erwiderte: „Verstattet, Herr Trautwein, daß ich Euch bitte, den geringen Betrag für mich in den Armenstock Eurer Stadt zu legen, der ich mich bei anderem Anlaß erkenntlicher erweisen zu können hoffe." Ein Gemurmel der Ueberraschung und außerordentlichen Beifalls über solche für die Zeit nicht unbeträchtliche und von ihr selten an den Tag geförderte gemeinnützige Freigebigkeit kam von den Lippen der umher befindlichen Hörer, und hinter den jetzt von dannen Schreitenden sprach Gervas Trautwein: „Ich nahm es alsogleich wahr, als er den Eber ritterlich auf einen Zug ausleerte, daß er edelster Abkunft sein müsse und dieselbe auf mannigfältige Art zum Heile unserer Stadt bezeugen würde." Zu dem Gepriesenen aber sagte gleichzeitig die im Dunkel neben ihm hinwandelnde Frau Josefa Uebelhör: „Es hat mich mit herzinniglichem Mitleid erfüllt, daß Ihr nach Eurer Aussage keine Heimat und Liebe bisher gekannt, und ich hoffe, daß Ihr in unserem Hause Euch nicht solcher Vereinsamung überlassen fühlen werdet." Und Görz Rüdenklau gab darauf sogleich die beruhigende und zusichernde Antwort, er wisse, daß er unter einem so gottesfürchtigen Dache jedenfalls nicht zu besorgen brauche, von einer Vermummung des Teufels bedroht und betrogen zu werden, vielmehr in Allem, was ihn dort erwarte, ein göttliches Geheiß erblicken könne, dem er sich aus innerstem Antrieb mit Leib und Seele fügsam und freudig in die Hände vertraue.

So gelangten sie bald an das Pfarrhaus, in welchem Ursula Röckenseller's Gesicht ihr Erstaunen über die nächtliche Ankunft eines derartigen Gastes nicht zu hehlen vermochte, der sie aus ihrer erhofften Abendruhe aufscheuchte und zur hurtigen Besorgung aller für die Unterkunft des Fremden nöthigen Erfordernisse umtrieb. Die treibende Kraft bildete indeß weniger die eigene Erkenntniß und Fürsorglichkeit Ursula's als die überall anordnende, heischende und zur Eile spornende Stimme Frau Josefa's, welche der ihre Gebote Ausführenden obendrein nicht den Trost eines streitbaren Gesanges gegen den nur zu allgegenwärtigen höllischen Widersacher verstattete, sondern die wirksame Bekämpfung desselben ausschließlich von der tiefsinnigen Gelehrsamkeit erhoffte, mit der inzwischen Damian Uebelhör in seiner Studirkammer die wieder aufgenommenen Mittheilungen Görz Rüdenklau's erwog, bis die Hausfrau sie zur Abendmahlzeit berief. An dieser nahm sie, ihren Gast äußerst aufmerksam bedienend, Antheil, zog sich dann jedoch, da sie die beiden Männer nicht durch die Anwesenheit weiblicher Ohren in der gründlichen Erschöpfung ihres hochwichtigen Gegenstandes behindern wolle und weil sie ermüdet sei, frühzeitig zur Nachtruhe zurück. Der Pfarrer nahm diese Aeußerungen mit sichtbarer Verwunderung auf und versetzte in etwas unruhiger Hast: „Die Nacht ist in der That schon vorgerückt, ich werde mich auch alsbald zum Schlafen begeben, meine Theure." Aber sie entgegnete lächelnd: „Beeile mein lieber Ehegemahl sich durchaus nicht, etwa aus Besorgniß, mich im Schlummer zu stören, denn ich fühle, daß ich keines Wiegenliedes bedarf und mich einer vortrefflichen Ruhe erfreuen werde." Damit reichte sie dem jungen Kriegsmanne die Hand und ging, und als sie kaum die Thür geschlossen, that Damian Uebelhör das Nämliche, indem er plötzlich beide Hände Görz Rüdenklau's erfaßte, dieselben kräftig schüttelte und so lebhaft dazu seine Freude aussprach, denselben in seinem Hause bei sich zu sehen, als ob ihm

Digitized by Google

erst in diesem Augenblick die Erkenntniß eines bisher noch ganz ungeahnten neuen Werthes seines Gastes aufgegangen sei. Es war sogar, wie wenn das Gesicht des Pastors sich mit einer lebendigen gesunden Farbe überziehe und die besten Hoffnungen sich wieder erneuernden leiblichen Gedeihens in ihm selber erwecke, denn er fühlte seinen Geist gekräftigter als seit manchen Monaten, mit glänzenden, scharf dreinblickenden Augen überall den labyrinthischen Wegen und Fußspuren des Pferdehufes in den wundersamen Berichten Görz Rüdenklau's nachzuspüren. Dergestalt schlug die Thurmuhr der St. Trudpertskirche Mitternacht, ehe die Beiden sich unter vertraulich klingender Anwünschung guter Nachtruhe von einander trennten und der Pfarrer mit behutsamer Hand, um jedes knarrende Geräusch zu verhüten, die Thür seines ehelichen Schlafgemaches öffnete. Ebenso vorsichtig bewegte er sich auf den Zehen weiter und blickte auf das Bett, in welchem Frau Josefa in der That, wie sie es vorausverkündet, reglos ausgestreckt lag und schlief. Nur einen Moment ging ein leichter Schreck über das Gesicht Damian Uebelhör's, denn sie öffnete jetzt die Lippen und sagte: „Ich bin keine höllische Vermummung — behalt es ruhig auf der Brust!" Aber der Ton ihrer Stimme ließ gleich erkennen, daß sie im Traume sprach und keinerlei Besorgniß einer hinterdrein erfolgenden wachen Ermahnung oder eines Vorwurfes regen konnte, und mit einem brusterleichternden tiefen Ausathmen begab der Pfarrer sich eilfertig zur Ruhe.

Auf der anderen Seite des Hauses hatte bis jetzt Ursula Röckenfeller in der Küche auf einer Wasserbank zusammengekauert gesessen und mit verstohlener Mundbewegung ihre Trostlieder gegen die Nachstellungen des großen feindseligen Leib- und Seeleverderbers vor sich hingemurmelt. Dann war ihr allgemach das spitze Kinn auf die Brust genickt, und ihr borstiger Scheitel lag, einem zusammengerollten Igel nicht unähnlich, vornübergebogen als das einzige sichtbare Merkmal ihres Kopfes da, bis sie auf den Ruf des Pastors verschlafen aufgefahren, um dem neuen Mitbewohner des Hauses mit der rothdunstigen Handlampe in die Gastkammer hinüberzuleuchten. Und nun sahen sie sich Beide in dieser durch Zufall gleichzeitig zum ersten Mal wechselseitig ins Gesicht, und Görz Rüdenklau stieß, auf den Anblick gänzlich unvorbereitet, unwillkürlich aus: „Alle Teufel! aus welchem Höllentiegel kommst denn du, alte Hexe?"

Er starrte sie dabei in Wirklichkeit wie die leibhaftige Fleischwerdung einer unheimlichen Phantasieausgeburt an, und ebenso starrte sie ihn an, und es war, als ob ihre vier Augen eine Minute lang von einem diabolischen Werkzeug reglos in einander festgeschmiedet worden seien. Dann lachte Görz Rüdenklau lustig auf: „Kratz mir nicht in die Augen dafür, altes Besenreis, aber du siehst meiner Seele wie die leibhaftige Mutter des Satans aus! Nimm's mit Vergunst, die Kröte kann nicht für ihre Haut. Es freut mich, an diesem schönen Abend noch deine Bekanntschaft zu machen, ich werde dich bei Tage nicht allzu viel angaffen, aber hinter deinem Rücken gewiß noch dein bester Freund werden."

Ursula Röckenfeller erwiderte jedoch auf diese leutselige und schmeichelhafte Zukunftsweissagung kein Sterbenswort; sie schlug sich nur, in abgelegte und ungereinigte Glaubensgewohnheit zurückfallend, mit sämmtlichen Fingern ihrer Hände zugleich, die sich wie zehn Spinnenbeine krümmten und verschlangen, zahllose Kreuze über Gesicht, Hals und Brust, lief ohne einen Laut aus der Thür und begann, sowie sie den Fuß über die Schwelle gesetzt, draußen, um die Nachtruhe des Hauses und

Digitized by Google

alle Verbote der Herrin desſelben unbekümmert, mit ſo ſchetternder Stimme zu ſingen, daß Damian Uebelhör noch einmal erſchreckt von ſeinem Kiſſen auffuhr und verhaltenen Athems auf den zum Glück auch hiervon nicht beeinträchtigten erfreulichen Schlummer Frau Joſefa's hinüberhorchte.

Görz Rüdenklau's Blick haftete noch auf der Thür, hinter welcher Urſula Röckenfeller verſchwunden war, und ſeine Lippen murmelten unter dem ſchwarzen Drillbart: „Das war, bei meinem leeren Sack, die erſte hölliſche Fratze, die mir ſeit meiner ſchnurrenden Kindswiege aufgeſtoßen iſt.“ Seine Worte ſchienen ihm ein Gedächtniß zu wecken und den Mund mit einem Nachahmungstrieb zu regen, denn er ſpitzte denſelben und pfiff täuſchend wie ein Windgebrumme in herbſtlich ſchaukelndem Gezweig, das von raſchelndem Blätterwerk umtanzt wird. Zugleich zog er ſich mit beiden Händen die völlig inhaltloſen Taſchen ſeines braunen Kollers heraus, ſah darauf nieder und nickte ihnen zu: „Wer der Armen gedenkt, ſoll das Himmelreich ernten.“

Der fromme Spruch mochte ihn an einen anderen einer alten deutſchen Bitt- und Beſchwörungsformel gemahnen, den er mit andächtiger Miene und vollkommen im Tone gläubigſter Zuverſicht hinterdrein ſprach:

„In Gottes Garten ſtehen drei Roſen:
Die eine heißt Gottes Güte,
Die andere Gottes Geblüte,
Die dritte Gottes Wille —
Blut, ich gebiete dir, ſtehe ſtille!“

Und dann lachte Görz Rüdenklau plötzlich mit ſo unbezwinglichem, krampfartigem Ungeſtüm auf, daß er ſich haſtig die Finger zwiſchen die weißen Zähne hinein knebelte, um nicht die Wände des Pfarrgebäudes zu Schiltach über den ſchlafenden Bewohnern desſelben zuſammenſchüttern zu laſſen.

* * *

Wenn eine Schwalbe unter dem Dachgebälk den erſten Mörtel anzukleben beginnt, iſt es noch ziemlich zweifelhaft, ob ſie ſich wirklich an der mehr oder minder aufs Gerathewohl ausgewählten Stelle ein Neſt zuſammenfertigen und es ſich zu behaglicher Wohnung ausfüttern wird. Mannigfache Umſtände können ihr den angefangenen Bau verleiden und ſie veranlaſſen, am nächſten Tage weiterzuziehen: Wind und Unwetter, lauernde Katzen und Nachteulen, im Beſonderen die ſich kundgebende Abneigung der Hausinſaſſen, eine ſo dauerhafte Anſiedelung bei ſich zu verſtatten. Läßt die Schwalbe ſich aber in den erſten Tagen durch nichts beirren, ihre geſchickte Maurerarbeit fortzuſetzen, mit ſicherem Bewußtſein ihres Zweckes zu vollenden und ſich unbekümmert darin einzuniſten, dann ſteht zu erwarten, daß ſie ihren neuen Heimatsort gewißlich nicht eher mehr verlaſſen wird, als bis der ſchwindende Sommer ihr ſelbſt die Neigung zu einem Wechſel und nach einem vortheilhaften Ziele eingiebt. Und ebenſo beſtimmt läßt ſich darauf rechnen, daß ſie durch ihre an den Tag gelegte Anhänglichkeit, durch behendes Geflatter und Gezwitſcher, durch verdienſtliches Wegfangen von Mücken, Spinnen und allerlei ſonſtigen unliebſamen Kerbthieren es dahin bringen wird, ein etwa anfängliches Widerſtreben oder Gleichgültigkeit ihrer menſchlichen Nachbarn bald in Wohlgefallen umzubeſſern, ſie mit der Erkenntniß der vielfältigen Nützlichkeit ihrer neuen Hausgenoſſin zu erfüllen und auf das möglichſt lange Verbleiben derſelben hinwirken zu laſſen.

Görz Rüdenklau war allerdings nicht mit dem Frühling, ſondern mit dem einziehenden Herbſte in die gute Stadt Schiltach gekommen, aber ſonſt bot ſein Erſcheinen und Verweilen in den erſten Tagen dort mit demjenigen einer Schwalbe mannigfachſte Aehnlichkeit. Er klebte,

Digitized by Google

mauerte und rundete sich kein Sommer-, doch ein Winternest, und das einzig Absonderliche daran war, daß bei der Entstehung und Weiterbildung desselben kein Auge eine Thätigkeit an ihm selbst wahrnahm, vielmehr Alle der Ueberzeugung lebten, es sei nur ihren Anstrengungen zu verdanken, daß der glückbringende, verheißungsvolle Vogel seine Schwingen noch nicht wieder ausgebreitet und sich einem seiner würdigeren Horste zugewendet habe. Nur Wenige wußten recht genau in Worte zu fassen, worin seine allgemeine Verdienstlichkeit eigentlich beruhe, aber sie war unzweifelhaft. Denn unbedingt ließ sich eine Auszeichnung und Würdigung des gesammten Gemeinwesens darin nicht verkennen, daß eine solche Persönlichkeit, der das ganze deutsche Reich nebst allen angrenzenden Ländern Europa's als Aufenthaltsort freistand, Schiltach zum ersten Mal gesehen und durch den Anblick desselben zum längeren Verbleiben bestimmt worden war. Unfraglich lag dafür jedem Angehörigen der Stadt die Pflicht ob, als Gegenleistung dem ehrenvollen Gaste mit Allem, was ihm an den Augen abzulesen stand, entgegenzukommen, damit er nicht zu bald auf den Gedanken des Fortgehens verfallen könne und die Gesammtheit so durch die Verschuldung eines Einzelnen unersetzliche Einbuße erleide.

Im Uebrigen gab es jedoch Einige, die sich mehr oder minder deutlich Rechenschaft über die Verdienste des Junkers Görz Rüdenklau auch im Besonderen abzulegen vermochten. Zu ihnen zählte in erster Reihe Gervas Trautwein, dessen Lindenbaum noch niemals täglich so zahlreiche Gäste überschattet gehabt hatte, als seitdem der junge Kriegsmann demselben allabendlich die Ehre anthat, unter den breitgewölbten Aesten sowohl seinen persönlichen Durst wie denjenigen der rings umher Aufhorchenden nach immer neuen und seltsameren Kriegs- und Völkermären aus der weiten bunten Erdenwelt draußen zu beschwichtigen. So viel er davon bereits ausgeschenkt haben mochte, schöpfte der Erzähler immer wieder aus einem offenbar durchaus unversieglichen Fasse, daß Gervas Trautwein in staunender Aufmerksamkeit oftmals verabsäumte, für den aus seinem Faß geschöpften Trunk den Kreidestrich auf der Schuldtafel des außerordentlichen Gastes anzumerken. Und in gleicher Weise vergaß, sobald der letztere erschien, Frida Trautwein gemeiniglich, daß ihrer im Hause und der Wirthschaft mancherlei weibliche Obliegenheiten harrten, gesellte sich mit unter die Zuhörenden und ward von dieser Beschäftigung derartig in Anspruch genommen, daß ihre Ohren ihr keinerlei Kunde von der etwaigen Aufforderung eines Schiltacher Bürgersohnes zum Tanz übermittelten, ehe Görz Rüdenklau seine Mittheilungen beendet und sie mit ihm wie am ersten Abend seiner Ankunft wirbelnd und anmuthig um den alten Lindenstamm herumflog. Doch vollbrachte sie dies nicht mehr wie damals stumm und mit einer gewissen Scheu, sondern manchmal lachte sie fröhlich zu den Worten ihres Tänzers, und manchmal gab sie Erwiderung darauf, welche darum nicht minder beredtverständlich ausfiel, wenn sie hin und wieder nicht von den Lippen, sondern nur von den Augen ertheilt wurde. Wenn aber Gervas Trautwein's Augen ihn zufällig zum Antheilnehmer an solcher Antwort machten, verriethen sie durchaus kein Mißvergnügen und väterliche Zurechtweisung der Entgegnungsart seiner Tochter. Keineswegs indeß machte Görz Rüdenklau sich gegen die sonstigen hübschen Mädchen der Stadt irgendwelcher Rücksichtslosigkeit schuldig. Er übersah und vernachlässigte Keine, drückte vielmehr Jeder, wo die Gelegenheit sich bot, durch einen wenn auch kurzen, doch besonderen Blick aus, daß er ihre Eigenart wohl zu unter-

Digitized by Google

ſcheiden und zu bewundern wiſſe, und erhöhte den Werth dieſer ſtummen Sprache dadurch, daß er ſie zwar unparteiiſch mit Allen insgeſammt, doch mit jeder Einzelnen in einer behutſamen Weiſe redete, welche nur ihr ſelbſt wahrnehmbar ward und deshalb in Keiner das zu Mißgunſt und Neid verleitende Gefühl einer Bevorzugung oder Zurückſetzung zu erwecken vermochte.

So erfüllte ein verheißungsvoll blinkender Schimmer alle Augen der Stadt, denen Görz Rüdenklau ſich zuwandte, und nur im Pfarrhauſe ſelbſt traten ſeine Verdienſte gleich gediegenen Erzſtufen zu Tage. In zwiefacher Richtung, geiſtig wie körperlich, hatte mit ihm für Damian Uebelhör ein neues Leben begonnen, denn auch in Bezug auf die Erkenntniß der faſt unglaublichen Proteusart des Erzfeindes der Menſchheit erwies ſich der Zeugnißvorrath des Gaſtes als ein völlig unausſchöpfbarer, allmorgenlich bis zum Rand neu anſchwellender Bronnen, aus dem der Pfarrer täglich andere Wechſelbalgkinder hervorzuziehen und vermittelſt der Tintenſchwärze in ſolche ſeiner Gelehrſamkeit umzuwandeln befähigt war. Dabei verbeſſerte ſich in überraſchender Schnelligkeit auch ſeine Geſichtsfarbe, als ob er durch die Beihülfe Rüdenklau's eine teufliſche Bosheit, die ſich im Geheimen ihm ſelbſt an den Leib gewagt und unerſättlich am Mark desſelben gezehrt habe, mit in die Flucht geſchlagen, und nur ab und zu ruhten die Augen Damian Uebelhör's verſtohlen mit einer prüfenden Sorglichkeit auf dem Geſicht Frau Joſefa's, ob der Ausdruck ihrer Züge der Neuerung im Pfarrhauſe eine heilſame Fortdauer verſpreche. Die Antwort derſelben flößte jedoch von Tag zu Tage größere Beruhigung ein; ihr Weſen hatte ſich inſofern ebenfalls verändert, daß ſie ſich von äußerſter Zufriedenheit mit Allem bezeigte, nur für das Wohlbefinden ihrer Hausgenoſſen Bedacht trug und für ſich ſelbſt keinerlei Anſprüche erhob, auch wo ihre Stellung als Frau im Hauſe ihr unzweifelhafte Berechtigung dazu verliehen hätte. Doch die urſprüngliche Natur einer Ciſtercienſerſchweſter, die nur durch einige Sommermonate etwas verdrängt worden, ſchien wieder die Oberhand in ihr gewonnen und ſie mit gelaſſener Entſagung aller eigenen Annehmlichkeiten erfüllt zu haben, um ſie ausſchließlich für das Gedeihen Anderer Sorge tragen zu laſſen. Dann und wann freilich — wie nach menſchlicher Schwäche ſchließlich jegliche Tugend ihre Stärkung in der Anerkennung der Mitlebenden ſucht — konnte ſie es nicht unterlaſſen, dem Pfarrer unter vier Augen einmal anzudeuten, daß ihr allerdings mancherlei Beſchwerniß aus der häuslichen Aufnahme des Gaſtes erwachſe, daß ſie jedoch wohl erkenne, wie erwünſcht und förderſam das längere Verweilen desſelben ihrem lieben Ehegemahl gefalle und deshalb freundwillig bereit ſei, die ihr dadurch auferlegte Bürde weiter zu ertragen. Zum Glück redeten indeß das Geſicht und die ſonſtige Erſcheinung Frau Joſefa's keineswegs von einem ihr aus der vermehrten hausfraulichen Mühſal entſpringenden körperlichen Nachtheil, vielmehr gewann ihre äußere Geſtaltung unverkennbar immer mehr an Vollendung, die durch eine augenſcheinlich auf ihre Kleidung verwendete erhöhte Sorgfalt in ein noch günſtigeres Licht gerückt ward. Doch als Damian Uebelhör's Augen ſich dieſer Erkenntniß eines Abends nicht zu entziehen vermochten und ihn ſeit geraumer Zeit zum erſten Mal unwillkürlich verleiteten, ſeinen Arm zu einer ihm durch ſein eheliches Bündniß wohl verſtatteten Zärtlichkeitsäußerung um den Nacken Frau Joſefa's zu legen, entzog dieſe ſich in ruhig beſtimmter Art ſeiner Liebkoſung

Digitized by Google

und sprach fast mit dem Tone einer vor derartiger Vertraulichkeit zurückschreckenden Nonne: „Laß uns, mein lieber christlicher Gemahl, mit dem gemeinsamen Gebete zur Ruhe begeben, daß der himmlische Bräutigam unserer Seele über derselben wache und sie jetzt und immerdar von aller Unlauterkeit ihres sündhaften irdischen Gefäßes reinige."

Dergestalt befand sich in kurzer Frist innerhalb der guten Stadt Schiltach nur eine einzige Persönlichkeit, welche ihre Ueberzeugung von den Verdiensten Görz Rüdenklau's weder offen zur Schau trug, noch Anderen oder zum Theil sich selbst gegenüber im Geheimfach ihres Busens verschloß. Das war die Magd im Pfarrhause, Ursula Röckenfeller, die allerdings nicht durch Worte, sondern nur gelegentlich vermittelst eines unvermerkten ausdrucksvollen Blickes offenbarte, daß ihre Betrachtungsart des häuslichen Gastes nicht durch die allgemeine Anschauung der Stadt bedingt werde. Im Gegentheil schien gerade diese Uebereinstimmung derselben mehr und mehr darauf hinzuwirken, ihr einen unheimlichen Verdacht einzuflößen, der ihrem Gesicht allmählich Aehnlichkeit mit einem unter verhuzeltem Grashang lauernd und aufhorchend zusammengeduckten Luchsweibchen verlieh. Doch kam sie dem Gebot ihrer Herrschaft nach, Görz Rüdenklau allabendlich in sein Gemach zu leuchten, und fand stets Anlaß, darin mit irgend einer Beschäftigung zu verweilen, bei der sie ihre Augen verstohlen auf die Füße des jungen Kriegsmannes niederheftete. Einmal machte sie sich sogar mit einer plötzlichen, ziemlich verworrenen Anrede erbötig, ihm die Stiefel auszuziehen, und er antwortete lachend: „Warum nicht, alte Urschel, wenn's dir Spaß macht! Schaden kann's nicht!" Dabei hielt er ihr erst den rechten und dann den linken Fuß hin, auf die sie, beide wie zufällig mit der Hand umfassend, stumm mit hervorquellenden Augäpfeln niederstierte, daß er, ihr mit einem Zeh auf die Nase tippend, zurief: „Gafft du auch noch nach gradgewachsenen Mannsbeinen, alte Pomeranze? Ist keine Unthat dran, hoff ich; sich an deinen zu versehen, wird freilich wohl Keiner je Lust gehabt haben, 's müßt denn bei ägyptischer Nacht und Nebel gewesen sein." Nun ließ Ursula seinen Fuß aus der Hand fallen, starrte ihm ins Gesicht und murmelte: „Pomeranze? was ist das?" — „Was du nie gewesen bist, alte Mispel — ein Goldapfel," lachte Görz Rüdenklau, „und 's ist eine Versündigung an meinem ersten Fangballspielzeug, daß ich dich so geheißen. Freilich bitter sind die Dinger von Haus aus, und wenn sie im Herbst einschnurren, kriegen sie eine Haut wie deine, daß man sie besser Gallapfel benamsen könnte."

Ursula Röckenfeller war aufgestanden, starrte ihn noch immer an und wiederholte zwischen ihren Zahnstumpfen hervor: „Pomeranzen — wachsen die nicht im Welschland?"

Er blickte ihr etwas verwundert ins Gesicht. „Ja, mit den schwarzäugigen Dirnen zusammen — wie kommt der Name auf deine Zungenraspel? Er klingt just drauf, als ob man 'nen Tisch mit dem Besen abkehrt. Hast du's etwa in deinen Jungferschuhen doch mehr hinter den Ohren gehabt, als —"

Sein Blick verrieth plötzlich ein aufwachendes Interesse, er brach ab und hob schnell wieder an: „Oder hast du's vielleicht im Strumpf? — ich meine nicht in denen, worin deine Beine stecken, sondern irgendwo sonst in einem, so irgendwas, einen Gold- oder Silberapfel, der dir Sorge macht, ihn sicher vor den Krallen einer gefräßigen Teufelsbrut aufzubewahren —?"

Er begleitete die Frage mit einer verständlichen Handandeutung, daß er im

Digitized by Google

Bejahungsfalle aufs uneigennützigste erbötig sei, einem derartigen Gegenstande ihrer Besorgniß seine kräftigere männliche Obhut angedeihen zu lassen, doch Ursula erwiderte nichts darauf, vermurmelte nur in der Mundhöhle: „Heilige Nothhelfer, steht uns bei vor welschen und hölliſchen Praktiken!“ und lief, ſich bekreuzigend, aus der Thür. Und wie ſchon manchmal blickte Görz Rüdenklau eine Weile mit eigenthümlich weit aus einander gespannten Lidern hinter ihr drein, bis er halb nachdenklich vor ſich hin ſagte: „Hätt ich einmal auf dem Mond geſchlafen, würd ich vermeinen, daß ich das Faſelgebrumm des alten Mondkalbes ſchon zwiſchen ſeinen Hörnern im Traum gehört. Wird mich wohl der Bock mit einem Methhorn wo auf der Erde eine Nacht angerannt gehabt haben.“

Dann that er, was er gemeiniglich, wie es ſchien, als eine Art Nachtgebet vorm Schlafengehen noch zu verrichten pflegte. Er zog aus einem nicht an der üblichen Stelle der Bruſttaſche befindlichen Einſchnitt ſeines Kollers ein oftmals zuſammengelegtes, viel abgegriffenes, lappig und ſchwärzlich gewordenes Papierſtück hervor. Offenbar enthielt dies das heilige Vermächtniß des auf dem Schlachtfeld gebliebenen Freundes und Zeltgenoſſen, dem Görz Rüdenklau die Vollſtreckung ſeiner Hinterlaſſenſchaft eidlich angelobt. Doch es kam keine blutbenetzte Haarlocke oder ein ſonſtiges Gedenkzeichen daraus zum Vorſchein, ſondern auf dem erſichtlich oft von ſchmutzigen Fingern aus einander gefalteten Blatt ſtand nur mit ſchon etwas bräunlich entfärbter Tinte eine Inſchrift verzeichnet, über die der gegenwärtige Inhaber der koſtbaren Reliquie allabendlich zuletzt ſeinen Blick hingehen ließ, und dieſelbe beſagte:

„Iſt ein Gebürgk im Schwabenland, heyßet Kantel, ſteht dran etwan drey Viertel wegs, gegen Mitternacht, ein großzer obhangender Felsriff, heyßet Kantelſtein, ſoll ein Teuffelsplock ſeyn, haben tumme Teuffel drum Aengſte ihme nah zu gehen. Hat deßwillen auch Wenzel Böheimb den ſchazz dorten eingraben, ſeynd lauter zecchine und ungarſche Ducaten, keyn Hohlpfennig und Wipper drunter, die ſiebenhundert ſtück, hat ſie bey den Kuhmäulern erwiſcht, nach der ſchlacht ober Murten in eim Gezelt eins Edlen Burgundſchen Haubtmanns, iſt Böheimb fahnflüchtig worden, Sorgnis für ſeyn gut gehabt, nachhero verſtorben, nur mir Michael Pütter vorm todt kunde gelaßen. Muß man den ſchazz zu zeyt winters ſuchen, als da es geſchneet hat, iſt ein kleyn Loch, ſieht ſchwarz, ligt alſo, fellt keyn ſchnee ein, muß ſeyn Mitternacht Sylveſter, ſo der Mont ſcheynet, hat Wenzel Böheimb in ſolcher eingeborgen, fellt durch ein ritz des Kantelſteins ein Lichtſtreif grad drauf wie ein Uhrweyſer, hat auch ſonſten in der Nacht Natürliche Influentz derer Planeten, Geſtirn und Zeychen Würkung, darf keyn Hahn krähen, muß ſeyn ein Kind geboren in Martis ſtund, verhoffe auf ein gut Werck und Hinkunft.“

Nach Durchleſung dieſes abſonderlichen Schriftſtückes bewahrte Görz Rüdenklau dasſelbe wieder in der geheimen Kollertaſche, ſtellte gewöhnlich eine kurze Abrechnung an ſeinen Fingern an, ſtreckte ſich alsdann wohlgemuth aufs Bett und ſchlief mit dem guten Bewußtſein eines Menſchen, daß er dem leiblichen Gefäß ſeiner Seele keinen Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben und ſich am folgenden Tage der nämlichen Rückſicht gegen ſelbiges zu befleißigen gedenke. Der Traum mußte ihm manchmal Erinnerungen wacher Tagesſtunden zurückbringen, denn hin und wieder kam es einmal laut: „Joſefa“ — oder „Frida“ — oder noch mit einigen anderen weiblichen Namen über ſeine

Digitized by Google

Lippen. Aber dann folgte stets hinter denselben sogleich ein eigenthümliches Auflachen drein, und nur wenn der Mund des Schlafenden einmal, einem Schnarchton ähnlich, „Urschel“ aufgemurmelt hatte, stieß er danach ein lautes „Purrr“ aus und warf sich wie alpgedrückt unruhig auf die andere Seite herum.

An jeglichem Nachmittage aber erwies Görz Rüdenklau, gleichsam als ob er einer Pflichterfüllung damit obliege, Gervas Trautwein's Lindenbaum die Ehre seiner vielstündigen Gegenwart, und es waren bereits mehrere Wochen vergangen, als durch einen Zufall dort zum ersten Mal die Rede auf den Ritter Burkhard Söldenrich verfiel. Wie das Wechselgespräch der Schiltacher Bürger es weiterspann, ward Mancherlei von dem einsiedlerischen Tages- und Jahreslauf des Schloßherrn, auch von seiner übergroßen Sparsamkeit, die man wohl schmutzigen Geiz beheißen könne, und allgemach alles Sonstige berichtet, was man im Gang der Zeit aus seltenem Augenschein über ihn vorzubringen vermochte, ohne daß der junge Kriegsmann mit sonderlichem Interesse darauf Acht gab. Der einmal beredete Gegenstand führte indeß zwischen Gervas Trautwein und einem Anderen zu einem Meinungszwist, insofern sie uneins darüber wurden, wie lange es bereits her sei, daß der Ritter durch einen Unglücksfall sein linkes Auge eingebüßt habe. Darob ward hin und wieder gesprochen, bis der Lindenwirth zum Zeugniß seiner Behauptung seine Tochter herbeirief und diese auf sein Befragen erwiderte, darauf könne sie verläßlichen Entscheid geben. Denn es sei am Novembermond gerade am Tage, als sie acht Jahre alt worden, gewesen, daß Stilla Söldenrich vom Schloß zu ihr herabgesprungen und erzählt habe, ihr Vater sei gestern von einer Reise nur mit einem Auge zurückgekommen, weil er unterwegs im Dunkel gefallen sei und sich einen stachlichten Dorn dabei ins Lid gestoßen. Das berichtete Frida Trautwein, allerdings ohne sonderliche Bekümmerniß über den schon veralteten Vorfall, Görz Rüdenklau jedoch hatte, offenbar seitdem sie sich an dem Wortzwist betheiligt, aufmerksam zugehört und nahm jetzt, wie es schien, gern die Gelegenheit wahr, sie mit einer Frage anzusprechen und zu sagen: „Im Novembermond, als Ihr acht Jahre geworden, Jungfrau Frida; das mag, wenn er bald wiederkehrt, nach meiner Schätzung vor zehn Jahren gewesen sein.“ Frida Trautwein nickte nur, denn ihre Augen gingen angesichts der Umhersitzenden an dem auf sie gerichteten Blick des Fragstellers vorüber, doch ihr Vater entgegnete: „Habt's getroffen, Herr Junker, achtzehn Jahre wird das Mädel alt, und so ist's, wie ich zuvor gestritten, im Jahre 1522 gewesen“ — und Görz Rüdenklau wiederholte einfallend mit plötzlichem vergnüglichem Auflachen: „Im Jahre 1522 — ei ja, im Novembermond stehen die stachlichten Dornen an den Wegen!“ Aber dann neigte er sich schnell mit einem schalkhaften Lächeln gegen das ihn jetzt ob seiner unbegründeten Lustigkeit verwundert anblickende Mädchen und fügte artig hinterdrein: „Ich vermeinte zu sagen, Jungfrau, man hat's derzeit im November den Dornen schwerlich ansehen mögen, welch köstliche Rosen sie heut unter Eures Vaters Lindenbaum erblühen lassen würden.“

Das besaß zwar eigentlich keinen recht begreiflichen Zusammenhang, aber Frida Trautwein's beide Wangen fanden doch Grund genug darin, wirklich zweien Maienrosen gleich aufzublühen, während die Unterredung sich über den Schloßherrn weiter erging. Görz Rüdenklau nahm jetzt an derselben mit Achtsamkeit und mancherlei Fragen Antheil und äußerte, als das Gespräch sich mählich

Digitized by Google

ausgeſchöpft hatte, daß er es nach dem Vernommenen einestheils wohl als Verpflichtung für ſich achten müſſe und anderentheils nunmehr auch von der Neubegier getrieben werde, dem Ritter ſeine Aufwartung abzuſtatten und ſich durch eigene Anſchau von der Richtigkeit dieſer oder jener Ausſagen zu überzeugen. „Das werdet Ihr ſchwerlich nach Wunſch vollbringen, Herr Junker," warf aber der Lindenwirth drein, „denn wenn Ihr auch wohl in das Schloß hineingelangen mögt, dürftet Ihr Euch doch keiner Aufnahme mit Rede und Antwort vom Munde des Ritters gewärtigen." Doch der junge Kriegsmann erwiderte lachend: „Es kommt bei allem Würfelſpiel auf Glück und Gunſt an; wollt Ihr gegen meinen Wurf halten, Herr Trautwein?" und der Angeſprochene verſetzte: „Habe zwar einmal erfahren, daß Ihr Euch drauf verſteht, eine Wette zu gewinnen, bin aber bereit, wider dieſe zu halten, was Ihr einſetzt!" — „So gilt's, daß Ihr Euch verluſtig bekennt, wenn der Ritter ſelber das Anſinnen an mich richtet, ihn als Gaſt wieder unter ſeinem Dache zu beſuchen," entgegnete der Widerpart Trautwein's, und dieſer bekannte ſich darauf, und Wette und Preis ward mit Handſchlag abgeſchloſſen.

Am anderen Nachmittage aber wanderte Görz Rüdenklau durch das Norderthor von Schiltach und ſtieg den zum Schloß aufwärtsführenden, grasverwachſenen Weg hinan. Ungefähr in der Mitte desſelben hielt er einmal, die Dinge um ſich und vor ſich betrachtend, inne und murmelte halblaut: „Der Weg zeugt allerdings, daß der Ritter ihn nicht zu oft beſchreitet; bin doch wißbegierig, ihn mit Augen zu gewahren. Thut mir innerlich leid, daß ihm ſolch Unheil zugeſtoßen, muß ein übler Novembermond in dem Jahre geweſen ſein, darin juſt auch Veit Mattenklodt die Unbill widerfahren. Hat ſich freilich gut zur Wehr geſetzt, ſagte er mir, mit Pike und Zähnen, half ſeinem Beutel aber doch nichts; ſcheint eben ein ſchlechter Weg übers Gebirg von der Stadt Offenburg nach der Stadt Hechingen, zumal bei Nacht, ſowohl für einen Handelsmann wie für einen Rittersmann. 's iſt curios, was man aus Zufall auf der Landſtraße im deutſchen Reiche lernt, wenn man Jemandem drauf das Geleit giebt, ob's auch nur eine wandernde Geldkatz mit 'nem Mauleſel zuſammen iſt. Der wär noch der nämliche wie damals, ſagte Veit Mattenklodt; ein guter Gedächtnißkaſten im Kopf ſoll von der Mutter herkommen, dafür bin ich meiner dankbarer als für das Teufelsamulet, das ſie mir irgendwo hinterm Dornſtrauch um den Hals geknotet und es meinen Beinen überlaſſen hat, den Weg durch die Welt weiter zu finden. Hab ihn aber bis heut allzeit noch paſſabel unter den Sohlen verſpürt, und da geht er jetzt in das alte Schuhuneſt mit dem einäugigen Nachtvogel drin hinein. Mach deine beiden Augen auf, Görz Rüdenklau oder wie du ſonſt von Gottes-, Teufels- und Rechtswegen heißen magſt! Der Kandel läuft darum nicht auf den Mond, und bis zum Schnee iſt's noch weit."

Der vorwärts Schreitende befolgte übrigens die Vorſchrift ſeines Selbſtgeſprächs im wörtlichen Sinne nicht, denn ſtatt ſeine Augen weit zu öffnen, drückte er im Gegentheil die Lider faſt ſo ſehr herunter, daß dieſelben einige Aehnlichkeit mit denen eines blinzelnd umherſpähenden Fuchſes annahmen, und um Weniges ſpäter trat er durch die Wölbung des Burgthors. Dies war unverſchloſſen, denn es befand ſich wie das geſammte deutſche Reich unter dem Schutz des ewigen Landfriedens, und der erſte Augenſchein lehrte obendrein, daß es keine be-

gehrenswerthe Kostbarkeiten behütete. Im Hofraum wuchs das Gras kaum minder gemüthsruhig als draußen auf dem Bergweg, äußerst griesgrämlich mit Rissen durchfurchte Mauern, zerbrochene Söllerüberreste und zerlöcherte Pfannendächer sahen drauf nieder; das Schloß zeugte im Inneren noch weit mehr von Verfall und mangelnden Mitteln des Besitzers zur Wiederherstellung als von außen. Aus einem von Ginstersträuchen übernickten gothischen Fensterbogen, der eine ehemalige Capelle hinter sich vermuthen ließ, flatterten ein paar Dohlen, menschliche Insassen des vielwinkeligen, unwirthlichen Steinhaufens ließen sich nicht gewahren. Aufs Gerathewohl trat der Ankömmling in eine Thür und stieg eine ziemlich breite, doch fast lebensgefährlich ausgehöhlte Steintreppe hinan. Sie führte auf einen wüsten, mit zerbröckeltem Mauerwerk bedeckten Flurgang. Der Weitergehende durchwanderte ein paar ebenso rattenkahle und baufällige Gemächer, zuletzt riß ihm die Geduld und er rief laut: „Holloho! Ist das alte Eulenloch taub wie ein durchgehacktes Trommelfell?!“ Dabei stieß er an einen locker aus der Wand herausstehenden Stein, daß derselbe mit dröhnendem Gepolter auf den wurmzerfressenen Estrich kollerte und in der That einen zusammengeduckten Kauz aus einer Ecke und durch das glaslose Fensterloch hinausscheuchte. Doch gleich danach scholl seitwärts her ein halbvernehmlicher schlürfender Ton, eine kreischende Thür ging auf und eine lange, scharf auffspähende Mannesgestalt bückte den Kopf über die Schwelle vor.

Sie that dies nur mit einem Auge und gehörte unverkennbar dem Ritter Burkhard Söldenrich an. Er mochte sechs Schuh hoch sein und besaß ein in die Länge gezogenes, hagerknochiges Gesicht, dessen linke Augenhöhle eine schwarze Klappe verdeckte. Sein Aeußeres sprach, daß ihn dasselbe mit vollster Gleichgültigkeit erfülle, als habe er keinen Zusammenhang damit; Haar, Brauen und Bart wuchsen darauf wie das ungestörte Gras im Burghof, nur wenn sie ihn zu behindern anfingen, mochte seine Hand einmal mit einem Scheerenschnitt darüber hinfahren. Seine Füße steckten zum Schutz gegen die fast winterliche Kälte des öden, frostigen Gebäudes in dicken, von vieljähriger Benutzung zerrissenen Filzschuhen, von denen ihm eine verschabte, oft gestückelte weite Hausschaube bis an den Hals hinaufreichte. Er glich weit mehr einem alten herabgekommenen und halb ausgehungerten Magisterfamulus als einem Zugehörigen ritterlichen Standes, vor Allem jedoch lag in der Haltung der ganzen Erscheinung, ihrem Gesichtsausdruck und dem weißen Geleucht des übrig gebliebenen Auges nichts, was zur Ermuthigung weiteren Vorschreitens oder einer Anrede gereichen konnte. In dem matt und farblos einfallenden Licht und der öden verwahrlosten Umgebung wob sich etwas Geisterhaftes um die fahle, lautlose Menschengestalt auf der Schwelle, aber Görz Rüdenklau bekundete, daß weder vor Menschen noch vor Gespenstern zurückzuscheuen in seinem Brauch liege, denn er trat mit Höflichkeit, doch größter Gemüthsgelassenheit vor, nannte seinen Namen und setzte zugleich den Fuß weiter, mit der Miene unbeirrtester Zuversicht, sofort zum Eintritt in die Thür geladen zu werden. Statt dessen versetzte indeß der Schloßherr reglos mit einer harten, an schartiges Eisen gemahnenden Stimme: „Nach was sucht Ihr hier?“

„Nach dem hochedlen und gestrengen Herrn und Ritter Burkhard Söldenrich,“ erwiderte der Befragte ruhig.

Nun antwortete es ihm: „Schert Euch auf den Rabenstein! Mein Haus steht nicht für fahrendes Volk und Landstorger offen. Wollt Ihr eine Wegzehrung, sucht

Digitized by Google

ſie bei den Ratten, die mein Hab und Gut aufgeſchlungen."

Ein heiſer lachender Kehllaut ſchloß die Entgegnung, und der Sprecher drehte ſich, erſichtlich im Begriff, auch die Thür zu ſchließen, allein der junge Kriegsmann ſprach zuvor gleichmüthig:

„So gehabt Euch wohl, Herr Ritter. Ich war nicht gekommen, etwas von Euch zu erbitten, ſondern weil ich von Euch reden gehört, daß Ihr in mancherlei heimlicher Gelehrtheit erfahren wäret. Dacht ich, etwan Euch dienen zu können und mir ſelber durch Euch, denn Jeglicher will ſich ſelber nützen und hilft Keiner einem Anderen als aus eigener Vortheilſucht. Wär ein Tropf ſonſt, aber Zweie mögen ſich wohl einmal wechſelsweis förderſam ſein, daß Jedem ſein Theil davon zufällt, deſſen er allein nicht habhaft würde."

Burkhard Söldenrich hatte ſeine Hand angehalten und wendete den Kopf halb über die Schulter zurück. Ein lauernder Argwohn ſprach noch wie vorher aus ſeinem Auge, doch er gab Erwiderung:

„Was vermeint Ihr damit? Ich verſteh Euch nicht, aber Ihr redet verſtändig für Eure Jugend."

Görz Rüdenklau neigte ſich jedoch nochmals kurz zur Verabſchiedung. „Sehe, daß Ihr ein philosophus ſeid und an Eurer Armuth Genüge habt, Herr Ritter; finde wohl einen Anderen, mit dem ich die Kraft meines Pulvers prüfen und beſſern kann. Verübelt's nicht, daß ich mich bei Euch getäuſcht."

Er drehte ſich und ging; allein faſt unhörbar hatte im nächſten Augenblick der Schloßherr einen ſprungartigen, keineswegs Altersſchwäche verrathenden Schritt hinterdrein gemacht, ſtreckte ihm die Hand auf die Schulter und ſagte mit raunender Stimme:

„Was für ein Pulver iſt's, von dem Ihr geredet."

„Das Pulver," verſetzte Görz Rüdenklau, ein geſchloſſenes Döschen aus dem Sack ziehend, nach dem der Ritter mit haſtig gieriger Hand griff und zitternden Mundkiefers hervorſtieß:

„Das große Magiſterium vermeint Ihr?"

Nun lachte der Befragte: „Glaubt Ihr, wenn ich es hätte, daß ich Euch noch brauchte und es Euch in die Hand geben würd? Aber ein ſicheres Recept iſt's, das nach ſeinem Haupttheil vom großen Albertus ſelber ſtammt, und es fehlt nur ein Gemiſch noch dran, das man durch Verſuche ausfindig machen muß. Da hatt ich gedacht, bei Euch, Herr Ritter, wo kein Spürauge und Ohr hereinwittert, und wenn Ihr etwa nützliche Schrift in Eurer Bücherei beſäßet —"

„Kommt herein!" fiel Burkhard Söldenrich ihm ins Wort und zog ihn am Arm mit eingekrallten Fingern durch die noch offene Thür, die er ſorglich hinter ſich ſchloß. Sie traten in ein ziemlich großes Gemach, das wenigſtens einige Merkmale menſchlichen Aufenthalts trug. Holzgetäfel hatte ſich an den Wänden befunden und klaffte zerborſten herab, das Fenſter war mit runden Glasſcheiben verſehen geweſen, von denen ſich ungefähr noch die Hälfte in den Bleiringen erhalten. Altes Hausgeräth, ein großer Wandſchrank, mehrere dreibeinige, lehnenloſe Stühle und ein umfangreicher, vom Wurm durchlöcherter Eichentiſch mit weit ausgebauchten Stützen verengten etwas den unwirthlichen Raum; an Pflöcken hingen einige alte, Lumpen gleichende Bekleidungsſtücke, von ritterziemlichen Waffen und Rüſtungen war nichts zu erblicken. Der Inhaber des Gemaches richtete noch einmal pfeilſcharf ſein Auge in das Geſicht des von ihm Hereingeführten und ſagte: „Ihr nehmt wahr, bei mir iſt auch für einen Bettelmann

Digitized by Google

nichts zu finden; ich würd Euch gern einen Willkomm vorsetzen, aber ich muß selber darben, bin alt und krank und hätt's wohl besser verdient auf der Welt."

Er hustete einige Mal und schlich auf den schlurfenden Schuhen an den Schrank, dessen Thür er weit öffnete, so daß der Blick das Innere desselben vollständig übersehen konnte. Auch darin befand sich nichts, dem irgend ein Werth anhaftete: gekittete Scherbenstücke, verbogene und zerbrochene Geräthschaften, aufgesammelte rostige Nägel und Eisenreste. Nur ein Haufen alter vergilbter Papiere lag dazwischen, aus dem der Suchende einen dicken Schweinslederband herausstöberte und damit an den Tisch zurückkam. „Da habt Ihr, wonach Ihr begehrt," sprach er und schlug den Deckel auf, daß das roth und schwarz bedruckte Titelblatt zum Vorschein gerieth. Es war ein verhältnißmäßig schon ziemlich altes, bereits von Johannes Gensfleisch, genannt Gutenberg, vor mehr als sechzig Jahren zu Eltville als eines der frühesten Erzeugnisse seiner neuen Kunst hergestelltes Buch und enthielt alle kabbalistischen, physikalischen, chemischen, siderischen und magischen Weisungen des weit berühmten Erfurter Mönches Basilius Valentinus, die ägyptische oder hermetische Kunst des Trismegistos auszuüben, den Stein der Weisen, auch das große Elixir, die rothe Tinctur und das große Magisterium geheißen, ausfindig zu machen und vermittelst derselben unedle Metalle in Gold umzuwandeln. Mit fieberndem Blick sah das Auge des Ritters Burkhard Söldenrich darauf hinunter, er streckte jetzt die Hand nach dem Döschen seines Gastes, murmelte: „Mit Verlaub," und öffnete das kleine Holzgefäß. Dasselbe enthielt nur eine geringfügige Menge eines rothen, zerriebenen Ziegelsteinen an Farbe ähnlichen Pulvers, das einen leichten Schwefelgeruch von sich gab; doch der Anblick durchrüttelte sichtbar den Arm und den ganzen Leib des Betrachtenden, und er brachte mühsam zwischen den Zähnen hervor:

„Glaubt Ihr, daß Ihr auf dem rechten Wege und unweit von dem großen Ziele seid?"

Görz Rüdenklau bückte den Kopf jetzt mit über den Behälter des rothen Staubes, daß sein Auge mit voller Sehschärfe zugleich auf der Hand des Ritters haftete. Diese war gleich der ganzen Gestalt desselben ausgemergelt, beinahe fleischlos, aber an den Knochen entlang laufende zähe Sehnenstränge deuteten auf ihre ungeschwächte Kraft, nur am Mittelfinger zeigte sie eine Beeinträchtigung ihrer Beweglichkeit. Eine zirkelförmige Narbe umschloß dort das oberste Glied, wies den Nagel von einer früheren Verletzung zur Hälfte verkrüppelt und hinterlassene Gelenksteifigkeit infolge der Verwundung. Nur flüchtigen Blicks streifte der junge Kriegsmann mit den Augen darüber hin und versetzte:

„Ich will nicht Euch noch mich selber täuschen, Herr Ritter, denn ich bin nur zu Euch gekommen, um meinen Vortheil bei Euch zu suchen, damit Ihr mir zu demselben Beihülfe leistet. Es ist nach meiner Vermeinung, wie bereits der große Albertus aussagt, eine Thorheit und Verblendung, Kupfer, Blei und derlei unedles Metall in Gold umwandeln zu wollen, sondern kann dies einzig nur mit dem Silber gelingen, welches sich von dem gleichen Grundzustande mit jenem verhält, so daß ihm nur die nämliche Farbe und Schwere zu verleihen bleibt. Dies zu vollbringen, halte ich allein in der Kraft meines Elixirs gelegen, sobald ihm noch der nöthige Zusatz geworden, und hoffe ich, daß es uns zu Theil werden mag, mittelst Forschung in diesem Buche, Kunst und mannigfacher Erprüfung denselben auszufinden. Ist mir

Digitized by Google

dazu, wie ich vermerkt, ſowohl Eure Gelahrtheit und Schriftbeſitz mit von Röthen als Eure ungeſtörte Behauſung und etwa ein Stück gereinigten Silbers, das Ihr von Alters her in Eurem Beſitz haben mögt. Bitte Euch aber, Herr Ritter, wenn ich Euch zur Förderung unſeres nützlichen Zwecks heimſuchen darf, von keinerlei Willkomm an Speiſe und Trank oder Gegenleiſtung zu reden, denn ich weiß genügſam, daß Ihr ſelber zu darben gezwungen ſeid, ſteht jedoch zu hoffen, daß wir durch gemeinſames Werk und Befliſſenheit uns ſelbander Abhülfe von unſerer Armuth verſchaffen."

„Silber —" murmelte der Ritter mit heiſerem Kehlton als Antwort — „Ihr ſagt es ſelber, ich habe keines. Doch ich will im Schrank nachſuchen, bis Ihr wiederkehrt — mir kommt's in den Sinn — ein Erbgroſchen von meinem Vater her — er wird groß genug ſein, daran zu prüfen —"

Um etliche Stunden ſpäter verabſchiedete der Ritter Burkhard Söldenrich ſich von ſeinem Gaſte mit dringlichen Worten, welche Gervas Trautwein abermals zum vollſtändigen Verluſt ſeines Wetteinſatzes brachten, und Görz Rüdenklau ſchritt unter der Zuſicherung, am nächſten Tage zurückzukehren, durch das öde, verfallene Bauwerk von dannen. Als er die von tiefen Löchern gehöhlte Treppe hinunterſtieg, knebelte er ſich plötzlich, wie er's am Spätabend ſeiner Ankunft im Pfarrhauſe gethan, den Mund mit der Hand, daß er die Zähne faſt ſchmerzhaft auf ſeine Finger zuſammendrückte. Das verhalf ihm zur bezweckten Abſicht und weckte ihm anderen Gedanken, den er vor ſich hinnickte: „Veit Mattenklodt muß auch ein Gebiß von der Gattung haben —" Er hatte den unteten Thürausgang erreicht, es dämmerte ſchon, denn der October war ins Land gekommen, und durch das Zwielicht nach dem zerbröckelnden Fenſterbogen der Capelle hinüberblickend, murmelte er: „In welchem alten Steinſchrank daherum mag der ritterliche Erbgroſchen mit ſeinen Gebrüdern roſten? Eine fruchtbare Familie wird's ſein —"

Da drehte er hurtig den Kopf, denn das Geräuſch eines leichten Fußtritts ſcholl ihm zur Linken, und dicht vor ihm bog eine weibliche Geſtalt um das Gemäuer. Sie ſtutzte zurück, als ſie ihn gewahrte, und Görz Rüdenklau's treffliches Gedächtniß erkannte ſofort die Kleidung, Haar und Geſicht der jungen Bauerndirne, die ſeine Ankunft droben vor dem heiligen Sebaſtian erſchreckt aufgeſcheucht.

„Treff ich dich hier wieder," ſagte er lachend, „und biſt du auch in dem alten Eulenneſt zu Haus? Das iſt eigentlich kein Schlag für deine rothen Taubenbeine."

Die Angeredete fühlte ſich jedoch nach dem erſten unwillkürlichen Schreck hier offenbar weniger furchtſam als auf der einſamen Berghöhe, denn ſie entgegnete mit ruhiger Stimme und einem leiſen Aufklang von Selbſtbewußtſein:

„Wen vermeint Eure Frage? Mein Name iſt Stilla Söldenrich, des Ritters Tochter hier auf der Burg."

Jetzt ſtutzte der junge Kriegsmann mechaniſch zurück, da er als redenden Beleg zu ihrer Erwiderung ihr Antlitz zum erſten Mal in der Nähe gewahrte. Ihm war's, als ſei ihm urplötzlich ein Gewebe von den Wimpern heruntergekehrt worden, und er entgegnete raſch:

„Verargt's nicht, edles Fräulein, daß ich Euch nicht nach Eures Vaters Zügen erkannte, noch daß Ihr nur aus Scherzluſt die Kleidung eines Landmädchens angelegt, und gewähret, daß meine Lippen für die Kurzſichtigkeit meiner Augen Eure Verzeihung erbitten."

Er hatte die Hand vorgeſtreckt gehabt, um der hübſchen Bauerndirne

Digitized by Google

auf die Wangen oder den Nacken zu klopfen, veränderte jetzt aber die Bewegung derselben und strebte die Hand des Edelfräuleins zu erfassen, um seine Entschuldigung durch eine galante Lippenberührung zu bekräftigen. Doch Stilla Söldenrich zog ihre Finger, bevor er diese zu erreichen vermochte, hastig zurück, erwiderte hörbar aus ihrer innerlichsten Ueberzeugung äußerst rückhaltslos heraus: „Ich will nicht, daß Ihr meine Hand küßt — Ihr waret mir gleich entsetzlich widerwärtig, als ich Euch da droben sah und hörte!“ und lief behend wie ein Frettchen die lebensgefährlichen Treppenstufen zum Oberbau des Schlosses hinan.

Görz Rüdenklau stand noch mit halb ausgestrecktem Arm und sah ihr verdutzt nach, wie sie in kaum einer Secunde spurlos verschwunden war. Dann stieß er ein: „Verwetterte Hexe! weg zum anderen wie zum ersten Mal!“ unter dem Knebelbart heraus, blieb wieder stumm, blickte auf die dunkle Thürhöhlung und fügte zuletzt hinterdrein: „Das hat meiner Mutter Sohn noch von Keiner so deutlich gehört und war, scheint's, keine Bewunderung seiner Schönheit.“

Er lachte kurz auf und schritt, seine Gedanken auf etwas Anderes zurücklenkend, durchs Burgthor hinaus, wo sein Blick in der Dämmerung umhersuchend nach rechts und links ging und sich auf den grasbewachsenen Weg niederwandte. „Würde mit dem Lindenwirth wetten, um was er wollte, daß noch ein anderer Stollen in den Fuchsbau hineinführt,“ murmelte er. Aber plötzlich drehte er sich auf der Mitte des Berges mit einem Ruck nochmals um, sah nach dem fahl im Zwielicht niederschimmernden Schloß zurück und sagte: „Widerwärtig? Was? Mein Gesicht? Meine Nase? Mein Bart?“ und er riß mit heraufahrender Hand an den langen gedrillten Haaren des letzteren, bis er fast im Dunkel stolpernd die Stadt erreichte. So kam er an Gervas Trautwein's Lindenbaum vorüber, und großer Durst zog ihn an die Tische heran, auch gewahrte Frida Trautwein sein von einem Windlicht angestrahltes Gesicht sogleich und trat ihm mit der Frage, weshalb er heut so spät komme, entgegen. Doch als ob in unverständlicher Weise der Klang ihrer Stimme seinen eben noch gehegten Vorsatz umändere, hielt sein Fuß inne; er blickte sie einen Moment an, erwiderte rasch, daß er um wichtiger Beschäftigung willen überhaupt nicht verweilen könne, und schritt zu ihrer wortlosen Verwunderung weiter, ohne seinen Durst zu stillen und ohne Gervas Trautwein über den abermaligen Verlust seiner Wette Bericht abzustatten. Eilfertig wanderte er dem Pfarrhause zu, begab sich an Damian Uebelhör's Studirgemach vorüber in seine Kammer und setzte sich darin, ohne etwas zu betreiben, auf den Bettrand, bis es allmählich beinahe vollständig lichtlos um ihn ward. Dann jedoch nach einer Weile öffnete sich leise seine Thür und es trat Jemand herein, ohne daß es ihm gleich zum Bewußtsein kam und er erst beim Knistern eines Fußtrittes dicht vor sich, den Kopf hebend, frug, wer da sei. Mit hörbarer Ueberraschung gab die Stimme Frau Josefa's Antwort: „Weilt Ihr hier? Ich vermeinte, Ihr seiet fort, und gedachte etwas an Eurem Nachtlager anders zu bereiten, das Euch nicht bequemlich sein kann.“ Ihre Hand streckte sich dabei tastend aus, verfehlte indeß im Finsteren offenbar das gesuchte Ziel und traf statt dessen auf das Gesicht des jungen Mannes, zog sich mit einer halblauten Entschuldigung der unsichtbaren Lippen darüber zurück, kehrte jedoch gleich darauf wieder und ward von der sorglichen Frage begleitet: „Ihr fühlet Euch doch nicht unpaß, daß Ihr hier

Digitized by Google

allein im Dunkel ſitzet? Mich bedünkt, Eure Stirn iſt heiß."

„Nein, ich bin völlig geſund," entgegnete Görz Rüdenklau, und ſein Kopf machte eine unwillkürliche Bewegung, ſich unter der Hand fortzuziehen, aber vergeblich, denn nun ſetzte Frau Joſefa ſich neben ihn und ſprach mit liebevollem Ton:

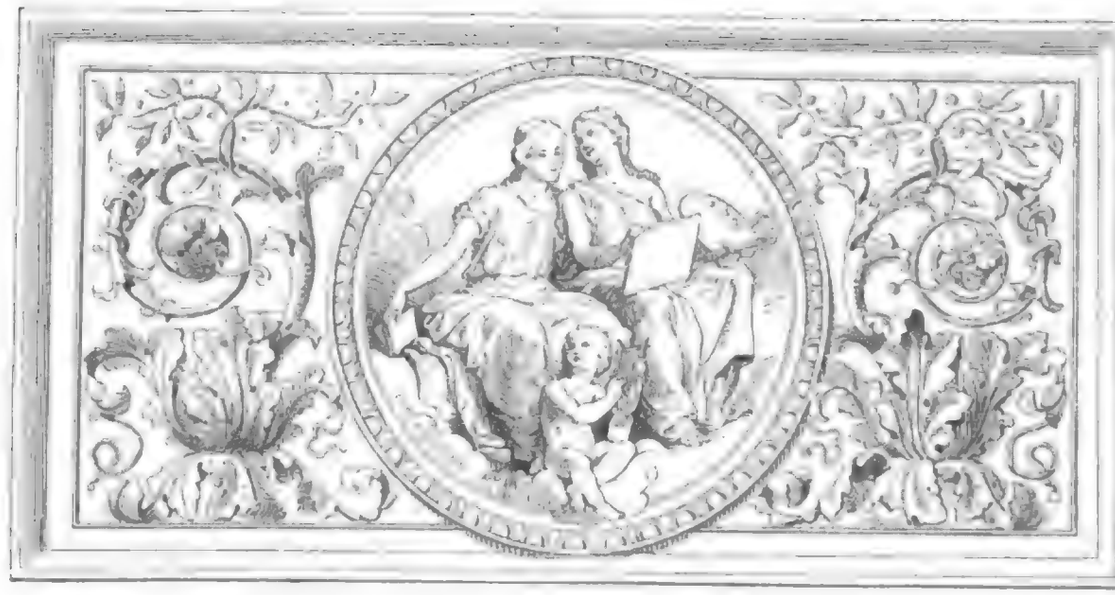
„Ihr müßt Vertrauen zu mir hegen, wenn Ihr etwa Euch bedrückt empfindet oder nach etwas begehrt. Ich könnte, obwohl ich älter bin als Ihr, freilich nicht wohl Eure leibliche Mutter ſein, aber Ihr erſcheint mir doch wie ein Kind in unſerem Hauſe, gleich als hätte ich Euch von Euren Kindesbeinen an auf mütterlichen Armen getragen und für Euch Sorge gehabt —"

Augenſcheinlich von dieſer Vorſtellung und ihrer mütterlichen Empfindung überwältigt, legte Frau Joſefa bei dieſen Worten den Arm um den Nacken des in ihrer lebhaften Einbildungskraft neben ihr ſitzenden Kindes und dazu redete ſie mit gedämpfter Stimme: „Ihr wißt, daß ich manche Jahre als Schweſter in der Kloſtereinſamkeit verbracht, und es mag wohl eine Täuſchung von mir geweſen ſein, zu glauben, ich würde das, wonach mein Herz dort begehrte, bei demjenigen finden, der mich aus meiner Zelle herausführte. Ich habe ſolche Irrung aber erſt ſpäter, bei Eurem Anblick erkannt!"

Die reumüthig ihres klöſterlichen Gelübdes denkende ehemalige Ciſtercienſernonne ſprach noch weiter, doch im ſelben Moment öffnete ſich wiederum die Thür, das Gemach wurde von der vorgeſtreckten rauchigen Küchenlampe Urſula Röckenfeller's überhellt und Frau Joſefa ſprang, wie von einer plumpen Entweihung ihrer heiligen Stimmung ſchmerzlich verletzt, hurtig von ihrem Sitz auf. „Was willſt du hier, alberne Trudſchel!" frug ſie mit verdroſſen-zornigem Ton, die Magd gab indeß keine Erwiderung darauf, ſondern ſtarrte nur die beiden in der Kammer neben einander Stehenden mit weit aufgeriſſenen Lidern an, drehte ſich um und ging lautlos wieder hinaus. Im Letzteren folgte ihr die Frau Paſtorin Joſefa Uebelhör raſch nach, ohne ſich jedoch ein Beiſpiel an Urſula Röckenfeller's ſchweigſamer Gedankenverſchließung zu nehmen, denn der zurückbleibende junge Kriegsmann hörte aus der Küche her laut vernehmliche Redewendungen, welche nicht zur Annahme gleichmäßiger ſchweſterlicher Zuneigung Frau Joſefa's für ihre ſämmtlichen Hausgenoſſen berechtigte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google



Deutſche Liebe in Amerika.

Novelle

von

Auguſte Bender.

New-York, den 13. Juni 187—
G.....y Park Hotel.

Meine liebe Sophie!

Vor einer Stunde bin ich angekommen — todmüde mit ſchwindelndem Kopfe und brennenden Augenlidern, und da ich dergleichen nicht wie andere Menſchenkinder fortſchlafen kann, ſo muß ich es fortſchreiben; und wem anders als dir, meiner einzigen Freundin, könnte ich es aufladen? Hab Geduld mit mir! Ich habe ſeit meiner Abreiſe von New-Orleans noch keine ſechs Stunden geſchlafen. Nicht, daß ich ſeekrank geweſen wäre, dieſen Tribut der Menſchlichkeit habe ich dem alten Neptun ſchon längſt entrichtet; — aber das Schaukeln und Rollen und Brauſen und Toſen — es geht Einem „wie ein Mühlrad im Kopf herum"; der übrigen Beſchwerlichkeiten gar nicht zu gedenken! Doch nein, ich will nicht undankbar ſein! ich habe weniger gelitten als je auf einer anderen Reiſe, da ein treuherziges blaues Augenpaar mich beſchützte und behütete. — Nicht wahr, das klingt dir geheimnißvoll? Ich kenne ja deine alte Schwachheit, der abſichtsloſeſten Aufmerkſamkeit, die ein Mann mir erweiſt, eine tiefere Bedeutung beizulegen; als ob alle Menſchen mich mit deinen Augen, den Augen der Liebe, betrachteten! O nein! ſelten werden wir ſo geſehen in der kalten, weiten Welt hier außen, wo aus den Blicken der Tauſende, die uns begegnen, nur gleichgültige Neugier ſpricht! Ich habe es dir ja ſchon oft geſagt, wie ich längſt auf jede tiefere Theilnahme verzichtet

Digitized by Google

habe, und du mußt mich auch jetzt nicht für so schwach und kindisch halten, bloßen Reisehöflichkeiten ein anderes Motiv unterzuschieben als Langeweile und Müßiggang. Es waren nur wenige junge und hübsche Mädchen an Bord, und unter diesen nur zwei Deutsche; und wo man also so wenig Auswahl hat, kann man auch einmal ein achtundzwanzigjähriges Mädchen noch leidlich hübsch und anziehend finden. Der junge Mann kannte mich überdies von New-Orleans her, wenigstens dem Namen nach — vielleicht hat er mich auch einmal auf dem Piano gehört — ich habe es vergessen. Ich habe auf mein Klimpern niemals Werth gelegt und konnte nie begreifen, daß Andere es thaten. Freilich, Töne verzeiht man dem Weibe immer lieber als Gedanken, und wenn es die besten wären! Solche Huldigungen, die nur dem Geschlechte oder dem Bischen Fingerfertigkeit gelten, habe ich immer herzlich verachtet. Ja, wenn ich noch spielen dürfte, wie mir zu Muthe ist! die ganze wilde Freudlosigkeit und Düsterheit, all die zuckenden Funken eines glutvollen aber liebeleeren Herzens in Tönen ausströmen dürfte! O gewiß, man würde daran keinen Anstoß nehmen — aber nachfühlen, einem Weibe etwas Großes und Gewaltiges nachfühlen! Ich müßte keine so bittere Schule durchgemacht haben, wenn ich darauf noch rechnen wollte! Dieses Volk kann trotz aller modischen Musikschwärmereien doch nur das recht verstehen und genießen, was Absätze und Beine in Bewegung setzt. Die Kunst in ihrer Reinheit und Erhabenheit bleibt ihnen ewig unzugänglich. Eine Muse aber, die aus ihrem Talente pecuniären Vortheil ziehen will — nun, meine Muse ist das eben nicht.

Doch um — wieder auf meinen Reisegefährten zurückzukommen, so glaube ich wirklich, daß er ein Bischen mehr Hirn im Kopfe und mehr Wärme im Herzen hat als die Durchschnittsrepräsentanten des Deutsch-Amerikanerthums — rücksichtsvollere Manieren hat er jedenfalls, und das, wie du weißt, will bei deutschen Männern etwas heißen. — Die unbefangene Sittlichkeit seines Betragens ist mir gleich von vornherein an ihm aufgefallen, noch mehr aber die liebenswürdige Harmlosigkeit, mit der er meine ironischen Bemerkungen gegen Männereitelkeit und Männerübermuth hinzunehmen pflegte. Du erinnerst dich wohl, daß ich ohne dieses selten eine Bekanntschaft anknüpfen kann. Es kocht mir immer in der Brust, wenn ich daran denken muß, daß jeder commis voyageur sich einbilden darf, daß er nur den Mund zu öffnen und uns anzustarren braucht, um uns Knall und Fall in ihn verliebt zu machen. Und fast gilt dieses von den Männern im Allgemeinen. Begegnen sie dann einmal einem Weiberkopfe, der all ihre lächerlichen Prätensionen der Reihe nach auswendig weiß und sie dem entsprechend behandelt, so beben sie im Gefühl ihrer Mittelmäßigkeit verblüfft zurück und halten sich in scheuer, respectvoller Entfernung. Du kennst mich ja in diesem Punkte und wie ich nie geglaubt habe, daß ein wirklicher Mann sich dadurch abschrecken lassen könnte. Von allen Jugendidealen ist dies allein mir in seiner ursprünglichen Klarheit geblieben, daß der Mann, der meiner würdig wäre, mich unter allen Umständen und Verhältnissen und trotz aller meinem wirklichen Charakter widersprechenden Aeußerungen herausfinden müßte. Das mag freilich schwer sein, da selbst die Frauen mich so selten verstehen und deshalb so falsch zu beurtheilen pflegen. Doch wem wir es erst mit schulmeisterlicher Breite auseinandersetzen müssen, wie wir's meinen und fühlen, der versteht uns am Ende doch nicht; denn alles wirkliche und wahre Verstehen ist unmittelbar, ist intuitiv. — Gegen meinen Reisegefährten habe ich die Herb-

Digitized by Google

heit meiner Ansichten über sein Geschlecht auch nicht vollständig gezeigt; er ist ja jünger als ich, mindestens zwei Jahre, und so war nicht vorauszusetzen, er werde sich allzu viel darauf einbilden, daß ich mich gern mit ihm unterhalten mochte. „Gerade noch jung genug, um sich aus dem Alter einer Frau noch nicht viel zu machen," wirst du mir erwidern, und mag sein, daß du Recht hast. — Dann aber auch jung genug, um für die Frauen noch Achtung zu fühlen, — jung genug, um an Frauenstolz und weibliche Selbstachtung zu glauben, — jung genug, um ein Vergnügen daran zu finden, den Cavalier einer angehenden alten Jungfer zu spielen. Ich habe es natürlich nicht versäumt, ihn auf das Lächerliche dieses Verhältnisses aufmerksam zu machen, was er aber eigensinnigerweise gar nicht einsehen wollte. — Es ist auch gut, daß die Reise nicht länger dauerte, — es liegt etwas Trauriges und Unbefriedigendes in solchen Reisebekanntschaften, in die sich trotz aller Scherzhaftigkeit der Beziehungen zuweilen doch ein Tropfen wirklichen Interesses einzuschmuggeln pflegt. Schade um diesen Tropfen! in einem solch zusammenhanglosen, fragmentarischen Wanderleben geht ja Alles verloren.

Adieu, meine Liebe, bevor ich sentimental und pathetisch werde! Morgen oder übermorgen, wenn ich mich ein Bischen erholt habe, schreibe ich dir vielleicht die Fortsetzung. Wenn die Hitze nicht gar zu sehr überhand nimmt, werde ich mich wahrscheinlich zehn bis vierzehn Tage hier aufhalten. Da droben in Vermont — auf den „Grünen Bergen" — dürfte es noch etwas zu kühl und rauh sein, zumal wenn man vom Süden kommt. Dieses Jahr liegt mir eben nicht viel daran, mich während der Sommermonate nach Schülern umzuthun; ich habe ja in materieller Beziehung eine gute Saison gehabt — ein öffentliches Concert trägt immer seine Früchte. Aber wie elend, wenn dies für Heimat, Jugendfreude und Alles entschädigen soll, was das Leben erst zum Leben macht.

Deine Amalie.

New-York den 14. Juni.

Liebste Sophie!

Ich vergaß in meinem gestrigen Briefe gerade das Merkwürdigste, was mir auf meiner Seereise begegnet war, und zwar etwas so Beunruhigendes, daß mir vor künftigen Reisen ordentlich bange wird. Kannst du dir einen Zustand vorstellen, in dem wir deutlich hören und sehen, was um uns vorgeht, uns auch von einem Ort zum anderen bewegen können, während unser Gehirn vollständig unfähig ist, einen Zusammenhang zwischen uns und der Außenwelt herzustellen? Man hat vollständig vergessen, wohin man geht, in welcher Tageszeit man lebt, wer um Einen herum ist — und nichtsdestoweniger antwortet man auf die gleichgültigsten Fragen, lächelt bei dem nichtssagendsten Compliment und betrachtet den Sprecher mit halbgeöffneten Augenlidern, ohne jedoch seine Züge festhalten zu können. Es ist nicht Sonnenstich und auch kein natürlicher Schlaganfall, es ist wie eine Nervenlähmung, deren Hauptursache ein allzu plötzlicher Witterungswechsel sein dürfte. Es war in der That entsetzlich heiß, als wir uns dem Hafen unseres Bestimmungsortes näherten — ich erinnere mich dessen noch deutlich. — Dann legte sich's wie Blei auf Gehirn und Glieder; ich fragte ein Dutzend Male, was das für Häuser seien, die wir von ferne sahen, ob wir uns von der Ost- oder Südseite näherten und was des verkehrten Zeuges noch mehr war. Ich wurde gedrückt und geschoben und gestoßen; denn Jeder rannte nach seinem Gepäck und machte sich zum Aussteigen bereit. Wenn das Schiff nämlich vor acht Uhr einlaufen konnte, durfte

Digitized by Google

man es noch am ſelben Abend verlaſſen. So dunkel und verworren mir dieſes auch ins Bewußtſein trat, wollte ich mich doch ebenfalls nach meinem Koffer umſehen. Es war faſt an kein Durchkommen zu denken; ich fühlte mich gegen das Mitteldeck hingedrängt und wäre wahrſcheinlich in den offenen Schiffsraum hinabgeſtürzt, wenn nicht zur rechten Zeit ein Arm mich ergriffen hätte, um mich auf das ſtillere Hinterdeck zu führen. Ich ſank auf eine Bank nieder, ein Gegenſtand in Form eines Polſters wurde mir unter den Kopf geſchoben und ich ſchloß die Augen. — Als ich ſie wieder öffnete, ſtanden die Sterne am Himmel, der Lärm auf dem Vorderdeck war vollſtändig verſtummt, nichts hörte ich mehr als den fernen Schritt eines Matroſen, und ſeitwärts ſtand eine große dunkle Geſtalt an eines der Rettungsboote gelehnt. Ich war wieder bei vollſtändigem Bewußtſein und fragte: wo bin ich? Es war neun Uhr Abends und ich und mein Beſchützer die einzigen Paſſagiere an Bord. Unausſprechlich leid that es mir, daß der Arme durch mein Verſchulden noch eine weitere Nacht in der dumpfen Kajüte zubringen ſollte. Er ſuchte mich jedoch nach Kräften zu beruhigen; höchſt wahrſcheinlich, wie er ſagte, wäre er doch geblieben, indem er in New-York ganz unbekannt ſei und gar nichts zu verſäumen habe, zumal er vor nächſtem Samstag doch nicht abreiſen werde. Er geht nämlich nach Deutſchland, um ſeine alte Mutter zu beſuchen. Er iſt von Geburt ein Schwarzwälder, und ſeine Wiege ſtand in der Nähe der Wieſe —, „des Feldbergs lieblicher Tochter“. Ich werde ihm tauſend Grüße an das „Maidle“ zu beſtellen geben. War es nicht lieb, daß er ſich als ein wirklicher Freund in der Noth erwies? zumal in der letzten Stunde, wo die Reiſenden, ſo viel ſie auch mit einander geſcherzt und geſprochen haben mögen, von ihren eigenen Intereſſen abſorbirt, in der Regel kaum mehr als einen flüchtigen Abſchiedsgruß für einander haben. Das iſt recht traurig, nicht wahr, meine Sophie? Trauriger aber iſt es, in dieſem Getriebe der Gleichgültigkeit und Selbſtſucht ein paar Augen zu begegnen, in denen ein verhaltenes Weinen zuckt, beim Scheiden, dem kein Wiederſehen folgt. — Was hat man denn von all dem Rennen und Jagen nach den ſo zweifelhaften Zielen des Ehrgeizes, der Hab- und Genußſucht, als das Tröpfchen Liebe, das der Zufall dann und wann in die arme verſchmachtende Seele träufelt? Und hier, Sophie, komme ich auf die Beantwortung deines letzten Schreibens, das ich zwei Tage vor meiner Abreiſe in New-Orleans erhielt. — Was ſollen, frage ich dich, was ſollen uns denn alle die Errungenſchaften auf dem Gebiete der weiblichen Erwerbsfrage? Können ſie uns das verſchaffen, was allein den Jammer um den Kampf des Daſeins werth iſt — die Liebe? Nie! und nimmer! Und dann iſt's auch gleich, ob man friert oder hungert, im Geburtslande oder unter fremden Zonen weilt. Man zahlt überall und immer mit Blut und Leben für etwas, das man nie erhalten hat — und das iſt der tiefe, troſtloſe Schatten, der auf allen einſamen Exiſtenzen liegt. Lebe wohl indeſſen, bis auf Weiteres. Ich ſehe die kräftige Geſtalt meines Reiſegefährten die Straße herabkommen, wahrſcheinlich, um mir nochmals einen Abſchiedsbeſuch zu machen. Seine Wangen ſcheinen vom Laufen geröthet, und die treuen blauen Augen ſchweifen fragend die langen Fenſterreihen des Hotels entlang. Ich wollte, er würde es mir erſpart haben, mag ich doch ſelbſt von den gleichgültigſten Menſchen nicht gern Abſchied nehmen. Wer ſie auch ſein mögen, es iſt trübe und herzbeklemmend, daß von all der lebensvollen Gegenwart nur ein weſenloſer Schatten bleibt, das leere Abſtractum eines Namens,

Digitized by Google

wo warmes, pulsirendes Leben war! Warum sich dann auf ein paar armselige Minuten capriciren, die ebenso wesenlos ins weite Meer der Vergangenheit rollen? Adieu, ich höre Schritte nahen, auf Wiedersehen!

New-York, den 16. Juni.

Ich glaubte es fertig und abgethan — übermorgen ist der Einschiffungstag — da begegne ich ihm heute im Centralparke. Gerade ihm, den ich kaum an die vierzehn Tage kenne, während ich noch keinen einzigen meiner alten Bekannten von Ungefähr getroffen habe — weder jetzt noch bei meinem früheren, fast zweijährigen Aufenthalte — wie es in einer Millionenstadt ja auch nicht anders zu erwarten ist. Ob diese Begegnung also eine ganz zufällige sein mochte? O ja, natürlich! was hätte ihn auch errathen lassen, daß ich diesen Nachmittag einen Ausgang machen würde? Aber es ist doch eigenthümlich, daß dieser junge Mann mich interessiren kann! Ich wollte, ich wäre ihm zu keinem Danke verpflichtet; es ist mir ärgerlich, wenn ich mir vorstelle, daß er sich etwas darauf zu gute thun könnte. — Und doch ist er so bescheiden und anspruchslos in seinen Manieren, so dankbar für jedes Wort und jede Minute, die ich ihm widme, und — was ich ihm besonders hoch anrechne — er hat mich noch kein einziges Mal an das langweilige Pianoforte erinnert. Du kannst dir gar nicht vorstellen, welch eine Wohlthat es für mich ist, wenn mich auch einmal ein Menschenkind von einer anderen Seite als der des professionellen Musikmachens auffaßt! Und doch wüßte ich nicht, was anders ihn zuerst auf mich aufmerksam machte? Ich bin doch nichts weniger, als was ein sechsundzwanzigjähriger Jüngling eine „lyrische Erscheinung" nennt. In meinen rothen vollen Backen vermöchte selbst der größte Schwärmer keinen Hauch von melancholischer Bläße zu entdecken, und meine Gestalt könnte allenfalls für eine Soubrette hoch genug sein, aber viel zu klein für das Ideal einer sentimentalen schlanken Liebhaberin. Zwar sagte er einmal, daß ihm der „brünette Ausdruck" meiner dunkelblauen Augen schon früher aufgefallen wäre; — bin ich nicht eine alberne Närrin, daß ich dieses eigenthümlich finde? Dabei aber hat er einen so heillosen Respect vor mir, daß ich jeden Augenblick in Versuchung komme, ihm mütterliche Rathschläge und tantenhafte Ermahnungen zu geben, was mir um so komischer vorkommt, als ich mir selbst im Manne von jeher einen „Professor" vorstellte, der mir all die quälenden Widersprüche des Daseins lösen sollte. — Ich muß sehr alt, sehr resignirt geworden sein, daß ich ein Vergnügen daran finde, mit dem directen Gegenstück meines jugendlichen Männerideals — mit einem Kaufmann über Handelsbeziehungen, Baumwollencultur und — Frauenfrage zu sprechen. Daß letztere zu Erörterungen über die Beziehungen der beiden Geschlechter führte, ist leicht begreiflich, und glaube mir, es ist nichts weniger als reizlos, dabei in ein paar Augen zu blicken, die noch frisch und klar ins volle Leben schauen und noch an Liebe und Treue glauben. Ein solcher Mann wird zwar keine Gedichte nach Heine'schem Muster fabriciren, nicht den Namen der Geliebten an den Himmel schreiben und ihr Bild in jeder Welle des Meeres sehen, aber auch niemals mit diabolischer Schadenfreude über das Vorbeirollen von Glauben, Liebe und Treue lachen, weil er selber treu und beständig ist. Ich will dir etwas sagen, was ich mir schwer und sauer erworben habe: die geistige Mittelmäßigkeit ist ein Glück, und Liebe fühlt am tiefsten und längsten, wer keine Verse macht. — Wundert's dich, daß jener menschenfeindliche Schopenhauerianer, der in der Liebe den größten Fluch des Daseins, im

Digitized by Google

Weibe nur den unwürdigen, aber argliſtigen Gegner ſah, noch ſo viel poſitives Schlußvermögen in mir übrig gelaſſen hat? O, daß man ſie mir zurückgeben könnte, meine blühenden Jugendjahre, die er mir mit ſeiner ſchwarzgalligen Philoſophie vergiftete! Ich liebte ihn wie der Vogel die Schlange, die ihn mit ihrem Blicke bezaubert, wie die Fliege das Licht, an dem ſie ſich die Flügel verſengt! Licht ſuchte ich für all die quälenden Daſeinsräthſel — und Nacht fand ich und Verzweiflung. — Da wäre ich nun wieder im reinſten Fahrwaſſer der Pathetik, — gewiß, du mußt ganz irre an mir werden! Lebe wohl, bevor ich mich zu weiteren Declamationen hinreißen laſſe! Ich kenne mich ſelbſt nicht mehr.

Samstag, den 18. Juni.

Ein trüber, grauer Himmel liegt auf dem weiten Backſteinmeere der oſtamerikaniſchen Weltſtadt, die Luft iſt feucht und kalt wie im frühen April; ich habe mir eben Feuer machen laſſen — heute, den 18. Juni und unter dem vierzigſten Breitengrade! Kein Wunder! ſchauert's Einen doch ſchon bei heiterem Himmel und Sonnenſchein ins tiefſte Herz hinein, wenn man von einem fiſchblütigen Amerikaner in nächſter Nähe angefröſtelt wird. Es giebt Prämiſſen, über die der Menſch nur ſelten hinauskommt — ſo der Anglo-Amerikaner über ſeine nordiſch-puritaniſche Abſtammung. Hundert Grad Fahrenheit vermögen ihn nicht aufzuthauen. Poeſie iſt's, was ihnen fehlt, Poeſie! Mag ſie auch hundertmal importirt werden, ſie gedeiht zu keinem ſelbſtändigen Leben, wo froſtige Gouvernanten und altjungferlich prüde Puritanerinnen über äſthetiſche Erzeugniſſe die kritiſche Geißel ſchwingen. — Mein Reiſegefährte iſt um zehn Uhr abgefahren und ſchwimmt wohl ſchon auf hoher See. O, daß ich hätte mitgehen können ins Sonnenland Italien, wo die Liebe mit roſig-glühenden Wangen und leuchtenden Gewändern unter Myrthen und Citronenbäumen wandelt! Hier iſt ſie leberkrank und bleichſüchtig, trägt eine graue Pelzjacke, wiegt ſich ſchläfrig auf dem Schaukelſtuhl und blättert dazwiſchen im Modejournal. Daß ſich doch keine dieſer verſtandeskalten Amerikanerinnen beikommen ließe, eine Shakeſpeare'ſche Julia zu ſpielen! jenes leidenſchaftlich glühende Kindweib, das die Liebe über Nacht zur Heldin macht, welches die Schauer des Grabes gering ſchätzt gegen den widerlichen Kuß eines aufgezwungenen Ehemannes. Ich habe ſie geſtern Abend aufführen ſehen, dieſe Julia, und zwar in Begleitung meines blauäugigen Ritters vom Schwarzwalde. Lächle du nur, meine Liebe, ich konnte wirklich nicht nein ſagen, wirklich nicht! — Und wir hatten einen ſolch herzergreifenden Abſchied auf Nimmerwiederſehen genommen! Die Thränen ſtanden ihm in den Augen, und ich machte philoſophiſche Reflexionen, wie ſo merkwürdig es ſei, daß ein paar armſelige Jährchen plus Einen über Dergleichen lächeln laſſen können wie eine Großmutter über ihr Kinderſpielzeug. Du weißt ja doch, was für ein altes Kind ich immer geweſen bin, an Schwermuth, Mutterſorge und bitterem Herzeleid! Und in der Nacht meiner Träume nur ein einziger Stern, zauberhaft ſchön, aber in fabelhafter Ferne — das Ideal von einer Mannesliebe, die glühend und ſtark, das düſtere Bangen vor der Zukunft mir von der Seele löſen und den Sinn des Daſeins enträthſeln würde. — Es war ein Traum! Heranwachſend ſah ich ein Männergeſchlecht, das nur von Stand, Vermögen und Schönheit angezogen wird oder in neidiſcher Reſignation oder blaſirter Gleichgültigkeit den launigen Zufall als Regulator ſeiner Herzensangelegenheiten walten läßt. — Sollte es in unſerem proſaiſchen Zeitalter noch Menſchen geben, die von der Liebe mit

Digitized by Google

der Unwiderstehlichkeit einer Elementargewalt ergriffen werden? Ich fragte es mich gestern Abend bei dieser Julia, da ich — so schön und jung sie auch war — nicht ein einziges Wort von all ihren überschwänglichen Empfindungen glaubte. Mit einem so nüchtern intellectuellen Gesicht, wie es den Amerikanerinnen fast ohne Ausnahme eigen ist, kann man Vorlesungen über Anatomie und Rhetorik halten, nicht aber die Beredsamkeit der Leidenschaft persönlich darstellen. Romeo war leidlich, wenigstens krausköpfig und dunkeläugig — mein Begleiter wollte von Allem nichts gehört und gesehen haben, als ich ihn am Schlusse der Vorstellung um seine Meinung fragte. Ich hatte Wunder geglaubt, wie sehr es ihn interessiren würde, weil er mich so dringend um meine Gesellschaft bat — schriftlich nämlich und zwar gestern Vormittag, nachdem er, wie gesagt, am Vorabend einen mündlichen Abschied genommen hatte. — Was er nur während der ganzen Vorstellung gedacht haben mag! Er hat es mir nicht gestanden, und ich habe ihn auch nicht darum gefragt. Wenn er mich auch öfters angesehen hatte, als für die Situation gerade nothwendig war, so schloß ich daraus nicht viel mehr, als daß sein Herz in einem Zustande ist, der es Mutter und Tante in der Heimat nicht allzu schwer machen dürfte, ihm eine hübsche braunäugige Schwarzwälderin als Reisegefährtin aufzukuppeln. „Das wird nie geschehen," meint er zwar, da er sein Herz an einem anderen Orte wider Willen gefesselt sehe. „Warum reißen Sie es nicht los?" fragte ich mit scherzhafter Unbefangenheit. „Weil es brechen würde," entgegnete er ruhig. „Was thut's? ein Kaufmann muß auch mit Bruchtheilen fertig zu werden wissen, und für so unklug halte ich keinen, daß er sein Lebensglück auf eine einzige Nummer setze." „Sie halten mich für kalt und berechnet, weil ich nicht gelernt habe, meine Gedanken und Gefühle in schönen Worten auszudrücken," entgegnete er in vorwurfsvollem, aber sanftem Tone, während er seine Augen auf einen unsichtbaren Punkt am Boden heftete. Nun, für kaltherzig halte ich ihn nicht, — aber Recht hat er doch in Bezug auf die schöne Ausdrucksweise. Mit pathetischen Ergüssen bin ich nicht von ihm verwöhnt worden, spricht er doch nicht einmal ein richtiges Deutsch, — das allemannische Idiom klingt überall durch; ich habe mich jedoch jetzt so daran gewöhnt, daß ich es fast gar nicht mehr bemerke. Im Gegentheil berührt es mich so heimisch und vertraut wie Tannenrauschen im Mühlengrund. Bin ich doch auch ein Kind des deutschen Südens, und warm pulsirt das Blut in meinem Herzen, — wenn auch des Nordens Hauch mit der eisigen Frische der „reinen Vernunft" mir schon frühe die Stirn kühlte. Dem Himmel sei gedankt dafür — es geht nichts über einen kühlen Kopf, zumal bei einem so einfältigen Weiberherzen. Es hätte mir ja sonst zu leid thun müssen um den armen Menschen — der Abschied ist ihm gar zu schwer gefallen. Seit zehn Jahren werde ich nun in der Welt herumgestoßen, nirgends erwartet, nirgends geliebt, nirgends vermißt — kein Wunder, daß mir eine so ganz neue Erfahrung selbst nahe geht. Doch was thut's? er wird mich bald vergessen haben, wenn einmal die frische Seeluft seine jugendheiße Stirn fächelt und das silberhelle Lachen einer jugendlichen Mädchengestalt ihm die thörichte Laune seines Herzens hinwegzaubern wird. Ich wünsche nur, daß er nicht in die Hand einer herzlosen Kokette falle, es sollte mir leid thun um sein unerfahrenes argloses Gemüth, das unter der schlichten Einfachheit seines Wesens leicht übersehen werden könnte. — Ich hab ihm Grüße aufgetragen an Vater Rhein und mein liebes Pfälzerland — vielleicht, daß ein kühler

Digitized by Google

Abendwind dir einige davon zutragen wird, wenn du ein aufmerksames und verständnißvolles Ohr dafür hast. Adieu! Es läßt sich mir irgend ein langweiliger Besuch anmelden. — Barmherziger Himmel —!

Sonntag, den 19. Juni.

Da hätte ich nun den Lohn für meine gutherzige Schwäche, — er war es, den ich längst schon auf dem Rücken des atlantischen Oceans glaubte! Ich meinte vor Schrecken in die Erde sinken zu müssen, als ich in den Salon kam und er mir so treuherzig und unbefangen die Hand entgegenstreckte, — als ob es die natürlichste Sache von der Welt wäre. „Ich hab's nicht fertig bringen können," sagte er mit einer Stimme, aus der nur ein geübtes Ohr die leise Bewegung durchzittern hörte; „ich war schon auf dem Wege zum Ladeplatze — mit Sack und Pack und dem festen Entschlusse, nicht mehr rückwärts zu sehen. Aber je näher ich dem Hafen kam, desto unwiderstehlicher riß es mich zurück; es war ein Gefühl, als ob mir Jemand von hinten einen Strick um den Hals geworfen hätte und ich dem Ertrinken nahe wäre. In der Angst meines Herzens rief ich den Kutscher an — was ich wolle, fragte er in unwirschem Tone, während ich es doch selbst nicht wußte. Da ich aber trotzdem etwas antworten mußte, befahl ich ihm, nach der Agentur der Hamburger Linie zu fahren. Dort resignirte ich meinen Platz auf unbestimmte Zeit, und so bin ich wieder hier, in der Hoffnung, Sie während Ihres hiesigen Aufenthaltes noch einige Male sehen und sprechen zu können." Die einfachste Geschichte der Welt, nicht wahr, meine Liebe? Da er sie jedoch als eine solche zu betrachten scheint, kann ich sie denn in einem anderen Sinne aufnehmen? Würde es nicht eine lächerliche Anmaßung sein, ihm sein Betragen zu verweisen, nachdem er mir mit keiner Silbe gesagt hat, was ihn eigentlich so mächtig in die Stadt zurückgezogen hat? Er hat mir überhaupt noch keine einzige Silbe von Liebe gesprochen, ich meine nicht direct — und ich bin nicht mehr jung und thöricht genug, eine indirecte Andeutung für etwas mehr als bloße Conversationsmünze zu halten. Wenigstens habe ich ihm dies immer zu verstehen gegeben; denn nur so konnte ich mit ihm auf dem Fuß der Unbefangenheit bleiben. Aber nun wird es mir doch bedenklich, wenn es überhaupt wahr ist, daß er die Absicht hatte, sich heute einzuschiffen? Gesetzt, seine Erzählung sei nichts weiter als ein Scherz gewesen? — wer weiß, was ihn hier eigentlich so lange gefesselt hält, und ob ich ihm nicht gerade gut genug dazu bin, ihm über ein paar langweilige Stunden fortzuhelfen? — In jedem Falle will ich nun keine acht Tage mehr hier bleiben, — ich sagte ihm sofort, daß auch ich inzwischen meinen Plan geändert und schon am nächsten Mittwoch aufs Land gehen werde. Er entgegnete mir nichts und sah mich nur auf einen Augenblick mit ernsten fragenden Augen von der Seite an. „Aber ich darf Sie bis dahin noch besuchen?" fragte er dann; „morgen und am Dienstag — die zwei letzten glücklichen Tage vielleicht auf Jahre hinaus — oder wollen Sie mich auch um diese bringen?" Ich konnte es ihm nicht abschlagen, da es ja doch in wenigen Tagen ein Ende nehmen muß. Ich kehre nicht mehr um, wenn ich diese Stadt im Rücken habe — und wenn einmal eine Entfernung von über dreihundert englischen Meilen zwischen uns liegt, habe ich hinreichend Muße, über den thörichten Jungen ein Bischen nachzudenken. Es wird ohnehin öde und langweilig genug dort oben auf den fremden Bergen sein, wo selbst die Bäume und Pflanzen mir unbekannt sind. Nichts als Ahorn- und Pechtannenbäume weit und breit —

Digitized by Google

so sagt man mir wenigstens — und was wissen die von unseren deutschen Eichen- und Buchenwäldern? — Auf Eines aber freue ich mich: daß ich keine Walzer und Hochzeitsmärsche zu klimpern habe. Denn Anderen zur Freude aufspielen zu müssen, wenn man selbst so freudenarm und verlassen ist — es ist eine Qual, die mir mit jedem Jahre unerträglicher wird. Nur ihm möchte ich einmal spielen, nur ein einziges Mal — mich wundert, ob er es in seiner natürlichen Unmittelbarkeit verstehen würde, was so manchem kunstgeübteren Ohre unzugänglich war, so weit man in Amerika überhaupt von kunstgeübten Ohren sprechen kann. — Ach, ich glaube fast, ich bin ein Bischen heimwehkrank!

New-York, den 21. Juni.

Ich habe ihm gestern Abend eine Phantasie gespielt über mein Lieblingslied:

Fliege fort, du Kleinwaldvögelein
Flieg aus nach allen Winden —
Wirst's nimmer wiederfinden:
Gestorben, verdorben ist all das Glücke mein.

Er sagte kein Wort, als ich geendet hatte; aber die Thränen rollten ihm über die Wangen hinab, und sein Auge sagte mit tiefem Mitgefühl: „Du armes Kind, was mußt du wohl gelitten haben." Ja, lache mich nur aus, du Schelmin, er schien mir wirklich älter in jenem Augenblick, älter fast — als ich. Er muß etwas davon geahnt haben, was es den Stärksten und Muthigsten kostet, allein und unbeschützt durchs Leben zu gehen, und wie uns bei aller moralischen Kraft der Mangel der physischen eben doch zuweilen recht fühlbar wird. „Darf ich Sie nicht noch einmal auf einem Spaziergang begleiten?" sagte er dann mit leuchtenden Augen und glühendem Gesicht, „ich möchte noch ein einziges Mal das Glück genießen, Ihr Beschützer zu sein," und dann mit einem wehmüthigen Seufzer hinzusetzend, „die Herrlichkeit muß ja doch so bald ein Ende nehmen." Auch ich sehnte mich hinaus aus dem dumpfen Empfangssaale mit den neugierigen Gesichtern, die ab und zu unter den halbgeöffneten Thüren erschienen. Ueberdies hatte ich versprochen, Frau Braun, meiner sogenannten mütterlichen Freundin, einen Besuch zu machen, und schlug ihm also vor, mich dahin zu begleiten. Sie wohnt jetzt im Westen des Centralparkes, und wir beschlossen, den Heimweg ganz zu Fuß zu machen. Nie habe ich mit einem Herrn einen vergnügteren Spaziergang gemacht. Es ist doch etwas Herrliches um die Unbefangenheit eines Verkehrs, wie sie allein nur in Amerika den Frauen der mittleren Stände gestattet ist. Mir ist, als ob man erst auf diese Weise die frische Luft genießen könnte. Wo uns auf Schritt und Tritt das Bewußtsein verfolgt, mit der unschuldigsten Bewegung gegen irgend ein engherziges Vorurtheil zu verstoßen, gelangt man zu keiner unbefangenen Daseinsfreude. Allein soll eine Frau in Deutschland nicht spazieren gehen, bewahre nein, das wäre unweiblich! — mit einem Manne aber, der zufällig nicht ihr Gatte oder Bruder ist, soll sie auch nicht gehen, — es könnte Anlaß zum Gerede geben! Wenn man aber nicht reich genug ist, sich einen Lakai als Sittenwächter anzuschaffen, kommt man selbst an den gemeinsamen Gütern von Licht und Sonnenschein zu kurz, von Mond- und Sternenschein gar nicht zu reden. Ueberall stößt man auf Negationen, deren consequenteste die wäre, daß man uns das Leben überhaupt untersagte, — es ist ja ohnehin ein Schattenleben! — Frau Braun schien etwas verwundert über den Gast, den ich ihr so unerwartet ins Haus brachte. Als ich ihr jedoch ins Nebenzimmer folgte, um das Nöthige zu erklären, legte sie mir lächelnd die Hand auf die Schulter und sagte schalkhaft: „Wie grausam Sie sind,

ihm den Zwang von unbekannten Zeugen aufzudrängen, während er danach brennt, Ihnen eine Liebeserklärung zu machen." — „Sie irren sich sehr, meine liebe Frau Braun, denn dazu hätte er seit unserer Bekanntschaft nicht ein Mal, sondern ein Dutzend Mal Gelegenheit gehabt, wenn es ihm überhaupt darum zu thun wäre." — „Ach, gehen Sie," entgegnete sie unerschütterlich, „es steht ihm ja auf dem Gesicht geschrieben, daß er bis über die Ohren in Sie verliebt ist; man müßte ja keine Augen haben, wenn man dies nicht sehen würde." — All meine weiteren Protestationen waren vergebens, und ich suchte mich sobald als möglich zu entfernen; die Scherze meiner Freundin hatten mich unbehaglich gemacht. Wir setzten uns in eine Pferdeeisenbahn, und es sprach fast Keines von uns ein Wort auf dem ganzen Heimweg. Ich habe jetzt überhaupt Mühe, eine Conversation mit meinem jungen Freunde aufrecht zu erhalten. Hat er mir auf dem Schiffe oft stundenlang von Heimat, Eltern und Jugendfreunden erzählen können, wobei seine Augen stets in einem eigenthümlich warmen Glanze strahlten, so wird er jetzt nur immer einsilbiger. Vielleicht hat er als Geschäftsmann nicht geistige Ressourcen genug, um an objectiven Dingen Interesse nehmen zu können, und seine Anhänglichkeit an mich würde bald ein Ende haben, wenn ich ihn dieses fühlen ließe. — Doch wozu? Morgen Mittag um zwölf Uhr reise ich ab, er wird mich an den Bahnhof begleiten und wir sehen uns dann höchst wahrscheinlich im Leben niemals wieder. Er giebt nicht einmal eine Andeutung, daß er mir später ein schriftliches Lebenszeichen geben wolle, und ebensowenig, daß er ein solches von mir erwarte. Er ist doch ein eigenthümlicher Mensch, dieser Schwarzwälder, und ich kann seit einigen Tagen trotz all meiner schwer erworbenen Menschenkenntnisse nicht mehr klug aus ihm werden. Doch einerlei, es ist ja um eine so kurze Bekanntschaft nicht der Mühe werth, sich mit Charakterstudien abzumühen. Sobald ich in X.... field angekommen bin und mich ein wenig wohnlich eingerichtet habe, berichte ich dir das Weitere. Also auf Wiedersehen!

X.... field, den 27. Juni.

Meine liebe Sophie!

Hier wäre ich nun in meiner längsterſehnten Vergeinsamkeit, die tiefer und vollständiger ist, als ich sie mir im bewegten Treiben einer Großstadt hätte vorstellen können. Ein kalter Quellwassersee, von etwa vier englischen Meilen im Umfange und von waldumkränzten Hügeln eingerahmt, an deren Abhängen einige Villen und Farmhäuser liegen. Das unserige liegt dicht am See, und ich höre das Plätschern der Wellen in meinem Schlafzimmer. — Es war trübes, regnerisches Wetter, als ich hier eintraf — im Kamin der geräumigen Wohnstube brannte ein verdrießlich aussehendes Feuer, woran sich die alte, halbblinde Farmerin die Füße wärmte. Sie mag eine gute Frau sein in ihrer einfachen, schweigsamen Weise — ihr Empfang indessen berührte mich noch kälter als die rauhe Bergluft; denn auf ihrem Gesicht war auch nicht der schwächste Ansatz eines Lächelns zu entdecken. Was ich ihr zur Anbahnung eines baldigen Verständnisses Liebes und Freundliches sagte, verstand sie nicht einmal zur Hälfte, da ihr mein fremdländischer Accent etwas ganz Ungewohntes ist. Ich fror bis ins innerste Herz hinein und zog mich sobald als möglich in mein Zimmer zurück. Wie gewöhnlich hatte ich unruhigen Schlaf und schwere Träume, freute mich aber herzlich, als mir beim Erwachen die liebe Sonne durchs Fenster blickte. Rasch erhob ich mich, in der Hoffnung, das trübe Landschaftsbild des Vorabends vom warmen Sonnengolde übergossen zu

Digitized by Google

sehen. Heller sah es dann freilich auch aus, aber nicht viel wärmer. Die Sonne kann da nichts dafür, es liegt in der Atmosphäre dieses Landes. Es ist Alles so puritanmäßig nüchtern und still, kein Vogelsang im grünen Hag, kein blauer Duft auf den fernen Hügelreihen. Sie tragen ihren Namen durchaus nicht umsonst — sie sind grün, grün, so weit das Auge reicht; und so hübsch auch ihre Formen und Linien sein mögen, erinnern sie mich nichtsdestoweniger immer an Gemüsegärten und Kartoffelfelder. Auch der See, so blau er ist, scheint nur eine andere Schattirung dieses Immergrüns. Die Physiognomie, die seelische Eigenthümlichkeit ist's, die diesen Landschaften fehlt wie ihren Bewohnern, die graublauen Augen der Neuengländer sind ebenso nüchtern und kalt wie die sie umgebende Atmosphäre. Nichts, was auf ein tieferes Gemüthsleben schließen läßt, nichts, was uns anregt, einen Theil unserer eigenen Empfindungen in Menschen und Landschaften hineinzulegen, ihre strenge Zurückhaltung läßt uns gar keine Anknüpfungspunkte finden. — Ich spreche hier natürlich nur im Allgemeinen, da ich ja zu Specialstudien noch keine Zeit gehabt hätte, wenn solche überhaupt zu machen wären. Dies, wie gesagt, ist nicht der Fall, die Amerikaner gleichen sich innerlich und äußerlich wie die Hühnereier und unterscheiden sich nur an Länge und Dicke, der Farmer spricht sein Englisch fast ebenso rein wie der Bostonier, seine Frau und Töchter sind Ladies, die sich stets nach der neuesten Mode kleiden und Latein gelernt haben, wobei sie sich natürlich seltsam genug gegen ihre schweißtriefenden Ehemänner in Hemdsärmeln ausnehmen. — Warum bin ich nicht lieber nach dem Westen, vielleicht nach Colorado gegangen? Doch ach — die Welt ist ja überall gleich öde und trostlos, wo man nicht geliebt wird und nur professionelle, aber keine Herzensinteressen hat! Ich wußte nicht, daß mir die Seereise und die paar Tage in New-York so angenehm vergingen, daß ich es fast wie einen Abschied aus der Heimat fühle. Es ist herzlich dumm, was ich da schreibe — ich weiß es selbst nur zu gut, und doch will es mir fast leid thun, daß ich ihm das Versprechen abnahm, mir nicht nachreisen zu wollen. Mein Kopf sitzt mir freilich noch fest genug auf den Schultern, um einzusehen, daß es ein Ende nehmen mußte; doch frage ich mich jetzt, ob es denn auf eine so plötzliche unvermittelte Weise sein mußte? Sieht es nicht aus, als ob ich gefürchtet, daß mein Herz mit meinem Verstande am Ende noch durchgehen könnte? Weiberthorheit und kein Ende! Doch laß es dir ruhig erzählen. — Es war eine Abschiedsscene, wie ich mir nie etwas Aehnliches vorgestellt. — Am Vorabend meiner Abreise ließ er sich melden; ich empfing ihn in einem kleinen anstoßenden Salon, den ich mir für jenen Tag zum Empfang meiner Abschiedsbesuche gemiethet hatte. Nie zuvor sah ich ihn in einer solchen Aufregung. Er komme, um mir zu sagen, daß er sein Versprechen, mich an den Bahnhof zu begleiten, zurücknehmen müsse, indem er nicht dafür stehen könne, ob er beim Davonbrausen des Zuges nicht den Verstand verlieren würde. Der Ton seiner Worte, ein gewisses Etwas in seiner Blässe, der tiefbewegte Ausdruck seines Gesichtes wollten es mir nicht verstatten, in meiner spielenden, scherzhaften Weise zu antworten; ich wußte überhaupt nicht, was ich sagen sollte. „Ich weiß ja," fuhr er fort, „daß es Thorheit ist, daran zu denken, daß Sie mit Ihrer überlegenen Bildung und reichen Erfahrung jemals einen so unbedeutenden Menschen lieben könnten. Ich habe auch dagegen gekämpft, wie ein stolzes, muthiges Männerherz nur kämpfen kann, ich wollte Ihnen mit keinem Worte meine Leidenschaft verrathen,

Digitized by Google

um so den Zauber Ihrer Gegenwart noch während den kurzen Stunden Ihres Hierseins genießen zu dürfen. Aber ich bin schwach geworden wie ein Kind; meine Kraft ist erschöpft, meine Selbstbeherrschung zu Ende. Lassen Sie uns denn heute Abschied nehmen, und geben Sie mir wenigstens den kleinen Trost, daß Sie meine Thorheit nicht belachen, sondern bemitleiden wollen. So unmännlich schwach bin ich geworden, daß selbst Ihr Mitleid mir wohlthuend wäre! Seien Sie denn glücklich, wie Sie es zu sein verdienen, und möchten Sie den Mann finden, der geistig Ihrer würdig ist! Keiner wird Sie jedoch inniger lieben und besser in Ihrem edlen großen Herzen lesen können, als ich es gethan. Und nun leben Sie wohl und verzeihen Sie mir!" Er war bei den letzten Worten laut weinend an mir niedergesunken und hatte mit schmerzlicher Leidenschaftlichkeit meine Hände ergriffen. — „Leben Sie wohl," sagte ich nicht ohne Erschütterung und streifte mit meinen Lippen seine fieberglühende Stirn. Wie von einem elektrischen Schlage getroffen, sprang er in die Höhe, um mich in seine Arme zu schließen — ich drängte ihn zurück. — „Nur einen Kuß," bat er flehentlich, „es ist ja auf Nimmerwiedersehen, und so werden Sie ja nie an diese kleine Gunst erinnert werden." — „Sie wissen nicht, was Sie sprechen," entgegnete ich mit Festigkeit, „ich habe noch nie einen Mann geküßt noch mich von einem küssen lassen und sollte diesen Stolz einem Reisegefährten opfern, den der flüchtigste Zufall mir auf einige Tage in den Weg geworfen? Doch es sei!" rief ich, von einer plötzlichen Eingebung ergriffen, „nur müssen Sie mir zuerst Ihre Ehre verpfänden, sich weder morgen am Bahnhofe blicken lassen noch mir in irgend einer Richtung nachfahren zu wollen!" — „Es sei!" sagte er mit einem Ausdrucke von Geistesabwesenheit, der es zweifelhaft ließ, ob der Sinn meiner Worte ihm überhaupt bewußt geworden. Leidenschaftlich breitete er seine Arme aus, um sie vor meinem drohenden Blicke sofort niedersinken zu lassen. „Zurück!" rief ich gebietend, „und wagen Sie es nicht, mich anzurühren, — erinnern Sie sich Ihres gegebenen Versprechens!" Wie ich ihn küßte, ins Nebenzimmer stürzte und die Thür verriegelte — es war das Werk eines Augenblicks, in welchem der Instinct der Ueberlegung die Zügel aus der Hand reißt und damit davonrennt — — ich kann es dir unmöglich beschreiben. Ein dumpfes Stöhnen ertönte aus dem Nebenzimmer, ich mußte meinen ganzen Stolz, meine ganze Kraft zusammenraffen, um standhaft zu bleiben. Hierauf hörte ich ihn einige Male unentschlossen auf und ab gehen, dann vor meiner Thür stehen bleiben und mit unsicherem Schritte wieder zurückgehen, wobei ich seine kurzen, heftigen Athemzüge deutlich vernehmen konnte. — Zuletzt, wie in gewaltsamem Entschlusse sich aufraffend, schritt er rasch zur Thür hinaus, und bald darauf war sein Tritt in dem weiten, langen Corridor verhallt — ich habe ihn nicht wieder gesehen.

Ich glaube, es ist ein größeres Stückchen Herz mit ihm gegangen, als ich mir anfangs gestehen wollte, da mir seither Alles doppelt schal und öde scheint. — Ewiges Räthsel des Menschenschicksals und der Liebe! Was ist es denn eigentlich für ein Gefühl, das wir mit diesem eigenthümlichen Namen belegen? Es können sich zwei Menschen durch Charakter, Neigung, Bildung und Entwickelungsgang so ähnlich sein, daß die Leute darauf schwören würden, daß sie wie für einander geschaffen seien und sich nur zu begegnen brauchten, um sofort in heißer Liebe für einander zu entbrennen. Sie treffen sich dann auch unter den günstigsten Umständen und — gehen kalt und gleichgültig an einander vorüber. Ebenso unbegreiflich, als wenn

Digitized by Google

zwei scheinbar völlig ungleichartige Naturen durch ein undefinirbares Etwas zu einander hingezogen werden. Mag der Verstand darüber rebelliren, wie er will, er gewinnt nichts weiter als eine demüthigende Einsicht des Uebels, — den dumpfen beklemmenden Druck vom Herzen fortzuräsonniren vermag er eben nicht!

Freitag, den 1. Juli.

Nur wenige Zeilen als Lebenszeichen; ich bin wunderlicher Weise einmal nicht zum Schreiben aufgelegt. Mir ist's, als hätte ich im Traum ein Mühlrad gehen hören und all die wilde Jugendsehnsucht nach Glück und Lebensfreude wären noch einmal in meinem Herzen aufgetaucht. Was ich will? Ich weiß es nicht — am liebsten vielleicht sterben: „Dann wär's auf einmal still."

Auch ärgert es mich ein Bischen, daß mein Freund mir vor seiner Einschiffung nicht noch ein schriftliches Lebewohl gesagt hat. Das habe ich ihm ja nicht verboten, und es wäre nur anständig gewesen, daß er mich von seiner endgültigen Abreise unterrichtet hätte. Doch was schreibe ich hier für einfältiges Zeug — wie leicht findet ein so junges Blut doch Ersatz für ein Bischen Herzweh; wer weiß, ob er jetzt überhaupt noch an mich denkt.

Montag, den 4. Juli.

Einliegend erhältst du die Copie eines Briefes, den ich diesen Morgen erhalten habe, — wenn ich mit Niemand hier ein deutsches Wort sprechen kann, so muß ich wenigstens deutsche Briefe schreiben; diese todte Art der Mittheilung paßt ganz zu dem hiesigen Landschaftsbild. Nicht einmal den Vöglein kann man etwas anvertrauen. Diese kleinen Puritaner sind zu reformirt und wohlerzogen, um Theilnahme und Mitleid fühlen zu können. O, was ich darum gebe, noch ein einzig Mal in das feuchte treue Auge meines Schwarzwälders zu blicken!

Geehrtes Fräulein!

Acht Tage sind seit Ihrer Abreise vergangen und noch bin ich hier. Das heißt, nicht ich selbst, sondern eine bloße Maschine, die meinen Namen trägt, Hotelrechnungen bezahlt und auf dem Straßenpflaster umherrennt. Meine bessere Hälfte aber, meine Seele, ist mit Ihnen gegangen und noch nicht zurückgekommen, und kann ich doch nicht ohne dieselbe zu meinem Mütterchen heimkehren! Was soll sie mit einem seelenlosen Mechanismus anfangen, wo sie einen lebenswarmen und liebenden Sohn erwartet? O, welch ein Dämon hat Ihnen den Gedanken eingegeben, mir jenes grausame Versprechen abzunehmen! Acht Tage lang bin ich mit mir zu Rathe gegangen, ob ein Ehrenwort — im Wahnwitze der Leidenschaft gegeben — eigentlich bindend ist? Sie retten mich vom Verrathe, indem Sie mich sobald als möglich desselben entbinden, und Sie müssen es thun, wenn Sie nicht an Ihrem eigenen Herzen zum Verräther werden wollen. Sie lieben mich, Amalie, so sehr Sie es auch zu verbergen streben; als ob sich Liebe überhaupt verbergen ließe! In Ihren Augen habe ich es gelesen, auf Ihren Lippen habe ich es gefühlt — heiß und glühend und sinnenverwirrend — und Schmach dem Manne, der Sie nach einem solchen Kusse aufgeben könnte! Ich weiß, was Sie mir für eine Rede halten werden, um mein Herz — und auch das Ihrige — damit niederzupredigen: Altersunterschied, Verschiedenheit der Naturen, der Weltanschauung, des Temperaments und was Sie sonst an Reservetruppen noch gegen mich ins Feld führen mögen. Doch bitte, ersparen Sie sich alle Mühe — es ist vergebens. — Mag Ihr Kopf auch noch so alt sein, Ihr Herz ist jung und — ach! wie warm und liebevoll! Mögen Sie sich auch mit dem dreifachen Erz des Stolzes und der Weltverachtung umgeben, mögen Sie auch noch

Digitized by Google

so große Selbstbeherrschung und Charakterstärke besitzen — es giebt dennoch Augenblicke, wo ein aufmerksames Ohr den Quell des verborgenen Lebensstromes in Ihrem Inneren aufrauschen und mächtig gegen die eiserne Umdämmung anbrausen hört. Das Ohr der Liebe hört schärfer als ein gewöhnliches Ohr, mag die Welt auch hundert Mal sagen, daß Liebe blind und taub mache. Nicht die Liebe, die Gleichgültigkeit der Menschen ist taub und blind, und dies hat Sie so stolz und zurückhaltend gemacht. Möchten Sie sich doch selbst erkennen und die Welt da finden lernen, wo sie allein dem echten Weibe glückverheißend ist: in einem starken, liebenden Männerherzen! Und nicht wahr, Amalie, Sie entbinden mich meines Versprechens, damit ich Sie bald mit Auge und Mund davon überzeugen kann, was meine ungeübte Feder jetzt nur in schattenhaften Umrissen anzudeuten vermag.

In treuer Liebe Ihr
Ernst Fichtner.

So schreibt der Mann, den ich dir noch vor Kurzem als ohne geistige Ressourcen geschildert habe. Wer hätte auch unter dem alemannischen Dialekt einen so fließenden Stil vermuthet? Ein solcher Mann ist werth, daß man ihn sich zum Freunde mache, zumal wir ja im Herbste wieder nach New-Orleans kommen. Darauf werde ich ihn denn auch vertrösten müssen, und dann mag kommen, was nicht zu ändern ist.

New-York, den 23. Juli.
G.....y Park Hotel.

Meine liebe Sophie!

Ich habe dir lange nicht geschrieben — fast sind es drei Wochen, — der Glückliche schreibt keine Briefe, wenigstens nicht mit einem so vollen, überwallenden Herzen, wie ich es seit Absendung meines letzten Briefes gehabt habe. Es war zu schön, zu traumhaft, zu unglaublich, als daß ich es sofort hätte fassen können! Mein Jugendideal von glühender, Alles überwältigender Männerliebe — das ich längst schon als unrealisirbares Traumbild klug belächelt — es stand vor mir, plötzlich und unvermittelt, wie die aus Jupiter's Haupte entsprungene Minerva. Ich habe Ernst seines Versprechens, mir nicht nachfahren zu wollen, nicht entbunden — und so hat er die Reise zu Fuß gemacht, eine Reise von über dreihundert englischen Meilen, bei schlechten, ungebahnten Wegen und glühend im Sonnenbrande. Blaß und abgemagert stand er eines Tages vor mir, als ich mit der heißen Sehnsucht im Herzen sinnend und träumend am Teiche saß und krause Buchstaben in den Ufersand zeichnete. Ich glaube, seine Anfangslettern waren darunter. Doch o! den verklärten Ausdruck seines Gesichtes hättest du sehen sollen, als ich ihn zu mir niederzog und angstvoll in seine bleichen Züge blickte. „Das ist nur von der Müdigkeit und Schlaflosigkeit," meinte er lächelnd, „und nun ich bei dir bin, ist ja Alles gut. Ich habe meine bessere Hälfte wiedergefunden, und o die Freude, sie meinem Mütterchen im Schwarzwalde bringen zu dürfen!" Nächsten Samstag schiffen wir uns für Hamburg ein, und wenn ich wieder ein deutsches Mühlenrad im Tannengrunde rauschen höre, dann weiß ich, was ich will — leben und lieben.

Also auf baldiges Wiedersehen!

Deine glückliche Amalie.

Digitized by Google

Sancta Cäcilia.

Von

Ernst Förster.

Cäcilia! Klingt nicht der bloße Name schon wie Glockenklang und Orgelton! und führt er nicht Rafael's hohes Meisterwerk uns entzückend vor die Seele und Maderno's rührende, bewundernswerthe Marmorstatue ins Gedächtniß! Lebt sie nicht unsterblich im Gesang als Beschützerin der Tonkunst und als Meisterin im Orgelspiel, ja als Schöpferin des mächtigsten der musikalischen Instrumente!

Und dennoch wußte die Kirche zu der Zeit, als sie ihr Wohnhaus zum Gotteshaus weihte, als sie ihr Jahrhunderte später den großen, prächtigen Tempel in Rom erbaute, selbst noch bis in das sechzehnte Jahrhundert herab nichts von diesen ihren in der neuen Zeit allgemein hochgepriesenen Eigenschaften, die sie zu einer durchaus neuen Erscheinung im christlichen Himmel gemacht haben.

Das ist der Wandel der Zeit, dem alles Geschaffene unterworfen ist. Kunstwerke, scheinbar unantastbar und unvergänglich, sind den bedenklichsten Beschädigungen ausgesetzt, den mannigfachsten, ja selbst wunderlichsten Schicksalen preisgegeben. Statuen und Reliefs verlieren Gliedmaßen, Namen und Bedeutung, Gemälde verblassen oder werden theilweise ganz zerstört und kommen in Vergessenheit. Tritt sodann eine Zeit ein, die Anstalten macht, den Schaden zu ersetzen, so geschieht es leicht — vielleicht unbeabsichtigt, jedenfalls aber unter dem Einfluß einer neuen Gedanken- und Geschmacksrichtung —, daß aus dem alten Werke ein wesentlich anderes neues wird. Ja, es treten bekanntlich noch gründlichere Veränderungen nach Art vollkommener Metamorphosen ein. Haben doch — um nur an ein Beispiel zu streifen — die Kreuzzüge uns Bilder der großen Diana zu Ephesus, gegen welche Paulus und seine Gefährten sich einst als gegen Götzenbilder ereifert, als Madonnenbilder ins Abendland gebracht! und ward doch noch bis vor Kurzem die vortreffliche antike Statue der Tochter Agamemnon's im Dom von Vicenza als heilige Iphigenia gläubig verehrt! Und so werden wir uns nicht zu sehr verwundern über die Umwandlung, welche die heilige Cäcilia im Laufe der Jahrhunderte erfahren, zumal wenn wir die Wege verfolgen, welche die hochherzige Märtyrerin für den allein seligmachenden christlichen Glauben zur Schutzheiligen der Musik, zur gefeierten Patronin unserer Singvereine geführt haben.

Cäcilia, geboren angeblich im ersten Jahrzehnt des dritten Jahrhunderts,* war die Tochter eines reichen und angesehenen römischen Patriciers, der mit seiner ganzen Familie noch der herrschenden polytheistischen Staatsreligion angehörte. Nur

* Vergl. Musikalisches Conversationslexikon von 1870. — Berliner Musikzeitung „Echo", 1870, Nr. 10. — Kornmüller's Lexikon der kirchlichen Tonkunst.

Digitized by Google

zu ſeiner Tochter Cäcilie war ſchon in früher Jugend die ſeligmachende Lehre vom alleinigen Heil in Chriſto gedrungen, und ſo innig war ſie dem neuen Glauben hingegeben, daß ſie ſich mit Leib und Seele als eine Braut Chriſti ihr Lebensziel und Lebensglück feſtgeſtellt hatte. Die Eltern, vielleicht vornehmlich um ihren Abfall von den alten Göttern rückgängig zu machen, verlobten ſie mit einem jungen Römer aus guter Familie, Namens Valerianus. Erſchreckt durch dieſen Act der väterlichen Gewalt, der ſie ſich nicht entziehen, aber ebenſo wenig unterwerfen zu können glaubte, ging ſie zwar auf die Vermählung und hochzeitliche Feſtlichkeit ein, erklärte aber ihrem Bräutigam die Vollziehung der Ehe für eine Unmöglichkeit, da ein Engel über die Bewahrung ihrer Jungfräulichkeit wache. Den Zweifelnden, der den Engel zu ſehen verlangte, wies ſie an den Biſchof Urban, der ihm indeß erklärte, daß der Engel für ihn nur nach vorausgegangener Taufe ſichtbar ſein werde. Valerianus unterzog ſich derſelben, ſah den Engel, befolgte ſein Gebot und wurde Chriſt, und zwar mit ſolchem Eifer, daß er auch ſeinen Bruder Tiburtius für den neuen Glauben gewann und mit ihm in treuem Bekenntniß desſelben den Märtyrertod erduldete. Cäcilien glaubte man durch die Marter eines ſiedendheißen Bades zur Rückkehr bewegen zu können und übergab ſie, da ſie trotzdem ſtandhaft ſich weigerte, am Cultus der alten Götter ſich zu betheiligen, dem Henker zur Hinrichtung mit dem Schwert. Drei ſeiner Verſuche, den Kopf vom Rumpfe zu trennen, waren vergeblich; erſt nach drei Tagen verſchied ſie, nicht ohne vorher noch den Biſchof Urban beſtimmt zu haben, das ihr angehörende, von ihr bewohnte Haus in Traſtevere zur chriſtlichen Kirche zu weihen. Es geſchah dies im Jahre 220, und die Kirche erhielt ihren Namen. Der 22. November wurde als ihr Geburtstag — denn als ſolcher gilt der Todestag der Heiligen — von der katholiſchen Kirche zu ihrem Feſttag angeordnet.

Ohne den Leichnam der Heiligen fehlte indeß der urſprünglichen Kirche das Hauptmerkmal des kirchlichen Gebäudes: das Grab von Märtyrern zu ſein. Da begab es ſich um das Jahr 817, daß dem Papſt Paſchalis I., während er beim Anhören einer Meſſe in Schlaf geſunken, die heilige Cäcilia im Traum erſchien und ihm genau die Stelle bezeichnete, wo ihre Gebeine ruhten. Und Papſt Paſchalis fand die koſtbaren Reliquien nach der ihm gegebenen Offenbarung, legte dieſelben in einen Sarg von Cypreſſenholz und unternahm für ſie den prächtigen Neubau der noch jetzt beſtehenden, ihren Namen tragenden großen Baſilica in Traſtevere, die bald im Schmuck von hohen Marmorſäulen und glänzenden Moſaikmalereien prangte und von heiligen Geſängen widerhallte. Noch jetzt ſieht man am Gewölbe der Tribüne den Heiland in ſegnender Stellung, über ihm den ewigen Vater, neben ihm St. Paulus mit der heiligen Agathe nebſt dem Papſte Paſchalis I. und St. Petrus mit der heiligen Cäcilia und ihrem Bräutigam St. Valerianus. Nachfolgende Zeiten haben Vieles verändert, Mancherlei zerſtört. Reſte von Wandmalereien aus dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert, die zur Illuſtration der Legende von der heiligen Cäcilia dienen, werden in einer Capelle rechts vom Eingang in die Kirche aufbewahrt. Die — freilich ſehr unvollkommenen — Nachbildungen der-

Sancta Cäcilia von Stefano Maderno.

selben bei d'Agincourt (Peintures I, Tafel LXXXIV) stellen u. a. vor: der heiligen Cäcilia Zwiegespräch mit Valerianus, dessen Ritt zum Bischof, seine Taufe durch diesen in Gegenwart der heiligen Cäcilia, ihre Verbindung mit ihm unter dem Gelöbniß der von einem ihm nun sichtbaren Engel überwachten Keuschheit, das Hochzeitsmahl, die Hinrichtung des Valerianus und seines Bruders Tiburtius, die versuchte Enthauptung Cäcilia's, Bischof Urban und drei Assistenten, des Bischofs Paschalis Traum, in welchem ihm die heilige Cäcilia ihr Grab bezeichnet, ihre neue Bestattung durch ihn, den neuen Kirchenbau gleichfalls, und die Heilung einer Kranken nach Anrufung der heiligen Cäcilia im Himmel. — Ueber dem Altar erhebt sich im gothischen feierlichen Stil vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts ein von vier Marmorsäulen getragenes Tabernakel, an deren Ecken die Statuetten der heiligen Cäcilia, des Bischofs Urban und der beiden mit ihnen verherrlichten Märtyrer Valerianus und Tiburtius stehen. In einer Nische der Confession der Kirche liegt die lebensgroße Statue der heiligen Märtyrerin aus reinstem Carraramarmor, wie sie im Jahre 1599 Stefano Maderno im Auftrage des Cardinals Emilio Sfonderato gefertigt hat, ein Kunstwerk hohen Ranges, wie es von keinem Zeitgenossen an ergreifender Wahrheit und makelloser Schönheit übertroffen, von ihm selber in keiner seiner nachfolgenden Arbeiten wieder erreicht worden ist. (S. Illustr. S. 193.) Der Künstler hat die Heilige dargestellt, wie sie, von drei vergeblichen Hieben des Henkerschwertes getroffen, im Schmerz des verrinnenden Lebens zu Boden gesunken ist. Sie liegt auf ihrer rechten Seite, Körper und Beine sind krampfhaft gestreckt, die Arme beim Niederfallen gesunken, die Hände — eben noch zum Gebet verbunden — kraft- und willenlos gelöst, das Haupthaar mit einem Tuch umwunden, der Nacken mit den Spuren des Richtschwertes unverhüllt, das Angesicht zur Erde gewendet, in den Boden gedrückt, um für den Schmerzensausdruck des Todes keinen Zeugen zu haben. So ungesucht und wahr ist Lage und Bewegung der Gestalt, daß angenommen wird, Maderno habe sich genau nach der Lage des Leichnams gerichtet, wie er ihn in jenem von einem steinernen Sarkophage eingeschlossenen Sarge von Cypressenholz gesehen, in welchen ihn Papst Paschalis gelegt, in Uebereinstimmung mit der Lage, in welcher die Heilige nach ihrer Hinrichtung gefunden worden. — Bei dieser Annahme durchkreuzen sich

Sancta Cäcilia im Tode, von Francesco Francia.

die Wunder derart, daß man wohl auf einem näheren und geraderen Wege ſicherer zur Wahrheit kommen wird. Hat die Heilige noch drei Tage nach der Hinrichtung gelebt, ſo konnte ſie Papſt Urban daß es dem Künſtler als Vorbild hätte dienen können. Ein näherer und verläßlicherer Weg führt zu der allerdings überraſchenden Thatſache, daß in der Zeit des nahenden, ja ſelber des wirklichen Kunſt-

Sancta Cäcilia von Rafael.

nicht in der beklagenswerthen Lage, mit dem Tode ringend, auf dem Richtplatz laſſen und in gleicher Weiſe beerdigen; noch weniger konnte Papſt Paſchalis fünf Jahrhunderte ſpäter das zerfallene Skelet in der bezeichneten Lage wiederfinden, ſo verfalls noch Werke entſtehen konnten, die ſich durch ihre Einfachheit, Wahrheit und Schönheit nicht nur von allen anderen zeitgenöſſiſchen Arbeiten unterſcheiden, ſondern auch als Einzelleiſtungen ihres Schöpfers daſtehen. Stefano Maderno,

Digitized by Google

geboren 1571 (nicht zu verwechseln mit Carlo Maderno, welcher der Peterskirche in Rom zum Theil ihre jetzige Gestalt gegeben), mag, als er die Statue der heiligen Cäcilie fertigte, etwa vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahre alt, die Arbeit ein Erstlingswerk von ihm gewesen sein. Die Annahme liegt nicht zu fern, daß der junge, unbedenklich sehr talentvolle Künstler, noch angehaucht vom Geiste der jüngsten Vergangenheit und von ihm beim Beginn seiner Thätigkeit noch geleitet, erst später die Gewalt der Gegenwart habe erfahren müssen.

In allen bisherigen, mir bekannten Kundgebungen in Wort und Bild vom Leben, Wirken und Sterben der heiligen Cäcilia ist mit keiner Silbe und keinem Zuge ein Verhältniß von ihr zur Tonkunst angedeutet, wenn man es nicht in dem erwähnten Mosaikbild von ihrem Hochzeitsmahl finden will, wo am einen Ende der Tafel lärmende Musik gemacht wird, der sie — am entgegengesetzten Ende sitzend und vertieft in Gedanken oder Eindrücke anderer Art — keine Aufmerksamkeit schenkt.

Ja selbst noch zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts finden wir in Italien, und sogar in der Stadt, von welcher zuerst ihr Ruf als Beschützerin der Tonkunst ausgegangen, in Bologna, in einer ihr gewidmeten Kirche ihre Lebensereignisse von Meisterhänden in langer Bilderfolge ausführlich geschildert, ohne daß eine Beziehung von ihr zur Musik nur im mindesten berührt worden. Ich fand das Heiligthum mit den bezeichneten Malereien (auf einer meiner früheren Reisen in Italien) in kläglichster Vernachlässigung und habe vielleicht durch meine an maßgebender Stelle angebrachte Klage zur Herstellung der kleinen Kirche in einen würdigen Zustand mitgewirkt. Die leider vielfach beschädigten Mauergemälde halten sich im Bereich der Legende und sind von Francesco Francia und seinen Schülern ausgeführt. Von seiner Hand ist die Vermählung der heiligen Cäcilia mit Valerianus; die Bekehrung Valerian's zum Christenthum durch Papst Urban von Lorenzo Costa, seine Taufe von Giacomo Francia (oder vielleicht von Cesare Tamaroccio). Es folgt die Rosenbekränzung der beiden heiligen Verlobten durch Engelhand, gemalt von Chiodarolo, danach die Enthauptung des Valerian und seines Bruders Tiburtius und ihre Bestattung von Amico Aspertini. Von demselben ist auch das folgende Bild, auf welchem wir Cäcilien vor dem Präfecten sehen, der sie zum Cultus der alten Götter bewegen will. Das Zwangsmittel des siedenden Bades, in welches die Heilige nach des Präfecten vergeblichem Bekehrungsversuche geworfen wird, ist von Giacomo Francia dargestellt, daneben hat Lorenzo Costa sie noch als Wohlthäterin der Armen geschildert, an welche sie ihre Reichthümer vertheilt, und Francesco Francia macht mit ihrem Begräbniß den Schluß. (S. Illustr. S. 193.)

Vor Porta portese zu Rom am rechten Ufer des Tiber liegt die jetzt verfallene Villa Magliana, erbaut von dem Cardinal Francesco Alidossi, dem Günstling von Papst Julius II., der ihn zu seinem Generalschatzmeister gemacht, mehrere hohe geistliche Würden auf sein Haupt gelegt und schließlich noch zum Cardinal Presbyter von S. Cecilia in Trastevere erhoben hat. Diesem letztgenannten Umstand scheint die Villa — die auch in der Folgezeit als Pachthof bei dem Kloster und der Kirche der heiligen Cäcilia geblieben ist — den künstlerischen Schmuck zu verdanken, dessen kümmerliche Reste Zeugniß geben von früherer Pracht, zugleich aber auch von der Bedeutung, welche man noch in den Tagen Leo's X. ohne irgend eine Nebenbeziehung der Heiligen zuerkannte, in deren Schutz die Villa stand. In der Altarnische der kleinen quadratischen Hauscapelle fand der Kupferstecher L. Gruner* noch zu Anfang des vierten Jahrzehntes unseres Jahrhunderts die Reste eines Gemäldes, in welchem der ewige Vater in der Glorie von Cherubim in der Mitte von zwei Blumen streuenden Engeln dargestellt ist. In der Lunette der Wand zur Rechten vom Eingang ist die Verkündigung, in derjenigen über der Thür die Heimsuchung gemalt; die Lunette zur Linken ist von einem figurenreichen Bilde eingenommen, das nicht allein barbarische Mißhandlung, sondern auch eine gänzliche Mißdeutung erfahren: erstere im Jahre

* I freschi della Villa Magliana di Raffaello d'Urbino incisi ed editi da Ludovico Gruner. Leipzig, Rud. Weigels Kunstverlag, 1847.

Digitized by Google

1867 heute bei Kirchen
Musik, bei, auf einen toten
Punkt angelangten Kirchen-
Gesangs, zu Leben, zu
neuer Geschichte verhelfen
will, ist ein Rätsel, das
sich, bis Möglichkeiten durch
Wirklichkeiten gelöst sind,
nicht lösen läßt. Es ist
ein Rätsel, das sich nicht
lösen läßt, weil es sich
hier um Geschichte handelt.
Geschichte, Werden, Wachsen
und Vergehen, das
sind Begriffe, die sich
nicht in unsere Berechnungen
und Messungen
fügen, die sich nicht in
Schemata pressen lassen.
Geschichte ist ein Wesen
für sich, ein Wesen, das
sich nicht um Menschen-
willen kümmert, das
seine Gesetze hat, die
keine Menschen machen
können, das seine Wege
geht, ohne sich um
Menschen zu kehren.

Eine Orgelmaschine von 32m Ton Höhe. (Meyers Mus.)

Wenn sich Geschichte, auch Kunst-Geschichte, vollzieht, so ist es
Regel, daß Menschen, auch Kunst-Menschen, sich in Geschichte
fügen müssen, daß sie sich ihr unterordnen müssen, daß sie
sich ihr anpassen müssen, wollen sie nicht Gefahr laufen, ihr
Opfer zu werden. Geschichte wird nur Geschichte, wenn sie
Opfer fordert, wenn sie Menschen, Menschen-Werke, Menschen-
Gedanken, Menschen-Ideen, Menschen-Ideale, Menschen-Ideale
und Menschen-Ideale

derung an die Makkabäerfamilie, Schweinefleisch zu essen?

Zu den Attributen der heiligen Cäcilia gehört bekanntlich außer dem Schwert, das auf ihre versuchte Enthauptung deutet, der Kessel, in welchem ein siedendheißes Bad sie zur Rückkehr ins Heidenthum zwingen sollte. In der Mitte des Bildes steht der Kessel mit der ganz entkleideten Heiligen, welche, die Hände faltend, zum Himmel emporblickt, von dem ein Engel mit Palme und Siegeskranz zu ihr niederschwebt. Unter dem Kessel brennt helles Feuer, eifrig von drei Schergen geschürt. Links sitzt der Präfect oder Statthalter, der die Tortur verordnet, inmitten von Kriegsleuten und Volk; rechts in einer Chornische stehen zwei Priester neben der sitzenden Statue eines Jupiter, zu deren Opferdienst Cäcilia gezwungen werden sollte. Zwei kopflose Leichen liegen zu Füßen der Statue, die Leiber der beiden Brüder, Valerianus und Tiburtius, die ihr standhaftes Bekenntniß des neuen Glaubens mit dem Tode gebüßt und deren Häupter nun von den Henkern der Heiligen im heißen Bade als Schreckenszeichen vorgehalten werden, in Uebereinstimmung mit der höhnischen Handbewegung des Präfecten. Nur eine Gruppe an der rechten Seite zeigt Mitleid und Entsetzen. — Die Darstellung ist sehr lebendig und erinnert — auch in der Zeichnung — an die späteren Gemälde in den Stanzen des Vaticans, so daß Rafael derselben nicht ganz fremd sein mag, wenn auch nur ein — allerdings wenig geschickter — Gehülfe von ihm für die Ausführung anzunehmen ist.* Näher dem Meister steht das Bild der Altarnische, während die anderen beiden Lunettengemälde noch ganz innerhalb der engen Schranken des Peruginismus befangen sind.

Für uns hat indeß an dieser Stelle nur der Umstand Bedeutung, daß auch hier, auf einem der heiligen Cäcilia gewissermaßen eigenen ländlichen Wohnsitz, wo Alles auf Erholung und Erheiterung abgesehen war und die Musik unentbehrlich zur Gesellschaft gehörte, ihrer auch nicht mit der leisesten Andeutung gedacht wird, und daß auch hier die Heilige nur als standhafte Märtyrerin gefeiert ist.

Inzwischen gewann der Cultus der jungfräulichen Heiligen immer größere Verbreitung: Altäre wurden ihr geweiht und Capellen, selbst eigene Heiligthümer erbaut. Immer glänzender wurde in den Kirchen ihr Jahrestag, der 22. November, gefeiert, wobei neben hellstrahlendem Kerzenlicht Antiphonien und Vespern, Gesang und Instrumentalmusik herkömmlich und in naturgemäß stets wachsender Ausdehnung die alle Herzen und Sinne bewegenden Kräfte waren. Aber auch die bildende Kunst blieb nicht zurück, wenn ihr die Gelegenheit geboten wurde, das Andenken an die Glaubensheldin zu verherrlichen. In Città di Castello ist ihr ein Kloster und eine Kirche erbaut, deren Hauptaltar mit einem Gemälde von Luca Signorelli geschmückt ist, das zu den Perlen italienischer Kunst gehört und als eine der ausdrucksvollsten und ansprechendsten von den der Heiligen dargebrachten Huldigungen anzusehen ist. Da kniet St. Cäcilia vor der heiligen Jungfrau, auf deren Schoß das Jesuskind sitzt, und wird von diesem aufs lieblichste mit Rosen bekränzt, in zarter Anspielung auf ihr frühes Gelöbniß, ewig die Braut Christi zu sein. Hinter ihr stehen St. Franz und ein heiliger Bischof; sie wendet ihre Blicke auf die heilige Clara, neben der noch die Heiligen Antonius und Ludwig von Toulouse an der feierlichen Handlung theilnehmen, während im Vordergrunde die Heiligen Katharina und Margarethe knieen und die Rosen sammeln, die — den Händen der heiligen Jungfrau entfallend — von Engeln vertheilt werden. Es ist beinahe des Guten zu viel; aber doch spricht die Absicht des Künstlers unverkennbar aus dem Bilde, in dem Herandrängen so vieler Heiligen zur Bekränzung Cäciliens ein Sinnbild zu sein oder Zeugniß zu geben von der allgemein verbreiteten Verehrung, mit welcher ihr Name genannt und gefeiert wurde.

Einen immer weiteren Umfang gewann ihr Cultus, und nun trat sie auch in eigener Person wieder dabei auf. Wie sie einst dem Papst Paschalis im Traum er-

* Zwei Handzeichnungen, eine im Kupferstichcabinet zu Dresden, eine zweite in der Sammlung des Erzherzogs Karl in Wien, streiten um das Vorrecht der Originalität; nach Vasari gehört das Blatt in die erste Reihe der von Marc Anton nach Rafael's Zeichnung gestochenen Tafeln.

Digitized by Google

ſchienen, um ihm in der Auffindung ihres Leichnams behülflich zu ſein, ſo hatte ſie ſich (ums Jahr 1513) einer edeln Bologneſerin, der Elena Duglioli dall' Oglio, Verwandten des Cardinals Pucci von Santi Quattro, offenbart, um ſie in dem Entſchluß, ihr eine Capelle zu erbauen, zu beſtärken. In ihrem Auftrage wandte ſich der Cardinal an Rafael, um von ihm das Altargemälde für die Capelle der heiligen Cäcilie in der Kirche S. Giovanni in Monte zu Bologna zu gewinnen, ein Vorgang, welchem wir eine der herrlichſten Schöpfungen des großen Meiſters verdanken. (S. Illuſtr. S. 195.)

Sancta Cäcilia von Domenichino.

Zu den Vorzügen Rafael's gehört die beſondere Fähigkeit, einem oft behandelten Gegenſtand eine neue Seite abzugewinnen oder aus einer unbeachteten Bemerkung das Motiv für eine neue Darſtellung zu ſchöpfen. Nun heißt es in den Acten der Heiligen von Cäcilie: Cum esset symphonia instrumentorum illa in corde sua soli Deo psallebat,* und die Legende erzählt,** daß ſie, beim Eintritt als Braut ins Haus des Verlobten mit ſchallender weltlicher Muſik empfangen, nicht darauf geachtet, da ſie im Geiſte himmliſche Muſik vernommen. Mit beiden Nachrichten treten wir nicht nur dem

* Stadler's Heiligenlexikon.

** Kornmüller's Lexikon der kirchlichen Tonkunſt, S. 68.

Digitized by Google

Verständniß des rafaelischen Gemäldes näher, sondern auch einer eigenthümlichen seltsamen und doch thatsächlichen Erfahrung. Schon Mozart hat es einmal einem Freunde geschrieben, daß er ununterbrochen Musik höre; dasselbe habe ich von neueren Tonkünstlern, namentlich von Felix Mendelssohn, Karl Eckert ꝛc., vernommen, daß sie fortwährend innerlich und willenlos so deutlich Musik vernähmen, daß sie sie niederschreiben könnten. In ähnlicher Weise sieht man ja auch mit geschlossenen Augen bestimmte prächtige Farben, Ornamente, Landschaften, Thier- und Menschengestalten aller Art, ohne daß man Schierling genossen oder in Fieberträumen läge.

Bevor wir indeß mit diesen Erwägungen an das Gemälde Rafael's herantreten, dürfen wir auch ein Merkmal nicht unbeachtet lassen, durch welches es sich von ähnlichen Aufgaben unterscheidet. Von altersher war das Christkind auf dem Schoß der Mutter, das Verbum caro factum, anschließend an den Altardienst, der Haupt- und Mittelpunkt des Gemäldes; Heilige, denen der Altar gewidmet war, wurden in der Doppelbeziehung zu Christus und zu dem Stifter des Heiligthums als Nebenpersonen aufgeführt. Mochte man auch in einzelnen Fällen vom Herkommen abgewichen sein — mit großer Entschiedenheit tritt in dem rafaelischen Bilde als Hauptpersönlichkeit die heilige Märtyrerin auf, aber nicht als solche, auch nicht in Beziehung zum wesentlichen Altardienst, sondern als der Gegenstand der zu ihrer Verherrlichung veranstalteten kirchlichen Festlichkeiten.

Läßt uns die überwältigende Schönheit des Bildes Zeit und Ruhe, nach dem Gedankeninhalt desselben zu fragen, so begegnen wir leicht verschiedenartigen Auslegungen, und es will uns fast bedünken, daß irrige Deutungen mitunterlaufen, ja derart zur Herrschaft gelangen, daß von diesem Gemälde und seiner bewundernswerthen Freiheit der Auffassung, Großheit der Darstellung und Vollkommenheit in Form, Farbe und Ausführung eine ganz neue Legende der heiligen Cäcilie ausgeht. Hatte doch den Altmeister Francesco Francia, der ja auch selbst ihr heiliges Leben und seliges Sterben zur eigenen rühmlich gelösten Kunstaufgabe gemacht und dem Rafael das Bild zur Ausbesserung etwaiger auf dem Transport erlittener Beschädigungen, ja selbst zu Verbesserungen und günstiger Aufstellung übersendet hatte, die alle seine Erwartungen weit überbietende Vortrefflichkeit — nach Vasari's Bericht — zum Tode erschüttert!

Wohl ist sie noch die in jungfräulicher Reinheit strahlende, durch makellose, beseelte Schönheit entzückende Heilige; aber kein Zug erinnert an die durchlebten Glaubenskämpfe ihrer Jugend und an ihr blutiges Martyrthum. Die Kunst Rafael's schöpfte für ihre Huldigung aus einer anderen Quelle. Der St. Cäcilientag war bereits seit langer Zeit mit Festbeleuchtung, Lobgesängen und vielstimmiger Instrumentalmusik in den Kirchen gefeiert worden. Versetzen wir uns vor dem Bilde im Geiste an einen solchen Tag! Cäcilia ist — gleichwie im Traume der seligen Elena Duglioli — persönlich gegenwärtig in der auf ihren Wunsch ihr erbauten und geweihten Capelle, umgeben von berufenen, glaubwürdigen Zeugen. Rauschende Musik hat die weiten Räume der Johanneskirche und der darin befindlichen Capelle erfüllt, Sinne und Seele der Hörer bewegt; aber Cäcilia hat sie kaum vernommen, und Rafael wußte es aus den Acten der Heiligen, daß im lauten Zusammenklang der musikalischen Instrumente ihre Seele nicht gegenwärtig, sondern bei Gott war. Sie hörte nur den himmlischen, ihn, seine Allmacht, Weisheit und Güte preisenden Lobgesang von Engelschören. Wie nichtig ist daneben alle irdische Musik! Ton- und werthlos, zum Theil schon zertrümmert liegen ihre Werkzeuge am Boden, und selbst das weihevollste und mächtigste derselben, die Orgel, entsinkt zerfallend ihren Händen!

Von den Zeugen scheint der Schutzpatron Bologna's, St. Petronius, überrascht von dem Ereigniß, durch Johannes Aufklärung zu erhalten. Magdalena wendet sich, ihrer Natur gemäß, doch ernsten Sinnes, an die Außenwelt, um auf das, was neben ihr geschieht, aufmerksam zu machen, und Paulus scheint über den Ausspruch im Korintherbrief in seiner Rechten nachzudenken, daß ohne die Liebe selbst „Engelzungen ein

Digitized by Google

tönendes Erz wären und eine klingende Schelle".

Ich ſagte bereits, daß von Rafael's Bilde der heiligen Cäcilie eine ganz neue Legende derſelben ausgehe. Die katholiſche Kirche feiert ſie noch als Märtyrerin an dem ihr geweihten Tage; für die übrige Welt iſt ſie fortan die Schutzheilige der

Sancta Cäcilia von Carlo Dolce.

Tonkunſt, allerdings in der unausgeſprochenen Beziehung zu ihrer höheren idealen Bedeutung. Ihr zu Ehren werden muſikaliſche Feſte im großen Stil gefeiert; das erſte 1683 in London, zu welchem Henry Purcell die Oden für den Concertſaal componirte. John Dryden ſchrieb zu einem Londoner Cäcilienfeſte 1687 eine „Ode auf den Cäcilientag", die Händel in Muſik ſetzte und in welcher er, nachdem er Eigenſchaft und Werth eines jeden muſikaliſchen Inſtrumentes einzeln geprieſen, am Schluſſe ſingt:*

Der Ode folgte ſpäter (1735) Händel's berühmtes und großartiges Oratorium, das Alexanderfeſt, zu welchem ihm gleichfalls Dryden den Text geſchrieben und das mit folgenden Verſen (nach Ramler's Ueberſetzung) ſchließt:

„So klang ein Lied,
Als Bälge noch nicht athmeten,
Der Orgel Mund noch ſchwieg.

* In deutſcher Ueberſ. nach „Händel's Werke", Lfrg. XXIII. Ausg. der deutſchen Händelgeſellſchaft:

„Orpheus bezwang die wilde Brut;
Der Baum, entwurzelt ſeinem Grund,
Er folgt der Laute Klang.
Doch ſieh! Cäcilia wirkte größre That!
Als ſie der Orgel Stimm' und Sang verlieh,
Da lauſcht ein Engel und wähnt entzückt
Sich auf der Erd im Himmel."

Digitized by Google

Der Grieche seiner Flöte Ton,
Der Saiten Chor noch nicht gestimmt
Zu Stolz, Wuth und Schmerz
Und sanfter Zärtlichkeit.
Vom Himmel kam Cäcilia,
Entwarf den liedervollen Bau,
Die Zauberharfe, reich an Phantasei,
Schafft Raum der eingeschränkten Kunst,
Dehnt pompreich, dehnt den Lobgesang
In tausend Stimmen aus,
Entflammt vom höhern Geist.
Timotheus,* entsag dem Preis!
Nein, Beide theilt den Kranz!
Er zog den Menschen himmelan,
Den Engel sie herab."

In beiden Cantaten wird Cäcilie als die Schöpferin der Orgel gefeiert, und seit Rafael ihr dies Instrument in die Hände gegeben, ist es zum dauernden Attribut für sie geworden. Man hat freilich in der Choristin des Genter Altarwerks der Brüder van Eyck, die sich mit keinem Zuge, auch nicht in der Kleidung und dem Kopfschmuck, von den Mitspielenden unterscheidet, nur weil sie an der Orgel sitzt und — was sie offenbar mit einer etwas unsicheren Vorsicht thut — die Tasten der Claviatur berührt, Cäcilien gesehen (s. Illustr. S. 197). Wie dem übrigens auch sei, jedenfalls beruht die herrschend gewordene Annahme der Erfindung der Orgel durch Cäcilien auf einem leicht zu berichtigenden Irrthum über das Alter derselben. Schon den alten Römern war sie bekannt (als Hydraulus, Wasserorgel) und zwar als eine Erfindung des Alexandriners Ktesibius, der unter Ptolemäus Euergetes um 140 v. Chr. lebte.** Ein Instrument von nur wenigen Pfeifen in Verbindung mit einer Claviatur hatte sie, als Lieblingsinstrument Nero's, das er mit Leidenschaft, selbst öffentlich im Circus und im Theater, spielte,*** bereits zehn und zur Zeit Constantin's des Großen sechsundzwanzig Pfeifen.† Und so vermehrte sich nach und nach deren Zahl, daß Claudian†† unter dem Kaiser Theodosius sie mit zahllosen Halmen einer ehernen Saat vergleicht. Man bediente sich der Orgel wegen ihres weittragenden beherrschenden Tones bei den Festspielen im Circus und im Amphitheater, in den Theatern, bei öffentlichen Festen, am byzantinischen Hofe bei jeder Feierlichkeit. Es war durch die nach und nach vervollkommnete Mechanik ein bequemes und angenehmes Instrument geworden. Pumpen vertraten die Stelle der Blasebälge, durch Wasser brachte man einen gleichmäßigen Winddruck hervor. Die Hebel der Pumpen ließ man durch Knaben in Bewegung bringen, wenn der Orgelspieler (Hydraule) diese Arbeit nicht mit seinen Füßen verrichtete.*

Die Sage von der Erfindung der Orgel durch die heilige Cäcilie ist durch die historischen Thatsachen beseitigt; auch in der Geschichte der fortschreitenden Vervollkommnung dieses Instrumentes wird ihr Name nicht genannt, so daß wir ihn erst seit dem sechzehnten Jahrhundert in dieser Verbindung sehen, zu welcher augenscheinlich, wie gesagt, Rafael's allseitig bewundertes Meisterwerk die Veranlassung gegeben. Nun ist es allerdings ein eigenthümlich starker Ausdruck der Ironie der Geschichte, und in so wunderbarem Widerspruch arbeitet in der Menschenbrust die Phantasie, daß Cäcilie von dem Augenblick an, in welchem sie das Unzureichende, ja die Werthlosigkeit irdischer Musik vor aller Welt unwidersprechlich und in aller Weise kund gethan, als Schutzheilige der Tonkunst gefeiert wird; ja, daß sie, die Braut Christi, wie wir gesehen, in einer der großartigsten musikalischen Schöpfungen der Neuzeit im Wettstreit auftritt mit einem fürstlichen Flötenbläser und mit ihm nicht nur den Siegeskranz theilt, sondern ihm den Ruhm lassen muß, „den Menschen himmelan zu heben", während sie — man denke an das rafaelische Bild! — „den Engel zur Erde herabzieht". Aber der Eindruck der Orgel in ihren Händen, der Instrumente zu ihren Füßen bleibt überwiegend. Ueberall werden ihr zu Ehren musikalische Feste gefeiert, musikalische Vereine und Bruderschaften gebildet, die sich unter das Patronat ihres Namens

* Ein berühmter Flötenvirtuos am Hofe Alexander's von Macedonien.

** S. Vitruvius IX, 6; X, 13. Plin. H. N. 7, 125.

*** Sueton: Nero, 41.

† P. O. Porphyrii Organon: Poetæ min. cur. Wernsd. II, p. 405.

†† Claudian. de Cons. Mallii Theodosi v. 315 sq.

* Eine ausführliche Mittheilung über die Orgel bei den alten Römern finden wir in dem Werke: Die römische Villa zu Nennig und ihre Mosaik. Von Domcapitular v. Wilmowsky. Bonn 1864. Unter den aufgefundenen und nachgebildeten Mosaikbildern ist auch das einer Orgel.

ſtellen und (wie deren drei in München) ausdrücklich ihr angeloben, „Gott mit Pſalmen, Hymnen und Lobgeſängen zu verherrlichen“; ja noch mehr! ſie wird zur ausübenden Künſtlerin, zur Virtuoſin auf verſchiedenen Inſtrumenten, vornehmlich

Sancta Cäcilia von Rubens.

auf der Orgel, die von nun an faſt unzertrennlich mit ihrem Namen verbunden iſt. Der Dichtkunſt ſchließen ſich zu ihrer Verherrlichung die bildenden Künſte an; vornehmlich iſt ſie den Malern ein willkommener Gegenſtand, und es war natürlich, daß ſie zunächſt da, wo ſie in neuer verklärter Geſtalt wieder ins Leben getreten war, zu mannigfacher Darſtellung

anreizen mußte, und deshalb konnte ſich die Schule von Bologna den Ruhm nicht entgehen laſſen, ihr die erſten Zeichen der Huldigung gegeben zu haben. Wohl griff Domenichino, als ihm die Aufgabe ward, die Cäciliencapelle in der Kirche S. Luigi dei Franceſi zu Rom affresco auszumalen, noch einmal zurück zu bildlichen Darſtellungen aus der Legende, deren bei Weitem ſchönſte ſie als Wohlthäterin der Armen ſchildert, an die ſie ihre Kleider und ſonſtige Habſeligkeiten vertheilt; aber für den Hauptſchmuck der Capelle, für das Altargemälde, wußte Guido Reni nichts Paſſenderes und Beſſeres zu liefern als eine

Digitized by Google

Copie der rafaelischen Cäcilia. Später hat er ihr ein Bild eigener Erfindung gewidmet, das sich in England im Privatbesitz befinden soll und durch den Grabstichel Guilielmo Morghens in weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Der Künstler hat der Heiligen die Geige in die Hand gegeben, die sie — nicht nach Geigerart gegen Hals und Brust, sondern senkrecht auf einen Tisch gestemmt — mit dem Bogen in der Rechten streicht. Das Haupt ist mit einem turbanartig zusammengelegten Tuche bedeckt, der Blick der großen Augen träumerisch nach oben gerichtet, als ob sie ihre musikalischen Eingebungen aus der unsichtbaren Welt empfange. Sie ist ohne auszeichnenden Schmuck nach der Zeittracht mit bauschig zusammengezogenen Aermeln gekleidet und steht vor einer großen Orgel.

Angelegentlicher scheint sich Domenichino mit Darstellung der in neuer Weise verherrlichten Heiligen beschäftigt zu haben. Von seiner Hand ist in der Galerie Borghese zu Rom das Bild einer mit einem Turban geschmückten, elegant modern gekleideten weiblichen Gestalt mit einem offenen Notenbuch in der Hand neben einem Clavier oder einer Orgel und einem daran gelehnten Violoncell, unzweifelhaft eine heilige Cäcilie, wenn sie auch Perfetti als cumäische Sibylle in Kupfer gestochen, von deren musikalischen Anwandlungen weder Sage noch Geschichte sprechen.

Aehnlich ist die Halbfigur der heiligen Cäcilie, ehedem in der Galerie Marescalchi zu Bologna, die, entzückt aufwärts blickend, die Orgel oder das Clavier spielt, Kunstfreunden bekannt durch den Kupferstich von Allioli. — Ein andermal hat Domenichino sie — wie wir im Kupferstich von Sharp sehen — mit einer Palme neben der Orgel gemalt, und sonst noch in verschiedenen Variationen, von denen das Künstlerlexikon von Nagler Nachricht giebt.

Keine derselben indeß reicht an die einheitlich durchgeführte Eigenthümlichkeit, Innerlichkeit und Schönheit seiner Cäcilia im Louvre, von welcher unsere Abbildung S. 199 dem Leser eine wenn auch nur annähernde Vorstellung geben mag. Reich und festlich gekleidet nach der Zeittracht, geschmückt mit Perlen und Edelsteinen, steht die Heilige an einem Tisch, auf welchem sie die Baßgeige (oder ist es ein Violoncell?) aufgestellt, der sie mit dem Bogen in der Rechten Töne entlocken will zur Begleitung ihres Gesanges, welcher — wie ihr nach oben gerichteter Blick unverkennbar es ausspricht — zum Lob und Preise Gottes aus ihrem Herzen dringt. Sie beachtet es nicht, daß ein kleiner, ganz nackter Knabe, den ein Flügelpaar an den Schulterblättern zum Engel stempelt, ein aufgeschlagenes dickes Notenbuch mit beiden Händen auf seinem Kopfe tragend, ihr vorhält.

Zunächst muß es uns wohl auffallen, die Heilige, die uns schon als Orgelspielerin eine neue Erscheinung war, nun auch ein Instrument behandeln zu sehen, das wohl am wenigsten von weiblichen Händen in Bewegung gesetzt wird. In dieser Stellung erinnert sie uns lebhaft an die (vorher erwähnte) Cäcilie Guido Reni's, gewissermaßen als solle sie ihr sagen, daß man nicht die Geige, wohl aber die Baßgeige auf den Tisch aufstellen könne zum Spiel; eine Ansicht, die übrigens ebenfalls — wenigstens bei Fachleuten — auf Widerspruch stoßen möchte.

Ist uns aber dieses Instrument wegen seiner Unförmlichkeit in den zarten Händen der Heiligen befremdlich, so macht ein anderes kleines neben demselben ungeachtet seines entschiedenen Gegensatzes den gleichen Eindruck. Sollte Cäcilia so wenig empfindlich als die tonreiche Tochter der Mnemosyne und weniger als die erhabene Schutzgöttin der schönen Künste, Athene, gegen die das Antlitz entstellende Flöte gewesen sein? Oder sollte schon Domenichino, wie Dryden später beim Alexanderfest, an den Timotheus Alexander's gedacht haben? — Es ist Alles so natürlich im Bilde, Instrument, Handgriff und Haltung des Bogens so schulgerecht — und doch! wie soll man sich das Accompagnement der Baßgeige zu einer weiblichen Solopartie vorstellen? Und mit welchen Zauberkünsten soll es erreicht werden, in dem kleinen dicken Jungen mit dem gleichdicken Notenbuch einen Sendboten aus der überirdischen, unsichtbaren Welt zu sehen? Aber ungeachtet der Künstler, der Strömung der Zeitrichtung folgend, seine Kräfte auf die möglichst genaue Uebereinstimmung alles Dargestellten mit der Wirklichkeit beschränkt und

damit auch erſchöpft zu haben ſcheinen könnte, gelingt es ihm dennoch, die Heilige in der Kraft und Wahrheit unmittelbarer Empfindung und hingebender Andacht über die ſie umgebende Wirklichkeit zu erheben. — Das Bild, deſſen Figuren Lebensgröße haben, war urſprünglich für den Cardinal Ludoviſi gemalt, kam nach

Sancta Cäcilia von Delaroche.

der Zeit aus dritter Hand an König Ludwig XIV. von Frankreich und mit deſſen Sammlung in die Galerie des Louvre, ſo daß unſere Abbildung bei Vielen nur eine Erinnerung wecken wird. Es iſt auch häufig geſtochen worden, zuerſt von Etienne Picart; von J. G. Müller, F. Cignon, Filhol u. A. m.

Je mehr wir uns nun der Gegenwart nähern, um ſo mehr ſehen wir die heilige Cäcilie in ihren Darſtellungen der Muſik, und zwar faſt ausſchließlich dem Orgelſpiel hingegeben. Eines der anſprechendſten und beliebteſten, hundert und aber hundertmal copirten Gemälde dieſer Richtung gehört zu den Zierden der Dresdener Galerie. Wer war dort und hat nicht gern einmal Halt gemacht vor der heiligen Cäcilia von Carlo Dolce (ſ. Illuſtr. S. 201), die reich und feſtlich gekleidet, wie ſie auch Domenichino vorgeſtellt, an einer Hausorgel ſitzt, mit den Händen auf den Taſten der Claviatur, ſtill und ſtumm vertieft in ihr Spiel, dem ſie ſich ohne irgend einen anderen Gedanken irdiſcher oder überirdiſcher Art hingegeben! Die Lilien in ihrem Schoß ſollen uns vielleicht an ihre unverſehrte Jungfräulichkeit erinnern, die zarte Aureole über ihrem Haupt an ihren Rang in der kirchlichen

Digitized by Google

Aristokratie; der Zauber des Bildes aber liegt in dem weichen Ausdruck der wohlgefälligen Formen, der milden Farbenharmonie und in dem vollkommenen Schmelz der malerischen Ausführung.

Unbewußt hat die Heilige an der Hand Carlo Dolce's, nicht ohne Rücksicht auf eine sorgfältig gewählte Toilette, andächtigem Kunstgenuß sich hingebend, den Weg der eigenen Verweltlichung betreten. Die Kunst selbst war ihr heilig geblieben. Es giebt aber keinen Stillstand auf der abschüssigen Bahn, und wenn ein Rubens, vor dessen Genius Christenthum und Heidenthum, Göttliches und Menschliches in Sinn und Wesen so wenig als in Form und Farbe sich von einander unterscheiden, der Aufgabe sich bemächtigt, der Welt die Heilige der Tonkunst vorzuführen, so wird sie so weltlich erscheinen als möglich, d. h. so wie wir sie in dem Gemälde von ihm im Berliner Museum sehen, von welchem wir in Holzschnitt eine Nachbildung geben (s. Illustr. S. 203). Hier sitzt eine Dame der vornehmen Gesellschaft (wir würden, wenn wir nicht des Künstlers Gattin, Helene Forman, in ihr erkennten, in Versuchung sein, eine durch den Liebesgott in die Gesellschaft eingeführte Virtuosin zu erblicken) in ausgesuchter, berechnet einfacher und doch sichtlich reicher Toilette, bei der nur Strümpfe, nicht auch Schuhe, für überflüssig gehalten sind. Sie hat sich mit wohlgefälliger Nachlässigkeit halbseitlich auf einem Fauteuil vor dem Instrument niedergelassen und berührt kaum mit den Fingerspitzen die ihnen aufs genaueste bekannten und folgsamen Tasten, während sie zugleich als Zeichen ihrer Virtuosität wie als Ausdruck ihrer ort- und zeitgemäßen Begeisterung lächelnd ihr Angesicht und ihre schönen Augen nach der Decke wendet. — Das beflügelte Knäblein am Instrument ist, wie man sieht, bemüht, den Blasebalg in Bewegung zu setzen; ein anderer, von den Tönen der Orgel angelockt, fährt halbverhüllt durch einen Vorhang aus der Höhe herab. Zwei gleich den anderen beiden unbekleidete, aber flügellose, der Heiligen wohl nahe verwandte Kinder müssen als die Repräsentanten des Publikums dienen, mit dem Ausdruck des verschiedenartigen entzückenden Eindrucks, den das Spiel der Virtuosin hervorbringt. Die Aureole, die herkömmliche Auszeichnung der Heiligen, fehlt und ist durch einen scheinbar zufälligen Lichtschimmer auf der Wand hinter dem Kopf Cäciliens ersetzt. Die angebetete Himmelsbürgerin ist ganz und gründlich verweltlicht.

Dessen ungeachtet blieb sie die Patronin der Tonkunst und so vieler derselben gewidmeten Vereine. Ohne Orgel wurde sie fast nie mehr gedacht noch gesehen, und viele Orgeln schmückten sich mit ihrem Bilde. Immer größere Verbreitung fanden die Cäcilienfeste, und noch bis auf den heutigen Tag wird in Paris der 22. November ihr zu Ehren in der Kirche St. Eustache mit großem Kunst- und Prachtaufwand gefeiert. — Auch hat die Malerei in Frankreich nicht versäumt, des reizenden Stoffs sich zu bemächtigen. Hier tritt uns vor Allem einer der berühmtesten Künstler dieses Landes, Zeitgenosse und glücklicher Nebenbuhler von Ch. Lebrun am Hofe Ludwig's XIV., entgegen: Pierre Mignard von Troyes, geb. 1610, gest. 1695, wegen seines langen Aufenthaltes in Rom und seiner Hingebung an die italienische Kunst und deren große Meister Le Romain genannt, mit einem Gemälde der h. Cäcilia, das in der Sammlung des Louvre aufgestellt und außerdem der Welt durch C. Duflos' Kupferstich bekannt ist. Die Heilige, bekleidet ungefähr wie bei Domenichino, mit einem Turban auf dem Kopfe, sitzt in einer offenen Säulenhalle, aus der man in die Landschaft sieht, neben einem mit einem bunten Teppich bedeckten Tisch. Ein Violoncell lehnt daran, ein kleines Notenbuch liegt darauf. Die Heilige greift in die Saiten einer schulgerecht vor ihr stehenden Harfe und singt dazu in sichtlich erhobener Stimmung. Dennoch scheint der Künstler es recht wohl empfunden zu haben, daß die Harfnerin bei aller Innigkeit ihres Spiels noch keine untrügliche Heilige vorstelle, und gab ihr — seinem bolognesischen Vorbilde folgend — einen Engel in Kindesgestalt zur Gesellschaft, der, in ein Notenbuch vertieft, sich an sie anschmiegt und auch wohl ein der Tonkunst nahe befreundeter Liebesgott sein könnte. Wenn übrigens der liebliche Knabe durch seine zierliche Stellung verräth, daß er bereits die Schule der Grazien — allerdings der französischen Abtheilung — besucht hat und damit auch das Gepräge der

Heiligkeit ſeiner Cäcilie einigermaßen verwiſcht, ſo iſt Mignard auf dem von Domenichino eingeſchlagenen Wege der Verweltlichung der Legende nicht ſtehen geblieben. Zur Geige und zum Baß hat er das Cello gefügt und die Harfe; Hirtenflöte, Flageolet und Tamburin liegen zerſtreut am Boden, und ſo ſehen wir die himmliſche Beſchützerin der Tonkunſt zur ausübenden Künſtlerin auf Erden und fortſchreitend zur Beherrſcherin aller muſikaliſchen Inſtrumente, zur laut bewunderten Tauſendkünſtlerin werden.

Und daran ändert auch die Unterſchrift nichts, welche Duflos ſeiner Platte gegeben und die, in der Orthographie ſeiner Zeit geſchrieben, lautet:

Aux doux tons don Louye enchante nos oreilles Chrétiens prêtons nos cœrs et joignons nos Concerts. — Ne chantons que Dieu seul et que tout l'Univers Retentisse de ses merveilles.

Fortan bleibt indeß Cäcilie immer häufiger und feſter mit der Orgel, als dem „von ihr erfundenen" muſikaliſchen Lieblingsinſtrument, verbunden. Die neuere franzöſiſche Malerſchule, die ſich von dem akademiſch-antiken und theatraliſchen Da-

Sancta Cäcilia von Ary Scheffer.

Digitized by Google

vidismus losgesagt und ihre Bestrebungen auf innere Wahrheit und äußere Uebereinstimmung mit lebensvoller Wirklichkeit gerichtet und als deren vornehmste Repräsentanten Ingres, Delaroche und Ary Scheffer angesehen sind, konnte sich einen so romantisch verlockenden Gegenstand, als in der heiligen Künstlerin ihnen sich darbot, nicht wohl entgehen lassen. Zwar von Ingres ist mir kein auf Cäcilien bezügliches Bild bekannt, dagegen wissen wir, daß seine beiden Collegen die reizende Aufgabe aufgenommen und mit liebevoller Hingebung durchgeführt haben. (S. Illustr. S. 205.)

Wir kennen Delaroche nach seiner „Marie Antoinette", seinem „Cromwell am Sarge Karl's I.", seinem „Napoleon in Fontainebleau" und nach so manchen anderen Schilderungen erschütternder tragischer Momente; und so traut man kaum seinen Augen, wenn wir seinen Namen unter einem Bilde der heiligen Cäcilie sehen, das von keiner noch so gottseligen Klosterjungfrau an Zartheit und Süßigkeit übertroffen oder auch nur erreicht werden könnte. Die Heilige sitzt unter freiem Himmel im leichten Morgenanzug auf einem etwas erhöhten Thronsessel; schlaff hängt der linke Arm über die Seitenlehne herab; dankbar — wie nach überstandenem Leid

wendet ihre Seele sich durch die weit geöffneten feuchten Augen zum Himmel, während sie mit der Rechten leise die Tasten einer Kinder- oder Miniaturorgel berührt, die ihr von zwei vor ihr knieenden Engeln dargereicht wird. Bewundernswürdig ist die bis ins kleinste Detail vollendete Ausführung des Gemäldes; aber wie fern steht es der Aufgabe und wie fremd und fraglich erscheinen uns die idealen Gestalten in ihrer bildnißartigen Naturwahrheit!

Aus einem anderen und wärmeren Ton spricht das Bild Ary Scheffer's zu uns, obwohl es von der heiligen Cäcilie als sicheres Merkmal nur die Aureole über dem Haupte hat (s. Illustr. S. 207). Unverkennbar ist die Innerlichkeit und Wahrheit der Empfindung, die, um zu wirken, die gar zu gesuchte prärafaelische Einfachheit der äußeren Erscheinung nicht bedurft hätte. Ungeachtet der der französischen Kunst eigenen porträtartigen Zeichnung des Charakters und der vollkommenen Herrschaft über die technischen Mittel der Ausführung glaubt man die Nachwirkung der deutschen Herkunft des Künstlers — er ist der Sohn des Malers Johann Baptist Scheffer zu Mannheim, eines Schülers von Tischbein und dessen Gattin, der Malerin geborene Lamme, erst nach des Vaters Tode 1809, vierzehn Jahre alt, nach Paris übergesiedelt — in dem Gedankengang seiner Conception wahrzunehmen. Cäcilia steht im einfachen Hauskleid (beiläufig! dessen Faltenwurf eine unauflösliche Zeichnung erduldet) hell erleuchtet in einem dunklen Raume vor einer (sehr primitiven) Hausorgel, deren Tasten sie soeben berühren wollte ,oder berührt hatte, als wunderbar neue musikalische Klänge, gleichwie aus fernen Himmelshöhen herabkommend, ihr Spiel unterbrechen. Himmlische Sänger aber, wie Rafael sie ihr gezeigt, sind nicht zu sehen; was sie hört, ist Wirkung ihrer schöpferischen Phantasie; alles Ideale ist als übernatürlich beseitigt, in rationalistischer Wahrheit steht die begeisterte, fromme Orgelspielerin forschend und zweifelnd vor ihrer o wie armen! musikalischen Erfindung und —. vor uns. — Bis zu solchen Verirrungen war die Heilige durch die neue, im Ursprung so schöne Legende geführt worden!

Das war doch ein hartes, unverdientes Los, bitterer fast als das erste Martyrium und wohl dazu angethan, eine Wandlung zu erfahren. Da war es der zu neuem und wahrem Leben erwachten deutschen Kunst beschieden, die nahezu entwürdigte Heilige mit Anerkennung der Gleichberechtigung ihrer Doppellegende wieder zur rechten Geltung zu bringen als Beschützerin der Tonkunst sowie als bis zum Tode treue Bekennerin des christlichen Glaubens.

Der Künstler, dem dies hocherfreuende Werk aufs vollkommenste gelungen, ist der leider in früher Jugend vom Tod dahingerafffte Maler Johann Scheffer von Leonhartshof aus Wien, geb. 1795, gest. 1822. ,Er gehörte zu dem Künstlerkreise, der sich ums Jahr 1812 in Rom um Fr. Overbeck gebildet, und ist demselben ohne Wandel treu geblieben. Nach einer zweiten italienischen Reise im Jahre 1817, auf welcher ihm die Auszeichnung zu Theil wurde, den Papst Pius VII.

Digitized by Google

nach dem Leben zu malen, wandte er ſich, vollkommen ausgerüſtet mit den Mitteln ſeines Berufes, an ein Gemälde, das bei ſeinem Erſcheinen auf der Ausſtellung in Wien im Jahre 1820 allgemeines Erſtaunen und höchſte Bewunderung erregte: St. Cäcilia an der Orgel, von einigen Engeln mit Geſang begleitet. — Cäcilia an der Orgel war nichts Neues; ſelbſt Engel hatte man ſchon öfter bei ihrem Spiel ſich betheiligend geſehen, und doch hier erſchien dies Alles wie zum erſten Male, ganz neu, ganz anders: der Himmel aufgethan und eine geträumte Welt wirklich geworden. Das Bild kam in den Beſitz des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen; der Kaiſer aber unterſtützte den Künſtler zu einer dritten Reiſe nach Italien, und nun ſchuf er hier, die Seele noch voll von der Heiligen, die ihm die Wege nach Rom bereitet, und unter dem tiefen Eindruck, den Maderno's ergreifendes Marmorbild in Traſtevere von ihr geſchaffen, das große und rührend ſchöne Gemälde von der ſterbenden heiligen Cäcilia mit den beiden über ihr ſchwebenden Engeln, von denen der eine betend und ſegnend ſein Mitleid äußert, während der andere die Palme des Martyrthums auf ihren entſeelten Körper niederzulegen im Begriff iſt (ſ. beifolgende Illuſtr.). Scheffer hat es nicht, wie Maderno, vermieden, ihr Antlitz zu zeigen. Der tiefe Frieden der reinen, unſchuldsvollen Seele kann nur in den Geſichtszügen ſichtbaren Ausdruck finden, indeß die Gliedmaßen des hingeſtreckten Körpers noch die Zeichen der Todeskrämpfe an ſich tragen. Dieſes vorzügliche und allgemein bewunderte Werk befindet ſich in der Gemäldeſammlung des Belvedere zu Wien.

Sancta Cäcilia im Sterben, von Johann Scheffer von Leonhardshof.

Und ſo wäre denn die ſchöne Legende von der gefeierten Sancta Cäcilia nach ſo manchen Wandelungen und Erweiterungen, ja ſelbſt auf Abwegen zu ihrem heiligen Urſprung zurückgekehrt und der Kreislauf eines idealen Daſeins durch die bildende Kunſt in unſeren Tagen würdig und befriedigend geſchloſſen worden.

Digitized by Google

Goethe's muſikaliſches Leben.

Von

Ferdinand Hiller.

II.

Von größerer Bedeutung iſt die Operette „Scherz, Liſt und Rache", die in den Jahren 1784—1785 entſtand. Durch die Vorſtellungen eines Buffo, Namens Berger, der mit ſeiner Frau am Weimarer Hofe auftrat, kam Goethe auf den Gedanken, eine ſolche Operette zu ſchreiben, und zwar mit der entſchiedenen Abſicht, daß Kayſer, der ihn durch ſeine Briefe aus Italien überraſcht hatte, ſich durch die Compoſition einen Namen zu machen Gelegenheit fände. Trotz Allem, was der Dichter ſelbſt ſpäter rügend darüber ſagt, hätte das echte Libretto, von einem Cimaroſa, Paiſiello, Roſſini componirt, ein Meiſterwerk werden und die heiterſte Wirkung ausüben können. Goethe ſandte es an Kayſer. Die Briefe, die er ihm darüber ſchreibt, zeigen aufs Neue, mit welcher Schärfe er die Aufgabe, die er ſich geſtellt, anzuſehen verſtand. So ſchrieb er:

Weimar, den 25. April 1785.

„Ich freue mich, daß Sie an dem kleinen Singſpiel eine Art von italieniſcher Geſtalt gefunden haben, geben Sie ihr nun den Geiſt, damit ſie lebe und wandle.

Die Litiganti habe ich leider noch nicht, ſobald ſie kommen, ſollen ſie auch wieder an Sie fort. Vielleicht kann ich Ihnen auch die neueſte Oper von Paiſiello, Il re Teodoro, bald nachſchicken.

Sie thun ſehr wohl, ſolche Muſter ſich vor die Seele zu ſtellen, ein anderes iſt nachahmen, ein anderes nach Meiſtern, die gewiſſe Formen des Vortrags durchſtudirt haben, ſich bilden.

Ich erwarte nun Ihre Fragen, um nichts überflüſſig zu ſchreiben. Auf Ihre erſte und vorläufige Folgendes. Ich habe im Recitativ weder den Reim geſucht noch gemieden; deswegen iſt es meiſt ohne Reim, manchmal aber kommen gereimte Stellen in demſelben vor, beſonders wo der Dialog bedeutender wird, wo er zur Arie übergeht, da dann der Reimanklang dem Ohre ſchmeichelt. Weiter iſt keine Abſicht dabei, und gedachte Stellen bleiben deswegen immer Recitativ, der Componiſt mag ſie nachher trocken oder begleitet* ausführen. Ebenſo zeichnet ſich, was nach meiner Abſicht melodiſcher Geſang ſein ſollte, durch den Rhythmus aus, wobei dem Componiſten frei bleibt, bei einigen Arien zu verweilen und ſie völlig auszubilden, andere nur als Cavatinen ꝛc. vorübergehen zu laſſen, wie es der Charakter der Worte und der Handlung erfordert.

So ſind z. B., obgleich das Stück auf Handlung und Bewegung gerichtet iſt, an ſchicklichen Orten dem Geſang die ſchuldigen Opfer gebracht. Wie die Arien:

* Recitativo secco oder accompagnato, die techniſchen Ausdrücke des Italieners für leichtes recitativiſches Sprechen oder Uebergehen ins höhere Declamatoriſche, wo dann das ganze Streichquartett begleitend dazu trat.

Digitized by Google

Hinüber, hinüber u. s. w.
Sie im tiefsten Schlaf zu stören u. s. w.
O, kennst du noch Erbarmen u. s. w.

Ebenso steht der Gesang: Nacht, o Holde! zu Anfang des vierten Actes, als das in den letzten Acten der italienischen Stücke beliebte und hergebrachte Hauptduett da u. s. w., und tausend solcher Absichten von Anfang bis zu Ende, die Sie alle wohl ausstudiren werden." G.

Weimar, den 20. Juni 1785.

„Wenn meine zutrauliche Hoffnung auf Sie hätte vermehrt werden können, so würde es durch Ihren letzten Brief geschehen sein. Glück zu! daß Sie gleich ans Werk gehen und mir den ersten Act vorausschicken wollen. Immer ist es besser versuchen als viel reden, in den Grundsätzen sind wir einig, die Ausführung ist Sache des Genies und hängt noch überdies von Humor und Glück ab.

Als ich das Stück schrieb, hatte ich nicht allein den engen weimarischen Horizont im Auge, sondern den ganzen deutschen, der doch noch beschränkt genug ist.

Die drei Rollen, wie sie stehen, verlangen gute, nicht außerordentliche Schauspieler, ebenso wollte ich, daß Sie den Gesang bearbeiteten für gute, nicht außerordentliche Sänger.

Folgen Sie übrigens Ihrem Herzen und Gemüthe. Gehen Sie der Poesie nach wie ein Waldwasser den Felsrinnen, Ritzen, Vorsprüngen und Abfällen und machen die Cascade erst lebendig."

Aus einigen der folgenden Briefe ersehen wir, daß Kayser dem Dichter die fertigen Stücke zusendet und dieser sie sich vorsingen läßt. Das Lob, welches der Dichter einzelnen derselben spendet, mußte den Wunsch, sie kennen zu lernen, aufs höchste anfachen. Nach vielfältigen vergeblichen Versuchen verdanke ich es der Güte der Freiherren v. Goethe, die beiden ersten Acte von „Scherz, List und Rache" in Partitur und die anderen in ausgeschriebenen Singstimmen auf meinem Flügel zu haben und hierdurch nicht allein mir eine Vorstellung von Kayser's Talent als Componist bilden zu können, sondern auch eine Anschauung zu gewinnen von der musikalischen Geschmacksrichtung Goethe's in jener Zeit und auf diesem Felde; ich will suchen, das Ergebniß kurz zusammenzufassen.

Die melodische Erfindungsgabe Kayser's scheint eine beschränkte gewesen zu sein. Seine Gesänge sind der Hauptsache nach aus den damals landläufigen Melismen zusammengesetzt; bei allem Liedartigen sich mehr deutscher, bei allem Scenischen sich mehr italienischer Weise nähernd. In einzelnen Stücken geht er jedoch weit über sich hinaus und findet anmuthig, charakteristisch, ja individuell gezeichnete Melodien, namentlich wenn ein elegischer Ton angeschlagen wird. Im Aufbau seiner Stücke nimmt er sich im Allgemeinen die Italiener zum Muster, aber er überbietet in pedantisch-philiströser Weise ihre schon etwas breiten Ausführungen. Die Wiederholung der Textesworte nicht allein, sondern ganzer Theile eines längeren Stückes wächst ins Ungeheuerliche, dazu instrumentale Vor- und Zwischenspiele ohne Ende! — Und hier mischt sich wieder der deutsche Zug ein, nach dem Ausmalen von Einzelheiten des Textes, der oft bis ins Peinliche geht. Die Instrumentation ist nicht allein von der größten Einfachheit, sondern auch von ziemlicher Ungeschicktheit — die eines Mannes, der, wenn er auch etwas gelernt, das Erlernte noch wenig geübt hat. Nur zu den Versen: „Gern in stillen Melancholien wandl' ich an dem Wasserfall," findet sich ein reicheres, erfindungsvolleres Instrumentenspiel. Hier und da zeigen sich rhythmische Züge, die fein und geistreich, während sich die harmonische Bewegung im Herkömmlichen abspinnt und nur zuweilen durch eine kaum zu rechtfertigende Härte darin unterbrochen wird.

Eine Weihnachtscantate für zwei Solostimmen mit Streichquartett, die mir (ebenfalls aus den reichen Goethe'schen Sammlungen) in Partitur gedruckt vorliegt, steht weit zurück gegen die besseren Stücke der Oper — sie ist dem berühmten „Stabat mater" von Pergolese nachgeahmt, aber in jedem Sinne eine beschränkte Imitation und scheint zu beweisen, daß Kayser trotz seiner Neigung zur älteren Kirchenmusik der Italiener und dem Studium, das er derselben widmete, nicht die Kraft besaß, in dieser Richtung Bedeutenderes als im Singspiel zu leisten.

Mit den Beurtheilungen Goethe's einzelner bezeichneter Stücke wird sich (obschon sie offenbar aus einer dem Tonsetzer geneig-

Digitized by Google

ten Stimmung hervorgehen) jeder Musikus einverstanden erklären müssen. Er nennt die Arie: „Ein armes Mädchen" „ganz trefflich" — sie wird noch heute in ihrer schalkhaften Schüchternheit gefallen können. So sind auch die anderen in den Briefen vom 28. October und vom 4. December 1785 genannten Nummern jedenfalls die besten und verdienen das gespendete Lob. Daß der Dichter aber einen feinen geistreichen Zug („Der Einfall bei ‚Zaudre nicht, die Zeit vergeht' ist launig und unerwartet," wie Goethe sich ausdrückt) so sicher herausfühlte und hervorhob, ist um so bemerkenswerther, als der bezeichnete Uebergang nur eine Modulation aus einem Sprechton in einen anderen recitativisch darstellt und eigentlich erst auf der Bühne zu vollkommener Wirkung gelangen kann. Später wurde es freilich dem Dichter klar, daß Kayser das Ganze „zu ausführlich" behandelt hatte. Er schiebt die Schuld dieser „Ausführlichkeit" auf den Ernst und die Gewissenhaftigkeit des Componisten — die Grundlage der schönsten moralischen Eigenschaften kann aber bei Producten der Einbildungskraft nichts bessern, wenn das Talent nicht ausreicht.

Auf die Ausstellungen, die der Musikus an den Textesworten gemacht zu haben scheint, geht Goethe mit Freundlichkeit, ja mit Liebe ein und sagt selbst, daß er seit Jahren keine so langen Briefe geschrieben. Eine äußerst interessante Stelle, welche ins Allgemeine übergeht, lautet wie folgt:

„Ihre Erinnerungen wegen des Rhythmus kamen zur rechten Zeit. Ich will Ihnen auch darüber meine Geschichte erzählen. Ich kenne die Gesetze wohl, und Sie werden sie meist bei gefälligen Arien, bei Duetts, wo die Personen übereinstimmen und wenig von einander in Gesinnungen und Handlungen abweichen, beobachtet finden. Ich weiß auch, daß die Italiener niemals vom eingeleiteten fließenden Rhythmus abweichen und daß vielleicht eben darum ihre Melodien so schöne Bewegungen haben. Allein ich bin als Dichter der ewigen Jamben, Trochäen und Daktylen mit ihren wenigen Maßen und Verschränkungen so müde geworden, daß ich mit Willen und Vorsatz davon abgewichen bin. Vorzüglich hat mich Gluck's Composition dazu verleitet. Wenn ich unter seine Melodien statt eines französischen Textes einen deutschen unterlegte, so müßte ich den Rhythmus brechen, den der Franzose glaubte sehr fließend gemacht zu haben, Gluck aber hatte wegen der Zweifelhaftigkeit der französischen Quantität wörtlich Längen und Kürzen nach Belieben verlegt und vorsätzlich ein anderes Silbenmaß eingeleitet, als das war, dem er nach dem Schlender hätte folgen sollen. Ferner waren mir seine Compositionen der Klopstock'schen Gedichte, die er immer in einem musikalischen Rhythmus gezaubert hatte, merkwürdig. Ich fing also an, den fließenden Gang der Arie, wo Leidenschaft eintrat, zu unterbrechen, oder vielmehr, ich dachte ihn zu heben, zu verstärken, welches auch gewiß geschieht, wenn ich nur zu lesen, zu declamiren brauche. Ebenso in Duetten, wo die Gesinnungen abweichen, wo Streit ist, wo nur vorübergehende Handlungen sind, den Parallelismus zu vernachlässigen oder vielmehr ihn mit Fleiß zu zerstören, und wie es geht, wenn man einmal auf einem Wege oder Abwege ist, man hält nicht immer Maß. Noch mehr hat mich auf meinem Gange bestärkt, daß der Musikus selbst dadurch auf Schönheiten geleitet wird, wie der Bach die lieblichsten Brunnen durch einen entgegenstehenden Fels gewinnt. Und haben Sie nicht selbst Recitativstellen auf eine unerwartet glückliche Weise in rhythmischen Gang gebracht?

„Doch es ist genug, daß Sie es erinnern, daß es Ihnen hinderlich ist, und ich will mich wenigstens in Acht nehmen, und ob ich gleich nicht ganz davon lassen kann, so will ich Ihnen in solchen Fällen eine doppelte Lesart zuschicken, und wenn ich es ja versäumen sollte, auf Ihre Erinnerung jederzeit nachbringen."

Es spricht nicht für Kayser's Einsicht, daß er auf Goethe's lebendigere Rhythmik nicht einzugehen vermochte. Ein gleichmäßiges Fortsetzen derselben rhythmischen Formen ist der Musik nichts weniger als förderlich. Abgesehen vom Liede, in dessen Wesen es begründet ist, daß nicht allein der Inhalt, sondern auch die sprachliche Form mit der musikalischen Hand in Hand gehe, wäre dem Componisten eine concise, lebendige, musikalisch gedachte Prosa viel förderlicher als alle abgezählten und gereimten Verse — nur in seltenen Fällen hat der Reim Wichtigkeit für die Musik,

Digitized by Google

während die gleiche Form der Strophen u. dgl. ihm rhythmische und metrische Lebendigkeit erschweren. Welches Gedicht, und wäre es das herrlichste, hätte so vielen Tonsetzern durch eine Reihe von Jahrhunderten dienen und die mannigfachste Behandlung hervorrufen können, wie es beispielsweise der Text der Messe gethan? Zum Unsinn wird dieses Festhalten am Reim und am sprachlichen Tonfall bei Uebersetzungen von Texten, wo man nur darauf zu sehen hätte, daß der Sinn und womöglich das ursprüngliche Wort selbst sich unter den ihnen gewidmeten Tönen wiederfinde, statt die Musik sprachlichen Bedingungen zu opfern, die ohne alle Wirkung und Wichtigkeit sind.

Goethe giebt sich nicht nur die größte Mühe, die Arbeit Kayser's zu fördern, er thut auch schon vor beendigter Arbeit Schritte, um demselben günstige Verhältnisse vorzubereiten. Aus den bezüglichen Briefen mögen jedoch nur noch einige Stellen folgen, die von allgemeinem Interesse sind.

„Der Musikus kann Alles, das Höchste und Tiefste kann, darf und muß er verbinden, und bloß in dieser Ueberzeugung habe ich mein proteusartiges Ehepaar einführen können und wollte noch tolleres Zeug wagen, wenn wir rechte Sänger, Acteurs und ein großes Publikum vor uns hätten."

„Mir sind die Meinungen eines Künstlers, der das Mechanische seiner Kunst versteht, immer höchst wichtig und ich setze sie über Alles. Es kommt nicht darauf an, was man mit dem einmal gegebenen Organ machen will, sondern was man machen kann."

„Der Dichter eines musikalischen Stückes, wie er es dem Componisten hingiebt, muß es ansehen wie einen Sohn oder Zögling, den er eines neuen Herrn Dienste widmet. Es fragt sich nicht mehr, was Vater oder Lehrer aus dem Knaben machen wollen, sondern wozu ihn sein Gebieter bilden will; glücklich, wenn er das Handwerk besser versteht als der erste Erzieher."

„Hätt ich die italienische Sprache in meiner Gewalt wie die unglückliche deutsche, ich lüde Sie gleich zu einer Reise jenseits der Alpen ein, und wir wollten gewiß Glück machen."

Wir werden einem erneuten Versuche Goethe's, mit Kayser gemeinschaftlich zu arbeiten, während des Aufenthaltes in Italien begegnen, aber damit beginnen, denselben auf seiner italienischen Reise und während seines ersten Aufenthaltes in Rom als Musiker zu begleiten.

Am 7. October 1786 giebt er in einem Briefe aus Venedig folgende Beschreibung des einst so viel besprochenen, jetzt gänzlich verschollenen Gesanges der venetianischen Schiffer, wovon eine uns in mehreren Sammlungen aufbewahrte, halb recitativische Melodie den Strophen des „Gerusalemma liberata" galt.

„Auf heute Abend hatte ich mir den famosen Gesang der Schiffer bestellt, die den Tasso und Ariost auf ihre eigenen Melodien sängen. Dieses muß wirklich bestellt werden; es kommt nicht gewöhnlich vor, es gehört vielmehr zu den halbverklungenen Sagen der Vorzeit. Bei Mondenschein bestieg ich eine Gondel, den einen Sänger vorn, den anderen hinten; sie fingen ihr Lied an und sangen abwechselnd Vers für Vers. Die Melodie, welche wir durch Rousseau kennen, ist eine Mittelart zwischen Choral und Recitativ, sie behält immer denselbigen Gang, ohne Tact zu haben; die Modulation ist auch dieselbige, nur verändern sie, nach dem Inhalt des Verses, mit einer Art von Declamation sowohl Ton als Maß; der Geist aber, das Leben davon läßt sich begreifen, wie folgt.

„Auf welchem Wege sich die Melodie gemacht hat, will ich nicht untersuchen, genug sie paßt gar trefflich für einen müßigen Menschen, der sich etwas vormodulirt und Gedichte, die er auswendig kann, solchem Gesang unterschiebt.

„Mit einer durchdringenden Stimme — das Volk schätzt Stärke vor Allem — sitzt er am Ufer einer Insel, eines Canals, auf einer Barke und läßt sein Lied schallen, so weit er kann. Ueber den stillen Spiegel verbreitet sich's. In der Ferne vernimmt es ein anderer, der die Melodie kennt, die Worte versteht und mit dem folgenden Verse antwortet; hierauf erwidert der erste, und so ist einer immer das Echo des anderen. Der Gesang währt Nächte durch, unterhält sie, ohne zu ermüden. Je ferner sie also von einander sind, desto reizender kann das Lied werden; wenn der Hörer alsdann

zwischen beiden steht, so ist er am rechten Flecke.

„Um dieses mich vernehmen zu lassen, stiegen sie am Ufer der Giudecca aus; sie theilten sich am Canal hin; ich ging zwischen ihnen auf und ab, so daß ich immer den verließ, der zu singen anfangen sollte, und mich demjenigen wieder näherte, der aufgehört hatte. Da ward mir der Sinn des Gesanges erst aufgeschlossen. Als Stimme aus der Ferne klingt es höchst sonderbar, wie eine Klage ohne Trauer; es ist darin etwas Unglaubliches, bis zu Thränen Rührendes. Ich schrieb es meiner Stimmung zu; aber mein Alter sagte: è singolare, come quel canto intenerisce, e molto più, quando è più ben cantato. Er wünschte, daß ich die Weiber vom Lido, besonders die von Malamocco und Palestrina hören möchte; auch diese sängen den Tasso auf gleiche und ähnliche Melodien. Er sagte ferner: sie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer aufs Fischen ins Meer sind, sich ans Ufer zu setzen und mit durchdringender Stimme Abends diese Gesänge erschallen zu lassen, bis sie auch von ferne die Stimme der Uebrigen vernehmen und sich so mit ihnen unterhalten. Ist das nicht sehr schön? Und doch läßt sich wohl denken, daß ein Zuhörer in der Nähe wenig Freude an solchen Stimmen haben möchte, die mit den Wellen des Meeres kämpfen. Menschlich aber und wahr wird der Begriff dieses Gesanges, lebendig wird die Melodie, über deren todte Buchstaben wir uns sonst den Kopf zerbrochen haben. Gesang ist es eines Einsamen in der Ferne und Weite, damit ein anderer gleichgestimmter höre und antworte."

Während des Winters von 1786 bis 1787, in Rom und Mailand, spielte die Musik selbstverständlich nicht nur eine geringe Rolle — die damalige italienische Schablone der Opera seria ist dem Dichter zuwider. Von Rom aus (den 6. Januar 1787) schreibt er: „Heute, als am Dreikönigsfeste, habe ich die Messe nach griechischem Ritus vortragen sehen und hören. — — Auch da habe ich wieder gefühlt, daß ich für Alles zu alt bin, nur fürs Wahre nicht. Ihre Ceremonien und Opern, ihre Umgänge und Ballete, es fließt Alles wie Wasser von einem Wachstuchmantel an mir herunter. — Nun graut mir schon vor dem Theaterwesen. Die nächste Woche werden sieben Bühnen eröffnet. Anfossi ist selbst hier und giebt Alexander in Indien; auch wird ein Cyrus gegeben und die Eroberung von Troja als Ballet. Das wäre was für die Kinder."

Und von Neapel aus, am 9. März 1787, heißt es: „Sie spielen in den Fasten hier geistliche Opern, die sich von den weltlichen in gar nichts unterscheiden, als daß keine Ballete zwischen den Acten eingeschaltet sind; übrigens aber so bunt als möglich. Im Theater San Carlo führen sie auf: Zerstörung von Jerusalem durch Nebukadnezar. Mir ist es ein großer Guckkasten; es scheint, ich bin für solche Dinge verdorben."

Für die echten wurde er es aber nie, und das Interesse und die Freude, die er schon früher an der genialen Opera buffa der Italiener gefunden, stellen sich auch hier wieder ein. Am 31. Juli schreibt er (von Rom aus): „Nachts in die komische Oper. Ein neues Intermezzo: L'Impresario in angustie,* ist ganz vortrefflich und wird uns manche Nacht unterhalten, so heiß es auch im Schauspiel sein mag. Ein Quartett, da der poeta sein Stück vorliest, der Impresar, und die prima donna auf der einen Seite ihm Beifall geben, der Componist und die seconda donna auf der anderen ihn tadeln, worüber sie zuletzt in einen allgemeinen Streit gerathen, ist gar glücklich. Die als Frauenzimmer verkleideten Castraten machen ihre Rollen immer besser und gefallen immer mehr. Wirklich für eine kleine Sommertruppe, die sich nur so zusammengefunden hat, ist sie recht artig. Sie spielen mit einer großen Natürlichkeit und gutem Humor."

War es doch ein Concert, welches Goethe der Angelica Kaufmann zu Ehren in seinem großen Atelliersaale gab, das die Aufmerksamkeit des ganzen Stadttheils auf den straniero richtete, der bis dahin ganz still gelebt hatte. Er erzählt darüber Folgendes:

„Die Sache verhielt sich also: Angelica kam nie ins Theater; wir untersuchten nicht aus welcher Ursache, aber da wir als leidenschaftliche Bühnenfreunde in ihrer

* Jedenfalls das von Cimarosa.

Digitized by Google

Gegenwart die Anmuth und Gewandtheit der Sänger ſowie die Wirkſamkeit der Muſik unſeres Cimarosa nicht genugſam zu rühmen wußten und nichts ſehnlicher wünſchten, als ſie ſolcher Genüſſe theilhaftig zu machen, ſo ergab ſich eins aus dem Anderen, daß nämlich unſere jungen Leute, beſonders Burg, der mit den Sängern und Muſikverwandten in dem beſten Vernehmen ſtand, es dahin brachte, daß dieſe ſich in heiterer Geſinnung erboten, auch vor uns, ihren leidenſchaftlichen Freunden und entſchieden Beifall Gebenden, gelegentlich einmal in unſerem Saale Muſik machen und ſingen zu wollen. Dergleichen Vorhaben, öfters beſprochen, vorgeſchlagen und verzögert, gelangte doch endlich nach dem Wunſche der jüngeren Theilnehmer zur fröhlichen Wirklichkeit. Concertmeiſter Kranz, ein geübter Violiniſt in herzoglich weimariſchen Dienſten, der ſich in Italien auszubilden Urlaub hatte, gab zuletzt durch ſeine unvermuthete Ankunft eine baldige Entſcheidung. Sein Talent legte ſich auf die Wage der Muſikluſtigen, und wir ſahen uns in den Fall verſetzt, Madame Angelica, ihren Gemahl und wem wir ſonſt eine Artigkeit ſchuldig waren, zu einem anſtändigen Feſte einladen zu können. So ward ein glänzendes Concert aufgeführt in der ſchönſten Sommernacht, wo ſich große Maſſen von Menſchen unter den offenen Fenſtern verſammelten und, als wären ſie im Theater gegenwärtig, die Geſänge gehörig beklatſchten.

„Ja, was das Auffallendſte war, ein großer mit einem Orcheſter von Muſikfreunden beſetzter Geſellſchaftswagen, der ſoeben durch die nächtliche Stadt ſeine Luſtrunde zu machen beliebte, hielt unter unſeren Fenſtern ſtill, und nachdem er den oberen Bemühungen lebhaften Beifall geſchenkt hatte, ließ ſich eine wackere Baßſtimme vernehmen, die eine der beliebteſten Arien eben der Oper, welche wir ſtückweiſe vortrugen, von allen Inſtrumenten begleitet, hinzugeſellte. Wir erwiderten den vollſten Beifall, das Volk klatſchte mit drein und Jedermann verſicherte, an ſo mancher Nachtluſt, niemals aber an einer ſo vollkommenen, zufällig gelungenen Theil genommen zu haben."

Aus zunächſt folgenden Briefen erſehen wir, daß er ſich inmitten ſeiner vielſeitigſten Studien und Arbeiten Kayſer's und der für ihn gehegten Pläne erinnert. Nach Beendigung des „Egmont" ſchickt er das Manuſcript nach Zürich, damit derſelbe Zwiſchenacte und was ſonſt von Muſik nöthig dazu componiren möge. Dann wendet er ſich auch dem Singſpiel „Erwin und Elmire" wieder zu. „Ich habe geſucht, dem Stückchen mehr Intereſſe und Leben zu verſchaffen. Die artigen Geſänge, worauf ſich Alles dreht, bleiben alle wie natürlich." Auch ſpricht er von einer „gar graciöſen Operette auf dem Theater in Valle. Die Leute ſpielen mit viel Luſt und es harmonirt Alles zuſammen." Dann theilt er mit: „Wahrſcheinlich hab ich die Freude, Kayſer in Rom zu ſehen. So wird ſich denn auch noch die Muſik zu mir geſellen, um den Reihen zu ſchließen, den die Künſte um mich ziehen, gleichſam als wollten ſie mich verhindern, nach meinen Freunden zu ſehen."

Wie ſehr er ſich mit der beſſeren Hälfte der vortrefflichen leichten Gattung der italieniſchen Opernmuſik befreundet hatte, geht aus folgenden Zeilen hervor, in denen er ſich und ſeine Freunde faſt als eine Claqueurgeſellſchaft bezeichnet: „Nunmehr aber, nach Verlauf einiger vergnügter Tage, kehrten wir nach Rom zurück, wo wir durch eine neue, höchſt anmuthige Oper im hellen, vollgedrängten Saal für die vermißte Himmelsfreiheit entſchädigt werden ſollten. Die deutſche Künſtlerbank, eine der vorderſten im Parterre, war wie ſonſt dicht beſetzt, und diesmal fehlte es nicht an Beifallklatſchen und Rufen, um ſowohl wegen der gegenwärtigen als vergangenen Genüſſe unſere Schuldigkeit abzutragen. Ja, wir hatten es erreicht, daß wir durch ein künſtliches, erſt leiſeres, dann ſtärkeres, zuletzt gebietendes Zitti-Rufen jederzeit mit dem Ritornell einer eintretenden beliebten Arie oder ſonſt gefälliger Partie das ganze Publikum zum Schweigen brachten, weshalb uns denn unſere Freunde von oben die Artigkeit erwieſen, die intereſſanteſten Exhibitionen nach unſerer Seite zu richten."

Der Ankunft Kayſer's ſieht Goethe offenbar mit Spannung entgegen. „Ich habe doch ſchon geſchrieben, daß Kayſer herkommt?" heißt es. „Ich erwarte ihn in einigen Tagen mit der nun vollendeten

Digitized by Google

Partitur unserer Scenereien. Du kannst denken, was das für ein Fest sein wird! Sogleich wird Hand an eine neue Oper gelegt und Claudine und Erwin in seiner Gegenwart mit seinem Beirath verbessert." „Kayser ist nun da," schreibt er am 10. November 1787, „und es ist ein dreifach Leben, da die Musik sich anschließt. Er ist ein trefflich guter Mann und paßt zu uns, da wir wirklich ein Naturleben führen, wie es nur irgend auf dem Erdboden möglich ist." Und weiterhin: „Er ist sehr brav, verständig, ordentlich, gesetzt, in seiner Kunst so fest und sicher, als man sein kann, einer von den Menschen, durch deren Nähe man gesunder wird. Dabei hat er eine Herzensgüte, einen richtigen Lebens- und Gesellschaftsblick, wodurch sein übrigens strenger Charakter biegsamer wird und sein Umgang eine eigene Grazie gewinnt." Mit der Biegsamkeit scheint es aber doch nicht weit her gewesen zu sein, denn in dem folgenden „Berichte" erzählt Goethe: „Vorerst gingen mehrere Tage hin, bis ein Clavier beigeschafft, probirt, gestimmt und nach des eigensinnigen Künstlers Willen und Wollen zurecht gerückt war, wobei dann immer noch etwas zu wünschen und zu fordern übrig blieb. Indessen belohnte sich baldigst der Aufwand von Mühe und Versäumniß durch die Leistungen eines sehr gewandten, seiner Zeit völlig gemäßen, die damaligen schwierigsten Werke leicht vortragenden Talentes. Und damit der musikalische Geschichtskenner sogleich wisse, wovon die Rede sei, bemerke ich, daß zu jener Zeit Schubart für unerreichbar gehalten, sodann auch, daß als Probe eines geübten Clavierspielers die Ausführung von Variationen geachtet wurde, wo ein einfaches Thema, auf die künstlichste Weise durchgeführt, endlich durch sein natürliches Wiedererscheinen den Hörer zu Athem kommen ließ."

Daß Goethe hier den Musikerpoeten, der gerade zu jener Zeit sein Gefängniß auf dem Asberg wieder verlassen durfte, als Prototyp der Claviermeister nennt (als unter Anderem Mozart in der höchsten Blüthe seines Alles überragenden Genies stand), ist weniger auffallend, als es uns jetzt erscheinen mag, und liegt an dem auch heute noch lange nicht überwundenen Provinzialismus unseres Vaterlandes. Seine Beschreibung der an den Pianisten gestellten Forderungen des Improvisirens von Variationen findet in den Briefen Beethoven's aus seiner ersten Zeit in Wien volle Bestätigung.

Die Folge dieses „Berichtes" muß ich in ihrer ganzen Ausdehnung hier wiedergeben, weil sie für die damaligen Anschauungen Goethe's, bei seinen erneuten Versuchen für die Oper zu wirken, von zu großer Wichtigkeit ist.

„Die Symphonie (Ouvertüre sagen wir heute) zu Egmont brachte er (Kayser) mit, und so belebte sich von dieser Seite mein ferneres Bestreben, welches gegenwärtig mehr als jemals aus Nothwendigkeit und Liebhaberei gegen das musikalische Theater gerichtet war.

„Erwin und Elmire sowie Claudine von Villa Bella sollten nun auch nach Deutschland abgesendet werden; ich hatte mich aber durch die Bearbeitung Egmont's in meinen Forderungen gegen mich selbst dergestalt gesteigert, daß ich nicht über mich gewinnen konnte, sie in ihrer ersten Form dahin zu geben. Gar manches Lyrische, das sie enthalten, war mir lieb und werth; es zeugte von vielen zwar thörig, aber doch glücklich verlebten Stunden, wie von Schmerz und Kummer, welchen die Jugend in ihrer unberathenen Lebhaftigkeit ausgesetzt bleibt. Der prosaische Dialog dagegen erinnerte zu sehr an jene französischen Operetten, denen wir zwar ein freundliches Andenken zu gönnen haben, indem sie zuerst ein heiteres singbares Wesen auf unser Theater herüberbrachten, die mir aber jetzt nicht mehr genügen wollten, als einem eingebürgerten Italiener, der den melodischen Gesang durch einen recitirenden und declamatorischen wenigstens wollte verknüpft sehen. In diesem Sinne wird man nunmehr beide Opern bearbeitet finden; ihre Compositionen haben hier und da Freude gemacht, und so sind sie auf dem dramatischen Strom auch zu ihrer Zeit mit vorübergeschwommen.

„Gewöhnlich schilt man auf die italienischen Texte, und das zwar in solchen Phrasen, wie einer dem anderen nachsagen kann, ohne was dabei zu denken; sie sind freilich leicht und heiter, aber sie machen nicht mehr Forderungen an den Componisten und an den Sänger, als in wie weit beide sich hinzugeben Lust haben. Ohne

hierüber weitläufig zu sein, erinnere ich an den Text der ‚Heimlichen Heirat'; man kennt den Verfasser nicht, aber es war einer der geschicktesten, die in diesem Fache gearbeitet haben, wer er auch mag gewesen sein. In diesem Sinne zu handeln, in gleicher Freiheit nach bestimmten Zwecken zu wirken, war meine Absicht, und ich wüßte selbst nicht zu sagen, inwiefern ich mich meinem Ziel genähert habe. Leider aber war ich mit Freund Kayser seit geraumer Zeit schon in einem Unternehmen befangen, das nach und nach immer bedenklicher und weniger ausführbar schien.

„Man vergegenwärtige sich jene sehr unschuldige Zeit des deutschen Opernwesens, wo noch ein einfaches Intermezzo wie die Serva Padrona von Pergolese Eingang und Beifall fand. Damals nun producirte sich ein deutscher Buffo, Namens Berger, mit einer hübschen, stattlichen, gewandten Frau, welche in deutschen Städtchen und Ortschaften mit geringer Verkleidung und schwacher Musik im Zimmer mancherlei heitere aufregende Vorstellungen gaben, die dann freilich immer auf Betrug und Beschämung eines alten verliebten Gecken auslaufen mochten.

„Ich hatte mir zu ihnen eine dritte mittlere, leicht zu besetzende Stimme gedacht, und so war denn schon vor Jahren das Singspiel ‚Scherz, List und Rache' entstanden, das ich an Kayser nach Zürich schickte, welcher aber als ein ernster, gewissenhafter Mann das Werk zu redlich angriff und zu ausführlich behandelte. Ich selbst war ja schon über das Maß des Intermezzo hinausgegangen, und das kleinlich scheinende Sujet hatte sich in so viel Singstücke entfaltet, daß selbst bei einer vorübergehenden sparsamen Musik drei Personen kaum mit der Darstellung wären zu Ende gekommen. Nun hatte Kayser die Arien ausführlich nach altem Schnitt behandelt, und man darf sagen stellenweise glücklich genug, wie nicht ohne Anmuth des Ganzen. Allein wie und wo sollte das zur Erscheinung kommen? Unglücklicherweise litt es nach früheren Mäßigkeitsprincipien an einer Stimmenmagerkeit; es stieg nicht weiter als bis zum Terzett, und man hätte zuletzt die Theriaksbüchsen des Doctors gern beleben mögen, um ein Chor zu gewinnen. Alles unser Bemühen daher, uns im Einfachen und Beschränkten abzuschließen, ging verloren, als Mozart auftrat. Die ‚Entführung aus dem Serail' schlug Alles nieder, und es ist auf dem Theater von unserem so sorgsam gearbeiteten Stück niemals die Rede gewesen."

Dieser „Bericht" stammt aus der späteren Redaction vom Jahre 1829 und faßt Mancherlei zusammen, was damals noch nicht so klar vor Goethe's Augen liegen konnte. Die ‚Entführung' ist zuerst im Juli 1782 aufgeführt worden — bei der Langsamkeit der damaligen Verbreitung neuer Werke mag sie noch nicht nach Weimar gelangt gewesen sein — jedenfalls hatte sie im Jahre 1787 doch schon ihre Wirkung gethan, aber offenbar nicht in dem Grade, daß sie viele Bemühungen von vornherein vereitelt hätte, die lange nach ihrem Erscheinen an den Tag traten, wie denn das beim Erscheinen auch der größten Meisterwerke sich überall wiederholt. Die Bewunderung Mozart's gehört aber zu den musikalisch bezeichnendsten Aeußerungen Goethe's — wir werden noch oft Veranlassung finden, darauf zurückzukommen, da sie sich bei den verschiedensten Veranlassungen kund giebt.

„Die Gegenwart unseres Kayser's," fährt Goethe fort, „erhöhte und erweiterte nur die Liebe zur Musik, die sich bisher nur auf theatralische Exhibitionen eingeschränkt hatte. Er war sorgfältig, die Kirchenfeste zu bemerken, und wir fanden uns dadurch veranlaßt, auch die an solchen Tagen aufgeführten solennen Musiken mit anzuhören. Wir fanden sie freilich schon sehr weltlich, mit vollständigstem Orchester, obgleich der Gesang noch immer vorwaltete. Ich erinnere mich, an einem Cäcilientage zum ersten Mal eine Bravourarie mit eingreifendem Chor gehört zu haben; sie that auf mich eine außerordentliche Wirkung, wie sie solche auch noch immer, wenn dergleichen in den Opern vorkommt, auf das Publikum ausübt."

Zu Anfang des Jahres 1788 sehen wir, daß Goethe während des Druckes seiner gesammelten Werke sich mit seinen Singspielen eifrig beschäftigt. Den 10. Januar schreibt er: „Erwin und Elmire kommt mit diesem Brief; möge dir das Stückchen auch Vergnügen machen! Doch kann eine Operette, wenn sie gut ist, niemals im Lesen genug thun; es muß die Musik erst

Digitized by Google

dazu kommen, um den ganzen Begriff auszudrücken, den der Dichter sich vorstellte. Claudine kommt bald nach. Beide Stücke sind mehr gearbeitet, als man ihnen ansieht, weil ich erst recht mit Kayser die Gestalt des Singspiels studirt habe. Du wirst bald sehen, daß Alles aufs Bedürfniß der lyrischen Bühne gerechnet ist, das ich erst hier zu studiren Gelegenheit hatte: alle Personen in einer gewissen Folge, in einem gewissen Maß zu beschäftigen, daß jeder Sänger Ruhepunkte genug habe u. s. w. Es sind hundert Dinge zu beobachten, welchen der Italiener allen Sinn des Gedichts aufopfert; ich wünsche, daß es mir gelungen sein möge, jene musikalisch-theatralischen Erfordernisse durch ein Stückchen zu befriedigen, das nicht ganz unsinnig ist. Ich hatte noch die Rücksicht, daß sich beide Operetten doch auch müssen lesen lassen, daß sie ihrem Nachbar Egmont keine Schande machten. Ein italienisches Opernbüchelchen liest kein Mensch als am Abend der Vorstellung, und es in einen Band mit einem Trauerspiel zu bringen, würde hier zu Lande für ebenso unmöglich gehalten werden, als daß man deutsch singen könne.

„Bei Erwin muß ich noch bemerken, daß du das trochäische Silbenmaß, besonders im zweiten Act, öfter finden wirst; es ist nicht Zufall oder Gewohnheit, sondern aus italienischen Beispielen genommen. Dieses Silbenmaß ist zur Musik vorzüglich glücklich, und der Componist kann es durch mehrere Tact- und Bewegungsarten dergestalt variiren, daß es der Zuhörer nie wieder erkennt; wie überhaupt die Italiener auf glatte, einfache Silbenmaße und Rhythmen ausschließlich halten."

Daran schließen sich folgende Zeilen vom 6. Februar: „Da ich nun die Bedürfnisse des lyrischen Theaters genauer kenne, habe ich gesucht, durch manche Aufopferungen dem Componisten und Acteur entgegenzuarbeiten. Das Zeug, worauf gestickt werden soll, muß weite Fäden haben, und zu einer komischen Oper muß es absolut wie Marli* gewoben sein. Doch hab ich bei dieser wie bei Erwin auch fürs Lesen gesorgt. Genug, ich habe gethan, was ich konnte."

Mit welch nachhaltigem Ernste hat sich Goethe diesen Aufgaben gewidmet — bei welchem großen Dichter wäre eine ähnliche Theilnahme dafür zu finden?

Durch Kayser, der sich für die älteren italienischen Schulen interessirte und auf den Bibliotheken danach forschte, wurde er nun auch der Kirchenmusik näher gebracht. „Morgen früh ist päpstliche Capelle, und die famosen Musiken fangen an, die nachher in der Charwoche auf den höchsten Grad des Interesse steigen. Ich will nun jeden Sonntag früh hin, um mit dem Stil bekannt zu werden. Kayser, der diese Sachen eigentlich studirt, wird mir den Sinn wohl darüber aufschließen. Wir erwarten mit jeder Post ein gedrucktes Exemplar der Gründonnerstagsmusik von Zürich, wo sie Kayser zurückließ. Sie wird alsdann erst am Clavier gespielt und dann in der Capelle gehört." Dann heißt es (1. März 1788): „Sonntags gingen wir in die Sixtinische Capelle. Es ward ein altes Motett, von einem Spanier Morales componirt, gesungen, und wir hatten den Vorschmack von dem, was nun kommen wird. Kayser ist auch der Meinung, daß man diese Musik nur hier hören kann und sollte, theils weil nirgends Sänger ohne Orgel und Instrument auf einen solchen Gesang geübt sein könnten, theils weil er zum antiken Inventarium der päpstlichen Capelle und zu dem Ensemble der Michel Angelos: des jüngsten Gerichts, der Propheten und biblischen Geschichte, einzig passe. Kayser wird dereinst über alles dieses bestimmte Rechnung ablegen. Er ist ein großer Verehrer der alten Musik und studirt sehr fleißig Alles, was dazu gehört.

„So haben wir eine merkwürdige Sammlung Psalmen im Hause; sie sind in italienische Verse gebracht und von einem italienischen Nobile, Benedetto Marcello, zu Anfang dieses Jahrhunderts in Musik gesetzt. Er hat bei vielen die Intonation der Juden, theils der spanischen, theils der deutschen, als Motiv angenommen, zu anderen hat er alte griechische Melodien zu Grunde gelegt und sie mit großem Verstand, Kunstkenntniß und Mäßigkeit ausgeführt. Sie sind theils als Solo, Duett, Chor gesetzt und unglaublich ori-

* „Marli oder Marly, ein gitter- oder netzförmiges, etwas steifes Gewebe (benannt nach dem Dorfe Marli-la-Machine, wo jenes Zeug zuerst verfertigt wurde)." (Heyse's Fremdwörterbuch.)

Digitized by Google

ginell, ob man gleich sich erst einen Sinn dazu machen muß. Kayser schätzt sie sehr und wird einige daraus abschreiben."

Den 22. März 1788. „Die Capellmusik ist undenkbar schön. Besonders das Miserere von Allegri und die sogenannten Improperien,* die Vorwürfe, welche der gekreuzigte Gott seinem Volke macht. Sie werden Charfreitag früh gesungen. Der Augenblick, wenn der aller seiner Pracht entkleidete Papst vom Thron steigt, um das Kreuz anzubeten, und alles Uebrige an seiner Stelle bleibt, Jedermann still ist und der Chor anfängt: Populus meus, quid feci tibi? ist eine der schönsten unter allen merkwürdigen Functionen. Das soll nun Alles mündlich ausgeführt werden, und was von Musik transportabel ist, bringt Kayser mit."

Hiermit endigt das, was die italienische Reise, die mit dem zweiten Aufenthalt in Rom abschließt, von musikalischen Dingen enthält. Der folgende Aufsatz: „Ueber Italien, Fragmente eines Reisejournals," beginnt mit einer längeren Auseinandersetzung des „Volksgesanges" daselbst. Der Gesang der Gondoliere in Venedig (von welchem schon die Rede war), die Ritornelli, Vaudevilles, Romanze in Rom, das geistliche dialogisirte Lied (zu welchem eine Beilage in Noten gegeben ist), die Tarantella bilden die einzelnen Abschnitte. Der echte Goethe mit seinem Drang nach Wissen und Klarheit, mit dem Antheil, den er allen höheren volksthümlichen Aeußerungen entgegenbringt, mit der Schärfe der Beobachtung, die ihm eigen, liest sich aus jeder Zeile heraus. Doch ist das Ganze unseren Zwecken weniger entsprechend, und ich ziehe vor, den geneigten Leser darauf hinzuweisen, als den langen Aufsatz mit seinen poetischen Citaten hier abdrucken zu lassen.**

* * *

Das gemeinsame Arbeiten mit Kayser hörte nach Goethe's Rückkehr von Italien auf, und nach einem verunglückten Versuche, den Componisten am Weimarer Hofe sein Glück machen zu lassen, verschwindet derselbe aus dem Gesichtskreis des Jugendfreundes, der es offenbar sehr gut mit ihm gemeint hatte. Was uns Herr Burckhardt in seinem interessanten kleinen Buche über sein späteres Leben mittheilt, läßt nicht an die Möglichkeit glauben, daß er das Zeug zu einem Operncomponisten besessen — auch die in den Beilagen gegebenen Gesänge von ihm gehen nicht über die Schablone der Zeit hinaus. Wenn Goethe durch das Verunglücken der mit ihm angestellten Versuche sein Interesse an lyrisch-dramatischen Arbeiten für längere Zeit verloren hätte, es könnte uns nicht wundern. Dem war aber nicht so. Im Jahre 1789 dichtete er den „Groß-Kophta" als Oper, „wozu der Gegenstand vielleicht besser als zu einem Schauspiel getaugt hätte," sagt er in den Annalen. Und fährt dann fort: „Diese reine Opernform, welche vielleicht die günstigste aller dramatischen bleibt, war mir so eigen und geläufig geworden, daß ich manchen Gegenstand darin behandelte. Ein Singspiel: ‚Die ungleichen Hausgenossen', war schon ziemlich weit gediehen. Sieben handelnde Personen, die aus Familienverhältniß, Wahl, Zufall, Gewohnheit auf einem Schloß zusammen verweilten oder von Zeit zu Zeit sich daselbst versammelten, waren deshalb dem Ganzen vortheilhaft, weil sie die verschiedensten Charaktere bildeten, in Wollen und Können, Thun und Lassen völlig einander entgegenstanden, entgegenwirkten und doch einander nicht loswerden konnten. Arien, Lieder, mehrstimmige Partien daraus vertheilte ich nachher in meine lyrischen Sammlungen und machte dadurch jede Wiederaufnahme der Arbeit unmöglich." Es war immer und immer wieder der echte Tondichter, der ihm mangelte, und während in Wien Mozart Verse von Schikaneder mit unsterblichen Tönen bekleidete, fand Goethe bei dem besten Willen Niemanden, der irgendwie fähig, ihm genug zu thun. Als er im Jahre 1791 die Leitung des Hoftheaters übernommen, begünstigte ihn, wie er in den Annalen mittheilt, „gar sehr jene Neigung zur musikalischen Poesie". Aber sie führte nur zu allgemein praktischen Resultaten, nicht zur Realisirung seiner vielgepflegten persönlichen Wünsche. „Einer Unzahl italienischer und französischer Opern eilte man deutschen Text

* Von Palestrina.

** Der Aufsatz war zuerst in Wieland's „Deutschem Merkur" erschienen, zwanzig Jahre vor Veröffentlichung der „Italienischen Reise".

Digitized by Google

unterzulegen" (wobei Vulpius mitarbeitete), „auch gar manchen schon vorhandenen zu besserer Singbarkeit umzuschreiben. Die Partituren wurden durch ganz Deutschland verschickt. Fleiß und Lust, die man dabei aufgewendet, obgleich das Andenken völlig verschwunden sein mag, haben nicht wenig zur Verbesserung deutscher Operntexte mitgewirkt." Und vom Jahre 1792 erzählt er: „Dittersdorf's Opern" (hätte er doch den frischen Tonsetzer in seiner Nähe gehabt!), „dem singenden Schauspieler leicht, dem Publikum anmuthig, wurden mit Aufmerksamkeit gegeben. Bedeutendes aber geschah, als wir schon zu Anfang des Jahres Mozart's ‚Don Juan' und bald darauf ‚Don Carlos' von Schiller aufführen konnten." Dieser Gleichstellung Mozart's den Größten, die in der Kunst und in der Poesie dagewesen, werden wir noch oft begegnen.

Unterdessen hatten sich Beziehungen zu einem Tonsetzer angeknüpft, welche mehr noch in literarischer als in musikalischer Beziehung gar manchem Wechsel unterlagen, zu dem bekannten Capellmeister Johann Friedrich Reichardt, der als Componist, Kritiker, Reisender, Erzähler, Revolutionär viel von sich zu sprechen gab. Er war jedenfalls ein ungewöhnlich begabter Mann, von bedeutendem musikalischen Talent, der Kunst und Leben geistreich aufzufassen wußte. Düntzer hat in seinem interessanten Buche: „Aus Goethe's Freundeskreise", aufs eingehendste alle die verschiedenen Begegnungen des Musikers mit dem Dichter erzählt — letzterer giebt in den Annalen unter dem Jahre 1795 folgendes Resumé seiner Beziehungen zu ihm: „Man war, ungeachtet seiner vor- und zudringlichen Natur, in Rücksicht auf sein bedeutendes Talent, mit ihm in gutem Vernehmen gestanden; er war der Erste, der mit Ernst und Stetigkeit meine lyrischen Arbeiten durch Musik ins Allgemeine förderte, und ohnehin lag es in meiner Art, aus herkömmlicher Dankbarkeit unbequeme Menschen fortzudulden, wenn sie mir es nicht gar zu arg machten, alsdann aber meist mit Ungestüm ein solches Verhältniß abzubrechen. Nun hatte sich Reichardt mit Wuth und Ingrimm in die Revolution geworfen; ich aber, die gräulichen, unaufhaltsamen Folgen solcher gewaltthätig aufgelösten Zustände mit Augen schauend und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durch blickend, hielt ein- für allemal am Bestehenden fest, an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verständigen ich mein Leben lang bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte diese Gesinnung nicht verhehlen.

„Reichardt hatte auch die Lieder zum ‚Wilhelm Meister' mit Glück zu componiren angefangen, wie denn immer noch seine Melodie zu: Kennst du das Land, als vorzüglich bewundert wird. Unger (Goethe's damaliger Verleger) theilte ihm die Lieder der folgenden Bände mit, und so war er von der musikalischen Seite unser Freund, von der politischen unser Widersacher; daher sich im Stillen ein Bruch vorbereitete, der zuletzt unaufhaltsam an den Tag kam."

Die Einzelheiten dieses Zerwürfnisses, die sehr pikanter Natur sind und bei welchen Schiller, dem Reichardt unerträglich war, sich keineswegs als ein Marquis Posa zeigte, gehören nicht in unsere Aufgabe. Es genügt, daß es zu einem eigentlichen Zusammenarbeiten Goethe's mit dem Componisten nicht kam, daß aber letzterer doch der Musiker bleibt, der, wenigstens quantitativ, sich mehr als irgend ein anderer der Goethe'schen Poesien für seine Zwecke bemächtigte. Er hat drei voluminöse Hefte von Goethe'schen Liedern, Balladen, Oden herausgegeben, in welchen sich sogar Fragmente aus größeren Dichtungen befinden, die in Musik zu setzen Niemandem seit jener Zeit eingefallen — auch von den Singspielen hat er die meisten auf eine oder die andere Weise componirt. Einige Betrachtungen an dieselben anzuknüpfen, kann ich nicht unterlassen.

Als Liedercomponist gehörte Reichardt sicherlich zu den Ersten seiner Zeit — höchst bemerkenswerth sind die Fortschritte, die man in seinen veröffentlichten Productionen dieser Gattung beobachten kann. In einem früheren Hefte: „Lieder der Liebe und der Einsamkeit", wechseln manche ausdrucksvolle, auch rhythmisch interessante ab mit ganz gewöhnlichen, ja philiströsen; — Begleitung im besseren Sinne ist aber kaum vorhanden — nicht immer auch nur eine vollständige harmonische Grundlage, wobei man freilich ins Auge fassen muß,

Digitized by Google

daß trotz der aufs sorgfältigste ausgeführten kleinsten Compositionen eines Haydn oder Mozart namentlich in Norddeutschland sich eine Art von Schreibweise erhielt, die dem Begleiter von Vocalmusik allzu viel zur Ausfüllung überließ. Eine ganz andere Physiognomie tragen die drei dicken Bände, die bei Breitkopf und Härtel unter dem Titel: „Goethe's Lieder, Oden" ꝛc. veröffentlicht sind. In diesen Compositionen zeigt sich Reichardt fast als ein Vorläufer Franz Schubert's. Einzelne Stücke sind ganz vortrefflich, die Begleitung ist oft sehr lebendig, im besten Sinne modern; eine freie, prägnante Declamation macht sich vielfach geltend, und Melodien spontanster Eingebung geben manchen Liedern einen dauernden Werth. Doch sind die Sachen wiederum sehr ungleich, und in der Totalität ist die Erfindung nicht hervorragend. Von den Singspielen war mir nur beschieden „Erwin und Elmire" und „Jery und Bätely" kennen zu lernen. Der Clavierauszug des ersteren, dem eine überschwängliche Widmung an den Dichter vorhergeht (vom Jahre 1793), ist in jener dürftigen Weise gehalten, die wir aus jener Zeit kaum mehr begreifen. Die lyrischen Stücke sind hübsch, natürlich, lebendig — die Arien aber stehen zu ihnen weder in einem inneren noch äußeren Verhältniß. Sie sind gespreizt und doch gewöhnlich, ganz und gar nach italienischer Schablone — die Recitative, für welche freilich die italienische Umarbeitung einen unendlichen Stoff geliefert hatte, sind tödlich langweilig. Auch in „Jery und Bätely" finden sich frische kurze Gesänge — die der Musik zugetheilten dramatischen Momente sind aber gar nicht im Clavierauszug enthalten. In dieser Gestalt ist er nur für die unschuldigste Hausmusik bestimmt. „Claudine von Villa Bella" habe ich mir nicht verschaffen können — sie soll in Berlin mit Erfolg aufgeführt worden sein — keinesfalls war es ein nachhaltiger. Die Arien „Scelte dell' Opera Rosimunda", die ich durchgespielt, scheinen mir wie die aus „Erwin" zu beweisen, daß Reichardt gleich Naumann, Graun und so manchen Anderen den floskelnhaften Stil der italienischen Opera seria jener Zeit sich zu eigen gemacht, von dem sich ja noch einzelne Muster in Mozart'schen Opern (im „Idomineo" und im „Titus") finden und der durch die virtuosenhaften Gewohnheiten der Sänger die Bühne so lange beherrschte. Die Fähigkeit, größere Aufgaben in bedeutsamer Weise zu lösen, war Reichardt offenbar nicht gegeben, trotzdem einige seiner zahlreichen längst verschollenen Opern bei Lebzeiten des Componisten einen großen Erfolg gehabt — ist doch das einzige ausgeführtere Werk, welches längere Zeit dem Namen nach den Musikern bekannt geblieben: „Morgengesang" (aus Milton), heutigen Tages nicht mehr aufführbar.

Daß ein näheres Zusammenwirken Goethe's und des Componisten letzteren gehoben, ersteren angeregt haben würde, glaube ich kaum. Es ist aber eine müßige Frage. Denn abgesehen von Allem, was den Verkehr der beiden Männer durch ihre so verschiedenartigen Naturen erschwert hätte, fällt in die Blüthezeit Reichardt's die Anknüpfung eines Verhältnisses zu einem anderen Musiker, dem Goethe bis an sein Lebensende treu geblieben, obschon er für seine musikalischen höheren Zwecke sich unfruchtbar gezeigt, — dieser Musiker war Zelter.

* * *

Das freundschaftliche Verhältniß zwischen einem der größten Genies aller Zeiten und Völker und einem Tonkünstler von sehr mäßiger Bedeutung, eine Verbindung, die sich durch mehr als dreißig Jahre hinzieht und an Innigkeit und Vertraulichkeit stets wächst, hat etwas so Wunderbares, daß man sich vor Allem über die Möglichkeit desselben ins Klare setzen muß. Als Einleitung gebe ich das, was Goethe und Zelter selbst darüber ausgesprochen haben. Ersterer sagt in seinen Tag- und Jahresheften:

„Auch mit Zelter ergab sich ein näheres Verhältniß; bei seinem vierzehntägigen Aufenthalt war man wechselseitig in künstlerischem und sittlichem Sinne um Vieles näher gekommen. Er befand sich in dem seltsamsten Drange zwischen einem ererbten, von Jugend auf geübten, bis zur Meisterschaft durchgeführten Handwerk, das ihm eine bürgerliche Existenz ökonomisch versicherte, und zwischen einem eingeborenen, kräftigen, unwiderstehlichen

Digitized by Google

Kunsttriebe, der aus seinem Individuum den ganzen Reichthum der Tonwelt entwickelte. Jenes treibend, von diesem getrieben, von jenem eine erworbene Fertigkeit besitzend, in diesem nach einer zu erwerbenden Gewandtheit bestrebt, stand er nicht etwa wie Herkules am Scheidewege zwischen dem, was zu ergreifen oder zu meiden sein möchte, sondern er ward von zwei gleich werthen Musen hin- und hergezogen, deren eine sich seiner bemächtigt, deren andere er dagegen sich anzueignen wünschte. Bei seinem redlichen, tüchtig bürgerlichen Ernst war es ihm ebenso sehr um sittliche Bildung zu thun, als diese mit der ästhetischen so nahe verwandt, ja ihr verkörpert ist und eine ohne die andere zu wechselseitiger Vollkommenheit nicht gedacht werden kann.

„Und so konnte ein doppelt wechselseitiges Bestreben nicht außen bleiben, da die weimarischen Kunstfreunde sich fast in demselben Falle befanden: wozu sie nicht geschaffen waren, hatten sie zu leisten, und was sie Angeborenes zu leisten wünschten, schien immerfort unversucht zu bleiben."

Zelter aber schrieb am 1. August 1820, nach mehr als zwanzigjähriger Verbindung mit dem Dichter, Folgendes:

„Was Goethe betrifft, so mag ein so dauerhaft vertrautes Freundschaftsband mit diesem außerordentlichen Manne manche Vermuthung veranlaßt haben, insofern Brüderschaften ohne Blutsverwandtschaft wohl nur beim Trunk entstehen, und so gedenke ich die Veranlassung dazu hier niederzulegen.

„Im letzten Zehnter des vorigen Jahrhunderts waren einige meiner Liederweisen diesem Freunde zu Ohren gekommen. Da mir die Unzufriedenheit der meisten Dichter mit ihren Componisten von Alters her nicht unbekannt und es mir so leicht geworden war, Goethe'sche Verse zur Uebung in Musik zu setzen, so gestehe ich gern den angenehmen Schreck, den ich durch des Dichters Beifall empfand.

„Was ich von seiner Persönlichkeit aus der Tradition wußte, wo nicht selbst die Opposition anerkannter Zeitgenossen gegen die Wirkung seiner Schriften, rührte den tiefsten Grund in mir auf. Ich hatte Partei genommen für ihn, ohne sagen zu können wie und warum, und mein Glaube an jene Opposition, in der ich manchen persönlichen Freund zählte, verlor sich endlich ganz.

„Als nun Schiller seinen ersten Almanach herausgab, erhielt ich den Auftrag, mehrere Goethe'sche Gedichte für diesen Almanach in Noten zu setzen, unter welchen sich ‚Der Gott und die Bajadere' und andere ausgezeichnet haben.

„Dadurch entstand ein wo nicht lebhafter, doch zusammenhängender Briefwechsel, aus dessen scheinbar leichten Andeutungen ich eifrigst zu errathen suchte, was der Dichter leisten wollen und was erreicht war.

„Außerdem wurde auch wohl über häusliche Zustände berichtet, von meinem Thun und Treiben und schweren Leiden, woran Goethe den Antheil eines alten Freundes nahm, der mir so wohlthätiger werden mußte, da ich von meinen Jugendgefährten theils durch den Tod, theils durch weite Entfernung getrennt war.

„Am 12. November 1812 berichtete ich den Tod meines ältesten Sohnes, den Goethe persönlich gekannt und der sich an dem nämlichen Morgen durch einen Pistolenschuß entleibt hatte.

„Auf diesen kurzen Brief folgte eine schnelle Antwort, die mich wie einen Schicksalsbruder mit dem vertraulichsten Du anredete.

„Da ich denken mußte, daß eine solche Benennung wohl nur momentan aus Menschlichkeit und Antheil eines erschütterten Herzens herausgesprungen, beantwortete ich diesen Brief zwar mit der Ergießung einer übervollen Brust, doch mit verdoppelter Ehrfurcht gegen einen von mir aufs höchste verehrten Mann.

„Goethe's Briefe aber folgten in dieser Zeit oft genug auf einander, daß ich denken durfte, an der Stelle eines verlorenen Sohnes einen lebendigen Bruder gewonnen zu haben.

„Es würde vergebens sein, den vernichtenden Schmerz von einer Seite und von der anderen den mächtigen Trostgewinn darzustellen. Aus der tiefsten Trauer, die auch meinem Leben drohte, fand ich mich erhoben, und entschlossen ergriff ich wieder und allein mein gutes Heft und ward gerettet.

„Wenn ich mich nun der vertrauten Freundschaft dieses ewigen Dichters durch meine Kunst und manches Leidens rühme,

Digitized by Google

so verzeihe ich mir diesen Ruhm gar zu gern, da man sich doch von redlicher Freundschaft lieber etwas überschätzt als gleichgültig gehalten sieht."

Nach der sechs Bände umfassenden Correspondenz Goethe's mit Zelter, in welcher die Briefe des letzteren die zahlreicheren sind, und aus der Kenntniß seiner Compositionen ist es nicht schwer, sich ein Bild des Mannes zu entwerfen, dem die Unsterblichkeit zu Theil geworden, weil Goethe sein Freund und Mendelssohn sein Schüler gewesen. Was vor Allem hervortritt, ist eine derbe Naturwüchsigkeit, die eines Stückes Humor nicht ermangelte, und die er sich erhielt, ja nicht ohne Absicht in hervortretender Weise steigerte, nachdem er die Erfahrung gemacht, daß sie ihm zu Statten kam. Von Genialität keine Spur, wohl aber eine kräftige Tüchtigkeit. Er besaß jene angeborene Menschenkenntniß, die man öfters bei Leuten findet, welche aus den weniger gebildeten Gesellschaftsclassen hervorgegangen sind. Ueberhaupt sah und hörte er sich Alles mit vieler Unbefangenheit an und hatte einen klaren Blick, der sich nur trübte, wenn seine Eitelkeit ins Spiel kam — denn er hatte davon ein gut Stück, wie die meisten Autodidakten. Ein tiefes Empfinden war schwerlich seine Sache — oder war es eine unverwüstliche Gemüthsgesundheit, die ihm über die schwersten Schicksalsschläge schnell hinweghalf? Auch scheint er nicht viel Wärme in seinen Beziehungen zu den Menschen gehabt zu haben, abgesehen von der Anbetung Goethe's, was nicht ausschloß, daß er sich oft dienstwillig, ja hülfreich zeigt. Er soll seine Lieder, auch als seine Stimme schon gebrochen war, ausdrucksvoll vorgetragen haben. Die Sprache stand ihm in hohem Grade zu Gebote — sein Urtheil ist scharf, und er geht den Dingen unmittelbar zu Leibe — aber er steht in vielen Fällen nicht hinreichend über ihnen. Viel Sinn hatte er auch für die realen Lebensfreuden: eine starke Genußfähigkeit, einen frischen Trieb zu lebhafter, ja wohl auch geräuschvoller Geselligkeit. Trotz einem ziemlich anmaßenden bürgerlichen Selbstbewußtsein wußte er den Einfluß der Machthaber aller Art wohl zu schätzen und sie zu seinen Zwecken mit Schlauheit zu benutzen. Er hatte sich durch die Kraft seiner Individualität im damaligen Berlin eine Stellung gemacht, die ihm heutigen Tages schwerlich mehr gegönnt sein würde, — die er als Tonkünstler auch damals nicht hätte erringen können, wenn er nicht zu gleicher Zeit ein Stück Baumeister gewesen, als welcher er denn bei vielen Dingen mitreden und mitthun konnte, die man als wichtige der Musik gegenüber bezeichnet. Großen Einfluß gewann er sich durch seine Stellung als Director der Singakademie, eines Institutes, das damals in Deutschland noch sehr einsam dastand und trotz der alljährlichen Wiederaufführung von Graun's „Tod Jesu" für die Theilnahme an Bach und Händel Bedeutendes leistete. Auch seine Liedertafel, vielleicht die früheste in Deutschland entstandene, führte ihm Männer zu von großer persönlicher Bedeutung, wenn sie auch als Vocalisten nicht viel geleistet haben mögen. Und zu alledem kam nun die Beziehung zu Goethe!

Was nun seine musikalischen Fähigkeiten betrifft, so waren dieselben mäßig — aber er hatte das Handwerk der Tonsetzkunst gründlich gelernt und tüchtig geübt, und eine natürliche melodische Erfindungsgabe war ihm gegeben, wenn sie sich auch selten erhob über das, was allgemein gang und gäbe. Größeren Aufgaben war er nicht gewachsen — aber unter seinen Liedern finden sich manche von größerer Innigkeit, als man es ihm zutrauen sollte. Ungesucht, gesund ist das Meiste — Einzelnes doch von unglaublicher Geschmacklosigkeit (wie z. B. eine lange Bravourarie für Baß am Ende der „Theilung der Erde" von Schiller auf die Worte: „So oft du kommst, er soll dir offen sein"). Am besten gelingen ihm, wie es sein ganzes Wesen mit sich brachte, derb-heitere Gesänge — und so gipfelt denn auch seine Tondichtung in seinen Männerchorliedern. In diesen weiß er contrapunktische Fertigkeit und eine scharfe declamatorische Auffassung mit witzigem Humor zu vereinen — einige derselben sind kleine Meisterwerke und verdienen keineswegs so vergessen zu sein, wie sie es sind. Denn sie entsprechen einer wesentlichen Seite des Männergesanges, der geselligen Heiterkeit, besser als die vielen Sentimentalitäten, die gegenwärtig Mode sind. In Compositionen dieser Gattung wie in gewissen

Digitized by Google

kurzen heiteren, frischen Vocalquartetten für gemischten Chor kann man denn auch in Mendelssohn'schen Arbeiten den Einfluß seines Lehrers wahrnehmen — freilich nur in diesen.

Durch die Gattin seines damaligen Verlegers, Frau Unger in Berlin, scheint Goethe zuerst Compositionen von Zelter kennen gelernt zu haben. Er schreibt: „Seine Melodie des Liedes ‚Ich denke dein' hatte einen unglaublichen Reiz für mich, und ich konnte nicht unterlassen, selbst das Lied dazu zu dichten, das in dem Schiller'schen Musenalmanach steht." Er entlehnte in diesem Lied („Nähe des Geliebten") der vergessenen Dichterin, Frau Bron geb. Münter, den das Ganze durchziehenden Gedanken, das Versmaß, ja theilweise den Reim, wie er auch Volkslieder umdichtete und ihrer Naturwüchsigkeit die Vollendung der Form gesellte. — Goethe fügt in jenem Briefe hinzu: „Musik kann ich nicht beurtheilen, denn es fehlt mir an der Kenntniß der Mittel, deren sie sich zu ihren Zwecken bedient, und ich kann nur von der Wirkung sprechen, die sie auf mich macht, wenn ich mich ihr rein und wiederholt überlasse, und so kann ich von Herrn Zelter's Compositionen meiner Lieder sagen, daß ich der Musik kaum solche herzliche Töne zugetraut hätte."

Wie wir früher sahen, spricht sich Goethe in Bezug auf die Kenntniß der musikalischen Mittel nicht immer so bescheiden aus. Herzliche Töne kann man manchen Zelter'schen Liedern auch heute noch zugestehen. Wenn man aber überhaupt die Gesänge jener Zeit beurtheilen will, muß man sich auf einen dem gegenwärtigen Zustande unserer Tonlyrik fernen Standpunkt stellen. Während die Componisten immer mehr, namentlich auch durch den Inhalt der instrumentalen Begleitung, die Gedichte bis ins Einzelnste auszumalen, auszudrücken, auszuspintisiren suchen, überließ man damals dem Sänger, das Colorit für die verschiedenen Strophen der Gedichte ausfindig zu machen, wobei dann die deutlichste Aussprache vor Allem zur Bedingung wurde. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß die poetisch und musikalisch Gebildeten der Schiller-Goethe'schen Zeit (und es hat doch wohl schwerlich an solchen gemangelt!) sich den Vortrag derselben Melodie zehn- bis zwanzigmal hätten gefallen lassen, wenn dieselbe in ihrer einfachen Stimmungsweise sich nicht den mannigfachen Nüancirungen des Sängers leicht gefügt hätte. Ich hörte noch manche der Reichardt'schen, Zelter'schen Compositionen durch Eduard Devrient in dieser ihnen ursprünglich zugedachten Weise vortragen und zwar mit tiefgehender Wirkung. Namentlich die Ballade fügte sich vortrefflich dieser, wenn man will, idealisirten Bänkelsängermanier, in welcher die Melodie dem Gedicht als Trägerin dient, während namentlich durch die instrumentale Richtung unserer Zeit das Wort mehr zur Unterlage der musikalischen Bearbeitung wird.

Daß Goethe an Zelter's Melodien sich höchlichst erfreute, zeigt ein Brief vom 11. August 1799. Er schreibt:

„Mit aufrichtigem Dank erwidere ich Ihren freundlichen Brief, durch den Sie mir in Worten sagen mochten, wovon mich Ihre Compositionen schon längst überzeugt hatten: daß Sie an meinen Arbeiten lebhaften Antheil nehmen und sich manches mit wahrer Neigung zugeeignet haben. Es ist das Schöne einer thätigen Theilnahme, daß sie wieder hervorbringend ist; denn wenn meine Lieder Sie zu Melodien veranlaßten, so kann ich wohl sagen, daß Ihre Melodien mich zu manchem Liede aufgeweckt haben, und ich würde gewiß, wenn wir näher zusammenlebten, öfter als jetzt mich zur lyrischen Stimmung erhoben fühlen. Sie werden mir durch Mittheilung jeder Art ein wahres Vergnügen verschaffen.

„Ich lege eine Production bei, die ein etwas seltsames Ansehen hat. Sie ist durch den Gedanken entstanden, ob man nicht die dramatischen Balladen so ausbilden könnte, daß sie zu einem größeren Singstück dem Componisten Stoff geben. Leider hat die gegenwärtige nicht Würde genug, um einen so großen Aufwand zu verdienen."

Diese Ballade, die „nicht Würde genug" haben soll, ist die „Walpurgisnacht". Und hier, gleich zu Anfang der Verbindung zwischen dem Dichter und dem Musiker, zeigt sich, wie wenig der letztere auf der Höhe stand, die das Verhältniß zu einem wahrhaft fruchtbaren hätte machen können. Denn Zelter antwortet: „Die erste Walpurgisnacht ist ein sehr eigenes Gedicht.

Die Verſe ſind muſikaliſch und ſingbar." (Wirklich?) „Ich wollte es Ihnen in Muſik geſetzt hier beilegen und habe ein gutes Theil hineingearbeitet, allein ich kann die Luſt nicht finden, die durch das Ganze weht, und es ſoll lieber noch liegen bleiben." Nach dreizehn Jahren ſpricht er auch wieder davon, berichtet, daß er es zu componiren begonnen, verlangt aber über den hiſtoriſchen Theil Specielleres zu erfahren. Nach den freundlichen Auseinanderſetzungen des Dichters — iſt weiterhin nicht mehr davon die Rede. Und Goethe's fruchtbarer Gedanke, dem ſo viel Herrliches hätte entſprießen können, der ſo offenbar zeigt, wie er die muſikaliſchen Mittel, die er „nicht kennt", mit dem Scharfſinn und dem tiefen Blick des Genies erräth und entdeckt — er war auf dürren Boden gefallen. Und doch gab ſich Zelter wunderbaren, wenn auch ſich ſtets wiederholenden Täuſchungen über ſein Talent hin. Denn er ſchreibt kurze Zeit nachher an Goethe, daß er zur dramatiſchen Muſik beſondere Neigung fühle und glauben dürfe, „daß Großes ihm gelingen könnte". Der Dichter mag aber doch die Ueberzeugung des Tonſetzers nicht getheilt haben, denn er antwortet: „Man müßte mit dem Componiſten zuſammenleben und für ein beſtimmtes Theater arbeiten, ſonſt kann nicht leicht aus einer ſolchen Unternehmung etwas werden. Uebrigens lebe ich in keiner muſikaliſchen Sphäre, wir reproduciren das ganze Jahr bald dieſe, bald jene Muſik, aber wo keine Production iſt, kann eine Kunſt nicht lebendig empfunden werden."

In ſpäteren Jahren bittet Zelter um den Text zu einem Oratorium. Diesmal verhält ſich Goethe nicht ablehnend und entwirft einen faſt allzu großartigen Plan, der das ganze Chriſtenthum umfaßt. Es wird jedoch wieder nichts daraus, ſo wenig wie aus irgend einer anderen bedeutenderen Aufgabe. Gedichte für ſeine Liedertafel, für die Zelter nie aufhört beim Dichter anzuklopfen, liefert dieſer mit der unendlichen Bonhommie, die ihm eigen war. Die Verbindung zwiſchen den beiden Freunden, wie ſie aus ihren Briefen hervorgeht, wird mehr als irgend eine andere Quelle uns Goethe's Antheil an der Tonkunſt durch eine lange Reihe von Jahren aufs reichlichſte zuführen — ein gemeinſames Schaffen höherer Art kam nicht zur Erſcheinung.

Fragt man ſich nun, wie es kam, daß Goethe mit einem Manne, der tief unter ihm ſtand, ſo innig und andauernd den freundſchaftlichſten Verkehr aufrecht erhalten mochte, ſo finden ſich hierfür Gründe mannigfachſter Art. Zelter war, was der Dichter „eine Natur" nannte, ſeine derbe ſarkaſtiſche Weiſe berührte ihn wohlthuend — denn ein Stück Frankfurterthum iſt ihm innerlich gewiß nie abhanden gekommen — und Aeußerungen, die dieſen Charakter trugen, mußten etwas Erfriſchendes für ihn haben in der übermäßig gebildeten Atmoſphäre, in der er athmete. Dann war der Muſiker Zelter ihm intereſſant, da er ihm von Dingen redete und erzählte, für welche er Niemanden in ſeiner Nähe hatte. Auch der Berliner Großſtädter konnte ihm allerlei Mittheilungen machen, die ihn in der engen Weimarer Abgeſchloſſenheit unterhielten. Schließlich aber war Zelter doch ein Mann in des Wortes beſter Bedeutung — ein Charakter — und die unendliche ungeheuchelte Verehrung desſelben, die aufrichtige Liebe, mit der er ſich ihm hingab, mußte dem Dichter wohlthun, trotz oder neben aller Anbetung, die ihm ſo vielfach zu Theil wurde. Zelter wußte die Freundſchaft des großen Mannes nicht allein zu ſchätzen, ſondern auch zu benutzen — das ſchließt aber nicht aus, daß ſie ſein Lebensodem war. Einige Tage nach Goethe's Tode trat Felix Mendelsſohn zu mir ins Zimmer (es war in Paris) mit verweinten Augen und kündigte mir die ernſte Nachricht an. „Nun wird auch Zelter nicht lange mehr leben," fügte er hinzu; „du wirſt ſehen, er folgt ihm bald nach." Und ſo geſchah's — zwei Monate nach des Dichters Hingang verſchied er.

(Schluß folgt.)

Die Auster,

ihre natürlichen Lebensverhältnisse und ihre künstliche Zucht.

Von

Karl Möbius.

Am 15. October 1740 bezahlte man in Hamburg das erste Hundert einer frisch angekommenen Ladung holsteinischer Austern mit Mark 2,40 nach heutigem Gelde; das zweite Hundert mit Mark 2,10; dann wurden 1025 Stück verkauft, das Hundert zu Mark 1,80; dann 1000 Stück, das Hundert zu Mark 1,50; dann 2000 Stück, das Hundert zu Mark 1,20; zuletzt 12500 Stück, das Hundert zu 60 Pf. Diese schönen Zeiten sind längst vorüber, heute kosten selbst die schlechtesten nordamerikanischen Austern mehr, als damals für die besten holsteinischen bezahlt wurde. Woran liegt das? Sind die Austern jetzt weniger fruchtbar als früher oder hat das Meer jetzt weniger Nahrung für das delicateste Weichthier als in vergangenen Jahrhunderten?

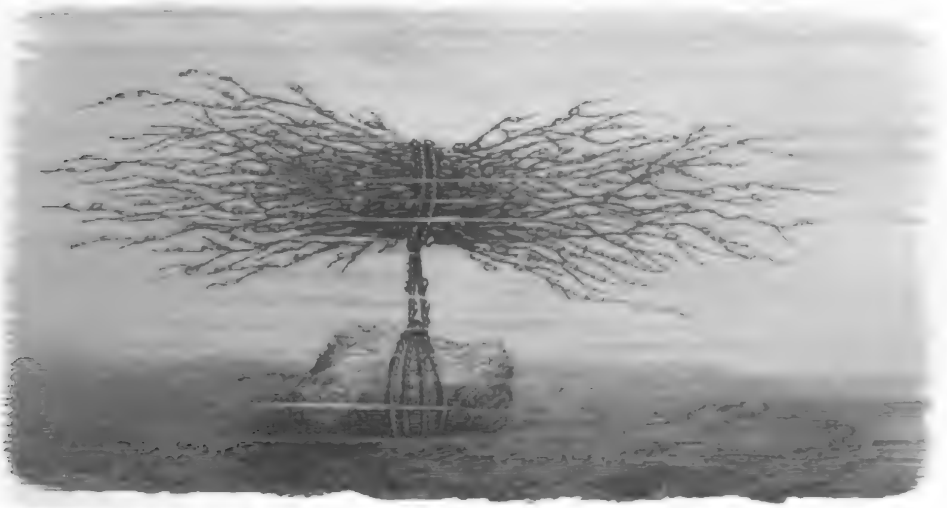
Durchaus nicht; denn weder die Auster noch das Meer haben in unserem Jahrhundert ihre alte natürliche Beschaffenheit zu Ungunsten der Austern geändert. Das Meer und die Austern, beide sind dieselben geblieben, die sie in den billigen Austernzeiten waren. Schnell anders geworden ist aber der Consum der Austern, seitdem diese auf Eisenbahnen frisch, wie sie von den Bänken kommen, ins Binnenland geführt werden. Während vor der Zeit des Dampfes Austern fast nur in den Küstengegenden in größeren Quantitäten gegessen wurden, nahm nun auch im Binnenlande die Zahl der Austernesser schnell zu. Da die Nachfrage nach Austern von Jahr zu Jahr wuchs, so wurden die Austernbänke stärker befischt als früher. Ein Fallen der Preise wenige Tage nach Ankunft einer Ladung in den Küstenplätzen schützte die Bänke nun nicht mehr vor zu starker Befischung. Daß aber die Austernbänke erschöpft werden könnten, kam den Fischern nicht in den Sinn. Hatten sie doch seit Menschengedenken Jahr für Jahr auf denselben Bänken Austern gefunden; warum sollten sie nun unterlassen, zu nehmen, was in ihre Netze kam? Früher freilich fischten sie nur an solchen Stellen, wo die Austern dicht lagen. Wo sie nur wenig Austern fingen, da machte sich das Fischen nicht bezahlt, weil die Preise niedrig waren. Bänke, welche nur dünn mit ausgewachsenen Austern besäet waren, ließ man daher so lange in Ruhe, bis sich auf ihnen wieder das volle, die Arbeit des Fischens lohnende Maß von Marktaustern angesammelt hatte. Als jedoch mit der Zahl der Austernesser auch die Preise der Austern bedeutend stiegen, verlohnte es sich auch noch, auf weniger ergiebigen Stellen zu fischen. Man warf die Netze so lange immer wieder auf denselben Bänken aus, bis fast keine Austern mehr zu finden waren. So wurden z. B. an der Westküste von Frankreich auf den bei Rochefort liegenden reichen Bänken im Jahre 1854 bis 1855 15 000000 Austern gefischt und zum größten Theil auf der 1854 eröffneten Eisenbahn frisch ins Innere Frank-

Digitized by Google

reichs gebracht. Neun Jahre ſpäter, in der Saiſon 1863 bis 1864, lieferten dieſelben Bänke zuſammen nur noch 400000 Auſtern. Die berühmten Auſternbänke in der Bai von Cancale an der Küſte der Normandie, auf welchen man von 1840 bis 1850 jährlich im Durchſchnitt über 60000000 Marktauſtern gefiſcht hatte, waren durch unmäßiges Befiſchen in den ſechziger Jahren ſo heruntergekommen, daß ſie kaum noch 2000000 Auſtern lieferten.

Dieſe Verarmung der reichſten franzöſiſchen Auſterngebiete brachte den berühmten Embryologen Profeſſor Coſte in Paris auf den Gedanken, mit Hülfe des Menſchen die abgefiſchten Auſternbänke wieder productiv zu machen. Es war ihm bekannt, daß in dem See Fuſaro (dem Acheron Virgil's) bei Neapel wahrſcheinlich ſchon zu den Zeiten des Kaiſers Auguſtus Auſternbrut auf Bündeln von Zweigen geſammelt und groß gezogen wurde. Dieſe Methode verpflanzte er nach Frankreich, indem er mit Geldmitteln, die ihm Napoleon III. zur Verfügung ſtellte, im März und April 1858 in der Bucht von St. Brieuc an der Nordküſte der Bretagne 3000000 reife fortpflanzungsfähige Auſtern über eine Fläche von 1000 Hektaren, wo früher Auſternbänke geweſen waren, auswerfen ließ. Um der zu erwartenden jungen Brut dieſer Mutterauſtern recht viele geeignete Anſatzflächen zu bieten, ließ Coſte den Meeresgrund mit Auſtern- und anderen Muſchelſchalen beſtreuen und Faſchinen (Reisbündel) durch Steine auf den Grund ſenken. (Fig. 1 und Fig. 2.) Sechs Monate nachher waren dieſe Muſcheln und Faſchinen dicht beſetzt mit jungen Auſtern. Die Zahl der jungen Auſtern, welche ſich auf einer Faſchine von der Größe einer Getreidegarbe niedergelaſſen hatten, ſtieg bis auf 20000 Stück. „Dieſe Maſſen junger Auſtern ſind Früchte," ſchrieb Coſte in ſeinem Bericht an den Kaiſer, „welche nur noch zu reifen brauchen, um nach ungefähr achtzehn Monaten eine reiche Ernte zu geben. Da 1000 Auſtern am Productionsplatze 20 Franken koſten," fuhr Coſte fort, „ſo werden die 20000 Auſtern auf einer Faſchine, ſobald ſie Marktgröße erreicht haben, einen Werth von 400 Franken repräſentiren. Da jede reife Auſter 2000000 bis 3000000 Junge erzeugt und da man die Zahl der Brutſammler beliebig vermehren kann, ſo wird dieſe neue Induſtrie unerſchöpfliche Ernten liefern. Man braucht nur die neugegründeten Bänke mit einander zu verbinden, um die ganze Bucht von St. Brieuc in ein ausgedehntes reiches Auſternlager zu verwandeln. Der überraſchende Erfolg dieſes Verſuchs lehrt, daß überall, wo der Meeresgrund gegen Verſchlammung geſchützt iſt, durch dieſe neue von der

Fig. 1.



Eine Faſchine über dem Meeresgrunde ſchwebend, durch einen Stein verankert, mit jungen Auſtern beſetzt. (Nach Coſte.)

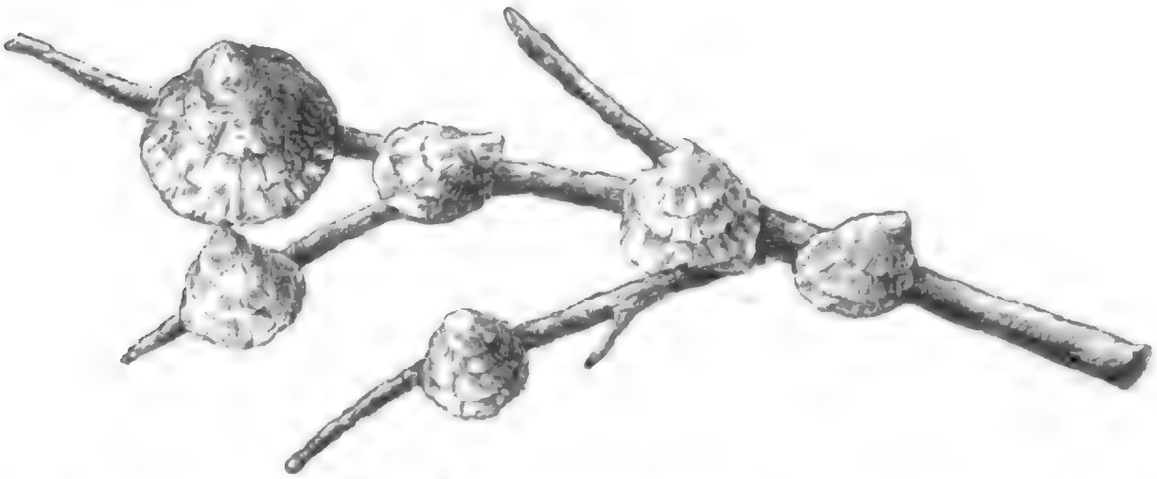
Wissenschaft geleitete Industrie dem Meere größere Ernten abgewonnen werden können als dem Lande."

Der Coste'sche Versuch machte natürlich großes Aufsehen und veranlaßte Fischer und Capitalisten, ihn an verschiedenen anderen Stellen der französischen Küste nachzuahmen; aber überall erlangten von den großen Mengen junger Austern, welche sich auf Faschinen, Dachziegeln und anderen ausgelegten Sammelkörpern niedergelassen hatten, nur sehr wenige eine solche Größe, daß sie als Speiseaustern verkauft werden konnten. Die allermeisten gingen schon als junge Thiere zu Grunde. Diejenigen, welche sich auf Faschinen festgesetzt hatten, sanken mit diesen in den Sand und Schlamm des Meeresbodens ein und erstickten darin, nachdem sich das Holz voll Wasser gesogen hatte. Wo die auf Muschelschalen und Ziegeln sitzenden Austern frei von Sand und Schlamm blieben, wurden die meisten von Seesternen, Schnecken und Krebsen verzehrt, bevor ihre Schalen groß und dick genug geworden waren, um den weichen Körper gegen Feinde zu schützen.

So traten nirgend die reichen Austernernten ein, auf welche man nach den Coste'schen Berichten und Zahlen mit größter Sicherheit gerechnet hatte. Ja fast überall kosteten die Mutteraustern, die Sammelkörper und die Arbeit des Auslegens mehr, als die Ernten eintrugen, und es war daher natürlich, daß man fast überall von weiteren Versuchen abstand. Nur in der Bucht von Arcachon und an der Südküste der Bretagne wurde mit Unterstützung der Regierung fortexperimentirt und endlich auch eine lohnende Methode der künstlichen Austernzucht ausfindig gemacht.

Nachdem endlich die Aufsichtsbehörden der französischen Küstenfischerei erkannt hatten, daß sich da keine Austernbänke künstlich bilden lassen, wo die Bedingungen zu ihrem Bestehen nicht schon von Natur vorhanden sind, ordneten sie eine zweckmäßige Schonung der natürlichen Austernbänke an, nicht bloß deshalb, damit diese endlich wieder die früheren Quantitäten von Marktaustern liefern möchten, sondern in einigen Gebieten auch zu dem Zwecke, um von ihnen alljährlich junge Brut für die künstliche Austernzucht entnehmen zu können, weil nur auf den natürlichen Bänken die Austern regelmäßig Junge erzeugen, dagegen sich in künstlichen Austernbassins selten fortpflanzen.

Fig. 2.



Zweig einer Faschine, mit jungen, 2—4 Monate alten Austern besetzt, in natürl. Größe. (Nach Coste.)

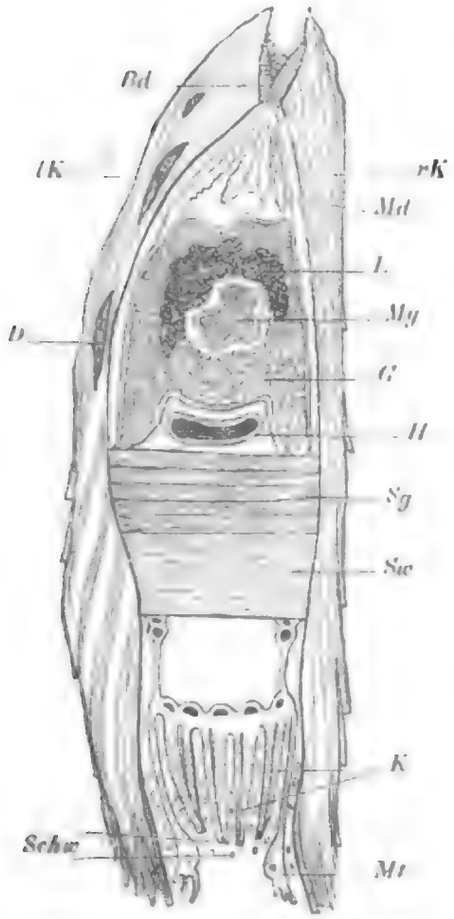
Die neuere französische Austernzucht verfährt folgendermaßen: Im Frühling, bevor die Austernbrut den Bart der Mutteraustern (Fig. 3) verläßt und mit Hülfe eines Schwimmapparates, des Wimperkissens (Fig. 4), das Wasser eine kurze Zeit durchschwärmt, legt man bei niedrigem Wasser Dachziegel, welche mit einer leicht ablösbaren Kalkkruste überzogen sind, bei den Austernbänken auf den Meeresboden, um darauf junge Austern einzufangen. Nach Beendigung ihres Schwärmlebens sinken die jungen Austern zu Boden, legen sich auf die Seite und die aufliegende Klappe ihrer winzigen Schale verwächst, während sie sich ver-

Digitized by Google

größert, mit ihrer Unterlage: mit einer alten Austernschale, einem Stück Holz, einem Stein oder irgend einem anderen festen Körper am Meeresgrunde, der nicht mit Schlamm bedeckt oder mit Schlick überzogen ist.

Daher sind auch Dachziegel sehr geeignete Austernbrutfänger oder -Sammler (collecteurs der Franzosen). Wo sich die junge Auster niedergelassen hat, da bleibt sie zeitlebens, falls sie nicht durch äußere

Fig. 3.

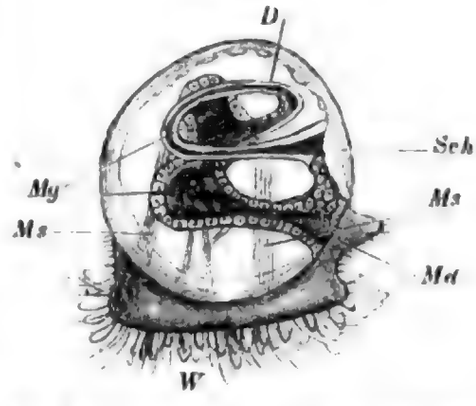


Querschnitt einer holsteinischen Auster.

Bd das Band an der Rückenseite, durch dessen Elasticität die Bauchränder der beiden Schalenklappen von einander entfernt werden; Dh Höhlungen in der Schale mit übelriechender Flüssigkeit; G Geschlechtsdrüse, worin Eier und Befruchtungsfaden nach einander entstehen; H Herz; k Kiemen (vier); L Leber (hellbraunlich); lK linke Klappe; Mg Magen; Mt Mantel, die Hautplatte, aus der die Stoffe der Schale abgesondert werden; rK rechte Klappe; Sg und Sw der Schließmuskel (Stuhl), wodurch die beiden Klappen an einander gezogen werden. Der obere Theil (Sg) besteht aus grauen Fasern, der untere (Sw) aus weißen; Schw Schwärmlinge zwischen den Mantel- und Kiemenplatten, die zusammen „Bart" genannt werden.

Umstände an einen anderen Ort versetzt wird; denn sie besitzt keinen Fuß zum Fortkriechen wie viele andere Muscheln. Haben sich also auf einer Ziegelfläche viele junge Austern dicht bei einander niedergelassen, so können sie sich nicht trennen, sobald ihre wachsenden Schalen sich berühren. (Fig. 5.) Diese verwachsen dann mit einander und stören ihre weitere regelmäßige Ausbildung. Um dies zu verhindern, werden die Austern, wenn ihre Schalen einige Centimeter groß sind, von den Ziegeln abgelöst und in Kasten versetzt, deren Boden und Decke aus Drahtgittern besteht, durch welche das flutende und ebbende Wasser ein- und austreten kann, damit den Austern bei jedem Strommechsel Nahrung zugeführt werde. Man legt die jungen Austern, nachdem man sie abgelöst hat, nicht sofort frei in ausgegrabene Bassins, sondern in vergitterte Kasten, damit sie nicht von Seesternen, Schnecken und Krebsen gefressen werden. Erst wenn ihre Schalen so groß und dick geworden

Fig. 4.



Ein Austernschwärmling, 150mal vergrößert.

D Darm; Md Mund; Mg die beiden Abtheilungen des Magens; Ms Muskeln, welche das Wimperkissen in die Schale zurückziehen; Sch die rechte Schalenklappe.

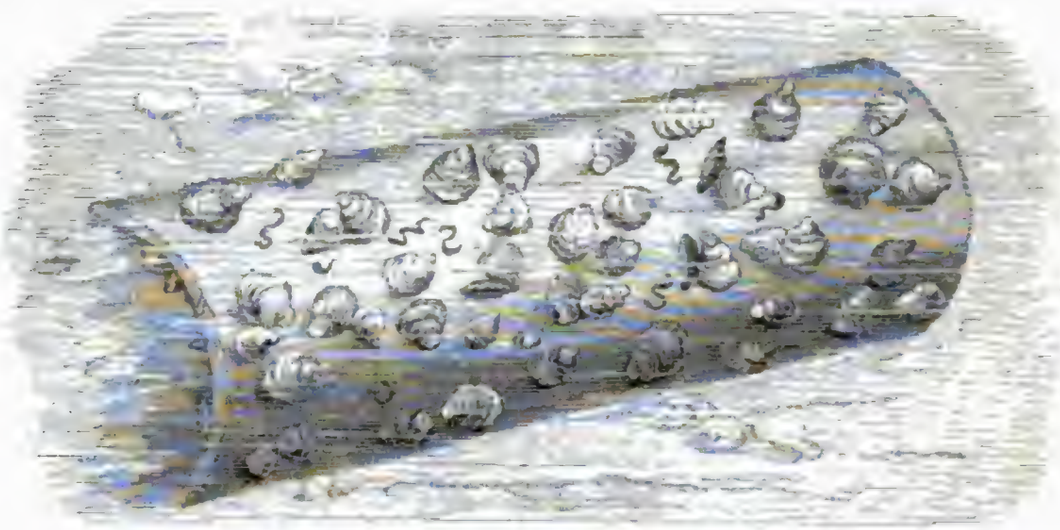
sind, daß sie dadurch ihren Weichkörper selbst gegen diese Feinde schützen können, kann man sie in ausgegrabene Austernbetten bringen. Hier erlangen sie bei reichlicher Nahrung schon im zweiten oder dritten Jahre die in Frankreich beliebte Größe der Tafelaustern. In den Austernbetten werden die Austern während der niedrigen Ebben, welche bei Vollmond und Neumond eintreten, vom Schlamm gereinigt und in schlammfreie Betten umgesetzt. In dem Wasser der Austernbetten schwimmen mikroskopische Thiere und Pflanzen, welche theils in den Betten selbst entstehen, theils von dem einströmenden Flutwasser mitgeführt werden. Diese Organismen machen die Hauptnahrung der Austern aus. Da weder in den Austernbetten noch in dem Meerwasser außerhalb derselben

Digitized by Google

eine unbegrenzte Masse dieser Organismen vorhanden ist, so kann auch nur eine gewisse Anzahl Austern in jedem Austernbett genügende Nahrung erhalten, und es ist daher eine alte Erfahrung der Austernzüchter, daß die Austern mager bleiben, wenn sie sehr dicht liegen, dagegen schneller groß und fett werden, wenn sie in gewissen Entfernungen von einander liegen.

An der Westküste von Frankreich giebt es zwei Gebiete, in denen große Massen Austernbrut in der Nähe natürlicher Bänke gesammelt werden kann: in der Bucht von Arcachon südlich von Bordeaux und in dem inselreichen Küstenmeer Morbihan an der Südküste der Bretagne. und Marennes hat der Fluß eine Menge dunklen Schlamm, ein flaches Marschland abgelagert, welches hauptsächlich aus Thon, aus kohlensaurem Kalk und organischen Stoffen zusammengesetzt ist. In diesem Boden hat man zahlreiche Teiche, meistens 200 bis 300 qm groß, ausgegraben, in welche das Seewasser durch Canäle bei Flut einströmt und bei Ebbe wieder abfließt. Da sich das Seewasser hier mit dem süßen Wasser des Flusses mischt, so sinkt der Salzgehalt bis gegen $2^1/_2$ Procent herab, was günstig ist für die Ausbildung wohlschmeckender Austern. Der Boden der Teiche (claires) ist in der Regel in der Mitte höher als am Rande.

Fig. 5.



Ziegel mit jungen Austern besetzt. (Nach einem Exemplar von Arcachon.)

1880 wurden in der Bai von Arcachon 195 477 000 Austern gewonnen und dafür pro Tausend durchschnittlich 25 Francs, im Ganzen 4 254 000 Francs gelöst, und aus Morbihan wurden 33 325 000 Tischaustern und 155 418 000 junge Austern ausgeführt.

Da beide Gebiete zu klein sind, um alle daselbst künstlich eingefangenen Brutaustern marktgroß zu ziehen, so müssen die dortigen Austernzüchter den größten Theil nach solchen Küstengebieten versenden, wo wenig oder keine Austernbrut eingesammelt werden kann, die aber zum Mästen der Auster geeignet sind. Unter den Austernmästgebieten an der Westküste von Frankreich nehmen die niedrigen Ufer zu beiden Seiten der Mündung der Seudre nördlich von der Gironde den ersten Rang ein. Hier in der Nähe der Oerter la Tremblade Die jungen Austern werden auf den erhöhten Grund gelegt. Sie erreichen die höchste Delicatesse nicht vor drei bis vier Jahren. Während dieser Zeit werden sie bei niedrigem Wasserstande wiederholt von Schlamm gereinigt und in andere gereinigte Teiche gesetzt. Eine in Paris sehr geschätzte Eigenschaft dieser gemästeten Austern ist ihre grünliche Farbe. 1880 bis 1881 wurden 151 000 000 Austern aus den Claires der Seudremündung auf den Markt gebracht und an deren Stelle wieder 190 000 000 junge Austern zur Mästung ausgelegt.

Was für Summen sind das gegenüber den paar Millionen Austern, welche die natürlichen Austernbänke an der deutschen Küste produciren! Woher kommt das? Weshalb helfen wir der Natur nicht auch nach? Warum säumen wir noch, die be-

währten französischen Methoden zum Einfangen von Austernbrut und zum Mästen junger Austern bei uns einzuführen?

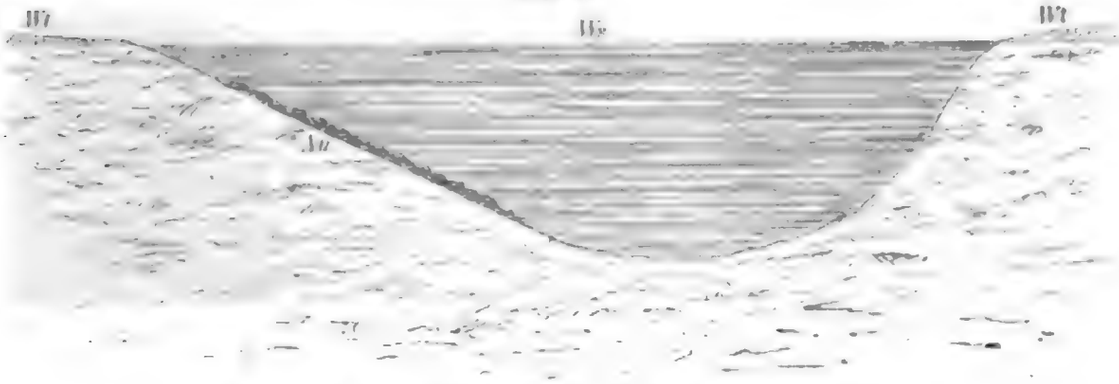
Diese Fragen, welche sich hier jedem Verehrer holsteinischer Austern aufdrängen, lassen sich nicht anders verständlich beantworten als durch eine Beschreibung der Lebensverhältnisse der Austern an unseren Küsten.

Die holsteinischen Austern werden gefischt auf ungefähr fünfzig Austernbänken, welche zwischen der festländischen Küste Schleswig-Holsteins und den Inseln Röm, Sylt, Föhr und Amrum liegen, also nicht in der offenen Nordsee, sondern in dem sogenannten Wattenmeere, welches diesen Namen von den Watten, den bei dem niedrigsten Wasserstande trocken liegenden Strecken des Meeresbodens, erhalten hat. Von diesen flachsten Theilen des Meeresbodens läuft das Wasser während der Ebbe in mehr oder weniger tiefen Rinnen ab und ergießt sich in immer breiter und tiefer werdenden Strömen zwischen den Inseln in die offene Nordsee; während der Flut kommt es in denselben Rinnen wieder aus dem offenen Meere herein und steigt so lange, bis die Watten wieder gänzlich bedeckt sind. (Fig. 6.)

An den Abhängen dieser Rinnen liegen die Austernbänke, jedoch nur an solchen Stellen, wo der Meeresboden nicht mit beweglichem Sand bedeckt ist und wo sich kein Schlick ablagert; denn da die Austern keinen Fuß haben, so können sie sich nicht in die Höhe arbeiten, wenn sie von Sand und Schlick bedeckt werden, sondern müssen unter diesen ersticken. Der für Austern passende Grund des Wattenmeeres hat deshalb nur eine sehr geringe Ausdehnung, weil das Wasser des Wattenmeeres während des Flut- und Ebbewechsels fast überall entweder Schlick oder Sand ablagert oder von einer Stelle zur anderen führt. An solchen Stellen können sich von Natur keine Austernbänke bilden, und wollte man daselbst künstliche Austernbänke anlegen, so müßte man durch Veränderung der Flut- und Ebbeströmungen oder durch andere Mittel die Ablagerung von Schlick und Sand verhindern.

Die Austernbänke haben in der Richtung der Stromrinnen ihre größte Ausdehnung. Die meisten sind schmale langgestreckte Flächen des Meeresbodens, welche mit alten Austernschalen bedeckt sind, auf denen die lebenden Austern liegen. Viele stellen sich eine Austernbank vor als eine auf Felsen festgewachsene Masse dicht neben und über einander liegender Austern. Das ist falsch, denn die Austern liegen zerstreut und lose auf den Schalen ihrer Vorfahren; selten sind mehrere lebende Austern zusammengewachsen. Man braucht sie daher nicht vom Meeresgrunde abzubrechen, sondern man holt sie mit Netzen herauf, welche an einem eisernen Rahmen befestigt sind, damit sie in den Grund sinken. (Fig. 7.) Die am Boden liegende Seite des Netzrahmens besteht aus einer Schneide, welche unter die am Boden liegenden Schalen und Muscheln fährt. So füllt sich der Beutel, während das Netz fünf bis zehn Minuten von dem segelnden Schiff über die Austernbank gezogen wird, mit allerhand Bodenbestandtheilen an. Wenn es voll ist, wird es von zwei oder drei kräftigen Männern in die Höhe gezogen und auf Deck ent-

Fig. 6.

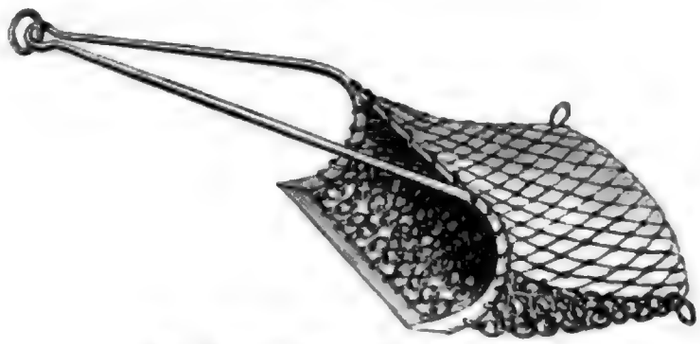


Durchschnitt einer Stromrinne für das Flut- und Ebbewasser.
Au Austernbank am Abhang der Rinne; Ws Wasserspiegel bei niedrigster Ebbe; Wt trockenliegende Watten

leert. Den Hauptinhalt bilden alte abgeriebene Austernschalen. Zwischen diesen liegen lebende Austern mit festgeschlossenen Schalen, aber auch noch viele andere Thiere, besonders Seesterne, Seeigel, Einsiedlerkrebse und Wellhornschnecken. Auf Austernschalen sind häufig Polypen, Schwämme, Moosthiere und Röhrenwürmer festgewachsen. Bei günstigem Wind und Strom werden von einem Fahrzeug vier Netze ausgeworfen (Fig. 8), bei schwachem Winde nur zwei oder eins. Die Austernfischer durchsuchen den ganzen Netzinhalt nach lebenden Austern und werfen alles Uebrige dann wieder ins Wasser. Von den Schalen der marktgroßen Austern schneiden sie alle ansitzenden Thiere ab, spülen sie in Seewasser rein und verpacken sie dann in die Versandgefäße. Als Marktaustern gelten nur diejenigen, welche in der Mitte ihrer Klappen wenigstens 18 mm dick sind; alle weniger dicken Austern werden als „Junggut" oder halbwüchsige Austern auf die Bank geworfen, damit sie weiter wachsen.

Die Zahl der Marktaustern, welche in einem Netzwurf gefangen werden, ist sehr verschieden; in der Mitte reicher Bänke kann sie mehr als 100 betragen, während auf schwachen Bänken das Netz nur einige Stück enthält. Die Menge des Junggut ist selten größer, meistens ist sie viel kleiner als die Anzahl der Marktaustern. Nach vieljährigen Beobachtungen kommen auf den schleswig-holsteinischen Bänken auf 1000 Marktaustern durchschnittlich nur 421 halbwüchsige Austern. Da nun nach Berechnungen, welche ich auf eigene sichere Beobachtungen gründe, auf 1000 erwachsene Austern jährlich wenigstens 500 000 000 Austernschwärmlinge fallen, so gehen für jede heranwachsende holsteinische Auster durchschnittlich mehr als 1 187 000 Schwärmlinge zu Grunde.* Diese massenhafte Vernichtung jungen Austerlebens wird verständlich, wenn man einen Blick auf die Eigenschaften der Austern und auf die Beschaffenheit unseres Wattenmeeres wirft. Nachdem sich die jungen Austern aus den Eiern in den Zwischenräumen des Bartes ihrer Mutter so weit entwickelt haben, daß sie schwimmen können, schwärmen sie aus, werden mit dem strömenden Wasser fortgeführt und lassen sich endlich ohne Auswahl eines günstigen Platzes irgendwo am Meeresgrunde nieder. Alle diejenigen, welche auf wandelbaren Sandgrund oder auf Schlickboden gerathen, werden, weil sie keinen Fuß haben und daher nicht kriechen können, bald bedeckt und erstickt, und von denen, die auf den Austernbänken eine reine Lagerstätte finden, werden die meisten von Fischen, Seesternen, Krebsen und anderen Thieren verzehrt, ehe ihre Schalen dick genug geworden sind, um sie vor Feinden zu schützen. In kalten Wintern vernichtet auch der Frost noch manche der jungen Austern, die sich auf den flacheren Strecken der Bänke angesiedelt haben. Die regelmäßige Vernichtung ungeheurer Mengen junger Austern ist also eine nothwendige Folge der äußeren Lebensverhältnisse der Austern und ihrer eigenen Natur.

Fig. 7.



Ein schleswig-holsteinisches Austernnetz.

Der ganze Rahmen sammt den Schenkeln und dem Ringe, an dem das Tau befestigt wird, besteht aus starkem Eisen. Die obere Hälfte des Beutels besteht aus dickem Hanfgarn, die untere Hälfte aus eisernen Ringen. An den hinteren Ecken sind Oesen, in welche die Fischer greifen, wenn sie das Netz ausleeren wollen.

* Leser, welche sich hierüber näher unterrichten wollen, verweise ich auf meine Schrift: „Die Auster und die Austernwirthschaft." Berlin, Parey, 1877.

Digitized by Google

Nun wird man verſtehen, warum die großen Hoffnungen, welche Profeſſor Coſte erregte, als er ſeine Faſchinen dicht mit Auſtern beſetzt gefunden hatte, nicht in Erfüllung gehen konnten, denn das Einfangen von Auſternbrut iſt nur die Anfangsarbeit der künſtlichen Auſternzucht. Um praktiſche Reſultate zu liefern, muß ſie ergänzt werden durch unabläſſige Sorge für die Erhaltung und Ernährung der eingefangenen jungen Auſtern, bis ſie die Größe von Marktauſtern erreicht haben. Alle dieſe Arbeiten können aber nur in ſolchen Küſtengebieten ausgeführt werden, wo das Waſſer regelmäßig ſinkt und ſteigt und im Winter eisfrei bleibt oder nur vorübergehend mit Eis bedeckt wird, und wo keine hohen, die Auſternzuchtanlagen zerſtörenden Sturmfluten zu fürchten ſind. Dieſe Eigenſchaften haben nur wenige Buchten an der franzöſiſchen Küſte und in Holland die Oeſterſchelde. Durch die in dieſen Gebieten betriebene künſtliche Auſternzucht werden weit größere Maſſen von Auſtern gewonnen, als die natürlichen Bänke an der franzöſiſchen und holländiſchen Küſte zu produciren im Stande ſind, weil menſchliche Intelligenz und Arbeit

Fig. 8.

Eine ſchleswig-holſteiniſche Auſternjacht mit vier ausgeworfenen Netzen ſegelnd. Das zweite Netz (von rechts) iſt verkehrt gefallen und fängt daher nichts.

Digitized by Google

die natürlichen Hindernisse des Heranwachsens der jungen Austern unablässig bekämpft. Die künstliche Austernzucht verhält sich also ähnlich wie unsere Garten- und Landwirthschaft, welche zu Gunsten der Culturgewächse einen fortwährenden Kampf gegen die wildwachsenden Pflanzen zu führen und den Boden immer wieder mit Nährstoffen zu versorgen hat.

Die künstliche Austernzucht besteht also nicht etwa nur in einer einmaligen Anlage von Austernbänken und dann in dem jährlich wiederkehrenden Abfischen der reifen Austern, sondern in monatlich wiederholten mühsamen Arbeiten in den Austernzuchtanlagen, woraus sich dann auch erklärt, daß trotz der vielen Millionen Austern, welche die künstliche Austernzucht auf den Markt bringt, die Preise für große wohlschmeckende Austern sich hochgehalten haben.

Ferner wird nun auch verständlich sein, daß auf reichhaltigen Austernbänken der Hauptvorrath nicht aus jungen Austern besteht, sondern aus ausgewachsenen Thieren. Auf den schleswig-holsteinischen Bänken sind die meisten marktfähigen Austern sieben bis zwölf Jahre alt. Zwischen diesen kommen Individuen vor, welche sogar zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre alt sind. In diesem hohen Alter haben die Austern sehr dicke Schalen und einen wässerigen Weichkörper von fadem Geschmack und sind daher wenig werth. Jetzt, da man eingesehen hat, daß die wahre Productivität der Austernbänke nicht nach der Menge der Schwärmlinge abgeschätzt werden darf, sondern durch die Anzahl der halbwüchsigen Austern bestimmt wird, jetzt erst sind wir im Besitz einer sicheren Basis für eine erhaltungsmäßige Befischung der natürlichen Austernbänke. Es dürfen von diesen jährlich nicht mehr alte Austern weggenommen werden, als die Durchschnittszahl der heranwachsenden jungen Austern beträgt. Nimmt man mehr weg, so wird der Bestand der fortpflanzungsfähigen Austern gegenüber den äußeren Lebensbedingungen zu schwach; die Bank wird von Jahr zu Jahr ärmer, bis die Austern endlich so zerstreut liegen, daß sich das Auswerfen der Netze gar nicht mehr bezahlt macht. Bei einer rationellen Bewirthschaftung natürlicher Austernbänke wird vor der Fangzeit, die bei uns vom 1. September bis zum 1. Mai dauert, der Bestand der Bänke untersucht und danach festgestellt, welche Bänke befischt werden sollen und wie viel Austern von ihnen höchstens entnommen werden dürfen. Durch diese Maßregel sind die schleswig-holsteinischen Austernbänke dagegen gesichert, so erschöpft zu werden, wie viele französische und englische Austernbänke seit einigen Jahrzehnten durch übermäßiges Abfischen erschöpft worden sind.

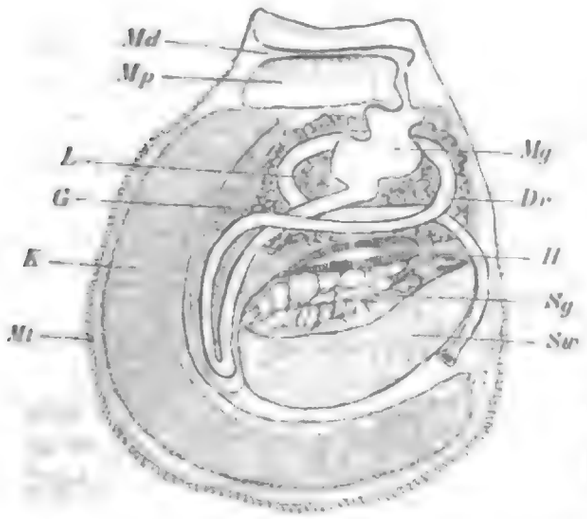
Von künstlicher Austernzucht nach den in Arcachon, Morbihan, Marennes und in der Oosterschelde bewährten Methoden müssen wir abstehen, weil unsere Winter zu streng sind und die Sturmfluten gewaltigere Wassermassen gegen die Küsten werfen als an jenen Orten. Wenn sich bei uns überhaupt etwas thun läßt, Austernbrut künstlich zu sammeln und groß zu ziehen, so wird es auf eine unserem Wattenmeer angepaßte Weise geschehen müssen, und wenn dadurch etwas erzielt wird, so wird man mit bescheideneren Resultaten zufrieden sein müssen, als an jenen begünstigten Plätzen erreicht werden. Im Sommer 1881 ist bei Sylt ein Versuch, Austernbrut zu sammeln, gemacht, der in diesem Jahre fortgesetzt werden wird.

Im März 1880 wurde ein Versuch, nordamerikanische Austern in der Ostsee anzusiedeln, in deutschen Zeitungen mit gespannten Erwartungen besprochen. Mehrere frühere Versuche, europäische Austern (Ostrea edulis) in der Ostsee anzusiedeln, endigten damit, daß die lebenskräftig ausgesetzten Austern sämmtlich zu Grunde gingen, offenbar weil sie den geringeren Salzgehalt des Ostseewassers auf die Dauer nicht ertragen können. Daß in vorhistorischen Zeiten Austern in dem Wassergebiete der heutigen Ostsee lebten, beweisen Ablagerungen fossiler Austern in Holstein und im Weichselthale. Diese fossilen Austern liegen gegenwärtig über dem Meeresspiegel. Der Meeresgrund, auf dem sie lebten, hat sich also gehoben und mit ihm wahrscheinlich ein großer Theil des ganzen Ostseebeckens, das westliche Becken der Ostsee ohne allen Zweifel. Durch diese Hebung wurden die Verbindungen zwischen der offenen Nordsee und der Ostsee allmählich schmaler und flacher, was zur Folge hatte, daß weniger Seewasser aus der Nordsee in die Ostsee eindringen konnte als früher. Das Wasser

Digitized by Google

wurde brackiſch, und viele Seethiere ſtarben aus, unter dieſen leider auch die Auſter. An der Oſtküſte von Schleswig und an der Küſte der däniſchen Inſeln lebten Auſtern noch im Steinalter, denn in den Küchenabfällen jener Zeit liegen neben Schalen von Herzmuſcheln auch viele Auſternſchalen. Die äußeren Lebensbedingungen für Auſtern müſſen alſo ſeit dem Steinalter im weſtlichen Theile der Oſtſee immer ungünſtiger geworden ſein, denn gegenwärtig ſind die Auſtern nur bis in das Kattegat verbreitet. Könnten ſie im Sund, in den Belten und an der Oſtküſte von Schleswig-Holſtein leben, ſo würden ſie hier nicht ausgeſtorben oder ſie würden vom Kattegat aus wieder eingewandert

Fig. 9.

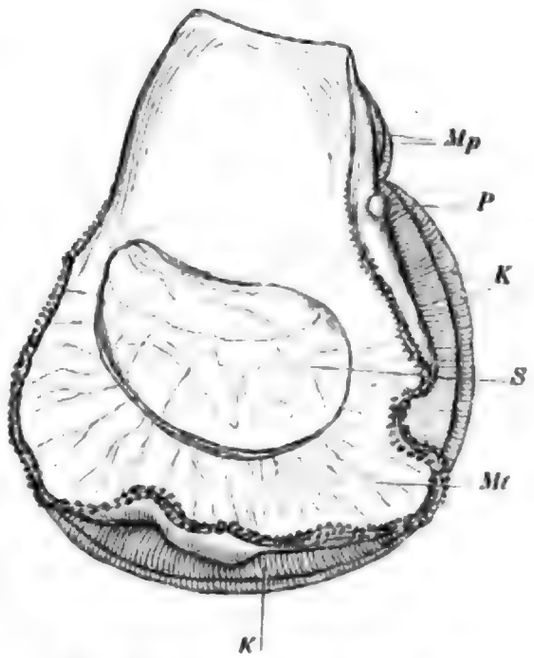


Rechte Hälfte einer der Länge nach halbirten Auſter.
Dr Darm (der Darm iſt ganz eingezeichnet, obgleich durch einen medianen Längsſchnitt nur Theile desſelben freigelegt werden); G Geſchlechtsdrüſe (weißlich); H Herz; K Kieme (jederſeits zwei); L Leber; Md Mund; Mg Magen; Mp Mundplatte (an jeder Seite des Mundes liegen zwei Mundplatten); Mt Mantel; Sg grauer Theil des Schließmuskels; Sw weißer Theil des Schließmuskels.

ſein. Denn daß ſich die Auſtern von ihren Wohnſtätten in der Nordſee überall hin verbreiten, wo ſie die äußeren Bedingungen für ihre Erhaltung und Fortpflanzung finden, das beweiſt ihre ſelbſtändige Einwanderung in den Limfjord. Dieſer beſtand bis zum Jahre 1825 aus einer Anzahl zuſammenhängender Brackwaſſerſeen, welche nur im Oſten mit dem Kattegat in Verbindung ſtanden. Mehrere Verſuche, im Limfjord Auſtern anzuſiedeln, waren fehlgeſchlagen. Nachdem aber eine hohe Sturmflut am 3. Februar 1825 den Damm durchbrochen hatte, welcher den Limfjord von der Nordſee trennte, wurde das Waſſer desſelben nach und nach ſo ſalzig, daß an die Stelle der Brackwaſſerbewohner Nordſeethiere traten und unter dieſen auch die Auſter, die ſich jetzt über den größten Theil des Limfjords verbreitet hat. Warum ſollte ſie nicht ebenſo wie in den Limfjord vom Kattegat aus in die Oſtſee einwandern, wenn ſie in dieſer beſtehen könnte?

Ob die amerikaniſche Auſter (Ostrea virginiana) den geringen Salzgehalt der Oſtſee und ihre Temperaturſchwankungen beſſer ertragen kann als die europäiſche Auſter, wird der neueſte Verſuch bald

Fig. 10.



Eine holſteiniſche Auſter mit einer Perle.
Dieſe ſitzt in der rechten Mantelplatte, an der inneren Seite ein wenig unter den Mundplatten (Mp); K Kiemen der rechten Seite; Mt rechte Mantelplatte, oben, wo die Perle liegt, zurückgebogen; P Perle; S Schließmuskel.

lehren. Den vorigen ſtrengen Winter (1880 bis 1881) hat eine größere Zahl der Auſtern, die im kleinen Belt bei der Inſel Arrö 1880 ausgelegt worden ſind, ertragen. Sollten ſie ſich hier andauernd erhalten und fortpflanzen, ſo hätten die Unternehmer dieſes Verſuches berechtigten Anſpruch auf guten Gewinn und auf den Dank aller deutſchen Auſternfreunde.

Die franzöſiſchen Auſtern werden meiſtens ſchon auf den Markt gebracht, wenn ſie erſt zwei bis drei Jahre alt ſind. Sie ſind deshalb auch nicht ſo dick und fleiſchig wie die holſteiniſchen. Man verzehrt ſie gewöhnlich mit dem Barte, d. h. mit den Mantelplatten und den Kiemen (Fig. 9,

Digitized by Google

Mt u. K), während die großen holsteinischen Austern ohne Bart gegessen werden, da dieser zäh ist und weniger Geschmack hat als der Rumpf der Auster. Die wohlschmeckendsten Theile sind die Fortpflanzungsdrüsen und die Leber (Fig. 9, G u. L). Die Flüssigkeit in der hohlen Schale einer geöffneten Auster besteht aus Seewasser, welches die Auster zurückbehielt, als sie beim Fangen ihre Schale schloß, und aus einem Theile ihres Blutes, welches beim Einschneiden in ihren Körper ausfloß. Denn um sie zu öffnen und von der Schale zu lösen, muß der Schließmuskel von den beiden Klappen abgeschnitten werden. Gewöhnlich wird dabei auch das Herz verletzt. Dieses liegt in einer Höhlung über dem Schließmuskel (H). Wird es nicht verletzt, so pulsirt es noch einige Zeit nach dem Oeffnen der Schale fort.

100 Gewichttheile frischer holsteinischer Austern enthalten 77 Theile Wasser, 21,21 Theile organische Stoffe und 1,79 Theile unorganische Stoffe. Da Kalbfleisch 21,8 Procent, Huhnfleisch 2,7 Procent organische Stoffe enthält, so haben Austern ungefähr denselben Nährwerth wie die besseren Fleischsorten, sind aber wohl leichter verdaulich als diese. Austern sind eine sehr theure Nahrung, denn wenn die eßbaren Weichtheile zwölf holsteinischer Austern 125 Gramm oder $^1/_4$ Pfund wiegen und wenn man dafür 2 Mark bezahlt, so sind die Austern $6^2/_3$ mal so theuer als Beefsteakfleisch, von welchem das Pfund Mark 1,20 kostet. Allein die Werthschätzung der Austern beruht nicht vorzugsweise auf ihrem Gehalt an leichtverdaulichen Nährstoffen, sondern hauptsächlich auf ihrem eigenthümlichen feinen Geschmack. Diesen genießt man am intensivsten, wenn man die Austern zerbeißt, weil dann erst alle eingeschlossenen schmeckbaren Stoffe derselben mit den Geschmacksorganen in Berührung kommen können. Kein echter Kenner des feinen Geschmacks guter Austern läßt diese daher ungekaut über die Zunge gleiten, um sie ganz zu verschlucken.

Austernkenner schließen aus dem Geschmack der Auster, wo sie gewachsen ist. In unserem Wattenmeer erhalten die Austern auf den Bänken am nördlichen und südlichen Ende der Insel Sylt einen so vorzüglichen Geschmack, daß sie nach meiner Meinung den besten englischen Natives aus der Themse bei Whitstable nicht nachstehen. Die englischen Natives, welche Deutschland von Ostende bezieht, sind nicht so fein wie die Whitstabler, welche fast alle nach London gehen. Bei Ostende werden weder Austern gefischt noch künstlich gezogen, sondern nur englische Austern für Sendungen nach dem Binnenlande in großen Bassins aufbewahrt, welche durch Canäle mit dem Meere in Verbindung stehen. Zur Aufbewahrung der holsteinischen Austern dienen ähnliche Bassins bei Husum.

Die Austern des mittelländischen Meeres schmecken salziger und bitterer als die Austern der Nordsee, weil das Mittelmeer fast vier Procent Salz enthält. Die alten Römer zogen daher die in den Lucriner See versetzten Austern den Austern des offenen Meeres vor. Auch war ihnen der feinere Geschmack der britischen Austern bekannt.

Die Austern, welche bei Helgoland und nordwestlich davon in der offenen Nordsee ungefähr 40 m tief leben, haben größere Schalen und ein derberes Fleisch als die Küstenaustern.

Die nach Europa gebrachten nordamerikanischen Austern haben einen eigenthümlichen Beigeschmack, welcher für Zungen, die gute europäische Austern kennen, nicht angenehm ist.

Ganz frisch aus dem Meere kommende Austern schmecken zu sehr nach Seewasser. Der Geschmack wird feiner, wenn die Auster einen oder zwei Tage auf der hohlen Klappe im Trocknen liegt. Frische Austern sind völlig geruchlos. Austern, die man im Binnenlande speist, riechen in der Regel nach abgestorbenen Thieren, welche auf der äußeren Fläche ihrer Schale saßen; denn es ist schwer, die Austern vollkommen von allen anhängenden organischen Massen zu reinigen, ehe sie verpackt werden.

An der Innenfläche der Schale und in den Weichtheilen der Auster entstehen zuweilen Perlen aus Bestandtheilen der inneren Schalenschichten. Gewöhnlich sind diese mattweiß und daher werthlos, doch finden Austernesser zuweilen auch eine Perle mit schönem Glanz. (Fig. 10.)

Eine

preußiſche Verfaſſungsdebatte aus dem Jahre 1815.

Von

Prof. Dr. Alfred Stern.

Am 28. Auguſt 1814 ſchrieb Gneiſenau an Arndt: „Die Nothwendigkeit, Preußen bald, ſogleich eine Conſtitution zu geben, habe ich mündlich und ſchriftlich dargethan und dazu angetrieben. Sogar Motive, die nur der Staatskunſt angehören, gebieten dies. Es giebt kein feſteres Band, um die Einwohner der zu erwerbenden Länder an unſere älteren zu knüpfen, als eine gute Conſtitution. Ueberdies müſſen wir dadurch die Meinung in Deutſchland für uns gewinnen. So etwas erwirbt uns den Primat über die Geiſter. Der dreifache Primat der Waffen, der Conſtitution, der Wiſſenſchaften iſt es allein, der uns aufrecht zwiſchen den mächtigen Nachbarn erhalten kann. Von einem Montgelas, einem König von Würtemberg und den anderen rheinbündiſchen Regierungen darf man liberale Einrichtungen nicht erwarten, ſie ſind feindſelig gegen uns geſinnt, wir müſſen ihnen daher die Herzen ihrer meiſt neuen Unterthanen dadurch abwendig machen, daß wir den unſerigen eine gute Verfaſſung und würdige Geſetze geben. Sie ſehen, daß ich hier nur egoiſtiſche Gründe hierfür anführe und die edleren nicht erſt erwähnen will.“

Jedermann weiß, daß dieſe Meinung des Feldherrn von vielen der Beſten ſeines Landes getheilt wurde. Was aber der Nachwelt ſo gut wie gänzlich unbekannt geblieben, iſt, daß eine Verſammlung von preußiſchen „Nationalrepräſentanten“, die in Berlin tagte, ſich ebenfalls mit der Verfaſſungsfrage beſchäftigte und daß aus ihrer Mitte Aeußerungen laut wurden, welche die größte Aehnlichkeit mit Gneiſenau's Worten hatten. Dieſe Verſammlung, deren Sitzungen nicht öffentlich waren, von deren Debatten kaum eine Kunde ins Publikum drang, hat auch in den hiſtoriſchen Werken, die ſich mit jener Epoche vaterländiſcher Vergangenheit beſchäftigen, nur ſelten eine Stelle erhalten. Wer ihrer Erwähnung thut, geht wie bei einer gleichgültigen Erſcheinung kurz über ſie hinweg. Und doch war dies die erſte aus Wahl hervorgegangene Verſammlung der Art, die Preußen beſeſſen hat. Auch enthalten die vierzehn Bände ihrer Sitzungsprotokolle, die das geheime Staatsarchiv in Berlin aufbewahrt, ſehr viel Lehrreiches. Nachdem mir mit dankenswerther Liberalität ſchon im Frühling 1880 Erlaubniß ertheilt worden war, dieſe Protokolle zu durchforſchen, habe ich kürzlich an einer anderen Stelle, in den „Nachrichten der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen“ 1882, Nr. 1, ihre Bedeutung ins Licht zu ſetzen geſucht. Hier ſei nur eines jener Protokolle in beinahe unverkürzter Form mitgetheilt,*

* Bei dieſer Gelegenheit ſei im Intereſſe der Fachgenoſſen eine Bitte geäußert. Der Benutzer des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien

dasjenige vom 7. April 1815, welches eine merkwürdige Verhandlung über die Verfassungsfrage in sich einschließt.

Zur Erläuterung der Debatte braucht wenig vorausgeschickt zu werden. Das Edict über die Finanzen des Staates vom 27. October 1810, mit dem der Staatskanzler v. Hardenberg ein an Versprechungen reiches Programm aufstellte, hatte die Absicht des Königs verkündigt, „der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation sowohl in den Provinzen als für das Ganze zu geben". Das „fernerweite Edict über die Finanzen des Staates und das Abgabensystem vom 7. September 1811" hatte diese Zusage wiederholt. Bis auf Weiteres sollte eine Anzahl erwählter Vertreter der Rittergutsbesitzer, der Bürger und Bauern, die bei der Regulirung der Kriegsschulden mitzuwirken hatten, nach dem Wortlaute des zuletzt erwähnten Edictes „auch vorerst die National-Repräsentation constituiren und hiezu von den Wählenden mit bevollmächtigt werden". Eine „interimistische National-Repräsentation" trat also an Stelle jener Notabeln des Jahres 1811, bei denen die Pläne des Staatskanzlers so viel Widerstand gefunden hatten.

Die Sitzungsprotokolle der ersten Versammlung erwählter preußischer Volksvertreter, die sich vom April 1812 bis zum Juli 1815 erstrecken, gewähren ein anschauliches Bild ihrer Thätigkeit. Sie bezeugen gleichzeitig ihre Ohnmacht und ihre Ansprüche. Sie lassen erkennen, daß die Regierung die Versammlung nur als ein berathendes Organ betrachtete, dessen Rath sie jedoch in wichtigen Fällen einzuholen verschmähte, während sich bei den Deputirten gleichzeitig altständische und modern parlamentarische Bestrebungen gegen die Schranken, die ihnen gezogen sein sollten, auflehnten. Bei den Conflicten, die sich zwischen ihnen und der Regierung erhoben, war die Frage nach der Unerläßlichkeit einer Constitution mehrfach berührt worden. Im Frühjahr 1815 hatte man noch keine Sicherheit darüber, daß und in welcher Weise die königliche Zusage, „der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation zu geben", erfüllt werden würde. Nur Gerüchte darüber waren in Umlauf. Der König und der Staatskanzler weilten in Wien, von wo die Mächte ihr Aechtungsmanifest gegen den aus Elba nach Frankreich zurückgekehrten Napoleon schleuderten. Es war gewiß, daß es zu einem neuen Waffengange mit dem Imperator kommen würde, der, um alle Kräfte der französischen Nation zu entfesseln, bereit zu sein schien, sie mit freiheitlichen Institutionen zu beglücken. Da hielt ein Mitglied der in Berlin tagenden Versammlung den Augenblick für gekommen, noch einmal an die Verfassungsfrage zu erinnern: der Landschaftssyndicus Elsner von Ratibor. Man könnte sagen, daß er auf der äußersten Linken saß, wenn sich sonst übliche Parteibezeichnungen auf die kleine Versammlung der „interimistischen National-Repräsentation" anwenden ließen. Wie die Protokolle beweisen, hat er häufig das Wort ergriffen und mitunter sehr erregte Debatten hervorgerufen. Schon am 29. März 1815 hatte er seinen Collegen angekündigt, daß die Zeitereignisse ihn veranlassen würden, schleunig zu seinem Regimente abzugehn, und ihnen anheimgestellt, seinen Stellvertreter, den er schon privatim davon benachrichtigt habe, officiell nach Berlin zu berufen. Ehe er aus der Versammlung schied, wollte er noch die Verfassungsangelegenheit, die ihm sehr am Herzen lag, zur Sprache bringen, und er kündigte einen sie betreffenden Antrag an. Lassen wir nunmehr das Protokoll selbst sprechen:

163. Sitzung, 7. April.

Nach Verlesung des Protokolls machte Herr Elsner den von ihm in voriger Sitzung angekündigten Antrag dahin, Se. Majestät den König durch Höchstdesselben

darf jedes Actenstück, das seiner Hand anvertraut wird, nach Gefallen Wort für Wort oder in verkürzter Form copiren. Der Benutzer des k. geheimen Staatsarchivs in Berlin sieht sich genöthigt, Auslassungen zu machen oder in jedem einzelnen Falle dem Archivvorstande die Frage zur Entscheidung vorzulegen, ob es ihm erlaubt sei, eine ganz vollständige Abschrift zu nehmen. Auch wenn diese Bestimmung im liberalsten Sinne aufgefaßt wird, ist sie doch für die Benutzung der Archive ein kleines Hinderniß, von dem man denken sollte, daß es in Preußen ebenso leicht wegfallen könnte wie in Oesterreich. Der Director der k. preußischen Staatsarchive würde sich gewiß den Dank der Geschichtsforscher erwerben, wenn er eine Beschränkung wegfallen ließe, die sein College, Alfred v. Arneth, nicht für nöthig gehalten hat.

zu den Verhandlungen mit den Ständen bestimmte Mittelsperson, den Fürsten Staatskanzler, unterthänigst zu bitten, die Ausarbeitung und Ausführung der allergnädigst versprochenen Landesverfassung durch die neuen Ereignisse nicht unterbrechen zu lassen, vielmehr die Einführung einer definitiven Landesrepräsentation nach Möglichkeit zu beschleunigen. Er sagte: Es wären ihm zwar Gerüchte zugekommen, daß der Entwurf zu einer solchen Verfassung bereits fertig sei und nächstens mitgetheilt werden solle, allein er sei nicht im Stande, diese Gerüchte als zuverlässig anzuerkennen, wolle es daher der Versammlung überlassen, inwiefern dadurch eine Verschiebung des obigen Antrags zweckmäßig werden möchte. ... Er hoffe, daß endlich die so oft wiederholten Verheißungen einer bestimmten Verfassung in Erfüllung gehen werden und daß demgemäß eine neue mit bestimmten Rechten versehene Versammlung die Stelle der gegenwärtigen ersetzen und thätiger für das allgemeine Beste zu wirken im Stande sein werde. Durch die Erfüllung dieser seit mehreren Jahren gegebenen Verheißungen werden endlich die Wünsche derjenigen Staatsbürger in Erfüllung gehen, welche man allein als den Kern des Staates betrachten kann, d. h. derjenigen, welche nicht bloß für ihr Selbst leben, sondern an dem Wohl und Weh ihrer Mitbürger und an der darauf Einfluß habenden Gesetzgebung lebhaften Antheil nehmen.

Mit Schmerz habe sich ihm die Bemerkung aufgedrungen, daß diese Versammlung bei einer großen Zahl ihrer Mitbürger nach und nach in ihrem Vertrauen gesunken ist und daß die Meinung immer stärker wird, welche die Versammlung für zwecklos, vielleicht für schädlich hält. So sehr auch Alle, welche das Innere der Versammlung durch den Augenschein kennen, das Gegentheil wissen, so ist doch das Publikum hiervon nicht zu überzeugen wegen ermangelnder Oeffentlichkeit der Verhandlungen. Es entstehe der Verdacht gegen die jetzigen Mitglieder, daß sie aus persönlichen Rücksichten den Zeitpunkt nicht zu beschleunigen wünschen, wo sie durch eine fester constituirte Versammlung abgelöst werden. ... Ein solcher Verdacht könne nicht besser widerlegt werden, als wenn die Versammlung in den oben aufgestellten Antrag eingehe. Er beabsichtige aber nur die erwähnte Ablösung, nicht die Auflösung der jetzigen Versammlung, vielmehr halte er es für sehr wichtig, daß diese bis zur Einführung einer fester constituirten verbleibe und bis dahin als Gegengewicht diene gegen die Opposition, welche aus unlauteren Absichten wider jede verfassungsmäßige Repräsentation erregt und erhalten werde. Es sei immer besser, daß diese Versammlung als daß keine hier sitze. Dringende äußere Umstände, wie diejenigen sind, welche die neuesten Weltbegebenheiten herbeigeführt haben, machen die Einführung einer Verfassung zu einem vorzüglichen Bedürfniß, nicht als ob darin ein Mittel liege, den Muth der bewaffneten Macht anzufeuern, oder als ob dies nöthig sei, sondern weil dies der schönste Zeitpunkt zu sein scheine, um der Nation einen ausgezeichneten Beweis des Vertrauens und des Anerkenntnisses ihrer Anstrengungen für die Aufrechterhaltung des Thrones und ihrer Selbständigkeit zu ertheilen. Es werde die Welt befremden, wahrzunehmen, daß gerade diejenige Nation, welche nach Verhältniß ihrer Kräfte bei Weitem das Meiste zur Befreiung Europa's gethan habe, später als sonst aus vollkommener Sclaverei ... errettete Völker durch eine bestimmte Verfassung eine Garantie für ihre Rechte erhalten soll. Noch mehr werde sie darüber erstaunen, wenn sie erfährt, daß hier eine Versammlung vorhanden sei, welche die gesetzmäßige Stimme habe, um die Wünsche der Nation auszusprechen. Daß eine liberale Verfassung zu diesen Wünschen gehöre, könne Niemand bezweifeln, und daß des Königs Majestät darin einstimme, beweise die seit 1810 wiederholt ausgesprochene Verheißung einer solchen Verfassung und selbst die interimistische Zusammenberufung von Deputirten. Aber auch die mit unserem Staatskörper neu vereinigten Glieder, welche den Druck der Tyrannei so schwer empfunden haben, setzten den größten Werth auf eine repräsentative Landesverfassung, deren Einführung so laut vorher verkündigt worden ist.

Der Präsident — es war Friedrich August Burchard v. Hardenberg, ein Verwandter des Staatskanzlers — antwortet:

Er glaube, daß Niemand in der Versammlung sei und wohl nur Wenige in der Nation, die nicht den Wunsch hegen werden, daß die Einführung einer den Absichten des Königs entsprechenden Verfassung erfolge. Ohne Zweifel werde die Nation es gern sehen, daß, wenn die Verfassung nicht erscheinen sollte, des Königs Majestät darum von uns gebeten würde. Daß eine solche bereits ausgearbeitet sei und nächstens zugeschickt werden solle, habe auch er durch das Gerücht vernommen, doch mangele es hierüber an einer authentischen Quelle. Er zweifle sogar an der Wahrheit, da er bis jetzt nichts davon gehört habe, daß man sich hiermit in Wien beschäftigt. Wenn es aber wirklich der Fall sein sollte, so lasse sich vermuthen, daß über den Entwurf zur Verfassung erst die Meinung des Staatsministeriums werde eingeholt werden. Was den jetzigen Zeitpunkt betrifft, so glaube er fest, ein von der Versammlung in dieser Hinsicht bei des Königs Majestät zu machender Antrag möchte für jetzt ohne Wirkung bleiben, einmal wegen der politischen Verhältnisse der neu acquirirten Lande, dann weil die durch die neuesten Zeitereignisse bewirkte Vermehrung der Geschäfte wohl nicht die Beschleunigung des Definitiventschlusses über die unserem Reich nach seinen verschiedenen Theilen zu gebende Verfassung zulassen möchte.

Der Baron v. d. Reck: Der Antrag sowie die ihm zum Grunde gelegten Motive des Redners entsprechen ganz seinem eigenen Gefühl. Allein er halte sich überzeugt, daß, wenn die einzuführende Verfassung etwas Dauerhaftes werden soll, erst die äußeren Grenzen der Monarchie bestimmt sein müssen. Bis dahin also ... würde er für die Vertagung des Antrags stimmen.

Herr v. Bredow: Nachtheilig kann die Aeußerung des Wunsches nicht werden, so gestellt und so ausgedrückt, wie vom Redner geschehen. Es sei aber sehr wichtig, die früheren hierüber ertheilten Verheißungen in Erinnerung zu bringen, besonders wegen der neu hinzutretenden Provinzen. Es muß ihnen Alles daran liegen, daß bestimmt werde, auf welche Art sie gegen die übrigen zu stehen kommen und mit dem Ganzen verknüpft werden. Nur die Darlegung der bestimmten Gestalt, die der gesellschaftliche Verein in unserem Staat annehmen wird, kann sie überzeugen, daß es ein wahres Glück für sie sei, unserem Staatskörper einverleibt zu werden. Und wie viel liege nicht daran, eine solche Ueberzeugung in der öffentlichen Meinung hervorzubringen, wie viel leichter werde dann das Regieren! Dies beweise das alte Preußen, welches diese interimistische Versammlung repräsentire. Wir, die alten Unterthanen, kennen das Gute, welches in unserer Verfassung liegt, und das allgemeine Gefühl hiervon äußert ununterbrochen die wohlthätigsten Wirkungen. Aber von den neuen Provinzen ist dies nicht so zu erwarten. Bei ihnen will jenes erst hervorgebracht sein, nicht durch Verheißungen, sondern durch die That. Eine Verfassung sei hierzu das Sicherste und Unentbehrlichste, eine Verfassung, welche für so heterogene Theile als die des neu zu bildenden Staates ein gemeinschaftliches Interesse begründe und allen Unterthanen gleiche Rechte und Vortheile zusichere. ... Man kommt in Frankreich auf die Ideen zurück, welche zur Zeit der ersten Revolution eine so große Macht über die Gemüther, eine so ungeheure Wirkung auf alle gebildeten Völker und ihre Staatsformen geäußert haben. Ist die Furcht übertrieben, daß diese Ideen auch jetzt noch viele Schwache blenden, täuschen, fortreißen werden? Und ist in einem solchen Zeitpunkt nicht zweckmäßig, der Täuschung ein Gegengewicht zu geben in der Wahrheit, die Unterthanen zu überzeugen, daß ihnen nichts Besseres geboten werden könne, als was sie durch die Vereinigung mit unserem Staat wirklich erlangen. ...

Herr Kist: Ich schließe mich in allen Stücken an den Antrag an. Ich habe ihn früher schon, wiewohl ohne Erfolg, gemacht, jetzt erneuere ich ihn, um so nothwendiger ist dabei Eile, weil wir wissen, daß Frankreich nicht bloß durch Waffen, sondern weit mehr durch Verbreitung täuschender Grundsätze zu seinem Vortheil gewirkt habe. Jetzt äußert es dieselbe Tendenz. Die Vorsicht gebietet, ihr entgegenzutreten.

Herr Landschaftsrath v. Brandt: Ich unterstütze nicht nur den Antrag in sich, sondern wünsche auch, daß er gerade jetzt

Digitized by Google

zur Ausführung gelange. Es ist dies der Wille der großen Mehrheit derer, die uns gesendet haben, und er ruht auf den königlichen Versicherungen. Dieser Schritt wird die größte Theilnahme erregen und zur Stärkung der inneren Kraft des Volkes in dem jetzigen Zeitpunkt beitragen. Dadurch aber werden die äußeren Anstrengungen nachhaltig werden.

Herr Zittelmann stimmte aus ähnlichen Gründen dem Antrage bei, insofern nach ihm bloß im Allgemeinen das Verlangen nach der längst verheißenen Verfassung ausgedrückt werden soll, ohne sich in das Einzelne dabei einzulassen.

Herr v. Burgsdorf: Niemand könne lebhafter die Verfassung wünschen als er. Doch halte er den jetzigen Augenblick für den Antrag nicht passend, es sei denn, daß in der Ausarbeitung des Entwurfes schon sehr weit vorgeschritten wäre. Ist dies nicht der Fall und soll also dem Antrage gemäß die Arbeit beschleunigt werden, so fürchte er, wenn dies geschehe, sie werde den Charakter der Eile und des Augenblicks an sich tragen. Eine Staatsverfassung, die bestehen und dem Bedürfniß angemessen sein soll, ist das schwierigste von allen Werken und muß sich aus den schon vorbereiteten, im Staat und seinen Theilen schon vorhandenen Bestandtheilen herausbilden. Was wäre es, wenn man den Ständen im Voraus bedeutende Rechte zusicherte (und dies müßte doch geschehen, wenn eine ständische Verfassung entstehen soll) und wenn man sich hinterher gedrungen fühlte, diese Rechte wieder zu suspendiren? Ob der jetzige Zeitpunkt, wenn er zur Erhaltung des Staates eines Dictators bedürfte, zur Beschleunigung einer ständischen Verfassung, die der militärischen Gewalt zur Seite stehe, sich eigne? Die ständische Verfassung des Ganzen bedürfte einer Vorbereitung in den Verfassungen der Provinzen, und was also jetzt am meisten an der Zeit sein möchte, wäre dies, daß in den neuen Provinzen ständische Versammlungen gebildet und zu einer festen Form und Wirksamkeit gebracht werden. Daraus lasse sich erst ein weiterer sicherer Schritt zu einer größeren Verbindung, die sich über das Ganze erstrecke, mit Glück unternehmen. In der Zwischenzeit wünschte er, daß der Entwurf zu einer Landesverfassung als ein wahres Nationalwerk mit der weitesten Mitwirkung der öffentlichen Meinung ausgearbeitet würde. Man sollte dabei den Weg einschlagen, welcher bei Entwerfung des allgemeinen Landrechts betreten worden, wo alle stimmfähigen Mitglieder des Publikums gehört und zu einer Concurrenz ihrer Gutachten darüber eingeladen würden. Betrachtet man die Verfassungsentwürfe, welche in der neueren Zeit in anderen Ländern zur Ausführung gekommen, so werde man um so eher zurückgehalten, die Beschleunigung eines Entwurfs von ähnlicher Beschaffenheit in unserem eigenen Lande zu wünschen und den Verzug dabei für einen Nachtheil anzusehen, vorausgesetzt, daß die Weisheit die Zeit nicht ungenützt verstreichen lasse. Was aber diese erwogen und für das Zweckmäßigste erkannt habe, werde sich nicht immer den Beifall des großen Haufens erwerben, und daher sei der Versuch mißlich, den Lügen eines Usurpators durch ein wahrhaft gelungenes Werk der Weisheit begegnen zu wollen.

Herr v. Below schlug zur Berücksichtigung der gegenseitig angeführten Gründe vor, fürs Erste bloß an des Staatskanzlers Durchlaucht die Anfrage zu richten, ob zur Erfüllung jenes allgemeinen Wunsches Hoffnung vorhanden sei. ... Die Verfassung selbst aber müsse in jedem Falle vom Monarchen unmittelbar ausgehen, und er zweifle, ob es die jetzige Stellung dieser Versammlung gestatte, darum im Namen des ganzen Landes eine Bitte zu thun.

Herr v. Quast hielt es für an sich unschädlich, bei dem Staatskanzler darauf anzutragen, daß jetzt mit der Bearbeitung der ständischen Verfassung vorgeschritten würde, doch nicht im Gegensatz zu dem Scheinrepublikanismus. Zu diesem Ende müsse ein Ausspruch des Königs erfolgen; dieser aber sei bereits vorhanden. Zur Belebung der Nation würde es der weiteren Entwickelung dieses Ausspruchs in den Grundzügen einer Verfassung nicht bedürfen. — Denn, sagte er, der alte Geist ist noch da. Jeder sieht die Heuchelei der Bosheit durch, und Jeder weiß, daß von diesem Kampf sein Wohl und Wehe abhängt.

Graf Kayserling: Er finde den Gegenstand sehr wünschenswerth, doch jetzt nicht

an der Zeit. Die Ertheilung einer Constitution werde auf den Willen der Nation nicht wirken und auch zu spät kommen; denn dieser Wille bedarf keiner Verbesserung, es werde auch noch viel Zeit erfordern, den Entwurf derselben zur Reife zu bringen, und seine endliche Publikation könnte vielleicht erst gegen das Ende dieses Krieges möglich werden. Uebrigens ist das beste Mittel, die intensive Kraft einer Nation zu erhöhen, wenn die derselben obliegenden Lasten vertheilt werden nach gerechten Grundsätzen.

Herr Elsner bestimmte hierauf seinen Antrag näher dahin, daß bloß an den Fürsten Staatskanzler ein Gesuch gerichtet werde.

Herr v. Reinersdorf: Dies scheint mir unzulässig. Nur der König kann eine Verfassung ertheilen. Er könnte es mit Recht ungnädig aufnehmen, wenn wir die Bitte darum an einen Dritten richteten.

Herr Elsner: Es ist hier nicht vom Geben einer Constitution die Rede; dieses hat des Königs Majestät schon versprochen. Es ist bloß von Beschleunigung ihrer Ausarbeitung die Rede und dies lediglich Sache des Fürsten Staatskanzlers.

Die Herren v. Bülow, Baron v. Bock, Herr v. Arnim erklären sich alle dafür, daß nur bei dem Staatskanzler ein Beschleunigungsgesuch eingereicht ... werden solle. ... Auch die Herren Bock und des Grafen v. Reichenbach Excellenz sprachen bedingungsweise für den Antrag. Letzterer wünschte, daß damit zugleich eine Erinnerung an die Stände der Provinzen, wo dieselben gegenwärtig ruhen, verbunden würde.

Herr Zittelmann reihte sich dem an mit dem Antrage, daß in dem zu erlassenden Schreiben der Provinzialverfassungen ausdrücklich erwähnt werden möge.

Herr Müller bestand auf dem dieser Erwähnung beizufügenden Zusatz, daß dabei eine aus allen Ständen zusammengesetzte Provinzialrepräsentation vorausgesetzt werde.

Herr v. Burgsdorf sagte, es sei seine Meinung nach dem Vorhergesagten gewesen, die Provinzialverfassungen zunächst zu berücksichtigen. Provinzialversammlungen aufs einfachste organisirt, würden das beste Interimisticum darbieten.

Nach beendigter Debatte wurde erstens über den Antrag des Herrn Elsner im Allgemeinen abgestimmt und derselbe mit 22 Stimmen gegen 13 angenommen.

Die vom Herrn Präsidenten aufgeworfene Frage, ob dieserhalb bloß an den Herrn Staatskanzler oder auch an des Königs Majestät geschrieben werden soll? wurde mit 32 gegen 3 Stimmen dahin beantwortet, daß bloß an den Staatskanzler.

Herr v. Quast meinte, daß es vielleicht zweckmäßig sein möchte, in dem Schreiben vorzuschlagen, daß in einem etwa an die Nation zu erlassenden Aufruf öffentlich ausgesprochen würde, was der Staat früher wegen einer zu ertheilenden Verfassung verheißen habe, werde wenigstens nach beendigtem Kampf unfehlbar zur Ausführung gelangen.

Die Herren Graf Carmer und Elsner bemerkten dagegen, wie eine solche jetzt auszusprechende Erklärung so leicht nachtheiligen Mißverständnissen unterliegen könnte. Worauf ... dieser Vorschlag einstimmig beseitigt wurde. Der ... Zusatz wegen Erwähnung der Provinzialverfassung wurde mit 25 Stimmen gegen 10 angenommen.

* *
*

Ueber das historische Interesse der im Vorigen mitgetheilten, aber auffälliger Weise bisher vergessenen Debatte braucht man kein Wort zu verlieren. Eine Frage bliebe jedoch zu beantworten, ob die Beschlüsse der Versammlung eine praktische Wirkung gehabt haben. Irre ich nicht, so steht die berühmte Verordnung des Königs Friedrich Wilhelm III. vom 22. Mai 1815 mit ihr in Zusammenhang. Es ist jene Verordnung, von der Heinrich v. Treitschke in der „Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert" Band I, Seite 697 sagt: „Mit welcher frevelhaften Fahrlässigkeit ging der Staatskanzler wieder zu Werke! Er ließ den König versprechen, daß die Provinzialstände wiederhergestellt oder, wo sie nicht mehr beständen, neu eingeführt werden und aus ihnen durch Wahl die allgemeine Landesrepräsentation hervorgehen solle. So band er der absoluten Krone im Voraus die Hände, und dies in einem Augenblicke, da er selber über die provinzialständischen Rechte

Digitized by Google

jenes bunten Ländergemischs, das in den preußischen Staat neu eintrat, nicht einmal oberflächlich unterrichtet war! Die öffentliche Meinung, dankbar für Alles, was freisinnig hieß, nahm die königliche Verheißung mit heller Freude auf, vornehmlich gefiel ihr die der Modeansicht entsprechende Zusage einer schriftlichen Verfassungsurkunde." Es ist hier nicht der Ort, das harte Urtheil, welches H. v. Treitschke über die Verordnung vom 22. Mai 1815 fällt, auf seine Gründe hin zu prüfen oder mit anderen Beurtheilungen desselben königlichen Erlasses zu vergleichen. Genüge es, darauf hinzuweisen, daß sich in der Verordnung über die zu bildende Repräsentation vom 22. Mai gleichsam ein Reflex der Debatte vom 7. April erkennen läßt.*

Die interimistische Landesrepräsentation blieb nach jener denkwürdigen Debatte noch einige Monate versammelt. In ihren Verhandlungen kam mitunter eine Gereiztheit zum Ausdruck, wie sie sich bei dem Mißverhältniß ihrer Befugnisse und der aus ihrer Mitte geäußerten Forderungen schon früher oft genug Luft gemacht hatte. Rief doch ein Mitglied in einer Sitzung aus: Man mache der Nation schon im Auslande den Vorwurf, daß sie gutmüthig genug sei, sich Alles gefallen zu lassen. Allein in Sachen der Verfassung wurde nichts weiter erlangt. Am 24. Juni 1815 bemerkte zwar der Präsident, daß nach dem, was er aus sicherer Quelle erfahren habe, er erwarten dürfe, daß die Versammlung noch während der Anwesenheit seiner Durchlaucht des Herrn Fürsten Staatskanzlers aufgelöst und mit den Grundlinien der neuen Constitution bekannt werden würde. Von diesen beiden Erwartungen traf aber nur die erste ein, die zweite nicht. Am 10. Juli 1815 erfolgte in der That die Auflösung der Versammlung.

Warum aber die Grundlinien der neuen Constitution nicht so bald bekannt wurden, ist mit unauslöschlichen Zügen in die ehernen Tafeln der Geschichte eingegraben.

* In einer „Schrift zur schlesischen Provinzialgeschichte" findet sich eine Notiz über den Elsnerschen Antrag. So theilte mir H. v. Treitschke brieflich mit, indem er mich um Aufschluß über jene Angelegenheit bat, als ich damit beschäftigt war, im Locale der Universitätsbibliothek zu Göttingen einige Bände der fraglichen Protokolle genauer zu durchforschen, welche die Direction der kgl. preußischen Archive die Güte gehabt hatte, dorthin zu senden. Ich habe leider auf mein Ersuchen um genauere Angabe weder von H. v. Treitschke noch durch weitere Nachforschungen erfahren können, um welche Schrift zur schlesischen Provinzialgeschichte es sich handelt.

Digitized by Google

Die ſchriftſtelleriſche Production für die Bühne.

Von

Guſtav zu Putlitz.

Die Klage, daß die dramatiſche Kunſt und Literatur zurückgehe, iſt ſo alt als das Theater ſelbſt und liegt zum Theil darin, daß die Eindrücke, die wir von der Bühne empfangen, ſich in der Erinnerung idealiſiren und beim Vergleich mit der Gegenwart dadurch in glänzenderem Lichte erſcheinen. Anders wird im Laufe der Zeit die Darſtellungskunſt und mit ihr die dramatiſche Literatur, das iſt nicht zu leugnen, und zwar muß ſie das, indem ſie dem Geſchmack, der Bildung, dem Anfordern und dem Nachgeben des Publikums folgt; geringer in einzelnen Beziehungen, ſtärker nach anderen. Bei der Kunſt des Schauſpielers iſt das ſchwer nachzuweiſen, da wir die Vergangenheit der Gegenwart nicht gegenüberſtellen können und Tradition und Erinnerung aus oben angegebenem Grunde nicht allein unzuverläſſig ſind, ſondern auch zu kurzen Zeitraum zum Vergleich umfaſſen. Der Jüngling hat immer mit anderem Auge geſehen, mit anderer Empfänglichkeit genoſſen als der Mann und der Greis. Bei den Stücken, die die Bühnen brachten und die dem Publikum gefielen, können wir ſchon ſicherer urtheilen, denn der größte Theil iſt uns im Druck erhalten, ein Theil ſogar durch die Kritik der Zeit in ihrer Wirkſamkeit gekennzeichnet.

Nehmen wir nun die Werke unſerer Claſſiker aus, die nicht allein hoch aus der Flut der übrigen dramatiſchen Production hervorragen und nicht nur der Zeit ihres Schaffens, ſondern allen Zeiten angehören, ſo müſſen wir ebenſo die Harmloſigkeit des Gebotenen als auch die Naivetät der Zuſchauer vor hundert Jahren bewundern, der Zeit Schröder's und Eckhof's, in der ſchon die Darſtellungskunſt auf einer in vieler Beziehung vielleicht nie wieder erreichten Höhe ſtand. Franzöſiſche und engliſche Burlesken wechſelten mit den gediegenen Werken Leſſing's, dem Goethe'ſchen „Götz von Berlichingen" und einzelnen Shakeſpeare'ſchen Dramen, die ſich freilich in unzureichenden Bearbeitungen Bahn brachen; neben dem feinen franzöſiſchen Luſtſpiel und Familiendrama ſtand die Arlekinade, und der feierlich von der Neuberin verbannte Hanswurſt lebte als täppiſcher Diener in jedem Luſtſpiel wieder auf. Später klagen Goethe und Schiller, daß ſie das Repertoire mit den oberflächlichen und leichtfertigen Luſtſpielen des Vielſchreibers Kotzebue nicht nur theilen müßten, ſondern von dieſen ſogar verdrängt würden, und daß Iffland's hausbackene Familienſtücke die Bühne über Gebühr beherrſchen. Der Beifall des Publikums wandte ſich ſogar den Eintagsfliegen der Repertoire reichlicher zu als den Perlen unſerer dramatiſchen Literatur, und die Theaterdirectoren, z. B. der Director Schmidt in Hamburg, klagt bitter in ſeinen nachgelaſſenen Lebenserinnerungen, daß keine Vorſtellungen ſpärlicher beſucht würden als die unſerer claſſiſchen Stücke. Holt man dann aber aus dem

Staub der Bibliotheken die vor vierzig bis fünfzig Jahren (auch noch jüngere) auf allen Bühnen heimischen Lieblingsstücke des großen Publikums hervor, bringt man sie wieder, so werden sie stets einen geringen Eindruck machen, oft entschiedene Zurückweisung erfahren. Den Lieblingsstücken unserer Tage wird es ebenso gehen, ja sie verbrauchen sich schon in wenigen Jahren, obgleich sie den älteren an Bühnentechnik meist überlegen sind. Die dramatische Literatur ändert sich eben mit dem Geschmack des Publikums, und beide stehen in Gegenwirkung. Schlechter aber sind unsere beliebten Repertoirestücke nicht als die aufgetauchten und vergessenen Lieblingsdramen im Laufe von fast ein und einem halben Jahrhundert.

Neben der nun schon chronisch gewordenen Klage über den Verfall der Bühne geht aber eine andere gleichen Schritt: die immer wiederholte über den Mangel an brauchbaren Novitäten, der fast wie einen Widerspruch die Theaterleiter die Klage wegen Ueberschüttung mit unaufführbaren Stücken entgegenstellen. Wie begründet letztere Klage ist, kann man fast mit statistischer Genauigkeit feststellen.

Jeder irgend größeren Theaterleitung werden gegen dreihundert Stücke jährlich eingereicht werden, den verschiedenen Bühnen einer großen Stadt zusammen etwa das Dreifache in mannigfachem Genre, und das ist immer noch ein geringer Bruchtheil der Gesammtproduction, die sich in Abschriften auf über hundert deutsche Bühnen vertheilt. Und aus dieser Spreu wie wenig Körner! Zu jeder Zeit hat sich eine kleine Anzahl von Namen, um einen trivialen Ausdruck zu gebrauchen, von ständigen Lieferanten hervorgehoben, die die Theater regelmäßig mit ihren Productionen versorgten und, weil sie bühnengerechte Waare lieferten und erprobte, wenn auch nicht neue Effecte brachten, dem Publikum mundgerechte Kost auftischten und den Schauspielern leichte und oft doch lohnende Aufgaben stellten. Das Handwerk siegte über die Kunst, die Routine oft über das Talent, wenn dies seine Kraft an unbrauchbare Aufgaben verschwendete oder an Mangel an Bühnenkenntniß zerschellte. Wer könnte den Bühnen zumuthen, bei dem immer steigenden Verlangen des Publikums nach Neuem Zeit und Kräfte an das Unaufführbare zu wagen, selbst wo es zuweilen unverkennbare Begabung bekundet! So mußten die Bühnenleiter immer wieder das verdrießliche, oft schmerzliche Geschäft der Zurückweisung übernehmen. Wenn ich diese Aufgabe eine schmerzliche nenne, so ist der Ausdruck gewiß voll berechtigt, denn in wie viele, oft bis zum Tragischen gesteigerte Lebensgeschicke läßt es blicken? Gescheiterte Hoffnungen, gebrochenes Selbstvertrauen, Groll im Wahn des Verfolgtseins reiben ein halbes Leben auf und vernichten Anlagen, die nicht selten zu reichen Erfolgen berechtigt gewesen wären. Daneben dann wieder die Lächerlichkeit der Selbstüberschätzung; das Verlangen nach Belehrung, das fast niemals ernst gemeint ist; der Versuch, durch Empfehlungen auf die schwer zugänglichen Bretter zu gelangen, und das Nichtbegreifen, daß man nicht einen Versuch wagt, der so leicht erscheint und fast immer unmöglich ist. Und alles das, weil die Betreffenden sich nicht die Mühe geben, das zu lernen, wofür es freilich kaum einen anderen Lehrer giebt als die Erfahrung, die nur Wenigen geboten wird. Der Maler muß zeichnen lernen, den Stift, den Pinsel zu führen, die Farben zu mischen verstehen, ehe er seine Leinwand zum Bilde aufspannt, ja jeder Handwerker hat seine Lehrzeit durchzumachen, ehe er seine Arbeit auf den Markt bringen kann, nur zur Schriftstellerei hält sich Jeder für vorbereitet, wenn er nur nothdürftig orthographisch schreiben kann, und zuweilen kaum das. Um aber, und sei es nur ein kleines einactiges Drama, zu schreiben, dazu gehört neben der glänzendsten Begabung noch immer ein ausdauerndes Studium, ein Schatz von Erfahrungen, den die Wenigsten zu erwerben für nöthig finden.

Und doch, bei so vielem vergebenen Streben immer wieder diese stets wachsende Ueberproduction auf dem Gebiete des Dramas, dies vermehrte Ringen nach dem zweifelhaften Kranz eines Bühnenerfolges, der selbst beim glücklichsten Gelingen nicht ohne Dornen ist! Es läßt sich das nur durch den unverkennbaren Zauber, die mächtige Wirkung der Bühnenkunst, die keine andere in dem Maße er-

reicht, auf Zuschauer, Darsteller und Dichter erklären. Wer hat nicht ernste Menschen, denen kaum je im Leben ein Lächeln die Lippen umspielt, im Theater aus vollem Herzen lachen sehen? Wer hat nicht Thränen bemerkt in den Augen von Leuten, die sich gewöhnten, eigene Geschicke ohne Zeichen der Bewegung zu ertragen? Und dann, wie berauschend, wie begehrungswürdig erscheint nicht der Beifall einer zufällig zusammengetretenen Menge, öffentlich errungen und dargebracht? Das ist's, was selbst einem Nero, der blasirt war durch die Herrschaft über die Welt, abgestumpft gegen den Pomp der Triumphzüge, gegen die Huldigungen von Völkern, noch den Kranz des Schauspielers lockend erscheinen ließ und den Beifall der Menge begehrlich, den er doch befehlen konnte. Wir haben Schauspieler und Autoren gekannt, die sogar der spärliche Applaus von Händen, die sie selbst dafür bezahlten, die Kritik, die sie inspirirten, zuweilen selbst schrieben, beglückte und berauschte.

Neben dem wahren Beruf zum dramatischen Schriftsteller ist sicher jener Zauber der Bühne die Haupttriebfeder, die immer wieder den Versuch wagen läßt, auf die heißen Bretter des Theaters zu kommen, sei es nun als Darsteller oder als Schriftsteller; aber auch dem schon geprüften Autor bleibt die lebendige Verbindung mit der Schaubühne und ihre Anregung nothwendig, soll er nicht seine mühsam gesammelten Erfahrungen wieder verlieren und außer Fühlung kommen mit dem Geschmack und den Anforderungen des Publikums, mit der Leistungsfähigkeit der Darsteller. Die Schaubühne regt mächtig an zur Production, aber zugleich bringt sie leicht in die Gefahr der Nachahmung. Ein erfolgreiches Stück, eine geniale schauspielerische Leistung rufen immer eine Reihe ähnlicher Productionen hervor, die sich in einem kurzen Zeitraum zusammengruppiren und ein mehr oder weniger schnell wieder verschwindendes Genre in den Repertoiren repräsentiren, das sich dann in eigener Verflachung überlebt. Wer wie der Schreiber dieser knappen Skizze seit einer langen Reihe von Jahren die Repertoire der deutschen Bühnen studirte und verfolgte, kann leicht die Gruppen dieser einzelnen Gattungen nachweisen und die Namen nennen, die durch einige Decennien die Bühnen beherrschten, die Uebergänge finden, die eine neue Geschmacksrichtung anbahnten. Aber auch das unfruchtbare Geschäft der Prüfung massenhaft den Bühnen angebotener Stücke läßt die schnelle Geschmackswandlung deutlich erkennen und dabei schließlich herausfühlen, welchen Anregungen die einzelnen Producte ihr Entstehen verdanken. Wir wollen versuchen, das klar zu machen und damit einen Blick in die Werkstatt der dramatischen Schriftsteller werfen.

Nennen wir die erste Gattung: die Schauspielerdramen. Die Bezeichnung wird sich leicht rechtfertigen, und kleine unscheinbare Anzeichen lassen den Kundigen diese Gattung leicht erkennen. Wenn wir ein Stück zum Lesen aufschlagen, und bei den Winken für die Regie in Klammer steht: „rechts und links immer vom Schauspieler angenommen", so können wir fast mit Sicherheit schließen, das Stück sei von einem Schauspieler oder Regisseur geschrieben, von Jemand, der auf der Bühne Bescheid weiß, der von ihr aus die Wirkung seines Werkes berechnet. Das ist nicht gleichgültig, weder für das Stück selbst noch für seinen Erfolg. Stellen wir uns nun vor, wie solch Stück entstand.

Der Verfasser denkt sich in seiner Phantasie auf der Bühne; er spielt ein Stück, ja er spielt alle einzelnen Rollen desselben, es ist eine Stegreifkomödie in der Einbildungskraft. Vor ihm das Publikum. Er fühlt, wie die oder jene Wendung des Dialogs, der Action einschlägt, wie diese oder jene Nüance der Darstellung auf das gefüllte Parterre wirkt. Nothwendig fällt dabei der Hauptaccent auf die schauspielerische Wiedergabe, die Ausführung bekommt etwas Subjectives und die Production erhält dadurch ihre eigenthümlichen Vorzüge, aber auch ihre besonderen Schwächen. Hat der Autor schauspielerisches Talent, wird er sogenannte dankbare Rollen schreiben und dem Darsteller die halbe Arbeit vorwegnehmen. Der leichte Beifall, den dieser mit solchen Rollen erringt, wird dem Erfolg des Stückes zu Gute kommen, aber der innere Zusammenhang der einzelnen Figuren, das Ensemble der Handlung, die Situation wird leiden. Nehmen wir Beispiele aus den höchsten

Digitized by Google

Vorbildern. Shakespeare war Schauspieler und der Erfolg seiner Komödianten lag ihm am Herzen. Er schuf ihnen zum Beispiel Aufgaben wie die Wahnsinnsscene der Ophelia, die Nachtwandelscene der Lady Macbeth. Die Nebenfiguren, die Königin, der König, Laertes, Arzt und Kammerfrau, werden Staffage. Die Hauptfigur kommt und geht wieder, der volle Eindruck ist auf diese concentrirt, der Erfolg für sie fast unausbleiblich. Das konnte nur ein Dichter schaffen, der wie Shakespeare Begabung und Uebung des Schauspielers besaß. Betrachten wir die Stücke, deren Autoren zugleich Schauspieler waren, von Molière, Schröder, Iffland bis zur Birch-Pfeiffer hinab, so werden wir immer finden, daß der Beifall, den sie errangen, meist zunächst den Darstellern galt, daß sie jedenfalls diesen gut vorbereitete Gelegenheit boten, ihr Talent geltend zu machen. Die Schattenseiten dieser Entstehungsart stellen sich dann bei den Bühnenwerken schnell heraus, bei denen die schauspielerische Begabung die dichterische überbot. Da haben wir anstatt eines kunstgerecht gegliederten Stückes eine oder mehrere Paraderollen, ein Virtuosenstück anstatt eines Dramas, grobe Mosaik für ein fein in einander schattirtes Bild. Immerhin aber werden die Bühnen, und namentlich die gastirenden Virtuosen, gern nach solchen Stücken greifen, um ihre Mitglieder oder sich selbst damit in günstiges Licht zu stellen.

Als Gegensatz zu den Schauspielerdramen müßten wir nun eine zweite Gattung „Zuschauerstücke" nennen, obgleich diese Bezeichnung nicht vollkommen zutrifft. Wir meinen solche Stücke, deren Autoren, angeregt durch die Leistungen der Bühne, denen sie als Zuschauer folgten, zum Wagniß des eigenen Schaffens gedrängt werden. Bei solchen Stücken wird immer die Bezeichnung „rechts und links vom Zuschauer" angewandt, die mise-en-scène genauer angedeutet sein, selbst die Illusion der Decoration wird sich weitläufiger bezeichnet finden, eine Illusion, der der Schauspieler nicht mehr unterworfen ist, dafür aber gern das Kostüme beschreibt — das Persönliche für das Allgemeine. Im Gegensatz zu der früher bezeichneten Gattung sind die Zuschauerdramen das Spiegelbild der Bühne, wie es sich in der Schaffenskraft des Autors gestaltet. Dieser versetzt sich in der Phantasie auf einen Platz im Zuschauerraum, und vor seiner Einbildungskraft spielt sich ein entstehendes Stück in Gedanken ab. Er schafft zuschauend. Naturgemäß ist es nicht mehr die einzelne Rolle, die ihn beschäftigt, sondern die Gruppe, nicht die Action, sondern die Situation, nicht das Subjective, sondern das Objective. Selbstverständlich entsteht dadurch eine vollkommen anders vorbereitete Wirkung, z. B. wird an die Stelle der beabsichtigten und durch Maske, Ton und Pausen der Rede erstrebten Komik eine unfreiwilligere, durch die Situation erzeugte entstehen; die Contraste vertheilen sich auf die zusammen agirenden Darsteller; der Humor kann selbst durch einen ernst erscheinenden Vorgang geweckt werden, wenn der Zuschauer, eingeweihter in die Fabel des Stückes als die Figuren, die es vorführt, die Lösung durchsieht, während die Personen des Stückes noch in Furcht, Schrecken oder Verlegenheit agiren. Wir erinnern z. B. an eine in Lustspielen und Possen oft gebrauchte Situation, in der ein Mensch sich einbildet, einen anderen wider Willen oder in der Aufregung um das Leben gebracht zu haben, während das Publikum den Irrthum durchschaut. Die gerechtfertigte Angst, Reue, Furcht vor Entdeckung wirkt komisch und desto mehr, je wahrscheinlicher sie dargestellt wird. Mit der Rührung ist es ebenso. Im Schauspielerdrama erschüttert uns der Schmerz, der gezeigt wird, wir weinen ihn mit; im Zuschauerstück rührt uns das Geschick, das wir erleben, der edle Entschluß, die Hingabe, die Entsagung, selbst wenn der Darsteller sie uns jubelnd zeigt. Das „Lachen Sie doch, Marinelli" der Gräfin Orsina ist höchste Tragik, und die komische Verlegenheit des Wachtmeisters, den Tellheim auf den Lügen ertappt, mit denen jener ihm das Geld aufschwatzen will, treibt dem Zuschauer die Thränen ins Auge. Freilich war Lessing der objectivste Dichter der deutschen dramatischen Literatur, der Meister der Kritik, selbst über seine eigenen Productionen.

Eine dritte Gattung hat längst ihre Bezeichnung gefunden und weckt mit dieser die Scheu, um nicht zu sagen Geringschätzung, der Bühnenleiter und Schau-

Digitized by Google

spieler. Je ungerechtfertigter das nun ist, desto bedauerlicher bleibt die Ueberproduction auf diesem Gebiet. Wir meinen das Buchdrama. Es wird den Theatern meist als Manuscript geboten und ist fast immer in fünffüßigen Jamben verfaßt. Die Tragödie, das Stiefkind des Publikums zu allen Zeiten, der Liebling junger, noch unfertiger Schauspieler, wird in ihm vorzugsweise gepflegt. In den Buchdramen finden wir am meisten Bildung und Gelehrsamkeit, oft eine unverkennbare Begabung des Autors, daneben aber geringe Hoffnung auf Bühnenerfolg. Die Stoffe pflegen historische zu sein, mit Vorliebe der alten Geschichte entnommen oder der deutschen Kaiserzeit, zeitweise sogar dem altdeutschen Epos und Sagenkreise, und es ist auffallend, daß einzelne Stoffe, als lägen sie in der Luft, gleichzeitig von einer ganzen Reihe von Autoren ergriffen werden. So versuchten vor etwa sechzig Jahren sich alle jungen Dichter an Konradin, dem allerwenigst dramatischen Stoff der Hohenstaufenzeit, und vierzig Jahre später waren es die Brünhilden und Kriemhilden der Nibelungensage, die zur Dramatisirung reizten. Die Verfasser solcher Dramen nehmen nun ihre Anregungen und Vorbilder nicht unmittelbar von der Bühne und deren Leistungen, sondern aus der Lectüre dramatischer Werke. Namentlich ist der Einfluß der gedankenreichen, scharf charakterisirenden Shakespeare'schen Gestaltungen oder des edlen Pathos sentenzenvoller Schiller'scher Dichtungen unverkennbar. Die Bühne und ihre Wirkung, ja selbst ihre nothwendigen Anforderungen bleiben unberücksichtigt, und meist mögen die Autoren der Buchdramen diese kaum oder doch nur vorübergehend kennen, vielleicht weil Lebensverhältnisse und Wohnort sie vom Besuch einer besseren Schaubühne fern halten. In vielen Fällen ist das sehr betrübend. Wie oft haben wir Dramen, die einen warmen poetischen Pulsschlag, sogar unentwickeltes dramatisches Gestaltungstalent bekundeten, aus der Hand gelegt mit dem Bedauern, daß Mangel an Bühnenkenntniß die Aufführung mindestens hoffnungslos, meist unmöglich machte. Das wird der Dichter nun niemals begreifen und oft immer wieder neue Versuche wagen, vertrauend auf die eigene Kraft, unterschätzend, was, durch Routine und Bühnenerfahrung erzeugt, die große Menge anzieht und von ihr durch Beifall ausgezeichnet wird. Die Dichter dieser Gattung halten sich für die Regeneratoren der dramatischen Literatur, versuchen es mit den Waffen der Poesie, dem Ungeschmack entgegenzutreten, und vergessen, daß sie erst das Schlachtfeld erkämpfen müssen, ehe sie versuchen können, auf demselben zu siegen. Dann sollen es der Eigensinn oder boshafter Unverstand der Bühnenlenker sein, die ihnen den Weg verlegen, den Zugang abschneiden, und dilettirende Freunde oder bequeme, unaufrichtige Lobhudelei bestärken sie in dieser Ansicht. Kommt aber je einmal ein solches Stück auf die Bühne, so verschwindet es schnell wieder, im besten Falle nach einem spärlichen Achtungserfolge.

Wie aber kann man lernen, ein bühnengerechtes Drama zu schreiben? Das ist die Frage, die uns immer wieder entgegentritt, wenn ein Stück von der Aufführung zurückgewiesen wird, selbst von denen, die sich nicht die geringste Mühe gegeben haben, sich das Jedem Zugängliche anzueignen. Freilich ist das ein mühseliges und langes Studium, das mit dem gründlichen Erforschen der oft mißverstandenen, zuweilen pedantisch übertriebenen aristotelischen Theorie der Einheiten anfangen sollte und mit der Technik des modernen Dramas endigen müßte. Vergebens haben die Romantiker uns die goldenen Regeln fortdemonstriren wollen, die uns das classische Alterthum hinterließ. Wir kommen immer wieder auf dieselben zurück, und nur wer sie beherrscht, kann es versuchen, sie zu brechen oder sie zu erweitern; zu übersehen sind sie nicht, und sie als überwunden zu verspotten, sollte Niemand versuchen. Scharf und regelrecht gegliedert muß sich das Drama aufbauen nach unumstößlichen Gesetzen wie das Werk der Architektur, das freilich schon beim Aufbau zusammenbräche, wenn es gegen die Regel der Schwere verstieße, während das Drama, das sich willkürlich fügte, erst vor dem Lampenlicht zu zerschellen scheint.

Ein anderer Fehler unserer beginnenden Dramatiker ist es, daß sie zu früh anfangen zu produciren, und wenn sie

Digitized by Google

wirklich ihre wissenschaftlichen Studien machten, diese nicht an der Beobachtung der Praxis und Erfahrung reifen lassen. Shakespeare's Productionen fallen in die volle Kraft des Mannesalters, und welche Zeit des gründlichen Geisteslebens, welch ernstes kritisches Studium ging nicht bei Lessing voraus, ehe sich aus der Reihe seiner dramatischen, ziemlich bedeutungslosen Versuche die drei Meisterwerke gestalteten, die unsterblich bleiben werden. Das ist Trost und Mahnung zugleich. Aber noch weitere Entwickelung ist dem nothwendig, der seine Kraft der schwersten Gattung der Literatur zuwenden will. Das Drama verlangt neben der regelrecht gegliederten Fabel auch noch scharf gezeichnete Charaktere, und um die zu schaffen, braucht der Dichter das Studium und die Erfahrung des Lebens. Wohl können uns die „Räuber" von Schiller mit der ungezügelten Leidenschaft des Stoffes und des Wortes ergreifen, wohl zeigen sie uns ein gigantisches Talent, das damit endete, daß es Früchte zeitigte, die am mächtigsten von allen deutschen Dichtungen in das Herz der Nation griffen — volle Zustimmung, veredelndes Befriedigtsein können wir dem Erstlingswurf des weltunerfahrenen, jugendlichen Genies nicht zollen. Bei Schiller jedoch tobte sich die ungebändigte Kraft nur aus, um sich dann um so reiner zu entfalten; geringere Begabung verbraucht aber ihre Kraft und erschöpft ihr Können in den frühreifen Werken. Wenn es die höchste Aufgabe des Dichters ist, seine Zeit zu belehren, so kann doch nur der lehren, der nicht allein lernte, sondern auch das Wissen reif und abgeklärt werden ließ.

Das aber geht über die Grenze, die diese knappe Skizze sich zog, die nur dem Vorwurf entgegenzutreten versuchte, als verschlössen sich die Bühnen einsichtslos und eigensinnig der dramatischen Production und überhörten den oft erschollenen Ruf: „Wird uns denn nie ein Dalberg wiederkommen?" Viel gerechtfertigter wäre fast der Vorwurf, daß die Bühnen zu willig ihre Kraft an die flüchtige Tagesliteratur verschwenden, die dem Geschmack schadet, die Sitte verletzt, der aber der Stempel der Bühnenroutine aufgeprägt ist. Wenn die Schiller wiederkommen, werden die Dalberge nicht fehlen.

Digitized by Google

Die Thonfiguren aus Tanagra.

Von

Arthur Milchhöfer.

Als Cäsar das ehemals so prächtige Korinth, welches seit der Zerstörung durch Mummius in Schutt und Asche lag, vermittelst einer Colonie zu neuem Leben erweckte, fingen die römischen Ansiedler, vermuthlich weil über der Erde nichts mehr zu holen war, den Boden zu durchwühlen an, und siehe da! man fand wunderherrliche Dinge in solcher Anzahl vor, daß man damit ganz Rom überschwemmen konnte. Der rauhe Römer war seit des Mummius' Zeiten um Vieles kunstsinniger geworden; die „korinthischen Todtenwaaren" oder „Nekrokorinthia", wie man jene Sächelchen nannte, kamen so sehr in die Mode, daß man um des Gewinnes willen alle Gräber, wie Strabo erzählt, bis auf das letzte ausleerte. Es bestand dieser ihr Inhalt zum größten Theil unzweifelhaft aus Thonfigürchen, wahrscheinlich meist in Gefäßform, deren viele zum Glück den Römern doch noch entgangen sind und bis auf unsere Tage wohlverwahrt in ihren Gräbern ruhten.

Einen ähnlichen Triumphzug, wie vor zwei Jahrtausenden die zierlichen korinthischen „Nippessachen" in Rom, hielten seit dem Winter 1873 die Thonfigürchen aus Tanagra durch alle Museen und reicheren Kunstsammlungen Europa's.

Tanagra, die friedliche böotische Landstadt, nahe der attischen Grenze jenseits des Parnesgebirges gelegen, übte auf den gebildeten Reisenden des Alterthums einen besonders wohlthuenden Eindruck aus. Ihre Tempel lagen, dem Getriebe des täglichen Lebens entrückt, beisammen auf der Höhe der Burg, ihre Häuser waren sauber und wie die Heiligthümer, was ausdrücklich hervorgehoben wird, mit hübschen, thönernen Bildwerken ausgestattet. Viel Aufhebens haben indeß die Tanagräer von diesem ihrem Kunstzweige, auf welchen sie der vortreffliche weiße plastische Thonboden (zugleich der Träger des Olivenreichthums) hinwies, augenscheinlich nicht gemacht; ihre von der kunsterfüllten Atmosphäre des benachbarten Athen angehauchten Producte blieben im Lande, und in den Gräbern — unserer einzigen Bezugsquelle heute — fand man oft gerade die reizendsten Stücke achtlos verstreut oder gleich während der Bestattung zerschlagen vor.

Die Bauern des elenden Dorfes Skimatári, welche von Ungefähr auf die ersten Terracotten stießen, waren, wie es in solchen Dingen zu geschehen pflegt, auch die glücklichsten Finder. Der Zufall ist und bleibt hier der einzige Gebieter. Die einfachen Erdgräber liegen gruppen- und reihenweise, doch regellos neben den alten Wegen; von beiden ist jede äußere Spur verwischt, nur der tastende Spaten vermag bei zunehmender Uebung das „gegrabene Erdreich" von dem „gewachsenen" zu unterscheiden.*

Für das Verständniß, welches indeß

* In Korinth, wo der Leichnam unter Steinplatten zu ruhen pflegt, bedient man sich mit vielem Geschick des großen Erdbohrers (trivéli).

die heutige albaneſiſche Bevölkerung anfangs dieſen Dingen entgegenbrachte, möge ein Fall als Beleg dienen, der mir an Ort und Stelle erzählt wurde und lebhaft an die Geſchichte von der Wittwe und der Henne mit goldenen Eiern erinnert: der Entdecker einer wundervollen, reich vergoldeten Thonfigur ſchabte ſorgfältig das edle Metall, welches ihm das Werthvollſte an der Sache ſchien, herunter und glaubte damit ein ganz beſonderes Geſchäft machen zu können.

wohl im Vergleich zu den erſten Reſultaten mit mäßigem Erfolge. Immerhin gelangte manches hübſche Stück in die atheniſchen Sammlungen, und zwar haben dieſe letzteren Funde wenigſtens dadurch eine beſondere Wichtigkeit erlangt, daß ſie wegen ihrer unbezweifelbaren Authenticität als zuverläſſigſte Controle gegen die Fälſchung dienen, welche ſich bald, da die eigentliche Quelle zu verſiegen anfing und zudem durch die ſtrenge Aufſicht unterbunden wurde, dieſes Zwei-

Terracotten aus Tanagra.
(Die Originale befinden ſich im Antiquarium des königl. Muſeums zu Berlin.)

So war es denn kein Wunder, daß der Segen dieſer reichen Ernte nicht in die Taſchen der Einwohner, ſondern in die der atheniſchen Kunſthändler floß, welche ihnen auf dem Fuße folgten, ſie durch Contracte banden und in jeder Weiſe übervortheilten. Es hilft nichts, daß heute in den Dörfern, nachdem den Leuten die Augen aufgegangen ſind, lebhafte Entrüſtung gegen jene Induſtriellen herrſcht.

Zuletzt kam, wie gewöhnlich etwas post festum, die griechiſche Regierung, verbot alle eigenmächtigen Ausgrabungen und ließ ſolche durch die griechiſche „Archäologiſche Geſellſchaft“ anſtellen, wieges zu bemächtigen begann. Es gelang ſpäter zu Athen infolge gegenſeitiger Denunciationen einigen dieſer Fälſcherwerkſtätten auf die Spur zu kommen; ich ſah dort auf dem Polizeiamte Körbe voller Gipsformen, welche man zuletzt auf dem Grunde eines Brunnens zu verbergen geſucht hatte, und im Büreau des Generalaufſehers der Alterthümer liegt heute zur nachträglichen Belehrung unbeſonnener Käufer eine kleine Sammlung aus, welche Modelle und alle Stadien der Fabrication moderner Terracotten bis zu einer faſt beängſtigenden Vollendung darſtellt.

Als ich im März 1878 auf einer von Athen aus unternommenen Fußwanderung

Digitized by Google

über den Paß von Phyle im Parnesgebirge Tanagra erreichte (ein unfreiwilliges Nachtquartier unter freiem märzkaltem Himmel in einem der labyrinthischen Querthäler des Asopos belehrte uns, wie wenig oft ein gerader Weg der kürzeste ist), fand ich dort die Ausgrabungsthätigkeit bereits in Stagnation begriffen. Die Bauern gruben zwar noch heimlich des Nachts trotz polizeilicher Wachsamkeit weiter und hatten dem Fremden, wenn er ihr Vertrauen gewann, wohl noch Einiges zu zeigen, aber sie hielten selber den Vorrath an „guten Gräbern" für erschöpft.

Auf dem Kunstmarkte trat die jüngere und zum Theil raffinirtere, wenn auch künstlerisch nicht überlegene Gattung kleinasiatischer Terracotten in den Vordergrund.

Aber der Stern von Tanagra ist nicht gesonnen, zu erbleichen. Ganz neuerdings, im Frühling 1881, gelang es der griechischen „Archäologischen Gesellschaft" bei wiederholtem Versuche, einige Stücke allerersten Ranges aufzudecken, ja ein „Eros mit hinsinkender Psyche" und eine meerentstiegene Aphrodite scheinen sogar den Anspruch auf die Palme der Schönheit unter allem bisher Gefundenen erheben zu wollen.

Mittlerweile hatten die Figürchen aus Tanagra überall und nicht bloß in Fachkreisen lebhafte Bewunderung erweckt. Auf Pariser Kunstauctionen sind von Liebhabern für auserlesene Stücke fünf-, sechs- bis zehntausend Francs gezahlt worden. Im Auftrage des „Deutschen archäologischen Institutes" gab Kekulé eine Auswahl des Vorzüglichsten auf Farbendrucktafeln von eminent künstlerischem Werthe heraus. (Das Prachtwerk: „Die antiken Thonfiguren von Tanagra." 1877.) Auch moderne poetische Blüthen haben die kleinen Meisterstücke gezeitigt, ein erfreulicher Beweis, wie echte Kunst auf jede Kunst befruchtend wirkt.

Eine Erzählung in Versen von Gottfried Kinkel: „Tanagra", ist den Lesern der Monatshefte in der vorigen Nummer vorgeführt worden. Praxias, des unruhigen Soldatenlebens müde, erneuert zu Hause den alten Bund mit der Kunst und findet ihr lebendiges Gegenbild in der Geliebten, Helena. Statt der Götter, an welche die Zeit den Glauben verloren hat, will er Menschen bilden und statt der Tempel die Wohnhäuser mit dem Schönen erfüllen.

Ich zweifele nicht daran, daß sich das Publikum diese schöne Gabe dankbar angeeignet hat. Auch für den Forscher ist es von nicht geringem Interesse, zu beobachten, wie der Dichter das Material verwerthet. Mit der beneidenswerthen Freiheit des letzteren, aus den Wirkungen auf die lebendigen Ursachen zurückzublicken und diese in anziehenden Gestalten zu verkörpern, verbindet Kinkel einen feinen Sinn für das Historische, wenn er den Aufschwung der Kleinkunst in diesem reizvollen „Genre" als eine Concession an den veränderten Zeitgeist erklärt. Die poetische Wahrheit ist darum nicht weniger echt, weil sie der Phantasie zu ihrer Ergänzung bedarf. Dabei hat Kinkel selbst im Detail nichts verabsäumt, um im Geiste des Alterthums zu bleiben. Wenn z. B. Helena mit ihrer Fertigkeit als Malerin den kleinen Werken des Praxias erhöhte Anziehungskraft verleiht, so entsproß diese Idee des Dichters wohl der Anschauung eines antiken Vasenbildes, auf welchem ebenfalls ein Mädchen beschäftigt ist, kleine Thonfigürchen mit Farbenschmuck zu überziehen.

Bemerkenswerth erscheint mir, daß Kinkel sowohl wie E. v. Wildenbruch, den wir gleich näher zu erwähnen haben werden, das Auftreten der Thonfigürchen in Tanagra gewissermaßen zu einem psychologischen Problem verarbeitet haben, daß beide gleichsam wie für eine vereinzelte und unvermittelte Erscheinung eine individuelle Erklärung suchen. Es wird hoffentlich nicht pedantisch klingen, an dieser Stelle auch die nüchterne Wirklichkeit in ihr Recht zu setzen. Die Thonplastik wurde in Tanagra seit ältester Zeit geübt; sie ist vertreten, wenn auch nicht so allgemein verbreitet, in allen Vorstadien der heranreifenden Kunst. Die Vorzüglichkeit der dortigen Thonerde, der Mangel an anderem Material führten den einen Zweig zu so hoher Vollendung. Aehnliche Erscheinungen finden wir in Kleinasien wieder; in Attika und in Korinth war die künstlerische Thätigkeit weniger auf die eine Technik concentrirt; wiewohl sich auch hier höchst Vollendetes gefunden hat, war-

Digitized by Google

sen sich Neigung und Production doch vorzugsweise auf andere Gebiete, namentlich auf Gefäß- und Metallarbeit.

Etwas anders als Kinkel formulirt und löst Ernst v. Wildenbruch das „Problem" in seiner liebenswürdigen Novelle „Der Meister von Tanagra". Der schöne Myrtolaos, aufgewachsen in Tanagra, aber attischen Blutes, eifert dem großen Praxiteles nach, jedoch erkennt er rechtzeitig genug die Schranken seiner Befähigung, um dadurch schweren Conflicten zu entgehen. Selbstgenügsam und dennoch

Mehr als einmal hörten wir in Athen, angesichts der oft bis zur Täuschung vollkommenen, für echt ausgegebenen Fälschungen, lebhaftes Bedauern äußern, daß es keiner der dortigen Firmen einfallen wollte, derartige Imitationen unter ihrem wahren Namen und zu entsprechenden Preisen in den Handel zu bringen. Die Ausführung dieses Gedankens blieb einem intelligenten jungen Kunsthändler, Herrn Fritz Gurlitt in Berlin, vorbehalten, der seit Beginn vorigen Jahres eine Reihe der schönsten Terracotten unseres

Terracotten aus Tanagra.
(Die Originale befinden sich im Antiquarium des königl. Museums zu Berlin.)

eines originellen Ruhmes sicher, bildet er von nun an immer nur den einen geliebten Gegenstand in unzähligen Variationen — Hellanodike.

Wer wollte mit dem Dichter rechten, wenn wir heute mehr als einem einzigen Frauenideal in jenen anmuthigen Gestalten begegnen? Immerhin beseelt sie alle ein Geist, so daß der Besitz einer einzigen uns gar viele ersetzt.

Solcher glücklicher Besitzer giebt es, abgesehen von den ersten Museen Europa's, begreiflicher Weise nur wenige. Doch ist neuerdings von Berlin eine höchst erfreuliche Anregung ausgegangen, welche darauf abzielt, das Beste in dieser Gattung bis zu einem gewissen Grade Gemeingut aller Kunstfreunde werden zu lassen. Museums von geschickten Bildhauern modelliren und vervielfältigen läßt. Selbst das schwierige Problem des Farbenauftrags (an den meisten Figürchen ist außer dem Deckweiß ein zartes Rosa oder Blau, auch Gold verwandt) ist mit zunehmend reicherer Erfahrung bereits sehr glücklich gelöst worden. Einige der „edirten" Frauengestalten, die man ja eben ganz und voll nur in der körperlichen Nachbildung genießen kann, sind identisch mit denen, welche unsere Abbildungen zu Anfang dieser Zeilen darstellen.

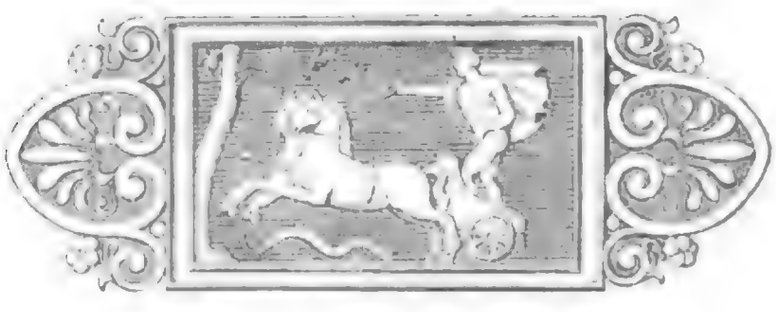
Worauf beruht nun aber der Reiz, den diese weiblichen „Situationsbildchen" auf jeden kunstsinnigen Beobachter ausüben? Bei der Mehrzahl der Gebildeten erfahren ja sonst die gerühmtesten unter den er-

Digitized by Google

haltenen Kunstwerken des Alterthums das Schicksal der meisten „Classiker“: man gesteht ihnen den kalten Lorbeer zu, aber man reservirt sich auch das Recht, ihnen kühl gegenüberzutreten. Dieses Verhältniß gänzlich umzugestalten, wird selbst der begeistertste und beredteste Alterthumskenner wohl nie im Stande sein. Es steht nicht zu erwarten, daß Werke, welche einem fremden Religions- und Sagenkreise angehören, ohne Rest in unser modernes Empfinden aufgehen sollen. Selbst die Aphrodite von Melos, selbst der Hermes aus Olympia waren dem alten Künstler und seinem Publikum immer noch etwas mehr und etwas Anderes, als sie uns jemals werden können. Und doch hat keine Zeit an ihren Gebilden das rein Menschliche in so abgeklärter Form dargestellt als das griechische Alterthum. Es wäre wunderbar, wenn dasselbe uns nichts hinterlassen hätte, was sich mit den Idealen der Gegenwart vollkommen decken würde.

Diesen Vorzug der Neutralität besitzen aber (nebst manchen anderen Werken des antiken Genres und namentlich den überaus zart empfundenen, noch keineswegs nach Gebühr bekannten attischen Grabreliefs) die Thonfigürchen und unter ihnen besonders die Mädchengestalten aus Tanagra. Es ist nichts Fremdes zwischen ihnen und uns; wir richten dieselben Fragen an sie und erhalten die gleiche Antwort wie irgend einer ihrer Zeitgenossen. Wir wollen hier nicht untersuchen, wie weit sich diese kleinen Schöpfungen von einem mythischen Hintergrunde abgelöst haben. Auf der Stufe, welche sie einnehmen, waren sie selbst in der Intention ihres Künstlers nichts Anderes als schöne Menschengestalten, die nur das zu empfinden scheinen, was in ihrer Natur begründet liegt. Meist sind es Liebesgedanken, welche entweder ihnen halb unbewußt genaht sind und über sie einen Schimmer naiven Frohsinns ausgießen, oder welche sie veranlassen, bald schalkhaft, bald träumerisch, bald schwermüthig das Köpfchen zu senken, wenn sie nicht gar die Träume der Schlafenden ausfüllen. Gegen diese gefühlsinnige Existenzmalerei treten alle mythologisch bestimmten Darstellungen sowie jene zahlreichen tanagräischen Knaben- und Jünglingsfiguren in der allgemeinen Gunst beträchtlich zurück. Der „Meister von Tanagra“ kennt sie nicht einmal. — Noch ferner steht für unser Empfinden eine dritte Gruppe von Gestalten, welche in dem Inhalt aller griechischen Terracottengräber regelmäßig neben jenen idealsten Erscheinungen auftritt und gewissermaßen ihre Kehrseite darstellt. Es ist der Chor derb naturalistischer Figuren aus bacchischem Gefolge, wie Silene, Priape oder geradezu possenhafter, lasciver Carricaturen. Sie bilden nach antiker Anschauung fast mit Nothwendigkeit das Gegengewicht zur ernsten Kunst, wie das antike Schauspiel durch das Satyrstück, die Burleske, ergänzt wird.

Es ist wunderbar und wäre wohl psychologisch noch tiefer zu begründen, als hier geschehen kann, wie der antike Geist selbst in einer verhältnißmäßig untergeordneten Kunstgattung jede Einseitigkeit vermeidet, jede Hebung durch eine Senkung ausgleicht und unter Umständen selbst auf Kosten der Schönheit zur Totalität der Erscheinungen strebt.



Digitized by Google

Gedächtnißrede auf Berthold Auerbach

(bei der am 19. März vom Berliner „Literarischen Club" veranstalteten Feier).

Von

Friedrich Spielhagen.

Die feierlichen Klänge sind verhallt; — durch die andachtsvolle Stille ertönt ein Menschenwort — es kommt aus einer zagenden, ja schier verzagten Brust. Und was mir jetzt das sonst nicht muthlose Herz banger schlagen läßt — es ist nicht die Beklemmung, die nur dem Uebertecken erspart bleiben mag, der in einer so großen, so auserwählten Versammlung als Sprecher aufsteht — es ist der Zweifel, ob Sie, deren Blicke jetzt auf mir ruhen, nicht mehr von mir erwarten, als ich, und jetzte ich, wie es sich ziemt, meine beste Kraft ein, irgend zu leisten im Stande bin. Zwar, das weiß ich ja, Niemand von Ihnen verlangt und erwartet, ich werde jetzt aus dem Grabe, das sich eben erst geschlossen, um das des ersten bitteren Schmerzes millionenstimmige Klage seines trauernden Volkes noch nicht verhallt ist, das Bild des großen Mannes hervortreten lassen, wie es dereinst stehen wird, umflossen vom Strahlenglanze voller Erkenntniß, in dem Pantheon deutscher Nation — an diesem Bilde werden noch Hunderte berufener Hände zu meißeln und zu feilen, werden noch Generationen dankbarer Nachkommen zu schmücken und zu kränzen haben — Sie verlangen nichts von mir, als daß ich Zeugniß ablegen soll für den theuren Todten; und meinen, daß gerade mein Zeugniß, der ich ihm als Freund, als Kunstgenoß lange Jahre so nahe gestanden, von besonderer Wichtigkeit; daß ich, wie der Jurist es ausdrückt, ein classischer Zeuge sei.

Das meinen Sie, müssen Sie meinen, und eben das ist es, was mich bedrückt.

Ja, ich war sein Freund; und der vertraute Verkehr mit ihm war mir ein Hochgewinn meines Lebens; aber sollte der wehmüthige Nachklang unvergeßlicher Stunden nicht allzu parteiisch in mein Zeugniß hineintönen, das Wahrheit sein soll und nichts als Wahrheit? — Ja, ich war sein Kunstgenoß; aber pflegen sich die Urtheile des Kunstgenossen über den Kunstgenossen, besonders wenn ihre Ateliers sehr benachbart sind, durch kühle Objectivität auszuzeichnen?

Kühle Objectivität!

Wohl mag die der literarhistorische Offizier haben, der hoch zu Roß hinter der Plänklerkette reitet; aber stehst du in der Kette selbst, feuernd, ladend, wieder feuernd; für einen Moment Deckung suchend, die du im nächsten wieder aufgeben mußt, weil das Signal zum Avanciren erschallt; und wieder im nächsten bläst's: zur Attaque, Gewehr rechts! Marsch, marsch — hurrah! ja, da gewinne du, da bewahre du den kühlen objectiven Ueberblick! da erzähle du dem Wißbegierigen, wie's mit dem Kameraden war, dem guten Kameraden! Was ist da viel zu erzählen? Wir marschirten eben zwanzig Jahre lang in gleichem Schritt

Digitized by Google

und Tritt. Als er die letzten seiner Dorfgeschichten: „Edelweiß“, „Josef im Schnee“ dichtete, schrieb ich meine „Problematischen Naturen“; gleichzeitig arbeiteten wir — er an „Auf der Höhe“, ich an „In Reih und Glied“, zu welchem Roman er, der große Titelfinder, mir den Titel fand; und schrieb „Hammer und Amboß“, während er sein „Landhaus am Rhein“; und so ging's weiter, gingen wir weiter, Schulter an Schulter, Schritt für Schritt — seine „Brigitta“ und mein „Quisisana“ erschienen fast an demselben Tage, und dann:

Eine Kugel kam geflogen!

und:

Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir!

Wollen Sie mein Zeugniß noch?

Gut! ich gebe ihm das höchste, das ich zu geben habe; und kann es so kurz machen wie das, welches Hamlet über seinen Vater sprach: Er war ein Dichter, nehmt Alles nur in Allem!

In der That! du mußtest kommen, uns das zu sagen! das weiß die Welt!

O freilich, was man denn, mit leiser Veränderung jenes ironischen Faust-Wortes, so wissen heißt! wie man denn wissen kann, daß Jemand etwas *sei*, wenn man so recht eigentlich nicht weiß, es wenigstens gar mancherlei Deutung fähig: was jenes *Etwas* ist. Oder wäre es wirklich nur ein Problema müßiger Spitzfindigkeit und sonst ein Abgemachtes unter anderen ehrlichen Leuten: was und wer ein Dichter? War's nicht Schiller, der den Romanschreiber nur den Halbbruder des Dichters nannte? so wäre denn unser Freund, der nur Romane und Novellen geschrieben, nur ein halber Dichter! — Oder sollt's ein wahres Wort unseres großen Aesthetikers Friedrich Vischer sein: „Keller wird nie sehr populär werden, einfach, weil er wirklich ein Dichter ist“, so wäre der sehr populäre Verfasser der Schwarzwälder Dorfgeschichten mindestens kein wirklicher Dichter; — und hat es nicht romantische Stimmen gegeben, die unter einander munkelten und raunten: der Friedrich Schiller ist im Vergleich mit dem Wolfgang Goethe gar kein Dichter? Scheint es danach nicht, daß es halbe und ganze, wirkliche und nicht wirkliche, nur vergleichsweise so oder auch nicht so zu nennende Dichter giebt? mithin die Fragen: was ist ein Dichter? wer ist ein Dichter? denn doch nicht ganz so müßig sind? und derjenige, welcher einen Anderen mit diesem schönen Titel schmückt, ein wenig die Verpflichtung hat, über die eigentliche Bedeutung desselben im Klaren zu sein oder möglichst rasch ins Klare zu kommen?

Also: wer ist Dichter? vielmehr — denn der Dichter ist ja auch wohl Künstler — wer ist Künstler?

Der, welcher, um seine innere Welt zu äußern, d. h. um die Eindrücke, die Empfindungen und Gedanken, welche der Contact mit der Welt in ihm erweckt und entstehen läßt, wiederzugeben, des Gleichnisses bedarf; der also niemals jene Eindrücke, Empfindungen, Gedanken abstract giebt, sondern immer gebunden an einen bestimmten Fall, an ein Concretes, welches denn freilich so geläutert und verklärt sein muß, daß das gedankliche Resultat ganz in ihm vorhanden und enthalten, aber niemals ganz von ihm entbunden und abstrahirt werden kann.

In diesem tiefsten Grunde sind alle Künste unter einander gleich. Wenn man die Phantasie des großen Bildhauers, Malers, Musikers, Dichters, die in ihren Aeußerungen so unendlich weit aus einander liegen, bis auf ihre ersten Formen verfolgen könnte, würden sie, wie die Embryonen der verschiedenen Lebewesen, nur von der tiefsten Einsicht kaum noch zu unterscheiden sein; und ewig wird es ein Problem bleiben, was denn nun die ursprünglich unterschiedslose Phantasiebegabung hier zur Dichtkunst oder Musik, dort zur Malerei, Plastik oder Baukunst treibt.

Wir aber müssen festhalten: in Gleichnissen sprechen sie alle: die Baumeister mit ihren sich auf einander thürmenden, zum Himmel ragenden, zum Himmel deutenden Steinen; die Musiker mit ihren durch einander wogenden, einander suchenden und fliehenden, endlich in seligem Zusammenklang sich vereinenden Tönen; und Rafael's heilige Cäcilia, wenn ihr seliger Mund reden könnte, würde sagen: Was naht ihr mir mit Cymbeln und Geigen, mir, die bereits die Harmonie der Sphären hört, ja deren Seele schon nichts mehr ist als ein Ton dieser göttlichen Musik!

Digitized by Google

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß" — das ist doch nur halb richtig: es wird ein volles Gleichniß erst unter des Künstlers Hand, der das Verglichene — die göttliche Idee — durch die ihm innewohnende, gottbegnadigte Kraft dergestalt in das Unzulänglich-Vergängliche zu legen vermag, daß es, seiner Bedürftigkeit, so weit Menschenkraft reicht, enthoben, mit der reinen und starken Hand des Säemanns, der ausging zu säen, aus der Endlichkeit hinüber in das Ewige weist.

Und so deckt denn unser Freund selbst den mütterlichen Urgrund auf, in welchem alle Künste wurzeln, und läßt zugleich aus demselben klar und rein das Sonderwesen der Dichtkunst hervorwachsen, wenn er tief- und scharfsinnig, wie es seine Weise war, gelegentlich sagt:

„Das Material der Dichtkunst ist wohl das geprägte Wort, aber näher und tiefer gefaßt: der Ausdruck des individuellen Empfindens, der persönliche Athem."

Und damit haben wir die Antwort auf unsere Frage: wer ist Dichter? Der, dessen individuelles Empfinden mit dem persönlichen Athem ausströmt, so voll, so ganz, so unmittelbar, daß jeder Versuch, es in ein anderes Material — in Töne, die erst im Zusammenklang wirken, in Farben, die sich erst mit Linien vermählen müssen, in formspröden Stein und zähes Erz — zu übersetzen, ein Aufschub und Aufenthalt und schließlich doch ein Unzulängliches wäre; daß es für ihn nur ein Uebersetzen giebt, welches im Grunde kein Uebersetzen ist, selbst insofern nicht, als das Wort in dem Moment, in welchem sich die Empfindung voll und ganz darein ergießt, seine Prägung empfängt. Nur wenn wir uns das völlig klar machen, verstehen wir Zusammenhang und Differenz der Dichtkunst mit den anderen, von den anderen Künsten; verstehen und begreifen wir auch erst, warum wieder die Dichtkunst sich in verschiedene Arten theilen kann und muß. Das geprägte Wort ist allen ihren Arten das gemeinsame Material, aber doch mit Unterschied. Der dramatische Dichter muß das Wort abgeben an den Schauspieler, der die von ihm erdichtete Handlung darstellt; der Lyriker kann es freilich nicht abgeben, aber es wird ihm in den höheren Lagen der Empfindung nicht mehr voll genügen und zum Gesang werden, wenn nicht gar versagen; es ist nur Einer, der es nicht abgeben kann, weil, was er zu sagen hat, Niemand weiß als er, dem die Muse es gab; und dem es auch voll genügt, weil er sicher ist, daß die Fülle der Gesichte, die er zu offenbaren hat, ihn davor schützt, in irgend einem Augenblick von der Empfindung bewältigt zu werden; — und der sich darum, weil er zugleich des Wortes Leib- und Seeleneigner und souveräner Gebieter ist, nach dem Worte nennt: der epische Dichter.

Und weil nun das Thun und Walten des epischen Dichters ganz persönlich und ganz gegenwärtig, ganz directes Ausathmen der Empfindung im Worte ist, das sich im Ausathmen von selbst prägt, so scheint es ja freilich, als ob es das Höchste der Dichtkunst darstelle; der epische Dichter auf der Rangliste der Poeten zu oberst stehe. Ich weiß es nicht; — eines aber weiß ich sicher: jeder Dichter wird dreimal selig die Glücklichen schätzen, denen es vergönnt war, in tönender Halle oder lieber noch unter freiem Himmel, auf offenem Markte, angesichts des ewigen Meeres, vor ihrem andächtig lauschenden Volke ihren Athem ausströmend, zu singen und zu sagen. Glauben Sie mir, es kommt aus tiefster Dichterbrust, das Wort des Dichterfürsten: „Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön." — Und wenn es einen modernen Dichter gegeben, der zum Homeriden geboren war und nicht der letzte gewesen sein würde; wenn ein moderner Dichter den vollen epischen Athem hatte in der mächtigen, von überquellender Empfindung geschwellten Brust, und auch wahrlich die Stimme gehabt hätte, diesen Athem auszuströmen in klangvoll hallendem, glänzend geprägtem Wort: dann war es Berthold Auerbach.

Ich bin überzeugt, verehrte Anwesende, daß Sie diese persönliche Anwendung unserer theoretischen Sätze schon längst anticipirt und ebenso jede einzelne unserer Betrachtungen des Dichtergenius durch das Bild unseres genialen Freundes, wie es vor Ihrer Seele steht, illustrirt haben. Und gäbe es eine charakteristischere Illustration? Wer von Ihnen das Glück gehabt hat, auch nur eine Stunde mit Auerbach beisammen gewesen zu sein, weiß, wie ihm Alles — in der Erörterung der

Digitized by Google

Dinge des hausbackenen Lebens wie in der Analyse der abstractesten Gedanken — sofort zur Vorstellung wurde, sich in ein Bild verwandelte, zu einem extemporirten und fast immer wunderbar treffenden Gleichniß formte, also die Grundbedingung alles künstlerischen Schaffens bei ihm die Grundstimmung der Seele war.

Und Keiner hat die Wonne seiner Unterhaltung gekostet, dem es nicht völlig klar geworden, daß dieser künstlerische Geist, um sich auszudrücken, nur die Sprache, das Wort zum Vehikel habe; nicht, weil er so quellend sprach wie selten ein Mensch, sondern weil in seinem Sprechen eine Gegenständlichkeit war, welche der Beihülfe der bildenden Künste entrathen mochte; eine Weite des geistigen Horizontes, die sich eben mit nichts mehr decken ließ als mit dem weitgreifenden, ferntreffenden Wort; hin und wieder vielleicht mit der Musik, der aber doch wieder die Möglichkeit abgeht, die Fülle des Details zu erschöpfen, die er in dem deductorischen Aufbau seiner Phantasie- und Gedankengebilde gar nicht entbehren konnte.

Und wer nun wiederum eine Einsicht in das epische Wesen mitbrachte, welches ein- für allemal das betrachtende, auf dem breiten Untergrund der individuellen Selbstbeobachtung basirte ist, dem konnte wiederum nicht zweifelhaft bleiben, daß dieser Beobachter und Betrachter par excellence seine epische Souveränität niemals für die Wollust eines lyrischen Ergusses hingeben, niemals an einen dramatischen alter ego abtreten würde; daß er nur in der epischen Dichtungsart das adäquate Organ seines überreichen Inneren hatte.

Und weil nun dieser gottbegnadete Mensch, welcher unter uns zugeknöpften, naturentfremdeten, die Worte zählenden Modernen umwandelte wie ein lebendiges Stück frei-natürlichen, wortreichen homerischen Alterthums, nicht unter südlicher Sonne in den Gassen, Märkten und Hallen einer ionischen Stadt sich zum Rhapsoden heranträumen, betrachten und bilden durfte, so war es vielleicht das ungünstigste Geschick noch nicht, das ihn auf einem Dorfe geboren werden ließ. Eines wenigstens hat der Dorfplatz mit dem Markte einer antiken Weltstadt gemein: es geht da Manches unter freiem Himmel vor, was sich sonst innerhalb der verschwiegenen Häusermauern abspielt; es herrscht da eine Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, in der es für den, der Ohren hat zu hören und Augen zu sehen, sehr viel zu hören und zu sehen giebt; und Alles in Allem ihm, dessen Haus einmal die große Welt und dessen erste und letzte Aufgabe sein wird: ein Weltbild zu geben, eine Welt in nuce, eine Abbreviatur der großen Welt dargeboten ist mit ihren mancherlei Licht- und schweren Schattenseiten: Haß, Liebe — Klugheit, Dummheit — Güte, Bosheit — nur Alles handgreiflicher, sinnlicher, sinnenfälliger — so gerade die rechte Nahrung für ein episches Gemüth! Wenn man von Auerbach erzählt — und ich kann es ja bestätigen — daß er auf der Promenade durch Wald und Feld aus einem tiefernsten Gespräch heraus auf eine einzelne Vogelstimme lauschen, auf einen blühenden Busch, irgend ein kleinstes Naturphänomen achten und den Genossen darauf aufmerksam machen konnte; ja wenn es ihm ganz natürlich war, einen begegnenden Freund erst auf ein neues Kleidungsstück, das dieser etwa trug, anzusehen und anzureden, so war darin einmal immer der epische Dichter, in dessen sonderbar vielgeschliffenem Auge sich eben Alles zugleich spiegelt — und zweitens der Dorfknabe, der seine ersten Menschen nicht anders hat sprechen hören als in der discreten Begleitung der Naturstimmen; der seine ersten Menschen nicht anders gesehen hat als auf dem Hintergrunde von Wald und Feld, von dem sie sich so klar abhoben, daß dem betrachtenden Auge keine Bewegung und keine Geste entging; und kein neuer Knopf an der alten Weste, geschweige denn die neue Weste selbst.

Und da nun bekanntlich diese ersten Menschen, auf die der staunende Blick des Kindesauges fällt, wenn sich der Dämmervorhang allmählich vor dem Weltschauspiel hebt, für jeden Menschen die Flügelleute sind unabsehbarer Reihen, die hinterherkommen und sich gefallen lassen müssen, nach jenen rangirt zu werden; und für den Dichter speciell die paar Dutzend Acteurs und Actricen, die, je nach ihrem Charakter, abwechselnd alle seine Hauptrollen spielen müssen — die Nebenrollen holt er sich von der nächsten Straße, aus

Digitized by Google

dem ersten besten Salon —, so mag wohl der Dichter von Glück sagen, erweisen sich diese seine paar Typen nun auch als typisch im eigentlichen Sinne: als wirkliche Originale und Charakterköpfe, wie sie eben vorzugsweise in einfachen Verhältnissen gedeihen, welche die Menschen nicht in sich zurückdrängen, von allen Seiten beengen und beschränken, sondern denselben verstatten, sich frei auszuwachsen mit allen Ecken und Kanten ihrer Creatürlichkeit. — Dies Glück, solche Menschen als erste Menschen zu haben — es wurde unserem Auerbach; und seine Brust ist von diesem Glückesgefühl geschwellt, wenn er gelegentlich ausruft:

„In den dunklen Waldesgründen und an Bergeshängen giebt es noch Charaktere wie die wilden Rosen, einblätterig und offen bis in den Herzensgrund, und Weißdornblüthen, die nur in einer Sturmnacht aufbrechen. Hier ist die Herrschaft der halben Zustände, der relativen Hingebung, die sich in der Reflexion einen Hinterhalt wahrt, noch spärlich. Hier ist noch Lachen und Weinen, Jauchzen und Klagen herzhaft und ohne Zurückhaltung. Die Leidenschaft hat hier noch ihren vollen Muth, man weicht ihr nicht aus; sie wird hier leicht zur absoluten; das ganze Sein brennt in ihr auf und verzehrt sich."

Hätte ein so begnadeter Dichter nicht mit Faust's Worten sprechen dürfen: „Erhabner Geist, du gabst mir Alles!" Oder was gab er denn mehr und Anderes jenen Sängern des Alterthums, die den Sohn des Laertes zu begleiten hatten auf seiner gedankenvollen Wanderung zur Circe, vorbei an schroffen Bergeshängen durch den kühlen Waldesgrund, wo ihm Hermeias begegnet mit dem schützenden Kraute vorschauender Klugheit? die zu singen hatten die Leidenschaft, in der des großen Peliden göttliches Herz in einer Glut, die durch die Jahrtausende strahlt, aufbrennt und sich verzehrt?

Was er ihnen mehr und Anderes gab? Weh dir, Berthold Auerbach! weh dir, armem modernen Epiker, daß du darauf nicht mit freudig erhobener Stirn antworten konntest: nichts Anderes, nichts mehr! daß du darauf gesenkten Auges erwidern mußtest: ein unendlich Kostbares, durch nichts Anderes, durch keine noch so große dichterische individuelle Begabung, keine scheinbar noch so freundliche Gunst der ersten bleibenden und fortbildenden Eindrücke zu Ersetzendes: eine einheitliche, übersichtliche Welt zu schildern, in der jedem Wesen — von dem Vater der leichtlebigen Götter durch die Reihen der kampfesfrohen Heroen bis zu dem letzten der mühsalbehafteten Sterblichen, ja hinab bis zu des Hades klagevollen Schemen — seine bestimmte unverrückbare Stelle angewiesen war; und weiter: eine durch die Tradition geheiligte, durch unendliche Uebung erprobte Methode des Gesanges; und weiter: ein hörbegieriges Publikum, nicht in sich geschieden durch die Unduldsamkeit der religiösen Bekenntnisse, durch die tiefe Kluft der Stände und Vermögensverhältnisse, die noch tiefere der Bildung und der Kenntnisse; und zuletzt und vor Allem — für diesmal und für dich, als Stoff deines Gesanges — ein zu einer nationalen Großthat geeintes Vaterland.

Ein Vaterland! mein Vaterland! wo bist du? was bist du? ein politisch unbestimmtes Etwas, ein geographischer Complex, durch den eine breite Mainlinie von Ost nach West und ein Gewirr von anderen Fluß- und Berglinien von Süd nach Nord und auch wieder nach Ost und West läuft und es in so und so viele schwarzweiße, blauweiße, grüngelbe und durch alle Combinationen der Farbenscala nüancirte Vaterländer und -Ländchen theilt; und ach! auch die Herzen theilt, die alle nur einen patriotisch-centripetalen Schlag haben sollten und nun centrifugal nach allen Himmelsrichtungen der Heimat und — wer weiß — über den Bannkreis der gemeinsamen Abstammung und Sprache hinaus und hinüber schlagen nach dem verlockenden Idol fremdländischer und fremdsprachiger Cultur und Sitte — und wär's auch übertünchte Barbarei und Sittenlosigkeit!

Meine Verehrten! das sind leider keine rhetorischen Phrasen, das ist der wahre Ausdruck der bangen Klage, die sich aus dem Herzen des deutschen Epikers ringen mußte, der sich Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre zu dem bekennen und das in Angriff nehmen wollte, was denn doch auf der weiten Gotteswelt einzig und allein sein Beruf war. Nur des Epikers, fragen Sie? Ich möchte das nicht so ohne Weiteres bejahen; ich gebe viel-

Digitized by Google

mehr gern zu: auch die Saiten der Lyra mögen höher tönen, wenn sie zu Gesängen von Atreus' Söhnen und Kadmos' Ruhme erklingen; aber zu alter und neuer Zeit strahlten und schimmerten Liebeslust und Liebesleid wie Sonnen- und Mondenschein über Berg und Thale und fanden überall empfindsame Herzen. Und die bunten Schlagbäume hemmten auch damals nicht den patriotischen Schmerz, im Gegentheil, sie waren wie unbarmherzige Hämmer auf so manches weiche deutsche Dichterherz, bis es hart wurde wie Stahl und erglühte und aufsprühte in hellodernden Trotz- und satirische Brandfunken stiebenden Spottliedern. Und auch er, dem ein paar Quadratfuß Bretter die Welt bedeuten, mochte unter noch weit schlimmeren Verhältnissen freiheitstrunkene Jünglinge ihre Ketten zerreißen und in die Wälder fliehen lassen; in der Jungfrau zarter Hand die Oriflamme gegen den Erbfeind erheben; zeigen, wie feindliche Brüder am Hassesstahl verbluten; mit den todesblassen Lippen des sterbenden Patrioten feierlich zur Einigkeit mahnen. Oder ein Anderer, dem sich des Lebens Räthsel und des Vaterlandes Schmach nur mit leichten Zügen auf die glatte Stirn schrieben, holte wohlgemuth die alten erprobten Gliedermänner aus dem Kasten, setzte ein paar neue Flicken auf die abgeschabten Kleider und — da hat man doch wieder einmal lachen können! sagten die Leute, wenn sie Abends nach Hause gingen.

Aber der Epiker! dem zur Aufgabe ward, darzustellen das, was ist, in dem Bilde einer begebenheitenreichen Handlung — einem Bilde, das wie jedes gute und bedeutende Bild von einem einheitlichen und bedeutenden Standpunkte gesehen und gemalt sein will; und der jener Tendenz, die seiner Phantasie eingeboren, folgen muß: sich nie mit dem niedrigeren Standpunkt zu begnügen, sobald er den höheren erklimmen kann, den möglichst hohen, damit sein Bild größere und die größten Dimensionen gewinne und ein Abbild werde der Welt, die er in seinem Busen trägt, und die doch nichts ist als ein verklärtes Abbild der sinnenfälligen Welt — ja, der Reiche-Arme ist übel daran, wenn diese Welt ein in politischen oder socialen Krämpfen und Kämpfen zuckendes Chaos ist, oder auch ein stagnirender Sumpf, in dem sich nichts begiebt, was des Singens und Sagens werth wäre. „O, du glücklicher Jüngling", apostrophirt ein ästhetisirender römischer Schriftsteller den Achill: „o, du glücklicher Jüngling, der du als Herold deiner Thaten den Homer gefunden hast." Wir von der Gilde müssen das Wort umkehren: O, du glücklicher Homer, der du zum Gegenstand deines Gesanges die Thaten eines Achill fandest! Nie hat es ein Volksepos gegeben außer in einem Volke, das auf große Thaten zurücksehen konnte, während es selbst noch in frohester Thatkraft stand; nie hat es einen guten, im höheren Sinne volksthümlichen Roman gegeben und kann keinen geben außer in einer Nation, die im wohligen Gefühl seiner sich dehnenden Kraft thatenfroh und thatenbereit in sich hinein und um sich her auf die anderen Nationen blicken darf, und wo selbst „der kleine Kahn der Familie auf der reichen bewegten Woge des öffentlichen Lebens schwimmt".

Und Goethe's — von dem ja dieses Wort ist — eigene Romane? Wo bewegte sich, als er sie schrieb, reich die Woge?

Aber hat er, der jenes Wort — als leise Klage für sich, den Dichter, als laute Anklage für seine Nation, die keine war — sprach, sie nicht vermißt, diese reiche Woge? und — Hand aufs Herz! — vermissen wir sie nicht? Und wenn wir auch deshalb um Alles in der Welt jene Wunderwerke des Geisterkönigs nicht missen möchten, wer von uns wagte, und wäre er ein Zaubermächtiger, heute Prospero's Stab in seine Hand zu nehmen, die von Leidenschaft freilich nicht zittern soll und darf, in der aber der Puls des actuellen öffentlichen Lebens schlagen soll und muß? Nein, wir, wie wir nun einmal sind, wir können nicht mehr in Zauberpaläſten auf stillen Geisterinseln mit Wesen wohnen, deren verklärte oder halbverklärte Leiber keine staatlich-politischen Kleider und Falten umgeben. Wir müssen unsere Menschen, die vom Baum der politischen Erkenntniß gegessen haben, bekleiden. Das mag unbequem sein und uns große Mühen und Kosten verursachen und Alles in Allem die betreffenden Herren und Damen nicht schöner machen, aber — wir müssen es. — Und wir

Digitized by Google

können auch nicht mehr aus einer Titanhöhe, von der man „die äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von Weitem unter seinen Füßen wie ein zusammengeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht", in eben dieses Gärtchen hinabfallen; mit einem Schulmeisterlein Wuz „uns in die Ackerfurche einnisten und in jeder Aehre, die über uns nickt, einen Baum- und Regenschirm haben". Dazu geht heutzutage der Wind zu rauh, und es regnet und hagelt auch gelegentlich allzu dicht und scharf. — Und „historische Romane" zu schreiben, ist auch nicht Jedermanns Sache; ist nur die Sache derer, die wohlgemuth drei Reiter über die nebelverhüllte Haide traben und an einem Kreuzwege still halten lassen, nur daß sie um Gotteswillen nicht wissen, was die Kerle da eigentlich wollen; oder auch nur zu genau wissen, was sie — ich meine jetzt nicht die drei Kerle, sondern die Herren selbst — wollen, und auch voll des Glaubens sind, zu können, was sie wollen, nämlich: den erhabenen Geist der Zeiten, die vergangen sind, heraufbeschwören in das helle Licht der Gegenwart; und nur vergessen, daß die Geister im Allgemeinen etwas lichtscheu sind und, wenn sie dann allzu heftig bedräut und mit heiliger, aus tausend Büchern mühsam zusammengelesener Lohe schier versengt werden, als — Scholast hinter dem Ofen hervortreten, so daß ein unbefangenes, ungeweihtes Auge des Herrn Beschwörers allereigenste geistreiche Person zu sehen glaubt.

Ich würde nicht gewagt haben, hier mein Ihnen überdies hinlänglich bekanntes ästhetisches Glaubensbekenntniß auch nur in diesen nothgedrungen kurzen Andeutungen zu geben, wenn es nicht Zug für Zug und Punkt für Punkt ebendasselbe wäre — und hier kann ich wahrlich als classischer Zeuge gelten —, zu welchem sich Berthold Auerbach von dem Moment, da er sich in ästhetischen Dingen zur Klarheit durchgekämpft, theoretisch stets und energisch bekannt hat und von dessen Vorschriften und Pflichten er auch praktisch seitdem niemals abgewichen ist. Dieser Gleichklang von Theorie und Praxis bei ihm wird wahrlich nicht gestört, sondern eher erhöht durch das Factum, daß er sich noch in späteren Jahren mit der Idee eines großen historischen Romans trug, den er — niemals auch nur in Angriff nahm und den er, hätte er es gethan — ich nehme es auf meinen Zeugeneid — niemals ausgeführt haben würde — er, der wie nur je ein Grieche zur Zeit des Homer in der Gegenwart lebte; er, der in seiner breiten Brust nicht Athem genug hatte, seine individuelle Empfindung auszuströmen, die Empfindung eben der Gegenwart: der geliebten Sonne zu seinem Haupte, der geliebten Erde zu seinen Füßen, der Scharen der Lebendigen, die da zwischen Himmel und Erde an ihm vorüberzogen und die er alle, alle an sein großes Herz hätte ziehen und drücken mögen; er, der wieder und immer wieder betont und einschärft, daß nur der ein Dichter ist, der es wagt, sein Empfinden ohne Rest und Abzug einzusetzen! Ich könnte Ihnen dafür tausend Belegstellen aus seinen Schriften anführen; hier eine für tausend: „Es ließe sich darthun, daß die Zurückziehung der Persönlichkeit aus den öffentlichen Darlegungen weit mehr Eitelkeit als Bescheidenheit ist. Man will sich in seinem eigenen Wesen für sich bewahren und sich nicht ganz und gar ausgeben. Die Vorenthaltung der persönlichen öffentlichen Betheiligung hat uns jene Scheu vor persönlicher Hingabe eingeflößt. Wir verdenken es keinem Lyriker, ja wir finden es schön und nothwendig, wenn er sein eigenes Leben preisgiebt. Ist die höhere geschlossene Form hier allein deckender Schild, und soll nicht auch der Prosaiker sich ganz geben?"

Wohl! sagen Sie; aber wenn er jener Zeit keine große Welt zu schildern fand, keine Nation mit großen Zielen und damit also keine großen, nicht einmal größere epische Aufgaben zu lösen — Eines blieb ihm doch — und du selbst hast uns ja gesagt, daß es ein Herrliches darum war gerade für den epischen Dichter: die kleine Welt seiner bergumschlossenen, tannendurchrauschten Heimat mit den prächtigen Charakterköpfen. Freilich, und wir werden alsbald darauf zu sprechen kommen. Hier muß zuvor gesagt werden, daß der Mensch, wie im bürgerlichen Leben, so auch im dichterischen, sein Erbe nicht vor der Mündig-

Digitized by Google

keit antreten darf; und das mit Fug, weil, thäte er's früher, er es aller Wahrscheinlichkeit nach vergeuden und verwüsten würde.

Was aber nenne ich dichterische Mündigkeit?

Wir hörten eben aus berufenstem Munde: der Dichter solle sich ganz geben; gewiß! aber wir müssen auch verlangen, daß er ein Ganzes zu geben habe, d. h. da er sich selbst geben soll, daß er selbst ein Ganzes sei. Müssen es doppelt und dreifach verlangen von dem epischen Dichter, dessen Standpunkt, wie wir ausmachten, ein einheitlich fester und zugleich hoher sein muß, weil er anders nicht ein gut componirtes, bedeutendes Bild schaffen kann. Und nicht einmal eines in bescheidenen Dimensionen. Auch um das Kleine gut und scharf und richtig zu sehen — und vielleicht gerade dazu vorzugsweise — muß man hoch stehen, wie der Geier, dem schärfsten Auge entrückt, in der Aetherhöhe schwebt, um in der Wüstenbreite und -Weite die spärlich-kümmerliche Beute sicher zu entdecken. Und konnte Berthold Auerbach diesen sicheren, hohen Standpunkt haben? von vornherein haben? Nun, dann hätte er ihm wahrlich von Apollo im Traum geschenkt werden müssen. Der giebt zwar seinen Söhnen viel, und gar diesem geliebten hatte er sehr viel gegeben. Dies konnte ihm kein Gott über Nacht geben: daß der Schwabe in dem Märker und Pommer seine leiblichen Brüder sah; daß der Dörfler den Städter auch als ein Geschöpf Gottes gelten ließ; daß der Sohn der Armuth den Kindern des Reichthums nur wünschte, es möchte ihnen nicht allzu schwer werden, in das Himmelreich zu kommen; daß das Kind des Juden, der Talmudschüler, von ganzer Seele auf ein Himmelreich verzichtete, in dem nicht Platz gewesen wäre für Alle, die — es in sich tragen: Reich und Arm, Christ und Jud und Mohamedaner; und sich überzeugt hielt wie vom eigenen Dasein, daß Keiner es in sich trägt, dem es nicht genügt, ein Mensch zu sein.

Zwei Momente also sind es — die politisch-mißliche Lage, in welcher der Dichter seine Heimat, und der von physischen, ökonomischen, moralischen Mauern eingezwängte und beschränkte Gesichtskreis, in welchem er sich selber fand —, aus welchen für ihn zwei Aufgaben erwuchsen, von denen er die eine nur lösen zu können hoffen durfte mit Hülfe Aller, während er die andere nur ganz allein in die Hand nehmen, fördern und vollenden mußte: die Schaffung eines großen einigen freien Vaterlandes, die Befreiung und Läuterung seiner selbst — Aufgaben, die ich gleichsam Nebenaufgaben zur Hauptaufgabe seines Lebens nennen möchte, wie es Hülfswissenschaften zu der Haupt- und Berufswissenschaft giebt. Im Verfolg der einen mußte der Dichter zum Politiker werden, zur Absolvirung der anderen zum Philosophen.

Oder will man für Politiker lieber „glühender Patriot" und für Philosoph „sich mit philosophischen Dingen eifrigst Beschäftigender" sagen, so würde damit vielleicht eine Thatsache angedeutet werden, die ich hier offen auszusprechen kein Bedenken trage: die Thatsache, daß Auerbach zum Berufspolitiker oder -Philosophen keineswegs auserwählt und berufen war. Zu dem ersteren fehlte ihm der rasche Ueberblick und das kecke Zugreifen, auch wohl die Menschenverachtung, will sagen: Schätzung des Menschen je nach seinem politischen Tageswerth; zu dem anderen die Concentration des Denkens auf den springenden Punkt des Untersuchungsobjectes und die Ruhe zum glatten Abwickeln eines großangelegten Gedankengespinnstes. Daß er darum nichtsdestoweniger einen tiefen Einblick hatte in politische Dinge und daß er diese Einsicht auch zu formuliren verstand; daß er reich und überreich war an genialen philosophischen Aperçus — nun, das brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Viel eher muß mit der Wahrhaftigkeit eines Zeugen bemerkt werden, wie es dem alten Meister nicht immer gelang, zur rechten Stunde am rechten Ort das Zauberwort zu finden, welches den philosophischen Besen und die politische Schaufel in die Ecke bannte, und es dann manchmal bei ihm auf Flur und Treppe — im poetischen Sinne — ein wenig unwohnlich wird. Ich für mein Theil möchte deshalb die philosophisch-politischen Falten auf seiner schönen Dichterstirn nicht missen; mir däucht, sie stehen ihm gut, wie dem

Digitized by Google

Schweizer seine Narben, und er hat sie sich nicht in Banditenkämpfen erworben, sondern im offen-ehrlichen Kampfe, um — als ein in sich selbst freier Mann — mit freiem Volke auf vaterländischem Boden stehen und dichten zu können.

Und wem sie nicht gefallen und wer etwa sprechen möchte: er war eben ein Grübler, der Alles in der Poesie schwer nahm, in dessen Hand alles Poetische schwer, ja wohl schwerfällig wurde, ihm erwidere ich: ja, wie ihr von dem Manne des gewöhnlichen Lebens, der von frühester Jugend auf schwer hat arbeiten müssen, um zu dem Seinigen zu kommen: zu seinem täglichen Brot am häuslichen Herd, — nicht verlangen könnt, daß die Hand, die er euch zum Willkomm bietet, keine Schwielen habe. Aber Gefallen oder Nichtgefallen — es ist einmal so, konnte nicht anders sein. Wer Auerbach nicht unter diesem Gesichtswinkel zu sehen vermag, der wird niemals verstehen, weshalb dieser gottbegnadete Dichter in einer Zeit des Lebens, wo tausendmal Mindere als geborene Ritter vom Geiste sich schämen würden, anders als mit lyrischem Sporengeklirr oder mit dramatischem Panzergerassel durch die hochaufhorchende Welt zu stürmen, erst einmal sich seinen, des Juden, Platz in der Literatur erkämpfen mußte mit einem scharfkantigen publicistischen Kiesel, den er dem kritischen Goliath Wolfgang Menzel an die unverschämte Stirn schleuderte. Und würde niemals verstehen, weshalb er sich um eben diese kostbare Zeit in das Studium der Philosophen versenkte und sich unter allen als Heiligen für sein ganzes Leben bis zu seinem letzten Athemzuge den Spinoza erkor — ganz gewiß nicht aus Zufall, sondern aus tiefstem Herzens- und Geistesbedürfniß; denn der Mann, der uns lehrte, die menschlichen Handlungen weder zu beklagen noch zu verlachen, sondern zu begreifen, ist so gewiß der Philosoph des epischen Dichters, wie der Prophet des kategorischen Imperativs der Pflicht der Philosoph für die Dramatiker ist. — Und würde weiter nicht verstehen, wie der Jüngling, der keinen Blutstropfen eines Verschwörers in seinen Adern hatte und dem man kein Geheimniß abzufragen brauchte, weil er's von selbst mittheilte, zu seinem „Hohenasperg" kam; und wie der schon geklärte Mann, der erfolgreiche Dichter, der alles Andere war, nur kein Revolutionär und Barricadenkämpfer, unweigerlich mit den Wiener Studenten von 1848 fraternisiren mußte; und auf der Schwelle des Greisenalters vor Straßburg von den Belagerungsschanzen um sein geliebtes Münster und die armen bombardirten Brüder und Schwestern langen und bangen, bis sich die ausgestandene Pein des Harrens in einem „Wieder unser!" Luft machen konnte, dessen grenzenlosen Jubel nur der belächeln mag, der die Wunde nicht gefühlt wie er. — Und abermals nicht verstehen, warum der arbeitsamste der Menschen nicht gern auf einem Sänger- oder Schützenfeste fehlen mochte, das ihm erreichbar war; und ebenso wenig auf einem Gedenkfeste, wo es galt, den Ruhm deutschen Geistes und deutscher Kunst zu mehren in frommer Huldigung des Genius. Und da war denn wahrlich Keiner, der dieser Huldigung einen flammenderen, ergreifenderen Ausdruck zu geben verstand als der Mann, der in solchen Momenten erst wahrhaft seinen wahren Beruf zu erfüllen schien: „ausströmend seine Empfindung in seinem persönlichen Athem." Es ist ein schönes, tiefsinniges Wort unseres Freundes: „In einem Strome sind auch Quellen." Er hat es ursprünglich auf die dichterische Erfindung gemünzt, welcher während des Schaffens aus dem Schaffen selbst immer neue Nahrung erwächst; es sei mir erlaubt, es hier umzudeuten auf die Quellen glühender Vaterlandsliebe und heißen Ringens nach Selbstläuterung und Selbsterkenntniß, die unsichtbar in dem tiefen Strombett seines dichterischen Schaffens aufwallen und hier und da vielleicht die ästhetische Reinheit der poetischen Wasser trüben, um ihnen dafür eine wunderbar anmuthende und erquickliche Herzwärme zu verleihen.

Aber nun der dichterische Strom selbst, hast du uns von dem nicht noch gar Vieles zu sagen? von seinem Ursprung, seinem Lauf: wie er sich hier durch kritische Engpässe zu winden hatte, dort im breiten Bett der Volksgunst behaglich ergehen konnte? wo die Wasserscheide lag zwischen ihm und den concurrirenden poetischen Nachbarflüssen? und was denn sonst daran merkwürdig und wissenswerth

Digitized by Google

ist? Darüber müssen sich doch Bücher schreiben lassen!

Gewiß! und sie werden auch geschrieben. Wir Deutschen sind ja ein schreiblustiges Volk, und er verdient vor vielen Anderen, daß man sich in sein Wesen versenke, seine Art eifrig studire und seinem reichen Wirken bis in die letzten Spuren nachgehe. Aber sollte ich mir wirklich nicht schmeicheln dürfen, daß es mir bereits jetzt gelungen sein sollte, bei Einem und dem Anderen unter Ihnen für dies sein Wesen und seine Art ein etwas helleres Licht der liebevollen Erkenntniß zu entzünden; und damit für das tiefere Verständniß seiner Werke? Denn auch von den Werken eines Dichters — und von denen besonders — gilt Wallenstein's Wort von den Thaten und Gedanken des Menschen:

Die innre Welt, sein Mikrokosmos, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind nothwendig wie des Baumes Frucht,
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln.
Hab ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.

Und da erscheinen mir denn Auerbach's Werke so nothwendig im Einzelnen und Einzelnsten, selbst in ihrer chronologischen Folge; die Entwickelung seines Genius geht so normal vor sich; die diversen Phasen sind so scharf von einander gegliedert und in sich selbst wieder so ausgeprägt, fügen sich zu dem Ganzen seiner dichterischen Existenz so harmonisch zusammen, daß man diese seine individuelle Entwickelung als typisch für die Entwickelung eines Dichters seiner Gattung beanspruchen kann.

Ja, er repräsentirt die Gattung in einer Reinheit und Ganzheit, welche auch für das nur mäßige Gedeihen der anderen Dichtungsarten in seinem Wirken keinen Raum läßt. Wer deshalb, weil er kaum je ein lyrisches Gedicht gemacht und weil seine Theaterstücke als solche verfehlt, ihm die lyrische und dramatische Ader absprechen wollte, der hat eben das wahre epische Wesen noch nicht gefaßt und begriffen, daß es die Elemente der beiden anderen Dichtungsarten in sich gebunden hat und hält wie die Luft Sauerstoff und Stickstoff, von denen man keines aus ihr herausnehmen kann, ohne daß sie aufhörte, athembar zu sein. Wer leugnen möchte, daß Auerbach die süßesten lyrischen Töne anschlagen konnte, der hat nicht sein Barfüßele, wer verneinen wollte, daß er den tragischen Donner zu entfesseln wußte, der hat seinen Diethelm — was sage ich, der hat ihn nie mit Herz und Phantasie gelesen. Ja, so wunderlich es klingt, wer Auerbach liest, ohne sich über dem Lesen bewußt zu werden, daß das Alles eigentlich gar nicht, das heißt im tieferen Sinne geschrieben, sondern gesprochen ist, der versteht ihn überhaupt nicht zu lesen; und der versteht auch nicht, was der Dichter aus seiner Seele Grund gelegentlich äußert: „Es giebt viele köstliche Geschichten, die nicht bloß ihres Inhaltes wegen, sondern weil ihre Wirkung vornehmlich im lebendigen Ton liegt, nicht aufgezeichnet werden können." Wer ihn aber einmal eine dieser köstlichen Geschichten hat erzählen hören mit jenem schalkhaft drolligen Ton, den man nicht hören konnte, ohne daß Einem das Herz im Leibe lachte, — und den man sich jetzt nicht in der Seele zurückrufen darf, ohne daß Einem die Augen übergehen — ja, der weiß, daß dieser Dichtermensch in gerader Linie von jenen schriftlosen Athmern einer seligen epischen Vorzeit abstammte.

Und er war voll von diesen köstlichen Geschichten. Es fällt mir nicht gleich ein, wer gesagt hat: „Um eine gute Geschichte zu erzählen, muß man drei im Kopfe haben" — er hatte tausend; er war ein unerschöpflicher Brunnen von Geschichten; und er glich auch darin dem Vater Homer, daß er die Genealogien und Verschwägerungen und Freundschaften hinüber und herüber von Hunderten von Familien in seinem wunderbaren Gedächtniß aufgespeichert und bei jeder passenden Gelegenheit zur Verfügung hatte. So lebte er denn stets, wenn andere Dichter nach Stoffen schreien wie die jungen Raben nach Speise, in einem behäbigen Wohlstand, ja in einem embarras de richesse, der ihm beim Componiren zu einem wirklichen Hinderniß wurde, da er nur immer abzuwehren hatte und, gutmüthig wie er war, selbst den aufdringlichen Besucher schwer von sich zu weisen vermochte. Daraus — und aus dem schon erwähnten analogen Umstande, daß durch sein geschäftiges Gehirn stets so viele Gedan-

Digitized by Google

ken zuckten wie Sternschnuppen durch eine klare Laurentiusnacht — ergab sich denn ein wunderliches Phänomen für den, welcher in der glücklichen Lage war, sein dichterisches Schaffen durch alle Stadien begleiten zu können. Die ursprüngliche Conception war stets sonnenklar, die erste Skizzirung herrlich leicht und keck und vollkommen übersichtlich. Las man nun das ausgeformte Werk, so wollte es Einem manchmal — nicht als etwas Anderes — das wäre ja unmöglich! — aber als etwas von der ersten Conception und Skizze mehr oder weniger weit Abweichendes erscheinen, bis dann, nachdem man den ersten Eindruck der Lectüre in sich hatte verkühlen lassen, in der reconstruirenden Rückerinnerung wieder der Grundplan mit überzeugender Deutlichkeit heraustrat. Es war wahr und wahrhaftig die Villa, die uns der Baumeister im Grundriß gezeigt und in den Façaden dargestellt, nur daß er noch ein paar Neben- und Hinterhäuser, die gar nicht im Contract ausbedungen waren, hinzugefügt und auf seinen sauberen Zeichnungen die Schlingpflanzen und die Rosen vergessen hatte, welche die Wände, Simse und Gebälke zur fröhlichen Sommerzeit überspinnen und übernicken würden. Da sagen denn Leute, die da glauben, mehr von der Kunst zu verstehen wie der Meister, und nicht werth gewesen wären, seine Schuhriemen zu lösen: er wußte nicht zu componiren! Ich aber, der ich in ihm immer, mit Herz und Mund, meinen Meister verehrt habe, ich sage: er wußte zu componiren, nicht bloß seine kleineren Sachen, wo ja seine herrliche Kunst selbst dem Laien aufgehen muß, sondern auch seine großen. „Auf der Höhe" ist ein Meisterwerk der Composition und ein glänzender Beweis absoluter Beherrschung des vorsichtig gewählten Stoffes; im „Landhaus" wird allerdings der volle, bis dahin durchweg regulirte Strom zuletzt gezwungen, in Wasserfällen und Cascaden zu zersplittern und zu zerstäuben, wie er in „Waldfried" nach allen Seiten überquillt und kaum in der mit sicherer Ueberlegung angewandten, höchst dehnbaren Form des Ich-Romans zusammengehalten werden mag. Aber diese aus der Ueberfülle geborenen Mängel sind charakteristisch für alles epische Wesen, das immer die ganze Welt umschweifen und umfassen möchte, und die nur in der modernen Epik schärfer hervortreten als in der antiken, wo man ja von einzelnen Dichtern gar nicht reden kann, weil alle einen gemeinsamen Stoff vorfanden; einer dem anderen, so zu sagen, in die Hände arbeitete; einer den Faden, den der andere hatte fallen lassen, wieder aufnahm und fortspann, bis derselbe dann endlich ein Ende nahm, das heißt alle Variationen des Themas gründlich erschöpft waren. Das ist bei uns in vielen und gerade in den bedeutendsten Fällen unmöglich. So kann z. B. das Thema „Sonnenkamp" — der moderne Conquistadore, dem die Menschen Waare sind, aus denen man Geld macht, mit welchem Gelde man Alles, was auf Erden köstlich ist, kaufen darf: Haus und Hof, Weib und Kind, willfährige Freunde, gefällige Maitressen, Rang und Titel — Alles, Alles, nur keine Ehre, die dem Frechling wenigstens von der poetischen Gerechtigkeit abgeschnitten wird, sollte sie ihm auch in Wirklichkeit das Laissez-faire, laissez-aller einer frivolen Gesellschaft gewähren — ich sage: dies Thema kann von einem einzelnen Dichter gar nicht erschöpft werden, es hat zu viele Variationen: für den einen „Sonnenkamp", den der Dichter nach Amerika und in einen nebenbei viel zu rühmlichen Tod schickt, erstehen Hunderte unter uns, laufen unter uns herum, mit dem Golde in ihren Taschen klimpernd, den ehrlichsten Mann mit der frech-stummen Frage anstierend: Lieber Mann, was kostest du?

Ich wiederhole: Auerbach's scheinbar individuelle Fehler sind im Grunde die dem epischen Wesen inhärirenden. Sie treten bei ihm nur deshalb so scharf hervor, weil er in seiner dichterischen Individualität die Gattung so rein repräsentirt, und dürfen uns mithin indirect als ebenso viele vollgültige Beweise seiner großen epischen Kraft und Tugend gelten.

In diesem Zusammenhang möchte ich noch eine andere, scheinbar individuelle, im Grunde wieder echt epische Eigenthümlichkeit Auerbach's hervorheben, auf die ich bereits exemplificirte, als ich Sonnenkamp's Tod einen allzu rühmlichen nannte. Wie die epische Natur, trotzdem sie das dramatische Element in sich schließt, dem

Digitized by Google

rein tragischen und auch dem rein komischen Fall aus dem Wege geht, weil dieselben ihre strenggemessenen Kreise stören, so will sie auch von der abgrundtiefen Bosheit und der bodenlosen Lächerlichkeit nicht gern etwas wissen und kennt oder will keine Ungeheuer und keine Fratzen kennen. Es ist tief charakteristisch für den epischen Goethe, wenn er von sich behauptet, daß die dramatische Darstellung eines rein tragischen Falles ihn zerstören würde; und ein anderes Mal, daß der Humor zuletzt, das heißt in der komischen Consequenz der Caricatur, die Kunst zerstöre. So ist es auch bedeutsam für ihn, daß in seinen Romanen kein einziger grundschlechter oder grundlächerlicher Mensch vorkommt. Läßt sich nicht dasselbe von den homerischen Gedichten behaupten? Selbst der Cyklop, das gesetzlose Scheusal, ist allerdings für die Menschen, die ihm ungerufen ins Gehege kommen, ein etwas unbequemer Wirth, findet aber in all seinem Jammer für den Lieblingswidder, sein Böckchen, seinen Freund die gemüthlichsten Worte; und Thersites ist ein Rabulist und Schwätzer, aber Vater Homer liebt alle seine Kinder und läßt selbst das ungezogenste mit einer Tracht wohlverdienter Prügel davonkommen. So ist es auch mit Auerbach: er liebt sie alle, alle; Todtschläger oder Mörder, wie Landolin und Diethelm, haben sich in ihrem tiefsten Fall noch immer eine ganz respectable Portion Ehrlichkeit und Gewissen bewahrt, sind trotz ihrer Verbrechen alles Andere eher als das, was man im eigentlichen Sinne Verbrechernaturen nennt. Und, was ganz hierher gehört: so fällt es Auerbach schwer, ja unmöglich, die völlige Gemüthsleere eines modernen Blasirten darzustellen. Sein „Pranken" im Landhaus, sein „Bruder Irma's" in „Auf der Höhe" sind, welche Allüren des ausgehöhlten Wüstlings sie sich auch geben, im Grunde wahre Dilettanten der Gemüthlosigkeit; Auerbach kennt so wenig eine völlig öde Seele wie der Physiker einen völlig leeren Raum; und wie jener gute König dem ärmsten Bauer ein sonntägliches Huhn in den Topf wünschte, so hat der leerste Tropf bei ihm noch immer ein sonntäglich Stück Gemüth in dem kümmerlichen Alltagsherzen.

Aber wohin gerathe ich, wenn ich so fortfahren will, mich auf dem schmalen Gange analytischer Betrachtungen zwischen den Demanten, Smaragden und Rubinen der wunderreichen Schatzkammer zu ergehen, die Berthold Auerbach heißt! Wie viel ich auch von den Kleinodien mit eifrigen Händen faßte, es würde mit mir sein wie mit Chamisso's Abdallah:

Und was er fortzutragen die Kraft hat, minder ihn freut,
Als was er liegen muß lassen, ihn heimlich wurmt und reut.

So verstatten Sie mir denn nur noch einen und den anderen Blick, nicht des gierigen Schatzgräbers, sondern des bescheidenen Wanderers, der sehr wohl weiß, daß er das Bild der bedeutenden Landschaft, auf welcher sein trunkenes Auge ruht, nicht in allen zauberischen Einzelheiten erschöpfen kann, aber es sich doch gern in seinen großen Zügen für immer einprägen möchte.

Ich habe bereits vorhin gesagt, daß die dichterische Entwickelung Auerbach's typisch sei für die Entwickelung eines Dichters seiner Gattung. Für mich steht es fest, daß der epische Dichter zwar auch keine andere Aufgabe hat wie der antike, dies ist: ein verklärtes Bild der Welt, so weit sie sein Blick überschauen kann, zu geben, daß ihm aber nicht wie jenem, infolge des prästabilirten Einklangs seiner individuellen Seele mit der Volksseele, der Standpunkt für dies Bild von vornherein gegeben ist, sondern daß er denselben erst suchen muß und ihn nirgend anderswo als in seiner Seele, bei sich selbst, in seinem Ich finden kann.

Er muß, er mag wollen oder nicht, sich selbst als einheitlichen Punkt, das heißt als Helden dieses Bildes, das heißt der Erzählung, setzen; aber er thut es selten, fast nie, direct, offen, sondern indirect, heimlich, indem er sein Ich in eine fremdartige Maske hüllt — je fremdartiger, je besser — und den so ausstaffirten Helden in Lagen bringt, in denen er selbst nie gewesen ist, in die er sich eben nur hineinträumt, aber in der Folgerichtigkeit der mit seinem Ich vorgenommenen Veränderungen.

Das ist der Auerbach des „Spinoza", des „Dichter und Kaufmann". Er ist der Baruch nicht, den sie als Benedict in den Bann thaten, und ist es auch wieder

Digitized by Google

und fragt sich: wird an dein Sterbelager trotz alledem, trotzdem du nichts willst, als dich emporden ken und läutern zum „freien Menschen“, die Hohngestalt des ewigen Juden treten? — Er ist Ephraim Kuh nicht und ist es auch wieder und fragt sich: wird die Misère einer nicht bürgerlich voll anerkannten und gesicherten Existenz auch in dir ein fröhliches Talent im Keime knicken, ja zu einem Fluch deines Lebens machen?

Dann, wenn der Dichter seine Hand durch diese Vorübungen geschmeidigt und gefestigt, seine historisch-epischen Maskenscherze absolvirt, seine von egoistischen Träumen und Aspirationen geläuterte Seele mit der Bildung seiner Zeit erfüllt hat, dann erst kann er an seine wirkliche Arbeit gehen: mit freiem, objectivem Blick und sicherer Kunst zu schildern das, was ist.

Das ist der Auerbach der Dorfgeschichten. Er ist der Tolpatsch, der Ivo nicht, der Buchmaier, der Bachmüller nicht, der Lucian nicht, der Diethelm nicht — aber er kennt sie alle, alle, schaut ihnen bis in den tiefsten Herzensgrund, deckt diesen tiefsten Herzensgrund auf, den Zuschauer, ich meine den Leser, bis in den tiefsten Herzensgrund erschütternd.

Das, was ist! ihm ist! für ihn ist! was er am besten, was er bis jetzt vielleicht — vielmehr gewiß — allein wahrhaft kennt — sein angestammtes väterliches Erbe, auf dem er, als auf seinem Eigen, steht, das edle Gut verwaltend, es nutzend, ganz ausnutzend, aber wie ein betriebsamer, fleißiger Wirth; nicht wie einer, der auf den Raub baut.

So sitzt er, so waltet er, umrauscht von dem Beifall seiner Nation, die sich eben jetzt eifrig rüstete, in ihr politisches Erbe einzutreten, wie er in sein dichterisches eingetreten war; und der er in seinem Schaffen sinnbildlich zeigte, wie man, um in sein Erbe zu kommen, um seines Erbes froh zu werden, mit dem Anfang beginnen, mit dem Grundpflug pflügen müsse, damit die alte eingeborene Kraft des Bodens sich bewähre und den Fleiß des Säemanns lohne hundert- und tausendfältig — so waltet er, sage ich, jahrelang, schier zwanzig Jahre auf seinen Hufen; es ist zuletzt kaum eine Scholle noch, die er nicht umgewandt, kein Fruchtbaum, von dem er nicht gepflückt, kein wilder Rosenstrauch, der ihm nicht einmal seine offenen Blüthen erschlossen.

Dann kommt ein Tag, wo über seiner Thür nicht mehr steht: „Dies Haus ist meine Welt!“ wo die alte Inschrift einer neuen hat Platz machen müssen: „Die Welt ist mein Haus.“

Was ist geschehen?

Ist ein wetterwendischer Sinn in den bedächtigen Mann gefahren? ist er des kostbaren Erbes, des trauten Heims überdrüssig geworden? Lüstet ihn nach reicherem Gewinn?

Mit nichten!

Er folgt nur einfach dem eingeborenen Gesetz der epischen Phantasie, der kühnen Seglerin, welcher jeder Wind recht ist, der ihr die Linnen schwellt; die — wie der Bach vom Walde die Gier hat, zum Strom in der Ebene zu kommen, und der Strom in der Ebene die Sehnsucht, im Meere zu verfließen — weiter will, weiter muß, neu Land erobern, neue Menschen, neue Verhältnisse; aus dem Dorf in die Kreisstadt eilt, wenn sie die Kreisstadt, aus der Kreisstadt in die Hauptstadt, wenn sie die Hauptstadt haben kann.

Nun kommt, ihr Hauptstädter! kommt, Herr König und Frau Königin! kommt, ihr Herren und Frauen vom Hofe! kommt, ihr Lakaien und ihr Zofen! kommt, ihr Großen und ihr Kleinen! steht mir Red und Antwort, just wie meine Voll- und Halbbauern, meine Knechte und Mägde es mußten! Komm du, große Welt, und laß dich schildern! Ich hätt's schon längst gethan: du warst die Sehnsucht meiner jungen Seele; du bist die Erfüllung meines dichterischen Berufes! Nur daß du leider nicht existirtest! nur daß du erst geschaffen werden mußtest im heißen Ringen deines Volkes, in dem ich mitgerungen nach meinen besten Kräften! Meine Kräfte sind vielleicht nicht mehr so frisch als an dem Tage, da ich mit dem Buchmaier die Axt mitten durch das schwarze Büreaukratenbrett und die alberne Verordnung hieb — nur die Götter altern nicht — gleichviel! es ist nicht meine Schuld, daß ich so spät gekommen. Laß sehen, ob's zu spät ist!

Das ist der Auerbach von „Auf der Höhe“, vom „Landhaus am Rhein“, von „Waldfried“. Es war noch nicht zu spät: der lange heiße Sommer nicht mehr der

Digitized by Google

Schwarzwälder Dorfgeschichten mit seinem mächtigen Tannenrauschen und segenspendenden Gewittern — ein milder Herbst mit anmuthigem Säuseln in den Zweigen und klarblauem Himmel und mit Früchten — Früchten die Hülle und Fülle, die von den edlen wohlgepflegten Bäumen herniederschauern, so sie der wundersame Mann nur berührt — und durch die stille sonnige Luft hier und da einmal ein weißer Sommerfaden, leise daran mahnend, daß die schönste Sonne einmal untergehen muß.

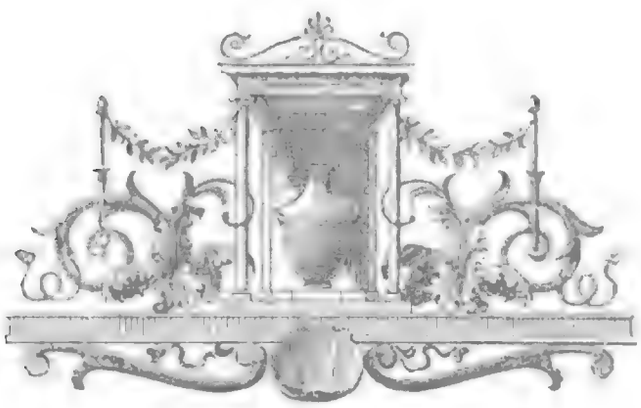
Die Früchte sind eingebracht; der alte Landmann fühlt denn doch des Sommers Arbeit und des Herbstes Last. Verwalte und baue weiter die große Staatsdomäne, wer will; ich weiß, es ist auch die Hauptdomäne des epischen Dichters, aber — ich ziehe mich auf mein Altentheil zurück; da weiß ich noch ein paar gute Stellen, die müssen mir noch daran und sollen mir eine wackere Nachernte geben, bevor der Winter kommt.

Das ist der Auerbach von „Nach dreißig Jahren", vom „Forstmeister", „Landolin" und „Brigitta".

Dann kam — nicht der Winter — gelobt sei Gott! — dann kam der milde Tod und sprach: Du frommer und getreuer Knecht! komm mit mir! du bist über Wenigem getreu gewesen und bist deshalb über Vieles gesetzt; und bist über dem Vielen getreu gewesen wie über dem Wenigen! für dich hab ich keine Schrecken; komm! — du wendest dich von mir? schüttelst das greise Haupt? hast noch so viel, so viel zu thun? die Geschichte deines Lebens? ... Nun, die Werke eines Dichters sind die Geschichte seines Lebens! auch Shakespeare, dein tragischer Genoß, hat keine andere hinterlassen. Laß sie von Anderen schreiben — mußt du denn Alles, Alles auf deine breiten Schultern nehmen? — Das Leben ist so süß, du magst nicht sterben? — Sterben! du! — Nun denn, neige mir dein Ohr, ich will dir ein Wörtlein sagen; ich weiß, du hörst es gern!

Und er hat's gern gehört, daß Zeuge war der heilige Frieden, die schier stolze Ruhe auf seinem schönen Todtenangesicht.

Er hat's gern gehört! ich weiß es. Er war — als ein echter Dichter, das heißt ein echter Mensch — ein Menschenmensch, wie er sich wohl im Scherze nannte, weil er seine geliebten Menschen keinen Augenblick entbehren konnte — nicht unempfindlich gegen den Ruhm, so lange er lebte. — Ruhm aber und Liebe und Preis und Lob und Dank, die sein Volk dem Genius zollte, so lange er unter ihm wandelte — wenn er von ihm geschieden, dann faßt es die duftigen Blumen alle zusammen in einen unverwelklichen Kranz und nennt ihn: Unsterblichkeit.



Digitized by Google

Correspondenzen.

Skizzen aus St. Petersburg.

Es war am 6. Januar dieses Jahres. Hellblinkender Sonnenschein auf den Straßen, warme Lüfte aus dem Westen, als gälte es, jetzt bereits den Lenz zu erwecken, von den Dächern tropfte und rieselte es; eine unabsehbare Menschenmenge wogte oder vielmehr schob sich auf den Hauptstraßen, dem Newski-Prospect, der Morskoi u. s. w. Denn dieser Tag ist einer der höchsten Festtage der griechischen Kirche: es gilt die „Wasserweihe", ein stark mit Anschauungen aus der Heidenzeit vermischtes Fest, an dem sich jedes Menschenkind, außer den bösen Sapadniki (den „Westlern"), sein geweihtes Fläschlein oder Krüglein Wasser heimträgt; der Kaiser muß sonst selbst an der Newa zugegen sein, aber dieses Mal hatte er doch gefehlt. Nun zeichnete sich aber dieser Tag seit Alters her durch seine ehrwürdige und sprüchwörtliche Kälte aus; zwanzig Grad, das schien das Mindeste, selbst unter der verweichlichten Regierung des letzten Kaisers; und nun gar Aprilwetter und Aprillaune! Wenn das der verstorbene Kaiser Nicolaus erfahren, er würde geseufzt und gesagt haben: Die Welt wird schlechter mit jedem Tag! Und das Publikum auf den Straßen? das machte eben ein Gesicht, als ob das sich Alles von selbst verstände und als ob das stets so zu dieser Zeit gewesen, fröhlich, ausgelassen! Ein Fremder, der hierher verschneit gewesen wäre mit der naheliegenden Vermuthung, tieftraurigen Gesichtern über das Nationalunglück oder wilden Revolutionsphysiognomien zu begegnen — denn der Vulcan arbeitet ja unter der Erde in ungeschwächter Kraft fort —, würde sehr erstaunt gewesen sein, diese heiteren, harmlosen Gesichter zu sehen, diese ausgelassene Fröhlichkeit und Ungenirtheit, und würde gefragt haben: Ist dies nun das echte Gesicht St. Petersburgs oder ist es eine Maske?

Es ist dies aber — und darum gedenke ich eben, wo ich mich anschicke, meine erste „Skizze aus St. Petersburg" für Sie zu schreiben, so lebhaft jenes Tages — es ist dies, sage ich, die erste Frage, die jeder Fremde thut, der hierher kommt, und über der Incongruenz seiner aprioriſchen Vorstellungen von der Physiognomie St. Petersburgs und dem wirklichen Ausdruck derselben in tiefes Staunen versinkt.

Die Frage ist nicht so leicht zu beantworten; und Sie wollen freundlich das Folgende nur als einen Versuch dazu betrachten.

Im Allgemeinen kann man sagen: sich über nichts wundern, ist die wahre Devise jedes echten Petersburgers, auch des, der von Horaz nie etwas gehört; und auch nichts bewundern, es müßte denn eine hübsche Frau sein. Das steckt ihnen im Blute: den Reactionären sowohl als den Revolutionären; eine Maske brauchen sie also eigentlich nicht, sie haben dieselbe bereits mit auf die Welt gebracht. Nach dieser Seite sind die Petersburger anderen Großstädtern, z. B. den Berlinern und Wienern, vollkommen „über", so sehr sie sonst hinter jenen zurückstehen mögen. In Berlin und Wien wundert man sich doch noch über seltsame Fälle; hier hat das Wundern längst aufgehört. Welche Aufregung würde es dort verursacht haben, wenn man eines schlimmen Tages die bekannten infernalischen unterirdischen Minen und Gänge entdeckt hätte; hier geht man hin, schüttelt den Kopf im höchsten Falle und — geht weiter. Ist das Theilnahmlosigkeit? keineswegs; der Petersburger ist ein sehr scharfer Beobachter, und Jeder, der hierher kommt, muß es auch werden. Ist es philosophische Höhe, ja eine Art Ueberreife?

Digitized by Google

oder die kindlichste Unreife? beides und keines von beiden. Es ist im letzten Grunde die Folge von so vielen und widersprechenden Gegensätzen, die in Cultur und Natur hier zusammenstoßen und sich zerreiben. Ost und West, alte und neue Zeit, asiatische Rohheit und europäische Verfeinerung, herrliche Paläste und rohe Hütten, kindliche Naivetät und vornehmes Raffinement, crassteste despotische Gelüste und Liberalismus im hohen Adel, uraltägyptischer Formelkram und allermodernste Utopien einer unmöglichen Zukunft — das Alles giebt sich hier ein tolles Rendezvous oft in einem und demselben Kopfe. Und da ist es denn freilich kein Wunder, daß, wo Alles schwankt, gerade das Schwankende, Leichtlebige das einzig Beständige hier am Orte ist.

Petersburg ist eben ein vielumworbener Ort, auch klimatisch an der Grenze zweier Welten gelegen. Bald ist es ein solider Sturmwind, der direct von der Lenamündung ungehindert heranstürmt; bald ist es ein Gruß vom Golfstrom her, welcher den Spaziergängern so heiß macht, daß sie die Pelzmütze abnehmen.

Genau so, wirklich als ob hier Wind und Wetter den Menschen und seinen undefinirbaren Plural: das Publikum, machten und nach ihrer Laune zurecht kneteten, stürmen die verschiedenartigsten Strömungen in Kunst und Literatur zusammen und suchen sich natürlich gegenseitig zu verdrängen. Da giebt's manchen harten Zusammenstoß, da giebt's unendliche Reibung. Reibung aber erzeugt Wärme, eventuell Flammenglut; und so mag sich denn die oft tropische Begeisterungsfähigkeit erklären, welche mit einem Male einer angenehmen Eistemperatur weicht. Einen festen Barometerstand kann schon deshalb die Stimmung des Publikums nicht haben, weil dazu die solide Basis, die entwickelte Nationalität, fehlt. St. Petersburg ist kaum eine russische Stadt, das wissen die Russen selbst am besten und ärgern sich natürlich darüber; immerdar schauen sie zurück in die eigentliche Heimat und finden doch, daß sie die zweite nicht mehr entbehren können. Petersburg ist ja „das Fenster", durch welches Rußland nach Westen schaut; es ist aber auch das Fenster, durch welches der Westen nach Rußland hineinschaut und von dem er nicht mehr zu vertreiben ist. Da stoßen denn oft die Nasen hart an einander. Ja, wenn die Fremden nur als Gäste hier sich fühlen wollten! Als ob der echte Russe sich nicht auch, natürlich nur im Geheimen gestanden, als Gast hier fühlte! Und da sind es denn vor Allem die Deutschen, die das Gastrecht im weitesten Umfange beanspruchen und breit und behäbig, nach Philisterart, ihren Platz behaupten. Das ist ein wesentlicher Grund des Aergers, den die hitzigeren russischen Patrioten auf die Deutschen haben; und da dieser Grund, Alles in Allem, kein unehrenvoller ist, haben diese keinen Grund, Böses mit Bösem zu erwidern. Das Wahre an der Sache ist: sie können eben beide nicht mehr ohne einander auskommen; daher zanken sie sich am meisten und vertragen sich doch stets; und wenn sie sich auch nicht vertragen, gleiche Bedingungen fesseln sie an den gleichen Ort. Wenn z. B., wovon im letzten Jahr so häufig die Rede, die Regierung nach Moskau übersiedelte und mit ihr das ganze Russenthum, was wäre die Folge? Die deutsche Colonie würde hier bleiben und mit ihr die kleinen, die englische und schwedische, die holländische und dänische; mit einem Worte: Petersburg würde ein Collectivhandelsplatz germanischer Nationen werden. Das darf man natürlich nicht zulassen; und so muß man eben hier bleiben und sich weiter reiben. Eine Entartung dieser Reibung in schlimme Conflicte befürchte ich nicht; auch der Pöbel fühlt sich fremd hier; und selbst der Wolf bleibt nicht mehr Wolf, wenn er sich in einer fremden Hürde weiß. Dazu die permanente Unbeständigkeit des Publikums, oder sollte vielleicht gerade diese am ehesten zu Ausschreitungen führen? Wie dem auch sei — vorläufig zeigt sich die Concurrenz und Reibung nur auf dem Gebiete der Literatur und Kunst, und so lange sie sich darauf beschränken, müssen alle Unzuträglichkeiten gern hingenommen, ja als ein Nutzen für beide Theile angesehen werden. Wie Vieles wird, um damit zu beginnen, dem vielsprachigen Charakter der Residenz gemäß, hier in Musik und Theater geleistet; und man möge nicht etwa glauben, daß lauter Oberflächlichkeit und Leichtsinn dahinter stecke, so sehr es den Anschein hat. Wo schon der Schein positiven Wissens für bürgerlich gilt, prahlt man auch leichtlich mit Unwissenheit, ohne sie zu besitzen. Es steckt aber sehr viel positives Wissen in der vielköpfigen Menge des hiesigen Publikums, besonders in musikalischer Beziehung. Wer hier in dem ernsten Kammermusikverein die Hunderte aufmerksam lauschender Zuhörer sieht, die meisten kennt und also ihr tüchtiges künstlerisches Streben zu beurtheilen vermag, der wird Achtung bekommen vor diesem Mittelpunkt der Kunst. Doch von ihm und dem musikalischen Leben überhaupt ein ander Mal; hier nur einige Worte über die Theater und speciell über das deutsche, das jetzt eine interessante Krisis durchgemacht hat. Es sind im Ganzen der Theater bekanntlich fünf, alle kaiserlich. Dem Charakter der Mehrzahl der Bevölkerung entsprechend, wird das russische Schauspiel auf zwei Bühnen gespielt und dazu florirt eine russische Oper. Die letztere ist vorzüglich und wird auch vom deutschen Publikum häufig genug besucht. Dazu kommt das französische Schauspiel und die italienische Oper, welche beide insofern zu-

Digitized by Google

ſammenſtehen, als beide ſich nur als Gäſte fühlen, daher mit großer Höflichkeit dem ruſſiſchen Publikum entgegenkommen und von demſelben auch ſehr ſtark, ſtärker als die eigenen Theater beſucht werden. In gewiſſer Hinſicht dienen ja auch ſie einer Culturaufgabe, mehr aber doch noch dem gewöhnlichen Sinnenreiz und der Mode. Coſtüme, Decorationen, ſchöne Stimmen, ſchöne Frauen — ſie gelten hier mehr als die Kunſt, und der Petersburger — und er allein etwa? — iſt ſo ſehr geneigt, beides zu verwechſeln. Die deutſche Bühne hat weitaus den härteſten Stand, eben weil ſie am feſteſten gewurzelt iſt; eben weil ſie nicht bloß Gaſt ſein will, ſondern ſich auf dem eigenen Boden ſtark und ſicher fühlt. Auch ſie will ja weſentlich und in erſter Linie die ruſſiſche Literatur fördern helfen; aber dieſer dünkt die dargebotene Nahrung zu ſchwer und aufdringlich, und ſie zieht ſich trotzig zurück, vielleicht nur, weil ſie für ihre Selbſtändigkeit vom nächſten Nachbar fürchtet. Mit der italieniſchen und franzöſiſchen Bühne wäre es in einem ſolchen Falle der Abneigung einfach aus; die deutſche zieht ſich, durch den Widerſtand gereizt, trotzig zurück und — behauptet ſich auf ihrem eigenen Boden, natürlich nicht mit dem Glanz und Schimmer, den ſie entwickeln könnte, wenn ſie von der Gunſt des ruſſiſchen Publikums und des Hofes mitgetragen würde. Welche Fehler der Strategie ihre Führung dabei macht und welche Fehler ihr mit Unrecht zur Laſt gelegt werden, das erforderte eine genauere Unterſuchung; ſo viel liegt auf der Hand, daß die beſte und ſauberſte Führung eben nur gut genug wäre für dieſen vorgeſchobenen, gefahrvollen Poſten, deſſen Stehen oder Fallen keineswegs etwas Gleichgültiges für die deutſche Literatur iſt. So mag es denn ſein Gutes haben, daß das deutſche Theater eben jetzt eine gefahrvolle Kriſis beſtehen und alle Kräfte anſpornen muß, um ſeine Lebensberechtigung zu behaupten. Daß es ſie — nach längeren oder kürzeren Kämpfen — behaupten wird, halten wir für zweifellos. Haben wir doch einen wichtigen Verbündeten allein ſchon im Wankelmuth der Ruſſen, um ſo mehr als dieſe nicht eigentlich principiell unſere Gegner ſind, ſondern nur der Unbequemlichkeit der Concurrenz halber in Aufregung gerathen, aber ſofort überzugehen bereit ſind, wenn ihr leicht entzündetes Temperament durch irgend eine unvermuthete oder anmuthige Erſcheinung entflammt wird. Das haben wir ſo recht eigentlich bei dem Gaſtſpiel der Berliner Hofſchauſpielerin Frl. Barkany geſehen, deren eclatanter Erfolg bei Ihnen vielleicht Staunen erregt hat, der aber auch hier weſentlich von den Ruſſen bedingt wurde, während das deutſche Publikum ſich mit weniger Hitze und einfacher Theilnahme begnügte. Aber von dem „Kampfe zwiſchen der Barkany und der Bernhard" haben Ihnen ja ſeiner Zeit die Tagesblätter treulich berichtet; und ich bitte um Verzeihung, daß ich überhaupt auf ein Ereigniß zu ſprechen gekommen, das Ihnen von Ihrer olympiſchen Höhe wie ein richtiger Froſchmäuſekrieg erſchienen ſein mag, während er für uns ein regelrechter, mit obligater Hitze von beiden Seiten geführter Kampf war, in welchem, wie das ſo zu geſchehen pflegt, extra und intra muros wacker über die Schnur gehauen wurde. Aber iſt nicht die Verſchiedenheit des Standpunktes, von dem Sie und von dem wir die Dinge ſehen, an und für ſich ſchon bezeichnend und lehrreich? Und daß man die Dinge bei uns nie und unter keinen Umſtänden sub specie æterni betrachten darf — davon wird Ihnen, denke ich, bereits meine erſte Skizze den Beweis geliefert haben. Die Ueberzeugung davon aber iſt der Anfang der Einſicht in ruſſiſche Verhältniſſe.

Digitized by Google

Literarische Mittheilungen.

Militärische Literatur.

Auf den verschiedensten Gebieten stellt man jetzt diejenigen Schriften zusammen, welche grundlegend für das Studium derselben geworden sind: ein Verfahren, das unserer Neigung entspringt, die Principien, die unsere Thätigkeit auf einem Gebiete regeln sollen, in ihrer Entstehung kennen zu lernen. So treten nunmehr in dem Verlage von F. Schneider u. Comp. in Berlin **Militärische Classiker des In- und Auslandes** hervor, ein Unternehmen, welches unter der Leitung hervorragender Offiziere, zum Theil des großen Generalstabes, steht und daher sehr hohe Erwartungen zu erregen geeignet ist. Dieser Erwartung entsprechen in der That die bis jetzt erschienenen Hefte. Es ist für ein in Deutschland erscheinendes Sammelwerk solcher Art so gut als selbstverständlich, daß es mit Friedrich dem Großen beginnt, und so enthält das erste Heft eine Anzahl militärischer Aufsätze desselben, insbesondere seine berühmten „Generalprincipia vom Kriege" Die folgenden Hefte (zwei bis fünf) enthalten die epochemachende Schrift des Schülers von Scharnhorst, des wahrhaft philosophischen Kriegsschriftstellers C. v. Clausewitz: „Vom Kriege." Dieses Werk liegt uns aber auch zugleich in einer anderen Ausgabe vor, welche im Verlage von Ferdinand Dümmler in Berlin soeben erschienen ist: die vierte Auflage des von diesem seltenen Manne hinterlassenen Buches in drei zierlich und vortrefflich ausgestatteten Bänden.

Der erste Keim zu diesem Werke lag in jenen Vorträgen, welche Clausewitz im Jahre 1812 dem Kronprinzen hielt; in Koblenz begann er dann eine zusammenhängende Beschäftigung mit diesem großen Problem, gewann aber erst, seitdem er 1818 die Direction der allgemeinen Kriegsschule in Berlin erhalten hatte, freie Muße zu dessen Ausarbeitung. Zwölf Jahre vergingen in anhaltender Beschäftigung mit demselben, als er seit dem Frühjahr 1830 wieder in praktische Thätigkeit in Breslau, Berlin, Posen trat, aus welcher er so bald schon 1831 durch den Tod gerissen wurde. So sind nur die ersten sechs Bücher zur Niederschrift gelangt, von den anderen sind bloß Skizzen erhalten. In beiden Ausgaben sind dieselben, wie sie von Clausewitz' Gattin und seinem Freunde herausgegeben worden waren, auch in diesem Abdruck mitgetheilt. In der oben erwähnten Classikerausgabe hat der als Militärschriftsteller höchst bedeutende Oberst v. Scherff den Text mit Anmerkungen begleitet. Für diese Ausgabe sind nun zunächst die Schriften von Scharnhorst ins Auge gefaßt, und wie man vernimmt, hat der rühmlichst bekannte Major im großen Generalstabe C. v. d. Goltz Ausgabe und Commentar übernommen.

Wir erwähnen noch ferner folgende kriegsgeschichtliche Werke: **Christian v. Sarauw, Die Feldzüge Karl's XII.** (Leipzig, Bernhard Schlicke.) Es giebt wenige Theile der Kriegsgeschichte, welche eine so verschiedene Beurtheilung erfahren haben als die Feldzüge dieses heldenhaften Königs. Man kann sagen, daß ein von dem jetzigen König von Schweden in der kriegswissenschaftlichen Akademie zu Stockholm gehaltener Vortrag die richtige Beurtheilung eingeleitet hat. Die ganze kriegerische Thätigkeit dieses außerordentlichen Mannes war ein Kampf um die Aufrechterhaltung der Großmachtstellung, welche Gustav Adolf für ein verhältnißmäßig kleines und schwachbevölkertes Land durch sein militärisch-politisches Genie errungen hatte; die Unternehmungen Karl's sind in diesem Zusammenhange nach einer wohldurchdachten Anlage mit eiserner Consequenz ausgeführt worden. Dem entsprechend hat dieses große militärische Genie

Digitized by Google

seine Soldaten zu unerhörter Anspannung ihrer Kräfte zu bringen vermocht, und niemals, selbst nicht unter den größten Strapazen und in verzweifelter Lage, hat sich das Heer, das ihn vergötterte, seiner Herrschaft entzogen. Aber es lag in diesem Geiste eine Rücksichtslosigkeit, welche die naturgemäße Unterordnung militärischer Operationen unter die politische Absicht, wie sie Clausewitz so meisterhaft als Grundregel entwickelt hat, vergaß und so eine unhaltbare politische Lage herbeiführte. Dies ist das Ergebniß des vorzüglichen und wahrhaft gediegenen Werkes von Sarauw.

Sodann: E. v. Colomb, **Beiträge zur Geschichte der preußischen Cavallerie seit 1808** (Berlin, Th. Hofmann's Verlag), eine Schrift, welche unternimmt, die Bedeutung der preußischen Cavallerie seit ihrer Reorganisation von 1808 für den Krieg einer unparteiischen und interessanten Würdigung zu unterziehen.

Neue Ausgaben von Hans Sachs.

Seitdem man in Deutschland allenthalben sich's angelegen sein läßt, die in Vergessenheit gerathenen Schätze unserer alten Literatur dem lesenden Publikum wieder näher zu bringen, mußten sich natürlich auch die schon oft gemachten Versuche erneuern, durch eine passende Auswahl aus den Werken des fruchtbarsten aller deutschen Dichter, des Nürnberger Schusters und Meistersängers, dieselben den größeren Kreisen des deutschen Volkes bekannter und verständlicher zu machen. Bei der erstaunlichen Masse seiner poetischen Schöpfungen, die selbst in den fünf dicken Foliobänden der alten Nürnberger Ausgabe noch bei weitem nicht vollständig publicirt worden sind, ist eine sehr sorgfältige Auswahl mehr geboten als bei irgend einem Anderen. Schon in den von K. Gödeke und J. Tittmann bei Brockhaus herausgegebenen „Deutschen Dichtern des sechzehnten Jahrhunderts" ist eine Auswahl von Hans Sachs in drei Bänden gegeben: Meistergesänge, Spruchgedichte (Fabeln, Schwänke 2c.) und dramatische Gedichte enthaltend. Eine kleinere Auswahl enthält das zur Jubiläumsfeier 1874 von Lützelberger herausgegebene Bändchen „Hans Sachs, sein Leben und seine Dichtung" (Nürnberg, H. Ballhorn).

Neuerdings hat sich auch die bekannte Reclam'sche Universal-Bibliothek durch Aufnahme des Hans Sachs verdient gemacht. Die zwei Bände dieser sehr verständigen Auswahl von Karl Pannier enthalten 1) **Poetische Werke** (Meistergesänge, Fabeln, Schwänke u. s. w.), 2) **Dramatische Dichtungen.**

Der Herausgeber bietet diese Auswahl des Hans Sachs „sprachlich erneuert", und er hat sich bei dieser sehr dankenswerthen Arbeit mit richtigem Gefühl darauf beschränkt, nur die veraltete Schreibweise einer sprachlichen Erneuerung zu unterziehen, ohne dem Dichter damit die ihm zukommende Farbe seiner Zeit irgendwie zu schwächen oder zu verändern. Die veraltete Orthographie ist ja mit ein wesentlicher Grund, daß das Lesen des Hans Sachs unserem Publikum so sehr erschwert wird. Das ebenso pietätvolle wie verständige Verfahren von K. Pannier ist deshalb ganz geeignet, mit dieser Auswahl des Trefflichsten einem wirklichen Bedürfniß zu genügen. Unter den dreizehn Schauspielen dieses zweiten Bändchens befinden sich zwei Tragödien, zwei Komödien und neun Fastnachtsspiele. Unter den Tragödien hätte vielleicht eine zweckmäßigere, für die Behandlungsweise dieser Gattung charakteristischere Auswahl getroffen werden können. Dagegen ist es nur zu billigen, wenn unter den dramatischen Gedichten den Fastnachtsspielen der Vorzug gegeben ist.

Von einem ganz anderen Gesichtspunkte ist die kürzlich erschienene Ausgabe von Edmund Götze zu betrachten, welcher die **Sämmtlichen Fastnachtsspiele** des Hans Sachs in chronologischer Ordnung publiciren will. Die äußerst verdienstvollen, bei M. Niemeyer in Halle erscheinenden „Neudrucke deutscher Literaturwerke des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts" brachten zunächst das erste Bändchen, welches zwölf Fastnachtsspiele enthält, darunter die beiden frühesten, welche Hans Sachs geschrieben hat, in den Jahren 1517 und 1518. Götze's Ausgabe hat ihren Werth vor Allem durch die streng philologische Behandlung, indem er für den Text nicht nur die verschiedenen alten Drucke, sondern, soweit dies möglich ist, auch die Originalmanuscripte des Dichters zu Rathe gezogen und dadurch in vielen Fällen erst die richtige Lesart hergestellt hat. Das kürzlich erschienene zweite Bändchen enthält weitere dreizehn Stücke dieser Gattung, so daß die Zahl der jetzt erschienenen Fastnachtsspiele sich auf fünfundzwanzig beläuft. Danach würden wir in sechs oder sieben Bändchen, deren jedes nur zehn Druckbogen stark ist, zum ersten Male eine vollständige Ausgabe der Fastnachtsspiele des Hans Sachs in Händen haben.

Digitized by Google

Volksthümliche historische Schriften.

Wenige populäre historische Werke haben einen Erfolg gehabt, welcher dem der deutschen Geschichte von Müller vergleichbar wäre: **Geschichte des deutschen Volkes in kurzgefaßter Darstellung.** Von David Müller. Prachtausgabe. In der Reihe der Auflagen die neunte besorgt von Prof. Friedrich Junge. (Berlin, Franz Vahlen.) Dieser Erfolg ist wohlverdient. Eine tiefe, ja glühende nationale Begeisterung, ein umfassendes historisches Studium, welches sich durch tüchtige Arbeiten über die Conciliengeschichte bewährt hatte, Kraft der Darstellung, die einst den Verfasser nicht ohne Erfolg auf das Gebiet poetischer Darstellung getrieben: dies Alles vereint sich zu einem Ganzen von seltener Harmonie. Es ist dem Verfasser noch vergönnt gewesen, den außerordentlichen Erfolg seines Werkes zu erleben; jetzt nach seinem Tode erscheint die neunte Auflage der Prachtausgabe in vorzüglicher Ausstattung.

Einen freieren Gang nimmt ein Werk von ähnlichem populärem Charakter, welches die Hauptpunkte in der Geschichte Europa's vom fünfzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart umfaßt: **Marksteine im Leben der Völker.** Von Chr. F. Maurer. (Leipzig, E. Kummer.) Die Reformation, der Abfall der Niederlande, der dreißigjährige Krieg und so weiter die größten Dramen der europäischen Geschichte bis zur Gegenwart, werden mit einem hervorstechenden Sinn für das Lebendige, Wirksame, Eindrückliche in den geschichtlichen Ereignissen entwickelt.

Auch das Jahr 1879 hat seine gewohnt tüchtige Darstellung empfangen in: **Politische Geschichte der Gegenwart.** Von Wilhelm Müller. XIII: „Das Jahr 1879." (Berlin, J. Springer.) Die Vorzüge dieser Zusammenstellungen sind unseren Lesern bekannt. Ein an der geschichtlichen Forschung geübter Sinn macht sich auch in der Darstellung des Gegenwärtigen geltend.

Für noch weitere Kreise, welche sich über die Geschichte unserer Zeit in der Kürze zu belehren den Wunsch haben, ist ein Buch bestimmt, welches in vierter Auflage vorliegt: **Erzählungen aus der neuesten Geschichte. 1815 bis 1871.** Von Ludw. Stacke. (Oldenburg, G. Stalling.) Die Julirevolution 1830, die Februarrevolution 1848 und die mit dem zweiten Krieg in Schleswig-Holstein 1864 beginnenden deutschen Kriege bilden die natürlichen Mittelpunkte der Darstellung.

Ein vielversprechendes Unternehmen erscheint in dem verdienten Verlag von Friedr. Andreas Perthes in Gotha: **Encyklopädie der neueren Geschichte.** In Verbindung mit namhaften und außerordentlichen Historikern herausgegeben von Wilhelm Herbst. Die Leistungen der Verlagshandlung, welche auf dem historischen Gebiete in erster Reihe steht, sowie die außerordentliche Begabung des Rectors von Schulpforta, Wilhelm Herbst, auf dem Gebiet der Geschichte lassen uns auf die Encyklopädie ganz besondere Hoffnungen setzen. Dieselbe wird zweifellos eines der geschätztesten Hülfsmittel der Gebildeten, sich auf geschichtlichem Gebiete zu orientiren, sein. Die Artikel sind kurz zusammengedrängt, nüchtern und sachgemäß. Sie entsprechen genau dem Bedürfniß, welches das Werk veranlaßt hat. Wenn wir einen Wunsch äußern dürfen, so wäre es der, daß noch consequenter, als hier geschieht, auf die besten Schriften verwiesen würde, welche eine ausführlichere Auskunft darbieten. Das Werk ist auf zwei Bände angelegt.

Literarische Notizen.

Kupferstiche nach Werken neuerer Meister in der k. Gemäldegalerie zu Dresden. Text von Dr. W. Roßmann. Commissionsverlag von A. Gutbier in Dresden.

Bei der enormen Productivität, welche in unserer Zeit die Photographie, der Lichtdruck und die Heliogravure auf dem Kunstgebiete entwickelt, hätte man mit Recht befürchten müssen, daß die künstlerische Wiedergabe von Kunstwerken durch den Stich oder die Radirung aufhören werde, um so mehr, als die Photographie keine Anlage von großen Capitalien voraussetzt. Daß es nicht so gekommen ist, daß die Werke der Kunst sich nicht durch die Erzeugnisse der Maschine verdrängen ließen, ist ein erfreulicher Umstand und nicht hoch genug anzuschlagen. Besonders war die Gefahr groß, wo es galt, umfassende Galeriewerke erscheinen zu lassen. Wir begrüßen unter oben gegebenem Titel ein solches Galeriewerk, das wie die berühmten vergangener Jahrhunderte auf Reproduction der Originalgemälde durch die Künstlerhand namhafter Stecher beruht. Das Museum in Dresden besitzt bekanntlich neben der Galerie alter Meister auch eine hervorragender Maler der

Digitized by Google

Gegenwart. Die Hauptwerke der letzteren werden auf Veranlassung des Ministeriums des Inneren und der Generaldirection der k. Sammlungen für Kunst und Wissenschaft in gelungenen Stichen zu einem Prachtwerke vereint. Die erschienene erste Lieferung enthält drei Blätter: „Der Waldstrom", radirt von L. Friedrich nach A. Calame; den „Besuch des Grafen Philipp von Elsaß mit seiner Gemahlin im Marienhospital zu Ypern 1187" hat Th. Langer nach F. Pauwels in gemischter Manier gestochen; „Ein Gruß aus der Welt" (eine junge Nonne am Fenster) ist von E. Büchel nach dem in Rom 1879 früh verstorbenen G. A. Kuntz mit brillantem Grabstichel ausgeführt. Diese drei Blätter, deren jedes für sich ein vollendetes Kunstwerk ist, begleitet ein lichtvoller Text aus der erprobten Feder des Geh. Hofraths Dr. W. Roßmann, der die nöthigen Nachweise über die Bilder sowie biographische Notizen über die Künstler, Maler wie Stecher, bringt. Die Ausstattung hält sich auf voller Höhe der Zeit. Wir begrüßen das Prachtwerk um so freudiger, als damit Meistern des Grabstichels und der Radirnadel Gelegenheit geboten wird, Meisterwerke zu schaffen und gediegene Compositionen gefeierter Maler zum Gemeingut zu machen. Jährlich erscheint eine Lieferung zum Preise von 30 Mk. Da die Blätter auch einzeln zu haben sind und jedes sich zur eleganten Zimmerzierde eignet, so kann auch der minder Bemittelte mit kleinem Opfer sich in den Besitz eines oder mehrerer wirklicher Kunstwerke setzen.

* * *

Thiere der Heimat. Deutschlands Säugethiere und Vögel. Von A. und K. Müller. Erste Lieferung. (Kassel, Th. Fischer.) Von diesem lange vorbereiteten Werke ist jetzt die erste Lieferung erschienen und wird gewiß von den Vielen, denen die Mittheilungen der erfahrenen Brüder in dieser und anderen Zeitschriften bekannt sind, mit lebhafter Freude begrüßt werden. Die als überaus sorgfältige Beobachter bekannten Verfasser beabsichtigen aus dem reichen Schatze ihrer langjährigen Naturbeobachtungen, welche sich vorzugsweise auf unsere einheimischen Vögel und Säugethiere beziehen, eine Lebensgeschichte unserer höheren Thierwelt darzustellen und dabei ganz besonders das Seelenleben zu berücksichtigen. Sie wollen ein wirkliches Seelenleben der höheren Thiere nachweisen und werden im Laufe ihrer Darstellung diesem interessanten Thema einen eigenen Abschnitt widmen. Schon in dem ersten Capitel dieser Lieferung über das Ehe- und Familienleben der Vögel werden wir in die eigenartige Darstellung der Verfasser eingeführt, welche sich hier dadurch charakterisirt, daß, obgleich das zu erreichende Ziel — der Nachweis eines Seelenlebens — nicht außer Acht gelassen wird, doch in der Beurtheilung psychischer Verhältnisse, in der Ergründung und Erklärung der Motive für einen Act aus dem Vogelleben eine gewisse wohlbegründete Zurückhaltung geübt wird. Gar oft verfallen andere Autoren in den Fehler, zu sehr vom menschlichen Standpunkt aus zu urtheilen und menschliche Beweggründe unterzuschieben, während, wie die Verfasser mit vollem Recht hervorheben, „das Verständniß der Thierseele für uns seine unübersteigliche Grenze" hat. Gewiß wird man sich immer unter Berücksichtigung der mitgetheilten Beobachtungen mit der gegebenen Deutung einverstanden fühlen. — In dem ersten Capitel erhalten wir über folgende Züge aus dem Ehe- und Familienleben der Vögel eine nach allen Seiten abgerundete Darstellung: über Paarung und Werbung zur Minnezeit, über den Gesang, das Eierlegen und Brüten, die Entwickelung des Vogels im Ei, die Pflege und das Wachsthum der Jungen sowie die Führung und Anleitung derselben nach dem Verlassen des Nestes. Unterstützt wird die Darstellung durch eine große Zahl vorzüglicher Illustrationen in Holzschnitt und Steindruck, deren Originale von C. F. Decker und A. Müller herrühren. Da jeder Lieferung zwei Tafeln beigegeben werden sollen, so wird sich die Zahl der größeren Illustrationen auf fünfzig bis sechzig belaufen. Trotz dieser werthvollen und künstlerisch ausgeführten Beigaben ist der Preis für die einzelne Lieferung ein sehr niedriger. So kann dem Unternehmen die allgemeine Anerkennung und Theilnahme nicht fehlen; hoffentlich ist dieselbe so groß und so anhaltend, daß nicht bloß dieses Werk bald zu Ende geführt, sondern in nicht allzu langer Zeit an die Fortsetzung desselben über die anderen Wirbelthiere Deutschlands gedacht werden kann.

* * *

Zeitfragen und Abenteuer. Von J. H. von Kirchmann. (Leipzig, J. J. Weber.) Schon aus dem ersten dieser gesammelten Essays ist die eigenartige Stellung, die der greise philosophische Schriftsteller zu den großen Fragen der Zeit und der Wissenschaft einnimmt, zu erkennen. Die moderne Cultur ist ihm kein Fortschritt zum Ziele der Menschheit; wenn er auch nicht in Abrede stellen mag, daß die Arbeit für die Erreichung dieses Zieles gegenwärtig eine weit größere als früher ist, so scheint ihm doch der Erfolg — und zwar auf allen Gebieten — keineswegs dem Aufwande von Mitteln zu entsprechen. Auf denselben resignirenden Ton sind fast alle Arbeiten Kirchmann's gestimmt, von denen die über die „Moderne Cultur", „Natur und Geist", „Ueber öffent-

Digitized by Google

liches Recht" und gegen die „Sittenlehre der Pessimisten" in populärer und anregender Weise philosophische Fragen erörtern, während die in das Gebiet der „Abenteuer" gerechneten Skizzen „Sanct Beatenberg", „Sylt im Winter", „Eine Privataudienz bei Pio Nono" und eine „Besteigung des Olymp" als Reiseschilderungen fesselnd und unterhaltend sind.

Berliner Märchen. Von Walter Gottheil. (Berlin, Walthor & Apolant.) In dem Titel dieses Buches liegt eine contradictio in adjecto. Man kann sich wohl einen Märchenwald, nimmer aber eine Märchenresidenzstadt denken. Aber gerade der Reiz dieses Contrastes zwischen dem Leben der großen Weltstadt und dem Weben des sinnigen Märchens wird diesem Buche schon um seines Titels willen zahlreiche Leser zuführen. Wir sind der Meinung, daß dasselbe Niemanden enttäuschen, Viele befriedigen und unsere junge Welt mächtig erregen wird. Der Ton des Volksmärchens ist in diesen kleinen Erzählungen sehr glücklich getroffen: dieser naive, ungekünstelte, herzliche Ton des Einverständnisses, der Gedankenfäden spinnt von dem Märchenerzähler zu den empfänglichen Herzen seiner kleinen Zuhörer. Möchte die Zahl dieser kleinen Zuhörer für die vorliegende Märchensammlung recht groß werden!

Reise um die Pariser Welt. Von Theophil Zolling. Zwei Bände. (Stuttgart, Spemann.) Theophil Zolling kennt Frankreich, zumal Paris und die Pariser, sehr genau. Seit Jahren hat er sich diese Stadt, ihre geistige und gesellschaftliche Entwickelung zum Studium gemacht. Das Resultat dieser Studien liegt in zwei Bänden der „Collection Spemann" vor, in denen Zolling ein nach allen Richtungen hin vollständiges und übersichtliches Bild der großen Seinestadt — der „Sonne der Civilisation" nach Victor Hugo — mit Treue und Geschick ausführt. Der Pariser und die Pariserin, die Reichen und die Armen, Millionäre und Lumpensammler, die Unsterblichen der Akademie und die Führer der Politik, die dramatischen Autoren und die Heroinen des Theaters läßt Zolling Revue passiren, und auch die Helden der Commune lernen wir durch ihn kennen. Besäßen wir ein gleich anschauliches Bild der deutschen Reichshauptstadt, so wäre damit eine fühlbare Lücke ausgefüllt. Vielleicht ist Theophil Zolling der Mann für eine solche allerdings nicht gerade leichte Arbeit.

Die ersten Lieferungen vom **Jahres-Supplement 1881 bis 1882** zu Meyer's Conversations-Lexikon sind uns zugegangen, und die Durchsicht derselben hat gezeigt, daß auch diesmal wieder die größte Sorgfalt auf die Ausführung verwendet wurde. Die Hefte, deren Inhalt bis jetzt nur bei den ersten Buchstaben des Alphabets verweilt, bringen treffliche Artikel über neuere politische Ereignisse, wissenschaftliche Versammlungen, Erfindungen, Reisen und dergl., die sämmtlich von sachverständigen Verfassern herrühren. Auch die Nekrologe und kleineren Notizen, welche als ergänzende Fortsetzung des Conversations-Lexikons gelten, sind mit großer Umsicht und richtiger Auswahl zusammengestellt.

Die erste Lieferung eines kleinen Werkes, welches alle Blumenfreunde und überhaupt die Verehrer der Natur erfreuen wird und **Frühlingsblumen** betitelt ist, in Leipzig bei G. Freytag erscheint und Aglaja v. Enderes zur Verfasserin, den bekannten Professor Moritz Willkomm zum wissenschaftlichen Begleiter hat, dabei ganz besonders reizend durch prächtige Abbildungen in Farbendruck nach Bildern von Jenny Schermaul und Josef Seboth ausgestattet ist, wurde kürzlich versandt. Das Buch verspricht innerlich gediegen und zugleich äußerlich geschmackvoll zu werden. Es sind zahlreiche Holzschnitte in den Text gedruckt. Wir kommen darauf zurück.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Digitized by Google

Das Verenol-Gesicht
WEY & COLCH, MANNHEIM-LUDWIGSHAFEN
Verenol-Gesicht-Wey & Colch, Mannheim-Ludwigshafen
Verenol-Gesicht-Wey & Colch, Mannheim-Ludwigshafen
SPECIAL-LISTEN
Verenol-Gesicht-Wey & Colch, Mannheim-Ludwigshafen

Abonnementspreis
für das Ausland
bei directer Zusendung
unter Kreuzband incl. Porto
= Mark 13,— pro Quartal.

Abonnementspreis
für das Deutsche Reich
bei allen Reichspostanstalten
für alle 4 Blätter zusammen
= Mark 5,25 pro Quartal.

Berliner Tageblatt

nebst seinen **3** Separat-Beiblättern

Illustrirtes Witzblatt „ULK"

Illustr. belletrist. Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle"

„Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft"

ist in Anerkennung der Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit und Gediegenheit seines Inhalts

die gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands

geworden, indem es sich *seit mehreren Jahren einen festen Stamm* von **circa 70 Tausend Abonnenten** dauernd erhalten hat. Die Vorzüge des *„Berliner Tageblatt"* bestehen vornehmlich in Folgendem:

„*Täglich zweimaliges Erscheinen als Abend- und Morgenblatt*, wodurch das „*B. T.*" in der Lage ist, alle Nachrichten *stets 12 Stunden früher* als jede nur ein Mal täglich erscheinende Zeitung zu bringen.

„*Gänzlich unabhängige, freisinnige politische Haltung.*

„*Special-Korrespondenten an allen wichtigen Plätzen* und infolge dessen rascheste und zuverl. Nachrichten; bei bedeutenden Ereignissen umfassende *Special-Telegramme.*

„*Ausführliche Parlamentsberichte.*

„Graphische *Wetterkarte* nach telegraphischen Mittheilungen der deutschen Seewarte.

„*Umfassende Handelszeitung und Courszettel* der Berliner Börse.

„*Vollständige Ziehungslisten der Preussischen und Sächsischen Lotterie*, sowie Auslosungen der wichtigsten Loospapiere.

„*Reichhaltige u. wohlgesichtete Tagesneuigkeiten* a. d. Reichshauptstadt u. d. Provinzen.

„*Theater, Kunst* und *Wissenschaft* werden im Feuilleton des *B. T.* in ausgedehntem Maasse gepflegt, ausserdem erscheinen in demselben Romane und Novellen unserer ersten Autoren.

Für die Monate Mai und Juni abonnirt man zum Preise von **3 Mk. 50 Pf.**
bei allen deutschen Reichspostanstalten und wird allen neu hinzutretenden Abonnenten der gegenwärtig im Feuilleton des *„Berliner Tageblatt"* erscheinende und bis 1. Mai abgedruckte Theil des Romans:

„Im Sonnenschein" von **Ludwig Habicht**

gegen Einsendung der Abonnements-Quittung *gratis* und *franco* nachgeliefert.

Probenummern gratis und franco.

!!! Interessanteste Wochenschrift !!!

Deutsches Montags-Blatt.

Diese beliebte und zu allgemeiner Anerkennung gelangte *literarisch-politische* Wochenschrift zählt die *ersten Autoren Deutschlands* zu ihren ständigen Mitarbeitern, sie interessirt ihre Leser durch eine Fülle von Mittheilungen und Anregungen aus allen Regionen des geistigen Lebens der Nation. Die Zuverlässigkeit der politischen Informationen des „Deutschen Montags-Blattes", die Frische seiner literarischen und künstlerischen Mittheilungen und Kritiken, sowie überhaupt die Mannigfaltigkeit seines Inhalts machten es bald zum

Lieblingsorgan der geistigen Aristokratie

und der *billige Abonnementspreis* von Mk. 2,50 pro Vierteljahr erleichterte seine Verbreitung in den gebildeten Kreisen deutscher Zunge. Alle *Buchhandlungen und Postanstalten* (Nr. 1304 der Post-Zeitungs-Preisliste pro 1882) nehmen Bestellungen entgegen.

Probenummern versendet auf gefl. Verlangen die *Expedition des „Deutschen Montags-Blattes", Berlin SW.* Jerusalemerstrasse 48.

Ex Libris
Jean Jacques Lemaire

Ungerman's Women's Belle

Kindchen Buchhaus

Inhalt.

Seite

Wilhelm Jensen: Der Teufel in Schiltach. Ein absonderer historischer Beitrag. III. (Schluß) 277

Leopold v. Sacher-Masoch: Artaban und Pachomia. Eine Skizze aus Kleinrußland 327

Eugen Zabel: Wilhelm Jordan. Ein literarisches Porträt . . . 332
Mit dem Porträt Wilhelm Jordan's.

Ferdinand Hiller: Goethe's musikalisches Leben. III. (Schluß) . 348

Arthur Milchhöfer: Aus Arkadien. III. (Forts.) 361
Mit vier Illustrationen: Typen aus Arkadien.

H. Rudolf: Auf der Berliner Stadtbahn 368
Mit einer Karte der Stadt- und Ringbahn in Berlin und sieben Illustrationen: Halle des Bahnhofs „Alexanderplatz". — Spree-Viaduct an der „Jannowitzbrücke". — Am Bahnhof „Alexanderplatz". — Die Herkulesbrücke am Bahnhof „Börse". — Uebergang am Bahnhof „Friedrichstraße". — Die Spreeufer mit dem Viaduct der Stadtbahn bei Bellevue. — Uebergang am Zoologischen Garten.

Otto Zacharias: Schützende Formen und Farben in der Thierwelt 381
Mit fünf Figuren: Blattschmetterling (Kallima paralecta), fliegend und sitzend. — Phyllium siccifolium und Acanthops. — Gespenstheuschrecke (Phasma). — Megalodon ensifer. Großschildiger Grashüpfer aus Neu-Guinea. — Eine mit Pterochroza ocellata verwandte brasilianische Heuschrecke mit Oberflügeln von frappanter Blattähnlichkeit.

Ernst Curtius: Die antike Kunst in ihrer Beziehung zur modernen Bildung 389
Mit einer Illustration: Tempel des Zeus in Olympia.

Correspondenzen:

Helen Zimmern: Aus London 395

Rudolf Genée: Von den Berliner Theatern 399

Fanny Lewald: Römische Briefe. IV. 401

Literarische Mittheilungen:

Neue Novellen 405
Das Sinn-Gedicht. Novellen von Gottfried Keller.

Ein „Tendenz-Roman" 407
Der neue Ahasver. Roman aus Jung-Berlin von Fritz Mauthner.

Lebensbilder 410
Napoleon Bonaparte. Von Arthur Böhtlingk. — Mendelssohn's Schriften zur Philosophie, Aesthetik und Apologetik. Von Moritz Brasch. — Schelling's positive Philosophie. Von Constantin Frantz. — Novalis' Briefwechsel mit Friedrich und August Wilhelm, Charlotte und Karoline Schlegel. Von J. M. Raich. — G. F. Dinter's Leben, von ihm selbst geschrieben, mit Erläuterungen von Niedergesäß. — Erinnerungen an Friedrich Fröbel. Von Rudolf Benfey.

Literarische Notizen 411
Wilhelm v. Humboldt's Aesthetische Versuche über Goethe's „Hermann und Dorothea". Mit einem Vorwort von Hermann Hettner.

Literarische Neuigkeiten I

Literarische Anzeigen III

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Monatshefte wird strafgerichtlich verfolgt.
Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.

Der freundlichen Beachtung unserer Leser empfehlen wir folgende Extrabeilagen:
Von Herrn **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig, betr. „Geschichte der modernen Kunst".
Von Herrn **Theodor Hofmann** in Berlin, betr. neue Verlagswerke.
Von den Herren **Levy & Müller** in Stuttgart, betr. „Literaturproben".

Der Teufel in Schiltach.

Ein abſonderer hiſtoriſcher Beitrag

von

Wilhelm Jenſen.

III.

Unverkennbar beſaß die ſonderartige Schiltacher Winterſchwalbe, je mehr der Herbſt vorſchritt, immer triftigeren Grund, mit dem ausgewählten Platz und der Vollendung ihres Neſtbaues durchaus zufrieden zu ſein. Es mangelte in keinerlei Richtung etwas zu ihrer vollen Behaglichkeit; wohin ihr Flug ſtreifte, wetteiferte Alles, die Freude an ihrer Ueberwinterung auszudrücken, und der Hausherr, unter deſſen Gebälk ſie ihre Maurerkunſtarbeit angebracht, wies ſichtlich den Gedanken ihres einſtmaligen Wiederfortzuges als etwas ſeine Wünſche höchſt unerquicklich Beeinträchtigendes möglichſt von ſich ab. In gleicher, wenn auch der weiblichen Natur gemäß anders gearteter Weiſe erhöhte die Hausfrau ihre mütterlich-ſchweſterliche Sorgfalt, als erwarte ihr vorahnendes Gemüth, daß über kürzer oder länger ſich noch ein anderes Schwälblein in dem Neſt einfinden und dasſelbe in traulichem Einvernehmen mit dem erſten theilen werde, wie es einmal durch die Natur und die von dieſer eingeflößten Wünſche vorgeſchrieben worden, obwohl es andererſeits ihr nicht unterworfene, ſo alles irdiſchen Begehrens entkleidete Gottesgeſchöpfe gab, die ihren Daſeinszweck einzig in der eigenſuchtsloſen geſchwiſterlichen Hingabe für das Wohlbefinden und die dankbare Verpflichtung ihrer Mitmenſchen erkannten.

Wenn dies auf Frau Joſefa unbeſtrittene Anwendung fand, ſo traf es dagegen bei der Jungfrau Frida Trautwein nicht ganz in dem nämlichen preiswürdi-

Digitized by Google

gen Maße zu. Sei es, daß ihr das Vorbild der Ersteren nicht genugsam vor Augen trat oder daß die Natur sie mehr für die auch den Schwalben angeborenen Neigungen empfänglich gemacht, es ließ sich bei der nun einmal durch die Schöpfung in die Welt berufenen menschlichen Verschiedenartigkeit im Grunde deshalb noch kein gerechtfertigter moralischer Vorwurf gegen sie erheben. Zumal nicht in Anbetracht der unzweifelhaften Thatsache, daß sie um zehn Lebensjahre jünger als Damian Uebelhör's Ehegenossin, keine Frau, sondern ein erst eben vollerwachsenes Mädchen und als solches noch nicht füglich mit der Befähigung ausgerüstet war, über den Werth oder Unwerth mancher Vorkommnisse des Lebens ein selbständiggereiftes Urtheil fällen zu können. Aus diesem Gefühl unzulänglicher Erkenntniß erwächst jedoch in derartigem jugendlichen Alter leicht ein mehr oder minder seines Zieles bewußter Antrieb, sich dem noch verhüllten Born der Wissensbefriedigung möglichst zu nähern, und wenn sich diesem begründeten Verlangen unerwartete Hindernisse in den Weg stellen, dieselben mit kluger Umsicht zu erforschen und nach Kräften zu beseitigen. Da nun aber für Frida Trautwein schon seit geraumer Zeit aus der täglichen Unterredung und Tanzgemeinschaft mit Görz Rüdenklau mehr und mehr eine Hoffnung auf Bereicherung ihrer noch jugendlich mangelhaften Kenntnisse entflossen war, so ließ sich ihr nicht verdenken, daß sie im Fortschritt der Wochen jetzt mit steigender Befremdung und einiger Bekümmerniß seine seltenere Anwesenheit unter dem Lindenbaum wahrnahm und ihre Gedankenrichtung auf einen zu muthmaßenden Grund derselben verwandte. Bei dem immerhin nicht zu beträchtlichen Umfange ihrer Vaterstadt konnte ihr die Entdeckung auch nicht lange verborgen bleiben, daß der Vermißte jetzt allnachmittäglich den Weg nach dem Schiltacher Schlosse einschlug, und da sie ihrerseits niemals eine übermäßige Vorliebe für den Ritter Burkhard Söldenrich zu gewinnen im Stande gewesen, verfiel sie nach menschlich-herkömmlicher Weise, von sich selbst auf Andere zu schließen, wiederum binnen Kurzem auf die Vermuthung, daß noch eine sonstige Anziehungskraft dabei betheiligt sein müsse, den jungen Kriegsmann zu so regelmäßigem Besuch der Burg zu veranlassen. Diese Folgerung zeugte unfraglich von Frida Trautwein's scharfsinniger Erwägung des Gegenstandes, aber ebenso legte ihr daraus entspringendes Thun einen Beweis von in ihr seßhafter Mädchenneugier ab, denn sie war kaum zu der erwähnten Schlußziehung gelangt, als sie schon am nächsten Morgen den Schloßberg hinanwanderte, und zwar unverkennbar in der Absicht, sich vermittelst ihrer eigenen Sinne über die Berechtigung oder Grundlosigkeit ihrer aufgetauchten Muthmaßung zu vergewissern.

Es war natürlich, daß sie sich zu diesem Behuf zunächst dem Wohnraum ihrer seit manchen Wochen schon nicht mehr gesehenen Kindergespielin und Freundin zuwandte, bei der sie jedenfalls die beste Beihülfe für ihre Nachforschung erhoffen konnte, und sie fand die Gesuchte auch an der vermutheten Stelle. Stilla Söldenrich hatte sich, seitdem sie herangewachsen war, in richtiger Erkenntniß, daß sie gut daran thue, soweit es gehe, überall für sich selbst zu sorgen, in einem der Eckthürme des alten Baues ein nicht zu umfangreiches Gemach eingerichtet und demselben mit weiblicher Findigkeit, Fleiß, Ausdauer und Geschmack beinahe einen wohnlichen Anstrich zu geben gewußt. Es stand nach dem allgemeinen Verfall rundumher anzunehmen, daß sie an Allem, dem Estrich, den Wänden, Fenstern und alten Hausrathstücken, unermüdlich mit eigener Hand gebessert haben mußte, und

Digitized by Google

nicht weniger legten die von ihr gefertigten einfachen Vorhänge, die Tischdecke und der Ueberzug des Bettes Zeugniß von ihrer Sauberkeit und Geschicklichkeit ab. Zwischen allen diesen Dingen aber stand sie selbst, ebenso einfach und ebenso sauber, ungefähr in der Erscheinung, wie die Kindermärchen aus dem Munde der Ammen und Großmütter eine verkleidete Fee darzustellen pflegten, zeigte sich über den unerwarteten Besuch Frida Trautwein's sehr erfreut, und diese erwies sich beim Eintreten fast betroffen von der sich ihr eigentlich zum ersten Mal aufdrängenden Wahrnehmung, daß Stilla Söldenrich ein überaus anmuthsvoll-schönes Mädchen und trotz der Kleidung ein unverkennbares vornehm-eigenartiges Edelfräulein geworden sei. Doch verschwieg sie diese unabweisbare Erkenntniß und redete gleicherweise nicht von dem ursprünglichen Zweck ihres Kommens, sondern befrug die Freundin theilnehmend über den Verlauf ihrer Tage in der Einsamlichkeit des alten Dohlengemäuers, und Stilla seufzte zur Antwort tief auf — denn es war November geworden und das letzte Laub draußen von den Bäumen heruntergefallen — und erwiderte, es seien nunmehr kaum noch anderthalb Monate, bis sie nach dem Beschluß ihres Vaters zu den weißen Schwestern ins Cistercienserkloster hinübergehen müsse. Frida entgegnete darauf, an der Bekümmerniß der Freundin noch reger als zuvor Antheil erweisend: „Ist dir denn in jüngster Zeit eine absondere Widerneigung gekommen, das Gelöbniß abzulegen, da du es nach meinem Bedünken in Kaltenbrunn wohl mannigfältig annehmlicher finden magst als hier, zumal wenn die Winterkälte einbricht?“ Doch die Befragte versetzte, den braunen Kopf schüttelnd, rasch: „Ich wollt dem ungeacht lieber bis an mein End hier frieren als dort, denn mir ist's, als könnt man im Kloster auch am Ofen nimmer warm werden, und es ist mir so angst davor, weiß selbst nicht warum. Aber mehr Widerneigung als früher hab ich nicht, weniger eh, wenn's so fortgeht, daß der fremde Mensch alltäglich zu meinem Vater hierher kommt — Rüdenklau ist sein Name — vor dem ich mich schier noch mehr fürchte als vor den weißen Schwestern.“

So war das Gerede auf den jungen Kriegsmann verfallen, ohne daß Frida Trautwein davon begonnen; doch obwohl sie sich in Bezug auf denselben abweichender Anschauung hingab, legte sie keinerlei Empfindsamkeit darüber an den Tag, daß ihre gleichgültig hingesprochenen Anfragen von Stilla in jeglicher Richtung beinahe mit einer an ihr ungewohnten Heftigkeit zu Ungunsten Görz Rüdenklau's beantwortet wurden. Sie behieß ihn unverschämt, frech und widerwärtig, von plumpem Behaben, daß sie allemal erschreckt von dannen laufe, wenn sie seine Ankunft höre, und nur nothgedrungen in Gegenwart ihres Vaters ihm einmal Rede und Antwort stehe. Dergestalt ließ sie kein gutes Haar an ihm und zwar im wörtlichsten Sinne der Spruchwendung, denn sie erwiderte auf Frida's eingeschaltete Frage, ob sie auch sein Gesicht nicht von hübscher Naturbildung befinde, daß sie ihm erst gestern in ihrem Widerwillen geradeaus an den Kopf geworfen, sie habe noch niemals einen Menschen mit einem garstigeren Bart gesehen, weil es ihr vorgekommen, daß er sich auf denselben etwas zu gut halte und sie ihn damit verdrießen könne. Darüber lachte Frida Trautwein ungemein lustig auf, redete jetzt äußerst vergnüglich von vielfältigen anderen Dingen weiter und nahm erst beim Fortgehen eine traurige Miene an, als sie Stilla freundschaftlichst küßte und sagte: „Wenn ich dir nur helfen könnte, du Arme, daß du nicht ins Kloster kämest! Es ist wahrhaft schrecklich zu denken, und ich

Digitized by Google

wollte Alles vollbringen, was in meinen Kräften stände, daß du nach deinem Wunsch allzeit hier zu bleiben vermöchtest!"

Damit verließ sie, und zwar draußen nach dem Ausdruck ihrer Züge weit mehr befriedigt als bekümmert, die Burg. Es ist aber in der Welt herkömmlich, daß Freudigkeit selten allzu lange andauert, vielmehr öfters rasch und manchmal ganz unvermuthet plötzlich wieder ein Ende nimmt. Und dies geschah Frida Trautwein nach wenigen Tagen, als ein Fremder um die Dämmerung in die Wirthsstube ihrers Vaters trat und einen Trunk von demselben begehrte. Gervas Trautwein brachte das Verlangte und stand auf die Zahlung dafür wartend, doch der Gast sagte: „Rechnet's zu dem Uebrigen, Freund!" Und nun erst erkannte Frida zu ihrer sprachlosen Ueberraschung das völlig veränderte und gänzlich bartlos gewordene Gesicht Görz Rüdenklau's. Es stand ihm sichtlich zu seinem Vortheil, denn seine wohlgeprägten Züge traten beredter dadurch zum Vorschein, allein die Augen des Mädchens schienen eine entgegengesetzte Auffassung zu hegen, da sie ihn sogleich mit einer fast heftig klingenden Verwunderung um den Grund befrug, weshalb er sich so unkenntlich entstellt habe. Er erwiderte lachend darauf, daß es ihm nicht länger geziemlich erschienen, das christliche Pfarrhaus, in dem er sich aufhalte, durch das Aussehen eines Landsknechtes zu verunehren, denn es sei ein lutherisches Gebot, auch den üblen Schein zu meiden, dem er solchergestalt Folge geleistet. Frida Trautwein entgegnete nichts auf diese sachgemäße Erläuterung, doch beim Schlafengehen schloß sie diesmal und auch ferner die Fürbitte, daß Stilla Söldenrich vor der Noth, ins Kloster gehen zu müssen, behütet werde, in ihr Abendgebet nicht mehr mit ein.

Görz Rüdenklau hatte aber seinen Trunk in der Gaststube und nicht unter dem Lindenbaum eingenommen, weil auch dieser sein letztes sommerliches Blatt abgeworfen und gleich der übrigen Natur draußen um die Stadt nicht mehr zum Verweilen und zur Vergnügung im Freien einlud. Der Novembermond ging mit Wolken, Nebel und Regen über Thal und Berge, und der December that es in allem Dem seinem Vorgänger völlig gleich. Doch es war keine winterliche Starre, die sie über die Erde legten, das Brombeergerank in den Schluchten sah wie zuvor noch mit grünem Blattwerk auf, das Unkraut trieb am Wegrand fort und mancherlei kleine Blumen mischten noch blaue, rothe und weiße Farbenfleckchen in das raschelnde Braun des Laubes hinein. Wie es von jeher sein Brauch gewesen, kam oftmals der Föhnwind schnaubend, heulend und winselnd vom Alpengebirg herüber, warf und wühlte sich in alle Thäler des Schwarzwalds und füllte diese tagelang mit einer Wärme, als ob jeder alte Tannenstamm sich in einen vollgeheizten Backofen verwandelt habe und seine innere Glut in die wirbelnde Luft aushauche. Dann standen die Berge wie in das dunkelste Blauschwarz eines Färberkübels eingetaucht, in meilenweiter Entfernung sah man jeden Zweig einer Kiefer sich gegen den Himmel rütteln und schütteln, und wenn Görz Rüdenklau von einer Anhöhe südwärts blickte, lag die kahle Scheiteltonsur des Kandels so dicht vor ihm, als müsse er in etwa drei Stunden mit Leichtigkeit zu ihr hinaufsteigen können. Sogar die graue Ungestalt des Kandelsteins stach manchmal deutlich erkennbar aus dem dunklen Nadelholzgestrüpp des Abhangs hervor und betrog den Blick über die dazwischen gebreiteten Bergrücken und Einschnitte, die mindestens eine volle Tageswanderung bis zu der berüchtigten Thronkuppe des höllischen Erbfürsten erheischten.

Digitized by Google

Der junge, bartlos gewordene Kriegsmann aber verbrachte alltäglich mehrere Stunden in Wald und Feld, als ob er dies für die Erhaltung seiner leiblichen Gesundheit durchaus benöthigend erkannt, und ging dabei einer eigenthümlichen Liebhaberei nach. Es befand sich Niemand draußen, sein Gebahren zu beobachten, doch falls Einer Gelegenheit dazu gehabt, hätte er auf die Muthmaßung verfallen müssen, daß Görz Rüdenklau etwas Wichtig-Werthvolles verloren habe und an jedem Morgen sein Nachsuchen erneuere. Er mußte ungefähr über die mögliche Fundstelle einen Anhalt besitzen, denn er bewegte sich stets in engerem oder weiterem Kreis um den Berg, auf dem das Schiltacher Schloß lag, und stellte offenbar in der ganzen Rundung desselben die sorgfältigsten Nachforschungen an. Sein Blick tauchte sich scharf in jede noch so enge Felszerklüftung, er brach durch das dichteste und dornigste Untergestrüpp und scharrte manchmal eifrig das viele Schuh hoch angehäufte welke Laub vom Boden. Allein augenscheinlich that er dies Alles trotz seiner Ausdauer immer vergebens und hatte das Gesuchte nie aufgefunden, wenn die Mittagszeit ihn ins Pfarrhaus zurückberief, um seinen dortigen Verpflichtungen Genüge zu leisten.

Am Nachmittag dagegen führten die letzteren ihn stets auf dem geraden, grasverwachsenen Wege in das Schloß selbst hinein, wo der Ritter Burkhard Söldenrich ihn zumeist bereits ungeduldig erwartete und ihm hastig die Thür seines öden Wohnraums aufschloß, in welchem Beide regelmäßig mehrere Stunden mit einander verbrachten. Sie gaben sich an dem wurmzerfressenen Tisch eifrig gemeinsamer Arbeit und Prüfung mit allerhand mineralischen und vegetabilischen Ingredienzen hin, doch auch in den gewechselten Reden über andere Gegenstände ergänzten sich jederzeit ihre Meinungen in völliger Uebereinstimmung; das Auge des Ritters hatte allgemach seinen anfänglich argwöhnischen Seitenblick mehr und mehr verloren, er hielt mit mancher Erwiderung auf eine beiläufige Frage nicht zurück und gewann unverkennbar ein wachsendes Zutrauen zu seinem keinerlei Bewirthung heischenden oder sonstige Unkosten veranlassenden täglichen Gaste, der rückhaltslos bekundete, daß er durch dies Zusammensein lediglich seinem eigenen Vortheil nachzutrachten suche. Mit der Dämmerung verließ der letztere jedesmal das Gemach, denn die Sparsamkeit des Schloßherrn vermied vorzeitig überflüssiges Anzünden einer Lampe, und er brachte gemeiniglich den Abend bei der Beleuchtung eines dunstig brennenden ölgetränkten Wandspans zu. Doch entfernte Görz Rüdenklau sich nach seiner Verabschiedung niemals sofort aus der Burg, sondern blieb stets noch geraume Weile bald hier, bald dort in Betrachtung irgend eines Dinges stehen, und gewöhnlich ereignete es sich, daß Stilla Söldenrich, die ihn schon fortgegangen glaubte, zu ihrem Unmuth plötzlich an einer Ecke auf ihn stieß und sich gezwungen sah, auf eine Anrede von ihm Erwiderung zu geben. Sie mußte dies nach einem strengen Gebot ihres Vaters, in dessen Gegenwart sie einmal ihren Widerwillen gegen den täglichen Besucher unverhohlen zu Tage gefördert, daß der Ritter mit ergrimmtem Zornausbruch schickliche Artigkeit für jenen von ihr verlangt hatte. So entgegnete sie, wenn Görz Rüdenklau sie betraf und ansprach; allein obwohl er seine Worte jetzt durchaus in andere, einem Edelfräulein gegenüber ziemlichere Form als früher kleidete, machte die Art ihrer Antworten und besonders ihres Blickes doch kein Hehl daraus, daß er ihr immer noch ebenso widerwärtig erscheine, wie sie es ihm damals geradezu ins Gesicht gesprochen. Er konnte sich selbst auch nicht darüber in Zweifel belassen, und wenn

Digitized by Google

sie grußlos rasch von ihm weiterging, sahen seine Augen ihr gemeiniglich mit einem absonderlichen Ausdrucksgemisch nach, in welchem sich Begehrlichkeit und Zagniß, die Empfindung einer erlittenen Demüthigung und Vergeltungsgelüst verwunderlich mit einander paarten.

Als jedoch der December nun bereits über die Mitte vorgeschritten war, schlug Görz Rüdenklau bei seiner Ankunft in der Burg eines Nachmittags zunächst nicht den Weg nach dem Aufenthaltsraum des Ritters ein, sondern er wandte sich dem Eckthurm zu, in welchem Stilla Söldenrich sich ihre Behausung hergerichtet hatte. Er stand zum ersten Mal vor der Thür derselben und hielt etwas für die Jahreszeit Seltenes und mit seinem Wesen wenig in Uebereinstimmung Befindliches in der Hand: ein Sträußchen von blühenden Veilchen und kleinen lichtblauen Ehrenpreiskelchen, die der laue Föhnwind vorzeitig auf die Vermuthung des wieder anbrechenden Frühlings gebracht zu haben schien und die der junge Kriegsmann am Vormittag bei seinem Umschweifen auf der Berghalde zusammengelesen hatte. Damit stand er eine Weile unschlüssig vor der Thür, bis er leise anpochte und eine Stimme von drinnen „Ja" antwortete. Dann sah Stilla halb verwundert und halb bestürzt auf den Eintretenden, der auf sie zuschritt und ihr mit artiger Verneigung den Strauß darbot, indem er beifügte: „Ihr scheinet in verflossener Zeit Abneigung zu hegen, zu den Blumen hinauszugehen, so erschien es mir, als trügen dieselben den Wunsch, zu Euch zu kommen."

Doch die Angesprochene erglühte sichtlich vor Verdruß etwas am Haarrand und versetzte rasch: „Ihr irrt Euch, ich trage nicht den Wunsch, daß Jemand zu mir komme, und habe kein Gefallen an Blumen, als wenn ich sie mir selber aufgesucht. Vielleicht könnet Ihr sie mit meinem Vater zusammen nutzen, Ihr wißt ja den Weg zu seinem Gemach."

Mit dieser ein wenig spottenden Anspielung auf das tägliche geheimnißvolle Treiben der Beiden drehte sie gleichgültig den Kopf ab, in Görz Rüdenklau's Augen aber loderte jetzt ein heftiger Strahl auf, und er entgegnete:

„Ob Ihr Gefallen an den Blumen habt oder nicht, däucht mich, wäret Ihr doch für die Mühwaltung, sie zu suchen und Euch zu bringen, wohl einen Dankentgelt schuldig —"

Nun blickte sie ihn nochmals an und fiel ein: „Den würd ich auch jeglichem Anderen dafür erweisen, aber damit Ihr gleichfalls nicht in Ungewißheit verbleibt, was ich von Eurer Mühwaltung, die ich nicht begehrt, halte, will ich Euch den Dank, welchen sie bei mir verdient, nicht verschweigen."

Damit streckte Stilla Söldenrich schnell ihre Hand aus, ergriff den kleinen Strauß, ohne die Finger, die ihn hielten, zu berühren, und warf ihn mißächtlich auf den Estrich nieder. Doch auch gleichzeitig fast hob Görz Rüdenklau seinen Arm, rief keckfordernden Tones: „Wenn Ihr mit solchen Worten den Dank weigert, so muß ich ihn mir selber nehmen!" und die Hand ungestüm um ihren Nacken schlingend, zog er sie gewaltsam gegen sich heran, um sie zu küssen. Beinahe gelang ihm dies trotz ihrem kräftigen Widerstand, ihr Ringen bewahrte noch den Mund vor seinen Lippen, aber diese drückten sich fest auf ihre Wange und standen im Begriff, ihr rücksichtslos angestrebtes Ziel zu erreichen, als etwas dazwischen trat, das in verwunderlicher Weise sowohl den Angreifer als die Bedrängte einen Augenblick Eroberungsgelüst und Abwehr völlig vergessen ließ. Draußen lag es wie ein schwerer, grauschwarzer Bleimantel um die Burg her, und aus demselben begannen auf einmal und zum ersten Mal im angebrochenen Winter vor

Digitized by Google

dem Fenster handbreite weiße Flocken in dichtem Gemenge herabzutanzen, und plötzlich stießen Görz Rüdenklau und Stilla Söldenrich zugleich das Wort: „Schnee!“ aus und hielten die Augen offenbar mit einem ihre gegenwärtige Lage vergessenden, wenn auch verschiedenartigen Ausdruck auf das flatternde Gewirbel hinausgerichtet. Die von diesem veranlaßte doppelte Abwesenheit ihrer Gedanken war allerdings nur von flüchtiger Dauer, aber sie gab dem Mädchen in der Rückkehr ihrer Besinnung einen secundenlangen Vorsprung, daß sie sich mit einem unvermutheten Ruck von ihrem Bedränger loszumachen, die Thür zu erreichen und dem ihr Nachfolgenden in dem vielwinkeligen, ihr von Kindheit auf überall bekannten Gebäude zu entschlüpfen vermochte. Dort barg sie sich, an allen Gliedern vor Aufregung und Empörung zitternd, in einer dunklen Zufluchtsecke, bis es heute noch frühzeitiger als sonst zu dämmern begann und sie sich mit Ohr und Auge vergewissert hatte, daß Görz Rüdenklau die Burg wieder verlassen. Alsdann begab sie sich in das Wohngemach ihres Vaters, der sie mürrisch und mißtrauischen Blickes empfing, da er irgend einen Anspruch an seinen Säckel als Beweggrund ihres ungewöhnlichen Eintritts argwohnte. Sein Gesicht hellte sich jedoch beruhigt auf, wie sie ihm hastig und heftig mittheilte, was ihr widerfahren, seine Lippen stießen sogar ein heiseres Lachen hervor, und er versetzte: „Was ficht's mich an, wenn er dich küssen will, es kostet nichts. Ist mir angenehm, daß er danach trachtet und sich so billig bezahlt macht; kommt mir zu Gute. Was nichts kostet, hast du ihm jederzeit willig zu geben, wenn er's begehrt, denn ich ernähr dich nicht dafür, daß du unnütz im Hause aufwächst.“

Bisher hatte Stilla noch niemals einen Widerspruch gegen ihren Vater gewagt, doch jetzt zum ersten Mal stürmte etwas ihr geradeaus vom Herzen herauf, das die Furcht vor dem Ritter wie Spreu über den Haufen warf, und ihre Gefühle und Worte nicht mehr beherrschend, erwiderte sie:

„Wenn Ihr Eurer Tochter in Eurem Hause Schutz gegen freche Gewaltthat versagt, vielmehr selbst mir gebieten wollt, Schimpfliches zu dulden, um Eure Geldgier zu befriedigen, da bin ich vor Gott und Menschen aller Kindespflicht gegen Euch ledig, wie's mir im Herzen immer gewesen, und ich wollt nur, daß ich todt und begraben läg wie meine Mutter, die Ihr auch aus Verzweiflung unter die Erde gebracht habt — so bleibt mir kein Trost, als daß draußen der Schnee zu fallen anhebt und es nur noch wenig Tage sind, daß ich mein achtzehntes Jahr erreicht und mich für meine Lebzeit auch in das weiße Schneekleid einwickeln kann, um keinen — ich will's nicht mit Worten sagen — mehr zu haben, den ich Vater heißen muß —“

Ein krampfhaftes Schluchzen brach Stilla Söldenrich's Stimme ab, und sie lief in ihr Thurmgemach zurück, kniete dort vor ihrem Bett nieder und weinte laut. Das Herz hämmerte ihr hörbar in der Brust, und sie sprach nach einer Weile vor sich hin: „Ich hätt's mir immer zu denken vermocht, es sei noch die einzige Zuflucht und das beste Heil für mich, zu den weißen Schwestern fortzukommen — könnt's heut sein, ging' ich gleich, denn ich weiß nicht, vor wem von den Beiden ich mehr Angst hab —“

Dann strömten ihr die Thränen wieder aus den Wimpern, und es ward fast Nacht um sie herum, aber aus dem Dunkel zog jetzt ein süßer Duft vom Boden zu ihrem Gesicht herauf, daß sie zuletzt beinahe unbewußt mit der Hand nach der Stelle tastete, von woher er kam. Nun hielten ihre Finger den kleinen Veilchenstrauß, den sie zuvor weggeworfen, aber sie dachte

Digitized by Google

in der Gegenwart nicht daran, woher derselbe gekommen und daß er das ganze Unheil über sie gebracht, sondern ihr kam's nur mit schrecklicher Traurigkeit in den Sinn, daß sie im Kloster niemals mehr Blumen sehen und pflücken würde. Und obwohl ihr nun auch einfiel, aus welcher widerwärtigen Hand die Veilchen zu ihr ins Zimmer gelangt seien, war der Geruch derselben, an dem sie sich vielleicht zum letzten Mal erfreuen konnte, doch so frühlingsköstlich, daß Stilla ihr schluchzendes Gesicht auf den kleinen Strauß legte und mit jedem Luftzug seinen Duft als schmerzlichen Trost einathmete.

Draußen aber war am anderen Morgen der Schnee spurlos wieder vergangen, nur auf den obersten Tannen der Bergkuppen hing er hier und da wie ein zurückgebliebenes Schleierstück der Nacht, und es währte bis zum Weihnachtssonntag, ehe die Wolken sich bereit zeigten, ihren weißen Inhalt wieder herabzuschütten. Diesmal thaten sie es jedoch in ergiebigerem Maße und verhießen der über Alles ausgebreiteten Decke längere Dauerhaftigkeit, denn kurz nachdem sie sich entleert, rissen sie aus einander und ließen das erste Mondviertel am klaren Himmel hervortreten. Die Wetterkundigen Schiltach's weissagten daraus sofort das nunmehrige Eintreten der Winterkälte, und ihre prophetische Weisheit bewährte auch nach dieser Richtung unanzweifelhafte Glaubwürdigkeit, da schon in der folgenden Nacht der Schnee unter den Füßen der aus Gervas Trautwein's Gaststube Heimkehrenden zu knistern begann und der Morgen alle Gossen und Tümpel in und um die Stadt, ja sogar den Rand der Kinzig mit Eis bedeckt zeigte. Diese Wahrnehmung diente dazu, Görz Rüdenklau's in den letzten Wochen unverkennbar von etwas mißmuthigen Schatten überlagertes Gesicht zu erheitern, als ob die eingetretene Klarheit der winterlichen Landschaft seinen Augen ermögliche, ihren Blick mit sicherer Bestimmtheit auf einen Zielpunkt zu richten, der sich deutlich darbiete und nicht unter allerhand rinnenden Nebeln im ungewissen Herbstlicht verschwimme. Im Anfang seines Schiltacher Aufenthaltes hatte er noch manchmal des Vermächtnisses seines in der Schlacht gefallenen Zeltgenossen Erwähnung gethan, und es befand sich ungefähr ein halbes Dutzend zumeist jugendlicherer Persönlichkeiten in der Stadt, welche sich gleichmäßig in der Stille das ausschließliche Verdienst beimaßen, den eigentlichen Beweggrund für den Aufschub der Weiterreise des jungen Kriegshelden gebildet zu haben. Dann war dieser, wie es schien, selbst der von seinem Gelöbniß ihm auferlegten Nöthigung uneingedenk worden, und jeder für Schiltachs Wohlfahrt bedachte Mund hatte sich weislich behütet, ihn durch ein unvorsichtiges Wort an seine erfreuliche Vergeßlichkeit zu erinnern. Aber jetzt wachte das Gedächtniß seiner heiligen Verpflichtung ersichtlich mit unwiderstehlicher Mahnung in ihm auf. Es beraubte ihn der Gemüthsruhe, daß er die Ausführung derselben so lange verabsäumt habe, und er that im Pfarrhause seinen Entschluß kund, den Wechsel des Jahres zu benutzen, um dem seinem unvergeßlichen Freunde geleisteten Eidschwure nachzukommen. Er gab auch jetzt keine nähere Aufklärung darüber, als daß derselbe ihn einige Tage in südlicher Richtung fortführe, lehnte dadurch von vornherein jede etwaige genauere Anfrage ab und nur Ursula Röckenfeller, die vielleicht nicht der Zufall allein zur Ohrenzeugin seiner Mittheilung gemacht, heftete unter dem dickwulstigen Lid einen kurz emporzuckenden Blick auf ihn, als vermöge sie sich zu deuten, wohin er um die Scheidezeit des Jahres seinen Weg einzuschlagen gedenke. Sie fuhr, einer vom plötzlichen Lichtstrahl geblendeten Nachteule ähnlich, zuckend zusammen, schlich in

Digitized by Google

die Küche hinaus und kauerte sich dort, in tiefes Nachsinnen geduckt, am glimmenden Herde auf den Boden. Görz Rüdenklau aber nahm seinem Vorhaben gemäß am Abend vor dem letzten Jahrestage von seinen Hauswirthen für kurze Frist Abschied, legte sich frühzeitig zum Schlaf und erhob sich schon wieder lang vor dem Beginn des Morgens, um seine Wanderung anzutreten. Noch in völliger Lichtlosigkeit kleidete er sich eilig an, wurde indeß bei dieser Beschäftigung durch die von der geöffneten Thür herklingende leise Stimme Frau Josefa's unterbrochen, welche frug: „Seid Ihr schon erwacht? Ich vermochte die Nacht hindurch nicht zu schlafen, weil ich sorgte, daß Euch auf Eurem Wege Gefahrniß bedrohen könnte, und gedachte, an Eure Thür zu pochen, um Euch zu wecken."

Sie schwieg, verharrte jedoch offenbar noch auf der Schwelle, und er versetzte, daß er fertig sei und herauskommen werde. Doch nun tönte ihr Fußtritt kaum vernehmlich auf ihn zu, und sie erwiderte dicht vor ihm: „Ich will Euch hier bitten, Ihr möget behutsam auf Eurer Reise sein, daß Euch nichts Uebles widerfahre. Es ist erst gestern, wie uns berichtet, ein Handelsmann droben an der alten Schilteckburg überfallen und halbtodt auf dem Wege gefunden worden, und meine schwesterliche Sorgniß um Euch —"

Görz Rüdenklau stieß einfallend, hörbar erstaunt, aus: „Gestern, sagt Ihr? Ohne daß ich davon erfahren? Ihr müßt Euch täuschen —"

„Nein, es ist nur zu gewißlich wahr," entgegnete Frau Josefa, „meine Hand kann's Euch versichern," und sie streckte zum Behuf dieser nachdrücklichen Bestätigung ihre Hand nach der des jungen Mannes und ergriff sie. „Mir ist's, als müsse von der Weihe, die ich ehmals empfangen, meinen Lippen noch so viel verblieben sein, um Euch durch ihre Berührung gesegnen und vor jeglicher Gefahr behüten zu können." Doch erschien ihrer mit unbestimmten Schrecknissen erfüllten Einbildung die Kraft eines einmaligen Segens, den sie unmittelbar darauf dem Aufbruchgerüsteten ertheilte, augenscheinlich nicht ausreichend, denn sie wiederholte schleunig zu mehreren Malen ihre fürsorgliche Weihe. Dann stand Görz Rüdenklau allein draußen vor dem Pfarrhaus. Frau Josefa dagegen hatte sich in die Küche begeben und rief den Namen Ursula's. Da sie keine Antwort erhielt, stieg sie zur Schlafkammer der Magd hinan, rief dort abermals gleich vergeblich, bis sie durch die Thür hinein und an das Bett der Alten trat. Sie streckte die Hand vor, um die feste Schläferin zornig an der Schulter aufzurütteln, aber zu ihrem Erstaunen wies die Lagerstatt sich unausgefüllt, fühlte sich kalt an und Ursula Röckenfeller war nicht auffindbar, sondern hatte das Haus heute Morgen, wie es schien, bereits noch frühzeitiger als Görz Rüdenklau verlassen.

Dieser schritt, seiner vorher gemachten Angabe getreu, rasch in südlicher Himmelsrichtung an dem Flüßchen Schiltach aufwärts. Als er das Ende des sackartig auslaufenden Thales erreichte und zum Hochrücken des Schwarzwaldes hinanstieg, begann der Tag um ihn mählich zu grauen; man sah an seinem Umherblicken, daß er den von ihm aufgesuchten Weg nicht kannte, aber gewohnt war, sich auf der Erde nach geringfügigen Merkzeichen ohne zaudernden Anhalt zurechtzufinden. Zu diesen zählte sichtlich der Brielkopf für ihn, unter dem vorüber er, Thennenbronn zur Linken lassend, zur hohen Benzebene aufbog und ein Stück der alten Römerstraße auf ihr verfolgte. Der Schnee lag überall festgefroren und behinderte ihn nicht am gleichmäßig schnellen Marsche; so war's noch vor der Mittagsstunde, als er von links her das Rauschen des Wassersturzes bei der Stadt Tryberg vernahm und, zum

Digitized by Google

ersten Mal Rast machend, sich an dem Inhalt seines von Frau Josefa sorglich mit Speise und Trank angefüllten Zwerchsackes stärkte. „Wer solche Schwester findet, leidet nie leibliche Noth," lachte er, die halbgeleerte Zinnflasche wieder einsteckend, „denn sie ist jederzeit auf die brüderliche Kräftigung bedacht," und wohlgelabt wanderte er auf der Straße nach Schonach weiter. Von hier stieg er ins Hinter-Prechthal hinab, verharrte jedoch nicht lange in demselben, sondern drehte sich auf kaum sichtbaren Wegen, deren Auffindung und Festhaltung seinem Spürsinn ein glänzendes Zeugniß ausstellte, unter dem östlichen Abfall des Rohrhardtsberges geradeaus gegen das Simonswalder Thal, das er mit dem grau ausdämmernden Licht des kurzen letzten Decembertages erreichte. Ihm gegenüber hob sich eine mächtige schwarze Bergwand, deren Kuppe schon im Dunkel verschwamm, und er klomm noch eine Weile durch den dichten Tannenwald, der den Fuß des Kandels umgürtete, empor; dann jedoch verließen ihn die Hülfsmittel seines Gesichtes, vollständige Finsterniß schloß ihn ein und zwang ihn, Halt zu machen. Aber auch an derartige Behinderungen schien Görz Rüdenklau gewöhnt und vorbereitet, sie zu Gunsten seines Zwecks und Zieles auszunutzen. Er warf sich geduldig auf den schrägen, hier nur halb überschneiten Boden, stemmte seine Füße gegen eine Baumwurzel und schlief in der nächsten Minute mit ruhig sorglosem Athemzug. Ganz unverkennbar lag er in festem Schlaf, denn er redete ab und zu im Traum und sagte einmal laut verständlich: „Ich hatte gedacht, du hätt'st die Blumen gern und wüßtest mir besseren Dank dafür." Verwunderlicher Weise aber bewahrte trotzdem etwas in ihm unausgesetzt eine Erwartung, über deren Eintreffen ihn offenbar seine Sinne zu unterrichten beauftragt waren, denn in gleichmäßigen Zwischenräumen schlug sich immer eines seiner Augenlider auf, blickte kurz ins Dunkel und fiel wieder zu. So verrannen ziemlich viele Stunden, etwa ein Drittheil der eingebrochenen Nacht, doch immerhin keine so beträchtliche Zeit, daß der Morgen sich bereits anzukündigen vermochte, aber dennoch fing ein bleicher Schimmer an, zwischen dem tiefschattenden Nadelholzgezweig zu weben, und wie die Wimpern des Schläfers sich abermals aus einander gebogen, sprang er plötzlich, im selben Augenblick auch voll erwacht, empor und setzte im beginnenden Vollmondlicht seine unterbrochene Wanderung fort. Es erwies sich als äußerst mühsam, den Kandel von der Ostseite her weglos hinanzuklettern, und Görz Rüdenklau hätte sich unfraglich viel unnöthige Anstrengung erspart, wenn er den Umweg über die Stadt Waldkirch eingeschlagen und ein Stückchen vor dieser, dem Lauf des Albersbaches folgend, dem Gipfel zugestiegen wäre. Allein seine Unverdrossenheit bezeugte, daß er keine Ermüdung befürchtete und vor keinerlei Schwierigkeit zurückschreckte, sobald sein Blick sie zu überwinden im Stande war, und dazu verhalf ihm die höher am Himmel aufschwimmende Mondscheibe in erwünschtestem Maße. Auch strebte er nicht der obersten Spitze des Berges entgegen, sondern umschritt diesen in mittlerer Höhe von der Ost- zur Nordseite, und als er dergestalt ungefähr zwei Stunden rastlos vorwärtsgedrungen und an einer von Bäumen entblößten Stelle Athem schöpfend aufblickte, hing plötzlich fast in taghellem Licht einige hundert Fuß über ihm eine gewaltige weißgraue Felsmasse herab. Hastig sprang er durch den Schnee, über moosiges Geblöck und knatternd dürres Reisig darauf zu und stand nach wenigen Minuten zweifellos unter dem Kandelstein, denn derselbe drehte sein zerhacktes thurmhohes Granitgesicht gerade gegen Mitternacht hinaus.

Digitized by Google

Mitternacht mußte es auch der Zeit nach ungefähr sein, und da es obendrein diejenige und besondere war, welche, nach dem einstmaligen Papste Sylvester benannt das Heilsjahr 1532 von dem des kommenden Jahres 1533 schied, so bildete diese Stelle, wie der Kandel überhaupt, unverkennbar den wenigst wünschenswerthen Aufenthaltsort in der Welt für jeglichen Angehörigen der Christenheit, der nicht mit der allerhöchsten satanischen Majestät selbst und ihrem heillosen Gefolge in Zusammenstoß gerathen wollte. Es war durchaus unzweifelhaft, daß um diese Stunde dieser Nacht der höllische Erbfürst hier in eigener Person einen Hofhalt und eine Musterung seiner Getreuen abhielt, zu der sich von Nord und Süd aus weitem Umkreis her ebensowohl noch der Schultheiß von Niederwinden als Pfeifer auf einer Zaunruthe wie die dicke Bärbel vom Freiburger Fischmarkt einfanden, die sonst bei den gewöhnlicheren teuflischen Wochenfestlichkeiten den Hexenvorsitz auf dem Nägelesee vor der Dreisamstadt führte. Auch das Aeußere der Stätte kennzeichnete sie für jeden nicht von der Gesichts- und Denkkraft Verlassenen sofort deutlich als Haupttummelplatz mitternächtlich schandbaren Umtriebes. Die wüste Tanzbegier der Festgäste konnte hier allerdings ihrem Gelüst nicht fröhnen, sondern mußte dasselbe etwas höher empor auf dem nackten Scheitel des Kandels befriedigen, auch die Ofen- und Heugabeln, Besenstiele, Rocken, Böcke, Schweine und sonstigen diabolischen Reitthiere droben abstellen, denn zwischen dem wild über einander geschleuderten Felsgeblöck hier unten vermochte der Fuß sich nur mit vorsichtigem Klettern zu bewegen. Uralte vom Blitzschlag abgestorbene Riesentannen griffen mit fahlen, geisterhaft verdorrten Armen entsetzt über die Gräuel, die sie seit Jahrhunderten gewahrt, um sich, selbst ihre Wurzeln hatten sich vor Schauder zu mannshohem Geflecht aus dem Boden aufgekrümmt. Ueber dem unheimlichen Durcheinandergemengsel aber ragte der furchendurchrissene, ungestalte Kandelstein noch gerade so herab, wie vor Menschengedenken die Arglist des Erzfeindes ihn sich als Kanzel aufgerichtet; weit überhängend, schien er nur eines Anstoßes seines ränkevollen Meisters zu bedürfen, um mit donnerndem Gepolter durch den Wald nieder und gerade auf die fromme Stadt Waldkirch herunterzukrachen, damit ihr wohlverdienter Ruhm als unermüdlichster Widersacherin der sündhaften Kandelunholdinnen zugleich mit ihren, köstlichen Wohlgeruch in den himmlischen Wohnungen verbreitenden Scheiterhaufen ausgelöscht werde.

So war es entschieden äußerst befremdlich, daß Görz Rüdenklau's Züge von allen diesen angehäuften Schrecknissen der wirklichen und der Geisterwelt durchaus keinerlei Wahrnehmung verriethen, obwohl er ganz offenbar nicht zu den von der Gesichts- und Denkkraft Verlassenen zählte. Im Gegentheil bekundete er beide Fähigkeiten in vollster Ausgiebigkeit, denn seine Augen bohrten sich mit glänzender Schärfe in das vor ihm ausgebreitete überschneite Trümmergewirr hinein, und er sagte mit lauter Stimme: „Ist ein klein Loch, sieht schwarz, liegt also, fällt kein Schnee ein, muß sein Mitternacht Sylvester, so der Mond scheinet, hat Wenzel Böheimb in solcher eingeborgen, fällt durch ein Ritz des Kantelsteins ein Lichtstreif grad drauf wie ein Uhrweiser, hat auch sonsten in der Nacht natürliche Influenz derer Planeten —"

„Dumme Teufel!" brach der mitternächtliche Sprecher spöttisch auflachend ab. „Müssen ihre Narrethei überall dranhängen —"

„Narrethei —" wiederholte es unmittelbar darauf dicht über ihm, und sein Kopf flog in die Höhe. Und es gehörten

Digitized by Google

ſtarke Nerven dazu, um bei der abſonderlichen Sachlage des Raumes und der Zeit nicht von einem unwillkürlichen Schreck überrüttelt zu werden, denn aus einer dunkel verſchatteten Einkluft des Felſens funkelten dem Aufſchauenden zwei gelbgrünlich glimmernde Augen einer großen Nachteule entgegen, ein fauchender Ton kam von dem aufgeſträubten Gefieder derſelben her und dann nochmals ein halb ſchnarrender, halb kreiſchender Ruf, der faſt genau wie „Narrethei“ klang.

Aber Görz Rüdenklau bewies, daß er außer dem Amulet an ſeinem Hals auch innerlich ein ſolches in Geſtalt ungemein kräftiger Nerven, ſei's von ſeiner Mutter oder von ſeinem Vater, mit auf den Lebensweg bekommen. Er ſah den unvermutheten Nachtgenoſſen einen Augenblick mit völlig gleichgültigem Geſicht an und verſetzte: „Was faſelſt du, Narr? Klopf für mich bei Damian Uebelhör ans Fenſterkreuz und lüg ihm auf, Wenzel Böheimb's Geiſt wär in dich gefahren und du hüteteſt hier ſeine ungar'ſchen Ducaten.“

Damit drehte er den Kopf wieder von dem Vogel ab und ſuchte haſtig mit dem Blick auf dem Boden weiter. Und nun lag in der That eine kleine ſchwarze Geſteinhöhlung vor ihm, die, von einem Felsüberhang gedeckt, ſich rundumher allein von Schnee frei zeigte, und durch einen ſchmalen Spalt im Kandelſtein fiel ein kaum mehr als haarbreiter Mondlichtſtreifen gerade darüber hin. Keine andere Stelle konnte in Frage ſtehen, mit fiebernder Hurtigkeit tauchte die Hand des Niedergeknieten in das enge dunkle Loch, das ſich faſt wie ein künſtlich ausgemauerter Gang anfühlte. Sein Arm verſchwand beinahe bis an die Schulter darin, allein dann ſtießen ſeine Finger auf harte, undurchdringliche Felswand, und es war ſchlechterdings nichts in der Aushöhlung enthalten als ein Häufchen vom Wirbelwind der Jahre hineingetriebener dürrraſchelnder Blätter. Es mußte allerdings einmal Einer in der Sylveſternacht hier geſtanden und Schnee und Mondenſtreif ſo mit Augen geſehen haben, aber entweder war Wenzel Böheimb oder Michael Pütter ein Schalksnarr geweſen, der ſich den Spaß gemacht, Jemanden bald hundert Jahre nach ſeinem Abſcheiden aus der Welt noch um Mitternacht in Winterzeit auf den Kandel zu verlocken, oder es hatte ſchon ein Anderer vorher Witterung von den Zechinen und Ducaten des edlen burgundiſchen Hauptmanns Herzog Karl's des Kühnen gewonnen und als Erſtberechtigter den Schatz vergnüglich mit ſich in die weite Welt hinausgetragen.

Und nun brach als Erſtes eine weit durch den nächtlichen Bergwald ſchallende wüthige, ſarkaſtiſch-ſardoniſche Lache aus dem Munde Görz Rüdenklau's. „Ha, ha, ha!“ lachte er, und: „Ha, ha, ha!“ gab getreulich die graue Felswand des Kandelſteins zurück, und aus allen Winkeln, Spalten und Ecken rund umher rief das Echo vielſtimmig: „Ha, ha, ha!“ Darum hatte er den alten abgegriffenen Papierfetzen jahrelang ſorglich in ſeinem Kollerfutter aufbewahrt — darum war er auf ſeinen Sohlen von der Donau im Ungarlande bis hierher dicht an ihren Urſprung gelaufen — darum hatte er ſich im Pfarrhaus von Schiltach unermüdlich ein Schwalbenneſt gemauert, tauſendmal im Studirgemach Damian Uebelhör's den Teufel in alle erdenkbaren Thier- und Menſchengeſtalten verwandelt, Gervas Trautwein's Eber überwunden, Frida Trautwein nebſt einem halben Dutzend ihrer Freundinnen ſchön gethan und die wachſende ſchweſterliche Zuneigung Frau Joſefa's über ſich ergehen laſſen — um hier in der Sylveſternacht im Schnee vor einem leeren Mauſeloch auf den Knieen zu liegen und den Mondſtrahl wie einen Uhrzeiger darüber rücken zu ſehen. Der das Alles gethan und gegenwärtig noch

Digitized by Google

that, war unfraglich ein ſo vertrauensſeliger, tolpatſchiger, gimpelhafter, mit Recht an der Naſe geführter dummer Teufel und Tropf, daß ein kluger Kopf über ſolchen Einfaltspinſel nicht genug lachen konnte. Und da Görz Rüdenklau ſich oft das tröſtliche Zeugniß ausgeſtellt hatte, daß er, wenn auch ſehr kahl an ſonſtigen Glücksgütern, mindeſtens nicht mit einem Ueberfluß an Dummheit zur Welt gekommen ſei, ſo folgte er ſeiner nächſten Eingebung, nochmals das unter den obwaltenden Umſtänden Klügſte zu thun, und wiederholte ſein Gelächter, daß vermuthlich drunten in der frommen Stadt Waldkirch ſich mehr als ein feinhöriges Chriſtenkind ob der hölliſchen Sylveſteroffenbarung des Kandelfürſten grauſend die Decke über die Ohren zog.

Es verträgt aber nicht die Stimmung eines Jeden, der an ſich ſelbſt ſeinen Spott ausläßt, daß ein Zweiter ſich herausnimmt, ihn darin freigebig zu unterſtützen, und da in dieſem Augenblick der Vogel in der Felsſpalte ſich einfallen ließ, in anzüglicher Weiſe ſeinen vorherigen Ruf „Narrethei!“ ausnehmend deutlich zu wiederholen, fuhr der enttäuſchte Rechtsnachfolger Wenzel Böheimb's plötzlich auf, packte einen fauſtgroßen Stein und ſchleuderte denſelben ingrimmig nach dem unberufenen Beſtätiger ſeiner Selbſtbeurtheilung. Kreiſchend und fauchend ſchoß die Eule mit glühenden Augen aus ihrem Winkel ins Tannendunkel hinein; Görz Rüdenklau ſtarrte ihr einen Moment nach, dann ergriff er einen noch größeren Stein, warf ihn krachend, ſchetternd und zerſplitternd auf das „klein Loch, ſieht ſchwarz, liegt alſo, fällt kein Schnee ein“ und darauf ſchoß er gleich dem aufgeſcheuchten Vogel blindlings von dannen, durch Geſtrüpp und Geblöck, doch nicht abwärts, ſondern weiter zum Gipfel des Berges hinan. Er mußte den in ihm kochenden Verdruß irgendwie durch Erſchöpfung ſeiner körperlichen Kraft vertoben, an irgend etwas auslaſſen, das Blut hämmerte ihm mit ſiedender Hitze: „Narr! Narr!“ in die Schläfen, inſtinctiv rannte er nach oben, ſich auf der freien Spitze den kalten Wind um den Kopf pfeifen zu laſſen. Hier unten ging derſelbe nur hoch in den Tannenwipfeln, aber in ihnen zeigte er an, daß er einen ſchnellen Umſchlag des Wetters brachte und mit ſauſenden Stößen drüben aus ſeinem alten Lauerloch zwiſchen dem Wasgenwald und Juragebirge herausfuhr. In wenigen Minuten hatte er den Himmel mit einem dunſtigen Schleier überzogen, nur an einem brandig gelben Fleck ließ ſich noch erkennen, wo der Mond ſtand, über dem ſchneebedeckten, kahlen Scheitel des Kandels wob ſich ein geſpenſtiſches Aſchenlicht, in dem das Auge nur hier und da einen dunklen Felsblock unterſchied, wenn der Fuß ſchon faſt gegen ihn anlief. Görz Rüdenklau aber hatte jetzt die oberſte Kuppe erreicht und nahm von der Veränderung des Himmels nichts wahr. Ihn ließ Alles durchaus gleichgültig, was Mond, Luft und Erde trieben, daß es kein Wind mehr, ſondern heulender Sturm war, der um ihn ſchnaubte. Im Gegentheil, der gefiel ihm, denn er konnte gegen ihn aufſchreien, lachen, höhnen, ihn an grimmiger Laune überbieten. Und das that er, ſo laut ſeine Lunge es vermochte, und ſchrie: „Hätt ich dich, Wenzel Böheimb — das Genick drehte ich dir auf die Bruſt, du Schuft — Schuft — Schuft!“

Da flatterte, flog, vom Winde mitgeriſſen, unerkennbar, etwas Dunkles, Schwarzes dicht an ihm vorbei. Wie ein losgebrochenes Felsſtück oder wie eine ins Vierfache gewachſene Nachteule. „Hollo-ho, wer biſt du!“ ſtieß Görz Rüdenklau aus, ſprang mit einem Satz hinterdrein und packte danach. Es wollte ſich zeternd losreißen, aber ſeine Hand hielt es feſt, und unverkennbar war's nach dem Gefühl

Digitized by Google

das Kleidungsstück eines Weibsbildes; und der junge Schatzgräber lachte plötzlich auf: „Bist du eine leibhaftige Hexe, die heut Nacht ihren höllischen Buhlen auf dem Kandel sucht? Du kommst mir recht und sollst einen Tanz mit ihm machen, daß du dran gedenkst! Wart, er hat dich in den Krallen, morgen früh können sie dich drunten ausräuchern!“

Und das unkenntliche weibliche Etwas, das seiner Austobelust in die Hände gefallen war, gewaltsam mit den Armen fassend, hub er an, dasselbe im Kreise zu drehen, zu schwenken, schleifen, schleudern und wirbeln. Er riß die Füße seiner Tänzerin mit sich herum, sie mußte mit ihm; der Schnee stob unter ihnen, er schrie: „Spiel auf mit deiner Fidel, alter Drache!“ und der Sturm schnob, als ob er auf das Geheiß gewartet, in winselnd pfeifenden Stößen um sie her. Dazwischen ächzte und stöhnte der Mund der in immer tollerem Umschwung Herumgewirbelten, bis Görz Rüdenklau selbst der Athem und der Spaß verging, daß er sie fahren ließ und ihr als Abschiedsgruß zurief: „Mit dir tanz der Teufel, alte Hexe! Hüt dich ein andermal vorm Kandel, sonst wirst du im Bratofen geröstet!“ und geradaus über den verschneiten Gipfel fortsetzend, stürzte er sich jetzt mit heller Lache und gewaltigen Sprüngen wieder abwärts in den Bergwald, knatternd und krachend durchs Dickicht hinunter, wie ein ungestüm niederbrechender Wildeber, bis er in kaum einer Stunde am Albersbach entlang die platte Sohle des Elzthales etwas oberhalb Waldkirchs erreicht hatte. Dort hielt er zum ersten Mal einige Augenblicke inne und fühlte erleichtert, daß der Ingrimm in ihm sich ausgewüthet, sein Blut weniger rasch hämmerte und er seine Gedanken wieder auf etwas zu richten vermochte. Am Spurgeleis unterscheidbar lag die nach Elzach führende Landstraße vor ihm, er murmelte: „Eine vernünftige Katze, die keine Maus erwischt, macht sich wieder nach der Küche auf die Beine, wo ihr Futternapf steht,“ und er schlug rasch den wiedergewonnenen Weg ein. Als er unter den Mauern der schlafenden Stadt Elzach vorüberkam, summte ihm von der Thurmuhr erst der Schlag der dritten Morgenstunde nach, so hurtig hatte er seinen Abstieg vom Gipfel des Kandels ins Werk gesetzt. Doch seine in einem halben Dutzend europäischer Länder erprobten Muskeln verspürten nichts von Ermattung, er schritt vorwärts, als ob er vor einer Stunde zu einem Spaziergang ausgewandert sei. Der ungewisse Schimmer des grau verhängten Mondes schwand, nur der Schnee verbreitete noch einen matten Schein, und die Nacht ward am dunkelsten, wie er, das Joch zwischen der Elz und Kinzig überschreitend, bei Hausach wieder in das Thal der letzteren zurückgelangte. Stromauf am rauschenden und plätschernden Fluß wandte er sich nun ostwärts gegen Schiltach, hatte jedoch erst eine kurze Strecke in der neuen Richtung hinter sich gelassen, als in der Mitte eines die Straße von beiden Seiten einengenden Föhrenwaldes dicht vor ihm ein lautes Geschrei aufstönte. Es war ein mehrmals ausgestoßener Hülferuf, und im Lauf um eine Wegecke biegend, gewahrte Görz Rüdenklau nur die Schattenumrisse zweier von dem weißen Untergrund abstechender, mit einander ringender Gestalten. Die eine ragte lang in die Höhe und gehörte ersichtlich einem gewaltthätigen Angreifer an, denn die andere, kürzere und dickere fiel jetzt mit dumpfem Aufschlag zu Boden, zeterte und warf mit allen Gliedmaßen um sich. Im Nu hatte der junge Kriegsmann die Stelle des ungleichen Handgemenges erreicht, seine lange Hiebwaffe hervorgerissen und ohne Wort einen wuchtigen Streich damit gegen den Kopf des über seine zappelnde Beute gebückten Straßenräubers geführt. Dieser fuhr mit einem

Digitized by Google

jähen Ruck auf, ein klirrender Ton gab Kunde, daß die Klinge, die ihn getroffen, unschädlich von eiserner Scheitelkappe abgesprungen sei, aber zugleich legte ein heftiges Zucken seines rechten Armes Zeugniß ab, daß der niedergleitende Hieb ihn nicht unbeträchtlich an der Schulter verwundet haben müsse. Das Alles hatte sich mit der äußersten Geschwindigkeit und, abgesehen von dem Geknatter des Schlages, mit völliger Lautlosigkeit zugetragen, und im nächsten Augenblick war der Platz, auf dem die dunkle Gestalt des Angreifers gestanden, leer, nur ein Gekrach seitwärts im Föhrengestrüpp verkündete, daß er seinen Beruf als Buschklepper bethätigte und sich eilfertig in sichernden Versteck zurückbegab. Eine Bewegung Görz Rüdenklau's schien die Neigung desselben zu bekunden, dem Verschwundenen nachzusetzen, aber die Aussichtslosigkeit solcher Verfolgung in der Finsterniß des Waldes mußte sich ihm sofort aufdrängen, denn er wandte sich statt dessen rasch an den noch auf dem Boden Ausgestreckten und redete ihn an: „Sammelt Eure Knochen zusammen, Freund, und steht auf! Tragt Ihr Euren Plunder noch im Wamms? Wer seid Ihr? Habt nicht Angst, daß Ihr aus dem Regen in die Traufe gefallen! Ganz sauber können Menschenfäuste bei dem vielen Dreck in der Welt nicht bleiben, aber Diebsfinger hängen an meiner nicht dran."

Nun raffte der Ueberfallene sich auf, griff mit zitternden Händen zuerst nach der Geldkatze vor seinem Magen und stieß aus: „Gott und allen seinen Heiligen sei Lob! der Gauner hat sie nicht erwischt — sie ist noch da!" und er streichelte sie zärtlich wie ein für seine treue Anhänglichkeit caressirtes Thier. Dann gab er Antwort, daß er von Villingen komme und nach der Reichsstadt Bieberach im Kinzigthal hinübergewollt, um eine Trift Ochsen einzuhandeln; da sei's hier aus dem Busch gebrochen und habe ihn, schier ehe er sich zur Wehr setzen gekonnt, geworfen. „Welcher Teufel mußte Euch denn reiten," fiel Görz Rüdenklau ein, „in der Neujahrsnacht mit vollem Guldenfell ohne Geleit von Villingen nach Bieberach Euren Weg zu nehmen?"

Der Handelsmann versetzte: „Es gilt doch der kaiserliche Landfrieden allerwegs im Reich." Doch nun lachte sein Befreier auf: „Es liegt auch die Stadt Nürenberg allerorten im Reich, daß die Raben Keinem auf Rad und Galgen die Augen hacken, eh er dran vom Wind geschaukelt wird. Ihr beheißt Euch doch nicht etwa Veit Mattenklodt, Freund?"

Der Angesprochene erwiderte, sein Name laute Marquard Dünnebier, und antwortete auf weiteres Befragen, er könne keinerlei Muthmaßung angeben, woher der Wegelagerer von seiner Geldkatze Kunde besessen, noch wie das Aeußere desselben beschaffen gewesen, da er nichts als eine schwarze Gestalt zu unterscheiden vermocht und keinen Stimmenlaut von ihr gehört. „So werdet Ihr Euch schwerlich zu seinem Hochzeitstanz mit der Jungfer Hänfin laden können," lachte Görz Rüdenklau, „denn mich hat auch keine Katzenmutter geworfen, daß ich mehr von seiner Geiernase gesehen als Ihr. Gehabt Euch wohl auf Eurem Ochsenweg und bauet nicht zu sehr auf den Himmel, daß er Euch wieder in der Drängniß einen absonderlichen Erzengel mit dem feurigen Schwert zum Beistand schickt."

Er wollte seinen Weg fortsetzen, aber jetzt bat der Handelsmann mit dringlicher Angst, ihn nicht allein zu lassen, sondern ihm bis zum nächsten Ort, wo er den hellen Tag abwarten könne, das Geleit zu geben, jeglichen Entgelt dafür wolle er mit Freuden erstatten. Görz Rüdenklau versetzte nach kurzem Bedenken: „Wenn's der Zufall einmal gemacht, daß man sich von den vielen Kreidestrichen,

Digitized by Google

die der Teufel Einem auf seiner Tafel angekratzt, einen ausgewischt hat, soll ein Christengemüth sich dran genügen, Freund. Nach Euren Groschen laßt mich drum nicht begehren, aber ein guter Frühimbiß wird Euch auf den Schreck heilsam sein, und ich will Euch dabei auf Eure Kosten zur Förderung Eurer Leibeskräftigung behülflich werden, so gut es in meiner Macht steht."

Demgemäß begleitete er durch den jetzt mit grauem Schimmer anbrechenden Morgen des ersten Januartags Marquard Dünnebier zu dem unweit entfernten Städtchen Wolfach zurück, kehrte dort mit ihm beim Hirschenwirth ein und kam seinem Versprechen in so erschöpfendem Maße nach, daß fast drei Stunden verflossen waren, ehe er sich am lichten Vormittag wieder auf die Umkehr gen Schiltach machte. Diese Zwischenzeit aber hatte auch der Südwest nach Kräften benutzt, mit tausend Zungen überall an dem Schneebehang der Berge und Wälder zu lecken; es zog eine schwärzliche Kruste über die gestern noch weißglänzenden Halden, tropfte von jedem Gezweig und verwandelte die feste Decke der Landstraße von Schritt zu Schritt mehr in einen unter dem Fuß seufzenden und quirlenden Wasserbrei. Diese Wahrnehmung besaß offenbar für den Wanderer keineswegs etwas Erfreuliches, er stieß einen ärgerlichen Fluch über sich selber aus, verlangsamte jedoch seinen Marsch nicht, wie es nach dem schlüpfrigen Boden zu erwarten stand, sondern beschleunigte ihn immer stärker, und seine Augen liefen noch schneller als seine langen Beine voraus, so daß sie schon nach etwa zwei Stunden den Kirchthurm von Schiltach vor sich aufsteigen gewahrten. Doch seltsamerweise schritt Görz Rüdenklau nun nicht weiter auf die Stadt zu, sondern bog eilig unter dem Schloßberg zur Linken ab. Ihm mußte plötzlich die Erinnerung an den Verlust, dem er hier früher oftmals nachgetrachtet hatte, zurückgekommen sein, denn er kreiste wieder unverkennbar suchend um die waldverwachsene Anhöhe auf und nieder, bald hier, bald dort. Dann hielt er auf einmal kurz an wie ein Spürhund, der auf die Fährte eines Wildes getroffen. Der Schnee war zum größten Theil auch hier bereits fortgeschmolzen, nur ab und zu lag er noch in einzelnen Flecken, und in einem solchen prägte sich jetzt ein deutlicher Fußstapfen aus. Es war Jemand vor kurzer Zeit hier gegangen, schnell, mit großen Schritten; drüben befand sich an einer anderen Stelle der nämliche Eindruck. Dann verschwand die Spur auf dem trocken gelegten Boden, allein ihr Entdecker besaß sichtlich ein zu reges Interesse daran, sie noch weiter ausfindig zu machen, und es gelang ihm jedesmal, ein abermaliges Merkzeichen ihrer Richtung zu erspüren. Und nun führte sie an einen kleinen strauchübernickten Felshang, neben dem der Schnee sich angehäuft gehabt und noch in voller Lage erhalten hatte. In ihm prägten die Stapfen eines breiten Stiefels sich mehrfach sogar mit den Eisennägeln der Sohle aus und nahmen alsdann plötzlich ein Ende. Der umherliegende Schnee ließ keinen Zweifel darüber, daß sie sich nicht weiter nach irgend einer Seite fortbewegt haben konnten, sondern sie schienen sich von hier aus in die Luft gehoben zu haben und verschwunden zu sein. Doch Görz Rüdenklau schien seinerseits keinen starken Glauben an derartige geflügelte Stiefel zu hegen, denn er trat hastig dicht an die Felswand hinan und brach mit dem Arm das wild verrankte Gesträuch davor aus einander. Eine Weile vergeblich, dann jedoch fuhr in einer Ecke seine Hand nicht wider festes Gestein, sondern ins Innere, und wie er das Rankenwerk durchriß, sah ihm eine in den Berg hineinführende, etwa vier bis fünf Schuh hohe, völlig

Digitized by Google

lichtloſe Erdöffnung entgegen. Eine Weile ſtand er betrachtend davor, als ob er in dieſem Augenblick das ſeit geraumer Zeit von ihm Aufgeſuchte gefunden, nickte darauf mit einem kurzen, ſonderbaren Lachen: „Sollte nur Wenzel Böheimb's Gedächtniß ſich geirrt haben, daß er hier ſeine Ducaten vergraben?“ und wandte ſich, in Nachdenklichkeit vertieft, der Stadt Schiltach und ſeinem kurz darin verlaſſenen Schwalbenneſt zu.

Wenn aber Görz Rüdenklau ſich nach ſeiner nächtlichen Herabkunft vom Kandel mit einer Katze verglichen hatte, die wieder an die bekannte Hausthür zurückwandert, ſo bot jemand anders am Spätabend des nämlichen Tages eine unvergleichlich viel größere Aehnlichkeit mit einem in Wind und Wetter tage- und nächtelang verlaufenen, von Näſſe triefenden und Schmutz ſtarrenden, matt und müde heimwankenden zottigen Hunde dar. Oder vielmehr mit einer Hündin, denn wer faſt bis auf die hechelnd aus dem Munde hängende Zunge dies getreuliche Abbild darſtellte, war Urſula Röckenfeller, welche nach Einbruch der Nacht mit aufgeringelten Haarſträngen und aufgeweichten Schuhſohlen lautlos durch die Hofhinterthür des Pfarrhauſes in die Küche desſelben hineinſchlich und dort in der Finſterniß auf einen Holzhackeklotz am Herd mit athemlos ſtöhnender Bruſt zuſammenfiel. Zu ihrem Glück war Frau Joſefa indeß vor der Hand zu ſehr über die glückliche Rückkunft des ihrer ſchweſterlichen Fürſorge vertrauten anderen Hausangehörigen erfreut und von ſeiner Bewillkommnung in Anſpruch genommen, um ſofort die Heimkehr der Vermißten ſowie den Aufzug derſelben zu bemerken und über ihre zweitägige unerlaubte und ſtrafwürdige Abweſenheit Nachforſchung zu halten. Doch auch am folgenden Morgen ergab die angeſtellte Unterſuchung nichts, als daß die peinlich Befragte antwortlos mit faſt blödſinnigem Ausdruck vor ſich hinſtarrte. Sie ſchüttelte nur zu Allem den Kopf und ſchien ſelbſt nicht mehr zu wiſſen, wo ſie in der Sylveſternacht geweſen ſei. Was Urſula Röckenfeller jedoch nur zu unumſtößlich wußte, war, daß der leibhaftige hölliſche Erzfeind ohne Pferdefuß auf zwei gewöhnlichen Menſchenbeinen im Pfarrhauſe umhergehe und daß die geſammte Stadt Schiltach mit all ihren Inſaſſen männlichen und weiblichen Geſchlechts mehr oder minder des Teufels ſei.

* * *

Es kommt nicht unweſentlich auf die Augen an, mit denen man die Dinge zwiſchen Himmel und Erde in Betrachtung nimmt. Viele gewahren dieſelben geſtern, heute und morgen fortwährend in der nämlichen Geſtaltung, derweil es von jeher Einige bedünkt hat, es ſei Alles derartig veränderlich, daß ſich daran unausgeſetzt eine Wandlung vollziehe, welche inſofern große Aehnlichkeit mit dem menſchlichen Herzen biete, als ſie auch nicht eine Secunde hindurch in Stillſtand gerathe. Nachdenkliche Gemüther ſind deshalb ſogar auf den Gedanken eines Zuſammenhangs von Urſache und Wirkung zwiſchen den beiden raſtloſen Beweglichkeiten verfallen und haben das genannte Menſchenherz als den eigentlichen Urheber, das primum movens, aufgefaßt, deſſen unabläſſige Veränderungsluſt nichts um ſich herum in ſeinem ruhigen Zuſtande verharren laſſe, ſondern Alles immerfort in den unſinnigen Umtrieb verſetze, den ſie allerorten mit ihrer geſchärfteren Sehkraft wahrzunehmen vorgeben. Sie behaupten, dies kleine, ſich ewig mit neuem Blut anfüllende Gefäß trage ganz allein die Schuld an jeglicher irdiſchen Unraſt und ſei eine niemals unthätige Werkſtatt, aus der alle die Erſcheinungen hervor-

Digitized by Google

gingen, welche die menschliche Ausdrucksweise mit den Bezeichnungen groß, edel, muthig, jämmerlich, schön, dumm, närrisch, liebenswerth, habgierig, klug, hinterlistig, artig, begierig und noch unzähligen anderen belegt hat. Was aber in ihrer Aufstellung am verwunderlichsten klingt, ist ihre Aussage, das Herz wisse allerdings in vielen Fällen ganz genau, nach welchem dieser mannigfachen Erzeugnisse seine Thätigkeit strebe; weit häufiger indeß, als man gewöhnlich glaube, besitze es selbst keine deutliche Vorstellung davon, woran es bei Tag und Nacht unermüdlich in seiner abgeschlossenen Werkkammer klopfe, hämmere, wirke und webe, und werde deshalb manchmal von seiner eigenen vollendeten Arbeit aufs außerordentlichste überrascht. Zumal wenn diese, wie es vorkomme, grobe Stoffe allmählich zu einem feinen Gespinnst umgestaltet, dünngebrechlichen Fäden eine größere Haltbarkeit verliehen, vielfältig geknüpft, verschlungen, eingeschlagen und so mit heimlicher Unverdrossenheit ein Weberkunstwerk zu Stande gebracht habe, das plötzlich einmal den vollgültigsten Beweis einer still-unmerklichen Veränderungsmeisterschaft vor Augen stelle.

Ueber die Veränderungslaune dessen, was man in der Tagessprache gemeiniglich den Himmel benennt, konnten aber auch die gewöhnlichsten Augen in und um Schiltach sich mit dem Beginn des Jahres 1533 keiner Meinungsverschiedenheit hingeben. In der Sylvesternacht und an dem darauf folgenden Tage hatte der Thauwind geheult, als ob er alle Tannenstämme des Schwarzwaldes als Orgelpfeifen zu benutzen verstehe, den Schnee weggeblasen und die Straßen in einen für kein irdisches Geschöpf genießbaren Brei zerrührt. Doch am Morgen darauf wirbelte es wieder von handgroßen Flocken herunter, tanzte den ganzen Tag hindurch wie ein nur mit zerrissenen Hemdenstücken bekleidetes Hexengesindel über Berg und Thal, Dächer und Baumwipfel durch die Luft und trieb auch noch die folgende Nacht sein Unwesen in derselben kreiselnden Manier fort. Dann kam der Ostwind, schnob über das glatt und weit ausgestreckte Todtenkleid der Erde und sträubte dasselbe zu unzähligen Faltenwürfen, Wülsten und Falbeln auf. Er hängte es in Kragenform an alle Aeste, wölbte und bauschte das große Sterbelinnen zu runden Brusthügeln empor und achtete sorgsam darauf, daß nirgendwo ein unbedecktes Glied der Begrabenen hervorblickte. Die Lebendigen dagegen jagte er, wo er eines derselben ansichtig ward, mit prickelndem Athemgeschnauf hinter ihre Thüren in den Ofenwinkel zurück, verstopfte und verklebte ihnen jede Ritze im Gebälk und die Bleirahmen ihrer Fensterscheiben mit fein zerriebenem Staubmehl und ließ Gervas Trautwein's wie von Zucker überkrusteten Lindenbaum unter trübseligem Geseufz das Haargezweig durch einander ringeln und rütteln, daß unabläßiges Pudergewirbel auf den trostlos öden Platz drunter herabstäubte.

Immerhin jedoch bewahrten die Straßen der guten Stadt Schiltach noch einen Rest des Sicherungsgefühls, welches der Anblick schützender Mauern, Thüren und Dächer, besonders rauchender Schornsteine einflößt; und wer seine körperliche und gemüthliche Empfindung mit der vollen Unwirthlichkeit der vom Jahreswechsel gebrachten Neuerung erfüllen wollte, der mußte das Thor verlassen und sich ein Stück Wegs in eines der drei gegen einander laufenden Thäler hineinbegeben. Am ausgiebigsten für solchen Zweck geeignet, obgleich die Wahl schwierig sein mochte, erschien vielleicht noch das gen Norden gerichtete, wo die Kinzig, ihrem Ursprung näher, völlig unter manneshoch aufgeworfenen und zerborstenen Eisschollen

Digitized by Google

verschwand und nur unsichtbar durch einen darunter gurgelnden Ton ihre heimliche Lebensfortdauer ankündigte. Rings umher lag die unabsehbare gleichmäßige Linnenblache, über die nur da und dort einmal die Sprungspur eines Hasen, Fuchses oder einer Wildkatze weglief und oft höchst unverständliche Schriftzüge von den eigentlichen Absichten ihrer Urheber hinterlassen hatte. Um hier indeß den Höhepunkt des Eindrucks der Verödung zu erzielen, ward das Auftauchen eines von aller menschlichen Nachbarschaft entlegenen Gebäudes erforderlich, und den bestdenkbaren Beleg dafür lieferte weiter aufwärts das vormalige Benedictinerkloster Alperspach. Dies vereinigte in sich sämmtliche Erfordernisse allerunerquicklichsten Anblicks; der Wind hatte den Schnee rundum fast bis an die Fenster desselben hinaufgekehrt, und es lag tagüber in lautlose und Nachts in lichtlose Grabesstille versunken, denn die früheren Ordensbrüder waren mit der Ankunft des Herbstes sämmtlich nach verschiedenen Richtungen in die Welt davongewandert um dieser durch die Ausbreitung der von ihnen angenommenen gereinigten Lehre behülflich zu sein. Eine anderweitige Besitzergreifung und Benutzung der umfangreichen Baulichkeiten hatte bis jetzt nicht stattgefunden, und so führte keine Menschenspur aus dem Kloster heraus und keine hinein. Nur Krähen saßen manchmal wie eine Versammlung schwarzer Unholde auf dem Dachfirst und krächzten auf die leeren Gehöfte und verlassenen Gemächer herunter, in denen sich schlechterdings nicht mehr der Schatten einer Erfreulichkeit auch für ihre gegenwärtig ungemein hochgesteigerten Naturgelüste vorfand. Rundhin aber um das einsame Gemäuer lag, sein weißes Gebiß fletschend, der Winter wie ein grimmiger Polarbär; seine Eiszähne krachten und hielten alles Lebendige, was nicht von Flügeln über seinem aufgerissenen Rachen fortgetragen werden konnte, in respectvoller Entfernung von Alperspach zurück.

Einen wohlthuenden Gegensatz dazu bildete jedoch die nur durch den bewaldeten Bergrücken davon abgetrennte andere Heimstätte der Abwendung von allen weltlichen Interessen und Gedanken im Thal der sogenannten kleinen Kinzig. Man gewahrte tröstlich auf den ersten Blick, daß sich hier die weibliche Frömmigkeit noch unverändert forterhalten hatte, denn aus den Schornsteinen des Klosters Wittichen sive Kaltenbrunn stieg den ganzen Tag hindurch der anheimelnde Rauch von Ofen-, Küchen- und sonstig wünschenswerthen Herdfeuern, und der nicht durch Schneewehen verrammelte, sondern säuberlich offen bewahrte Zugang zum Hauptthor des Gebäudes bewies die sowohl heilige als menschenfreundliche Gesinnung der Insassinnen, sich nicht eigensüchtig etwaiger Bedrängniß draußen zu verschließen, vielmehr allen zufluchtsbedürftigen — selbstverständlich weiblichen — Angehörigen der römisch-katholischen Christenheit ihre geöffneten Thüren und Arme entgegenzustrecken. Und diese liebevolle Bereitwilligkeit standen sie heute im Begriff aufs augenfälligste zu bethätigen, denn es war der Festtag der heiligen drei Könige, und die Cistercienserschwestern warteten auf die gemeldete Ankunft einer neuen Theilnehmerin an ihrer frommen Weltentsagung in der Person der einzigen Tochter des Schiltacher Schloßherrn und Ritters Burkhard Söldenrich. Sie legten durch ihr freudiges Harren aber ihre irdische Uneigennützigkeit um so beredter an den Tag, als der Ritter der Ankömmlingin nach seiner Aussage keinerlei Mitgift an profanen Gütern zu geben vermochte und sich nur geäußert hatte, da sie seine einzige Erbin sei, falle einmal nach seinem Abscheiden aus der Welt das alte Burggemäuer mit seinem kärglichen Inhalt ihr

Digitized by Google

rechtlich anheim. Damit hatte sich die Anspruchslosigkeit der Schwester-Oberin, die einzig nach dem Seelenheil der erwarteten jungen Novize trachtete, auch völlig einverstanden erklärt und sich nur, um ihrer Pflicht gegen den Orden nicht ungetreu zu sein, von dem Ritter eine unterschriftliche, rechtskräftige Bestätigung seiner Worte ausstellen lassen. So öffnete denn das Kloster Kaltenbrunn heute mit christlicher und schwesterlicher Liebe der eintreffenden neuen Mitbewohnerin Thüren und Arme.

Gegenwärtig freilich befand sich Stilla Söldenrich räumlich noch nicht in der Lage, sich dieses gastlichen Empfangs erfreuen zu können, denn sie fuhr erst, ungefähr um die zehnte Vormittagsstunde, auf einem von zwei Ochsen gezogenen Karren vor die Thür Gervas Trautwein's, um von der Tochter desselben Abschied zu nehmen. Es hatte den Ritter harte Selbstüberwindung gekostet, sie nicht auf eigenen Füßen an ihr heutiges Weg- und Lebensziel gehen zu lassen, und nur die offenbare Unmöglichkeit, daß sie so durch den Schnee bis dorthin gelangen würde, ihm die verschwenderische Ausgabe für das Gespann abgenöthigt. Auf dem Holzwagen aber saß Stilla Söldenrich durchaus nicht mit einem Gesichtsausdruck, der auf eine Geburtstagsfeier bei ihr schließen ließ. Noch weniger erregte sie den Anblick einer Braut, die im Begriff steht, ihr aufgeschlossenen und obendrein mit himmlischer Seligkeit beglückenden Armen entgegenzueilen. Ihre Züge redeten allerdings, daß sie einer großen Widerwärtigkeit bereitwillig den Rücken wandte, aber nicht minder, daß sie etwas ihr unbekannt Schreckniß Einflößendem mit innerlichem Grausen näher kam. So stand auf ihrem Gesicht zu lesen, das Bleiben wie das Gehen falle ihr eigentlich gleich unmöglich, und trotzdem gab es kein Drittes. Sie wurde wie ein geworfener Ball willenlos aus einer Hand in die andere hinübergewechselt, befand sich augenblicklich in der ihr gegebenen Flugrichtung und konnte den drüben auf sie wartenden und zum Haschen geöffneten Fingern nicht ausweichen. Dies Bewußtsein hatte sie in eine gewisse stumpfsinnige Gleichgültigkeit versetzt; die Dinge auf der Erde lagen einmal so, sowohl im Allgemeinen als für sie ganz im Besonderen, es ließ sich nichts Anderes thun, als sich schweigsam darein zu fügen. Und dies hatte Stilla bis jetzt auch ohne Kundgebung ihrer Gemüthsverfassung durchgeführt, und erst das Hervortreten Frida Trautwein's aus der Thür brachte die äußere Ruhe der jungen Zukunftsnonne etwas zum Schwanken. Bei dem Anblick der Kindergespielin kam ihr plötzlich die Erinnerung an viele köstliche Jugendtage in Thal und Berg, Wald und Feld zurück, die ihr noch von keinem geheimen Schauder vor der Rückkehr in ihre väterliche Behausung vergällt gewesen. Sie mußte denken, wie herrlich es wäre, zu leben, wenn jene Zeit immer so geblieben, oder — ja, oder wenn sie nicht die Tochter des Ritters Burkhard Söldenrich, sondern des Lindenwirths Gervas Trautwein wäre, hier von ihrem Karren absteigen und als Schenkin für den Durst der wackeren Schiltacher Bürger ihre Tage verbringen könne. Zu adeligem Hochmuth hatte ihr Vater sie allerdings nicht herangebildet, und es kam ihr auch mit keinem Gedanken in den Sinn, daß sie durch die Erfüllung ihres Wunsches irgend eine Einbuße erleiden würde; sie hätte es im Gegentheil für einen in Wirklichkeit weit himmlischeren Gewinn angesehen als den für die ideale Auffassung solcher Bezeichnung einzig würdigen, dem ihr Ochsengespann sie entgegenführte. Doch Stilla Söldenrich's Erkenntniß war offenbar hierzu noch nicht reif genug; ihr drängte sich nur diejenige der Unmöglichkeit auf,

Digitized by Google

aus ihrem Selbst herauszugelangen und eine Andere zu werden, als sie war, und darüber brach sie jetzt bei dem Abschied von der Jugendfreundin in ein heftiges Schluchzen aus. Frida Trautwein that das Nämliche, und es mochte sein, daß sich unbewußt ein paar kleine Krokodilsthränen mit in das feuchte Gerieſel auf ihren Wangen hineinmiſchten, aber weh that ihr das Leidweſen der ehemaligen Geſpielin gegenwärtig im Grunde doch, wenn ſie auch nicht gerade Hand zur Ausſchirrung der beiden Ochſen in den Stall ihres Vaters angelegt haben würde, und jedenfalls waren die Anzeichen ihrer Bekümmerniß nicht geeignet, die Gemüthsverfaſſung Stilla's tröſtlich zu verbeſſern. Dieſe weinte vielmehr nur noch krampfhafter und warf, wie das Fuhrwerk ſich nun wieder in Bewegung ſetzte, einen ſo entſetzlich traurigen Blick zurück, daß derſelbe beinahe die Wirkung eines laut hervorgeſtoßenen angſtvollen Hülferufs ausüben mußte. Der Zufall wollte aber, daß dieſer Blick bei der Drehung des Wagens an eine völlig falſche Adreſſe, nicht in das Geſicht der Freundin, ſondern gerade in die Augen des im ſelben Moment des Wegs herankommenden Junkers Görz Rüdenklau gerieth, den Stilla Söldenrich hinterdrein noch einige Herzſchläge lang reglos anſtarrte, als habe ſie unter den obwaltenden Umſtänden ſogar die unheimliche Furcht vor ihm und die Widerwärtigkeit ſeiner zum letzten Mal im Leben von ihr wahrgenommenen Züge vergeſſen. Dann knarrte das Gefährt um die Straßenecke und durchs Thor hinaus, an der Kinzig ſtromauf. Durch die unermeßliche Leere der weißen Schneelandſchaft zog es auf der Landſtraße Schritt um Schritt wie ein ſich zur Richtſtätte bewegender Armſünderkarren vorwärts, bis es nach zwei Stunden die Thoreinfahrt des Kloſters Kaltenbrunn erreichte. Die Schornſteine desſelben paffften dichtvergnügliche Mittagsrauchſäulen gegen den Himmel auf, und eine Anzahl von Schweſtern ſah, vom Hals bis zu den Füßen wandelnden weiblichen Schneemännern gleich, der Ankommenden erwartungsvoll entgegen. Doch ergab ſich für dieſe anfänglich noch eine Schwierigkeit, ohne Benutzung ihrer zu Eis erſtarrten Füße in den Hofraum hineinzugelangen, da eine der zum Empfang bereitſtehenden Nonnen wachſam vorblickenden Auges erklärte, nach den Ordensvorſchriften dürfe nur ein von Kühen oder Stuten gezogener Wagen Einlaß im Allerheiligſten der inneren Kloſterumfaſſung erhalten. Allein die herankommende Oberin entſchied nach kurzem Bedenken zu Gunſten der Neophytin; dem Geſpann ſei in Erwägung, daß es nicht aus Stieren, ſondern aus Ochſen beſtehe, für diesmal die Einfahrt zu verſtatten. So knarrte, kreiſchte und rumpelte der Karren weiter zwiſchen den Mauern durch, und das Thor des Kloſters Kaltenbrunn drehte ſich hinter Stilla Söldenrich zu.

Unter ſolchen hartwinterlichen Zuſtänden aber lag es unfraglich einer Schwalbe, die ein ſchützendes und wärmendes Neſt gefunden, nahe, dasſelbe ſorglich vor jeder möglichen Gefährdung zu behüten, und Görz Rüdenklau war ſeinerſeits ebenfalls von der unbedingten Richtigkeit und Nothwendigkeit ſolcher Obachtnahme überzeugt. Trotzdem gelang dieſe ihm nicht zur völligen Befriedigung ſeiner nachbarlichen Umgebung, aus der hauptſächlich Frau Joſefa Uebelhör und Jungfrau Frida Trautwein dann und wann eine Ungenügſamkeit an ſeinem Verhalten nicht ganz zu hehlen vermochten. Er gab ſich zweifellos die größte Mühe, ihren berechtigten Erwartungen nachzukommen, doch es war eine Veränderung in ihm vorgegangen, deren Grund und eigentliches Weſen ſich nicht entdecken ließ, die ſich jedoch zeitweilig der Wahrnehmung

Digitized by Google

als etwas unbestimmt Vorhandenes aufnöthigte. Besonders empfand Frau Josefa dies in Gestalt einer Abnahme der Zutraulichkeit ihres Gastes gegen sie oder, vielleicht richtiger bezeichnet, in einer Verringerung seiner Neigung, bei einem Alleinbefinden mit ihr ihre schwesterliche Vertraulichkeit zu erwidern. Es schien in ihm nach dieser Richtung mit dem neuen Jahr ein früher nicht zur Geltung gelangtes Gewissensbedenken aufgetaucht zu sein, und er hatte eines Tages sogar eine Aeußerung über ausschließliche Vorrechte Damian Uebelhör's fallen lassen, denen nicht Schädigung zu bereiten ihm als Hausgast desselben ein Gebot der Pflicht und Ehrenhaftigkeit sein müsse, wie stark auch sein eigenes Empfinden und Wünschen dazu im Widerspruch stehen möge. Trotz den Erläuterungen Frau Josefa's war es ihr jedoch ersichtlich nicht gelungen, die einmal erwachte Gewissensbeunruhigung ihres jungen Hausgenossen in dem ihr erwünschten Maße zu beschwichtigen, und ihr Thun legte an den Tag, daß sie von Woche zu Woche eifriger passende Gelegenheiten, besonders in der Dämmerungszeit, herbeizuführen suchte, um jenen durch häufigeren Zuspruch unter vier Augen von der Grundlosigkeit seines Bedenkens und ihrer stetig wachsenden schwesterlichen Opferbereitwilligkeit für ihn zu überzeugen.

In ähnlicher, wenn auch naturgemäß etwas anders gearteter Weise strebte Frida Trautwein danach, die Ursache der von ihr nicht minder empfundenen unbeabsichtigten Veränderung Görz Rüdenklau's zu ergründen, um dieselbe vermittelst der gewonnenen Erkenntniß beseitigen zu können. Sie war eben ein Mädchen und unterschied sich wesentlich dadurch von Frau Josefa, daß sie durchaus kein schwesterliches Gefühl für den jungen Kriegsmann besaß, sondern aus der Beschaffenheit ihrer Zuneigung zu ihm wie aus ihren daraus entsprungenen Hoffnungen und Wünschen sich selbst nicht und auch kaum vor ihm ein Hehl machte. So befand sich jenes feine, zur Zählung des seelischen Pulsschlages einer mit nicht gleichgültigen Augen betrachteten Persönlichkeit und zur Messung seiner Blutwärme überaus geeignete, sowie alle sonstigen Schwankungen ausnehmend rasch und sicher kennzeichnende kleine Instrument weiblicher Empfindung vielleicht bei ihr auf einer noch erhöhteren Stufe der Ausbildung als bei der Ehegenossin Damian Uebelhör's, aber er lieferte auch Frida Trautwein nur den thatsächlichen Nachweis einer Wirkung, ohne die unsichtbare Ursprungsquelle derselben mit seiner Wünschelruthe entdecken zu können. Wer dagegen keinerlei Verwandlung oder höchstens eine vortheilhafte, seine Zufriedenheit steigernde an Görz Rüdenklau wahrnahm, war der Ritter Burkhard Söldenrich. An jedem Nachmittag wie zuvor fand sich der anspruchslose Gast im Schlosse ein — ein Umstand, welcher Frida Trautwein immerhin wesentlich zur Beschwichtigung ihrer Unruhe diente, da sich aus der regelmäßigen Fortsetzung dieser Besuche ergab, daß sie doch lediglich durch eine unbegreifliche Vorliebe für den einäugigen Burgherrn veranlaßt worden — und dieser letztere gab sich mit immer regerem Eifer im Verein mit dem täglich Eintreffenden seinen Forschungen und Experimenten zur Umwandlung des Silbers in Gold hin. Offenbar fehlte der Mischung zur Herstellung des großen Magisteriums stets nur noch ein einziger Bestandtheil, dessen Erkennung Beide mit unermüdlicher Ausdauer von Tag zu Tag näher rückten. Nur um die Wende des Jahres hatte Görz Rüdenklau unter dem Vorwand einer nothwendigen Reise sich für einige Tage verabschiedet gehabt und bei seiner Rückkunft den Ritter anfänglich in einer mürrischen und wortkargen Laune angetroffen, da derselbe während der Ab-

Digitized by Google

weſenheit des jungen Kriegsmannes im Dunkel auf der Treppe ausgeglitten war und ſich dabei nicht unerheblich die Schulter verletzt hatte. Er trug den linken Arm deshalb in einer aus alten Lumpen zuſammengeknoteten Binde; der Zuhörer ſprach kurz ſeine Bedauerniß über den Unfall aus, legte jedoch im Uebrigen bei dem vortrefflichen, hohes Alter verheißenden Ausſehen des Ritters nicht viel Gewicht darauf und berichtete anknüpfend mit wenigen Worten, daß er ſich derweil im Oſten, in der Stadt Rottweil, aufgehalten. So hatte der Fortgang Stilla Söldenrich's unverkennbar nicht die geringſte Verminderung der Anziehungskraft des alten Burggemäuers auf Görz Rüdenklau ausgeübt, und nur darin war auch hier die Zeit ihrem allgemeinen Veränderungsgelüſt nachgekommen, daß ſie den Schloßherrn zu der Neuerung veranlaßt hatte, das Burgthor nicht mehr zu Jedermanns beliebigem Eintritt offen ſtehen zu laſſen. Der alchemiſtiſche Gaſt mußte jetzt allnachmittäglich laut mit dem Schwertgriff anpochen, damit der Ritter eigenhändig öffnete, und ebenſo geleitete dieſer den Fortgehenden zurück und ſchloß die ſchwere Eichenthür wieder hinter ihm zu.

Wenn der Tag für den Schiltacher Gaſt dergeſtalt an mannigfachen abwechſelnden Verpflichtungen keinen Mangel litt — denn den Abend verbrachte er ſtets in dem Studirgemach Damian Uebelhör's, deſſen Schuldverzeichniß tauſendfältiger hölliſcher Ränke, Schlingen und Vermummungen zu erſtaunlicher Dicke anwuchs —, ſo kehrte jeder Morgen doch regelmäßig mit einer beträchtlichen Anzahl von Stunden bis zum Mittag zurück, über welche Görz Rüdenklau freie Benutzung zuſtand, und er verlängerte dieſelben gemeiniglich noch dadurch, daß er ſchon im Dunkel ſein Bett und das Pfarrhaus verließ und dem bärbeißigen Winter zum Trotz wie im Herbſt durch Berg und Thal umherſchweifte. Nur that er dies nicht mehr auf den ehemaligen Wegen oder vielmehr der Wegloſigkeit um den Schloßberg, ſondern ſeine Vorliebe hatte ſich mit dem neuen Jahre dem oberen Lauf der Kinzig zugewandt und zwar unparteiiſch den beiden Gabelquellen derſelben in gleichem Maße, ſo daß er von ihrem Zuſammenfluß aus bald die Thalrichtung zur Linken, bald die zur Rechten einſchlug. In der erſteren gelangte er alsdann nothwendig ziemlich raſch an eine Stelle, wo in einiger Entfernung das Kloſter Kaltenbrunn vor ihm aufſtieg. Dies ſchien ihm jedoch kein weiteres Intereſſe, im Gegentheil ſeiner proteſtantiſchen Sinnesart eher eine Abneigung, ſich dem Gebäude mehr zu nähern, einzuflößen, denn er blieb gewöhnlich auf dem nämlichen Fleck ziemlich weit davor ſtehen, betrachtete wohl eine Weile die Mauern, Dächer und Fenſter, drehte ſich alsdann aber ſtets ſchweigſam um und kehrte wieder zurück. In das Thal der eigentlichen Kinzig dagegen drang er trotz den Schwierigkeiten, welche ihm dort die ungebahnten Schneemaſſen entgegenſetzten, mit ſichtlich regerer Antheilnahme an der landſchaftlichen Winterſchönheit desſelben weiter vor, ſo daß er ſogar bis an die Ringmauer des verlaſſenen Kloſters Alperſpach gerieth. Der Gedanke, daß von hier die früheren Bewohner zur Ausbreitung der gereinigten Lehre in die Welt davongezogen, mußte im höchſten Grade ſeine Sympathie wecken und dieſelbe auch auf die leblos zurückgebliebene einſtige Hülle der frommen Brüder übertragen, denn er verſuchte eines Tages, das Thor des einſamlich-öden Gebäudes zu öffnen, um ins Innere hineinzugelangen. Das erwies ſich allerdings ziemlich ſchwierig, allein der junge Kriegsmann legte Zeugniß ab, daß er ſich für die Ueberwindung ſolcher Hinderniſſe in mancher Herren Ländern einestheils erprobte Geſchicklichkeit und

Digitized by Google

anderentheils große Unverdrossenheit angeeignet hatte. Beide zusammen, unter kräftiger Beihülfe seines Schwertes, brachten es schließlich zu Stande, ihm die wohlverriegelte Thür durchgänglich zu machen und weiteren Eintritt in das alte Bauwerk des hochseligen Herrn Albertus von Zollern zu ermöglichen. Er durchwanderte die menschenleeren Räume desselben, besichtigte eine Anzahl der verödeten, doch noch mit ihren einfachen Einrichtungsgegenständen versehenen Zellen und zeigte allgemach für eine der letzteren eine solche Zuneigung, daß er eine Reihe von Tagen hindurch an jedem Morgen wieder zu ihr kehrte, sich darin auf den Strohpfühl des Bettes setzte und stundenlang, unfraglich in erbauliches tiefes Nachdenken versunken, dort verharrte. Offenbar suchte er auch über die Lebensweise der gewesenen Mönche seine Kenntnisse zu bereichern, stöberte in Ecken und Schränken nach mancherlei Gegenständen, deren sie sich bedient, herum und nahm zu seiner ersichtlichen Freude wahr, daß sie sich auch vermittelst Oefen und noch angesammelter Holzvorräthe vor der Winterkälte zu behüten gewußt hatten. Dann kam ihm eines Tages vermuthlich gleichfalls das Interesse, sich eine Vorstellung davon zu machen, wohin jene sich zumeist gewendet haben möchten, um die Güte ihres Schöpfers in der Natur zu preisen und zu bewundern, denn er begab sich ins Freie hinaus, musterte kurz die Umgegend und stieg den zunächst gegen Westen belegenen waldigen Bergrücken hinan. Der Schnee war hart gefroren, und so ward es dem Fuße möglich, wenn auch mit ziemlicher Mühe zu dem Scheitel der Anhöhe hinaufzugelangen, und da dieser die nämliche Stelle bildete, an der vor ungefähr zehn Jahren der Benedictinermönch Damian Uebelhör mit der Cisterciensernonne Josefa Platner einigemal durch Zufall zusammengetroffen — und da die Natur trotz ihrem Umwandlungsgelüst im Allgemeinen hier keine merklichen Veränderungen bewerkstelligt hatte — so lag das Kloster Kaltenbrunn noch ebenso drunten auf der anderen Seite des Bergrückens vor dem Blick Görz Rüdenklau's wie ehemals vor denen des gegenwärtigen Schiltacher lutherischen Pfarrers und seiner Ehegenossin. Und gleich diesen fand er, ungeachtet der winterlichen Oede des Schneewaldes, ein derartiges Wohlgefallen an dem erreichten Punkte, daß er seinen Gang hierher mehrfach wiederholte. Muthmaßlich stellte eine überaus lebhafte Einbildungskraft ihm die anmuthigen Reize des Ganzen zur Sommerzeit so vollkommen her, daß er selbst nicht des Lichtes zum Genuß dieser Empfindung bedurfte, denn einmal zog dieselbe ihn sogar an einem Abend hierher, und er suchte in völligem Dunkel nicht nur von der Waldhöhe einen Weg nach dem Thal der kleinen Kinzig hinunter, sondern kehrte aus dem letzteren noch einmal ungesättigt in umgewendeter Richtung bergan wieder auf die andere Seite zurück.

Solche vielfältige Bewegung in der frischen Winterluft trug nun begreiflicherweise erheblich dazu bei, dem jungen Umherwanderer eine äußerst blühende Gesichtsfarbe aufzuprägen und seinen Anblick für jedes, körperliche Gesundheit und Kraft nicht unterschätzende Auge, besonders naturgemäß für diejenigen der Jungfrau Frida Trautwein und der Frau Josefa Uebelhör, zu etwas höchst Erfreulichem zu gestalten. Die beiden Letzteren fühlten sich deshalb auch ziemlich gleichmäßig außer Stande, jede nach ihrer Art die in ihnen dadurch hervorgerufene freudige Erregung zu verheimlichen, doch in eigenthümlicher Folge führte diese gleiche Kundgebung derselben zu gänzlich verschiedenen Resultaten. Gervas Trautwein's niedliches und jugendliches Töchterlein zog durchaus keinen wahrnehm-

Digitized by Google

baren Vortheil davon, während Frau Josefa jetzt eine abermalige, fast plötzliche, außerordentlich befriedigende Veränderung ihres Hausgenossen bemerkte. Er vermied unverkennbar, wie längere Zeit hindurch, ein Alleinsein mit ihr nicht mehr, sondern strebte selbst, ein solches geflissentlich herbeizuführen. Dann setzte er sich dicht neben sie, und seine früheren Gewissensbedenken waren sichtlich durch seine richtige Erkenntniß ihrer schwesterlichen Zuneigung nunmehr vollständig unterdrückt worden. Ja, gemeiniglich faßte er selbst zu vertraulichem Halt ihre Hand und legte nicht allein für die seelische Gemeinschaft der Gegenwart, sondern auch für die ganze Lebensvergangenheit Frau Josefa's die eingehendste Theilnahme an den Tag. Er begriff nicht, wie väterliche Grausamkeit es vermocht haben konnte, ein so liebreizendes weibliches Wesen von gleicher leiblicher und geistiger Anmuth seinem ihm von der Natur gesetzten Beruf zu entfremden, und sie mußte ihm alle Einzelheiten ihres Eintritts ins Kloster und dortigen Aufenthalts erzählen. Er interessirte sich für jede Einrichtung desselben, den äußeren Bau wie die inneren Räumlichkeiten, Ordensregel und Kleidung der Schwestern, die Vorschriften jeder Stunde und den Brauch und Verlauf des Tages. Denn überall bei ihren treulichen Erwiderungen gewahrte er sie mit lebendiger Vorstellungskraft unter dieser nothwendig in einem jugendlichen Gemüth alle Lebensfreudigkeit allmählich ertödtenden Zwangsumgebung und drückte, nachträglich ihre damalige Lage schmerzlich mitempfindend, ihre Hand fester in der seinigen. Dergestalt mußte er zuletzt mit dem ganzen Inneren des Klosters so vertraut werden, als ob er selbst Jahre darin zugebracht habe und befähigt sei, sich in jedem Winkel desselben im Dunkel zurechtzufinden; aber auch auf die Inwohnerinnen erstreckten sich seine theilnahmsvollen Nachfragen und vorzüglich auf die Oberin, deren Strenge der ehemaligen Schwester Benedicta manche trübselige Stunde bereitet gehabt. In der Rückerinnerung daran vermochte die Berichterstatterin noch heute ein Gefühl der Bitterkeit nicht völlig zu unterdrücken, welches ihre Zunge verleitete, einen Verdacht anzudeuten, daß die hochwürdige Oberin für ihre eigene Person in der Stille nicht immer einem Hauptgebot der Ordensregel mit der nämlichen Unerbittlichkeit nachgetrachtet habe, wie sie solche ihren Mitschwestern zur Pflicht gemacht. Görz Rüdenklau aber ward durch die lebhafte Vorstellung, wie die reine Natur der Schwester Benedicta unter solchen Erkenntnissen gelitten haben müsse, derartig ergriffen, daß er hastig aufsprang und davoneilte.

Unter solchem Wachsthum der Zufriedenheit Frau Josefa Uebelhör's waren auch die Tage wieder etwas in die Länge gediehen, ohne daß der Winter die geringste Miene machte, sich um diesen Kalenderfortschritt des Jahres zu bekümmern. Er hatte den Februar hindurch das nämliche eisumtrottelte Gesicht in alle Fenster gereckt wie im Januar, und sogar der Anfang des Märzmondes zeigte keine weiße Haarborste weniger auf seinem Kopf und um seine, grimmige Kälte ausblasenden Kiefern. Der Wind schnaubte mit einer unausgesetzten Stetigkeit aus Osten, daß man ihm das sichere Bewußtsein anmerkte, die tröstliche Oelhinterlassenschaft aus den Brustknochen der heiligen Walpurgis könne seiner hündischen Wuth nichts anhaben, und selbst Görz Rüdenklau ward diese offenbar eines Morgens zu toll, so daß sein Auge sich nach einem Obdach gegen den ohrenzerschneidenden Anbläser umsah. Da er sich aber zufällig gerade im Thalgrund der kleinen Kinzig befand, bot sich ihm als solches, nächstes und einziges rund umher

Digitized by Google

nur das Kloster Kaltenbrunn dar, und er schritt zum ersten Mal eilig auf dieses zu und klopfte ohne langes Besinnen mit seinem Schwertgriff laut an das Thor. Eine Laienschwester öffnete, die bei dem doppelt erschreckenden Anblick eines Mannes und seiner kriegerischen Wehr entsetzt zurückfuhr, und dadurch mochte es dem Einlaßbittenden erst zur Deutlichkeit gelangen, daß er hier in seiner zwiefach ungeeigneten Erscheinung eines ausreichenden Grundes benöthige, um auf einen Erfolg seines Gesuches rechnen zu können. Demgemäß sagte er schnell, daß die Nothwendigkeit einer gewichtigen Mittheilung an die Schwester-Oberin ihn hergeführt, und hatte, während er gemeldet wurde, in dem leeren Empfangsraume Zeit, sich auf etwas seiner Vorgabe Entsprechendes zu besinnen. Nach einer Weile erschien die Herbeigerufene hinter einer Zwischenwand des abgetheilten Zimmers, aus dessen jenseitiger Hälfte ihre Augen nur durch ein kleines dichtes Gitterwerk hervorschimmerten, und forderte den Ankömmling mit noch jugendlich-kräftiger Stimme zur Ausrichtung seiner Botschaft auf. Diese besaß auf den ersten Moment ein wenig Ueberraschendes, mußte indeß auf weiterreichender Einweihung des jungen Kriegsmannes in die gemüthlichen Bedürfnisse seines Schiltacher Heimathauses beruhen, denn er stellte sich als Zugehörigen desselben dar und erwiderte, daß die vormalige hiesige Cistercienserschwester Benedicta und gegenwärtige Frau Pastorin Josefa Uebelhör von innerlicher Reue über ihren Glaubenswechsel und ihr Verlassen des Klosters erfüllt sei und keinen sehnlicheren Wunsch hege, als in die fromme Gemeinschaft desselben zurückkehren zu können.

Diese unverhoffte Bußfertigkeit einer für immer, sowohl in der Zeitlichkeit als Ewigkeit, Verlorengeglaubten versetzte die Schwester-Oberin begreiflicher Weise in eine außerordentlich freudige Aufregung, daß sie nur noch einmal einen prüfenden Blick auf den Ueberbringer der köstlichen Nachricht durchs Gitter warf und alsdann, eine verborgene kleine Wandthür aufklinkend, rasch zu ihm in die andere Hälfte des Raumes hinübertrat. Sie bot ein stattliches Aussehen im Anfang der vierziger Jahre und entsprach in ihrem Behaben ganz der Schilderung, welche Frau Josefa von ihr entworfen. Eine strenge Haltung kennzeichnete ihre würdevolle Stellung, und nur ab und zu verrieth einmal ein flüchtiger Glanz im Hintergrunde ihrer Lider, daß unter ihrem schneeweißen Kleide die menschliche Theilnahme an den Erdendingen nicht völlig ausgelöscht sei. Dies erwies sie auch im Verlauf der Unterredung mit Görz Rüdenklau, welcher besonders hervorhob, daß er ihr nur im Vertrauen über den Seelenzustand Frau Josefa's Mittheilung gemacht und daß vor der Hand Niemand, besonders die letztere selbst nicht, etwas von dem Schritte erfahren dürfe, zu dem er sich gedrungen gefühlt, wenn man nicht die Wiedergewinnung ihrer reumüthigen Seele gefährden wolle. Dies mußte der Oberin natürlich große Besorgniß und das Pflichtgefühl äußerster Behutsamkeit einflößen, und nach kurzem Erwägen stellte es sich ihr als das Gerathenste heraus, daß der Hausgenosse der zur Einsicht ihrer Verirrung Gelangenden den Fortschritt ihrer Erkenntniß überwache, nach Kräften fördere und schließlich den Zeitpunkt bestimme, an dem das Kloster berechtigt werde, unter Anrufung der geltenden Gesetze die nur noch durch äußere Gewalt Zurückgehaltene der ersehnten Gemeinschaft wieder einzuverleiben. Zur Beredung alles dessen und Berathschlagung über die erforderlichen Maßregeln erschien der Ueberlegenden eine häufige, womöglich tägliche Meldung am wünschenswerthesten, und Görz Rüdenklau versprach bereit-

Digitized by Google

willig, sich dieser heiligen Pflicht zu unterziehen. Die vorsorgliche Bedachtsamkeit der Oberin fügte noch hinzu, daß es am besten sein werde, wenn er, um mögliche Auffälligkeit zu vermeiden, sein Kommen in das abendliche Dunkel verlege, zu welcher Zeit sie ihn dann, zur Verhütung jeder Störung seiner vertraulichen Mittheilungen, in ihrem Wohngemach empfangen werde. So reichte sie ihm zur Verabschiedung die Hand, auf die er ehrerbietig seine Lippen drückte, und von ihrem Segen geleitet, verließ er das Kloster Kaltenbrunn, das augenscheinlich seinen kühl anwehenden und winterfrostig abschreckenden Namen keineswegs verdiente.

Deshalb muthmaßlich bewies er auch mit regstem Eifer, daß er des in ihn gesetzten Vertrauens würdig sei und einer eingegangenen Verpflichtung aufs genaueste nachkomme. In den drei folgenden Tagen stellte er sich pünktlich um die verabredete Zeit ein und fand keinerlei Schwierigkeit mehr vor, ins Innere des Klosters hineinzugelangen, da die Oberin ihn bereits bei seinem zweiten Besuch mit einem Schlüssel versehen hatte, um selbst das Thor öffnen und unbemerkt den Weg zu ihr einschlagen zu können. Trotz den ausnehmend getreulichen Schilderungen der Räumlichkeiten, die er aus dem Munde Frau Josefa's erhalten, fiel es indeß dem jungen Manne offenbar jedesmal noch schwer, sich in dem dunklen Labyrinth der Kreuzgänge zurechtzufinden. Er verirrte sich bald hierhin, bald dorthin, ehe er sein angestrebtes Ziel erreichte, und mußte oftmals sein Ohr eine Weile lauschend an eine Zellenthür drücken, um sich zu vergewissern, ob dieselbe in das Gemach der Oberin führe. Auch am vierten Abend seiner Wiederkehr sah er sich zu einer solchen vorgängigen Untersuchung genöthigt, erkannte dann jedoch an einem von drinnen hervorklingenden schluchzenden Stimmenton rasch seinen Irrthum und traf schon um wenige Secunden später in dem richtigen Gelaß ein, dessen Bewohnerin ihn heute mit besonderem Wohlwollen empfing. Es lag dazu allerdings genugsamer Grund vor, denn es war kein geringes Opfer an irdischer Behaglichkeit, das der Kommende seinem heiligen Zweck darbrachte. Draußen heulte der Ostwind um die Mauern, als ob er einen Wettstreit mit seinem alten Widersacher aus Südwest, wer das höllenmäßigste Geschnaube, Gerassel und Gepolter bewerkstelligen könne, zum Austrag bringe, und leistete die Draufgabe dabei, daß er mit tausend aufgerafften winzigen Eisnadeln in der Luft herumfuchtelte und selbst die bußfertige Leibesabhärtung der Nonnen auf eine zu übermäßige Prüfung gestellt und dieselben von den Betschemeln ihrer ungeheizten Zellen an den Ofen des Refectoriums zusammengetrieben hatte. Es war in Wirklichkeit ein dies Martis oder vielmehr eine zu Ehren des rauhen Kriegsgottes beginnende Nacht, welche die Schwester-Oberin aufs unwiderleglichste von dem Seelenerrettungseifer des erwarteten Ankömmlings überzeugen mußte. Sie hatte deshalb, um seine leiblichen Kräfte zu unterstützen und erfrischen, eine Flasche besonderen Klosterweins zur Labsal Erkrankter für ihn bereit gestellt, setzte sich, während er dankbar und mit sichtlichem Vergnügen einen Becher nach dem anderen ausleerte, an seine Seite und nahm regen Antheil an seinem Befinden.

Frohgemuth verließ Görz Rüdenklau das Gemach der Oberin; draußen aber im fast lichtlosen Kreuzgang stieß, fauchte und winselte der Wind durch irgend einen von ihm entdeckten Spalt, als ob er die vollste Berechtigung, auch in diese geheiligte Stätte einzudringen, beanspruche, und verwirrte offenbar die Sinne des eilig Davonschreitenden dergestalt, daß dieser

Digitized by Google

sich nicht dem Thor zuwandte, sondern vor der Thür der Zelle innehielt, an der er bereits bei seiner Ankunft heute, wie auch schon mehrmals früher, zur Vergewisserung seines Ohres gehorcht hatte. Und im nächsten Augenblick that der Lauschende etwas außerordentlich Schnelles, Unerwartetes und Unbegreifliches, denn er öffnete, ohne vorher anzupochen, geräuschlos die kleine Thür und trat, den Finger auf die Lippen legend, in die dahinter befindliche Zelle ein. In dieser befand sich aber die einzige, nicht aus der eisigen Kälte in das Refectorium geflüchtete Nonne, und zwar war dies die jüngste Angehörige der schwesterlichen Gemeinschaft, das vormalige junge Schiltacher Burgfräulein Stilla Söldenrich. Ihre Augen sahen bei der Bewegung der Thür über dem schneeweißen Cistercienser Ordenskleid aus einem fast ebenso schneeartigen, thränenüberströmten Gesicht auf, gewannen jedoch keinen Moment Zeit, Ueberraschung, Staunen oder Schreck an den Tag zu legen, denn in der nächsten Secunde hatte der Mund des jungen Kriegsmannes geflüstert:

„Ich sah Euren Blick, Fräulein, als Ihr Schiltach verließt, daß Ihr lieber unter die weiße Erde als hierher gegangen wäret, und da mir Euer Antlitz heut das Nämliche noch deutlicher redet, will ich wenigstens zu etwas nütz in der Welt sein und Euch einen besseren Aufenthalt verschaffen, wenn Ihr Euch mir vertrauen wollt."

Beim letzten Wort aber streckte Görz Rüdenklau schnell die Hand aus, um die Lippen Stilla Söldenrich's verschlossen zu halten, denn sie hatte einen Schrei ausgestoßen und fiel mit dem nächsten Herzschlag vor namenloser Aufregung, Bestürzung, Gedankenlähmung ohne Antwort besinnungslos hintenüber. Vielleicht eine Secunde lang sah er sie, wie seine Hand sie aufgefangen, unschlüssig-verwirrt an, dann hob er sie, auch ohne ihre Entgegnung abzuwarten, plötzlich auf seine Arme, lief mit ihr durch die Thür, den Kreuzgang hinunter und dem Außenthor zu. Dies öffnete er vermittelst des ihm von der Vorsorge der Schwester-Oberin eingehändigten Schlüssels, schloß es pflichtgetreu wieder hinter sich ab und wandte sich mit seiner reglosen Traglast geradeaus gegen Osten, dem nahen Bergabhang zu.

Kein Auge im Kloster Wittichen hatte etwas von ihm wahrgenommen, und nach kaum hundert Schritten befand er sich bei dem einzig von der Schneedecke aufgestrahlten matten Schimmer der Nacht völlig aus der Gesichtsweite. Dennoch eilte er mit möglichster Hurtigkeit vorwärts, die Anhöhe hinan, wo sich nur eine einzige Spur und zwar die seiner eigenen Füße eingedrückt, als er eines Abends von der anderen Seite des Berges her bis hier heruntergestiegen. Der Richtung, welche diese Stapfen deuteten, folgte er; seine Bürde war verhältnißmäßig keine schwere, doch immerhin die eines vollerwachsenen Menschenkindes, und er mußte steilauf mit ihr zwischen dichten Stämmen vordringen. Manchmal hielt er nothgedrungen an, um seine erschöpftkeuchende Brust zu beruhigen, und lauschte mit gebücktem Ohr einen Moment auf den kaum vernehmlichen Athemzug des Mädchens, dann setzte er mühsam, strauchelnd, gleitend sein Emporklimmen fort. Es dauerte wohl fast eine Stunde, bis er den Kamm des Waldrückens erreicht hatte, auf dem Damian Uebelhör einstmals in Sommertagen mit der Schwester Benedicta im erbaulichen Gespräch gelustwandelt war, und er stieß einen ächzenden Laut des Triumphs aus. Aber nun warf sich ihm der Ostwind mit einer so ingrimmigen Wuth entgegen, als stehe er im Dienst der heiligen Humbelina, welche zuerst in grauer Vorzeit vermittelst des

Digitized by Google

reinigenden Cistercienser Schwesterkleides dem Himmel erbsündige weibliche Seelen zugeführt hatte, und vollziehe den Auftrag, die ohne ihr eigenes Zuthun dieser köstlichen Aussicht Enteilende zusammt ihrem Seligkeitsentwender wieder ins Thal der Kinzig zurückzuschnauben. Doch was Görz Rüdenklau einmal unternommen, schien er sich auch von dem lautest tobenden Widerspruch des Himmels oder der Hölle nicht ausreden und auf halbem Wege unvollendet im Stich zu lassen; seine Arme brachen fast aus den Gelenken, seine Kniee gruben sich da und dort schlotternd in einen Schneebruch, allein seine Kraft bewies allem Zorngeheul und Eisnadelgehagel des Sturmes ihren Oberwillen — und nach Ablauf einer abermaligen Stunde ungefähr lag Stilla Söldenrich wiederum in einer kleinen Zelle und gleichfalls auf einem Klosterbett ausgestreckt, nur gehörte dies keiner Pflegstätte weiblicher Weltentsagung, sondern der vormaligen frommen Behausung der Benedictinermönche zu Alperspach an. Mit Stahl, Feuerstein und Zunderlunte hatte Görz Rüdenklau eine bereitstehende Lampe entflammt und stand über die unbeweglich vor ihm auf das Lager niedergelassene weiße Nonnengestalt gebeugt.

Sie war noch immer bewußtlos; er legte leise seine Hand auf die ihrigen, und dieselben fühlten sich vollständig wie in lebloses Eis verwandelt an. Rasch flog er jetzt auf den Ofen des kleinen Wohnraumes zu, vor dem sorglich, gleich der Lampe auf dem Tisch, Holzscheite in Bereitschaft gestellt waren, und eine Minute später knatterte das untergelegte Reisig von feurigen Zungen durchlodert auf. Dann stand der junge Kriegsmann wieder an dem Bett, und zwar zum ersten Mal, seitdem er durch Wenzel Böheimb's und Michael Pütter's Veranlassung nach Schiltach gelangt war — vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben — rathlos.

Die völlige Schneefarbe des Gesichtes beeinträchtigte die jungfräuliche Schönheit Stilla Söldenrich's nicht, aber es ließ sich nicht anders bezeichnen, sie lag in ihrer Cistercienserтracht da wie eine überaus schöne aufgebahrte Leiche. Es regte sich nichts an ihr, kein Glied, keine Wimper, auch die Brust nicht; ein Athemzug ließ sich nicht mehr vernehmen. Sie war weiß und kalt wie der Schnee draußen, und das Leben in ihr verstummt wie die öden Zellen und Gänge des verlassenen Klosters Alperspach.

Durch Görz Rüdenklau's ganzen Körper dagegen hämmerte, wogte und wüthete es bei diesem Anblick mit einer siedenden Hitze, wie er Aehnliches noch niemals, so lang er zu denken vermochte, empfunden. Er fühlte, daß er auch im Begriffe stand, die Besinnung zu verlieren; die enge Mönchszelle begann sich schwankend, als würde sie vom draußen fortheulenden Oststurm geschüttelt, um ihn auf und nieder zu heben, und irren Blicks ergriff er mit seinen fiebernden Fingern die beiden kleinen Hände des Mädchens und hielt dieselben angstvoll-krampfhaft zwischen die seinigen gepreßt. So saß er auf dem Bettrand eine lange Weile, nur ab und zu von einem zuckenden Schauder durchrüttelt, nichts als sein eigener sturmschnell rasender Herzschlag war in dem todtenstillen Raum hörbar. Aber dann ward's ihm plötzlich, als habe das Eis zwischen seinen Händen ein wenig von der starren Kälte verloren — athemlos blickte er nieder — ganz leis, schien's, hatte sich die Brust bewegt. Ein unbezwingliches Zittern packte ihn vom Scheitel zur Sohle — da kam ein Hauch, kaum um eine Feder zu regen, von den halbgeöffneten Lippen der Erfrorenen, doch er kam und ein zweiter folgte, und die Hände hatten wieder, wenn auch nur für das feinste

Digitized by Google

Gefühl merklich, an Wärme gewonnen. Erhellendem Blitz gleich durchfuhr ein Gedanke, eine Erinnerung Görz Rüdenklau's Hirn; er drehte sich hastig an der weißen Gestalt abwärts, schlug, doch kaum um Handbreite, den Kleidsaum von ihren Füßen zurück und streifte mit fieberhafter Schnelligkeit die Schuhe von diesen ab. Sie waren noch völlig blutlos erstarrt und zuckten nur einmal unwillkürlich mit leisem Ruck, wie er sie jetzt fest mit seinen heißen Händen umschloß, dann aber mußten sie das Wohlthuende der in sie hinüberströmenden Wärme empfinden, denn sie blieben ruhig in seiner belebenden Obhut.

Und mählich athmete Stilla Söldenrich vernehmbar, ein leichter Seufzerlaut kam von ihren Lippen, sie hob die eine Hand etwas, wie um dieselbe an die Stirn zu bewegen, doch der Arm fiel, zu schwach, wieder an der Brust nieder. Da leuchtete noch ein anderer Gedanke an etwas, das er völlig vergessen, wie mit trunkenem Glückesstrahl unter den Lidern des jungen Mannes auf. Er sprang empor und kehrte sogleich mit der vorsorglich von ihm erbetenen Flasche aus dem Keller des Klosters Kaltenbrunn zurück, richtete den Kopf der langsam zum Leben Erwachenden zart in die Höhe und führte ihr den feurigen Wein an den Mund. Sie trank mechanisch, mit festgeschlossenen Augen, noch ohne Bewußtsein, doch sichtlich begann das Blut danach mit leiser Röthe in ihren Wangen zu kreisen; er ließ rasch ihre Stirn sich behutsam wieder zurücklegen und setzte die unterbrochene Erwärmung der Füße mit seinen Händen fort. Auch das lustig brennende Feuer des Ofens vollzog jetzt seine Aufgabe und verbreitete milde Luft durch den kleinen Raum; etwa fünf Minuten vergingen noch so, dann flog der Oberkörper Stilla's plötzlich halbaufgerichtet in die Höhe, mit einem heftigen Ruck zog sie ihre Füße aus den umfassenden Händen unter ihr Kleid zurück und die weit aufgeschlagenen Augen starrten mit dem Ausdruck des höchsten Schrecks in das Gesicht des vor ihr Stehenden.

Und nun auf einmal erschien dieses, wenn auch in anderer Art, doch fast noch rath- und hülfloser als zuvor. Es hatte etwas von dem eines großen Knaben, der eine Frevelthat ausgeübt, dabei ertappt worden und scheu den Blick vor der unvermeidlich herannahenden Strafe abdreht. So stand er, wortlos auf das Gefürchtete wartend, aber offenbar zu nahe im Bereich desselben, so daß ihm der letzte Rest von Muth entfiel und er jetzt abgewandten Kopfes vor der drohenden Gefahr davonlief, so weit die Engniß der alten Mönchskemenate es verstattete. Es schien, als ob er am liebsten in den Boden selbst hineingekrochen wäre, denn er hockte sich so klein, wie es ihm irgend möglich ward, zusammen, und da saß er im äußersten Winkel der Zelle, leider jedoch immer noch kaum weiter als in dreifacher Armlänge von der Bettstatt entfernt, auf einem Holzklotz und hegte zum ersten Mal im Leben den ihm bisher durchaus fremdartigen Wunsch, seine Mutter hätte vor ungefähr einem Vierteljahrhundert die Menschheit nicht mit ihm bereichert.

Stilla Söldenrich's Augen aber waren einigemal unter sichtlichem Bemühen zur Ansammlung ihrer Gedanken durch den unbekannten Raum auf und nieder gegangen, und nun trat das Unabwendbare und Schreckensvolle ein, daß auch ihre Lippen sich zu bewegen anfingen und laut verständlich sagten:

„Jetzt weiß ich's — Ihr habt mich hierher gebracht — mitten durch ein eisiges Wasser, in dem ich nicht mehr Athem holen konnte. Wo bin ich hier? Was wollt Ihr mit mir? Weshalb habt Ihr mich weggetragen? Wer seid

Digitized by Google

Ihr, daß Ihr ins Kloſter hineingekommen?"

„Ich bin ein ſchlechter Kerl" — kam es wunderlich halblaut von dem Holzklotz aus der Ecke zurück. Es war die einzige Antwort, welche der ſtotternde Mund des großen Knaben wußte, aber ſie klang ſo überzeugungsvoll und reubedauerlich, daß ſie keinen Zweifel an dem gründlichen Bewußtſein ihrer Richtigkeit in der Selbſterkenntniß des Erwidernden beließ. Weiter ſagte er nichts, ſondern duckte nur den Kopf gleich dem Vogel Strauß noch mehr hinter ſeine heraufgezogenen Kniee herunter; das Mädchen aber war augenſcheinlich von dieſer Entgegnung und noch beträchtlicher von dem Ton derſelben derartig überraſcht, daß auch ſie nichts als ein einziges Wort darauf verſetzte, denn ſie fragte nur, mit großerſtaunten, doch nicht mehr ſchreckgefüllten Augen in den Winkel hinüberblickend:

„Warum —?"

„Warum?" wiederholte er, und ſeine ſonſt äußerſt redfertige Zunge hatte, wenigſtens für den Anfang, ebenfalls etwas kinderhaft Ungelenkes — „ja, warum? Ich habe bisher nie darüber nachgedacht — es iſt mir nur eben eingefallen. Wenn Ihr es wiſſen wollt, will ich's gern ſagen — was ich ſelber davon weiß. Das iſt nicht viel, aber Schlechtigkeit und Verlogenheit iſt Alles. Ich bin kein Junker, ſondern nichts als ein gemeiner Landsknecht, der als dummer Teufel aus dem Ungarland fortgelaufen, um auf dem Kandelſtein einen Schatz zu graben, den die Mäuſe vorher weggefreſſen, und Görz Rüdenklau heiß ich auch nicht. Wo ich den Namen gefunden und wie einen geſtohlenen Rock auf mich gepaßt, weiß ich nicht mehr, aber ich brauchte einen, denn hinter dem Zaun, wo der Wind zuerſt über mich gepfiffen, hatte keiner bei mir gelegen. Da hab ich den genommen und auf ihn gehört wie ein Hund auf ſeinen Lockruf. Und wie einen Hund hat man mich damit angeſchrien, denn zum Locken war Niemand für mich in der Welt. Vermuthlich bin ich nicht vom Mond nach Welſchland heruntergefallen, aber woher ich eines Tags dort angelangt, hat mir Keiner ſagen können, und ich hab auch Keinen drum befragt. Ich war dazu da, im Lager Unrath zu kehren, Geſchirr blank zu putzen, an den Ohren geriſſen zu werden und mich, wenn ich Hunger hatte, mit den Hunden um die Knochen zu balgen. Nachher durft ich Pferde ſtriegeln und ſchartige Plempen ausdengeln und bekam Stockhiebe, wenn ich's faul und ſchlecht gemacht. Das war ehrenvoller, und daran vermerkt ich's, daß ich größer geworden, und dann hatt ich ſelbſt eine Eiſenkappe mit auf dem Schädel und hab in einem Dutzend Herrenländer mit drauf losgehauen und geſtochen, damit auch Andere es einmal ordentlich verſpüren ſollten, wie die Hiebe ſchmecken. Und wie alle Anderen hab ich's gemacht, gehungert und geſchlemmt, durch die Kehle geſchüttet und auf der Wurſtbank geflucht, mich bei Bauern und Bürgern durchgelogen von Land zu Land. So bin ich nach Schiltach gekommen; ſagt's ſchon, wozu: um Michael Böheimb's elendige Narrethei; hab den Leuten für Koſt und Trunk hier blauen Dunſt ins Gehirn geblaſen wie anderswo, auch Eurem Vater mit dem großen Elixir aus geſchabten Dachziegeln, Damian Uebelhör mit dem Teufel vom Borſtenvieh bis zum Apfelwurm; hab den Jungfern ſchön gethan und mir von einer zutraulichen Schweſter ſchön thun laſſen; weiß der Leibhaftige, das war das Härteſte. Aber es iſt mir nie gekommen — bis — bis ganz vor Kurzem — daß ich ein ſchlechter Kerl ſei."

Damit verſtummte Görz Rüdenklau und zwar mit denſelben Worten und dem nämlichen Ton der Vollüberzeugung von ihrer Richtigkeit, womit er begonnen.

Digitized by Google

Stilla Söldenrich hatte, ohne ihre Stellung im geringsten zu verändern, zugehört, nur aus ihren Augen war jetzt der letzte Rest des erschreckten Ausdrucks, der bei der Wiederkehr ihres Bewußtseins darin gelegen, spurlos fortgeschwunden. Ersichtlich kreiste das Blut gegenwärtig wieder mit voller Lebenskraft durch ihre Glieder, denn es färbte bereits ihre Wangen, Schläfen und Stirn fast mit einem blühenderen Roth, als dieselben es vor ihrem Eintritt in das Cistercienserkloster besessen. Ein kurzes Weilchen versetzte sie nichts, und nur der Wind schnurrte und pfiff draußen im Gang an den Wänden der behaglich erwärmten Zelle entlang. Dann öffnete Stilla die Lippen, schloß sie jedoch wieder und schwieg noch einige Secunden lang, bis sie gleichfalls, etwas zaudernd, ihre vorherige Frage wiederholte:

„Und warum ist Euch — ganz vor Kurzem — der Gedanke gekommen?"

Der Angesprochene war unverkennbar wiederum auf diese Frage nicht vorbereitet, er sah zum ersten Mal aus seiner Ecke auf, und dies brachte abermals keinen Vortheil für die Gelenkigkeit seiner Zunge mit sich:

„Weil" — stotterte er — „mir kam's wohl schon länger — seit Monden — aber heut erst so — daß ich nicht von hier fortgehen könne, ohne Eure Verzeihung für das zu erbitten, was ich in meiner Schlechtigkeit an Euch begangen — oftmals — doch am meisten damals in Eurem Gemach —"

Er kam nicht weiter, und es war, als ob die Lippen Stilla Söldenrich's, ihre eigenthümliche und über diese Stunde hinaus nicht wohl zu bemessende Lage völlig vergessend, mit einer Anwandlung zum Lachen kämpfen mußten, wie sie erwiderte:

„Und darum — um mir das hier zu sagen — habt Ihr mich mit List und Gewalt aus dem Kloster fortgeholt?"

„Ja," brachte Görz Rüdenklau noch stotternder hervor — „nein — weil ich wußte, Ihr könntet's nicht ertragen und müßtet drin sterben — das hatt ich an Eurem letzten Blick gesehen — und —"

„Und?" wiederholte sie.

„Und weil —" und auf einmal hatte sein Mund das bänglich-ungewisse Stocken überwunden, und auch seine Augen ruhten groß und glänzend auf dem schönen Gesicht vor ihm — „und weil ich Euch noch einmal im Leben sehen mußte und Euch sagen, Ihr hättet's gemacht, daß ich zur Einsicht gekommen, welch ein schlechter, nichtsnutziger Cumpan ich gewesen. Das wollt ich Euch sagen und es Euch danken, daß ich es nicht fürder mehr sein werde, obzwar es mir nun ganz gleichgültig ist, was Zeit und Umstand fernerhin mit mir anfangen. Denn Ihr habt's auch gemacht, daß ich erst hier innen eingesehen, wie jämmerlich das Leben es mit mir gemeint und mich ohne Vater und Mutter, Geschwister, Sippschaft, Freunde und Liebe ganz allein, verlassen und elendiglich wie einen Hund in die frostige Welt hineingestoßen hat. Das weiß ich Alles jetzt, und die bittere Noth hast du mir angethan, Mädchen, und deshalb hast auch du etwas an mir zu vergüten, daß ich den Muth habe, dich zu bitten, einmal, ehe ich wieder weiter in den großen Schneehaufen draußen davonlaufe, deine Hand küssen zu dürfen, ohne daß du mir sagst, wie entsetzlich widerwärtig ich dir sei."

Das war die erste Offenbarung der mit Görz Rüdenklau vorgegangenen eigenthümlichen Veränderung, nach deren Ursache sich besonders die Jungfrau Frida Trautwein und Frau Josefa Uebelhör seit einigen Monaten vergeblich oftmals die Köpfe zerbrochen gehabt, und der im Winkel Sitzende war über das Ergebniß

Digitized by Google

seines eigenen Mundes, daß man so etwas wirklich mehr oder minder verständlich mit Worten sagen könne, selbst derartig verdutzt, daß es ihm gar nicht in die Vorstellung gerieth, auch nach dem Inhalt seines Schlußsatzes zu handeln. Vielmehr blieb er, und nach seiner Miene jetzt wieder in sehr muthloser Erwartung einer Antwort, unbeweglich auf seinem Platze, und es war äußerst merkwürdig und überraschend, auf einmal und eigentlich ohne alle Vorbereitung zu erkennen, daß sich auch in Stilla Söldenrich eine kleine abgeschlossene Werkstatt befinden mußte, in der bereits seit geraumer Zeit unermüdlich geklopft, gehämmert, gewirkt und gewebt worden, ohne daß sie selbst eine deutliche Vorstellung besessen, woran dort so eifrig gearbeitet werde. Offenbar aber war die Urheberschaft wieder in dem kleinen, immer mit neuem Blut angefüllten Gefäß zu suchen, dem von nachdenklichen Gemüthern die Schuld an aller irdischen Unrast und Wandlung beigemessen wurde — das auf dem Holzklotz vor ihr einen groben Stoff allmählich zu einem feinen Gespinnst umgestaltet und ebenso in ihr selbst sich einiger dünngebrechlicher Fäden bemeistert hatte, um daran vielfältig zu knüpfen, schlingen, einzuschlagen und so mit heimlicher Unverdrossenheit ein Weberkunstwerk zu Stande zu bringen, von dessen völlig fertiger Vollendung sie bis vor einer Minute selbst noch gar keine Ahnung gehabt. Denn plötzlich flog Stilla Söldenrich wie eine große weiße Taube von ihrer Lagerstatt auf, gerade gegen den reglosen jungen Landsknecht hinan, und rief:

„Du — Görz Rüdenklau — wie du heißt — wer du bist — ich bin ja noch viel verlassener, trostloser, elendiglicher in der Welt dran als du — mich hat kein Mensch je lieb gehabt und ich auch keinen, ehe mir einer in den Weg kam, der mir so widerwärtig war, daß ich vor ihm ins Kloster lief, um darin zu erfrieren. Aber das warst du nicht, denn du hast mich ja nicht erfrieren lassen, sondern mich mit deiner eigenen Wärme wieder lebendig gemacht, ich weiß es jetzt wohl — und ich weiß auch, daß du kein schlechter Kerl bist, wie du sagst, und nie gewesen, vielmehr nur ein armes, umgeworfenes, vom Leben ausgeraubtes Menschengeschöpf wie ich auch — und da paßt meine Hand in keine andere auf der Welt besser, nicht daß du sie küssest, denn das ist sie nicht werth und hat sie nicht um dich verdient — sondern daß du sie in deine nimmst und dir Abbitte von ihr thun läßt —“

Das sagte hastig Stilla Söldenrich's Mund, aber ihre Augen sprachen noch viel mehr, und plötzlich flog nun auch Görz Rüdenklau von seinem reumüthigen Sitz auf, stieß einen Ton aus der Brust, wie vermuthlich das Kloster Alperspach ihn seit seiner Gründung noch nicht gehört, schlang beide Arme um den Hals des Mädchens, dessen braunes Haargelock unter der Cistercienserschere gefallen war, so daß seine Hände auf der weichen weißen Rundung ihres Nackens zusammentrafen, und küßte nicht ihre Hand, sondern ihre Lippen. Und dann hob er sie jauchzend wie im Kloster Kaltenbrunn auf die Arme, trug sie an die Bettstatt zurück, setzte sich auf den Rand derselben und Stilla auf seine Kniee, legte ihren Kopf an seine Brust und seine beiden Hände wie über ein schlafendes Kind sanft und fest über ihre Schläfe, und nur der Wind heulte, rüttelte und fauchte draußen um das Kloster Alperspach durch die Nacht.

Sie schlief indeß nicht und er ebensowenig; daß sie eine ganze Zeit lang unbeweglich so dasaßen, entsprang nur einem übereinstimmenden Bedürfniß der beiden Weberschiffchen in ihnen, sich nach so ausdauernder und besonders in den letzten Minuten so blitzeshaftiger Thätigkeit eine

Digitized by Google

Weile Ruhe zu gönnen und zum ersten Mal zu betrachten, was für ein curioses gemeinsames Stück Arbeit sie da eigentlich fertig gestellt hatten. Und beide redeten vernehmlich, daß auch die nähere Begutachtung keinen Zweifel belasse, dasselbe trage in sich selbst festesten Halt und Bestand, sei ganz unlöslich in der Verknüpfung und unübertrefflich in der Ausführung und habe gar nicht anders werden können, als wie die fest um einander geschlungenen Arme es gegenwärtig sinnbildlich darstellten. Nach dieser befriedigenden Prüfung der inneren Haltbarkeit drängten allgemach aber in Stilla's Seele sich allerhand bedenklich aufwachende Fragen über die äußere zusammen, ihr braunes Köpfchen fing an, sich unruhig auf seiner Ruhestatt hin und her zu regen, und fuhr zuletzt unter dem übermächtigen Anblasen der gleich dem Oststurm draußen heranschnaubenden Gedanken mit einem Ausruf: „O Gott!" in die Höhe. Dann befand sich ihr rosenrothes Gesicht zum ersten Mal wieder in Anschauungsweite vor dem ihres Zellengenossen, und sie stieß, ihn mit anderer Aengstlichkeit als zuvor anblickend, nochmals aus: „O Gott — wo sind wir denn hier — und wohin soll ich — sollen wir Beide denn?"

„Darüber habe ich vor der Hand noch nicht nachgedacht," antwortete Görz Rüdenklau nicht sehr trostreich, aber genau der Wahrheit gemäß, und daß er noch keine Zeit dazu gefunden, konnte Stilla ihm im Grunde nicht zu sehr übel nehmen. Gleicherweise indeß ließ es sich ihr nicht verargen, wenn sie von dieser Frage etwas früher und dringlicher in Anspruch genommen worden, und er fügte deshalb sofort, doch mit großer Seelenruhe hinzu: „Darüber wollen wir also jetzt zusammen nachdenken" — und um dies besser zu ermöglichen, legte er den rechten Arm wieder um ihren Nacken, zog ihren Kopf abermals an seine Brust und fuhr fort: „Ins Kloster, denke ich, willst du nicht zurück?"

Sie mußte trotz ihrer Rathlosigkeit die Lippen verziehen: „Du — nein, du nicht, ich meine, Görz Rüdenklau war wirklich —"

„Was?"

„Was du von ihm gesagt — wenigstens werden die weißen Schwestern es auch von ihm sagen."

„Das heißt, däucht meinem Ohr, du willst nicht wieder zu ihnen. Im Uebrigen haben sie keinerlei Ahnung, welcher Marder die Taube aus ihrem Schlag geholt, und werden muthmaßen, daß sie von selbst in den Schnee hinausgeflogen ist. In das alte Eulennest zu deinem Vater kannst du auch nicht wieder, scheint mir —"

Ein Aufzucken des Mädchens unterbrach ihn, ihre Stirn flog schreckhaft wieder von ihm und sie entgegnete verwirrt, mit stotternder Zunge:

„Nein — lieber todt — überall hin, nur zu ihm nicht! Er würde mich umbringen wie meine Mutter — ist nie mein Vater gewesen — mir graut vor ihm —"

Ein eigenthümliches Lächeln spielte um die Lippen des jungen Hörers:

„Glaubst du, daß er Leute, die ihm nicht zu Willen sind, nur so einfach umbringt?"

Nun sahen Beider Augen sich einen Moment sonderbar an, dann warf Stilla Söldenrich, die ihrigen verbergend, den Kopf plötzlich an seine Brust zurück und schluchzte:

„O Gott — ich glaube nichts — ich weiß nichts —"

Verstummt lag sie eine Weile so, seine Hand strich zart über ihr Gesicht, ihr Herz hämmerte wieder unruhvoll heftig hin und her. Endlich stammelte sie leise:

„Und wenn du's weißt — willst du mich doch — zu deiner Frau —?"

Digitized by Google

Lachend, doch aus glückseligem Herzen herauf, antwortete Görz Rüdenklau:

„Willst du mich aus Liebe für deine Schwiegereltern heirathen, Mädchen? Ich kann dir nicht dafür stehen, daß mein Vater nicht heutigen Tags noch irgendwo an der Herberge der drei Säulen als Schenkzeichen aushängt, und meine Mutter — wenn ich eine besessen — ist vielleicht bei Gelegenheit eines christlichen Holzbrandes mit in Rauch aufgegangen. An mir wenigstens hätte sie's redlich verdient, denn sie hat mich vermuthlich irgend wohin geworfen und liegen lassen wie eine blinde junge Katze, und darin passen wir also wieder zusammen, Stilla, wie unsere Hände. Der Mensch thut besser, sich nicht zu viel drum zu bekümmern, aus welchem vermoderten Sumpf sein Samenkorn aufgewachsen sein mag, sondern wohinaus er in die lustige Luft weiter zu grünen gedenkt. Und da die Welt draußen einstweilen nicht grün, vielmehr so weiß als möglich ist, dünkt's meinem Fünkchen Verstand, das du mir heut Nacht übrig gelassen, als Bestes und Einziges, daß du vor der Hand hier in der alten Mönchskemenate im Kloster Alperspach verbleibst, wo die Spürnase keiner Schneeeule dich auswittern wird und ich Acht haben kann, meinem Täublein täglich so lang Futter zu streuen, als es in dem wunderlichen Schlag mutterseelenallein in den Winter hinausgurren muß."

„In Alperspach — hier — allein — wenn du fort bist?" erwiderte Stilla, sich scheu umblickend. „Nein — laß uns zusammen von dannen — gleich — durch den Schnee, wohin du willst, ich gehe mit dir!"

Doch er lachte: „Damit sie den Vogel an seinem Gefieder erkennten und ihn mir wieder wegfingen, bevor aus Morgen und Abend der andere Tag geworden! Wir müssen erst eine Wanderschwalbe aus dem Schneefinken machen; ich bin selbst von der Art und werd mich schon drauf verstehen. Das wär das Aergste nicht, aber eine Cistercienser Schwestertasche pflegt kahl zu sein wie die eines Landsknechtbruders, und zwei Menschenkinder mit leerem Sack finden auf Erden kein Wohlgefallen und selbst nicht viel davon am Himmel, den sie mit sich herumtragen."

Betroffen sah das Mädchen bei diesem zum ersten Mal mit neuer Schreckhaftigkeit in ihr geregten Gedanken auf und stotterte schier verzagend:

„O Himmel — ja — wie sollen — wie können wir —?"

Görz Rüdenklau aber fiel ihr in die ängstliche Frage: „Hab nicht zu viel Sorgniß, Kind! Weißt du, Wenzel Böheimb hat einen Schatz hier herum vergraben und Michael Pütter hat sich nur in der richtigen Stelle geirrt. Das verstehst du nicht, mein künftiger liebster Hausschatz, und brauchst's auch nicht. Es ist immer etwas Teufelswerk von Nöthen, um einen Schatz zu heben, aber an diesen kann auch Einer gerathen, ohne drum wieder ein schlechter Kerl zu werden, denn der gute Wenzel Böheimb, der mich hierhergebracht, hat ihn eigentlich dir zu Recht vermacht und mich beauftragen wollen, ihn für dich einzuholen. Es giebt verwunderliche Schätze in der Welt, aber du bist der beste, und den muß ich gleich noch einmal heben."

Und der junge Landsknecht schlang die Arme um Stilla Söldenrich's schlanken Leib, hob sie empor, setzte sie wieder auf seine Kniee und flüsterte ihr Mancherlei ins Ohr, was kein anderes zu hören brauchte und auch Niemand sonst, als das nächtige Windgebraus an den Fenstern des alten Klosters Alperspach vernahm. Doch zuletzt kam ein Moment, darin stand Görz Rüdenklau auf der Schwelle der kleinen Mönchszelle, winkte noch einmal mit glänzenden Augen zurück und wanderte eilig, ohne des erwärmenden Hülfs-

Digitized by Google

mittels der Schwester-Oberin zu bedürfen, durch das Dunkel der grimmigen Winternacht seinem Schwalbennest in der guten Stadt Schiltach zu.

* *
*

Schon am nächsten Morgen aber fand Görz Rüdenklau sich wieder innerhalb der Mauern des Klosters Alperspach ein und bot, allerdings nicht in der äußeren Erscheinung, doch seinem Thun und Treiben nach, jetzt Tag um Tag die merkwürdigste Aehnlichkeit mit einer Schwalbe, welche regelmäßig in ihr Nest zurückkehrt, um den darin harrenden, unflüggen Hunger mit Nahrung zu versorgen. Wer ein achtsames Auge über den Küchenangelegenheiten des Schiltacher Pfarrhauses gehalten hätte, müßte von einer räthselhaften Zunahme des täglichen Verbrauchs darin in Verwunderung und auf den Verdacht der Mitbewohnerschaft auffällig wählerischer Ratten gerathen sein, die von Allem sich nur das Beste, doch dies gleich in ganzen Stücken aneigneten und mit so ungewöhnlichen Zähnen ausgerüstet waren, daß sie sogar zinnerne Flaschen zusammt dem Inhalt derselben verschwinden ließen. Allein es befand sich Niemand im Hause, der irgend etwas von diesen Vorgängen und der daraus zu folgernden naturgeschichtlichen Merkwürdigkeit wahrnahm. Diejenige, welche unstreitig zunächst dazu berufen gewesen wäre, war Ursula Röckenfeller, aber diese regte seit geraumer Zeit den Eindruck, überhaupt keinerlei Sinneswahrnehmungen mehr zu machen. Sie hörte nicht, wenn Jemand ihren Namen rief, und fiel über Bänke und Geräthe, die am hellen Tage breit im Wege standen. Gemeiniglich kauerte sie, einer haarigen Winkelspinne gleich, in einer Ecke, sprang ab und zu auf, schoß einige Mal wie an unsichtbaren Netzfäden hastig kreuz und quer und hockte sich wieder in ihr dunkles Brutloch zurück. Denn sichtlich brütete Tag und Nacht etwas hinter ihren umschielenden Augen, nur wenn sie den Schritt ihrer Herrin vernahm, fuhr sie horchend auf, ob dieser sich dem Gemach des jungen Hausgenossen zuwende. Das geschah mit großer Pünktlichkeit täglich um die Dämmerzeit, und dann schlich Ursula Röckenfeller auf den Zehen aus der Küche hinaus und stand wie eine an einem Mauseloch lauernde Katze mit grünlich glimmernden Augensternen vor der Thür, die Frau Josefa hinter sich geschlossen. So befand sie sich offenbar weder in der Gemüthslage noch dem Vollbesitz geistiger Urtheilskraft, um den Unterschied des häuslichen Bedarfs zwischen der Gegenwart und früherem Verbrauch richtig zu bemessen, und ebensowenig erübrigte die Thätigkeit Damian Uebelhör's dafür einen Augenblick der Muße. Der Pfarrer war neuerdings durch einen großartig erhebenden Gedanken Görz Rüdenklau's in fieberhafte Erregung versetzt, die eigenste, wirkliche Gestalt und Erscheinung des höllischen Fürsten, wie dieser sich ohne betrügerische Vermummung unter den Seinigen bewege, ausfindig zu machen und zu Nutz und Abschreckung der Christenheit seine derartige eigentliche Natur als Bildniß dem heilsamen Werke „De rebus diabolicis" vorzusetzen. An diesem Plan arbeiteten Beide rastlos bis über jede Mitternacht hinaus und waren in ihrer Erkenntniß so weit vorgerückt, daß die eifrig erforschte Gestaltung ihnen als eine völlig unanzweifelbare deutlich vor dem geistigen Blick stand. Um diese aber zum Zweck der Abconterfeiung auch vor die leiblichen Augen zu stellen, hatte der junge Kriegsmann es über sich vermocht, seine Bereitwilligkeit zu erklären, mit eigener Person diese Erscheinungsart des leibhaftigen Feindes zur Anschauung zu bringen, wie sie ihm unter seinen hundertfältigen Erfahrungen und eigenen Begeg-

Digitized by Google

nungen mit demselben einmal selbst vorgekommen. Das hatte Damian Uebelhör mit einem ebenso begeisterten als dankbaren Aufblick vernommen und seinen unschätzbaren Gast gebeten, keinen Tag zu säumen und keine Kosten zu sparen, sondern auf die Rechnung des Pfarrers alles dasjenige zu beschaffen, was zur augenfälligsten und vollendetsten körperlichen Darstellung des großen Weltverderbers erforderlich sei. Und so legte Görz Rüdenklau eine neue Geschicklichkeit an den Tag, mit Beihülfe eines Schiltacher Schneiders, dem der geheimnißvolle Endzweck seiner Thätigkeit jedoch selbstverständlich unbekannt blieb, unter allerhand Bekleidungsstoffen das Geeignete auszusondern und zur schließlichen Gesammtverwendung zu bereiten.

Durch diese Beschäftigung mußte aber sein Augenmerk weiter auf das Interessante menschlicher äußerer Umhüllung überhaupt und zwar nicht nur männlicher, sondern auch weiblicher gelenkt worden sein, denn er bewies zu anderen Zeiten des Tages jetzt gleichfalls eine rege erwachte Theilnahme an der Kleidung Frau Josefa's und vermochte sein innerliches Begehren nicht schweigend zu verbergen, sich ein Urtheil darüber zu bilden, welche ihrer Gewandungen am vortheilhaftesten ihre Schönheit hervorhebe. Diesem Wunsche kam sie in ihrer stets bewiesenen Gefälligkeit bereit entgegen, sann selbst ernstlich darüber nach, in welcher Weise sie ihm die sicherste Entscheidung ermöglichen könne, und gelangte zu dem Ergebniß, ihn am besten einmal in ihr Gemach zu führen und ihren ganzen Vorrath an Kleidern dort vor seinem Blick auszubreiten. Er betrachtete dieselben mit großer Aufmerksamkeit und sprach die Vermuthung aus, daß ein zeisiggrünes Gewand den Reiz ihres Wuchses besonders erhöhen würde. Sie stimmte dieser Annahme freilich nicht bei, er verharrte jedoch zuversichtlich auf derselben. In solcher Zufriedenheit nahm denn Damian Uebelhör's Ehegenossin so wenig wie Ursula Röckenfeller etwas von der neuerdings in ihrem Hause eingenisteten merkwürdigen Ratte wahr, obwohl diese ein Geschöpf von ganz besonderer Schlauheit, Körperkraft und Seltsamkeit der Gelüste sein mußte. Denn um einige Tage später hatte sie sogar das zeisiggrüne Kleid — muthmaßlich von der Farbe angelockt und dasselbe als etwas für ihren Hunger Verwerthbares betrachtend — aus dem Schrank fortgeschleppt und spurlos in einem ihrer Schlupflöcher verborgen, ohne jedoch Frau Josefa Kummer damit zu bereiten, denn auch diese häusliche Einbuße entzog sich der Kenntnißnahme ihrer erfreulicher angeregten und beschäftigten Gedanken.

Zu solcher erwartungsvoll-freudigen Stimmung der letzteren trug aber bei ihr, wie mehr oder minder bei allen mit lebendigem Blut begabten Geschöpfen, wesentlich der Umstand bei, daß mit dem Ausgang des Märzmondes plötzlich und geradezu über Nacht der grimmige Polarbär von unsichtbaren Händen aus allen Thälern, Schluchten, Klüften und Winkeln des Schwarzwaldes herausgescheucht worden war. Ueberall, wo er eben noch auf seinem großen weißen Lager die Zähne gefletscht und knurrend sein eisbetrotteltes Fell geschüttelt, flogen, wie trunken taumelnd, gelbe Schmetterlinge, blühten mit kaum glaublicher Schnelligkeit Veilchen herauf und betrieben ebenso hurtig Vögel unterschiedlichsten Gefieders und mannigfaltigster Sangesart das vergnüglich-eifrige Geschäft des Nestbaus. Die neue Stimmung, welche sie ergriffen, ließ ihnen dasselbe als unumgängliches Erforderniß scheinen, denn der Frühling übte nach dem Vorbild des entthronten Winters, wenn auch mit weniger frostigem und unliebsamem Geheisch, doch genau eine

Digitized by Google

ebenso unbedingte Herrscherwillkür, die ihre Tyrannei nur dadurch erheblich abschwächte, daß sie äußerst Wenige betraf, welche ihr Abneigung und Widerstand entgegenzusetzen trachteten. Unter die Zahl der letzteren jedoch gehörte Frau Josefa Uebelhör keineswegs, vielmehr fühlte sie sich freudig gleich den Blumen, Schmetterlingen und Vögeln auch von ihrer menschlichen Verpflichtung durchdrungen, sich der Herrschaft des Frühlings nicht zu entziehen, sondern seinen Geboten unterthan zu erweisen. Sie wartete im Gegentheil von Tag zu Tag mit lebhafterer Ungeduld auf eine Kundgebung seiner Willensmeinung und unterschied sich dergestalt vielleicht unter sämmtlichen In- und Anwohnern Schiltachs am hervorragendsten von den Insassinnen des Cistercienserklosters Kaltenbrunn, deren weiße Erscheinung durch den jähen Wechsel eisigsten Winterathems und fast sommerlicher Sonnenglut wenigstens äußerlich nicht die geringste Veränderung erlitt. Ebensowenig indeß fand eine solche in der vielseitigen Tagesthätigkeit Görz Rüdenklau's statt. Am Nachmittag stellte er sich mit gewohnter Regelmäßigkeit bei dem Ritter Burkhard Söldenrich ein, den die an ihn gelangte Botschaft von dem räthselhaften Entweichen seiner Tochter aus dem Kloster kaum zu einer momentanen Unterbrechung seiner alchemistischen Arbeit und nur zu der kurzen Aeußerung veranlaßt hatte, die Sache gehe ihn nichts an, die Schwestern sollten achten, daß sie die verlaufene Dirn wieder zu Händen bekämen und sie mit Stricken in ihrer Zelle festbinden. Wenn der junge Kriegsmann aber am frühen Morgen schon zur Erhaltung körperlicher Rüstigkeit seinen hurtigen und weiten Lauf entweder durch das obere Kinzigthal oder über die Berge, doch stets in nördlicher Richtung ausgeführt hatte, fand er zumeist vor der Mittagsstunde noch Zeit, im Kloster Kaltenbrunn vorzukehren und durch eine Unterredung mit der Schwester-Oberin in Erfahrung zu bringen, welchen Erfolg oder bisher bedauerlicher Weise steten Mißerfolg die Nachsuchung nach der vermittelst völlig unbegreiflicher Hülfsmittel über die hohe Mauer oder durch die verschlossene Thür entflohenen Novizin gehabt habe. An der Entdeckung derselben nahm Görz Rüdenklau ebenso unausgesetzt regen Antheil wie an der Wiedergewinnung der Person und des Seelenheils der vormaligen Schwester Benedicta, so daß im Maße der Wiederkehr dieser vertraulichen Besprechungen auch die Werthschätzung der letzteren sich bei der Oberin von Tag zu Tag noch steigerte, und am Abend gab der eigentlich kaum mehr als Gast betrachtete Zugehörige des Schiltacher Pfarrhauses sich zu Damian Uebelhör's außerordentlichster Befriedigung so unermüdlich seiner Anfertigung zur getreuen Bildnißwiedergabe der unvermummt-familiären höllischen Hausherrntracht hin, daß der Pfarrer diese mit Nächstem an ihm für ihre heilsame Ausnutzung zu verwerthen hoffen konnte.

Dergestalt war nun bereits der neunte Tag im Aprilmonat des Jahres 1533 herangekommen und die Sonne hatte schon seit zwei Wochen unabläßig mit so julimäßiger Hitze vom wolkenlosen Himmel auf die Häuser der guten Stadt Schiltach herabgebrannt, daß überall die ausgedörrte Holzschindelbedachung und Seitenwandbedeckung derselben sich leise knisternd und knasternd an den Seiten krumm in die Höhe zu ziehen anhub. Diese ausnahmsweise anhaltende und nach allen Richtungen überaus wirksame Verfrühung sommerlich-brütender Himmelsglut trug aber nicht dazu bei, Frau Josefa's ungeduldige Erwartung der herannahenden Herrlichkeiten des Frühlings zu beschwichtigen, und als sie um die Sonnenuntergangszeit des genannten Tages den Schritt

Digitized by Google

Görz Rüdenklau's heimkehren und ſich der Kammer des letzteren zuwenden hörte, folgte ſie ihm ſchon in der nächſten Minute dorthin nach und zwar mit einer Entſchloſſenheit ihres Geſichtsausdrucks, welcher deutlich beſagte, daß ſie es endlich an der Zeit halte, ſich heute auch über den Einfluß, welchen der Lenzmond auf das Gemüth des jungen Kriegsmannes übe, genau zu unterrichten. Dieſer zeigte ſich jedoch ungemein zerſtreut und abweſenden Geiſtes, ſo daß ihre Worte nicht den gewünſchten Erfolg ihres Wiſſensgelüſtes erzielten. Dazu redete ſie lächelnd: „Ich denke, Ihr habt Euch jetzt genugſam überzeugt, daß ich keine teufliſche Vermummung, ſondern ein wirkliches Weib bin, ſo daß Ihr bei mir Eures einſtmaligen Schutzmittels nicht bedürftig ſeid," und unter dieſen Worten neſtelte ſie ihm den Rock ſo weit auf, daß ihre Hand das kleine Amulet zu faſſen vermochte, das ihn, nach ſeinem Bericht am erſten Abend unter Gervas Trautwein's Lindenbaum, dereinſt im Lagerzelt vor der hölliſchen Anfeindung in Weibsgeſtalt beſchirmt gehabt. Doch ob Görz Rüdenklau ſich noch ſo ſehr in Gedankenabweſenheit befand, daß er ſich trotzdem ſolcher Befürchtung abermals hingab, er fuhr, offenbar in dieſem Moment erſt zur Beſinnung und Auffaſſung des an ihm Geſchehenden gelangend, plötzlich zurück. Das Nämliche aber that ganz zugleich auch die Hand Frau Joſefa's, denn im ſelben Augenblick hatte ein knarrender Ton das Oeffnen der Thür verkündet, und aus den beiderſeitigen entgegengeſetzten Bewegungen ergab ſich ein ſo heftiger Ruck, daß der hülfreiche Talisman des jungen Landsknechtes ſich nicht nur von ſeiner Halsſchnur losriß, ſondern gewaltſam auch aus den Fingern, die ihn gehalten, durch die Kammer davonflog. Klirrend hüpfte und rollte die Amuletmünze in Geſtalt eines alten durchlöcherten und verbeulten Sebaſtianspfennigs über den Boden und zwar gerade vor die Füße Urſula Röckenfeller's, welche durch ihr unvermuthetes plötzliches Eintreten den Anlaß zu ſeinem luſtigen Flug gegeben hatte, ſtumm auf die beiden Geſtalten vor ſich hinſtarrte und nur unwillkürlich jetzt den Blick auf das kleine kreiſelnde und klappernde Ding dicht neben ihrem Rockſaum niederſchlug. Aber im gleichen Moment lief ein krampfhaftes Zucken durch ihre ſich weit aufreißenden Lider, einer rauhhaarigen Spinne, die nach einer in ihrem Netz zappelnden Fliege hervorſchießt, ähnlicher denn je, packte Urſula Röckenfeller mit herabfahrender Hand das herrenlos gewordene Amulet und ſtürzte, die Thür hinter ſich zuſchlagend, ohne einen Laut wieder davon.

Frau Joſefa hatte gleichfalls kein Wort geäußert, auf ihrer Stirn dagegen kennzeichnete ein ſtark ausgebrochenes Roth äußerſten Unmuth über die unzeitige Durchkreuzung ihrer Belehrung, welche nun bereits zum zweiten Mal in ſehr ähnlicher widerwärtiger Weiſe durch die nämliche ungeſchlachte Perſönlichkeit ſtattgefunden. Allerdings beſchwichtete es ihre zornige Erregung beträchtlich, daß Görz Rüdenklau ſie um die Vergunſt bat — weil eine genaue Verabredung und wichtige Prüfung ihn gegenwärtig nöthige, ſich in Damian Uebelhör's Studirgemach einzuſtellen — ihm ihre Wiederkehr am nächſten Tage zuzuſagen, wo er ſie hier erwarten werde. Aber nach draußen zurückgelangt, ſchritt Frau Joſefa dennoch, um ihrerſeits ebenfalls nichts zur Verhütung ſolcher wiederkehrenden Unterbrechung zu verſäumen, geradeaus in die ſchon dämmernde Küche hinüber und ſagte kurz, doch mit unbeirrbarer Willensbeſtimmtheit:

„Morgen früh ſcherſt du dich aus meinem Hauſe zum Teufel, alte Hexenkrot! Verſtanden? Baſta!"

Digitized by Google

Aus dem dunklen Winkel, in welchem Ursula Röckenfeller zusammengekauert hockte, kam keine Antwort, und sie brachte überhaupt an dem Abend keinen Ton mehr zwischen ihren zahnlosen Lippen hervor. Nur als die Bewohner des Pfarrhauses sich zum Schlaf begeben, rakte sie die Herdkohlen wieder aus der Asche, blies darauf, zündete ihre zuvor ausgelöschte Küchenlampe nochmals an und kroch mit dieser in ihr Schlupfloch zurück, wo sie blöden Auges und lautlos lippenmurmelnd auf den Sebastianspfennig in ihrer verrunzelten Hand niederstierte. Ihr Mund buchstabirte ohne Ton die Inschrift der alten verschabten Münze, sie schloß die Augen und ihre Finger befühlten die Beulen und Buckel des durchlöcherten Geldstücks. Mehr als eine Stunde verbrachte sie so, dann that Ursula Röckenfeller etwas Entsetzliches, dem zum Glück keine anderen Augen als ihre eigenen zu Zeugen dienten. Sie öffnete das Kleid an ihrem Hals, streifte es weiter abwärts und betrachtete ein erbsengroßes dunkles Mal in Gestalt und Farbe einer Maulbeere, das von dem braungelben Grundton seiner Umgebung allerdings kaum mit erheblichem Gegensatz abstach. Und nun stand sie auf, faßte mit der einen Hand ihre dunstende Lampe, mit der anderen eine wuchtige Küchenaxt und schlich auf den Zehen an die Kammerthür, durch deren unvermuthetes Aufreißen sie am Abend den gerechtfertigten Verdruß Frau Josefa's auf sich geladen. Ein paar Secunden stand sie horchend, dann trat sie geräuschlos hinein.

Der Inhaber des Gemaches lag fest schlafend in seinem Bett ausgestreckt. Schritt um Schritt bewegte sich seine mitternächtliche Besucherin gegen ihn zu, hielt jetzt die Lampe in der Linken, streckte ihre Rechte, langsam vorrückend, nach dem Halse des Schläfers und zog ihm behutsam das grobe Linnenhemd bis an die Mitte der Brust herab. Unter dem Rande desselben hervor hob sich nun von seiner weißen Haut ein dunkler Fleck, unverkennbar ein Muttermal, und eigenthümlicher Weise an der nämlichen Körperstelle und von gleicher Maulbeerenform und -Farbe wie dasjenige, welches die alte Pfarrköchin zuvor an sich selbst betrachtet hatte. Eine Weile sah sie mit stier aus den Höhlen quellenden Augen darauf hinunter — und nun losch in dem Blick Ursula Röckenfeller's sichtlich der letzte Lichtfunke menschlicher Vernunft aus. Statt seiner loderte ein grelles Zucken des Wahnwitzes zwischen ihren Lidern, sie griff mit der Rechten hinter sich zurück, und ihr dürrer sehniger Arm hob die schwere Axt gerade über der Stirn des Schlafenden in die Luft.

Doch zugleich sagte Görz Rüdenklau mit einem hübschen Lächeln um die Lippen: „Stilla —", wachte offenbar von dem eigenen Wortklang halb auf, schlug die Wimpern aus einander und blickte einen Moment verwundert in das von dem rothglühenden Lampendocht ungewiß überhellte Gesicht der mit gehobener Hand vor ihm Stehenden. Allein der Traum hielt sein Bewußtsein umstrickt, er murmelte nur: „Was willst du, alte Pomeranze? Dank dafür, daß du mich heut Abend vor dem Weibsteufel bewahrt hast?" und schon wieder im Schlaf, stieß sein Mund ein kurzes Auflachen drein und die Lider fielen ihm zu. Er wachte auch nicht von einem dröhnenden Gepolter auf, mit dem im selben Augenblick die Axt aus den schreckhaft erstarrten Fingern Ursula Röckenfeller's hart an seinem Kopf vorbei auf den Rand der Bettstatt und weiter zu Boden herunterstürzte, während sie selbst mit verzerrter Irrsinnsmiene, die vom Aufblitz eines neuen Gedankens überfunkelt erschien, wieder aus der Thür lief und diese fest hinter sich verriegelte. Sie kehrte in ihre Küche

Digitized by Google

zurück, holte aus verstaubter Ecke eine alte eingerostete Pechpfanne hervor und begann die Eisenzinken derselben mit Werg zu umwinden, das sie in Zwischenräumen mit darauf geträufeltem Oel durchsättigte.

Görz Rüdenklau aber schlief ruhig und fest bis zu der Stunde, wo er täglich zu erwachen und seinen Morgengang im Schiltachthal aufwärts anzutreten pflegte. Dies that er stets noch vor Ablauf der Nacht, und so kleidete er sich auch heute in völliger Dunkelheit an, bedurfte indeß etwas längerer Zeit dazu als gewöhnlich und wich auch darin von der Ueblichkeit ab, daß er keinerlei Versuch anstellte, durch die verschlossene Thür hinauszugelangen, sondern geräuschlos das Fenster öffnete und sich behend in den Pfarrgarten hinunterschwang. Dann eilte er schnell durch die Finsterniß davon, zwischen den stillen Häusern der Stadt entlang, doch wiederum nicht nach seinem sonstigen Brauch in nördlicher Richtung. Vielmehr wandte er sich unter dem Schloßberg an der Kinzig stromab; ein erster matter Schimmer begann am Himmel zu dämmern, und in ihm kam dem hurtig Laufenden ein frühzeitiger ländlicher Wanderer entgegen, der jetzt, aufblickend, einen fürchterlichen Schrei von sich stieß und hinterrücks wie leblos an den Wegrand fiel. Der junge Landsknecht besaß indeß offenbar keine Zeit, dem Bauersmann bei dem ihm zugestoßenen plötzlichen Unfall hülfreich beizuspringen, denn ohne sich umzuschauen, bog er mit noch erhöhter Geschwindigkeit rechts in den Wald hinein ab, huschte pfadlos zwischen den dichten Stämmen hindurch weiter und verschwand nach einer Weile mit einem Mal, als ob die Erde ihn aufgeschluckt habe, aus dem beginnenden Morgenlicht.

Dies hob heute jedoch später und anders als in den letztverflossenen Wochen an. Es begrüßte die waldigen Bergspitzen mit keinem goldhellen Sonnenanblick, sondern kam herbstlich grau, träge und schleichend heraufgerückt. Die lange ausdörrende Hitze hatte augenscheinlich ihre schließlich einmal unabwendbare Wirkung geübt und alle Thäler um Schiltach mit einer dichten, bleischweren Dunstdecke überlagert, die nur ein trübes Halblicht auf Alles herunterließ und obendrein Miene machte, sich mit dem Vorschreiten des Tages zusehends noch schwärzlicher zu verdicken und nur hier und da mit weit niederhängenden, brandig-sonderbaren Falbeln zu verbrämen. Diese Unsicherheit der Beleuchtung erzielte aber im oberen Thal der Kinzig einen merkwürdigen Gegensatz, indem es die einzige Bewohnerin des Klosters Alperspach mit einem Gefühl der Sicherheit erfüllte, welches sie die Warnung Görz Rüdenklau's, ihren Schlupfwinkel niemals zu verlassen und sich keiner Gewahrung außerhalb der Mauern auszusetzen, heute Morgen als übersorglich betrachten ließ. Fräulein Stilla Söldenrich wußte, daß draußen die Veilchen blühten, denn sie hatte in den voraufgegangenen Tagen aus dem Fenster ihrer Zelle einen nahen Rainhang ganz mit blauem Schein überkleidet erblickt. Dabei war ihr die Erinnerung an den kleinen Strauß gekommen, den das widerwärtige Gesicht ihr im Spätherbst in ihre Schloßthurmbehausung gebracht, und daß sie damals gedacht, es sei zum letzten Mal, daß sie Veilchenduft einathme, und nun faßte sie ein unbezwingliches Gelüst, sich zu vergewissern, ob derselbe jetzt im Frühling, wie es ihr zweifellos erschien, ihre Sinne nicht noch weit köstlicher anmuthen werde. So schlüpfte sie, und zwar nicht weiß wie früher gekleidet, denn der Schneefink hatte sich curioser Weise mit dem Lenzanbruch in einen grünen Zeisig umgemausert, nach dem nahen Rain hinaus, pflückte ganze Hände voll von ihren kleinen, wunderduftreich wie noch nie zuvor sich unter ihr

Digitized by Google

schmiegenden Lieblingskelchen und schaute dann und wann in die Richtung, aus der sie Görz Rüdenklau erwartete, der ihr gestern beim Abschied den Auftrag ertheilt, sich heute für seine Ankunft völlig bereit zu halten, um wahrscheinlich unter seiner Führung ihren bisherigen Aufenthaltsort mit einem besseren zu vertauschen.

Stilla Söldenrich würde indeß vermuthlich dies Veilchenverlangen, das die Willkürherrschaft des Frühlings über sie verhängte, auch heute noch gezügelt haben, wenn sie eine warnende Ahnung davon besessen, daß sie durch andere Unvorsichtigkeit in letzter Zeit bereits die Aufmerksamkeit und schlimmen Verdacht entfernter Mitbewohner des Kinzigthalgrundes auf sich gezogen. Hier und da hatte einmal aus der Weite ein erschreckt staunendes Auge am Abend einen matten Lichtschimmer in dem verlassenen Kloster Alperspach gewahrt, doch selbstbegreiflich Niemand sich zu näherer Ergründung desselben herangewagt, da alle Vermuthungen als kaum anzuzweifeln ergaben, daß der furchtbare höllische Verderber in eigener Person sich der öden Zellen bemächtigt habe, um an der Hinterlassenschaft seiner ausgewanderten frommen Todfeinde grauenvolle Rache und Verwüstung zu üben. Ohne Görz Rüdenklau's Vorwissen, der in den jüngsten beiden Tagen durch noch gewichtigere Angelegenheiten abgehalten gewesen, im Kloster Kaltenbrunn wie sonst einzusprechen, war aber auch in das letztere die nachbarliche Alperspacher Teufelskunde hinübergelangt und von der Schwester-Oberin mit nachdenklichem Gesicht aufgenommen worden. Sie hatte sich das bisher von dem Treiben des höllischen Geistes in Erfahrung Gebrachte, so viel oder wenig darüber mitzutheilen war, eingehend berichten lassen und vermöge ihrer geheiligten Unantastbarkeit nur sehr geringe Anzeichen persönlicher Befürchtungen, dagegen äußerst lebhafte Neigung an den Tag gelegt, sich mit eigenen Augen über die Art der auffälligen neuen Bewohnerschaft der vereinsamten Mönchszellen Gewißheit zu verschaffen. Und in weiterer Folge dieses Aufklärungsgelüstes erblickte Stilla Söldenrich heute Morgen, wie sie einmal wieder vom Veilchenpflücken emporsah, plötzlich eine dichte Schar weißer weiblicher Gestalten mit Scapulier, Schleiern, Kreuzen, Rosenkränzen und Gebetbüchern in den Händen von dem Bergrücken, der die beiden Kinzigthäler aus einander schied, herabsteigen. Hinter ihnen folgten einige Dutzende von Bauern mit Spießen, Heuzinken, Dreschflegeln und sonstigen im Nothfall nützlich als Hiebgeräth verwendbaren ländlichen Haus- und Stallmitteln ausgerüstet. Auch eine Anzahl von Weibern und Kindern begleitete den Zug, jedoch mit scheu vorwärts spähenden Blicken und sorgsamer Deckung hinter den geistlichen und weltlichen Waffen des Vordertreffens; allen an der Spitze aber schritt mit einem schuhhohen Crucifix zwischen den Fingern muthig die Schwester-Oberin, und zwar in dem Moment, als die Blumensucherin sie zuerst gewahrte, schon so nahe, daß es dem Mädchen unmöglich fiel, die Mauern des Klosters Alperspach wiederzugewinnen. Dasselbe hätte ihr offenbar im Uebrigen auch keinerlei Zuflucht mehr zu bieten vermocht, und eine Secunde lang saß Stilla wie ein geducktes Häschen von Schreck gelähmt rathlos zwischen ihrem Veilchenkraut. Dann schoß ihr als einzige Rettungshoffnung der Gedanke durch den Kopf, Görz Rüdenklau, der von der Stadt herkommen mußte, entgegenzulaufen; sie flog in die Höhe und durchs Kinzigthal abwärts nach Schiltach. Die Augen der Oberin jedoch erfreuten sich noch jugendlicher Sehschärfe, sie erkannte trotz der immer dicker gewordenen Luft und der veränderten Kleidung sofort das Gesicht und die Gestalt der Fliehenden und rief:

Digitized by Google

„Da ist euer Teufel, wie ich ihn mir gedacht, die uns weggelaufene Dirn! Fangt sie ein und sperrt sie in den Bußkeller zu den Kröten hinunter, wohin ihre satanische Weltlüsternheit gehört!“ Und da der Anblick des grünen Flüchtlings in Wahrheit nach keiner Richtung irgend etwas Teufelsmäßiges darbot, so schwoll bei diesem Zuruf der Muth in allen himmlischen und irdischen Gemüthern des Gefolges der frommen Oberbefehlshaberin plötzlich derartig an, daß Alle ihren bisherigen bedachtsamen Schritt zum Lauf beschleunigten. Bedauerlicher Weise aber trug Stilla Söldenrich auch nicht einmal in der Behinderung eines ihrer Füße ein diabolisches Merkzeichen an sich, sie hinkte nicht, sondern schien im Gegentheil um die Wette mit den um sie hertaumelnden gelben Sommervögeln auf Flügeln davonzuschießen, so daß sie anfänglich unverkennbar den Vorsprung zwischen sich und ihren Verfolgern noch erweiterte. Doch an ein Verbergen oder Entrinnen zur Seite war für sie nicht zu denken; die beiden Bergwände des Thales beließen ihr keine andere Wahl, als geradenwegs am Fluß abwärts auf Schiltach zu weiterzulaufen, wo sie unfehlbar angehalten werden mußte, und mit vielstimmigem Halloh, Durcheinandergeschrei und christlichem Wetteifer der Beine wälzten sich in aufgelöstem Knäuel die weißen Schwestern, Bauern, Weiber und Kinder hinterdrein.

Während sich solchergestalt nun das Fräulein Stilla Söldenrich zur Strafe ihrer Unvorsichtigkeit und Veilchenliebhaberei in schlimmer, ziemlich hoffnungsloser Drängniß befand, that ihr Vater, der Ritter Burkhard Söldenrich, seelenruhig das Nämliche, was er allmorgenlich zu vollbringen pflegte. Er trat — nach der Meinung der alten weiblichen Burgdienerschaft, um in der Stille seine Andacht abzuhalten — in die zerfallene Schloßcapelle, verweilte jedoch in derselben nicht, sondern stieg durch eine kaum wahrnehmbare Thür auf enger gewundener Treppe zu einem noch tiefer belegenen unterirdischen, völlig lichtlosen Raume hinunter. Hier schlug er sich mit Stahl und Zunderschwamm Licht, entflammte eine an eiserner Klammer hängende Lampe und erhellte so ein ziemlich umfangreiches Verließ, das, zum Theil in den Felsen gehauen, zum Theil roh aufgemauert, den Beschauer überall mit nacktem, vorspringendem, feuchttropfendem Gestein anstarrte. Das Ganze bildete einen für menschliche Empfindungen äußerst wenig anziehenden Aufenthaltsort und mochte dies Gefühl ehemals vor der Sicherstellung des „ewigen Landfriedens“ in ausgiebigem Maße manchem Handelsmann oder vielleicht auch edelgeborenen Herrn eingeflößt haben, deren Geduld hier zur Aushändigung eines geziemenden Lösegeldes an den jeweiligen Herbergebesitzer durch den Tropfenfall mürbe gemacht worden. Der gegenwärtige Schloßinhaber lebte jedoch in einer Zeit besserer Bürgschaft für Hab und Gut, Leib und Leben friedfertiger Wandersleute und besaß deshalb keinen Anlaß, von den üblen Erinnerungen der früheren Bestimmung dieses Raumes gemüthlich belästigt zu werden. Im Gegentheil leuchtete sein eines Auge fast wie von einem phosphorescirenden Glanz ungewohnter Vergnüglichkeit auf, wie er jetzt in die entlegenste Ecke des Gelasses hineintrat, dort einen beträchtlichen Stein auf dem Gemäuer zur Seite drückte und seine Hand in eine dadurch geöffnete Höhlung hineinstreckte. Und er vollzog dies in einer Art, die einem Augenzeugen kaum einen Zweifel darüber belassen hätte, es sei darin die eigenthümliche Form der täglichen Morgenandacht Burkhard Söldenrich's zu gewahren. Nun starrte er, wie kein Blick der frommen Insassinnen des Klosters Kaltenbrunn sich begieriger nach den ver-

Digitized by Google

heißenen Schätzen des himmlischen Lohnes ihres entsagungsvollen Erdenwandels richten konnte, auf seine Finger, die aus dem dunklen Loch etwas Glimmerndes, Gleißendes, Glitzerndes heraufhoben und zwischen sich durch klingend, klappernd und klirrend wie einen goldenen Regen wieder herunterrieseln ließen. Ein köstliches Gefühl schon gesicherter, unverlierbarer Seligkeit mußte ihn daraus durchströmen, denn er setzte diese andächtige Beschäftigung minutenlang stets in gleicher Weise fort, doch plötzlich jetzt zuckte etwas in dem Gesicht des Ritters, sein scharfes Ohr hatte noch einen anderen Ton als den des goldenen Geriesels aufgefangen, rasch stieß er den Stein wieder in die Mauer zurück und sprang, sein Auge erstaunt-mißtrauisch vorbohrend, in die Mitte des Verließes. Aus der entgegengesetzten Ecke desselben kam ein Geräusch, als ob dort eine Ratte oder ein größeres Thier sich durch einen Schlupfgang hervorarbeite — und im nächsten Moment trug sich etwas überaus Furchtbares, Athemlähmendes, meduſenhaft den Blick Versteinerndes zu. Aus einer etwa vier Schuh hohen Oeffnung des Felsgesteins, die lichtlos geradeaus in die Unterwelt hinabzuführen schien, tauchte ein gehörnter, völlig von kohlenschwarzem Haupt- und Barthaar umzottelter Kopf, aus dem nur zwei rothglühend umränderte Augen mit weißem Aufblick hervorstachen. Ein scharlachfarbiges Wamms folgte hinterdrein, an dem sich augenverwirrend allerhand Nachtgethier, Kröten, Eidechsen und Schlangen in noch feurigerer Erscheinung wie lebendig gewordene Flammen heraufringelten — und dann stand der leibhaftige Oberste des teuflischen Reichs im ungewissen Geflacker der Mauerlampe riesig emporgewachsen da und rief mit hohler Stimme aus fletschenden weißen Zähnen: „Dein Maß ist voll, Burkhard Söldenrich! Gieb dein Lottergold heraus, sonst fahr ich mit dir selber in den Schwefelpfuhl!“ Und als ob auch der Himmel keinen Zweifel an dem Vollgewicht dieser Drohung der satanischen Majestät übrig lassen wollte, fuhr im selben Augenblick aus der schwarz verdickten, brandigen Wolkendecke draußen ein ungeheurer Blitzkeil, warf seinen Abglanz durch die offen gebliebene Thür der Schloßcapelle droben blendend noch bis in das unterirdische Verließ herab, füllte dies mit schwefelichtem Gestank und schütterte unmittelbar darauf mit dem Gekrach eines Bergzusammensturzes die Stadt und Burg Schiltach bis in den Felsgrund der letzteren hinein.

Alles das geschah mit einer Zusammenwirkung, um auch die stärksten Nerven des Jahrhunderts zum Wanken zu bringen, und eine Secunde lang starrte auch der einäugige Ritter Burkhard Söldenrich wirklich verdutzt, reglos und sprachunfähig drein. Aber dann bewies er, daß er, um seine Zeit unbekümmert, sich in seiner Burg selbst von dem Höllenfürsten nicht ins Bockshorn jagen lasse, schrie: „Glaubst du, Hallunke, wer du bist, ein altes Plärrweib zu nasführen?“ und schnellte sich gleichzeitig an die Wand, von der ein Haufen eisernen Waffengeräths, Arm- und Beinschienen, Stahlkappe und Schwert herabhingen. Doch ehe seine aufgereckte Hand das letztere zu fassen vermocht, hatte die Teufelsgestalt sich ihm mit einem Satz nachgeschwungen, selbst eine lange Hiebwaffe von der Hüfte gerissen, hielt ihn wie von einer metallenen Klammer festgepackt und antwortete jetzt mit der Stimme Görz Rüdenklau's:

„Ich war ein Narr, daß der Teufel sich vorm Teufel fürchten sollte, aber hier vor seinem Stachel! Rühr dich nicht, sonst kostest du ihn in deinen verschrumpften Magen hinein!“

Die Spitze des Schwertes funkelte dicht vor den Augen des Ritters, der nothgedrungen sein Vorhaben aufgab und

Digitized by Google

nun, plötzlich seine wilde Miene völlig verändernd, erwiderte:

„Ihr seid's? Wolltet Euch einen Spaß mit mir bereiten, sehen, ob ich auch ein so dummer Teufel sei, wie sie überall in der Welt herumlaufen. Kommt, Freund, wir wollen hinaufgehen an unser Geschäft."

Doch der junge Landsknecht entgegnete lachend:

„Dazu bin ich hier — ich weiß, Ihr habt die Goldmacherkunst von mir gelernt —"

Hastig fiel der Andere ein: „Ich versteh Euch nicht, meine Hoffnung ruht ja auf Euch, daß Ihr sie mich lehrt, um meine Armuth — was wollt Ihr?"

Aber Görz Rüdenklau's Geduld war zu Ende, er riß mit jäher Faust den schlotternden Ritter weiter von seiner Waffenwehr zurück und donnerte:

„Was du willst, Burkhard Söldenrich, Rad und Rabenstein oder das Gold, das Veit Mattenklodt und Marquard Dünnebier und all ihre Genossen seit zwanzig Jahren mit dem großen Magisterium in deinen Sack hineingehext! Unser Vertrag geht auf ehrliche Theilung, dein Silber magst du in den Krallen behalten, 's würd mir zu schwere Bürde sein, ich will nur das Gold. Will's auch nicht für mich, sondern für Jemand, dem's rechtmäßig zugehört, wie's einmal auf dieser schuftigen Erde für Recht gelten muß. Hab aber nicht Zeit mehr zu warten, du kennst die Plempe hier, hast sie schon im Fleisch gespürt, als du in der Neujahrsnacht von der Treppe gefallen. Drum noch einmal, Burkhard Söldenrich, Rad und Rabenstein, und es wird ein noch lustigerer Spaß sein als heut, den die Krähen sich mit dir machen — oder wo glimmert's im Hamsterloch?"

In den Worten des jungen Kriegsmannes und ihrem gebieterischen Ton lag jedoch nicht das Geringste der von ihnen voraufgedeuteten Spaßhaftigkeit, vielmehr ein so blutig-sicherer Ernst, daß der Ritter Burkhard Söldenrich ächzend ausstieß: „Mein Leben — laß mir nur mein Leben und mein Silber!" und angstvoll die Hand ausstreckend nach der geheimen Maueraushöhlung wies, in der seine Finger noch vor kurzer Frist ihre Morgenandachtsbegier gestillt. Doch Görz Rüdenklau begnügte sich nicht mit der vorgezeichneten Richtung, sondern zog den Schloßherrn selbst mit sich dorthin, dessen zuckende Hand den Stein herausheben und den vergrabenen Schatz offenbaren mußte. Und jetzt brach unwillkürlich der Kandelsteingast der letzten Sylvesternacht in eine curiose Lache aus: „Hab Dank, Wenzel Böheimb! hattest doch vollkommen Recht, ist ein klein Loch, sieht schwarz, liegt also, fällt kein Schnee ein" — und rasch in die Oeffnung hineingreifend, zog er Handvoll um Handvoll von glimmernden, klimpernden Goldgulden, Ducaten und Zechinen hervor, die er in die Brusttasche und alle Säcke seines Kollers unter dem rothen Teufelsgewand einheimste. Bei dem Klang des Goldgerieſels indeß verließ Burkhard Söldenrich noch einmal das Gedächtniß an das mit doppelter Bedrohung über seinem Nacken funkelnde Schwert Görz Rüdenklau's und des Henkers der „ordentlichen Reichsdeputation" zur absoluten Ueberwachung des kaiserlichen Landfriedens. „Mein Gold!" stöhnte er aus heiser röchelnder Brust, und besinnungslos schnürten seine knochig ausgemergelten Finger sich kraftvoll um die Kehle des jungen Schatzhebers, der sich nicht anders von der plötzlichen würgenden Umstrickung frei machen konnte, als daß er wuchtig mit dem Schwertknauf auf den Schädel seines Angreifers herunterstieß. Da lösten sich die krallenden Hände, betäubt kollerte der Ritter und weglagernde Buschklepper hinterrücks zu Boden und fast betäubt stand auch sein Ueberwinder,

Digitized by Google

nach Luft ringend. Es sauste und heulte ihm in den Ohren, und er mußte erst sein Bewußtsein sammeln, das offenbar im Begriff gewesen, von dem zurückgepreßten Blut seiner Halsadern auszulöschen. Doch jetzt kam es ihm voll wieder mit freiem Blick und beruhigtem Herzschlag, nur vor seinem Gehör ließ das Sausen und Heulen nicht nach, schwoll vielmehr noch stärker an, mit hundert in der Ferne kreischenden, schreienden Stimmen und sturmschnellem Glockengeläut untermischt. Es war ein Getöse von der Oberwelt her, als ob Posaunen und Gezeter des jüngsten Gerichtes dort zusammendröhnten, räthselvoll-unbegreiflich, sinnbethörend, und in seiner Aufregung stürzte Görz Rüdenklau statt durch den unterirdischen Ausbruchgang der alten Burg in den Wald zurück die gewundene Ecktreppe hinan und, ohne seiner höllischen Verkleidung zu gedenken und sie abzuwerfen, durch die Schloßcapelle ans Thor. Da schlug ihm von drunten, wo die gute Stadt Schiltach lag, eine einzige ungeheure, bis in die Wolken lodernde Riesenflamme entgegen.

Und nun befindet der wahrheitsgetreue Berichterstatter der Vorgänge in und um Schiltach am Morgen des zehnten Apriltages des Jahres 1533 sich nicht mehr in der Lage, mit geschichtlicher Gewissenhaftigkeit verbürgen zu können, was den Anlaß dazu gegeben, die gesammte Stadt in weniger als einer Stunde ohne Uebriglassung eines einzigen Gebäudes in einen heillosen, vollständigen Schutthaufen zu verwandeln. Seine Meinung neigt sich dahin, daß der einzige an jenem Morgen aus dem schweren, tagverdunkelnden, doch völlig regenlosen Wettergewölk herabgefahrene Blitzschlag das Pfarrhaus entzündet und bei dem gleichzeitig losgebrochenen Sturmwind den Brand mit rasender Geschwindigkeit über alle von der wochenlangen Sonnenhitze zunderartig ausgedörrten Dach- und Wandschindeln der Häuser fortgewälzt habe. Dem steht aber, wie nicht zu verschweigen, allerdings eine andere gewichtige und späterhin von den Aussagenden auch mit gerichtlichem Eid verstärkte Anschauung entgegen. Dieser gemäß hatten mehrere Augen — freilich bei dem unsicheren Licht nur in Umrissen — von der Gasse aus wahrgenommen, daß um die besagte Zeit sich über dem Dach des Pfarrhauses eine dunkle, entsetzlich aussehende Weibsgestalt mit windfliegenden Haarsträhnen und etwas wie einer Pechpfanne in den Händen heraufgehoben. Dieselbe habe mit grauenvoller Stimme gerufen: Die ganze Stadt Schiltach sei des Teufels, der Teufel selbst liege eingeschlossen unter ihr im Hause und sie sei des Teufels Mutter! Und im nächsten Augenblick sei sie in einem dick um sie her aufqualmenden Rauch verschwunden, aus dem nur ein rother Höllenschein aufgebrochen und sie spurlos mit in die Luft hineingelodert habe. Hieraus entnahmen die Augenzeugen, und auch das Gericht schloß sich später aus mannigfachen Erwägungen ihrer Ansicht an, daß es eine Hexe gewesen, welche vom Teufel aufgestiftet, die Stadt zu verderben, und sowie sie ihr Werk vollbracht, von ihrem Buhlen geradenwegs in die Hölle fortgeschleppt worden. Es redete fast unwiderleglich dafür, daß derselbe sich bereits im ersten Morgengrauen des Tages dicht in der Nähe Schiltachs gezeigt und durch seine Erscheinung einen Landmann besinnungslos in den Weggraben geworfen hatte, sowie daß er um die Stunde der großen Brandnoth selbst noch einmal von vielen Augen unter besonderster Bewandtniß öffentlich erblickt worden. Die einzige Bewohnerin der Stadt aber, auf die aller Verdacht, jenes Kebsweib des satanischen Tückebolds gewesen zu sein, sich hinwälzte, war die Pfarrersköchin Ursula Röckenfeller, denn die Wetterhexe hatte sich einestheils auf dem Hausdach Damian Uebelhör's er-

Digitized by Google

hoben, um dies der unter ihm weilenden Frömmigkeit und streitbaren Gottesgelahrtheit halber zuerst in Asche zu legen, und anderentheils bildete Ursula Röckenfeller die einzige Angehörige Schiltachs, über welche die schützenden Engel des Himmels nicht ihre Fittiche gebreitet hatten, so daß sie allein — wenn ihr höllischer Leib- und Seeleverderber sie nicht in seinen Klauen mit sich genommen — zu Kohle verbrannt mit unter dem großen, tagelang qualmenden Schutthaufen hätte verschottert liegen müssen.

Das sind die beiden streitigen Anschauungen über die Ursache des bedauerlichen totalen Untergangs der trefflichen Stadt Schiltach am Morgen des zehnten Apriltages im Jahre 1533 post Christum natum. Mit historischer Gewißheit aber kann der Geschichtschreiber wieder berichten, daß, nachdem der erste Entstehungsanlaß stattgehabt, das Feuer wie an Spinnweben von Dach zu Dach lief, hier übersprang, dort aus der Luft niederfiel und kaum den Inwohnern Zeit ließ, sich unter Zurücklassung ihrer sämmtlichen Habe mit tausendstimmigem Geschrei, Klagen und rathlosem Getümmel aus den gleichzeitig brennenden Häusern ins Freie, hauptsächlich gegen den zunächst Lebenssicherheit bietenden Schloßberg zu flüchten. In kürzerer Frist als einer Viertelstunde war Alles zwischen den alten Ringmauern in eine einzige lodernde, sprühende, rauchende, fauchende und schnaubende Masse verwandelt, aus der nur noch kurz die sich von selbst zum letzten Mal bewegenden Glocken der St. Trudpertskirche herauswimmerten, um dann als zerschmolzene Unrathschlacken dicht neben Gervas Trautwein's Lindenbaum niederzustürzen, der vergeblich seine eben mit neuer Frühlingsfreudigkeit ausgrünenden Astarme knatternd, seufzend und zischend vor den leckenden Flammenzungen wegzuringen trachtete. Die ächzende Glocke hatte sein letztes Stündlein ebenfalls verkündet, und auch der gute Wein in Gervas Trautwein's Keller, den derselbe stets sorglich vor dem Wasser behütet, reichte schließlich nicht hin, den über ihn gerathenen unauslöschlichen Durst der feurigen Zungen zu stillen.

Das Alles zusammen hatte das Sausen und Heulen in Görz Rüdenklau's Ohren hervorgerufen, und dieser Anblick allgemeinster kopfloser Verworrenheit war's, der ihn in dem Moment, wo er die Außenwölbung des Burgthores erreichte, empfing und selbst auf ihn, dem schon manches Unerwartete im Leben begegnet, eine so überraschende Wirkung übte, daß er, wie seinen gesunden Sinnen nicht trauend, auf das Geloder, Geprassel und Geschrei hinunterstarrte. Doch bevor er dieses mit einem nur halb deutlichen Verständniß aufzufassen vermocht, wurden seine Augen ruckhaft von einem anderen, ebenso sonderbaren und zunächst unerklärlichen Vorgang links hin zur Seite herumgerissen, denn von dort her kam es jetzt, einem großen grünen Vogel ähnlich, um eine Waldecke gebogen, gerade auf den Schloßhügel zu, und dicht hinterdrein jagte es wie ein athemlos kreischender, anders gefiederter Schwarm. Einem Flug von Dohlen und schwarzweiß gesprenkelten Elstern glich es, die einen Zeisig zu haschen suchten, der die letzte ermattete Schwingenkraft aufbot, ihnen zu entrinnen. Doch Stilla Söldenrich konnte nicht mehr, sie drückte beide Hände gegen die Brust, um diese vor dem Auseinanderspringen zu bewahren, und lief eigentlich ohne Bewußtsein nur mehr instinctiv dem alten Eulennest ihrer Kindheit zu, als ob dort ein Wunder geschehen und ihr Vater ihr Aufnahme und Schutz gewähren müsse. So aber waren ihre Sinne von tödlicher Angstbetäubung und diejenigen ihrer Verfolger von heiligem Wetteifer überwältigt, daß weder die Eine noch die Anderen auch nur eine Secunde durch den Anblick der

Digitized by Google

brennenden Stadt angehalten wurden, sondern Beide nach wie vor blindlings ihren Zielen entgegentrachteten. Stilla jedoch war außer Stande, ihre fragwürdige Zuflucht mehr zu gewinnen; etwa hundert Schritte trug der Fuß sie noch die ziemlich steile Anhöhe hinan, dann verging ihr der Athemrest, sie stand zum ersten Mal seit einer Stunde still und griff taumelnd mit den Armen in die Luft. Die Schwester-Oberin des Klosters Kaltenbrunn dagegen bewies, daß sie noch über- ausnehmend ungeschwächte Beine verfügte und dieselben kraftvoll zu benutzen wußte, denn sie befand sich noch immer unter den Vordersten der Nachsetzenden und rief jetzt triumphirend: „Greift zu! Faßt sie!“ und ein Dutzend ihrer bäuerlichen Hülfsmannschaft sprang mit ausgereckten Fäusten auf die keuchend Erschöpfte zu.

Da geschah es, als ob die heillose Zeit das fromme Sprüchwort von der Hülfe Gottes, „die am nächsten, wenn die Noth am höchsten“, in schandbarer Böswilligkeit dahin zu travestiren sich erfrecht, daß sie an die Stelle des üblichen Erretters den großen Affen Gottes gesetzt und denselben angestiftet, seinen höhnischen Nachahmungstrieb auch auf diesem Gebiet zu bethätigen. Denn im gleichen Moment scholl etwa fünfzig Schritte über der Bedrängten der laute Ruf: „Stilla!“ — ihr Kopf fuhr auf, einen Herzschlag lang stutzte sie, hatte mit dem nächsten, wie von einem tückischen Zauber neu belebt, die Kraft zurückgewonnen, sich noch einmal aufzuraffen, einem jauchzenden Vogel gleich weiter aufwärtszufliegen — und plötzlich wälzte sich hinter ihr der verfolgende Schwarm wie eine belfernde Meute vor einem schnaubend und zahnfletschend aus dem Dickicht hervorbrechenden Wildkeiler zurück, kollerte zeternd, heulend und jammernd zwischen haltlos herumfliegenden Piken, Dreschflegeln und Heuforken den Abhang hinunter und kreischte: „Er hat sie — Er holt sie — der Leibhaftige hat sie in den Krallen!“

Und es war grausenerregend anzusehen — nicht nur die weißen Schwestern und ihr Hülfsgeleit, auch sämmtliche Flüchtlinge aus der guten Stadt Schiltach, die den entsetzensvollen Ruf vernahmen, starrten, für den Augenblick alles Andere vergessend, von Schauder gelähmt, nach der Mitte des Schloßbergs hinauf. Blutig von der ungeheuren Lohe drunten angestrahlt, ward Stilla Söldenrich dort von zwei rothen Armen aufgefangen, ein schwarzer Kopf mit Hörnern und langem Bocksbart bückte sich drüber, die Hände desselben umklammerten sie, hoben sie in die Höhe und wirbelten im nächsten Moment, spurlos mit ihr verschwindend, gerade in die dicke, schwarze Rauchmasse hinein, die der Sturm nach dem Waldgebirg hinter der Burg hinüberschnob. Und es war im Grunde nichts Wunderbares, sondern nur zu Begreifliches und Folgerichtiges, daß der Teufel leibhaftig eine weggelaufene Nonne zu höllischen Qualen in den Schwefelpfuhl davontrug.

Wie aber die ewige Schutzwaltung stets darauf bedacht ist, die menschliche Schwäche nicht dem Gelüst des großen satanischen Verderbers unterliegen zu lassen, so war es der Wille der Vorsehung, die Einbuße dieser Stunde, in der eine Seele verloren ging, durch den himmlischen Rückgewinn einer anderen wenigstens mit einiger Tröstung und Bekundung ihres Gerechtigkeitssinnes wieder auszugleichen. Und zwar bediente sie sich als irdischen Werkzeugs dazu der scharfen Sehkraft und Geistesgegenwart der Oberin des Klosters Kaltenbrunn, deren Auge jetzt unfern vor sich unerwartet auf das Gesicht der ehemaligen Schwester Benedicta traf. Diese war gleich den übrigen Bewohnern der Stadt aus dem Glutanhauch der kolossalen

Digitized by Google

Brandstätte fortgeeilt, stand, unzweifelhaft nach einer göttlichen Fügung, gegenwärtig völlig vereinzelt an einen Baumstamm gelehnt und mußte dem Anblick so sehr den Eindruck reumüthiger Betrachtung eines Versäumnisses erregen, daß ihre einstmalige Vorgesetzte, offenbar von plötzlichem Mitgefühl überwältigt, hastig einigen der neben ihr befindlichen Bauern ein paar Worte ins Ohr flüsterte. Und im folgenden Moment wurde Frau Josefa Uebelhör so unvermuthet schnell von mehreren kräftigen Armen um den Leib, an Schultern und Füßen gefaßt, aufgehoben und fortgetragen, daß fast eine halbe Minute darüber verging, ehe sie ihrer Besinnung habhaft ward und sich durch lautes Geschrei dem ihr Geschehenden zu widersetzen anhub. Doch die Luft um Schiltach war derartig von Geknatter, Geheul und Gelärm angefüllt, daß Niemand auf eine einzelne kreischende Stimme Acht gab, und zum Ueberfluß verhinderte die Schwester-Oberin eine Weiteräußerung derselben vermittelst eines zweckmäßig zwischen die Zähne Frau Josefa's hineingedrückten Schleiers. Gleichzeitig jedoch bewegte sich auf ihre Anordnung der so eilfertig aus dem Kinzigthal herabgekommene Zug hurtig stroman wieder zurück, und die Glocke des Klosters Kaltenbrunn verkündete erst gerade die Mittagsstunde, als die zur Errettung einer bedrohten Seele Ausgezogenen, wenn auch mit anderem als dem erhofften Einfang, doch jedenfalls gleich freudig-erfolgreich dort eintrafen. Die frühere Schwester Benedicta war indeß muthmaßlich durch die vielfältige Sinnesaufregung des Tages so sehr der klaren Erkenntniß von der Erfüllung ihres sehnlichsten Verlangens beraubt, daß sie sich am Eingang des heiligen Gebäudes zeternd und zappelnd mit allen Gliedmaßen zur Wehr setzte und derartig die einer Nonne geziemende Zurückhaltung vergessen ließ, daß die Oberin sie in den Bußkeller hinunterzutragen und dort bis zur Wiedergewinnung schwesterlicher Sanftmuth und Schicklichkeit mit sicherem Strickwerk zu befestigen gebot. Dies geschah, denn Görz Rüdenklau löste, anderweitig zu dringend beschäftigt, sein gestriges Versprechen für die Dämmerstunde nicht ein, und Damian Uebelhör besaß von dem neuen oder alten derzeitigen Aufenthaltsort seiner Ehegenossin vor der Hand keine Ahnung. Doch als er späterhin zufällig Wissenschaft darüber erlangt, handelte er merkwürdiger Weise so, als ob diese Veränderung ihn gar nicht angehe und er nur einmal geträumt habe, die Schwester Benedicta sei durch seine Beihülfe einige Monate lang die Frau Pastorin Josefa Uebelhör gewesen.

Im Uebrigen hatte Damian Uebelhör auch genugsam Nöthigung, seine Gedankenkraft in anderer Richtung zu verwenden, denn bei der unglaublichen Plötzlichkeit des Ausbruches der Feuersbrunst war sein beinahe für den Druck vollendetes Manuscript „De rebus diabolicis“ gleichsam auf einem blasphemisch von höllischen Fäusten angeschürten riesigen Scheiterhaufen mit in den Flammen untergegangen. Und da sein Gedächtniß nicht für die Wiedererneuerung ausreichte und sich kein Gewährsmann wiederfand, der ihm für die Ränke, Schliche, Fallen, Argliſten, Schlingen, Tücken, Bosheiten, Gelüste, Gestaltungen, Vermummungen und Verkappungen des großen Erzhinkers und Erzschalks aus eigenen Begegnungen und Erlebnissen tausendfältiges wahrheitsgetreues Zeugniß abstatten konnte, so ist das Werk zum unersetzlichen Schaden der Christenheit auch später nicht in den Druck gelangt, sondern, und zweifellos zum frohlockenden Zähneblecken zahlloser unsauberer Geister, nicht mehr zur Wiedergeburt aus der Asche erstanden. Die gute Stadt Schiltach dagegen lag bereits

Digitized by Google

nach Ablauf eines Jahres wieder wie ein neugeborenes Kind in ſauberen und friſchen Windeln oder Schindeln in ihrer grünen, von der Kinzig geſchaukelten Thalwiege, und Damian Uebelhör hat es noch erlebt, bei einem guten Trunk unter dem neugepflanzten „Lindenbaum“ Gervas Trautwein's zu ſitzen, auch ſpäter, nach dem eines Tages plötzlich erfolgten Tode desſelben, manchmal noch bei Alois Rindelaub einen Becher zu leeren, dem Frida Trautwein als deſſen eheliche Genoſſin nachher die weit im Umkreis geprieſene Wirthſchaft zugebracht. Zum Glück indeß erlebten ſämmtliche damaligen Bewohner Schiltachs, mit Ausnahme einiger noch unverſtändiger Kinder, es nicht mehr, daß die treffliche Stadt im ſchlimmen Jahre 1590 abermals und zwar unter alleiniger Verſchonung der Kirche und des Pfarrhauſes durch eine Feuersbrunſt völlig zu Grunde ging, woraus wohl mit Recht von dem Chroniſten des letzteren Ereigniſſes gefolgert worden, daß der ††† bei dieſem ſeine glühende Kralle nicht im Spiele gehabt.

So wenig aber Görz Rüdenklau jemals Kunde davon zu erlangen vermocht, durch wen ihm urſprünglich im Welſchland der Eintritt in die Welt eröffnet geweſen, ſo wenig iſt es dem bisherigen Berichterſtatter gelungen, durch ſeine Forſchungen Aufhellung über das weitere Verbleiben des jungen Landsknechtes in der Welt zu gewinnen. Alle eifrigen Durchmuſterungen derzeitiger und ſpäterer Ueberlieferung haben nichts Anderes als den kärglichen Fund ergeben, daß gegen das Ende des Jahrhunderts in der Stadt Bamberg an der Regnitz kurz vor dem Regierungsantritt des proteſtantenfeindlichen Biſchofs Neithard von Thüngen ein Rathsherr Namens Görz Rüdenklau mit Hinterlaſſung einer ungewöhnlich zahlreichen, doch — wie bemerkt wird — wohlverſorgten Familie hochbetagt geſtorben iſt. Ob dieſer jedoch der nämliche geweſen, der im September des Jahres 1533 durch Wenzel Böheimb's Veranlaſſung in die Stadt Schiltach an der Kinzig gekommen, hat der Hiſtoriograph nicht in Erfahrung bringen können und muß alle Vermuthungen darüber als unnachweisbar unterlaſſen.

Artaban und Pachomia.

Eine Skizze aus Kleinrußland

von

Leopold v. Sacher-Masoch.

Artaban war mit seiner Flinte im Walde. Wo sollte er auch sein? Mag der das Getreide schneiden, der es gesäet und den Acker gepflügt. Wenn man den Adler in einen Käfig sperrt, wird er deshalb doch nicht singen. Wie dieser gewohnt ist, in dem reinen Aether zu kreisen, so war Artaban zwischen hundertjährigen Tannen und tausendjährigen altersgrauen Felsen aufgewachsen. Er fühlte sich nur frei unter der Saphirkuppel, mit der Gott sein wunderreiches Haus gedeckt hat, das modernde Strohdach einer von Menschenhand erbauten Lehmhütte benahm ihm den Athem, er lebte im Walde, hier war ihm jede Gestalt und jede Stimme befreundet. Sein Vater hatte ihn schon als Kind in die Wildniß mitgenommen, und er suchte Blumen, Beeren und Schwämme, während der erstere im grünen Schatten verborgen auf einen Luchs oder Bären lauerte.

Hier wuchs er mit den jungen Tannen um die Wette und war ein schöner, kühner Bursche mit einnehmenden Zügen, als sein Vater starb und ihm sein ganzes Hab und Gut, die alte Türkenflinte, deren rostiger Lauf noch Spuren eines Koranspruches in goldigen Lettern zeigte, hinterließ. Er ging jetzt allein auf die Jagd und kletterte von Felsen zu Felsen, wo außer ihm nur noch die Gemse kletterte, und so war er auch heute im Walde, wie gestern und wie an dem ersten Tage, an den er noch zurückdachte.

Es dämmerte, der letzte Abendstrahl legte einen matten rothen Schimmer um die schlanken Stämme, während ringsum die Schatten gespenstisch wuchsen. Artaban ging auf weichem, sammetnem Moose zwischen jungem Nadelholz, als es sich plötzlich im Dickicht regte. Bedächtig nahm er die Flinte von der Schulter. Hier war der Holzschlag in der Nähe, und dort, wo Alles von Blumen und Beeren leuchtete und duftete, bauten die wilden Bienen gern ihre Wohnungen in die Höhlungen der Bäume, und wo diese waren, konnte auch ein Bär sein.

Artaban machte sich schußfertig. Ein dunkles, zottiges Fell zeigte sich deutlich zwischen niederem Wachholder- und Brombeerengebüsch; schon schlug er an, als zum Glück noch rechtzeitig ein helles Lachen ertönte.

Digitized by Google

Artaban erschrak und machte das Kreuz. Zu gleicher Zeit richtete sich vor ihm die jugendliche schlanke Gestalt eines hübschen Bauernmädchens auf, das den umgekehrten schwarzen Lammpelz über den Kopf genommen hatte und eine große Peitsche in der sonnenbraunen Hand hielt.

„Wer ist da?“ rief Artaban.

Das Mädchen lachte noch immer.

„Weißt du, daß ich dich für einen Bären angesehen habe? Woher bist du und was thust du hier?“

„Ich bin Pachomia, die Tochter der Wittwe Gryniak aus Zablotow,“ gab sie zur Antwort; „und du bist wohl Artaban, der Jäger; ist es nicht so?“

Er nickte zustimmend und ging dann mit ihr hinaus auf die Waldblöße, auf der ihre Pferde weideten und sie ein kleines, lustiges Feuer angezündet hatte. Sie warf den Pelz zur Erde, und als sie sich jetzt auf demselben ausstreckte, sah Artaban erst, wie jung und schön sie eigentlich war. Ihr rundes, frisches Gesicht mit den schelmischen schwarzen Augen leuchtete im Widerschein des Feuers wie eine Erdbeere, auf die das rothe Abendlicht fällt. Artaban setzte sich zu ihr, und sie begannen leise zusammen zu sprechen, leise und vertraulich wie zwei Kinder. Während sie von ihrem einfachen Leben voll Plage und Entbehrung erzählte, verschaute er sich förmlich in die reine kindliche Bildung ihrer Züge, und wenn er von den Gefahren sprach, die er bestanden hatte, blickte sie von der Seite fast furchtsam auf ihn.

Die Sonne war untergegangen, der Purpur des Abendhimmels verblaßt, schon schwirrten die ersten Fledermäuse durch die bleierne Luft und der Mond zeigte sich über den Wipfeln der Tannen, die gleich schwarzen Lanzen in die Dämmerung ragten. Sie bemerkten dies Alles nicht, sie hörten weder das spöttische Gelächter der Eulen noch den weinerlichen Ruf der Wildkatzen, sie saßen beisammen und sprachen, bis Pachomia, den Kopf an Artaban's Brust gelehnt, einschlief. Lange hielt er sie in seinen Armen, ohne sich zu regen, ja ohne nur tief Athem zu holen, und wurde nicht müde, sie anzusehen.

Als er sich aber endlich doch bewegte, drehte sie sich ärgerlich herum und sprach im Schlafe, die Stirn leicht runzelnd: „So bleib doch ruhig,“ dabei machte sie eine Bewegung mit der Hand, als wollte sie eine Fliege verscheuchen.

Er blieb nun wirklich ruhig, bis auch ihm die Augen zufielen und sie Beide wie zwei Kinder unschuldig und süß neben einander schliefen bis zum Morgen. Als die Vögel ringsum ihre Lieder angestimmt hatten und das erste weiße Licht durch die düsteren Stämme drang, erwachte er zuerst, dann sie. Sie lächelte ihn an, schüttelte sich wie im Fieber, sprang auf und zog langsam ihren schwarzen Lammpelz an, aus dem ihre rothen Wangen und ihre feurigen Augen noch lebhafter hervorglühten, dann schwang sie sich, die Peitsche in der Hand, auf den Rücken des nächsten Pferdes und trieb die anderen langsam hinab, dem Dorfe zu.

Seither sah man Artaban und Pachomia immer beisammen. Alle Welt wußte es bald, daß sie sich liebten, nur sie selbst wußten es nicht, und als sie es endlich wußten, sprach doch Keines von ihnen ein Wort davon. Ihre Liebe war keusch wie das kleinrussische Volkslied.

Ein Jahr verging, dann traf Artaban das Los, dem Kaiser zu dienen. Als er das Dorf verließ, ging Pachomia mit ihm bis zu der kleinen Brücke, auf welcher der heilige Johann von Nepomuk stand; dort nahmen sie Abschied, indem sie sich lange bei der Hand hielten. Keines versprach dem Anderen irgend etwas, sie dachten nicht einmal daran, sich zu schreiben; wozu auch? Sie vergaßen sich nicht, auch ohne sich von einem Winkelschreiber in erhabe-

Digitized by Google

nen Ausdrücken abgefaßte Briefe zu senden, und sie blieben sich treu ohne Schwur.

Mehr als ein Bewerber ließ vergeblich seine Vertrauten mit der vollen Flasche an die Thür der Wittwe Gryniak klopfen. Pachomia sendete jedesmal den Branntwein wie den Freier wieder heim. Die Mutter starb, sie hörte doch Keinen an; ihre Hütte brannte nieder, sie nahm trotzdem keinen Mann; sie zog es vor, in Dienst zu gehen.

Die Frau des Pfarrers nahm sie in die Küche, und Pachomia machte solche Fortschritte in der Kunst des Lucullus, daß Artaban, als er nach acht Jahren zurückkehrte, sie als unumschränkte Beherrscherin des Herdes und der Speisekammer im Edelhofe fand.

Als er das erste Mal hereinkam, kehrte sie ihm mit einer heftigen Bewegung den Rücken; dann begann sie laut zu lachen und verbarg das Gesicht in dem bauschigen Aermel ihres gestickten Hemdes. Als er sie endlich herumdrehte, glänzten helle Thränen an ihren langen Wimpern. Nun saß er da und sie ging geschäftig hin und her, und sie sahen sich nur immer an und konnten sich nicht satt sehen Eines an dem Anderen. Artaban war noch größer und kräftiger geworden, oder war es nur die gerade Haltung und die hübsche weiße Uniform mit dem dunkelblauen Aufschlag, die ihn so erscheinen ließ? Sein Gesicht glänzte wie Bronze und zeigte einen ruhigen Ernst, der ihm gar gut ließ. Pachomia war dagegen entschieden gewachsen, und ihre schönen, vollen Glieder drohten bei jeder Bewegung das rothe Mieder und den knapp anschließenden, buntgestreiften Rock zu sprengen.

Es traf sich gut, daß der Gutsherr gerade einen Heger brauchte. Wer hätte besser dazu getaugt als Artaban? Er bewarb sich um die Stelle und erhielt sie auch.

Der Gutsherr hatte die Absicht, das Wild zu hegen; um also Artaban zur Ausrottung der Raubthiere anzueifern, überließ er ihm jede Jagdbeute dieser Art.

„Wir müssen es dahin bringen wie in Böhmen," sagte der Gutsherr; „ich war dort als Offizier, da schoß auf so einer Kreisjagd ein Schütze seine hundert Hasen."

Artaban sah ihn, so weit es der Respect erlaubte, erstaunt an. „Nun hier," sagte er dann, „muß man vorläufig zufrieden sein, wenn hundert Schützen zusammen einen Hasen schießen."

Da ihn sein Herr jetzt mit Pulver und Blei versorgte, so knallte Artaban Tag und Nacht in den Waldbergen herum. Nur selten geschah es, daß ein Schuß verschwendet war, und dann schrieb es der Heger dem alten Weibe oder dem Geistlichen zu, denen er am Morgen begegnet war.

„Warum nimmst du dir keine Frau?" fragte ihn einmal Pachomia.

Artaban seufzte. „Wie soll ich etwa heiraten?" gab er zur Antwort. „Als Soldat konnte ich nicht daran denken, und jetzt — als einfacher Heger!" Er machte eine Bewegung mit der Hand, als werfe er eine Scholle in ein frisches Grab. Pachomia fragte ihn nicht mehr; Jahre gingen dahin, ohne daß sie ihn fragte.

Artaban ging in dieser Zeit Tag und Nacht, Sommer und Winter im Walde umher. Sein wetterbraunes Antlitz blieb sich immer gleich, man sah ihn nie heiter, nie traurig, stets nur von demselben ruhigen Ernst, wie von einem großen Entschluß beseelt. Er war der bravste, mäßigste Mensch, nur nannte ihn der Branntweinpächter Schwolkes einen Geizhals. Nie betrat Artaban eine Schenke, nie trank er wo anders als aus einem frischen Bergquell, dessen blitzenden Strahl er in seinem Hute auffing. Statt Tabak rauchte er Kirschblätter. Nie setzte er in die Lotterie, nie betrat er einen Jahrmarkt, nie berührte er eine Karte. Nie-

Digitized by Google

mand wußte, wo er wohnte oder aß; Niemand errieth es, was er mit seinem Gelde anfing, und doch bekam er außer seinem Lohn und Deputat noch Trinkgelder bei den Jagden, Prämien für jede Nase oder Klaue eines Raubthieres, die er ablieferte beim Kreisamte, und machte noch stets mit den Fellen und Federn einen guten Handel; denn es fehlte in dem weiten Revier nicht an Bären, Wölfen, Luchsen, Wildkatzen, Mardern, Füchsen, Iltissen, Adlern und Geiern.

Seine alte einläufige Flinte mit dem halbverlöschten Koranspruch auf dem damascirten Lauf und dem silberbeschlagenen Schaft war rostig und mit Spagat zusammengebunden, aber was er aufs Korn nahm, das lag auch schon da. Artaban hatte auch einen Hund, der ebenso merkwürdig war wie seine Flinte. Dieser Hund hieß Poroch (Pulver), und er verdiente diesen Namen, denn er war so schwarz wie Kohle und flog gleich bei dem geringsten Anlaß wie Feuer in die Höhe. Poroch war furchtbar mager, aber dabei so lustig, wie wenn er täglich seinen Braten zu verspeisen hätte. Er hatte nur ein Ohr, mit diesem aber führte er eine gar beredte Zeichensprache. Es hatte manchmal den Anschein, als ob er sich nur von Fliegen ernähre, so viel Scharfsinn, Geduld und Verstellung bot er auf, um dieselben zu fangen, und so eilig schlang er die Erhaschten hinab. Bei aller Fröhlichkeit war dieser Hund aber kein „Calfacter", sondern ein seltener Charakter. Alle Leute, mit denen Artaban gut war, begrüßte Poroch mit freundlichem Wedeln, die anderen sah er gar nicht an.

Artaban und Pachomia sahen sich jeden Sonntag zuerst in der Kirche, und auch hier nur von ferne, denn er stand bei den Männern in dem mittleren Raum unter der großen Kuppel, gleich hinter den Sängern, nur durch die goldschimmernde Bilderwand vom Hochaltar getrennt, während die Frauen rückwärts im Vorderraum beteten; erst nach der Messe wechselten sie Wort und Gruß. Wenn Pachomia stets etwas auf sich hielt, so ging wieder Artaban in der Woche wie ein zweiter Robinson in Bundschuhen und einem aus Tuchlappen, Lederflecken und Eichhörnchenfellen wunderlich zusammengesetzten Anzug einher. Dafür warf er sich am Sonntag in vollen Staat, und wenn sie zusammen durch das Dorf schritten, er in seinem langen Rock von blauem Tuch mit glänzendem schwarzen Ledergürtel, die schwarze Lammfellmütze nach Perserart auf dem Kopfe, und sie in rothen Stiefeln, weißem, farbig gesticktem Schafpelz, die Brust mit Korallen und Münzen bedeckt, die langen üppigen Zöpfe mit rothen Bändern durchflochten, da schienen sie zwei Gestalten aus Tausend und einer Nacht, und alle Blicke hingen mit Vergnügen an ihnen.

Am Sonntag Abend kam Artaban zu ihr in den Edelhof, und jedesmal brachte er ihr irgend etwas, und wenn es auch nur eine Hand voll bunter Muscheln vom Tyssasfluss oder ein Buschen Waldblumen war. Er saß dann irgendwo in einer Ecke, rauchte seine kurze Holzpfeife und sah ihr zu, wie sie so in der Küche wirthschaftete. Sie sprachen wenig, und wenn sie schon sprachen, von allem Anderen, nur nicht von dem, was ihre Herzen bewegte.

Ihre Liebe sprach sich in der vollen irdenen Schüssel aus, die sie jeden Sonntag Abend seinem Hunde vorsetzte, der dann plötzlich rund wurde wie eine Kugel; seine Liebe dagegen blieb immer stumm und heimlich.

Manchmal sahen sie sich die ganze Woche nicht und es hörte auch Keines von dem Anderen, und wenn ja etwas von Artaban zu Pachomia drang, so war es gewiß nichts Gutes, sondern jedesmal die Kunde von irgend einer Gefahr, der er mit Mühe und Noth entkommen war. Pachomia

Digitized by Google

ſagte bei ſolchen Gelegenheiten nichts, ſie ſchüttelte nur den Kopf.

Eines Abends mitten im Winter hörte ſie, daß auf der Straße nach der Kreisſtadt die Wölfe Jemand zerriſſen hatten; ſie bebte am ganzen Leibe und ſtand dann in der Küche und betete, und ihre Thränen fielen in den Teig herab, den ſie mit beiden Händen knetete. Plötzlich klopfte es leiſe an das Fenſter. „Wer iſt da?“ fragte ſie zu Tode erſchrocken. Eine helle, luſtige Hundeſtimme gab Antwort, und als ſie die Scheibe anhauchte und die Froſtblumen mit der warmen Hand herabwiſchte, ſah ſie draußen Artaban ſtehen und ſeine Flinte im Mondlicht blitzen. Nicht lange darauf, am heiligen Abend, kam Artaban Mittags im vollen Glanze daher. Seine ſchwarzen Haare trieften von Fett, und er hatte die gelben Handſchuhe an den Händen, die er noch als Corporal getragen. Nachdem er wiederholt geſeufzt, ſich die Stirn mit dem rothen Taſchentuch getrocknet und den Schnurrbart gehörig aufgedreht hatte, begann er feierlich: „In Erwägung deſſen, daß der Menſch nicht allein ſein ſoll, wie es Gott der Herr ſelbſt in der heiligen Schrift niedergeſchrieben hat —“

Pachomia erſchrak. Sie wurde bleich, trotzdem ſie beim glühenden Herde ſtand, und wurde dann wieder purpurroth.

„In Erwägung,“ fuhr Artaban fort, „daß ein Mann einem Weibe ſo zu ſagen den nöthigen Schutz bietet, ſowie in Erwägung deſſen, daß du eine vater- und mutterloſe Waiſe biſt, Pachomia, ſo wollte ich dich nämlich bei dieſer Gelegenheit fragen, ob du nicht geneigt wäreſt, in den heiligen Stand der Ehe zu treten?“

Pachomia zitterte am ganzen Leibe, ſie ſah ihn groß an, groß und freudig, ſprechen konnte ſie nicht.

„In Erwägung, daß ich mir in dieſen Jahren bei fünfhundert Gulden redlich erworben und erſpart habe,“ fügte Artaban noch hinzu. Sein Hund ſaß zwiſchen ihm und ihr auf der Erde und ſah, ſein einziges Ohr hoch erhoben, Beide immerfort geſpannt an.

„Was frage ich nach deinem Gelde,“ ſagte endlich Pachomia, „ich gehöre ſo wie ſo dir, ob du mich jetzt zum Weibe nimmſt oder nicht.“ Ein Lächeln ſchlich über Artaban's dunkles Geſicht, ein Lächeln ſo hell und ſo warm wie ein Sonnenſtrahl. Er reichte der Geliebten die ſchwere große Hand, und mit dem linken Arm nahm er ſie zum erſten Male um den Leib. Sie ſahen ſich an und dann küßten ſie ſich, auch zum erſten Male, ſie, die ſich ſeit faſt fünfzehn Jahren ſo rein und ſo heiß geliebt, während ſich Porach, wie von zehn Horniſſen auf einmal geſtochen, im Kreiſe herumzudrehen und laut und freudig zu bellen begann.

Digitized by Google

Wilhelm Jordan.

Ein literariſches Porträt

von

Eugen Zabel.

Wenn man die Provinzen unſeres Vaterlandes in Bezug auf ihren Antheil an der Hervorbringung der modernen Nationalliteratur mit einander vergleicht, wird man leicht finden, daß ſich Altpreußen in der Erzeugung poetiſcher Talente über ein gewiſſes mittleres Maß nicht erhoben hat. Die öſtlichen Marken Deutſchlands ſind zwar für die politiſche Geſchichte von großer Bedeutung geweſen und ihre Bewohner ſtehen mit Recht im Rufe einer ſchlichten Gediegenheit des Denkens und Handelns, aber die Sonne der Kunſt hat ihre Strahlen immer nur mit Unterbrechungen dorthin geſendet. Königsberg, die „Stadt der reinen Vernunft", wie man halb ſpöttiſch, halb anerkennend zu ſagen pflegt, iſt wohl der Geburtsort zweier Erzromantiker, wie E. T. A. Hoffmann und Zacharias Werner, indeſſen darf man in dieſer Thatſache eine Ausnahme von der Regel erblicken, die den Altpreußen weniger auf dem Gebiete der Kunſt als auf dem des abſtracten Denkens einen Preis zuerkannte. Nicht umſonſt hat hier der größte Denker neuerer Zeit, Immanuel Kant, gelebt und der geiſtigen Atmoſphäre eine eigenthümlich logiſche Schärfe und Kälte verliehen, die auch auf die Werke der Dichtkunſt übergegangen iſt und als Reflexion den unmittelbaren Schwung der Phantaſie beeinträchtigt. Oſtpreußiſche Typen ſind, wenn wir an keine beſtimmte Gattung der Poeſie denken, Fanny Lewald, Wilhelm Jordan, Ferdinand Gregorovius, Albert Dulk, Ernſt Wichert und Robert Schweichel. Ihnen gemeinſam ſind die Zähigkeit des Willens, der Ernſt und die Gründlichkeit des Weſens. Sie haben ſich Alle aus kleinen Verhältniſſen emporgearbeitet, nur wenig wurde ihnen mühelos geſchenkt, das Meiſte iſt in hartem Kampfe errungen und dem Schickſal abgetrotzt worden. Sie gehören im Reiche der Poeſie nicht zu den Kaiſern und Königen, ſondern zu den freien tapferen Burgherren, denen es weder an Triumphzeichen noch an Wunden mancher Art fehlt.

In Charakter und Weltanſchauung, in Erſcheinung und Sprache hat vielleicht kein zweiter Dichter ſo viel Altpreußiſches bewahrt wie Wilhelm Jordan. Er hat die kräftige Hand, die ſich bei ſeinen Stammesbrüdern, den Hütern der deutſchen Sprachgrenze, herauszubilden pflegt, das breite, faſt derbe Gefüge des Körpers, den ſchweren Accent Oſtpreußens, aber zugleich auch einen unwiderſtehlichen Trieb zum Geiſtigen und Sittlichen, eine ſtaunenswerthe Idealität, die ruhig nach dem Höchſten trachtet und der kein Spott etwas anhaben kann, endlich eine tiefwurzelnde keuſche Vaterlandsliebe. Eine eigenthümliche Erdenſchwere miſcht ſich bei ihm mit einem Durſt nach Wiſſen, der nicht durch äußerliche Thatſachen, ſondern

Digitized by Google

durch gesetzmäßiges Erkennen gelöscht werden kann. Eine solche mehr philosophisch angelegte Natur mußte, wenn sie sich dichterisch versuchte, den Stoff eher verflüchtigen als zu festen bleibenden Gestalten sammeln. Man durfte von ihr eine virtuose Leistung auf dem Gebiete der Gedankenpoesie, aber keine Schöpfung erwarten, die dazu berufen wäre, sich das Herz der ganzen Nation zu gewinnen. In der That sehen wir Jordan bei aller Anerkennung, auf die auch seine ersten dichterischen Gaben Anspruch machen konnten, jahrelang ohne tieferen Einfluß bleiben, bis es einem merkwürdigen, wohl einzig zu nennenden Umstande gelang, den inneren Reichthum, welchen der Dichter in sich barg, für die Gesammtheit unseres Volkes zum Ausdruck zu bringen. Der Mann, dem man eine nur künstliche Existenz in der Literatur zuerkennen wollte, verknüpfte plötzlich seinen Namen mit der deutschen Götter- und Heldensage, indem er ihr blinkendes Gold aus Schutt und Trümmern ausgrub und ihm eine künstlerische Fassung gab, der allseitige Bewunderung zu Theil wurde.

Wilhelm Jordan wurde am 8. Februar 1819 in Insterburg geboren und war von 1838 bis 1842 Schüler der Universität Königsberg, wo namentlich die Vorlesungen von Karl Rosenkranz für seinen Bildungsgang von Einfluß waren. Der jugendliche Nachfolger Herbart's, der sich schon damals als einer der treuesten Schüler Hegel's zeigte, wußte stets eine zahlreiche Zuhörerschaft zu seinen Füßen zu versammeln und sie mit der Macht seiner Rede zu entflammen. Die Hegel'sche Philosophie beleuchtete zu jener Zeit alle Wissensgebiete, über welche sie sich an der Hand der dialektischen Methode netzartig auszubreiten wußte, und Rosenkranz' Aufgabe bestand namentlich darin, das System zu vervollständigen, es mit den neuesten Resultaten der Wissenschaft in Einklang zu bringen und seine Wahrheit am Leben selbst zu erproben. Auch auf Jordan übte diese Lehre ihren vollen Zauber aus, wenn ihm auch das geistreiche Spiel mit Begriffen als solches nicht genügte und er demselben nur huldigte, um zu einer tieferen Anschauung des Wirklichen zu gelangen. Noch mehr wurde er aber von dem politischen Zeitgeiste erfaßt, der damals durch die Lande wehte. Der Freiheitsrausch jener Tage hatte sich in dem ostpreußischen Liberalismus einen maßgebenden Ausdruck verschafft und in Königsberg durch die „Vier Fragen" von Johann Jacoby eine Formulirung erhalten, die überall das größte Aufsehen erregte. In demselben Jahre, in dem diese politische Broschüre erschien (1841), sehen wir auch Jordan mit seiner Gedichtsammlung „Glocke und Kanone", der ein Jahr später die „Irdischen Phantasien" folgten, den Kampfplatz betreten. Es waren die Ergüsse einer stürmischen, leidenschaftlich erregten Studentenseele, der die theologischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Vorlesungen Zeit ließen, im Sinne des Jung-Hegelthums an allen die Oeffentlichkeit beschäftigenden Fragen Theil zu nehmen. Die Anschauungen von Strauß, Feuerbach und Ruge hatten sich darin ihrer wissenschaftlichen Ausschließlichkeit begeben und waren Wohllaut und Rhythmus geworden. Der jugendliche Dichter setzte von 1842 bis 1843 seine Studien in Berlin fort, wo er „Litthauische Volkslieder und Sagen" herausgab. Dann siedelte er nach Leipzig über, wo er seine Jugendgedichte in vermehrter Gestalt unter dem Titel „Schaum" (1846) erscheinen ließ. Die in ihm gährende Lebenslust, der revolutionäre Drang seines Wesens hatten jedoch üble Folgen: er wurde infolge eines blasphemischen Toastes zuerst verhaftet und dann aus Leipzig und Sachsen verwiesen. In Bremen bis zum Februar 1848 als Lehrer und Schriftsteller thätig, ließ er sich auf die erste Nachricht von der Februarrevolution als Correspondent der „Bremer Zeitung" nach Paris schicken; doch kehrte er schnell wieder nach Berlin zurück, als es sich um die Einberufung eines deutschen Parlamentes handelte. Mit Eifer und Erfolg stürzte er sich nun in die politischen Debatten der constitutionellen Clubs, und der oberbarnimsche Kreis erkannte seine Beredsamkeit an, indem er ihn in das Frankfurter Parlament wählte. Längere Zeit saß Jordan auf der äußersten Linken, aber die Rede, die er gegen die Polen hielt, führte einen Bruch mit seinen Parteigenossen herbei, und eine zweite Rede über den Waffenstillstand von Malmö nöthigte ihn, eine eigene Partei

Digitized by Google

zu bilden. Seine rhetorische Begabung sollte sich aber nicht nur im Parlamente bewähren; die Ermordung des Fürsten Lichnowsky gab ihm einen schmerzlichen Anlaß, dem unglücklichen Freunde eine Leichenrede zu halten, die man wegen ihres Schwunges, ihres Gedankenreichthums, ihrer Wärme classisch nennen muß. Zum Secretär des Marineausschusses ernannt und dann als Ministerialrath in die Marineabtheilung des Reichsministeriums für Handel berufen, erlag er dem Mißgeschick, das die deutsche Flotte betraf. Die Versteigerung derselben machte den Dichter zu ihrem Pensionär, als welcher er seinen Wohnsitz in Frankfurt a. M. aufschlug, um ganz unabhängig seiner poetischen Thätigkeit zu leben.

Der Freiheitsrausch des „tollen Jahres" hatte einer schnellen Ernüchterung Platz gemacht; die Welt, die noch eben so rosig anzuschauen war, sah wieder grau und leer aus. Auf dem Wege vom Denken zum Handeln war man beim bloßen Reden stehen geblieben und das entschwundene Ideal hatte eine unheimliche Leere in den Gemüthern zurückgelassen. Nun galt es wieder Trost in der Phantasie und Idee für die verlorene Wirklichkeit zu finden. Literarisch hat diese Periode einen mannigfachen Ausdruck erhalten, den glänzendsten wohl in Gutzkow's „Rittern vom Geiste", die nicht nur ein umfassendes Culturgemälde jener Zeit enthalten, sondern auch die dauernde Pflege des Idealismus in die Hand eines jener Geheimbünde legen, die wir schon bei Goethe und Jean Paul angedeutet finden. Jordan sah die Geschicke seines Vaterlandes bedroht und fühlte zugleich die Wunde bluten, die ihm das Dahinschlachten eines treuen Geistesgenossen geschlagen hatte. Aus der bedrückenden Enge des Gegenwärtigen und Einzelnen suchte er den Ausweg und Ausblick ins Allgemeine. Nicht zu verzagen, sondern ruhig weiterzuarbeiten und die Waffen des Geistes zu schmieden, daß ihnen, wenn der Tag heraufdämmert, Schärfe und Glanz nicht fehle, das war die Aufgabe. Vermögen wir Mitbewohner der Erde, die ja selbst nur ein Pünktchen in dem unendlichen All ist, der Entwickelung der Menschheit die Wege vorzuschreiben und dürfen wir murren und verzagen, wenn der Schicksalswagen anders rollt, als wir es dachten? Wie, wenn gerade dasjenige, was wir für unheilvoll erachteten, sich vom Standpunkt einer höheren Erkenntniß als segenbringend erweist; wenn das Böse nur dazu dient, die Kraft des um seine Existenz ringenden Guten zu stählen; wenn die Nacht nur den Zweck hat, uns die Fülle des erwärmenden und belebenden Tageslichtes voll empfinden zu lassen? Das war ja die Grundidee zweier der erhabensten Dichtungen, welche die Weltliteratur kennt, des Hiob und des Faust, der feste Boden, auf dem die Ormuzd- und Ahrimanreligion der Perser stand. Sollte es unmöglich sein, auf Grund der neuen wissenschaftlichen Errungenschaften nicht etwa mit jenen schlechthin unvergleichlichen Werken in die Schranken zu treten, sondern nur die Welt sich im Kopfe einer geistig und seelisch stark erregten Individualität spiegeln zu lassen und damit eine moderne „Theodicee" zu schreiben?

Jordan führte den Plan, sich selbst geistig läuternd und mit den Schwierigkeiten der Aufgabe an Kraft zunehmend, mit dem ganzen Feuer eines jugendlichen Enthusiasmus aus; denn um ein Werk wie den „Demiurgos" (drei Theile, Leipzig 1854) zu schreiben, das an Umfang wie an Ideenfülle sich mit wenigen Erzeugnissen unserer Literatur messen läßt, bedarf es des naiven fröhlichen Selbstvertrauens der Jugend. Das Haar muß noch ungebleicht sein, die Wangen müssen noch in jenem heiligen Feuer erglühen, das die glücklichsten Einfälle zu einem Geschenk der Götter macht, wenn man so weit in seinen künstlerischen Absichten ausholen soll. Gewiß ist es, daß das Werk, wenn es Jordan nicht als Dreißiger, sondern als Fünfziger angelegt hätte, in seinem ganzen Bau geschickter, in seiner Ausführung reifer geworden wäre. Aber wer weiß, ob es bei der vorsichtigeren Art des Mannes überhaupt zum Abschluß gekommen wäre, ob die neuen entzückenden Aussichten, die sich dem Geiste bei der Behandlung dieses Themas bieten, den Autor nicht immer weiter gelockt und ihm die Fähigkeit genommen hätten, an Ziel, Form und Beschränkung zu denken? So, wie der „Demiurgos" vorliegt, bezeichnet er jedenfalls eine schöne Blüthe in dem reichen Kranze philosophischer Dichtung, der

Digitized by Google

unsere neuere Literatur schmückt. Geistig verwandt mit Schöpfungen wie „Ritter Wahn“ und „Ahasver“ von Julius Mosen, dem „Ahasver“ und „König von Sion“ von Robert Hamerling, unterscheidet sich das Werk doch wesentlich von ihnen sowohl durch den Optimismus, an dem es mit inniger Glaubenswärme hängt, als auch durch die in allen Dichtungsformen, in der lyrischen, epischen und dramatischen, sich ergehende Darstellung, wodurch Jordan's Arbeit in vieler Beziehung den Charakter des Incommensurablen erhält.

Ueber die Natur und Bedeutung der Gattung zu sprechen, welcher im System unserer Aesthetik der „Demiurgos“ eingereiht werden muß, dürfte für unseren Zweck überflüssig sein. Halten wir nur daran fest, daß es im Wesen der philosophischen Dichtung liegt, die Figuren nicht in ihrer vollen Leiblichkeit auszugestalten, sondern sie zu Trägern bestimmter Vorstellungen und Begriffe zu machen. Das ist im Sinne der reinen Poesie, die eine absolute Verschmelzung von Idee und Gestalt begehrt, ein Mangel; aber auch dem größten Talente wird es bei der Erörterung der höchsten Probleme der Menschheit nicht immer beschieden sein, zu Bild und Farbe vorzudringen. Es handelt sich nur darum, daß das concrete Leben vom Geiste nicht völlig aufgezehrt und zur leeren Hülle herabgesetzt werde. In dieser Beziehung wird man allerdings dem Jordan'schen Werke den Vorwurf nicht ersparen können, daß es in allem Stofflichen und Erfinderischen eine auffallende Armuth bekundet. Die Menschen des Demiurgos haben eigentlich gar keine Physiognomie, ihr Thun ist gleich Null und durchaus interesselos, sie leben nicht in der Wirklichkeit, sondern sind in einem ununterbrochenen Wettkampfe des Geistes begriffen. Man athmet gleichsam eine Luft, die nur aus Sauerstoff besteht. Dieser Vorwurf des völlig Unplastischen wiegt für unser Gefühl viel schwerer als der andere, den man gegen die Arbeit erhoben hat, daß Jordan nämlich die Idee der Wette zwischen dem Geiste des Guten und dem Geiste des Bösen dem Goethe'schen „Faust“ entlehnt habe. Hat doch auch Goethe diese Form nicht erfunden, sondern nur dem Hiob nachgebildet.

Fassen wir daher das Dichtwerk als dasjenige auf, was es einzig und allein ist: als ein mit außerordentlichem Wissen, Geist und Sprachtalent durch drei Bände fortgeführtes Lehrgedicht, in welchem eine Reihe glänzender Gedanken denselben Mittelpunkt umkreisen. Das Thema ist die Rechtfertigung des Bösen in der Welt, und dieses Thema wird unaufhörlich bald nach dieser, bald nach jener Seite gewendet und von Betrachtungen aller Art umsponnen. Das Gute ist an sich Leerheit und Tod, erst durch den Widerspruch des Bösen kommt es zur Lebens- und Daseinsfülle.

Im Beginn der Dichtung sehen wir den Demiurgen, der als Lucifer auftritt, sich mit dem Agathodämon, dem Geist des absolut Guten, begegnen; sie streiten um ihre Berechtigung, die Welt zu beherrschen, und schließen endlich eine Wette des Inhalts, daß derjenige, der sich als unfähig erwiesen hat, das Geschick der Erde allein zu lenken, vor dem Anderen die Waffen strecken müsse. Nachdem der Demiurgos mit seiner Herrschaft den Anfang gemacht hat, will Agathodämon in menschlicher Gestalt die Dinge prüfen, indem er in der Hülle eines idealistischen Jünglings auftritt, der müde und zerfallen mit der Welt sich durch einen Pistolenschuß das Leben nehmen will, als er zu sinnlicher Liebe entflammt wird. Heinrich's Liebe zu Helene lodert ein paar Mal in heller Flamme auf, sinkt dann aber wieder zu kalter Asche zusammen; er kommt in einen Kreis von eitlen bald pathetischen, bald witzelnden Reformschwätzern, bei deren Schilderung Jordan seiner satirischen Laune den Zügel schießen läßt und uns plötzlich in die unmittelbarste Gegenwart versetzt. Unser Held schließt ein inniges Freundschaftsbündniß mit dem Fürsten Felix, dem offenbar Fürst Lichnowsky Modell gesessen hat, denn wie dieser wird auch jener später von einer wüthenden Rotte ermordet. Infolge dessen sagt Heinrich sich auch von der politischen Bewegung los, um im Anschauen der ewigen Natur, in der Welterkenntniß das heiß begehrte Glück zu finden. Wir werden in das Studirzimmer eines berühmten Forschers, Alexander, geführt, der in tiefsinnigen Reden das Geheimniß des Entstehens und Vergehens aller Dinge zu enthüllen versucht, aber Heinrich's zu hoch gespannter Idealismus

Digitized by Google

bleibt immer unbefriedigt. Der Streit und die Schmerzen, an denen sich die Menschheit emporringt, erfüllen ihn mit Wehmuth und Wuth, bis er endlich die Erde und ihren Schöpfer verflucht. Damit muß Lucifer das Spiel verloren geben, er überläßt dem Agathodämon, der aus der Hülle des Helden, in der er gesteckt hat, nun wieder heraustritt, die Aufgabe, die Welt allein nach den Ideen des Guten und Schönen zu lenken. Das Reich der ewigen Wonnen, Nirgendheim, eröffnet sich uns, wo man ohne Sorgen und Mühen den Tag verlebt und so maßlos im Glücke schwelgt, daß alles Streben aufhört und der Menschengeist schließlich nach Erlösung aus dieser tödlichen Qual des absolut Guten schmachtet. Damit hat auch dieses System abgewirthschaftet und es bleibt dem Autor nur noch übrig, die Versöhnung der Gegensätze in einer höheren Wahrheit auszusprechen und einen philosophischen Bogen über dieses Labyrinth von künstlerischen, wissenschaftlichen, socialen, politischen, autobiographischen Betrachtungen zu wölben. Das thut er in geistreicher Gegenüberstellung seiner Hauptfigur mit den Helden der großen dichterischen Theodiceen aller Zeiten, des Aeschyleischen Prometheus, des Hiob und des Goethe'schen Faust, die sich in meisterhaften Nachdichtungen aus den Wolken vernehmen lassen und ihre Stimmen zu einer großartigen Gedankensymphonie vereinigen. Die Dichtung schließt mit einem Idyll ab, in welchem sich Heinrich durch Bewährung strenger Lebenspflichten an der Seite Helene's, die ihm wiedergegeben ward, seines Kindes und Kindeskindes das wahre Glück erobert. Gleichzeitig sehen wir Lucifer und Agathodämon sich als gleichberechtigte Ausstrahlungen des göttlichen Wesens erkennen, sich versöhnen und zum Heil der Menschheit einen ewigen Bund schließen.

Wir haben damit die Hauptrichtung angegeben, innerhalb deren sich Jordan's groß angelegte Dichtung bewegt, ohne an die zahlreichen Beziehungen und Abschweifungen, von denen sie wie von einer Schnur umwunden ist, auch nur erinnern zu können. Der Autor ist unermüdlich, die Dinge im Spiegel seiner pantheistischen Weltanschauung erscheinen zu lassen und Hunderte von Facetten der einmal erkannten Wahrheit anzuschleifen. Diese geistige Ueberfülle hat etwas Erdrückendes, man sehnt sich oft danach, den Bogen weniger straff gespannt zu sehen, um so mehr, als in dem Menschenalter, das seit der Vollendung des Werkes verflossen ist, ein Theil der Andeutungen an Verständlichkeit verloren hat. Aber wenn sich der „Demiurgos" an einzelnen Stellen auch zum Mysteriösen und Abstrusen verdunkelt, so tritt sein Grundgedanke doch mit strenger sittlicher und versöhnender Mahnung deutlich vor den Leser hin. Eine Lebensphilosophie, wie die von Jordan verkündete, welche des Menschen Glück und Ehre allein in die Arbeit, in die Entwickelung aus Niederem zu Höherem setzt und nichts so sehr verachtet wie den thatenlosen Genuß, hat etwas Mannhaftes, Charakterstählendes und Großartiges; sie könnte dazu berufen sein, unsere Anschauung vom Leben zu idealisiren, unsere Jünglinge und Jungfrauen zu Vollnaturen zu schmieden, die bescheiden im Glück und unverzagt im Unglück ihren Ruhm darin erblicken, sich selbst und damit ihr ganzes Geschlecht fortzubilden. Leider ist aber die Haltung dieser Dichtung eine so vornehme und ausschließliche, daß ihr eine populäre Wirkung niemals beschieden sein kann. Ein Leckerbissen für literarische Feinschmecker, wird sie immer „Caviar fürs Volk" bleiben. Das hindert aber nicht, anzuerkennen, daß der „Demiurgos" dichterisch hervorragende Stellen enthält, die durchaus allgemein verständlich und nur deshalb unbekannt geblieben sind, weil sie in der Flut der philosophischen Gespräche untergehen. Die Rhapsodie über den Champagner, welche ein zur Verlobung von Heinrich und Helene geladener Poet zum Besten giebt und in der er diesen Wein als Bild des menschlichen Lebens feiert, gehört wegen ihrer Ideenfülle und Virtuosität in der Behandlung der Sprache zu dem Originellsten, was wir der Jordan'schen Muse überhaupt verdanken.

Zu einer gerechten Würdigung der Dichtung kommen wir aber erst dann, wenn wir uns vergegenwärtigen, welche Bedeutung sie für die Person ihres Verfassers hat. Selten hat sich ein Dichter so entschieden und voll in jugendlichen Jahren ausgesprochen, wie es Jordan im „Demiurgos" thut. Dieses Werk ist eine

Digitized by Google

vollständige Zusammenfassung der dichterischen und philosophischen Eigenart des Autors, zwar nicht die reifste, wohl aber die charakteristischste und persönlichste Schöpfung, die wir seinem Fleiß und Talent verdanken. Sein Lustspiel „Durchs Ohr" ist weit anmuthiger und liebenswürdiger, seine „Nibelungen" sind ungleich plastischer und künstlerischer als der „Demiurgos", aber dieser überragt sie beide deshalb, weil er die Farbentöne, in welche sich die Natur des Dichters später zerlegte, mit kühner Energie zusammenfaßt und ihn sowohl als Meister des sprachlichen Ausdrucks und philosophischen Dichter wie auch in seiner Eigenschaft als Gelehrter und Begründer der neueren Stabreimpoesie vollkommen reif und abgeschlossen zeigt.

Denken wir zunächst an die rhetorische Seite der Arbeit, so müssen wir Jordan's Fähigkeit, die Sprache wie eine Claviatur zu behandeln und auf ihr mit Virtuosität und sicherem Anschlag vom feinsten Piano bis zum kräftigsten Forte zu spielen, laute Bewunderung zollen. So unplastisch der „Demiurgos" als Dichtung ist, so plastisch erscheint die Sprache mit ihrer gesunden Muskulatur, ihrer krystallenen Reinheit, ihrer körnigen Frische. Wie das Stoffgebiet mannigfach wechselt, so tummeln sich auch die Versmaße bunt durch einander: Jamben, Trochäen und Anapäste, italienische Octaven, Vierzeilen und ähnliche Reimverschlingungen geben sich ein glänzendes Rendezvous und der Dichter beherrscht sie mit spielender Leichtigkeit, niemals verlegen in der Wahl des bezeichnenden Wortes, des charakteristischen Bildes, der musikalischen Wendung. Der Nachdichtungen aus Prometheus, Hiob und Faust haben wir bereits gedacht, sie gießen den theilweisen Inhalt dieser Dichtungen in neue geschmackvolle Formen und kündigen den Uebersetzungsmeister an, der seine Gabe der Dolmetschung später an Homer und Shakespeare bewähren sollte. Aber es ist bezeichnend und nur zu wenig beachtet, daß der „Demiurgos" auch die ersten Keime zu jener Stabreimpoesie enthält, die ihrem Träger einen so großen Ruf verschaffen sollten. Die beiden Gedichte „Enthülle dich, hohes Geheimniß" (II, 21) und „Da wallen und wogen" (III, 10) liefern den unwiderleglichen Beweis, daß die Alliteration keine bloße Laune des Verfassers, sondern selbst in seiner ersten Periode durch ein natürliches Mitfühlen mit dem Geiste unserer Sprache bedingt war.

Ebenso ist Jordan's philosophische und naturwissenschaftliche Anschauung in seinem Jugendwerke genau so ausgesprochen, wie sie sich in den späteren Schriften des Breiteren entwickelt hat. Wie gesagt, ist der Autor durchaus Pantheist, ein begeisterter Verehrer der Einheit in der Natur, der kein Stäubchen verloren gehen läßt, und, wie sie jeden Stein, jede Pflanze, jeden Menschen unter die Herrschaft ihrer Gesetze zwingt, auch der bescheidensten Individualität die Theilnahme am Weltprocesse sichert. Das Gesetz der aufsteigenden Entwickelung, das den Kampf ums Dasein braucht, um zu immer feinerer Differenzirung des Erdenstoffes zu gelangen, hat Jordan mit dichterischem Weitblick erkannt und als eine Art Darwinianer vor Darwin seinem Naturforscher Alexander in den Mund gelegt.

Diese Art von Naturphilosophie kommt in den späteren Dichtungen Jordan's, namentlich den „Nibelungen", als lebhaftes und inniges Naturgefühl zum Ausdruck. An sich ist die Natur allerdings dem Menschenschicksal gegenüber theilnahmlos, so daß Turgéniew einmal tiefsinnig sagen konnte, keine Kiefernadel würde an den Zweigen erzittern, wenn der letzte Mensch vom Angesicht der Erde verschwinden sollte, aber trotzdem setzen wir unseren Schmerz und unsere Freude in das Blühen der Blumen, das Dunkel des Waldes hinein, wir sprechen zu ihnen und glauben eine von ähnlichen Empfindungen zeugende Antwort zu erhalten. Das hat unser Dichter prächtig verwerthet, ja an einem bedeutungsvollen Wendepunkte seines Hauptwerkes bei Sigfrid's Tode (Sigfrid-Sage, dreiundzwanzigster Gesang) läßt er sogar die ganze Stufenreihe der Natur vom Leblosen und Anorganischen durch das Thierreich hinauf bis zum Menschen vor unserem Auge erstehen und sie theilnehmen an der dramatischen Spannung, die uns beim Herannahen der Katastrophe erfüllt.

Des Autors philosophische Anschauung wendet sich gegen die officielle Kirche und Theologie, welche sich mit den Errungen-

Digitized by Google

schaften der Wissenschaft im Widerspruch befindet, aber keineswegs gegen die Religion, die er als Hüterin der idealen Vorstellungen des Volkes nach Kräften zu stützen bemüht ist. Ihm ist das Glaubensbedürfniß, das die Nationen erfaßt und Jahrhunderte lang erfüllt hat, kein leerer Wahn, die mythenbildende Phantasie nicht Lug und Trug, vielmehr die Trägerin nothwendiger Wahrheiten, die, symbolisch bald in dieser bald in jener Form ausgedrückt, den Kern des Ewigen in sich bergen. Darum persiflirt er die Nüchternheit der drei Brüder Bauer, Bruno, Edgar und Egbert, welche die selbstgeschaffenen Ideale des Volkes zu vernichten glauben, wenn sie ihre historische Existenz bestreiten; er verspottet sie als die „Heilige Familie" (Demiurgos I, 292) und läßt Faustin (III, 126) jene Auffassung von Gott, Unsterblichkeit, Auferstehung u. s. w. als symbolisch ausgedrückte Wahrheiten aussprechen, die er selbst später poetisch in den „Andachten" und wissenschaftlich in der „Erfüllung des Christenthums" mit Wärme vertrat.

Und endlich, auch die reine Vaterlandsliebe des Dichters finden wir in ihrem Streben nach Einheit und Macht in einer Form ausgesprochen, auf die ausdrücklich hingewiesen werden muß. Wenn der „Demiurgos" ein Kind des Schmerzes und der Trauer über die zertrümmerten Hoffnungen auf Kaiser und Reich ist, so verlegte er gleichzeitig die Erfüllung dieser Hoffnungen mit Bestimmtheit in die nächste Zeit und ertheilte seinem Dichter die Rolle eines Propheten, der mit Seherblick den Lauf der Dinge von ferne erkennen konnte und das Reifen der Frucht versprechen durfte, da er sie stetig schwellen sah. Wenn es nach den unvergeßlichen Tagen des Franzosenkrieges nicht an rückwärts gewendeten Propheten auf dem deutschen Parnaß gefehlt hat, die das bereits Vorhandene zu einer in frühere Zeit zurückdatirten Verheißung machten, so dürfen wir Jordan nachrühmen, in der trübsten Zeit den Glauben an das Licht nicht eingebüßt zu haben. Die Worte Heinrich's am Ende des „Demiurgos" (1854)

„Ha! endlich, endlich weicht der Fluch,
Des ew'gen Bundes Stunde schlug.
Dort seh ich meinen König reiten
Mit aller Stämme Heeresmacht —
Da fließt der Rhein — ha, welch ein Streiten!
Sieg! Sieg! Gewonnen ist die Schlacht! —
Vom Dome tönt die Krönungsstunde,
Der Münster steht auf deutschem Grunde" —

und die Verheißung der Muse im Vorgesang der „Sigfrid-Sage" (1867)

„Bevor du dein Lied noch völlig vollendet,
Werden geworfen die eisernen Würfel.
Die stärkende Noth des Sturmes naht schon:
Wann Heil und Hülfe nur Helden verheißen,
Erweck ich aus uns den Weltüberwinder" —

sind aus jener höchsten dichterischen Begeisterung hervorgegangen, welcher es vergönnt zu sein scheint, den sonst so fest verschlossenen Schleier des Schicksals zu einem flüchtigen Einblick in die Zukunft zu lüften.

Im Jahre 1858 schrieb der König von Bayern einen Preis für das beste Trauerspiel und einen für das beste Lustspiel aus. Preisrichter waren Schack, Sybel und Geibel. Den ersten Preis erhielt Paul Heyse für seine „Sabinerinnen", das Accessit Wilhelm Jordan für die „Wittwe des Agis". Dieses Stück hat zwar seinem Schicksal, in die Reihe der unaufgeführten Literaturdramen gestellt zu werden, nicht entgehen können, aber es fesselt bei jeder neuen Lectüre durch die Klarheit der dramatischen Motive und den geistigen Schwung der Sprache.

Jordan hat es an Muth und Ausdauer nicht fehlen lassen, um die weltbedeutenden Bretter, die sein erstes Drama nicht tragen wollten, doch noch unter seine Herrschaft zu bringen. Die „Wittwe des Agis" war nicht der erste Versuch und blieb nicht der letzte. Ihm waren bereits zwei gänzlich verschollene Schauspiele: „Graf Dronte" und „Der falsche Fürst", sowie zwei Lustspiele: „Die Liebesleugner" und „Tauschen täuscht oder die Ergänzungen", vorausgegangen; ihm folgten noch der glücklichste und der unglücklichste Wurf, den der Dichter auf dramatischem Gebiete gethan hat, das Lustspiel „Durchs Ohr" (1871) und das Trauerspiel „Arthur Arden" (1872), sowie in der allerjüngsten Zeit das Lustspiel „Graf und Grobschmied" (1881). „Arthur Arden" ist einer jener mit zäher Liebe und systematischer Treue ausgeführten Irrthümer, die sich bei jedem Dichter nachweisen lassen, indessen muß ein so auffallendes Verkennen seiner Fähigkeiten, wie es dieses Drama zeigt, bei einem

philosophisch so hochgebildeten, mit so feiner Selbstkritik begabten Autor ungewöhnliches Erstaunen erregen. Er wollte einen dämonischen Charakter zeichnen und lieferte nur eine zur Ironie herausfordernde Fratze, er wollte erschüttern und konnte im besten Falle nur abstoßend und widerwärtig wirken. Thomas Arden, der eigentliche Held des Dramas, ist ein Scheusal aus dem Geschlecht des Franz Moor, Edmund Gloster, Richard III., nur mit der Nüance, daß er ein moderner, liebenswürdig erscheinender Elegant ist, der das Verruchteste in bestechender Form wie etwas Selbstverständliches entwickelt. Wenn Jordan in der Vorrede zu dem Stücke, welches Friedrich Haase gewidmet ist, die Erwartung ausspricht, der Künstler würde als Thomas Arden seinen Zeitgenossen ein Bild vorhalten können, vor dessen furchtbaren Zügen nicht wenige heilsam erschrecken, weil sie in dem Höllenideal auch einige der eigenen erkennen müssen, so weisen wir im Gegentheil jede Verwandtschaft zwischen dieser Figur und irgend einem menschlichen Wesen entschieden ab und geben dem Schauspieler Recht, wenn er Bedenken getragen hat, sein Talent an der Verkörperung dieser Rolle zu erproben.

Dagegen hat sich Jordan um unsere Bühne durch die Einführung des Lustspiels in Versen ein hoch anzuschlagendes Verdienst erworben und auf einem Terrain, wo die Erfolge nur zu oft hinter dem Rücken des guten Geschmacks errungen werden, die geistreiche Anmuth, den liebenswürdigen Humor zu ihrem Rechte kommen lassen. Es wäre indessen falsch, anzunehmen, daß nur das Sprachgewaltige seines Talentes den Dichter veranlaßt hätte, den Vers wieder auf die Bühne zu verpflanzen, wo ihm im modernen Stück scheinbar eine so ungastliche Stätte bereitet wird. Der Vers ist in der That keine bloße Spielerei, sondern die anmuthige Hülle für einen von Geist und Laune getragenen Inhalt, mit ihm bekommt das Lustspiel eine künstlerische Haltung, an die es sonst nicht gewöhnt ist, gleichsam einen verklärten Leib, der Bildung und Geschmack in sich schließt. Was den Franzosen seit Molière's Zeiten in der Literatur und auf der Bühne geläufig ist, giebt sich bei uns als Ausnahmserscheinung, die aber zugleich ein höheres ästhetisches Gesetz enthält und den Weg zur Verfeinerung dieses nur zu nachlässig behandelten Genres angiebt.

Die „Liebesleugner" erinnern in ihrem Sujet und den geistreich pointirten Versen an das anmuthigste Lustspiel der spanischen Literatur, Moreto's „Donna Diana". Das billigste Mittel aus der Hausapotheke des deutschen Lustspiels, das Mißverständniß, kommt in dem Stücke etwas häufig zur Verwendung, auch sind vielleicht nicht alle humoristischen Consequenzen aus dem Sujet gezogen, aber dafür ist der Reiz der Conversation in dem Stücke ein unwiderstehlicher. Uebrigens ist dasselbe in neuester Zeit vom Verfasser wesentlich umgearbeitet und zu Gunsten einer lebhafteren dramatischen Bewegung verbessert worden. Das zweite, ungleich erfolgreichere Stück: „Durchs Ohr", das über die meisten deutschen Bühnen gegangen ist, geht von dem artigen Grundgedanken aus, daß das Ohr ein feinerer Sinn sei als das Auge und das Seelenleben Anderer unmittelbarer erschließe. Dieser Satz hat gegenüber der Behauptung, daß in den Augen das Herz liege, nicht nur den Reiz der Neuheit, sondern wird auch durch die Psychologie der Gegenwart bestätigt, die das Gehör als den obersten der menschlichen Sinne auffaßt. „Durchs Ohr" verlieben sich zwei Paare in einander und zwar auf einem Maskenballe, wo die beiden Freunde Heinrich und Robert von den Stimmen zweier Schwestern, Clara und Mathilde, bis ins Innerste getroffen werden. Die Vorzüge des Lustspiels liegen nicht auf Seiten der Fabel. Die Handlung ist nicht nur ausnehmend einfach, sondern auch ziemlich unwahrscheinlich. Nach der ersten Scene kennt man den Verlauf des Stückes, dessen eigentlicher Reiz in dem graziösen Schliff der Sprache und dem feinen, über dem Ganzen liegenden geistigen Duft zu suchen ist. Wie Goldkörner sind die Gedanken und Witze, die originellsten poetischen Wendungen ausgestreut. Man fühlt sich in eine vom Alltagsstaub befreite Sphäre, unter lauter gute und geistreiche Menschen versetzt. Und trotz dieser eminenten rhetorischen Technik, die gleichsam bis auf das innerste Mark der deutschen Sprache dringt, nichts Erzwungenes und Gekünsteltes, sondern Alles leicht und gefällig,

Digitized by Google

eine Frucht, die im Augenblick der Reife wie von selbst vom Baume abfiel. Das Stückchen verlangt auf der Bühne ungleich mehr schauspielerischen Geist als eigentliches Talent; es ist leicht zu spielen, aber schwer zu sprechen. Namentlich handelt es sich darum, die zahlreichen Pointen der Rede nicht etwa aufs schärfste herauszuarbeiten, sondern sie nur als feine Lichter dem Dialog aufzusetzen. In dieser Beziehung kann „Durchs Ohr" geradezu als Prüfstein für den Geschmack und Verstand unserer Schauspieler gelten.

Jordan hatte als philosophischer Dichter in seinem „Demiurgos" ein beachtenswerthestes Selbstbekenntniß abgegeben, er hatte sich auf den weltbedeutenden Brettern in einer Weise versucht, der Kraft und Eigenart nicht abzusprechen war, aber noch fehlte seinem Werke der unmittelbare Zug zum Volksthümlichen. Er hatte ihn im Anschauen des modernen Lebens zu finden gehofft, mußte sich aber bald gestehen, daß er weder die Gabe besitze, einen Stoff der Gegenwart fesselnd zu gestalten, noch überhaupt sich lebhaft für die Dinge erwärmen könne, die sich vor seinen Augen entwickelten. Jordan ist nur in geringem Maße ein moderner Mensch, das conventionelle Leben mit seinen kalten Verbindlichkeiten ist ihm geradezu verhaßt, er braucht große Ideen und starke Leidenschaften, wenn er sich wahrhaft begeistern soll. Je geringer sein Talent, zu erfinden, ist, desto größer erscheint sein Kunstverstand, seine Fähigkeit, ein gegebenes Sujet zu durchglühen, es einzuschmelzen und neu zu formen. Seine Sprach- und Sagenstudien hatten ihn bis ins Mittelalter und drüber hinaus bis in jene Zeit geführt, als sich aus dem Schoß der germanischen Poesie die ersten Mythenbildungen herauskrystallisirten. Indem er über das Nibelungenlied hinweg bis zu den ersten Quellen desselben schritt, wie sie in der „Edda" und der nordischen „Völsungasage" frisch und rein sprudeln, machte er die Wahrnehmung, daß unser großes nationales Epos das gewaltige Sagenerbe keineswegs im Sinne seiner Erzeuger und ersten Bewahrer verwaltet, sondern in vieler Beziehung dem Geschmack der ritterlichen Mode angepaßt habe. Er sah in ihm große Leidenschaften verkleinert und zu galantem Lächeln verkürzt, das Herbe, das unserem Epos ebenso wenig fehlen darf wie die Knorren dem Eichenstamm, oft versüßt, das Zarte nicht selten verbildet. Für Jordan weht in unserem Nibelungenliede nicht die Luft, welche die Nadeln des Tannenhochwaldes erzittern läßt und in welcher die Lerche der aufgehenden Sonne ihr Morgenlied entgegensingt, sondern die Luft, in welcher sentimentale Liebesseufzer gewechselt wurden zwischen dem Ritter und seinem Fräulein. Unser Dichter mochte zwischen der letzten Redaction unserer Volksgesänge und jener ersten nordischen Fassung etwa denselben Unterschied bemerken wie zwischen einer auf schäumendem Rosse über das Schlachtfeld einhersprengenden Walküre, die Wotan aus Walhall ausgeschickt hat, und einem in Sammet und Seide auftretenden Edelfräulein. Und wie Jordan die Trümmer der alten Sage ausgrub, um sie im Lichte der Neuzeit zu ihrer ursprünglichen Größe zusammenzufügen, wie er das Eis zum Schmelzen zu bringen wußte, das sich für unser modernes Empfinden um manche dieser Götter- und Heldengeschichten gelegt hat, mußte er sich auch zu der eigenthümlichen Form dieser Dichtungen, zum Stabreim bekennen, der, wenn auch größtentheils in der neueren Poesie vergessen und nur noch im Sprüchwort erhalten, doch als plastisches und metrisches Mittel für die Neubildung des Epos von einer ungeahnten Bedeutung wurde.

Der Dichter hat etwa zwanzig Jahre an die Erfüllung dieser Aufgabe gesetzt, die Totalität des germanischen Sagenstoffes nach den älteren und ältesten Fassungen und nach unserer tieferen Einsicht in das Wesen des Epos neuzubilden, und die Früchte der Arbeit liegen in den beiden Epen „Sigfrid-Sage" (Zwei Theile, 1868) und „Hildebrant's Heimkehr" (Zwei Theile, 1874) vor, die sowohl in einer größeren wie in einer billigeren Volksausgabe eine durch zahlreiche Auflagen bezeugte Verbreitung in unserem Volke gefunden haben. Jordan hat es durch die eigenthümliche Stellung, die er als Dichter und Rhapsode seiner Gesänge in unserer Literatur einnimmt, nach dem Vorgang der wissenschaftlichen Forschung ermöglicht, daß wir an die Schönheit der alten germanischen Götterwelt glauben, auch nachdem wir ihre Wirklichkeit längst preisgeben

Digitized by Google

mußten. Die große nationale Einigung des Winters 1870/71 kam hinzu, um in uns das volle Verſtändniß für die Wunderwelt der deutſchen Sage nicht nur im Kopfe, ſondern auch im Herzen zu erwecken, das theure Vermächtniß unſerer Altvordern nicht nur ruhig hinzunehmen, ſondern es unter dem Wehen eines mächtigen geſchichtlichen Geiſtes als unverſitzen, iſt dieſe tauſendjährige Vergangenheit für uns unmittelbarſte Gegenwart geworden. Es iſt unmöglich, an das gewaltige Schickſal, das uns aus der wiedergewonnenen Heldenſage entgegendröhnt, zu erinnern, ohne dieſer beiden Männer vergleichend zu gedenken. Sowohl die Schöpfung des Einen wie diejenige des Anderen weiſt auf die Mitte der fünf-

Wilhelm Jordan.

äußerliches Gut lebhaft zu empfinden. Wenn man zu Beginn der ſechziger Jahre noch fragen konnte: „Was iſt uns Sigfrid?“ ſo haben wir es jetzt deutlich erkannt, daß dieſe Figur die dichteriſche Form bildet, in welche der Genius unſeres Volkes ſeine idealſten Vorſtellungen von Heldenthum und Manneſchönheit als Inhalt ergoſſen hat. Heute, wo wir in Wilhelm Jordan den epiſchen Erneuerer und Rhapſoden, in Richard Wagner den muſikaliſch-dramatiſchen Bildner der deutſchen Sagen beziger Jahre zurück. Es iſt nicht nachweisbar, daß der Erzähler den Componiſten oder umgekehrt angeregt habe, vermuthlich haben Beide nichts von einander gewußt, da ein literariſcher oder künſtleriſcher Zuſammenhang zwiſchen ihnen nicht beſteht. Um ſo merkwürdiger iſt es, daß ſie Beide über das Nibelungenlied hinaus zu den älteren Formen der Sage greifen und aus deren Umſchmelzung und Vertiefung ihre Heldengeſtalten gewinnen, daß ſie ferner eine vielgeſtaltige und doch

strenge Form, der Eine ein Doppelepos, der Andere eine Trilogie nebst Vorspiel für ihre Schöpfungen sich gebildet und daß sie endlich den Reim aufgegeben und die altgermanische Form des Stabreims sich zu eigen gemacht haben. Solcher Analogien giebt es mehrere in der Geschichte der Kunst; es ist, als ob die Aufgabe, die der Geist eines Volkes stellt, zu gleicher Zeit in mehreren Köpfen zur Reife gelangt. Der Baum strotzt in Kraft und Saft, voll und rund prangen die Früchte an seinen Zweigen und es bedarf nur eines Windstoßes, daß sie zur Erde fallen und den Menschen schmackhafte Labung bieten. So groß indessen die Aehnlichkeit zwischen Jordan und Wagner ist, so unbedingt unterscheiden sie sich auch wieder. Nicht nur infolge der Verschiedenheit, die zwischen dem Epos und dem Drama als solchem besteht, sondern rein durch ihre Naturen und ihre künstlerischen Anschauungen. Der Musikdramatiker baut eine Welt gewaltiger Leidenschaften auf, die uns zunächst abstößt und in die wir uns erst allmählich versetzen können; er kümmert sich blutwenig um den Katechismus unserer Sittlichkeit, ja er freut sich wohl gar, wenn er ihn mit einer kühnen Wendung umgehen kann; er lockert den Stoff nach der Seite der Empfindung auf das feinste auf und erreicht einerseits in der nach außen drängenden Leidenschaft, andererseits in dem idyllischen Naturgefühl eine außerordentliche Kunsthöhe. Der Epiker dagegen verwebt in den alten Sagenstoff unsere ganze moderne Moral, er treibt die ursprünglichen Rohheiten hinaus und den Lichtstrom humaner Empfindungen hinein, er wischt das Blut ab, wo er es irgend kann, und blickt zu dem Leitstern schöner Menschlichkeit hinauf. Jordan humanisirt, Wagner heroisirt; jener neigt sich freundlich unserer Bildung, dieser haßt alles Conventionelle; jener ist streng sittlich, dieser weiß nichts von Sitte; jener verherrlicht nur das Gefühl und die Leidenschaft, sofern sie von der Vernunft geleitet und besänftigt werden, diesem ist die Innerlichkeit auch ohne solche Zuchtmittel ein und alles. Dem Gefühl Jordan's liegt die berückende Liebesscene zwischen Sigmund und Sieglinde im ersten Acte der „Walküre" gerade so fern, wie Wagner eine Stelle von der ungesuchten, wahrhaft homerischen Einfachheit des letzten Rittes Sigfrid's und seines Abschieds vom schwächlichen Sohne Brunhilde's in „Sigfrid-Sage" unerreichbar sein würde.

Was nun den Stabreim, jenes Versmaß, anbetrifft, in welchem die Lieder der Edda sowie das Hildebrantslied abgefaßt sind und welches Jordan für seine Nachdichtungen erneuert hat, so sucht er bekanntlich seine musikalische Wirkung nicht wie der Reim durch das gleichmäßige Erklingen gewisser Endsilben, sondern durch die Uebereinstimmung der durch den Sinn hervorgehobenen Worte in den Anfangsconsonanten zu erreichen. Gesetz ist, daß dieser epische Vers vier Hebungen haben müsse, während über die dazwischen liegenden Senkungen nichts ausgesagt ist, dieselben vielmehr in ihrer Zahl, je nach dem Zweck der Darstellung, schwanken können. So giebt es Verse, die wie der folgende fast nur aus Hebungen bestehen:

„Hildebrant's Herz stand still."

während sich andererseits der Vers einer onomatopöetischen Wirkung zu Liebe zu folgender Breite ausweiten kann:

„Plätscherten mit den Schweifen und plauderten geschwätzig."

Indem der Dichter diesen fast gänzlich verloren gegangenen Vers unserer Sprache wieder zurückgewinnen will, verrennt er sich nicht etwa in die Einseitigkeit, den Reim hierdurch verdrängen zu wollen. Er hält ihn für die Lyrik, das Drama und die untergeordneten Gattungen der Poesie, wie Satire und Posse, für unentbehrlich und will ihn nur im Epos, besonders im altdeutschen Epos, nicht als die charakteristische Form der Darstellung anerkennen, schon deshalb nicht, weil er eine mindestens zweizeilige Art von Strophe mit sich bringe und auch eine solche schon zu viel sei für dessen freie Bewegung, und weil er ferner den Grad von Anschaulichkeit nicht gestatte, die eine wesentliche Eigenschaft des Stabreims ausmacht. In seiner kleinen Schrift „Der epische Vers der Germanen und sein Stabreim" hat Jordan mit seinem Ohr die Unterschiede zwischen dem altdeutschen und dem modernen Verse gezogen. In der That hat der Stabreim etwas Schweres, Wuchtiges, Elementarisches, während der Endreim leicht, be-

Digitized by Google

weglich, geistig ist; jener will ein schwer zu behandelndes Material mit kräftiger Hand anfassen und zu plastischen Gebilden ausarbeiten, dieser seinen Inhalt in regelmäßigem Tact auf gefälligem Kahne hin- und herschaukeln, der eine ist der Malerei, der andere der Musik verwandt. Der Charakter der Form entscheidet zugleich über den Inhalt, dem man sie anpassen soll: alles Moderne, was den Kreis unserer täglichen Empfindungen ausfüllt, wird ebenso sehr am Endreim wie alles aus der Heldenzeit der Vergangenheit Stammende, das Ausnahmszustände schildert, am Stabreim die ihm ebenbürtige Form finden. Und schließlich, alle Theorie in der Kunst erhält erst durch die Praxis Sinn und tiefere Bewährung. Jordan hat seine Kunst erprobt wie nur je Einer, nicht allein am Studirtische, sondern im unmittelbaren Zusammenleben mit dem Volke, für welches er dichtete. Für ihn hat das bloß literarische Dasein einer poetischen Schöpfung etwas Ungenügendes; nicht nur mit dem Auge, sondern auch mit dem Ohr soll man das aufnehmen, was der Dichter ersonnen hat, damit es zu dem Leben, dem es entnommen ist, wieder zurückkehre und dadurch seine Daseinsberechtigung erweise. Vom Liede nehmen wir Alle gern an, daß es einer Melodie bedarf, um seine volle Wirkung auszuüben, und geben Altmeister Goethe Recht, wenn er behauptet, „Lied will ja gesungen sein"; ein Drama ist todt, wenn es nicht durch eine Aufführung auf der Bühne erlöst wird aus dem Gefängniß der Lettern. Ebenso verlangt nun Jordan, daß ein Epos vorgetragen und nicht nur gelesen werden müsse, und er selbst hat sich zum Rhapsoden seiner Leistungen mehr als zwei Decennien hindurch gemacht, zugleich lehrend und lernend, zugleich für sein Werk Bewunderer und Kritiker, den Muth zur Vollendung des Riesenwerkes und weise Einsicht in seine kunstvolle Gestaltung gewinnend. Er hat in dieser eigenthümlichen Stellung in etwa 170 Städten vor mehr als einer halben Million Zuhörern gesprochen und sowohl für seine Kunst wie seinen Vortrag seltene Anerkennung gefunden. In Deutschland giebt es keine irgendwie nennenswerthe Ortschaft, wo Jordan nicht gewesen ist, er hat in Europa als Rhapsode einen Weg von Zürich nach St. Petersburg, in Amerika einen solchen von New-York nach San Francisco gemacht. Es ist bezeichnend, daß der Autor seine Dichtungen durchaus frei aus dem Gedächtniß vorträgt, und was das sagen will, begreift man erst, wenn man sich vergegenwärtigt, daß das Doppelepos achtundvierzig Gesänge von ca. 700 Versen, also im Ganzen etwa 33600 Verse enthält. Diesen ungeheuren poetischen Reichthum trägt Jordan mit solcher spielenden Leichtigkeit in seinem Kopfe, daß er beliebig hierher und dorthin greifen kann. Das scheinbar unabsehbare, von seiner eigenen Lebenserfahrung und Weltanschauung durchtränkte Stoffgebiet ist eben ganz und gar sein eigen, Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blut. Bei Indispositionen oder unerwarteten Störungen kommt es wohl vor, daß im Laufe des Vortrags dieser oder jener Uebergang anders geräth, als er sich im Buche macht, die Phantasie ist in solchen Augenblicken stärker als das Gedächtniß und macht die festgewordenen Gebilde wieder flüssig, doch geschieht das immer nur für einen Augenblick und vollständig unmerklich für den Zuhörer. An ein Stocken des Stromes der Erzählung ist schon deshalb nicht zu denken, weil wir es hier mit nichts Auswendiggelerntem, sondern etwas Selbstgefundenem und -Erlebtem zu thun haben.

Darin liegt ein gewaltiger Unterschied zwischen Jordan's Vortragskunst und der Fertigkeit der übrigen Vorleser und Recitatoren. Sie sind die Interpreten fremder Dichtungen, die sie sich erst künstlich zu eigen gemacht haben. Man mag vor ihrem Talent die größte Achtung haben und wird doch zugeben müssen, daß zwischen ihnen und den Dichtungen, welche sie uns nahe führen, eine unabsehbare Kluft gähnt. Wie anders liegt dagegen die Sache bei Jordan, wo der Rhapsode dem Dichter vollauf ebenbürtig ist, weil beide nur eine Person bilden. Der producirende und der reproducirende Künstler stehen auf einer Stufe und verstehen sich auf das unmittelbarste. Daher fällt vor allen Dingen dasjenige fort, was bei anderen Rhetoren so störend wirkt: das Auswendiggelernte. Der Dichter hat nichts Fremdes seinem Gedächtniß eingeprägt; was er gedichtet, hat er ohne Weiteres behalten und weiß

Digitized by Google

es nun wie etwas Selbstgesehenes und -Gehörtes zu berichten, indem er sich während des Vortrags des empfangenen Eindrucks immer ausführlicher und deutlicher zu erinnern scheint. Wer Jordan hört, glaubt das Plätschern eines vielröhrigen Brunnens auf dem Markte einer kleinen deutschen Stadt zu vernehmen, in sternenklarer Nacht, wenn der Mond die einzelnen Tropfen in glitzernde Silberkügelchen verwandelt. Kaum hat man die ersten Stabverse vernommen, so ist man wie erlöst aus dem Alltagstreiben mit seinen niederen Interessen, das Ohr nimmt den Rhythmus dankbar auf, und zugleich glaubt das Auge die einzelnen Bilder wie Fresken an der Wand zu erblicken. Sie schieben sich an dem Auge vorüber, indem das eine aus dem anderen organisch entsteht und einen Zusammenhang von überwältigender Großartigkeit ergiebt.

Jordan ist für seinen Rhapsodenberuf von der Natur beanlagt worden durch ein markiges Baßorgan, das er sicher und ohne Affectation beherrscht. Er spricht nicht dialektfrei, sondern seiner Stimme haften noch die schweren Endsilben, der breite ei-Laut seiner ostpreußischen Heimat an. Hierzu sind allerdings noch manche andere Eigenthümlichkeiten, auch ein Stück Frankfurter Sprechweise hinzugekommen, um den Eindruck des Correcten abzuschwächen. Aber dieser Dialekt hat nichts Störendes, denn seine Eigenart steht im engsten Zusammenhang mit der Natur des Künstlers. Gerade so volltönend und breit ausgelegt wie seine Redeweise ist auch das Talent des Dichters, gerade so zähe und frei von aller schwächlichen Unentschiedenheit ist auch sein Charakter. Für den Vortrag seiner Dichtung hat er sich eine etwas singende, auf- und abschwebende Redeweise angeeignet, welche die Phantasie des Zuhörers wie auf sanften Wellen trägt und einen eigenartigen Ersatz bietet für die musikalische Begleitung, ohne welche im Kindesalter der Völker der epische Vortrag nicht gedacht werden konnte.

In Jordan's Neudichtungen „Sigfrid-Sage" und „Hildebrant's Heimkehr" erkennen wir eines der kunstvollendetsten Epen, welches die Weltliteratur bisher geschaffen hat, denn in ihnen vereinigt sich die Phantasie des dichtenden Volksgeistes in seiner ganzen unmittelbaren Einfachheit und Größe mit dem philosophisch geschärften Kunstverstande unserer Zeit. So wie das Epos jetzt vorliegt, ist ihm der seltene Vortheil zu Statten gekommen, daß es in einem naiven zeugungskräftigen Alter des Volkes geboren und zugleich im Weltalter des Geistes in künstlerische Zucht genommen ist. Erwägt man die Zerfahrenheit, die sich in unserer neueren erzählenden Literatur, zumal im Roman, geltend macht, so wird man der strengen Gesetzmäßigkeit, mit welcher der Dichter den Ansprüchen des epischen Stiles nachgekommen ist, das höchste Lob zollen müssen. Wie zwei mächtige Hallen, wo überall das Tageslicht hindrängt und man aus jeder Nische schnell und bequem wieder zur Mitte gelangen kann, über welcher der das Ganze zusammenhaltende Schlußstein sichtbar ist, breiten sich die beiden Dichtungen vor uns aus. In ihrer Anlage scheint Alles Natur zu sein, während doch Alles bewußte Kunst ist. Der ungeheure Stoff ist im Allgemeinen in der Steigerung und dem Niedergang der Erzählung, in der Rhythmik der einzelnen Theile, in dem Hinsetzen der Ruhepunkte am Ende jedes Gesanges meisterhaft beherrscht worden. Das Charakteristische jedoch, was diesem Doppeldome seine maßgebende Bedeutung für alle Zeiten sichern muß, liegt darin, daß jedes Epos zwar eine streng in sich abgeschlossene Einheit bildet, daß aber beide Epen zusammen wiederum ein Ganzes und zwar ein höheres Ganzes ergeben. Auf dem Gedanken, daß die reine Heldengestalt Sigfrid's den Neid und die Nacht zum Morde herausfordert, ruht das eine Epos so fest wie das Schiff auf seinem Kiel, und genau so ist es mit dem anderen Theil, der in sich verständlich und abgeschlossen durch die auf Sigfrid's Tochter Schwanhild angewendete Erziehung eines strahlenden Geschlechtes zur Demuth und Bescheidenheit erscheint. Von einem höheren Gesichtspunkte aus betrachtet ist aber auch Sigfrid's Tod unauflöslich verknüpft mit dem furchtbaren Rachewerk an Etzel's Hofe, wovon in „Hildebrant's Heimkehr" die Rede ist. Man sieht, die um die beiden Theile gelegte Klammer ist ohne Weiteres lösbar, ihre Verknüpfung ist Freiheit in der Nothwendigkeit.

Digitized by Google

Sollen wir einige Stellen nennen, die mit besonders lebhaftem Farbenzauber die Phantasie des Lesers und Hörers berühren, so erwähnen wir aus der „Sigfrid-Sage“ die nach der Wälsungasage gedichtete erste Begegnung Sigfrid's mit Brunhilde, den Ritt durch die Flammen, das Erwecken der schlafenden Schildjungfrau, das Brautwerben Sigfrid's um Krimhild und dasjenige Gunther's um Brunhilde, Krimhilde's Brautnacht, endlich Sigfrid's Tod, die Versöhnung der Königinnen an der Leiche desselben und das Ende Brunhilde's, die sich mit Sigfrid verbrennen läßt. In dem zweiten Theile wird das Rachewerk Krimhild's an Etzel's Hofe nicht als geschehend, sondern als bereits geschehen geschildert, wir erfahren davon theils durch den Mund des Sängers Horand, theils durch Hildebrant, den alten Waffenmeister Dietrich's von Bern, der am Hofe des norwegischen Königs Jormunrek weilt, um den letzten Sproß des Wälsungengeschlechts, Schwanhild, zu befreien und sie seinem Sohne Hadubrant zu vermählen. Auch hier treten wieder Momente von überwältigender Großartigkeit und Einfachheit hervor: das erste Erscheinen Hildebrant's am Hofe Jormunrek's, die Werbung Etzel's um Krimhild, Hagen's Nachtwache, Ortlieb's und Krimhild's Tod, der Kampf zwischen Hildebrant und Hadubrant und vieles Andere. Es kann nicht Wunder nehmen, wenn einer so umfangreichen Dichtung an einzelnen Stellen der Athem ausgeht, wenn die altgermanischen Götter, soweit sie redend eingeführt werden, etwas Zerflossenes und Abgeblaßtes oder manche Wendungen in der bis auf die letzten Quellen zurückgeführten Vorgeschichte der Helden etwas Verworrenes haben, aber im Ganzen überwiegt der Eindruck des Lebensvollen und Ergreifenden. Jordan ist sich der epischen Strenge seiner Schilderungen wohl bewußt, er besitzt in ihr einen festen granitnen Grund, von dem er sich weder zur bloßen Stimmungslyrik noch zu dramatischer Hast entfernt. Selbst das prächtige „Nornenlied“ ist durchaus plastisch und abgeschlossen gehalten, es besteht aus feststehenden Linien und Formen. Andererseits sind wieder dramatische Höhepunkte ohne Aufwand von falscher Rhetorik wiedergegeben, wie z. B. Sigfrid's Tod, bei dessen Ausmalung Jordan die Ruhe des Erzählers bewahrt und nur durch das zärtlichste Sichanschmiegen an das Naturleben, das Hervorrufen des naivsten Glaubens an das Mitfühlen des Alls unsere Theilnahme an dem Hergange des Mordes so vertieft, daß wir auf das unmittelbarste erschüttert werden. Ueberhaupt sind die meisten Naturbilder Jordan's wahre Cabinetstücke ihrer Art. Frei von allen conventionellen Manieren, sind sie aus der Anschauung des wirklichen Vorganges hervorgewachsen. Wie unser Auge sich im Anblick der Natur nicht genug thun kann, wie wir verweilen, schauen und wieder schauen, so sind auch diese dichterischen Bilder mit liebevollem Detailaufwand gemalt. Dabei besitzt Jordan die Kunst des Epikers, bei der Beschreibung einer Person oder eines Zustandes die charakteristischen Merkmale nicht trocken aufzuzählen, sondern sie zu Momenten einer Handlung zu machen und dadurch ein Bild hervorzurufen, in hohem Maße. Geradezu classisch erscheint uns die Schilderung der im Rheine badenden Krimhild, weil sie von vollendeter Zartheit und Reinheit ist und den sinnlichen Zauber ohne Rest in einen ästhetischen verwandelt. Das ist das Eigenthümliche bei Jordan, daß er bei seinem angespannten geistigen Ringen den natürlichen Menschen in sich nicht unterdrückt hat, sondern es in jedem Verse verräth, daß er der Gast der Natur in Feld und Wald, in Thal und Gebirge gewesen ist. Freilich das Ganze, wie es jetzt in schöner Ordnung vor uns liegt, konnte nur dem bewußten Geiste entstammen. Der Dichter mußte die Gesetze des Epos aus den großen erzählenden Dichtungen aller Zeiten und Völker abgeleitet haben, um sie in so mustergültiger Weise erfüllen zu können. Er hatte in seinem praktischen Rhapsodenberufe Erfahrungen gemacht, die sich als Leuchte auf dem Wege der Erkenntniß des Entstehens und Werdens dieser Werke erwiesen. So sehr sich auch die äußeren Umstände geändert haben, unter denen sich die epische Kunst entfaltet, so mußte es Jordan doch leicht erfassen, daß für seine Neudichtung der Nibelungen dieselben Momente maßgebend gewesen sind, die bei den Epen der Vergangenheit thätig waren: die Vorarbeit einer langen Reihe von Geschlechtern, die

Digitized by Google

ihre Blutwärme dem Sagenstoffe mitgetheilt hatten, und die Mitarbeit der hörenden Menge, die dem Rhapsoden durch ihre stumme oder laute Kritik zu verstehen giebt, wo er das Herz seiner Nation gerührt und wo er es kalt gelassen habe. Jordan hat diese Studien in einer kleineren Schrift: „Das Kunstgesetz Homer's und die Rhapsodik" (1869), und einem größeren Buche: „Epische Briefe" (1876), niedergelegt, von denen namentlich das letztere allen seinen Zuhörern zu empfehlen ist, weil es in die fortlaufende Schilderung der Epen der Inder, Perser, Römer, Griechen und Germanen eine Anzahl höchst interessanter Aufschlüsse mischt, die sich zu einer Art angewandten Aesthetik des Epos zusammenfügen. Mit besonderer Verehrung und Liebe mußte der deutsche Dichter natürlich an dem Vollender der beiden großen erzählenden Dichtungen hängen, die uns das Mutterland der Schönheit und Freiheit, Griechenland, geschenkt hat. Die Griechen, die unser Aller Lehrmeister sind, haben diese erziehende und bildende Kraft an Jordan's Kunst in ganz besonderer Weise bewährt, indem sie ihm das Beste verriethen, was er überhaupt wissen konnte. Den Dank hierfür hat unser Dichter in ebenso verdienstlicher wie bewundernswerther Weise durch eine neue Uebersetzung der Werke Homer's abgestattet, von welcher die „Odyssee" 1876, die „Ilias" fünf Jahre später erschien. Daß die bisherigen Uebertragungen des Griechendichters, die Voß'sche nicht ausgenommen, den Sänger des Sigfrid und des Hildebrant wohl ermuthigen konnten, das Werk zu unternehmen, hat seine jetzt erfolgte Vollendung unzweifelhaft erwiesen, denn Jordan's Uebersetzungen sind gänzlich frei von jenen schulmäßigen Vorstellungen, die gleichsam mit deutschen Worten griechisch reden lassen, während es doch die Aufgabe des Uebersetzers sein soll, durchaus im Geiste seiner Sprache zu schaffen und bei dem Leser und Hörer den Eindruck einer Originaldichtung zu hinterlassen. Wie groß die Fortschritte sind, die unser Dichter in dieser Beziehung dem trefflichen Voß gegenüber gemacht hat, kann man auf jeder Seite nachweisen. Der Dichter der „Louise" hatte noch keine Ahnung von der Fülle mannigfaltiger und anschaulicher Ausdrücke, welche unsere Sprache hundert Jahre nach ihm in Umlauf gesetzt hat, und, was noch bemerkenswerther ist, er denkt nur in der Büchersprache, während doch die „Odyssee", in der unaufhörlich das Rauschen des Meeres vernehmbar ist, eine ganz bestimmte Anschaulichkeit und Kenntniß dieses Elementes herausfordert. Jordan weiß den Farbenreichthum seiner Ausdrücke in der „Odyssee" nicht minder als in der „Ilias" meisterhaft zu verwerthen, ihm wird Alles zur sichtbaren Gestalt, zu faßlichem Körper. Man muß eine Anzahl homerischer Stellen in verschiedenen Uebersetzungen und dann in der Jordan'schen gelesen haben, um begreifen zu können, daß dieses Abwischen des Schulstaubes von den in unserer Sprache wiedergegebenen Versen des blinden Sängers, diese Belebung und Erfrischung des Sprachkörpers wie Morgenthau auf den empfänglichen Leser wirkt. Da sich Jordan außerdem in den Einleitungen und Anmerkungen zu seinen Uebersetzungen mit den Philologen in streng wissenschaftlicher Weise auseinandergesetzt und eine Anzahl interessanter Aufschlüsse und Erklärungen gegeben hat, dürfen wir seiner Uebersetzung ein doppeltes, dankbar anzuerkennendes Verdienst nicht absprechen.

Auf dem untersten Grunde des Jordan'schen Gemüthslebens ruht aber ein Etwas, das sich einer bloß wissenschaftlichen Erklärung entzieht; eine Kraft der Seele, die gar nicht anders wirken kann, als sie eben wirkt; ein Herd, auf dem ununterbrochen ein heiliges Feuer brennt: der Glaube an die Größe und Macht des deutschen Volkes. Ohne daß dieses Gefühl jemals chauvinistisch aufgebauscht wäre, erfüllt es doch den ganzen Menschen als ideales Feuer. Aus Vaterlandsliebe versuchte es der Dichter, seinem Volke den Glauben an die halb verklungene Heldensage wiederzugewinnen, und als dies Werk vollendet war, als er den Zweiflern und Spöttern bewiesen hatte, daß die Ideale unserer Vorfahren auch die unserigen zu sein verdienten, setzte er seine beste Kraft ein, um auch die Vorstellungen des religiösen Lebens von ihrem dogmatischen Ballast zu befreien und auf ihren rein menschlichen Inhalt zurückzuführen. Er sieht die Scharen der Gläubigen in den Kirchen immer mehr zusammenschrumpfen und die Anhänger jener

Digitized by Google

philosophischen Titanen sich jeden Tag vermehren, welche die Herzen nicht nur von unhaltbaren Symbolen befreien, sondern auch das tiefere religiöse Gefühl, den Aufschwung zum Idealen, das Bewußtsein, in einem großen Zusammenhang natürlicher und geschichtlicher Entwickelung zu leben, gewaltsam ertödten wollten. Jordan erklärt diese muthwilligen Zerstörer der Phantasieschätze unseres Volkes für Vertreter einer nüchternen und unzureichenden Weltanschauung, weil sie bei symbolisch ausgedrückten Wahrheiten sich immer nur an das Vergängliche des Symbols, das natürlich bei dem erwachenden Bewußtsein einer Nation veränderlich sein muß, nicht an das Ewige der Wahrheit halten. Die ersten Keime hatte diese Anschauungsweise, wie bereits erwähnt, im „Demiurgos" getrieben, nun wuchs sie weiter und gestaltete sich zu der Gedichtsammlung „Andachten" (1877) und den religionsphilosophischen Briefen „Die Erfüllung des Christenthums" (1879) aus. Es giebt einen Gott, eine Unsterblichkeit, eine Auferstehung, ein Gebet, nur darf man diesen Vorstellungen keinen Inhalt geben, der mit unseren wissenschaftlichen Erfahrungen in directem Widerspruch steht, sondern sie im Feuer der modernen Erkenntniß von den Schlacken des Kinderglaubens reinigen — das ist die Grundmelodie, die in diesen beiden Büchern, in dem ersten poetisch, in dem anderen philosophisch, ausgeführt wird. Wie dem Dichter das im Einzelnen gelungen ist und wie er die frommen Erzählungen des Knabenalters zwanglos zu den festen Ueberzeugungen der Mannesjahre ummodelt, wie er dem Gemüth nichts von dem raubt, was es so gern sein Eigen nennt, und doch auch dem Verstande Alles zugesteht, worauf er vollgültigen Anspruch hat, kann hier nicht ausführlich erörtert werden, zumal Jordan in seiner anregenden selbständigen Weise nichts Doctrinäres und Abgeschlossenes giebt, sondern mit hülfreicher Hand den Vorhang nur lüften will, durch dessen vollständige Beseitigung sich jeder Einzelne den Anblick der Wahrheit selbst verdienen muß.

Der Dichter könnte uns noch wegen mancher anderen Veröffentlichung beschäftigen, so wegen der Gedichtsammlung „Strophen und Stäbe" (1871), in der sich Persönliches und Allgemeines, Nachgebildetes und Rhapsodisches im bunten Wechsel der Formen findet, so auch wegen einer Uebersetzung des Sophokles und mehrerer Shakespeare'scher Dramen, die er für die sogenannte Dingelstedt'sche Ausgabe in Leipzig bearbeitet und mit werthvollen Einleitungen begleitet hat. Doch fügen diese Arbeiten seiner Physiognomie keinerlei neue Züge hinzu. Er hat einen ganz bestimmten Mittelpunkt, von dem er betrachtet sein will, und seine Kraft hat sich so unbedingt nach einer einzigen Richtung ausgegeben, daß man diese festhalten muß, wenn man ein klares Bild des Autors erhalten will. Er ist und bleibt der glückliche Erneuerer unserer Heldensage in einer Form, die in vieler Beziehung musterhaft genannt werden muß. Hierzu war er mit seinem tiefen Ernst, seinem unabläßigen Fleiß, seinem feinen Kunstsinn in ungewöhnlichem Maße geeignet. Er hat sich eingenistet in unseren Sprach- und Sagenschatz und ihm Schönheiten ersten Ranges abgewonnen. So vielfach Jordan's Verdienste um die Erhebung unserer Empfindungen zum Großen und Guten auch sein mögen, eine Gestalt ist es vorzugsweise, die wir von ihm dauernd festhalten können. Wir sehen ihn vor uns als Hüter der uralten nationalen Sangeskunst, die er durch das Licht seines Talentes und unserer Wissenschaft neu belebt hat, von seinen Lippen strömen die Worte, um in regelmäßigem Flusse unser Herz in freudige und stolze Erregung zu versetzen; wir empfinden, daß er ein Zuchtmeister zu allen männlichen Tugenden, ein Lehrer der Vaterlandsliebe sei, und wenn die letzten Verse verklungen sind und der Beifall einer begeisterten Zuhörerschaft sein Ende erreicht hat, müssen wir einer jener Heldengestalten gedenken, die durch ihn ein so eigenartiges Leben erhalten haben, und mit ihr in der Anwendung auf den Dichter sprechen:

„Du hast mir das Herz mit heiligen Schauern
Aufs tiefste bewegt. Nun tastet nach Worten,
Den Dank nach Verdienst dir darzubringen,
Umsonst umher meine suchende Seele,
Die du traurig zugleich und bewunderungstrunken
Mit der markerschütternden Mär gemacht hast."

Goethe's musikalisches Leben.

Von

Ferdinand Hiller.

III.

Eine der Musik gewidmete Arbeit Goethe's, die noch in die letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts fällt, ist das Fragment „Der Zauberflöte zweiter Theil". Es hat etwas Rührendes, den Dichter des „Faust" anknüpfen zu sehen an das Product Schikaneder's; zu betrachten, wie er sich vertieft in die von Letzterem gegebenen Personen und Verwickelungen — und wie dabei der mächtige Geist, der in ihm webte, fast wider Willen fortwährend sich geltend macht. Daß er dem Versuche keinen großen Werth beilegt, geht daraus hervor, daß er ihn, trotzdem Iffland die Aufführung bewerkstelligen wollte, auf einige vornehme Worte Schiller's hin für immer bei Seite legte. Hervorgegangen war er unbedingt aus der Verehrung Mozart's. Die Hinneigung zu demjenigen musikalischen Genius, dessen Wesen vielleicht dem seinen am nächsten stand, findet sich immer und immer wieder auf das stärkste ausgesprochen. Und da sie Zeugniß ablegt für das Verständniß des musikalisch Schönsten, so wird es wohlgethan sein, wenigstens Einiges davon hier zusammenzustellen, zur Befriedigung der Anhänger der alten Schule — derjenigen, die sich an Homer, an Phidias, an Rafael, an Goethe selbst erbaut und erhebt.

„‚Die Entführung aus dem Serail' schlug Alles nieder," schreibt er nicht ohne Unmuth bei der Erzählung seiner mißglückten Versuche im Singspiel. Mit um so höherer Genugthuung aber spricht er von der Aufführung der Mozart'schen Opern während seiner Theaterleitung. Und auf einen Brief Schiller's vom 29. December 1797, in welchem dieser von der möglichen Entwickelung der Oper in erhabenem Sinne spricht, antwortet er (am 30.): „Ihre Hoffnung, die Sie von der Oper hatten, würden Sie neulich im ‚Don Juan' auf einen hohen Grad erfüllt gesehen haben; dafür steht aber auch dieses Stück ganz isolirt, und durch Mozart's Tod ist alle Aussicht auf etwas Aehnliches vereitelt."

Aus den Gesprächen mit Eckermann ist Mehreres anzuführen: „Das musikalische Talent," sagt Goethe, „kann sich wohl am frühesten zeigen, indem die Musik ganz etwas Angeborenes, Inneres ist, das von außen keiner großen Nahrung und keiner aus dem Leben gezogenen Erfahrung bedarf. Aber freilich, eine Erscheinung wie Mozart bleibt immer ein Wunder, das nicht weiter zu erklären ist. Doch wie sollte die Gottheit überall Wunder zu thun Gelegenheit finden, wenn sie es nicht zuweilen in außerordentlichen Individuen versuchte, die wir anstaunen und nicht begreifen, woher sie kommen."

Ein andermal heißt es: „Was ist Genie anders als jene productive Kraft, wodurch Thaten entstehen, die vor Gott und der Natur sich zeigen können und die

Digitized by Google

eben deswegen Folge haben und von Dauer sind. Alle Werke Mozart's sind von dieser Art; es liegt in ihnen eine zeugende Kraft, die von Geschlecht zu Geschlecht fortwirkt und sobald nicht erschöpft und verzehrt sein dürfte."

Ferner: „Mozart starb in seinem sechsunddreißigsten Jahre, Rafael im gleichen Alter, Byron nur um Weniges älter. Alle aber hatten ihre Mission auf das vollkommenste erfüllt, und es war wohl Zeit, daß sie gingen, damit auch anderen Leuten in dieser auf eine lange Dauer berechneten Welt noch etwas zu thun übrig bliebe."

„Wie kann man sagen, Mozart habe seinen Don Juan componirt!" ruft Goethe später aus. „Composition! — Als ob es ein Stück Kuchen oder Biscuit wäre, das man aus Eiern, Mehl und Zucker zusammenrührt! — Eine geistige Schöpfung ist es, das Einzelne wie das Ganze aus einem Geiste und Guß und von dem Hauche eines Lebens durchdrungen, wobei der Producirende keineswegs versuchte und stückelte und nach Willkür verfuhr, sondern wobei der dämonische Geist seines Genies ihn in der Gewalt hatte, so daß er ausführen mußte, was jener gebot."

Und endlich: „Versuche es doch nur Einer und bringe mit menschlichem Wollen und menschlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Rafael oder Shakespeare tragen, sich an die Seite setzen lasse. Ich weiß recht wohl, daß diese drei Edlen keineswegs die Einzigen sind — allein, waren Andere so groß als jene, so überragten sie die gewöhnliche Menschennatur in eben dem Verhältniß und waren ebenso gottbegabt als jene."

Es ist aber lange nicht so leicht, Mozart's ganze Größe aufzufassen, als man gemeinhin wohl glaubt — der beste Beweis dafür ist, daß es sehr bedeutende Künstler giebt, die sich nicht zu ihm erheben können.

Wie fern Goethe in allen Dingen Einseitigkeit lag, geht auch aus seinen musikalischen Liebhabereien hervor, in welchen Joh. S. Bach eine hervorragende Rolle spielt. So schreibt er an Zelter: „Bei dieser Gelegenheit muß ich erzählen, daß ich, um die Gedichte zum Aufzug zu schreiben, drei Wochen anhaltend in Berka zubrachte, da mir dann der Inspector täglich drei bis vier Stunden vorspielte und zwar auf mein Ersuchen nach historischer Reihe: von Sebastian Bach bis zu Beethoven, durch Philipp Emanuel, Händel, Mozart, Haydn durch, auch Dussek und dergleichen mehr." Und eine Reihe Jahre später: „Wohl erinnerte ich mich bei dieser Gelegenheit an den guten Organisten von Berka; denn dort war mir zuerst bei vollkommener Gemüthsruhe und ohne äußerliche Zerstreuung ein Begriff von eurem Großmeister (J. S. Bach) geworden. Ich sprach mir's aus: als wenn die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte, wie sich's etwa in Gottes Busen kurz vor der Weltschöpfung möchte zugetragen haben. So bewegte sich's auch in meinem Inneren, und es war mir, als wenn ich weder Ohren, am wenigsten Augen, und weiter keine übrigen Sinne besäße noch brauchte." Daß Goethe sich bei dieser Musik andere Gedanken machte, als es der Organist von Berka that, ist sehr wahrscheinlich. Auf das wohltemporirte Clavier namentlich kommt er noch öfter zurück.

* * *

Welch klaren Blick Goethe in das musikalische Getriebe, insbesondere der Oper, gethan, zeigt eine der Anmerkungen zur Uebersetzung des Diderot'schen „Rameau's Neffe". Die Beherzigung der einfachen Worte hätte eine unendliche Ersparniß an bedrucktem Papier bewerkstelligen können, und sie dürfen in diesen Zusammenstellungen nicht fehlen.

„Alle neuere Musik wird auf zweierlei Weise behandelt, entweder daß man sie als eine selbständige Kunst betrachtet, sie in sich selbst ausbildet, ausübt und durch den verfeinerten äußeren Sinn genießt, wie es der Italiener zu thun pflegt, oder daß man sie in Bezug auf Verstand, Empfindung, Leidenschaft setzt und sie dergestalt bearbeitet, daß sie mehrere menschliche Geistes- und Seelenkräfte in Anspruch nehmen könne, wie es die Weise der Franzosen, der Deutschen und aller Nordländer ist und bleiben wird.

„Nur durch diese Betrachtung, als durch einen doppelten ariadneischen Faden, kann man sich aus der Geschichte der neueren

Digitized by Google

Musik und aus dem Gewirr parteiischer Kämpfe heraushelfen, wenn man die beiden Arten da, wo sie getrennt erscheinen, wohl bemerkt und ferner untersucht, wie sie sich an gewissen Orten, zu gewissen Zeiten, in den Werken gewisser Individuen zu vereinigen gestrebt und sich auch wohl für einen Augenblick zusammengefunden, dann aber wieder aus einander gegangen, nicht ohne sich ihre Eigenschaften einander mehr oder weniger mitgetheilt zu haben, da sie sich denn in wunderbaren, ihren Hauptästen mehr oder weniger annähernden Ramificationen über die Erde verbreiteten.

„Seit einer sorgfältigen Ausbildung der Musik in mehreren Ländern mußte sich diese Trennung zeigen, und sie besteht bis auf den heutigen Tag. Der Italiener wird sich der lieblichsten Harmonie, der gefälligsten Melodie befleißigen, er wird sich an dem Zusammenklang, an der Bewegung als solchen ergötzen, er wird des Sängers Kehle zu Rathe ziehen und das, was dieser an gehaltenen oder schnell auf einander folgenden Tönen und deren mannigfaltigstem Vortrag leisten kann, auf die glücklichste Weise hervorheben und so das gebildete Ohr seiner Landsleute entzücken. Er wird aber auch dem Vorwurf nicht entgehen, seinem Text, da er zum Gesang doch einmal Text haben muß, keineswegs genug gethan zu haben.

„Die andere Partei hingegen hat mehr oder weniger den Sinn, die Empfindung, die Leidenschaft, welche der Dichter ausdrückt, vor Augen; mit ihm zu wetteifern, hält sie für Pflicht. Seltsame Harmonien, unterbrochene Melodien, gewaltsame Abweichungen und Uebergänge sucht man auf, um den Schrei des Entzückens, der Angst und der Verzweiflung auszudrücken. Solche Componisten werden bei Empfindenden, bei Verständigen ihr Glück machen, aber dem Vorwurf des beleidigten Ohres, insofern es für sich genießen will, ohne an seinem Genuß Kopf und Herz theilnehmen zu lassen, schwerlich entgehen.

„Vielleicht läßt sich kein Componist nennen, dem in seinen Werken durchaus die Vereinigung beider Eigenschaften gelungen wäre, doch ist es keine Frage, daß sie sich in den besten Arbeiten der besten Meister finde und nothwendig finden müsse.

„Uebrigens was diesen Zwiespalt betrifft, so ist er wohl nie gewaltsamer erschienen als in dem Streit der Gluckisten und Piccinisten, da denn auch der Bedeutende vor dem Gefälligen die Palme erhielt. Ja, haben wir nicht noch in unseren Tagen den lieblichen Paisiello durch einen ausdrucksvolleren Componisten verdrängt gesehen — eine Begebenheit, die sich in Paris immerfort wiederholen wird.

„Wie der Italiener mit dem Gesang, so verfuhr der Deutsche mit der Instrumentalmusik. Er betrachtete sie auch eine Zeit lang als eine besondere für sich bestehende Kunst, vervollkommnete ihr Technisches und übte sie fast ohne weiteren Bezug auf Gemüthskräfte lebhaft aus, da sie denn bei einer dem Deutschen wohl gemäßen tieferen Behandlung der Harmonie zu einem hohen, für alle Völker musterhaften Grade gelangt ist."

* * *

Die Neigung Goethe's, dem Tondichter in die Hände zu arbeiten, offenbart sich fast bis an sein Lebensende in Versuchen, die leider zum größten Theil zu nichts führten, weil Zelter der einzige Componist blieb, der ihm nahe stand. Das hierauf Bezügliche will ich in chronologischer Folge hier zusammenstellen.

Zelter war durch die wohlwollende Weise, mit der ihm Goethe begegnet, offenbar in einen poetischen Rausch gerathen, in welchem er sich Aufgaben gewachsen glaubte, zu denen ihm schließlich doch die Kraft abging. Von den Chören der „Braut von Messina" ausgehend, befragt er den Dichter über den Charakter des Chors in der griechischen Tragödie. Dieser giebt ihm über denselben seine Ansichten kund und knüpft daran folgende Auseinandersetzung, die man eher seitens des gelehrten Musikers erwarten dürfte. „Wie sich nun," schreibt Goethe im August 1803, „die griechische Tragödie aus dem Lyrischen loswand, so haben wir noch in unseren Tagen ein merkwürdiges Beispiel, wie sich das Drama aus dem Historischen oder vielmehr Epischen loszuwinden trachtete; wir finden es in der Art, mit welcher in der Charwoche in katholischen Kirchen die Leidensgeschichte abgesungen wird." Nachdem er nun ein Stück aus der bekannten Vertheilung der Rollen in

Digitized by Google

diesem liturgischen Drama aufschreibt, setzt er hinzu: „Man hat, wie ich mich erinnere, in Passionsoratorien schon diesen Weg eingeschlagen, doch ließe sich wohl, wenn man recht von Grund und Haus aus zu Werke ginge, noch etwas Neues und Bedeutendes hervorbringen.“ Trotz aller hohen Intuitionen Zelter's führt diese Verhandlung zu keinem Resultat.

Viele Jahre später, bei Gelegenheit des Lutherfestes im Jahre 1816, spricht Zelter den Vorsatz aus, dem Reformations-Jubiläum eine Cantate zu weihen „im Sinne des Händel'schen ‚Messias‘“. Mit dem jugendlichsten Eifer geht Goethe darauf ein. Was er dabei über das Christenthum sagt, ist von höchstem Interesse — den Plan zu einem großen, ja übermächtigen Oratorium, den er daran knüpft, kann ich mich nicht enthalten, mit den darauf bezüglichen Bemerkungen hier wiederzugeben.

„Erster Theil.

1) Die Gesetzgebung auf Sinai.

2) Das kriegerische Hirtenleben, wie es uns das Buch der Richter, Ruth u. s. w. darstellt.

3) Die Einweihung des Tempels Salomonis.

4) Das Zersplittern des Gottesdienstes, der sich auf Berge und Höhen wirft.

5) Die Zerstörung Jerusalems, und in Gefolg derselben die Gefangenschaft zu Babel.

6) Propheten und Sibyllen, den Messias ankündigend.

Zweiter Theil.

1) Johannes in der Wüste, die Verkündigung aufnehmend.

2) Die Anerkennung durch die drei Könige.

3) Christus erscheint als Lehrer und zieht die Menge an sich. Einzug in Jerusalem.

4) Bei drohender Gefahr verliert sich die Menge; die Freunde schlafen ein; Leiden am Oelberg.

5) Auferstehung.

„Hält man die beiden Theile gegen einander, so erscheint der erste absichtlich länger und hat eine entschiedene Mitte, woran es jedoch dem zweiten auch nicht fehlt.

„Im ersten Theile paralleliſiren Nr. 1 und 5. Sinai und die Zerstörung, die Zeit der Richter und der Baalsdienst; Nr. 2 und 4: idyllisch enthusiastisch, die Einweihung des Tempels als höchster Gipfel u. s. w.

„Im zweiten Theil würde sich das Morgendliche vor Sonnenaufgang in Nr. 1 und 5 steigend ausdrücken. Nr. 2 und 4 sind im Gegensatze. Nr. 3, Einzug in Jerusalem, möchte die freie, fromme Volksfreude, wie die Einweihung des Tempels die fürstlich priesterliche Begrenzung des Gottesdienstes ausdrücken.

„Tausend andere Verhältnisse werden dir beim ersten Anblick einfallen. Diese Dinge dürfen nicht historisch, sondern lyrisch verknüpft werden; Jedermann kennt das Ganze und wird sich auf Flügeln der Dichtkunst gern aus einer Region in die andere versetzen lassen.“

Zelter möchte „in Bewegung kommen“ und verlangt mehr und Näheres. Der liebenswürdige Dichter schreibt drei Seiten voll Einzelheiten der Ausführung, die mit den Worten schließen: „Das Irdische fällt Alles ab, das Geistige steigert sich bis zur Himmelfahrt und zur Unsterblichkeit.“ Hierauf schreibt Zelter Allerlei über Chor, Halbchor, Solostimmen, Arien und Recitative und — es ist nie mehr davon die Rede. Glücklicherweise hat Goethe später die Himmelfahrt des Faust gedichtet — und noch viel später hat Schumann sie componirt.

Im Jahre 1811 dichtete Goethe die Cantate „Rinaldo“ für einen Prinzen von Gotha, der eine gute Tenorstimme hatte. Winter componirte sie — und wie viele Andere seitdem! Und mit Brahms, dem letzten und besten derselben, wird die Reihe noch nicht geschlossen sein; denn die „Umrisse“, die er dem „Musikus“ damit gegeben, können oft noch „mit starken oder feinen Fäden“ ausgeführt werden.

Anders kam es mit der „Idylle“, die er zum Geburtstag der Herzogin im Jahre 1813 schrieb. Der treffliche Viehoff sagt uns, er habe sich bei derselben, nicht wie beim „Rinaldo“, mit einem „beziehungslosen Stoff“ begnügt — denn „Damon“ sei der Dichter selbst, und sein Verhältniß zum Hofe sei darin leise angedeutet. Das giebt allerdings keine feste musikalische Anregung. Dennoch ist es verwunderlich,

Digitized by Google

daß die harmonischen Verse keine bekannt gewordene Composition gefunden — um zu wirken, müßte diese freilich mit dem auserlesensten melodischen Zauber angethan sein.

Von demselben Jahre berichtet Goethe: „‚Der Löwenstuhl', eine Oper, gegründet auf die alte Ueberlieferung, die ich nachher in der Ballade ‚Die Kinder, sie hören es gerne' ausgeführt, gerieth ins Stocken und verharrte darin." Zelter spricht er nicht davon — er hielt es wohl für überflüssig nach den Erfahrungen, die er gemacht. Wie der Dichter sich die dramatische Darstellung des Stoffes gedacht haben mag, ist auch aus den Noten,* die er dazu geschrieben, nicht ersichtlich, wiewohl er den Gegenstand „einem Jüngeren" zu theatralischer Ausführung empfiehlt. Wenn ein Meister wie Goethe ein Motiv in einer beliebigen Form hingestellt hat, kann man sich nicht leicht eine andere dafür denken.

Eine Aeußerung, die zu der Grundansicht, die mich bei dieser Arbeit beherrscht, nur allzu gut paßt, findet sich in den Annalen aus dem Jahre 1816. Dort heißt es: „Besonders werth jedoch erschien mir Hydis Persische Religion; und wie denn, sobald ein bedeutender Stoff mir vor die Seele trat, ich denselben unwillkürlich zu gestalten aufgefordert wurde, so entwarf ich eine orientalische Oper und fing an sie zu bearbeiten. Sie wäre auch fertig geworden, da sie wirklich eine Zeit lang in mir lebte, hätte ich einen Musiker zur Seite und ein großes Publikum vor mir gehabt, um genöthigt zu sein, den Fähigkeiten und Fertigkeiten des einen, sowie dem Geschmack und den Forderungen des anderen entgegenzuarbeiten."

Das Unerwartetste, was eigentlich nicht in dieses Capitel gehört, es aber doch schließen mag, begegnet uns in einem Briefe Goethe's an Zelter vom 23. Februar 1814. Er hatte den Freund ein paar Monate vorher um eine vierstimmige Composition des Textes „In te Domine speravi, non confundar in æternum" ersucht. Und nun schreibt er: „Zu dem ‚In te Domine speravi' hätte ich auch ein langes Märchen zu erzählen, wie ich mir bei sonderbaren inneren und äußeren Bedrängnissen diese Worte in meiner böhmischen Einsamkeit rhythmisch klanglos, aber doch vierpersönlich, um nicht vierstimmig zu sagen, componirt und keinen angelegentlicheren Wunsch gehabt, als diese schönen Worte durch dich musikalisch commentirt zu hören. Ich kam in Versuchung, vier Linien unter einander zu ziehen, um die Art, wie ich es genommen, anschaulich zu machen. Jetzt, da ich deine Composition höre, bin ich darüber völlig belehrt und finde darin eine angenehme Erfahrung. Der Dilettant nämlich wird durchaus nur durch das Faßliche und eine unmittelbare Wirkung gerührt, und dies charakterisirt auch seine Productionen, wenn er in irgend einer Kunst sich versuchend auftritt. Meine Composition, die sich ziemlich abgerundet und fixirt hat, ähnelt einer von Jomelli, und es ist immer wunderbar und lustig genug, daß man sich zufällig auf solchen Wegen ertappt und sich einmal seines eigenen Nachtwandelns bewußt wird. Um hierüber in einem anderen Fache klar zu werden, dem ich mich ernstlicher gewidmet habe, sondire ich ältere landschaftliche Skizzen und werde hierbei auch das Aehnliche gewahr."

Der unmusikalische Goethe, der sich als Sechziger im Componiren versucht! So streng sich der Dichter oftmals gegen anmaßendes, selbstgefälliges und streng kritisirendes Dilettantenthum ausspricht, so sehr lag es in seiner umfassenden Natur, Alles zu versuchen, was irgend versucht werden konnte.

* * *

Die Leidenschaft, sich den Grund der Dinge klar zu machen, ist wohl einer der hervorstechendsten Züge im Wesen unseres größten Dichters. Und so finden sich denn auch mehrfache Versuche, nicht allein in die Wissenschaft der Tonsetzkunst, mit Beziehungen auf die Akustik, einzudringen, sondern auch selbständig sich ein System, eine Theorie aufzubauen. Diese Bemühungen würde man bei dem universalen Forscher natürlich finden, wenn der Dichter sich auch für die schöne Kunst der Töne nicht interessirt hätte, und sie gehören deshalb auch kaum in den Rahmen dieser

* In diesen heißt es: „Der Gegenstand war mir sehr lieb geworden, auf den Grad, daß ich ihn zur Oper ausarbeitete."

Digitized by Google

Skizze. Uebergehen darf ich sie jedoch um so weniger, als es auch bei ihnen an genialen Lichtblicken nicht mangelt.

Nahe lag es dem autonomen Schöpfer einer Farbenlehre, ein Verhältniß derselben zur Tonlehre anzudeuten — die denselben gewidmeten Paragraphen gehen über Andeutungen nicht hinaus, wirken jedoch hierdurch vielleicht noch anregender. Sie lauten:

„Daß ein gewisses Verhältniß der Farbe zum Tone stattfinde, hat man von jeher gefühlt, wie die öfteren Vergleichungen, welche theils vorübergehend, theils umständlich genug angestellt worden, beweisen. Der Fehler, den man hierbei begangen, beruht nun auf Folgendem:

„Vergleichen lassen sich Farbe und Ton unter einander auf keine Weise, aber beide lassen sich auf eine höhere Formel beziehen, aus einer höheren Formel beide, jedoch jedes für sich, ableiten. Wie zwei Flüsse, die auf einem Berge entspringen, aber unter ganz verschiedenen Bedingungen in zwei ganz entgegengesetzte Weltgegenden laufen, so daß auf dem beiderseitigen ganzen Wege keine einzelne Stelle der anderen verglichen werden kann, so sind auch Farbe und Ton. Beide sind allgemeine elementare Wirkungen, nach dem allgemeinen Gesetz des Trennens und Zusammenstrebens, des Auf- und Abschwankens, des Hin- und Widerwägens wirkend, doch nach ganz verschiedenen Seiten, auf verschiedene Weise, auf verschiedene Zwischenelemente, für verschiedene Sinne.

„Möchte Jemand die Art und Weise, wie wir die Farbenlehre an die allgemeine Naturlehre angeknüpft, recht fassen und dasjenige, was uns entgangen und abgegangen, durch Glück und Genialität ersetzen, so würde die Tonlehre nach unserer Ueberzeugung an die allgemeine Physik vollkommen anzuschließen sein, da sie jetzt innerhalb derselben gleichsam nur historisch abgesondert steht.

„Aber eben darin läge die größte Schwierigkeit, die für uns gewordene positive, auf seltsamen empirischen, zufälligen, mathematischen, ästhetischen, genialischen Wegen entsprungene Musik zu Gunsten einer physikalischen Behandlung zu zerstören und in ihre ersten physikalischen Elemente aufzulösen. Vielleicht wäre auch hierzu auf dem Punkte, wo Wissenschaft und Kunst sich befinden, nach so manchen schönen Vorarbeiten Zeit und Gelegenheit."

Eingehenderes findet sich im Briefwechsel mit Zelter, wo die Frage Goethe's: „Woher kommt wohl die so allgemeine Tendenz nach den Molltonarten, die man sogar bis in die Polonaisen spürt?" zu höchst originalen Aeußerungen die Veranlassung wird. Die langen Explicationen Zelter's, zusammengesetzt aus sich widersprechenden akustischen und musikalischen Erfahrungen, konnten den Dichter unmöglich befriedigen, und seine Bemerkungen über die kleine Terz, als dem charakteristischen Intervall der Molltonart, sind nicht allein von naturwüchsigster Verständigkeit, sie sind auch mit dem heitersten Humor hingestellt. Sogar diejenigen, die diesen Fragen nur das oberflächlichste Interesse zuwenden, werden mit Behagen die folgenden Auseinandersetzungen des Dichters lesen. Die mit Nummern bezeichneten Sätze enthalten die Citationen der Zelter'schen Thesen, das darauf Folgende die Randglossen Goethe's. „Ein Gleichniß als Nachschrift" dient zur Einleitung.

„Ein Gleichniß als Nachschrift.

Alle Künste, indem sie sich nur durch Ausüben und Denken, durch Praxis und Theorie herausarbeiten konnten, kommen mir vor wie Städte, deren Grund und Boden, worauf sie erbaut sind, man nicht mehr entziffern kann. Felsen wurden weggesprengt, eben diese Steine zugehauen und Häuser daraus gebaut. Höhlen fand man sehr gelegen und bearbeitete sie zu Kellern. Wo der feste Grund ausging, grub und mauerte man ihn; ja vielleicht traf man gleich neben dem Urfelsen ein grundloses Sumpffleck, wo man Pfähle einrammen und Rost schlagen mußte. Wenn das nun Alles fertig und bewohnbar ist, was läßt sich nun als Natur und was als Kunst ansprechen? Wo ist das Fundament und wo die Nachhülfe? Wo der Stoff, wo die Form? Wie schwer ist es alsdann, Gründe anzugeben, wenn man behaupten will, daß in den frühesten Zeiten, wenn man gleich das Ganze übersehen hätte, die sämmtlichen Anlagen natur-, kunst-, zweckgemäßer hätten gemacht werden können. Betrachtet man das Clavier, die Orgel, so glaubt man

Digitized by Google

die Stadt meines Gleichnisses zu sehen. Wollte Gott, ich könnte auch einmal an Ihrer Seite meine Wohnung dort aufschlagen und zum wahren Lebensgenuß gelangen, wobei ich alle Fragen über die Natur und Kunst, über Theorie und Praxis herzlich gern vergessen möchte.

1) Die Molltonart unterscheidet sich von der Durtonart durch die kleine Terz — —

Unterscheidet sie sich nicht auch durch die Verkleinerung oder Verengerung der übrigen Intervalle?

2) Welche an die Stelle der großen Terz gesetzt.

Dieser Ausdruck kann nur gelten, wenn man von der Durtonart ausgeht. Ein Theorist nordischer Nationen, der von den Molltönen ausginge, könnte ebenso gut sagen, die große Terz werde an die Stelle der kleinen gesetzt.

3) Unsere heutige diatonische (natürliche) Tonleiter — —

Daß die diatonische Tonleiter allein natürlich sei, dagegen geht eigentlich meine Opposition.

4) Entspringt aus der Theilung der Saite, theilt man diese in die Hälfte.

Daß die Theilung der Saite in bestimmbare Theile Klänge hervorbringt, die für das Ohr harmonisch sind, ist ein sehr hübsches Experiment, das denn auch eine gewisse Tonleiter begründen möchte; aber was auf diese Weise nicht gelingt, sollte es nicht auf eine andere Weise möglich sein?

5) Man mag aber die Saite in so viel Theile theilen, als man will, so entsteht niemals eine kleine Terz, obgleich man dieser dadurch immer näher kommen kann.

Es ist von einem Experiment zu viel gefordert, wenn es Alles leisten soll. Konnte man doch die Elektricität erst nur durch Reiben darstellen, deren höchste Erscheinung jetzt durch bloße Berührung hervorgebracht wird. Man müßte auf ein Experiment ausgehen, wodurch man die Molltöne gleichfalls als ursprünglich darstellen könnte.

6) Demnach ist diese kleine Terz kein unmittelbares donum der Natur, sondern ein Werk neuerer Kunst — —

Ich leugne die Folgerung, da ich die Vordersätze nicht zugebe.

7) Und man muß sie als eine erniedrigte große Terz betrachten.

Dieses ist eine Ausflucht, deren sich die Theoristen gewöhnlich zu bedienen pflegen, wenn sie etwas die Natur Beschränkendes festgesetzt haben; denn alsdann müssen sie auf eine sehr paradoxe Weise, was sie einmal behauptet, wieder aufheben und vernichten. Wenn eine große Terz ein Intervall ist, das uns die Natur giebt, wie kann man sie erniedrigen, ohne sie zu zerstören. Wie viel und wie wenig kann man sie erniedrigen, daß es keine große Terz und doch eine Terz sei? und wo hört sie denn überhaupt auf, noch eine Terz zu sein? Mein supponirter nordischer Theorist würde mit eben dem Rechte sagen, die große Terz sei eine erhöhte kleine.

8) Wie sie denn auch von den strengsten Componisten wie ein consonirendes Intervall behandelt worden — —

Hier tritt ja deutlich der Fall ein, der in der Kunst und in der Technik so oft vorkommt, daß sich der praktische Sinn vor einer theoretischen Beschränkung ohne viel Complimente zu retten weiß.

9) Das heißt, sie darf überall wie die große Terz frei und unpräparirt eintreten, was in einem reinen Stil keine Dissonanz darf.

Wenn sie als consonirendes Intervall behandelt wird, so ist sie consonirend; denn dergleichen läßt sich durch Convention nicht recht festsetzen. Wenn sie frei und unpräparirt eintreten darf, so ist sie keine Dissonanz; sie ist von Natur harmonisch und ebenso Alles, was wieder aus ihr entspringt.

Hier tritt eine oben schon berührte, bei der ganzen Naturforschung höchst merkwürdige Betrachtung ein. Der Mensch an sich selbst, insofern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann. Und das ist eben das größte Unheil der neueren Physik, daß man die Experimente gleichsam vom Menschen abgesondert hat und bloß in dem, was künstliche Instrumente zeigen, die Natur erkennen, ja was sie leisten kann, dadurch beschränken und beweisen will. Ebenso ist es mit dem Berechnen. Es ist Vieles wahr, was sich nicht berechnen läßt, sowie sehr Vieles, was sich nicht bis zum entschiedenen Experiment bringen läßt. Dafür steht ja aber der Mensch so hoch,

Digitized by Google

daß sich das sonst Undarstellbare in ihm darstellt. Was ist denn eine Saite und alle mechanische Theilung derselben gegen das Ohr des Musikers? Ja, man kann sagen, was sind die elementaren Erscheinungen der Natur selbst gegen den Menschen, der sie alle erst bändigen und modificiren muß, um sie sich einigermaßen assimiliren zu können? Doch in diese Betrachtungen will ich mich diesmal nicht verlieren; ich behalte mir vor, nächstens besonders darüber zu reden, sowie noch über einige andere Punkte mir Auskunft zu erbitten."

Nach mehr als zwanzig Jahren kommt Goethe (im Briefwechsel mit Zelter) auf die Haupt- und Staatsaction der kleinen Terz zurück und vertheidigt das gute Recht derselben mit demselben Ungestüm wie früher. Er schreibt am Gründonnerstag, den 31. März 1831:

„Nun erinnerst du dich wohl, daß ich mich der kleinen Terz immer leidenschaftlich angenommen und mich geärgert habe, daß ihr theoretischen Musikhansen sie nicht wolltet als ein donum naturæ gelten lassen. Wahrhaftig, eine Darm- und Drahtseite steht nicht so hoch, daß ihr die Natur allein ausschließlich ihre Harmonien anvertrauen sollte. Da ist der Mensch mehr werth, und dem Menschen hat die Natur die kleine Terz verliehen, um das Unnennbare, Sehnsüchtige mit dem innigsten Behagen ausdrücken zu können. Der Mensch gehört mit zur Natur, und *er* ist es, der die zartesten Bezüge der sämmtlichen elementaren Erscheinungen in sich aufzunehmen, zu regeln und zu modificiren weiß.

„Brauchen doch Chemiker schon den thierischen Organismus als ein Reagens, und wir wollen uns an mechanisch bestimmbare Tonverhältnisse klammern, dagegen die edelste Gabe aus der Natur hinaus in die Region einer willkürlichen Künstelei hinüberschieben?"

Am 6. September 1826 schreibt Goethe an Zelter: „Die Tabelle der Tonlehre ist nach vieljährigen Studien und, wenn du dich erinnerst, nach Unterhaltungen mit dir etwa im Jahre 1810 geschrieben. Ich wollte den Forderungen an einen physikalischen Vortrag keineswegs genug thun, Umfang und Inhalt mir selbst aber klar machen und Anderen andeuten; ich war auf dem Wege, in diesem Sinne die sämmtlichen Capitel der Physik zu schematisiren. Gegenwärtige Tabelle fand ich beim Aufräumen des Musikschrankes, ich hatte sie nicht ganz vergessen, wußte aber nicht, wo ich sie suchen sollte. Ebenso vermisse ich noch mehrere Aufsätze (jedenfalls musikalische), die mir vielleicht ein Zufall erwünscht wieder in die Hände führt."

Diese sogenannte Tabelle ist eine übersichtliche Aufstellung einer unbegrenzten Theorie der Tonlehre, von den Urphänomenen der Akustik ausgehend bis zum „Eingreifen des Genies", und zeigt, wie ernst es Goethe gemeint. In einem seiner letzten Lebensjahre noch sagt er darüber: „Ich freue mich meiner Tabelle als eines zwar nackten, aber wohlgegliederten Skelets, welches der echte Künstler allein mit Fleisch und Haut überkleiden, ihm Eingeweide geben und ins Leben praktisch und denkend einführen mag."

Ein höchst interessanter Aufsatz Düntzer's, „Goethe's Tonlehre und Christian Heinrich Schlosser",* gehört hierher. Dieser Letztere, ein Convertit aus der genialen Gruppe der Maler und Dichter, die sich um die Zeit der sogenannten Befreiungskriege dem Katholicismus in die Arme geworfen, scheint sich auch auf ernste Weise in Musik vertieft zu haben. Er war von Goethe gut aufgenommen, und die Theorie der Tonkunst muß zwischen ihnen zur Sprache gekommen sein. Die merkwürdigen Aeußerungen des Dichters, die Düntzer aus einem ungedruckten Briefe an Schlosser wiedergiebt, gehören jedoch jener mystischen Grübelei an, in welche der sonnenhafte Apollopriester sich zuweilen versenkte. Die dafür sich näher Interessirenden mögen sie in jenem reichhaltigen Bande aufsuchen — ich stehe denselben als ein durchaus Verständnißloser gegenüber.

In „Wilhelm Meister's Wanderjahren", diesem seltsamen Buche, einem Reliquienschrein gleichend, in welchem Kostbares neben Gleichgültigem mit derselben Achtsamkeit aufbewahrt wird, finden sich auch Andeutungen zu einer Erziehungslehre *durch* die Musik und *zur* Musik. Auf manchen Erfahrungen beruhend, sind sie

* „Aus Goethe's Freundeskreise." Darstellungen aus dem Leben des Dichters. 1868.

Digitized by Google

weniger idealer Natur als unmöglicher Handhabung. So z. B. sollen die verschiedenen Instrumente in aus einander liegenden Ortschaften, ja zu Anfang in Einsiedeleien gelehrt werden, „wo sie Niemand zur Verzweiflung bringen." Es würde nicht leicht sein, für eine Hochschule eine kleine Provinz zu erlangen — wohl aber dürfte „das traurige Leiden", das „in der wohleingerichteten bürgerlichen Gesellschaft" durch musikalische oder unmusikalische Anfänger hervorgerufen wird, eher durch die Polizeibehörde als durch ein Unterrichtsministerium gelindert werden können. Die hohe Meinung, die Goethe von der Culturkraft der Musik hegt, zeigt sich übrigens auch hier, wie sie in den Briefen an Zelter mannigfach ausgedrückt wird.

* * *

Wie wenig es war, was Goethe in den letzten dreißig Jahren seines Lebens von guter und schöner Musik zu hören bekam, ist aus dem Briefwechsel mit Zelter und den Gesprächen mit Eckermann ersichtlich. Zeitweise that er selbst sein Bestes, um sich und Andere musikalisch zu erfrischen und zu bereichern — allein es fehlte an den genügenden Mitteln um ihn her.

Die bevorstehende Vermählung des Erbprinzen mit der künstlerisch hochgebildeten russischen Kaiserstochter läßt Goethe zu Anfang des Jahres 1803 ernsthaft daran denken, für die Organisation der Oper und namentlich des Orchesters zu wirken, und er ersucht Zelter um guten Rath. Eine Folge von Aufsätzen über Orchestereinrichtungen, die dieser einsendet, erscheint Goethe (der sie später drucken läßt) wie „eine Art von Satire auf die Weimarer Zustände". Aus dem Jahre 1805 erfahren wir trotzdem noch von Opern, die unter seiner Aegide gegeben werden, ein paar Jahre später aber schreibt er dem Freunde aus Karlsbad (den 27. Juli 1807) Folgendes: „Ob wir gleich Stimmen und Instrumente in Weimar haben und ich noch dazu der Vorgesetzte solcher Anstalten bin, so habe ich doch niemals zu einem musikalischen Genuß in einer gewissen Folge gelangen können, weil die garstigen Lebens- und Theaterverhältnisse immer das Höhere aufheben, um dessentwillen sie allein da sind oder da sein sollten.*

„Mit der Oper, wie sie bei uns zusammengesetzt ist, mag ich mich nicht abgeben, besonders weil ich diesen musikalischen Dingen nicht auf den Grund sehe. Ich möchte daher das Säculum sich selbst überlassen und mich ins Heilige zurückziehen. Da möchte ich denn nun alle Woche einmal bei mir mehrstimmige geistliche Gesänge aufführen lassen, im Sinne Ihrer Anstalt, obgleich nur als den fernsten Abglanz derselben. Helfen Sie mir dazu und senden mir vierstimmige nicht zu schwere Gesänge, schon in Stimmen ausgeschrieben" u. s. w. Zelter schlägt sehr passend ein Heft Haydn'scher „in ihrer Art sehr guter Gesangstücke" vor, die denn auch einstudirt wurden und im folgenden Winter mit Erfolg zur Aufführung kamen. Bei der Erzählung davon schreibt Goethe: „Meine kleine Anstalt geht recht gut; nur schreiten die jungen Leute, wie Sie wohl wissen, gar gern aus dem Wege und jeder dünkt sich behaglicher, wenn er solo irgend ein lamentables oder ein jammervolles Bedauern verlorener Liebe singt. Ich lasse ihnen dergleichen wohl zu gegen das Ende jeder Session und verwünsche dabei die Matthissons, Salis, Tiedgen und die sämmtliche Klerisei, die uns schwerfällige Deutsche sogar in Liedern über die Welt hinausweist, aus der wir ohnehin geschwind hinauskommen. Dabei tritt noch der Fall ein, daß die Musiker selbst oft hypochondrisch sind und daß selbst die frohe Musik zur Schwermuth hinziehen kann." Mutatis mutandis ist es bei uns, nach Verlauf von mehr als siebzig Jahren, ziemlich dasselbe geblieben.

Ueber den Fortgang jener „Hauscapelle" melden die Annalen durch mehrere Jahre das Günstigste. Am Donnerstag wurde probirt und am Sonntag das Einstudirte ausgeführt. Dabei bemerkt der Dichter wieder in seiner erfahrungsreichen Weisheit: „Dadurch, daß die Probe von der Ausführung vollkommen getrennt blieb, ward das dilettantische Pfuschen völlig

* Die Oper wurde ihm hauptsächlich durch die Jagemann verleidet. Als er im Jahre 1808 darüber ernstlich mit dem Herzog zerfiel, wollte er, daß die Oper von seiner Leitung förmlich ausgeschlossen werde, weil er sonst keinen Frieden voraussah.

Digitized by Google

entfernt, das gewöhnlich erst im Augenblick der Aufführung noch probirt, ja bis den letzten Augenblick unausgemacht läßt, was denn eigentlich aufgeführt werden kann und soll. Die Donnerstage waren kritisch und didaktisch, die Sonntage für Jeden empfänglich und genußreich."

Daß die Zelter'schen Compositionen Goethe'scher und Schiller'scher Dichtungen bei diesen Zusammenkünften eine Hauptrolle spielten, ist selbstverständlich — ihre gesunde Natürlichkeit mundete dem Dichter. Jedoch wurde auch von altitalienischen Meistern Vieles vorgeführt, „ihr Andenken gegründet, Vergnügen und Nutzen, Anwendung und Fortschreiten in eins verbunden." Allzu lange sollte aber die Herrlichkeit nicht währen, denn schon aus dem Jahre 1811 läßt sich Goethe in den Annalen folgendermaßen vernehmen:

„Mit der Musik fühlte ich mich nicht so glücklich; was ich meine Hauscapelle zu nennen wagte, fühlte ich im Innersten bedroht. Niemand merkte einige Veränderung, aber es hatten sich gewisse Wahlverwandtschaften eingefunden, die mir sogleich gefährlich schienen, ohne daß ich ihren Einfluß hätte hindern können. Noch zu Anfang des Jahres ward nach herkömmlicher Weise verfahren, doch schon nicht mehr in so regelmäßiger wöchentlicher Folge. Noch trugen wir echte alte Sachen vor, mehrere neue Canons von Ferrari belebten die Lust der Sänger und den Beifall der Zuhörer; ich aber hatte mich schon in diesen Verlust ergeben, und als bei meiner bevorstehenden Sommerreise zu Ende Aprils eine Pause eintreten mußte, so war schon mein Entschluß gefaßt, nie wieder zu beginnen. Ich verlor dabei sehr viel und mußte deshalb ernstlich bedacht sein, mich anderwärts zu entschädigen." Ob hierzu die erneuerte Gegenwart Brizzi's* in Weimar viel beitrug, mit welchem man italienische Opern auf Italienisch aufführte (Goethe stellte dazu einen Sprachmeister an), mag dahingestellt bleiben. Denn schon im November 1812 klagt er gegen Zelter: „Wir leben hier mit einem ganz disproportionirten Aufwande auf Musik doch eigentlich ganz sang- und klanglos. Die Oper mit ihren alten Inventarienstücken und den für ein kleines Theater zugestutzten und langsam genug producirten Neuigkeiten kann Niemanden entschädigen. Indessen freut mich's, daß Hof und Stadt sich weiß machen, es sei eine Art von Genuß vorhanden. Der Bewohner einer großen Stadt ist von dieser Seite glücklich zu preisen, denn dorthin zieht sich doch so mancher bedeutende Fremde. Madame Milder hätte ich hören mögen." Und einige Jahre später schreibt er: „Leider, wenn ich an Musik denke, kommt es mir seltsam vor, daß ich von diesem höchsten und schönsten Genuß gänzlich abgeschnitten bin." Und wieder nach zwei Jahren, von Jena aus: „Deine Motette hat mich erfreut und betrübt: erfreut, insofern ich sie mit den Augen aufnehmen und einigermaßen genießen konnte; betrübt, weil ich die Hoffnung aufgeben muß, sie zu hören. Es sind unter den jungen Leuten hier recht hübsche Stimmen und chorweise machen sie ihre Sache auch gut; was aber nicht nach Lützow's wilder Jagd klingt, dafür hat kein Mensch keinen Sinn." Wie er sich dann in der Einsamkeit zu Berka von dem dortigen Organisten und Badeinspector Schütz täglich mehrere Stunden lang classische Claviermusik vorspielen ließ, ist schon erwähnt worden.

Hier und da erfolgt dann doch noch ein Besuch der Oper. Eine Aufführung des Rossini'schen „Tancred" wird die Veranlassung zu folgenden merkwürdigen Zeilen an Zelter: „Deine musikalischen Relationen haben mir ganz unglaublich gedient; insofern es möglich ist, durch den Begriff die Musik zu erfassen, so hast du es mir geleistet, und ich begreife nun wenigstens, warum ich den ‚Barbier von Sevilla' unter Rossini's Arbeiten so vorzüglich rühmen höre. Neulich Abends besuchte ich den ‚Tancred'; er ward sehr löblich vorgetragen und ich wäre auch recht zufrieden gewesen, wenn nur keine Helme, Harnische, Waffen und Trophäen auf dem Theater erschienen wären. Ich half mir aber gleich und verwandelte die Vorstellung in eine Favola boscareggia, ungefähr wie der Pastor Fido. So putzte

* Antonio Brizzi, ein geschickter italienischer Tenorist, hatte an allen europäischen Höfen großen Erfolg. Eine Zeit lang war er Mitglied vom Hoftheater Napoleon's — später gehörte er der italienischen Oper in München an. (Fétis, Biographie universelle.)

Digitized by Google

ich mir auch das Theater heraus, da waren poussinische und anmuthige Landschaften, stutzte die Personen zusammen, ideelle Hirtin und Hirten wie in ‚Daphnis und Chloë', sogar an Faunen fehlte es nicht, und nun war wirklich nichts auszusetzen, weil die hohle Prätension einer heroischen Oper wegfiel."

Lebhaft kann ich mir den alten Herrn vorstellen, wie er in seiner verborgenen Parterreloge, in sich versunken, dasitzt und zu den leichtgeschürzten Rossini'schen Weisen seiner ewig jungen Phantasie freien Spielraum läßt.

Eine bedeutsamere Anregung ward ihm durch Händel's „Messias". In einer Besprechung des Rochlitz'schen Werkes: „Für Freunde der Tonkunst", heißt es in Beziehung auf „die gemüthlich ausführliche Darstellung" jenes Meisterwerkes: „Sie erregte in mir die unwiderstehlichste Sehnsucht, von dem Werke, das mich früher an die ernsteste Tonkunst herangeführt, so viel abermals zu vernehmen, daß die alten halb verklungenen Gefühle sich wieder entwickelten und die jugendlichen Genüsse in Geist und Seele sich nochmals erneuerten. Dazu gelange ich denn jetzt unter der Anleitung eines wackeren Musikdirectors, durch Theilnahme von Tonkünstlern und Liebhabern. Ich folge nunmehr dem Gange des unschätzbaren Werkes nach vorliegender Anleitung, man schreitet vor, man wiederholt; und so hoffe ich in einiger Zeit ganz wieder von Händel'scher Geistesgewalt durchdrungen zu sein." Ernster kann man's doch nicht nehmen. Vom 14. April 1824 erzählt Eckermann: „Abends hatte ich bei Goethe einen musikalischen Kunstgenuß bedeutender Art, indem ich den ‚Messias' theilweise vortragen hörte. Goethe, in einiger Ferne sitzend, im Zuhören vertieft, verlebte einen glücklichen Abend."

So wichtig ist dem Dichter jede halbwegs hervorragende musikalische Erscheinung, so selten kommt dergleichen an ihn heran, daß er nie versäumt, in den kurzgefaßten Annalen davon zu berichten. So von dem „vorzüglichen Genuß", den die Vorträge Hermstedt's* ihm gebracht, da er, „von musikalischen Freunden lange Zeit entfernt, diesem herrlichen Kunst- und Naturelement beinahe entfremdet worden". Alexander Boucher, der geniale französische Geiger (der es nicht verschmähte, nebenbei durch seine Aehnlichkeit mit Napoleon auf das Publikum zu wirken), setzt ihn „in Verwunderung und Erstaunen". Von der Milder meldet er dem Freunde, daß er vier kleine Lieder von ihr gehört, „die sie dergestalt groß zu machen wußte, daß die Erinnerung daran mir noch Thränen auspreßt". Höchst charakteristisch sind die Aeußerungen, die die Bekanntschaft mit dem Talente Paganini's hervorrufen. Zuvörderst schreibt er an Zelter: „Paganini hab ich dann auch gehört und sogleich an demselben Abend deinen Brief aufgeschlagen, wodurch ich mir denn einbilden konnte, etwas Vernünftiges über diese Wunderlichkeiten zu denken." (Etwas denken mußte er sich.) „Mir fehlte zu dem, was man Genuß nennt und was bei mir immer zwischen Sinnlichkeit und Verstand schwebt, eine Basis zu dieser Flammen- und Wolkensäule." In den Gesprächen mit Eckermann, sich über ein Lieblingsthema, das Dämonische, vielfach auslassend, sagt er: „Unter den Künstlern findet es sich mehr bei Musikern als bei Malern. Bei Paganini zeigt es sich in hohem Grade, wodurch er denn auch so große Wirkungen hervorbringt." Daß er aber das Außerordentliche eines derartigen Talentes wohl zu würdigen wußte, beweist folgender humoristischer Ausspruch: „Wer kann sich von seinem Kinde versprechen, daß es in der Musik vortrefflich sein wird? Zehntausend gegen Eins, es wird nur ein elender Saitenkratzer werden. Ja, es wäre vielleicht eher ein Kind zu finden, ein Königreich zu regieren, einen großen König daraus zu machen als einen großen Violinspieler!"

Seit dem Jahre 1820 war Hummel Capellmeister in Weimar geworden. Um dieselbe Zeit hatte Goethe sich einen Streicher'schen Flügel (damals in Deutschland das höchste Ideal eines Clavierinstrumentes) angeschafft. „Der nicht genug zu preisende Capellmeister" (wie Hummel von ihm bezeichnet wird) „ließ sich darauf hören und verstand von Zeit zu Zeit durch die merkwürdigsten Aus-

* J. H. Hermstedt (geb. 1778, gest. 1846), Musikdirector beim Fürsten von Schwarzburg, war einer der ausgezeichnetsten Clarinettisten dieses Jahrhunderts; Spohr hat mehrere Concerte für ihn componirt.

Digitized by Google

übungen den Besitz des vorzüglichen Instrumentes ins Unschätzbare zu erheben." Ja, mit Eckermann plaudernd, vergleicht er Napoleon mit dem glänzenden Meister. „Ich muß bewundern," sagte der Famulus, „wie Napoleon bei seiner Jugend mit den großen Angelegenheiten der Welt so leicht und sicher zu spielen wußte, als wäre eine vieljährige Praxis und Erfahrung vorangegangen." — „Liebes Kind," erwidert Goethe, „das ist das Angeborene des großen Talentes. Napoleon behandelte die Welt wie Hummel seinen Flügel; Beides erscheint uns wunderbar, wir begreifen das Eine so wenig wie das Andere, und doch ist es so und geschieht vor unseren Augen." Und weiterhin: „Das ist die Facilität, die sich überall findet, wo ein wirkliches Talent vorhanden ist, in Künsten des Friedens wie des Krieges, am Clavier wie hinter den Kanonen."

Die letzten schönen musikalischen Lichtblicke wurden Goethe durch Felix Mendelssohn zu Theil.* Schon früh, wenn auch nicht so früh, als es natürlich schiene, spricht Zelter dem Freunde von dem begabten Schüler, — im Herbst 1821 nimmt er ihn mit nach Weimar und stellt ihn Goethe vor, in dessen Hause er nun längere Zeit blieb. Es ist heiter, wie Goethe den genialen Knaben zum ersten Mal so zu sagen ausprobirt. Er muß auf ein gegebenes Thema improvisiren, Bach'sche Fugen spielen, Manuscripte von Mozart und Beethoven vom Blatt lesen und was dergleichen mehr. „Die musikalischen Wunderkinder sind zwar hinsichtlich der technischen Fertigkeit heutzutage keine so große Seltenheit mehr; was aber dieser kleine Mann im Phantasiren und Primavistaspielen vermag, das grenzt ans Wunderbare, und ich habe es bei so jungen Jahren nicht für möglich gehalten," sagte Goethe zu den Zuhörern. — „Alle Nachmittage," berichtet später Felix, „machte Goethe das Streicher'sche Instrument mit den Worten auf: ‚Ich habe dich heute noch nicht gehört, mache mir ein wenig Lärm vor.'" Schwer ließ er ihn von dannen, und die rührendste Zuneigung für den heranwachsenden Künstler zieht sich durch die letzten zehn Lebensjahre des Dichters, wie aus schriftlichen und mündlichen Aeußerungen, namentlich auch aus den einfachen Erzählungen Mendelssohn's, hervorgeht. Zum letzten Mal kehrte Felix bei seinem großen Gönner ein im Jahre 1830, zum Beginn seiner Wanderjahre. Er war damals schon ein fertiger Mann, ein großer Künstler, und das Verhältniß zum greisen Dichter nahm eine ernstere Gestalt an. Nach der Abreise Mendelssohn's berichtet Goethe an Zelter: „Mir ward seine Gegenwart besonders wohlthätig, da ich fand: mein Verhältniß zur Musik sei noch immer dasselbe; ich höre sie mit Vergnügen, Antheil und Nachdenken, liebe mir das Geschichtliche; denn wer versteht irgend eine Erscheinung, wenn er sich nicht von dem Gang des Herkommens penetrirt? Dazu war denn die Hauptsache, daß Felix auch diesen Stufengang recht löblich einsieht und glücklicherweise sein gutes Gedächtniß ihm Musikstücke aller Art nach Belieben vorführt. Von der Bach'schen Epoche heran hat er mir wieder Haydn, Mozart und Gluck zum Leben gebracht, von den großen neueren Technikern hinreichende Begriffe gegeben und endlich mich seine eigenen Productionen fühlen und über sich nachdenken machen; ist daher auch mit meinen Segnungen geschieden." Aus Italien, der Schweiz, aus Paris schrieb Felix bekanntlich dem Dichter ausführliche Berichte und erhielt von ihm manchen liebevollen bedeutsamen Brief. Er componirte während dieser Reise die „Walpurgisnacht", welchem Unternehmen Goethe sein volles Interesse schenkte. Hören sollte er die herrliche Composition nicht mehr und auch den Schöpfer nicht wiedersehen. Den Grundgedanken des Gedichtes bezeichnete er dem jungen Freunde brieflich folgendermaßen: „Das Gedicht ist hochsymbolisch intentionirt. Denn es muß sich in der Weltgeschichte immerfort wiederholen, daß ein Altes, Gegründetes, Geprüftes, Beruhigendes durch auftauchende Neuerungen gedrängt, geschoben, verrückt und wo nicht vertilgt, doch in den engsten Raum eingepfercht werde. Die Mittelzeit, wo der Haß noch gegenwirken kann und mag, ist hier prägnant genug dargestellt, und ein freudiger unge-

* Man lese hierüber die reizende Schrift: Goethe und F. Mendelssohn-Bartholdy. Von Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig, bei Hirzel.

Digitized by Google

störter Enthusiasmus lodert noch einmal in Glanz und Klarheit hinauf." Diese letzten Worte mag man aus Mendelssohn's Musik heraushören.

Einer tiefen, aber fast pathologischen Begeisterung, in die Goethe in seinem vierundsiebzigsten Lebensjahre durch Musik versetzt wurde, muß ich zum Schlusse gedenken. Sie entstand durch die polnische Pianistin Frau Szymanowska, unter den merkwürdigsten Verhältnissen. Leidenschaftliche Neigung hatte ihn in Marienbad für eine edle Mädchengestalt, Ulrike v. Levezow, ergriffen, eine Werther'sche Sehnsucht nach ihr erfüllte ihn mit krankhafter Heftigkeit nach seiner Rückkehr. Unter diesen Umständen hörte er die talentvolle Clavierspielerin, die überdies eine sehr schöne Frau war. Gern wollen wir ihm verzeihen, daß er sie im ersten Rausche (worüber sich schon der Knabe Felix zu spötteln erlaubt) neben oder über Hummel stellt, denn sie begeisterte ihn zu den herrlichsten Versen. Schöner ist die Tonkunst kaum besungen worden!

„Die Leidenschaft bringt Leiden! Wer beschwichtigt
Vollkommnes Herz, das allzu viel verloren?
Wo sind die Stunden, überschnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönste dir erkoren!
Trüb ist der Geist, verworren das Beginnen;
Die hehre Welt, wie schwindet sie den Sinnen!
Da schwebt Musik hervor mit Engelsschwingen,
Versteht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne.
Das Auge netzt sich, fühlt in höherm Sehnen
Den Götterwerth der Töne wie der Thränen."

Ueberschaut man nun, wie Goethe, fast noch Knabe, dem Tonsetzer seine ersten lyrischen Versuche widmet, wie er als dramatischer Dichter sein Bestes thut, um ihm in die Hände zu arbeiten, wie er, auf der Höhe seiner Schaffenskraft angelangt, dem Tondichter die herrlichsten Aufgaben zu stellen sucht — anderentheils als Leiter einer Bühne den ersten musikalischen Meisterwerken Verständniß und Anerkennung verschafft — sich selbst bis in die letzten Lebensjahre durch die Schätze der Tonkunst anzuregen und zu erfrischen trachtet, jedem Talente mit Wohlwollen und Achtung entgegenkommt, auf die mannigfachste Art daran arbeitet, sich Klarheit zu verschaffen, ins Innerste unserer wunderbaren Kunst einzudringen — trotzdem er fortwährend im Stiche gelassen wird, durch die Menschen und die Verhältnisse, — so wird man zugestehen müssen, daß Aehnliches sich bei keinem der großen Dichter findet, deren Lebenswege wir verfolgen können und deren Arbeiten uns vorliegen. Keiner hat so viel für Musik gethan, sich so sehr für sie bemüht, ihr so viel Zeit und Arbeit gewidmet, ihre Größe tiefer erkannt und deutlicher ausgesprochen. Noch gar Manches hätte ich nachweisen, anführen können, was sich hierfür Sprechendes in seinen größten wie in seinen geringsten Schöpfungen findet — aber ich denke, man darf auch des Besten nicht zu viel thun. Hoffentlich steht nach dem Gegebenen für den Leser fest wie für den Schreiber dieser Skizze, daß unser hoher Dichter die Tonkunst aufs innigste liebte, ehrte, empfand und verstand, daß aber leider sein Glück mit derselben seiner Liebe nicht gleich kam; daß er mehr säete als erntete — mehr gab als empfing — Höheres anstrebte als erreichte!

Digitized by Google

Aus Arkadien.

Von

Arthur Milchhöfer.

III.

Tripolitza, den 3. August.

Tripolitza oder Tripolis, wie es heute im officiellen Neugriechisch heißt, hat bei mehr als 8000 Einwohnern nur ein halbes Gasthaus aufzuweisen, wenn damit nicht schon zu viel gesagt ist. Als die Stadt einst in der guten alten Türkenzeit noch über 20 000 Seelen zählte, besaß sie wahrscheinlich gar keines. Wozu auch? Der Grieche selbst, falls er einmal zum Reisen genöthigt ist, sieht sich wohl vor, daß er alle Etappen seiner Straße mit „Gastfreunden" belegt findet; der Handlungsreisende verliert sich selbst heute noch nicht so leicht hierher, und der fremde „Lordos" wird, so calculirt man, nicht ohne Dragoman reisen, und dieser hat gewiß wie überall so auch hier seinen „Kumbaros" (Gevatter), bei welchem er Unterkommen schafft.

Somit ist eigentlich schon das halbe Gasthaus für Tripolis eine auffallende Erscheinung, vielleicht eine Concession an den Zeitgeist oder eine Art von monumentalem Luxus; nicht als ob sich das bescheidene Haus an der Ecke des Marktes in der Construction vor anderen besonders auszeichnete, aber es trägt mit großen blauen Buchstaben die Erinnerung an eine Heldenthat des Freiheitskrieges an der Stirn geschrieben, welche man gern verewigt sehen mochte. „Ta Trikorpha", so lautet die Aufschrift, ist der Name des „dreigipfeligen" Berges, eines Ausläufers des hohen Mänalos, der die Stadt im Westen begrenzt.

Worin besagte Heldenthat bestand oder vielmehr welche eigentlich gemeint, ist mir zur Stunde noch unklar. Sind es die grausigen Ereignisse des Jahres 1821, welche den Schlußeffect einer mehrmonatlichen Belagerung oder besser gesagt Aushungerung von 30 000 Ottomanen durch die aufständischen Griechen bildeten? Tripolis besaß damals noch vierzehn Fuß hohe Ringmauern und eine Citadelle; als Hauptstützpunkt der türkischen Herrschaft in Morea umschloß es nicht nur die stärkste Militärmacht, sondern auch die vornehmsten Familien, die reichsten Schätze. Die Griechen hielten alle Bergpässe der Ebene versperrt, das Hauptcorps lagerte hart über der Stadt auf Trikorpha unter Kolokotronis und Mavromichalis. Vor einem Sturm hüteten sie sich wohl, die Beute mußte ihnen ja mühelos von selber zufallen. Trotz allen unvermeidlichen Zwistes entwickelten sie diesmal eine ungewöhnliche Ausdauer; je matter der Feind dort unten wurde, desto zahlreicher strömten die beutegierigen Scharen herzu. Keiner wollte die Gelegenheit versäumen, auch dabei zu sein, wenn es zur Theilung ging, und so lauerten zuletzt mehr als 10 000 Griechen, eine nie wieder erreichte Zahl, wie Raubvögel von ihren Felshöhen auf die günstigste Gelegenheit, über das sichere Opfer

Digitized by Google

herzufallen. Nachdem die Führer durch Privatverhandlungen mit einzelnen Vornehmen, die man heimlich herausließ, ihren Antheil an reichen Lösegeldern gesichert hatten (die berühmte „Freiheitsheldin" Bubulina wagte sich sogar in die Stadt, um Gold und Geschmeide einzucassiren), nachdem der erwerbssinnige Grieche es sich sogar nicht hatte versagen können, mit dem Erbfeind unter den Mauern der Festung einen lucrativen Handel mit Lebensmitteln zu betreiben, brach jener verhängnißvolle 5. October an, dem der Himmel selber, wie uns berichtet wird, sein düsterstes ahnungsvolles Gepräge verlieh. Jener „gemüthliche" commercielle Privatverkehr, dessen ich eben erwähnte, diente einigen Bewaffneten als Vorwand, sich auf einem Theil der Bastionen festzusetzen; das Wehen des griechischen Kreuzes auf der Zinne wird Signal für einen allgemeinen Sturm, dem die schwachen Mauern und die bis zur Apathie Ermatteten im Inneren nicht zu widerstehen vermögen. Was nun folgt, spottet jeder Beschreibung. Nur einigen türkischen Truppen, namentlich den Albanesen aus Epirus, welche sich noch im letzten Moment zu compacter Masse hatten sammeln können, gestattete man vorsichtig genug freien Abzug. Alles, was weder Widerstand leisten noch Lösegeld bieten konnte, wurde niedergemacht, ohne Schonung der Weiber und Kinder, am wenigsten der Juden, welche längst ein Gegenstand des erbittertsten Hasses waren. Ueber 8000 Menschen fielen damals in den Straßen und Häusern von Tripolis unter dem Messer der Griechen. Aller Besitz mußte herrenlos werden, ehe man sich ungestört dem zweiten und wichtigsten Theile der Arbeit, der Plünderung, hingeben konnte, welche womöglich noch gründlicher ausgeführt wurde. Es war der Mühe wohl werth, denn man spricht noch heute, daß der Reichthum so mancher Familie seit jenem Tage datirt. Ließen doch die Mainoten ihre Weiber mit Maulthieren aus den Bergen herabkommen, um sie reich beladen wieder heimzuschicken. Ja noch mehr. Unsere Vorstellung von einem recht radicalen Verfahren, wie es bei derartigen Gelegenheiten üblich ist, pflegt in dem Ausdruck zu gipfeln: man hieß Alles mitgehen, was nicht „niet- und nagelfest" war. In unserem Falle bleibt das Bild noch hinter der Wirklichkeit zurück: man zog, als nichts mehr übrig war, buchstäblich die Nägel aus dem Holze, und noch Tage später konnte man Bäuerlein sehen, welche Thüren und Fensterbrüstungen auf ihren Eseln aus der leichenverpesteten Stadt entführten.

Sind das die Erinnerungen, welche der Name des Lagerberges und Operationspunktes „Trikorpha" über dem Gasthause zu Tripolitza erwecken soll? Oder will er das Andenken der Schlacht erneuern, welche dort oben vier Jahre später tobte, als der furchtbare Ibrahim Pascha mit seiner ägyptischen Flotte in Messenien gelandet war und auf seinem Siegeszuge quer durch den Peloponnes Tripolis von Neuem besetzt hatte? Wiederum sind die Griechen auf Trikorpha versammelt; Ibrahim erwartet sie nicht in der Ebene (auch würden sie es nie gewagt haben, ihm in offener Feldschlacht zu begegnen); er stürmt die Höhen und besiegt Kolokotronis nach neunstündigem Ringen. Dieser 5. Juli bezeichnet freilich eine Niederlage, aber eine Niederlage nach tapferster Gegenwehr, bei welcher sich Joannis Kolokotronis, der Sohn, den Beinamen des „Edeln" (Gennaéos) erwarb. Nehmen wir zum Ruhme der Griechen an, daß sie auf diesen verlorenen Tag stolzer zurückblicken als auf jenen Erfolg vom 5. October und daß „ta Trikorpha", unser Gasthaus, keinen anderen meint.

Uns Ankömmlingen winkte der erinnerungsreiche Name zunächst nur als Aufforderung, ohne Weiteres unter Dach zu treten und uns damit der kleinen Volksversammlung zu entziehen, welche sich bereits um die „Gäste" gebildet hat. Ein Biedermann aus der Gruppe nimmt sogar schon die Gelegenheit wahr, uns einige Gemmen neuester Fabrication für antik anzubieten, wie sie heute in dem harmlosen Bergdorf Stemnitza massenhaft gefälscht werden. Ein Anderer hatte es diensteifrig übernommen, den Wirth, welcher an einer anderen Straßenecke sein Speisehaus hat, von dem seltenen Ereigniß unserer Ankunft zu benachrichtigen. Wir ergriffen unterdessen von den vollkommen unbewohnten und unverschlossenen Räumen Besitz und installirten uns ruhig in dem größten Gemache, welches mit seinen Fenstern und

Digitized by Google

Balcons den Markt beherrscht. Nicht allzu lange darauf erschien ein kleiner Junge — einen anderen Aufwärter haben wir nie zu Gesicht bekommen —, der unser anspruchsvolles Verlangen nach Wasser, Seife, Handtüchern u. s. w. mit ungeheucheltem Erstaunen entgegennahm, um sich dann, einstweilen auf Nichtwiedersehen, zu entfernen.

Nun, wir haben es schon schlimmer

erlebt, sind von der Berechtigung und endlichen Bewilligung unserer Wünsche im Allgemeinen überzeugt und verlassen daher zunächst ruhig die gastlichen Räume, um die alte Bekanntschaft mit Tripolis zu erneuern und den Mächten, in deren Obhut wir uns begeben haben, Zeit zu gewähren, sich mit ihren ungewohnten Pflichten vertrauter zu machen.

Griechenland, das moderne, hat zwei Gesichter, ein altes und ein jugendliches. Auf der einen Seite unfertige Zustände, aber ein Werden, Wachsen und Regen der flügge gewordenen Kraft, auf der anderen traditionelles Verharren in alten Formen, Mangel an Ehrgeiz, träge Resignation, Dürftigkeit in geistiger und materieller Existenz. Auch die griechischen Städte theilen sich in diese doppelte Physiognomie. An denjenigen Küstenorten, die dem angeborenen Sinn des Griechen, dem Geist des Handels, Nahrung geben, pulsirt frisches Leben, so in Piräus, in Syra, Patros und Kalamata. Das Binnenland verharrt noch in einer durch viele Umstände begünstigten Stagnation. Auch Tripolis, die „Dreistadt", deren Name allein uns noch verkündet, daß sie die Erbschaft dreier blühender Städte des Alterthums (von Mantineia, Tegea und Pallantium) angetreten hat, lebt nur für sich und die allernächste Umgebung in jener idyllischen Zurückgezogenheit und conservativen Beschränktheit, die dem Staatsökonomen ebenso fatal wie dem rückblickenden Culturhistoriker werthvoll sein muß. Vor die Aufgabe gestellt, dir die Beschreibung einer echtgriechischen Stadt zu liefern, würde ich weder Athen mit seiner „europäischen" Cultur, noch den Piräus mit

seiner Mischbevölkerung, sondern ohne Frage Tripolis zum Beispiel wählen, selbst wenn ich nicht das Glück hätte, soeben auf Markt und Straßen von Tripolis herumzuschlendern.

Obwohl die Stadt erst im Laufe der letzten vierzig bis fünfzig Jahre aus Schutt und Asche neu erstanden ist, erweckt sie doch nicht den Eindruck erster Jugendblüthe. Die Gassen sind wenig belebt, die einzelnstehenden grauen, hier und da auch grell getünchten Steinhäuser ohne besonderes architektonisches Gepräge, man müßte denn die zahlreichen blumengeschmückten Balcons dahin rechnen, mit denen die Façaden garnirt sind: sie haben sich noch aus der Zeit des Holzbaues erhalten, den das kostbar gewordene Material längst eingehen ließ. Zum Gebrauch scheinen jene Veranden fast nie zu dienen; kein Mädchenkopf beugt sich über die Blumen: die Sitte verbietet es und die Einsamkeit ist wenig dazu angethan, das Verbot verlockend zu machen.

Dort auf der Straße nach Mantineia heraus liegen am nördlichen Ende der Stadt die Anfänge eines mit hellem und dunklem Marmor verkleideten Gebäudes von wunderlichem Grundriß; es sollte ein Sommerpalast für König Georgios werden, welcher patriotische Gedanke einem Besuch des jungen Herrschers in Tripolis entsprang, um ihn freilich nicht lange zu überdauern. Seitdem König Otto, der Bayer, den man einst verjagte, gestorben ist, lebt sein Gedächtniß in jedem Winkel des Landes desto frischer und wehmuthsvoller fort.

Indem die Bewohner von Tripolitza so für neue Ruinen sorgten, haben sie den Denkmälern der Vergangenheit, den Zeichen des Türkenjoches, um so radicaleren Untergang bereitet. Oede Plätze bezeichnen jetzt die Stellen, wo die Moscheen, Schulen, Paläste, die Verwaltungs- und Militärgebäude standen. Selbst das Geschenk der von den Bergen herabgeleiteten Quellen, welches man klug genug ist, an allen Orten sorgsam zu conserviren, sollte wenigstens in Vergessenheit gebracht werden durch die nüchternen Brunnenhäuser, welche an Stelle der malerischen türkischen Façadenbauten getreten sind. Die Mauern und das Castell hat Ibrahim Pascha noch selber geschleift, als er im Jahre 1828 Morea räumen mußte. Unter Trompetenschall wurden die Werke und mit ihnen ganze Theile der Stadt dem Erdboden gleich gemacht und die öden Flächen mit Salz bestreut. Weder Natur noch Menschenhand sollte auf den Ruinen neues Leben pflanzen. Und doch ist die Stadt in ihrer Art wieder emporgeblüht, so gut es eben ein Binnenort vermag, dem der belebende Hauch des Meeres fehlt.

Freilich, was wir bisher gesehen, entspricht dieser Behauptung nur wenig, aber es begreift auch nicht denjenigen Punkt, von dem ich dich eigentlich zu unterhalten wünsche.

Das Herz der Stadt, ja Kopf und Seele zugleich ist wie im Alterthum der

Digitized by Google

Marktplatz, der Mittelpunkt des öffentlichen geschäftlichen Lebens wie der beschaulichen Muße. Die oberen Stockwerke der Häuser in diesem regelmäßigen, nicht allzu großen Viereck ruhen auf Steinpfeilern, hinter denen sich alle Läden, Werkstätten, Cafés der Außenwelt öffnen. Ihr Halbdunkel wird noch gesteigert durch die hohen, breitwipfeligen Platanen, welche, durch unterirdische Wasseradern gespeist, hier trefflich gedeihen. Die vierte Seite wird von der neuen, noch im Bau begriffenen Kirche begrenzt, die wiederum viel zu hoch und viel zu modern für ihre stilvolle Umgebung erscheint. Sie ist mir zudem als Alterthumsfreund noch besonders unheimlich, denn ich wittere in ihren Marmorwänden und Verzierungen Hekatomben antiker Steine und Säulentrommeln, die durch den unbarmherzigen Meißel des Steinmetzen zuerst ihrer heidnischen Form entkleidet worden sind. Nun gehen auf dem Marktplatze, unter dessen gastlichen Arkaden (nota bene ein Name, der nicht in Arkadien geboren ist) ich so viel unfreiwillig freie Zeit verträumt habe, selbstverständlich keine Haupt- und Staatsactionen vor; heute wie ehemals ist der friedliche Pulsschlag des ab- und zuströmenden Lebens nach steten Gesetzen und Intervallen geregelt.

Wären nicht die Kaffeehäuser, deren buntgemischte Kundschaft jetzt unter ausgespannten Zelttüchern im Freien herumsitzt, machten sich nicht die Tabaksläden nach dem Grundsatz, daß Klappern zum Handwerk gehört, durch das Gerassel ihrer Wagschalen und das Geklingel der an den Kettchen befestigten Schaumünzen bemerklich, ich wüßte kaum, wie ich mir den Verkehrsmarkt einer altgriechischen Landstadt sehr verschieden ausmalen sollte. Die Alten hatten ja auch ihre „Leschen" (Gesellschaftshäuser), ihre Barbierstuben und Weinkneipen, an welchen es hier natürlich ebenso wenig fehlt. Purpurrothe Fähnchen oder über die Breite der einmündenden Straßen gespannte Fäden, an denen Fetzen kunstvoll ausgeschnittenen Seidenpapiers von allen Farben flattern, bezeichnen hier die Stellen, „wo man einen Guten schenkt".

Es ist Markttag heute. Die menschliche Flutwelle, welche sich sonst gegen Mittag zurückzieht, um gegen Abend wiederzukehren („die Stunde des zunehmenden Marktes" galt im Alterthum als feste Zeitbestimmung), bleibt heute den ganzen Tag über stehen. Der Landmann aus der Ebene ist erschienen, um sein Gemüse, seine Melonen und Tomaten (Paradiesäpfel), auch bereits sein reifes Getreide abzusetzen. Die hochbeladenen Wagen, auf denen der frische Most in ungegerbten Ziegenschläuchen (deren behaarte Seite nach innen gekehrt wird!) schwankt, sind noch nicht an der Jahreszeit. Aber auch die Söhne der Berge haben ihre rauhen Dörfer verlassen. Sie haben nicht viel anzubieten, außer etwa trockenem Käse, dem mageren Ertrag ihrer Heerden, aber doch einige Culturbedürfnisse zu befriedigen,

Digitized by Google

Schuhe, Eisenwaaren, Pulver und Blei einzukaufen, wohl auch ihre Heimat auf einige Wochen mit politischen Neuigkeiten zu versorgen oder sich eine Wunde jüngsten Datums pflastern zu lassen.

Diese Gebirgsbewohner sind ein herrlicher Schlag, erdgeborene Autochthonen, für deren hohe Gestalten der städtische Markt fast zu eng erscheint, sicherlich Nachkommen der alten Stammbevölkerung Arkadiens, was man von den Bewohnern des flacheren Landes keineswegs so allgemein behaupten kann. Für jene allein ist die hier durchgängig vertretene malerische Palikarentracht der Albanesen wie geschaffen, und wenn ihnen dazu das langzottige Schafsfell über die Schultern fällt, so dürften sie sich von ihren Vorfahren vor Christi Geburt kaum in wesentlichen Dingen unterscheiden.

Ihr heutiges Costüm ist weiter nichts als die naturgemäße, etwas kokett stilisirte Kleidung des Feldarbeiters, des leichtgeschürzten Jägers oder Hirten aus alten Tagen, wie wir ihnen auf antiken Monumenten genugsam begegnen. Das weitärmelige Linnenhemd über dem eng anliegenden Flanell, dem unentbehrlichsten Schutzmittel gegen Helios und Boreas, ist an der Hüfte durch einen Ledergurt eingeschnürt, der den Körper an seiner biegsamsten Stelle wieder zusammenfaßt, ihm Halt und Form verleiht und noch daneben allerlei gute Dienste leistet, von denen ich sogleich sprechen werde. Unterhalb dieses Gürtels nun ist eben jenes Hemd in tausend und abertausend Falten gezogen, je reicher desto vielfaltiger, ja weit abstehend, gleich dem Rocke unserer Damen vom Ballet, den es auch an Länge nicht überbietet. Es ist dies die oft genannte Fustanella, die freilich um ihrer Kunstform willen besonders gearbeitet werden muß (in einer Länge von 10 bis 20 m oft), ohne deshalb aufzuhören, stilistisch genommen der untere Theil des Hemdes oder Kittels zu sein. Hat doch ebenso gut manch ehrlicher Teufel unter dem Gürtel nicht eine einzige Falte, um seine Armuth darin zu verbergen. Die Bekleidung der Beine hat sich eigentlich von unten herauf entwickelt; sie besteht in einer Verlängerung der geschnürten Strümpfe, Sandalen oder Wollenbinden. Die rothen Lederschuhe aber haben emporgekrümmte Spitzen, die ich zu meiner Ueberraschung an den Figuren einiger uralter Marmorreliefs in Sparta wiederfand; auf einigen kaum minder alten Monumenten Kleinasiens sind sie gleichfalls vertreten. Wenn daneben zierliche Pantöffelchen von derselben Form die kleinen Füße griechischer Damen des Alterthums oder die gewiß weniger schönen der Chinesinnen schmücken, so haben diese Schnäbel doch ursprünglich, wie alle Kunstmotive in der Bekleidung, einen eminent praktischen Zweck gehabt. Ist dein Fuß einmal mit der Spitze an einen Stein gestoßen, so daß es dir markdurchdringend von der Sohle bis zum Wirbel ging? Nun, in Griechenland sind nicht bloß alle Berge, nein alle Wege, wo es deren giebt, mit diesen Steinen besäet, schollenartig, mit scharfen Kanten, die alle mit deinem Fuße Bekanntschaft zu machen wünschen. Entweder du trittst auf sie oder sie verwunden dich. Wie unsere geschnäbelten holländischen Schlittschuhe den harmloseren Zweck erfüllen, den Widerstand des Schnees zu überwinden, so gleitet der Grieche mit seiner aufwärts gekrümmten „Zaruchia" gemächlich und leichten Fußes über die steinigen Fluren und Berge seiner Heimat; er braucht des Weges kaum zu achten, denn jeder Stoß wird parirt und nach dem Gesetz vom Parallelogramm der Kräfte abgelenkt.

Jetzt kommen die weniger „classischen", aber auch nur scheinbar oder partiell moderneren Bestandtheile seiner Tracht: der rothe Fez auf dem Haupte mit schwarzer Seidenquaste, den er freilich oft genug mit dem nach antiker Art tänienartig umschlungenen Leinentuch oder mit dem breitrandigen gelben Strohhut vertauscht, wie er auch damals im Gebrauche war; die farbige, oft feuerrothe Weste läßt den Leib auf das vortheilhafteste hervortreten; den byzantinisch gestickten Dolman wirft er nach Art der flatternden Chlamys über, ohne sich der aufgeschlitzten Aermel zu bedienen. Der oben erwähnte Ledergurt aber, der Schillech, hat sich in ein höchst praktisches unersetzliches Möbel verwandelt. Die vor dem Leibe zahlreich über einander genähten Lederstreifen bergen gleich den Falten eines geräumigen Portemonnaies so ziemlich Alles, dessen der Mensch auf jener Culturstufe außer

Digitized by Google

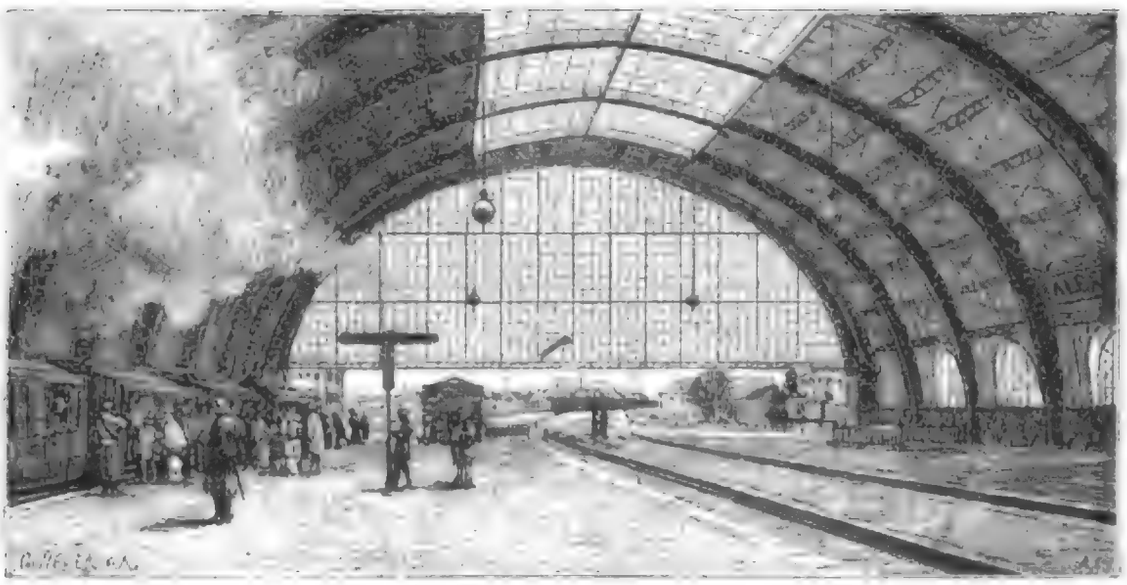
seines Leibes Hülle bedarf, in erster Linie Waffen und Munition, Messer und Taschentuch (letzteres nicht obligatorisch), Geld und Papiere (wenn es zum Advocaten geht), Nadeln und Zwirn (oder vielmehr Pfriemen und Bindfaden), Feuerstein und Zündschnur, Tabak und Brot, Zwiebeln und Käse, kurz jedes Erdenkliche wohnt da in offenen und geheimen Fächern einträchtiglich beisammen.

Ich weiß nicht, ob du dir aus all den Einzelheiten ein Bild der ganzen Erscheinung zusammensetzen kannst. Doch nein, es ist nicht möglich, ohne den Träger selbst zu kennen. Kleine, kurze, dicke Gestalten sehen in jenem Costüm stets lächerlich aus, doch solchen begegnest du in Tripolis fast nie. Aber Odysseus, Agamemnon, Patroklos, das sind die Typen, welche wir täglich in den Straßen herumwandeln sehen. Die Fustanella führt zu einem abgemessenen gewichtigen Gange, der sich etwas in den Hüften wiegt. Seltsam, daß man dieser Leute unter dem griechischen Militär fast niemals gewahr wird; hier stehen sie, nur einmal in der Woche, wie aus der Erde gewachsen da, in geschlossenen Reihen, während man an den übrigen Tagen nur vereinzelte Exemplare zu Gesicht bekommt.

Dort jene Gruppe stämmiger Burschen ist aus Alonistena, einem der abgelegensten Nester des hochragenden Mänalosgebirges, bekannt durch urwüchsige Sitte und Raufluft, wie im Alterthum die Bewohner des nördlicheren Kynätha. Hier taucht auch die Hünengestalt des Schulmeisters von Valtetzi auf, den man eher als Lehrer des olympischen Faustkampfes begrüßt hätte. Seinem Bergdorfe widmete ich im vorigen Jahre einen besonderen Ausflug, weil mir bekannt war, daß die Bauern dort vor Zeiten die erheblichen Reste eines antiken Tempels weit über die Berge zum Neubau ihrer Kirche fortgeschleppt hatten. Leider haben auch dort die Steinmetzen neueren Stils ohne jene Pietät der mittelalterlichen Baumeister, welche noch manches Stück Alterthum unversehrt in ihre Façaden einfügten, mit den alten Blöcken und vielleicht auch Inschriften gewirthschaftet, so daß mir in dieser Beziehung nicht die geringste Ausbeute mehr zufiel. Aber unter den interessanten Volkstypen hatte ich damals namentlich jenen Schulmeister zu verzeichnen, der, auf seine gebildeteren Umgangsformen pochend, den Führer machte, um mich bei jedem dritten Worte mit „Exochótate“ (d. i. Eccellenza) anzureden; sodann einen Bauer, der sich wahnwitzig stellte, weil er eine höchst werthvolle antike Bronzestatuette hinter dem Rücken der Regierung verkauft haben sollte und den Verdacht, ungeheuer viel Geld zu besitzen, durch den Schein der Unzurechnungsfähigkeit von sich abzulenken bemüht war.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google



Auf der Berliner Stadtbahn.

Von

H. Rudolf.

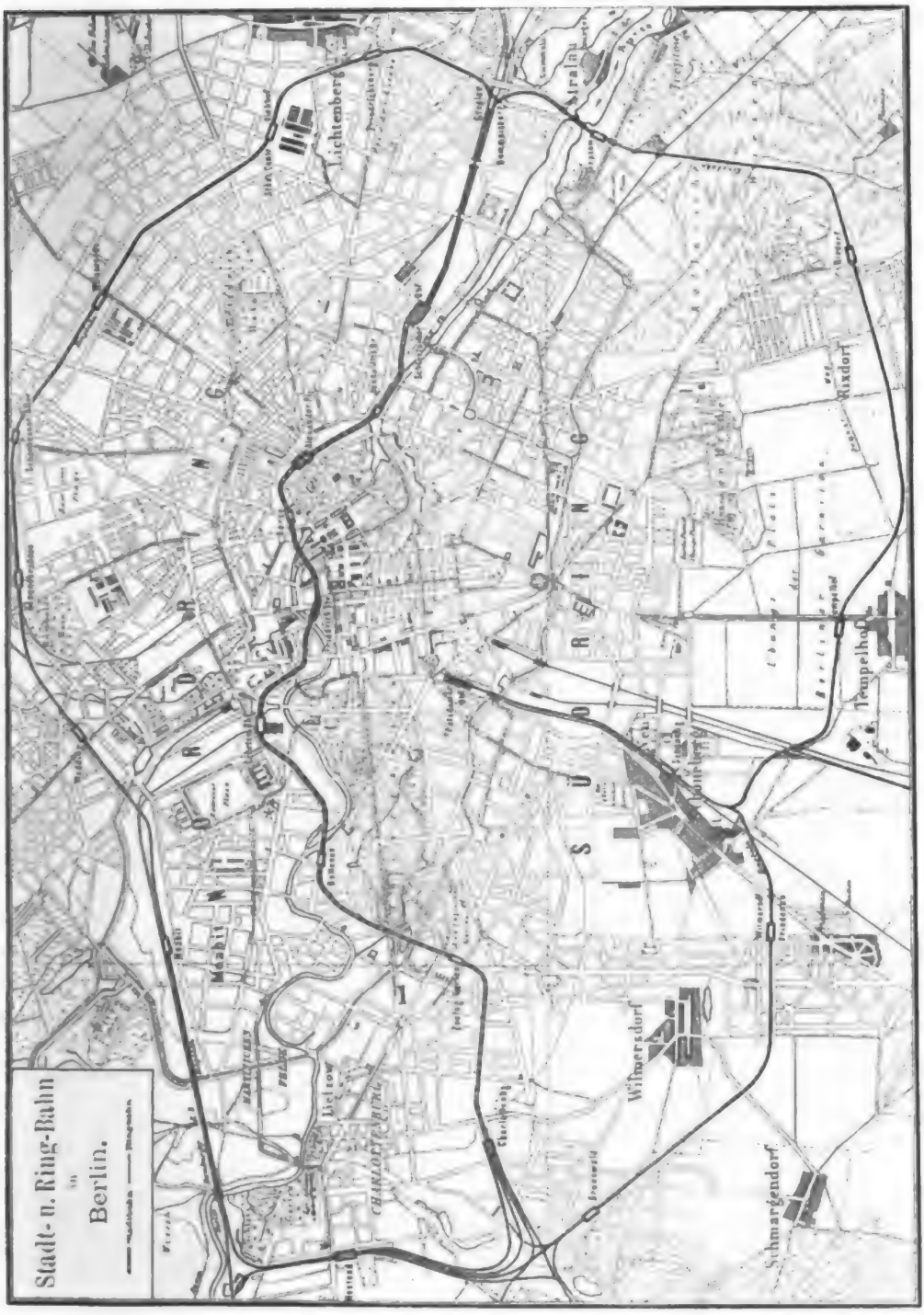
Wenn auch die Frage der Nützlichkeit oder Nothwendigkeit der Berliner Stadtbahn bisher sehr verschieden beantwortet sein mag und der Berliner selbst diesem Unternehmen gegenüber noch bis vor Kurzem sich fast kühl und kritisch verhielt: jetzt, da die Riesenschöpfung Anfangs Februar dem Publikum zur Benutzung übergeben worden, mußte sich Allen die Ueberzeugung unabweislich aufdrängen, daß mit der Vollendung des Werkes die deutsche Reichshauptstadt eine neue Epoche ihrer Geschichte begonnen hat. Die ersten Anregungen und Entwürfe waren von Baumeistern ausgegangen; aber Jahre hindurch blieb es bei den Projecten, deren Ausführung in das Reich der Träume verwiesen wurde. Seitdem aber der gewaltige Mann, der so viel dazu beigetragen, unser Aller schönen Jugendtraum von der deutschen Einheit zur Wahrheit zu machen; seitdem unser großer Stratege seinen scharfen Blick auf das Project gerichtet, war die Ausführung des Baues durch den Staat entschieden. Denn das ungeheure Mauerwerk, welches von Osten nach Westen Berlin durchschneidet, sollte mit zu den Schutzmauern des deutschen Reiches gehören. Daß gerade der Osten und der Westen in dieser Beziehung für uns zwei wohl zu beachtende Himmelsgegenden sind, weiß Jedermann. Und wenn auch über die strategische Benutzung der Stadtbahn sich der Laie heute noch keine rechte Vorstellung machen kann, so sind wir ja in der glücklichen Lage, diese Sorge getrost Anderen überlassen zu dürfen.

Was wir aber mit Bestimmtheit zu erkennen vermögen, das ist die locale Bedeutung der Schöpfung. Für jeden Urtheilsfähigen steht es außer allem Zweifel: diese gewaltige, mit Stein und Eisen gefestigte Ader bewirkt eine ganz neue Blutcirculation für Berlin; die fortschreitende Ausdehnung der Millionenstadt nach Osten und Westen wird durch diese Mauerlinie vorgezeichnet und erleichtert. Der Zukunft wird es über-

Digitized by Google

laſſen bleiben, zu enthüllen, wie weit auch in das Innere der Stadt die belebende

wenn auch in der Gegenwart das Bedürfniß ſich noch nicht für Jeden über-



und befruchtende Kraft der Ader ſich erweiſt. Es dürfte mit dieſer Schöpfung gehen wie mit ſo mancher anderen:

zeugend herausſtellt, ſo wird die ganze Größe ihrer Bedeutung uns in der Zukunft offenbar werden. Mehr noch: das

Digitized by Google

Werk selbst wird sich seine Daseinsberechtigung selbst schaffen; es wird Unendliches ins Leben rufen, wovon das bisherige Berlin der Pferdebahnen, der Omnibus und Droschken sich nichts träumen ließ.

Schon die Bauart der Stadtbahn, ihre Größenverhältnisse, die Solidität des Materials und der ganzen Herstellung, sowie der große Stil ihrer Hauptbahnhöfe — kurz, schon die äußere Beschaffenheit des imposanten Baues eröffnet uns eine unabsehbare Perspective in die Zukunft. Wir wollen von dieser Zukunft kein Phantasiebild entwerfen: es würde schwer, ja unmöglich sein, darin nur einigermaßen das Richtige zu treffen. Auch eine eigentliche Beschreibung der interessanten Schöpfung, ihres architektonischen Baues, ihrer Größenverhältnisse und inneren Einrichtungen, sowie des Betriebsverkehrs und seiner complicirten Verbindungen mit den anderen in Berlin mündenden Eisenbahnen liegt nicht im Zwecke dieser Zeilen. Wir wollen hier nur einen kurzen begleitenden Text zu den trefflichen Zeichnungen geben, welche die Hauptpunkte der Bahn, entweder nach dem Maße ihrer Wichtigkeit oder nach der Bedeutung ihrer äußerlichen Erscheinung, den Lesern anschaulich machen. Nur ein paar Bemerkungen über die Entstehung oder Vorgeschichte des Riesenwerkes mögen diesem Texte vorausgehen.

Die erste Anregung zur Ausführung einer Berliner Stadt-Eisenbahn hatte schon vor länger als zehn Jahren der ideenreiche und unermüdliche Baurath A. Orth gegeben und seine Ansichten darüber in verschiedenen Denkschriften („Eine Berliner Centralbahn", 1871) dargelegt. Die Idee wurde bald darauf von dem Ober-Regierungsrath Hartwich († 1878), welcher damals Vorsitzender der deutschen Eisenbahngesellschaft war, aufgenommen und weiter verfolgt. Die ursprüngliche Idee Hartwich's war: mittelst einer von Osten nach Westen durch Berlin gehenden Stadtbahn und einer damit in Verbindung zu setzenden projectirten Südwestbahn in der Richtung über Charlottenburg und Potsdam nach Halle u. s. w. bis Meiningen den zunächst davon berührten Landestheilen neue Adern des Verkehrs zu eröffnen und dadurch auch eine innigere Verbindung mit den südwestlichen Landestheilen und mit der Schweiz zu erzielen. Dies Project fand bei den betheiligten Regierungen das bereitwilligste Entgegenkommen, aber die späteren ungünstigen Zeitverhältnisse hemmten die Realisirung des ganzen großen Projectes, indem zunächst der Bau der sogenannten „Südwestbahn" an der Finanzfrage scheiterte.

Da man aber die Idee der Stadtbahn selbst, deren Herstellung aus mancherlei Gründen sich wünschenswerth zeigte, deshalb noch nicht aufgeben wollte, so mußte eine andere Grundlage für das Project gefunden werden. Und daß das einmal angeregte große Unternehmen nicht wieder im Sande verlief, war das Verdienst der preußischen Staatsregierung. Unter ihrer Aegide und unter Betheiligung verschiedener Eisenbahnverwaltungen (der Berlin-Potsdam-Magdeburger, der Magdeburg-Halberstädter und der Berlin-Hamburger), sowie auch der deutschen Eisenbahnbaugesellschaft wurde im Jahre 1874 ein durch die Landesvertretung genehmigter Vertrag geschlossen und damit für die Ausführung der Stadtbahn eine finanziell gesicherte Basis geschaffen. Durch diesen Vertrag wurde dem Unternehmen allerdings formell der Charakter einer Actiengesellschaft gewahrt, aber den Schwerpunkt bildete doch die natürlich auch pecuniär am stärksten dabei betheiligte preußische Staatsregierung. Zur Leitung des Werkes wurde die Direction der Berliner Stadt-Eisenbahn creirt, und ihr Chef wurde der Erbauer der Ringbahn, Regierungs-Baurath Dircksen.

Von den ungeheuren, besonders in den bestehenden Bauverhältnissen der alten Stadttheile liegenden Schwierigkeiten, die dabei zu bewältigen waren, können wir an dieser Stelle nicht einmal eine Andeutung geben. Der Bau war beschlossen, und auch Manches, was unmöglich schien, mußte durchgesetzt werden. Der Bau begann mit der Zerstörung, aber — ein neues Leben erwuchs aus den Ruinen.

In den letzten Jahren, seitdem der Bau von Monat zu Monat, von Woche zu Woche übersichtlicher und deutlicher das werdende Werk erkennen ließ, wurde

Digitized by Google

Spree-Viaduct an der „Hannowitzbrücke".

Digitized by Google

die Phantasie des Berliners bis zur prickelnden Ungeduld durch den Gedanken gereizt: wie wird sich von der Höhe dieser Bahn deine geliebte Stadt ausnehmen? Auch der alte Autochthone hielt sich überzeugt: du wirst da so manche Strecken durchfahren, auf denen dein Auge nie geweilt, so wenig wie auf den Straßen und Plätzen von Peking. Das ist denn nun auch buchstäblich eingetroffen. Nur freilich: von diversen dieser Theilstrecken zwischen den zehn Haltepunkten der Bahn läßt sich auch nicht mit einiger Sicherheit behaupten, daß die durchbrochenen Häusermassen mit ihren häßlichen Hofgebäuden, halb durchschnittenen Mauern, schmutzigen Gräben, Gartenstücken, Höfen, Maschinenwerkstätten, Kohlen-, Holz-, Wäsche- und anderen Plätzen besonders reizvolle Wanderbilder geben. Zuweilen könnte man allerdings wünschen, die Teufelsschöpfung „Eisenbahn" zu verlassen, um unter Führung des Teufels selbst — nämlich Le Sage's „Diable boiteux" — hier und dort zu verweilen, und — wenn auch nicht durch die Dächer, so doch — in die Fenster zu sehen. Man würde dabei ohne Zweifel ebenso viel curiose Dinge erfahren als jener Student unter der Führung des Asmodi aus den Häusern von Madrid. Da aber die Eisenbahnverwaltung, so coulant sie auch bisher den Wünschen des Publikums gegenüber sich gezeigt, durchaus keine Neigung zu haben scheint, mit besonderer Bereitwilligkeit auf solche Nebenzwecke einzugehen, so müssen wir uns schon mit dem begnügen, was an den Fenstern selbst zu sehen ist. Und das waren in der ersten Zeit meist nur neugierige, zuweilen auch wohl ärgerliche Gesichter.

Indessen der Hauptreiz ist und bleibt die völlig veränderte Physiognomie, welche auch die bekanntesten Theile Berlins annehmen, wenn man sie von diesem Längengrad, der zugleich auch ein Höhegrad ist, betrachtet. Es ist etwas Bekanntes und doch auch zugleich Fremdes, so daß des Berliners bekannte Neigung, das Fremde zu bewundern, sich hier mit seinem nicht minder starken Localpatriotismus sehr glücklich vereinigte. Ueber die Straßen, welche die Bahn durchschneidet, geht es allerdings meist zu schnell hinweg, als daß man von der „Aussicht" viel profitiren könnte. Man reckt den Kopf, jetzt eine uns bekannte und interessante Straße mit schnellem, sicherem Blick zu überschauen, und hört zu seiner Verwunderung vom Nachbar, daß man dieselbe — schon vor einer Minute passirt habe. Das befriedigendere Interesse erregen deshalb die Bahnhöfe mit ihrer nächsten Umgebung. Einmal läßt das hier etwas gemäßigte Tempo des Zuges dem Fahrgast mehr Zeit, sich ein wenig umzuschauen; sodann sind die Bahnhöfe meist an solchen Punkten der Stadt angebracht, welche dem Blick eine weitere Aussicht gestatten.

Der östliche Endpunkt der Bahn, die Halle am Schlesischen Bahnhof, ist im Bau noch am weitesten zurückgeblieben, und für die ersten Monate des Betriebes mußte man sich mit einem dürftigen Nothperron begnügen. Auch die ganze Strecke von hier bis zum nächsten Haltepunkt zeigt vorzugsweise die Schattenseite Berlins, welche oben kurz charakterisirt worden ist. Nur ein paar lange Straßen in der Nähe des Bahnhofs, über welche die Züge hinwegbrausen, bezeichnen wenigstens die ungeheure Ausdehnung der Stadt.

Angenehmer wird das Bild vor dem nächsten Haltepunkt, der den Namen von der zunächst gelegenen Jannowitzbrücke führt. An dieser Stelle mußte auf eine bedeutende Strecke längs dem nördlichen Spreeufer der Viaduct im Strombett selbst erbaut werden, so daß man sich sogar den Luxus gestattete, die Breite des Flusses einzuschränken (s. Abbildung S. 371).

Von dem Bahnhof „Jannowitzbrücke", an dem Vereinigungspunkt der Alexander- und Holzmarktstraße, hat man für etwa eine halbe Minute einen freien Blick über den Spreeverkehr und die nächste Umgegend. Hier, wo zur Sommerszeit die Spree die zahlreichen Vergnügungsfahrzeuge nach Stralau und Treptow aufnimmt, fühlt man sich schon inmitten des bewegten Geschäftslebens der Stadt. Ueber die von Menschen durchwogten Straßen hinweg sieht man die Spree, um welche sich die zahlreichen Tuchfabriken und Färbereien gelagert haben; hinter den nächsten Straßenhäusern zeigt sich der Thurm der Waisenhauskirche, weiter

Digitized by Google

Mystère des Actes des Apôtres, Paris, Bibliothèque nationale, MS fr. 5243, fol. 1r. Photo: Bibliothèque nationale.

Mystère des Actes des Apôtres, Paris, Bibliothèque nationale, MS fr. 5243, fol. 1r. Photo: Bibliothèque nationale.

This content downloaded from 128.59.222.107 on Tue, 14 Jan 2020 20:39:47 UTC
All use subject to https://about.jstor.org/terms

Fig. 1. Antiken-Ausstellung. Gesamtansicht des Saales. Rechts: Gruppe des Laokoon. Links: Gruppe des Farnesischen Stieres. Im Hintergrund: Statue des Herakles Farnese. Vorn: Statue des Apollo von Belvedere. Statue des Hermes Ludovisi. Statue des Diskuswerfers. Statue des Antinous. Statue des Meleager. Statue des Germanicus. Statue des Sterbenden Fechters. Statue des Ares Ludovisi. Statue des Dornausziehers. Statue des Hermes Farnese. Statue des Hermes Belvedere. Statue des Apollino. Statue des Hermes Richelieu. Statue des Hermes Kriophoros. Statue des Hermes Andrea Doria. Statue des Hermes Kasali. Statue des Hermes Ingenui. Statue des Hermes Ludovisi. Statue des Hermes Farnese. Statue des Hermes Belvedere. Statue des Apollino. Statue des Hermes Richelieu. Statue des Hermes Kriophoros. Statue des Hermes Andrea Doria. Statue des Hermes Kasali. Statue des Hermes Ingenui.

Fig. 2. Antiken-Ausstellung. Gesamtansicht des Saales. Rechts: Gruppe des Laokoon. Links: Gruppe des Farnesischen Stieres. Im Hintergrund: Statue des Herakles Farnese. Vorn: Statue des Apollo von Belvedere. Statue des Hermes Ludovisi. Statue des Diskuswerfers. Statue des Antinous. Statue des Meleager. Statue des Germanicus. Statue des Sterbenden Fechters. Statue des Ares Ludovisi. Statue des Dornausziehers. Statue des Hermes Farnese. Statue des Hermes Belvedere. Statue des Apollino. Statue des Hermes Richelieu. Statue des Hermes Kriophoros. Statue des Hermes Andrea Doria. Statue des Hermes Kasali. Statue des Hermes Ingenui.

zu lernen, sollte über diesen eigentlichen Mittelpunkt der inneren Stadt nicht so schnell hinwegeilen, sondern, um das reiche lebendige Gemälde von der die ehemalige „Königsbrücke" überkreuzenden Bahnbrücke recht zu genießen, hier aussteigen und den nächsten Zug zur Weiterfahrt benutzen. Nach südlicher Richtung sieht man (wie auf beigefügtem Bilde dargestellt ist) die ganze alte Königsstraße hinauf bis zum Schloßplatz. Das volle Bild dieser stärksten Verkehrsader des alten Berlins erhält seine malerische Einfassung durch die alten Colonnaden, jenen zopfigen Bau (von A. Boumann) aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, dessen Architektur aber durch die Bildwerke von Tessaert einen eigenen Reiz erhalten hat. Hinter der linken Seite dieser Colonnaden war lange Zeit das volksthümliche Vergnügungslocal „Villa Colonna", in noch früherer Zeit „Faust's Wintergarten". Das Alles muß nun mehr und mehr den baulichen Bedürfnissen der Gegenwart zum Opfer fallen. Es wäre aber sehr bedauerlich, wenn man nicht wenigstens die Colonnaden selbst erhalten könnte. Die alte Königsbrücke wurde durch die Stadtbahn überflüssig; das trübe Wasser, welches darunter sich sehr langsam fortbewegte und aus welchem einige sonderbare Schwärmer noch sonderbarere Fische zu angeln pflegten, dieser sogenannte „Königsgraben" mußte für die Stadtbahn in festen Grund und Boden umgewandelt werden. Die Trockenlegung dieses von der Stralauerbrücke bis nach Monbijou die alte „Königsstadt" im Halbkreis umschließenden Grabens war allein schon eine gewaltige Aufgabe: seine Ausfüllung und Befestigung erforderte gegen 100 000 cbm Mauerwerk.

Die Passage der ehemaligen Königsbrücke, eines der lebhaftesten Verkehrspunkte Berlins, bildet jetzt mit ihrer Ueberbrückung durch die Stadtbahn ein fesselndes Ensemble großstädtischen Lebens, mit seinem neben und über einander sich fortbewegenden Gewühl von Menschen und Fuhrwerken dem imposanten Straßenbilde von Ludgate-Hill in der Londoner City nicht viel nachstehend.

Wendet man, der alten Königsstraße den Rücken kehrend, den Blick vorwärts, so übersieht man den ganzen Alexanderplatz. Hier münden nicht nur ein halbes Dutzend der volkreichsten und gewerbthätigsten Straßen, hier ist auch die Endstation für zwei Pferdebahnlinien und dazu noch ein überaus lebhafter Marktverkehr. Rechts erkennt man noch flüchtig die in einfachem aber edlem Stil gebaute Hauptfaçade des ehemaligen „Königsstädter Theaters", seiner Zeit für Oper und Schauspiel ein Mustertheater, wie Berlin seitdem kein ähnliches wieder erhalten hat. Es stimmt wehmüthig, wenn man jetzt den Blick auf dies Gebäude richtet, und dort, wo einst Henriette Sontag, Spitzeder, Schmelka, Beckmann und Andere ihre Glanzzeit hatten, nur noch die riesigen Schilder für Wollen- und Tuchlager, Mäntelfabriken u. s. w. sieht. Gegenüber aber steht unversehrt das alte breite, in goldenen Buchstaben die Aufschrift „Zum Kaiser Alexander" tragende Haus, wo vielleicht in alter Zeit die „neue Weinstube" war, in welcher E. T. A. Hoffmann eine seiner drolligsten Spukgeschichten beginnen läßt. In der nächsten Straße befindet sich ein anderes Haus, ausgezeichnet durch eine noch bedeutsamere und ältere Reminiscenz: das Haus Nr. 10 in der ziemlich stillen Seitenstraße, die den Namen „Am Königsgraben" führt. Dieses Haus hat über dem Eingangsthor eine hübsche Büste Lessing's, vor Jahren hier von dem Verein für die Geschichte Berlins gestiftet; und die unter der Büste befindliche Tafel trägt die Inschrift: „Lessing dichtete hier Minna von Barnhelm, 1765."

Nachdem wir diese Umschau gehalten, steigen wir die bequemen Treppen zum Bahnhof wieder hinauf. Der Zug von Osten kommt eilig herbei; er hält in der riesigen Halle, und nach einer Minute fahren wir weiter gen Westen, an dem alten Getreidemagazin hart vorbei, dann über die alte Rochbrücke hinweg, die das Privilegium hatte, für ihre Verbindung der Münz- und Neuen Friedrichstraße den Passanten den alten Berliner „Sechser" abzunehmen, ein Privilegium, über welches jedoch die Fahrgäste der Stadtbahn sich lachend hinwegsetzen. Die nächste Station „Börse" ist schon in zwei Minuten erreicht (s. Abbild. S. 374). Der nicht so große, aber sehr gefällige Bahnhof liegt zwischen der Spandauer Brücke und Mon-

Digitized by Google

Die Spreeufer mit dem Viaduct der Stadtbahn bei Bellevue.

Digitized by Google

bijou. Das Börsengebäude selbst bleibt vorläufig unserem Auge verborgen; dafür erhalten wir aber sogleich nach dem Verlassen der Bahnhofshalle einen interessanten Ueberblick über die den Lustgarten umgebenden Gebäude. Zunächst über die Herkulesbrücke hinweg reicht unser Blick bis zu dem Schlosse; dann sausen wir an dem eigentlichen „Spree-Athen", an den Museen und der Rückseite der Nationalgalerie vorüber; gelangen, kaum daß wir's gewahr werden, auf einer massiven Brücke hinüber zum anderen Spreeufer, wo dann auch alle Herrlichkeit im Nu wieder verschwunden ist. Nachdem wir den schmalen Kupfergraben übersprungen haben, ist die Bahnlinie eine kurze Strecke lang wieder zu beiden Seiten von Häuserreihen eingeschlossen. Da aber heißt es plötzlich: Augen links und gleichzeitig Augen rechts! Wir passiren die große Friedrichstraße, welche man hier in ihrer ganzen Ausdehnung nach Norden und nach Süden überblicken kann (s. Abbild. S. 375). Das gewährt namentlich des Abends durch die unabsehbaren Linien der Gaslaternen ein imposantes Schauspiel. Nur schade, es verschwindet so schnell — schneller als ein Meteor. Gleich auf der anderen Straßenseite fahren wir in die großartige Halle des Bahnhofs „Friedrichstraße" ein. Die Halle dieses Centralbahnhofs ist in gleichem Stil und in fast gleichen Größenverhältnissen gebaut wie der Bahnhof „Alexanderplatz".

Beides sind die großartigsten Hallen der Stadtbahn, und auf beiden ist auch die Frequenz die weit überwiegend stärkste. Stets ist der Besuch eines dieser großen Bahnhöfe von eigenartig fesselndem Reiz. Die schönen Vorräume im unteren Theil, wo auch die Billetschalter sich befinden, die weiten und schönen Aufgänge mit bequemen Treppen, dann die Halle selbst (wir bringen die innere Ansicht dieser Halle am Kopfe unseres Aufsatzes, S. 368), die mit einem riesigen Tonnengewölbe aus eisernem Sparrwerk überdacht ist und besonders Abends durch das elektrische Licht einen beinahe feierlichen Eindruck macht; dazu die fortwährend an- und abfahrenden Züge, die harrenden Passagiere, dazwischen die soliden Zeitungsverkäufer, die sämmtlich unter der Direction eines einzigen Unternehmers stehen und ebenso billig wie höflich sind — kurz, das Alles stimmt so trefflich zusammen und greift so glatt und ruhig in einander, daß es vollkommen begreiflich erscheint, wenn der Berliner die Stadtbahn in ausgedehntestem Maße zu Vergnügungsfahrten benutzt. Und diese Art der Benutzung wird im Sommer immer allgemeiner werden, besonders nach den westlichen Stationen, die schon vom Lehrter Bahnhof ab außerhalb der Stadt liegen.

Die Strecke von „Friedrichstraße" bis „Lehrter Bahnhof" führt zunächst beim Schiffbauerdamm mittelst einer genial construirten Brücke wieder auf das nördliche Spreeufer hinüber, und nachdem sie die Luisenstraße und äußere Karlstraße durchschnitten hat, wird sie durch einen lang sich hinziehenden und freistehenden Viaduct zum Lehrter Bahnhof geleitet. Nachdem man beim Zellengefängniß, bei der Uhlanencaserne u. s. w. vorüber durch Alt-Moabit gefahren, tritt die grüne Landschaft immer mehr in ihre Rechte. Zunächst bietet „Bellevue" am südlichen Spreeufer mit den schönen Parkanlagen einen angenehmen sommerlichen Ruhepunkt (s. Abbild. S. 377). Dann durch die an Alt-Moabit sich anschließenden neuen, zum Theil eben erst angelegten Straßen hindurch setzt die Bahn in der Nähe der königl. Porzellanfabrik über die in gerader Linie nach Charlottenburg führende Hauptallee des Thiergartens, um an der nächsten Station „Zoologischer Garten" (s. Abbild. S. 379) ein starkes Contingent von Passagieren abzuliefern. Der Besuch dieses Vergnügungsparkes, der ohnedies beim Berliner Publikum sich besonderer Beliebtheit erfreut, wird durch die Stadtbahn noch sehr bedeutend gesteigert werden, da jetzt die Bewohner selbst der am weitesten nach Osten gerückten Stadttheile das früher in nebelgrauer Ferne liegende Ziel ihrer Sehnsucht in wenigen Minuten erreichen können. Der Bahnhof liegt an der hinteren (westlichen) Seite des Gartens, aber die Verwaltung hat schleunigst die Einrichtung getroffen, daß an Sonn- und Concerttagen das Publikum auch von dieser — sonst unzugänglichen — Seite Eintritt erlangen kann.

Weniger günstig erweist sich die Bahn-

Digitized by Google

verbindung für die beiden noch weiter nach Westen liegenden Stationen Charlottenburg und Westend. Da namentlich der Charlottenburger Bahnhof sehr weit entfernt vom Orte liegt, so wird für die Besucher des Schloßparkes mit dem Mausoleum die bestehende Pferdeeisenbahn nichts von ihrem Ansehen verlieren. Es ist aber neuerdings schon der Plan gefaßt, von diesem entlegenen Bahnhof aus noch eine Zweigbahn anzulegen, welche bis zum Mittelpunkte von Charlottenburg führen soll.

Daß überhaupt die Stadtbahn nicht auf der ganzen Strecke gleichmäßig stark frequentirt werden würde, war leicht vorauszusehen. Nach der Zahl der verkauften Billets stehen voran die drei Stationspunkte: Schlesischer Bahnhof, Alexanderplatz und Friedrichstraße (und zwar in aufsteigender Zahl). Sobald der vollständige Coursplan inclusive aller Verbindungen mit den großen in Berlin mündenden Eisenbahnlinien ins Leben getreten sein wird, mag die Verkehrsstatistik wohl noch einige Veränderungen aufweisen. Im Allgemeinen wird das Verhältniß bleiben, wie es jetzt ist: der Localverkehr wird eben stets die weit überwiegende Masse von Passagieren liefern. Bereits in den ersten Monaten ist dieser Localverkehr ein so großer gewesen, wie man ihn wohl kaum erwartet hatte. Und auch diejenigen, welche von vornherein dem großen Unternehmen gegenüber sich sehr scrupulös verhalten haben, tragen bereits mit Vergnügen zur Prosperität desselben bei. An den Sonntagen sind bisher je 50000 bis 60000 Billets ausgegeben worden, häufig noch mehr, so daß die vorhandenen Beförderungsmittel, obwohl man sie mit dem gesteigerten Bedürfniß nach Möglichkeit vermehrte, oft unzureichend blieben. Auch für die Wochentage ist die Durchschnittszahl von 15000 Billets eine ganz ansehnliche.

Nach dem bisher bestehenden Fahrplan,

Uebergang am Zoologischen Garten.

in welchen noch nicht der ganze externe Verkehr aufgenommen werden konnte, gehen auf der Stadtbahn täglich von Ost nach West und von West nach Ost je 102 Züge, so daß also nach beiden Richtungen hin täglich sich 204 Eisenbahnzüge bewegen. Für die Sonntage — das stellte sich schon bei der ersten Fahrt heraus — konnten die nur alle zehn Minuten gehenden Züge, wenn man auch die Wagenzahl beträchtlich vergrößerte, dem Bedürfniß keineswegs genügen. Man hatte deshalb für alle Festtage noch dreißig Extrazüge eingelegt, um die Masse der harrenden Fahrgäste expediren zu können.

Damit die für den externen Verkehr bestimmten Züge mit dem so großartigen Localverkehr nicht collidiren, so hatte

Digitized by Google

man von vornherein bei der Anlage der Bahn ein bloß doppeltes Geleise als ungenügend erkannt und die ganze Bahnstrecke, deren Länge über 11 km — also etwa anderthalb geographische Meilen — beträgt, mit vier Geleisen ausgestattet. Erst allmählich wird diese Einrichtung in ihrer ganzen geplanten Vollständigkeit zur praktischen Verwendung kommen. Wir haben aber jetzt schon an der Stadtbahn-Verwaltung die erfreuliche Erfahrung gemacht, daß dieselbe allen aus dem Publikum und der Presse lautwerdenden Wünschen so viel als möglich nachkommt, und so haben die Erfahrungen in den ersten Monaten schon eine Menge erheblicher Verbesserungen herbeigeführt.

Mehr und mehr werden auch die solide aus Ziegelsteinen gemauerten Bogen, welche durch die Pfeiler der Viaducte gebildet werden, zu industriellen Zwecken verwerthet. Die ersten segensreichen Institute, die sich ihrer bemächtigten, waren die Bierbrauereien. Schon lange vor Vollendung der Bahn hatte sich in der Luisenstraße die Moabiter Brauerei unter dem Titel „Zum Ryffhäuser“ unter fünf solchen Stadtbahnbogen etablirt und in altdeutschem Stile ein vielbesuchtes Bierlocal hergestellt. Noch größer und auch eleganter ist das Etablissement „Zum Franciscaner“ an der Kreuzung der Friedrich- und Georgenstraße. Wie vielseitig aber diese Stadtbahnbogen zu verwenden sein werden, das sehen wir schon jetzt am Lehrter Bahnhof, wo der bedeutende Bauplatz der Mitte Mai eröffneten Hygienischen Ausstellung an den Stadtbahn-Viaduct sich anlehnt.

Ob bei den ungewöhnlichen hohen Kosten der Stadtbahn — sie belaufen sich auf nahezu 70 Millionen Mark — von einer Rentabilität wird die Rede sein können? Das zu erforschen oder darüber zu muthmaßen und zu prophezeien, möge Anderen überlassen bleiben.

Jedenfalls ist dieser großartigste Bau der Neuzeit schon jetzt für den Berliner ein nützliches und angenehmes Verkehrsmittel, für den Fremden eine der hervorragendsten Sehenswürdigkeiten der Reichshauptstadt geworden. Der Nachweis ihrer strategischen Bedeutung möge aber noch recht lange auf sich warten lassen.

Digitized by Google

Schützende Formen und Farben in der Thierwelt.

Von

Otto Zacharias.

Immanuel Kant hat in seiner Kritik der Urtheilskraft, die 1790 erschien, bereits gezeigt, daß es die Fähigkeit des Menschen übersteigt, irgend etwas über Naturzwecke, falls es solche überhaupt giebt, auszusagen. Wir sind unvermögend, die geheimen Triebfedern der Natur zu ergründen, und können nur begreifen, was nach mechanischen Principien geschieht. Der Zweckbegriff hat für unsere Forschung nur einen heuristischen Werth, d. h. er dient lediglich dazu, unserem Denken eine bestimmte Richtung zu geben. Ueber die Wirkungsweise der Natur selbst vermag er nichts auszusagen. Hiernach könnte man das Wesen der letzteren — wenn auch nur negativ — als den Inbegriff derjenigen Dinge definiren, die nicht nach menschlichen Plänen und Ideen erzeugt werden. Trotz alledem fühlt sich der Menschengeist fortwährend versucht, die Schranken, welche ihm gezogen sind, zu überspringen und sich eine Meinung über das, was die Welt im Innersten zusammenhält, zu bilden. Vom Sichtbaren dringt er unaufhaltsam zum Unsichtbaren vor. Die Mannigfaltigkeit der physikalischen und chemischen Vorgänge löst sich vor dem Blicke des geistigen Auges in Atombewegungen auf, und auch die complicirtesten Erscheinungen des organischen Lebens sind auf Kräfte, welche den kleinsten Elementartheilchen der Materie innewohnen, zurückführbar. Die Generatio æquivoca, d. h. die Entstehung eines Organismus aus unorganischen Stoffen, entbehrt zwar bislang noch jedes thatsächlichen Beweises, aber die Annahme einer solchen elternlosen Zeugung zur Erklärung des Auftretens der *ersten* lebenden Wesen enthält in sich selbst keinen Widerspruch. Im Gegentheil ist die generatio æquivoca ein Postulat der forschenden Vernunft.

Wenn wir nun auch völlig darüber im Dunkeln sind, wie die erste Spur von Leben auf unserem Planeten entstanden ist, so wissen wir doch recht gut, unter welchen Bedingungen es fortbesteht und sich bethätigt. Im Allgemeinen können wir sagen, daß das Fortbestehen des Lebens in einem Organismus geknüpft ist an die fortwährende Anpassung innerer Verhältnisse an äußere Umstände. Diese Formel umfaßt nicht bloß das Leben der Individuen, sondern auch das der Arten. Eine Thier- oder Pflanzenspecies erlischt, wenn die Vertreter derselben die Fähigkeit verlieren, sich den veränderlichen äußeren Bedingungen anzupassen und diese Anpassungen auf ihre Nachkommen zu vererben. So wurde der Elephas primigenius an den Küsten Spaniens, auf den Ebenen von Sibirien und im nördlichen Amerika vernichtet; auf gleiche Weise der Auerochs über einen kaum geringeren Raum. Ganz dieselbe Ursache machte dem Leben des Mastodon und dem des fossilen Pferdes ein Ende, sowohl in Europa als auf dem östlichen Abhange der Cordilleren in Südamerika.

Die Anpassungen, von denen hier die

Digitized by Google

Rede ist, sind sehr mannigfaltiger Art. Sie erstrecken sich auf jedes innere Organ, auf jede constitutionelle Differenz, auf die ganze Maschinerie des Lebens. Das Gleichgewicht, welches zwischen einer Art von Organismen und ihren Lebensbedingungen besteht, ist im Laufe geologischer Zeiträume häufigen Schwankungen unterworfen, und hierin liegt die noch vielfach unterschätzte Ursache zur Bildung von neuen Thier- und Pflanzenspecies. Es ist das große Verdienst Mr. Charles Darwin's, den Mechanismus der Artenentstehung klar dargelegt zu haben. Nach seiner Ansicht, welche fast alle namhaften Naturforscher zu der ihrigen gemacht haben, nimmt jede neue Art von einer Varietät ihren Ursprung, welche sich den veränderten Lebensbedingungen besser als der elterliche Stamm anzupassen vermag. Im Laufe der Zeit geht dieser letztere in der Zahl der Individuen zurück, und die „Varietät", die diesen Namen nur so lange verdiente, als ihre Vertreter in der Minorität waren, verbreitet sich mehr und tritt an die Stelle der Stammart. Letztere stirbt allmählich ganz aus, weil die Jungen infolge von Krankheiten und Lebensschwäche zu Grunde gehen, bevor sie noch das fortpflanzungsfähige Alter erreicht haben. Das Aufkommen der für die veränderten Lebensverhältnisse besser geeigneten Varietät nennt Mr. Darwin die natürliche Auslese (natural selection). Ein anderer berühmter Naturforscher, Alfred Russel Wallace, wählte dafür eine andere Bezeichnung und sprach vom „Ueberleben des Passendsten". Beide Ausdrücke sind richtig und treffen das Wesen der Sache.

Die Theorie der natürlichen Auslese stimmt mit den Thatsachen der wissenschaftlichen Beobachtung so genau überein, daß es bisher Niemandem gelungen ist, Mr. Darwin's Erklärung der Artenentstehung zu rectificiren. Prof. Huxley sagt mit Recht, daß die Kritiken der Gegner sehr oft das Papier nicht werth seien, auf das sie niedergeschrieben wurden.

Die Darwin'sche Theorie ist für die Forschung ein wirksamer Hebel zu weiteren Entdeckungen, weil sie uns anleitet, auch die gegenwärtig existirenden Geschöpfe als das Product der natürlichen Auslese zu betrachten. Wir kommen dann zu folgender Schlußfolgerung: Sind die uns umgebenden Thier- und Pflanzenarten auf die von Darwin geschilderte Weise entstanden, so sind nicht bloß die augenfälligeren Theile der animalischen und vegetabilischen Organisation, sondern auch die specielleren Formen, Farben und Zeichnungen, die sich an den Organismen bemerklich machen, unter dem Gesichtspunkt der Dienlichkeit und des Nutzens für den Kampf ums Dasein zu betrachten. Und dieser Gesichtspunkt ist sehr fruchtbar. Wenn blattfressende Insecten grün, solche, die von Baumrinde leben, grau gefleckt sind, wenn das Alpenschneehuhn im Winter weiß, die schottische Art zu derselben Zeit haidefarbig erscheint, so müssen wir glauben, daß solche Farben den genannten Vögeln und Insecten nicht zufällig zu Theil geworden sind, sondern daß sie ihnen in irgendwelcher Beziehung Schutz und Vortheil gewähren. Diese Beziehung ist leicht aufzufinden, wenn man erwägt, daß jedes Thier, es mag groß oder klein, stark oder schwach sein, Feinde hat, die ihm nachstellen und nach dem Leben trachten. Eine Farbe und Zeichnung also, durch welche sich das verfolgte Geschöpf möglichst wenig von seiner Umgebung abhebt, muß insofern von großem Nutzen sein, als es dem Verfolger die Erlangung seiner Beute erschwert. Die grau gefleckte Färbung der kleinen rindenfressenden Käfer muß dieselben für Vögel beinahe unsichtbar machen und von größerem Nutzen für sie sein als irgend ein Versteck. Denn um in dieses letztere zu gelangen, hätten die Käfer noch einen Aufwand von Geschwindigkeit zu machen, der in den Fällen, wo der nachstellende Vogel ein scharfes Gesicht und einen raschen Flug besitzt, nicht einmal zum Ziele führen und vor dem Gefressenwerden schützen würde. Es ist hiernach klar, daß die Erhaltung solcher Farben, durch welche die Thiere ihren Verfolgern leicht entgehen können, durch natürliche Auslese angestrebt wird. Dies geschieht jedoch nicht etwa durch einen mystischen Proceß, sondern einfach dadurch, daß diejenigen Individuen einer Art, welche sich durch auffällige Tinten von ihrer Umgebung unterscheiden, zuerst das Opfer von Nachstellungen werden und aussterben. Auf diese Weise bleiben die ihrem Wohnplatz besser angepaßten

Digitized by Google

Individuen am Leben und pflanzen sich fort. Das Resultat dieses ganz natürlichen Vorganges wird nach wenigen Generationen darin bestehen, daß die betreffende Thierart in Färbung und Lebensweise aufs genaueste mit ihrer Umgebung harmonirt.

der und einen leisen Gang, damit sie den Vogel vom Zweige herunterholen kann. Diejenigen Thiere, welche anderen nachstellen, müssen ja auch so beschaffen sein, daß sie durch ihre Gegenwart oder ihr Nahen jene nicht aufmerksam machen, — oder sie würden bald Hungers sterben.

Fig 1.

Blattschmetterling (Kallima paralecta), fliegend und sitzend.

Nach der vorhergehenden Darstellung könnte es den Anschein gewinnen, als gewähre die Natur bloß kleinen und schwächeren Geschöpfen das Beneficium schützender Farben, aber dieser Einseitigkeit macht sie sich nicht schuldig. Sie theilt ihre Gaben ganz unparteiisch aus. Sie behütet nicht bloß die Sänger des Waldes, sondern zeichnet auch die wilde Katze mit düsteren Streifen, giebt ihr behende Glie-

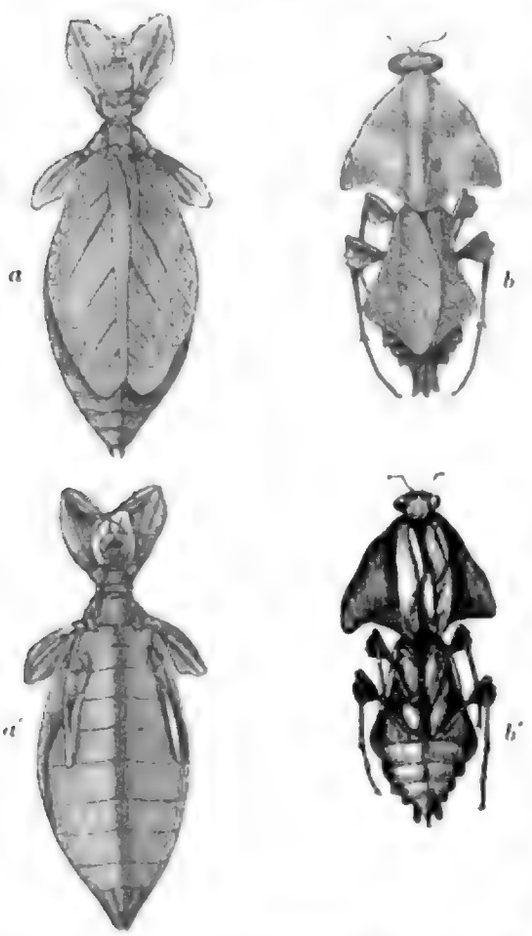
Betrachten wir die Zeichnungen und Färbungen der Thiere mit stetem Bezug auf die natürliche Umgebung der letzteren, so gewahren wir mit Erstaunen, daß das, was wir für ein Spiel des Zufalls gehalten haben, eine Veranstaltung ist, welche die Natur zum Schutz und zur Erhaltung ihrer Geschöpfe getroffen hat.

So sind Wüstenthiere durchgängig von der Farbe des gelbbraunen Sandes. Der

Digitized by Google

Löwe ist ein männiglich bekanntes Beispiel hierfür, und er muß schwer zu entdecken sein, wenn er sich zwischen Steinen und Felsblöcken in der Wüste niederkauert. Die Antilopen sind bekanntermaßen vorwiegend sandfarbig. Und das Kameel, das Schiff der Wüste, trägt genau die Farbe seiner Umgebung. Die ägyptischen Katzen sind erdfarben, und die Farbe des

Fig. 2.

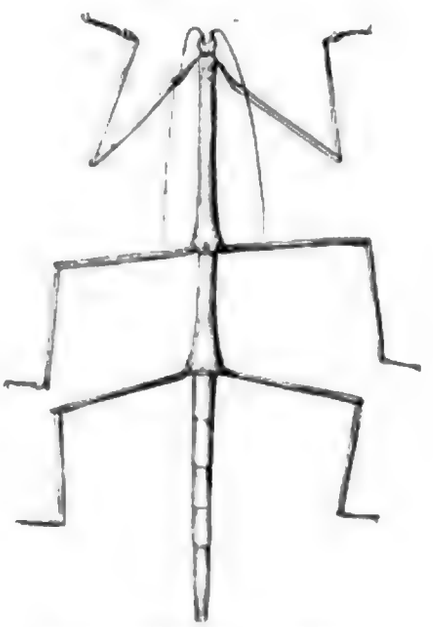


a u. a' zeigt Phyllium siccifolium von der Ober- und der Unterseite; b u. b' stellt eine Mantide (Acanthops) in den gleichen Lagen dar.

wilden Pferdes scheint eine lehmartige gewesen zu sein.

Die Vögel der Wüste sind noch in viel höherem Grade wie die Säugethiere durch assimilative Farbentöne geschützt. Die Steinschmetzer, die Lerchen, Grasmücken und Haselhühner, welche in Nordafrika zahlreich vorkommen, sind in Farbe und Aussehen dem sandigen Boden ganz gleich, auf dem sie wohnen. Ebenso sind die Wüsteneidechsen grau oder gelblich gefärbt. Ganz ähnlich frappante Belege zu unserer Theorie der schützenden Färbung liefern die arktischen Thiere, die Bewohner der Schneegefilde des hohen Nordens. Der von Eis und Frost starrenden Umgebung entsprechend, herrscht hier bei allen Geschöpfen die weiße Farbe vor. Der Polarbär, der uns so wohl bekannt ist, hat ein weißes, zottiges Fell, und wir wissen, daß dieser Bär beständig zwischen Schnee und Eis lebt. Der nordische Fuchs, der Hermelin und der Alpenhase haben nur im Winter einen weißen Pelz, aber sie leben nicht in der Zone des ewigen Schnees. Der amerikanische Polar-

Fig. 3.



Gespenstheuschrecke (Phasma).

hase dagegen, der sehr kalte Regionen bewohnt, ist das ganze Jahr hindurch weiß. Das Schneehuhn, die Schneeammer, die Schleiereule und der Geierfalke, welche in der arktischen Zone leben, sind auch weiß gefärbt, und es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß ihnen dieses Aussehen von Nutzen ist.

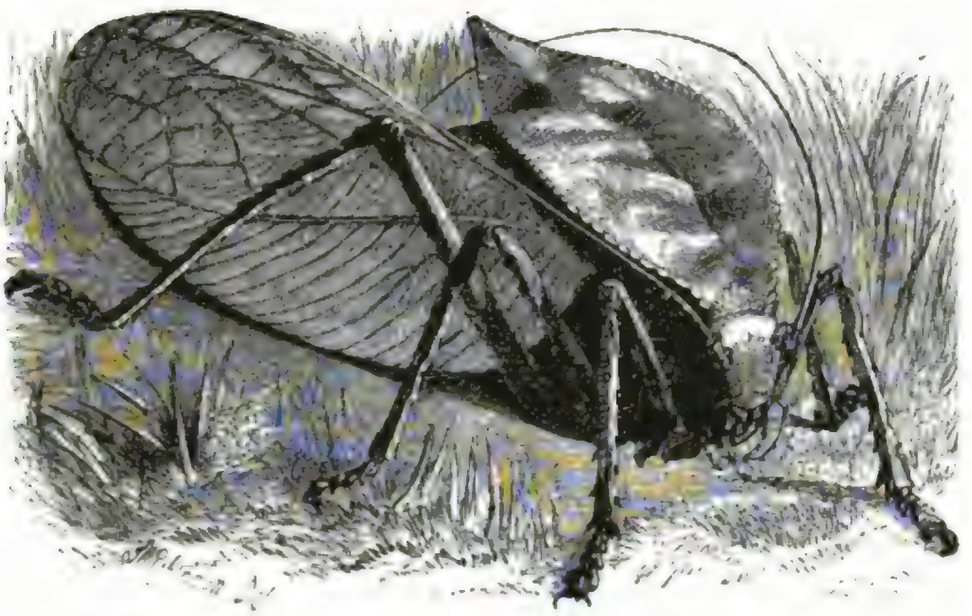
Es giebt indeß auch arktische Thiere, welche das ganze Jahr über ihre dunkle Farbe beibehalten. So z. B. der Zobel. Aber dieses Thier bedarf des Schutzes der Farbe nicht, weil es sich von kleinen Vögeln sowie von Beeren und Früchten nährt, wenig Feinde hat und körperlich so behende ist, daß es leicht entfliehen kann. Auf ihn und seine Art hatte die natürliche Auslese also keinen Einfluß.

Digitized by Google

Als Beiſpiel für die große Verbreitung ſchützender Färbungen können auch die nächtlichen Thiere — Ratten, Mäuſe und Fledermäuſe — angeführt werden. Die fahle Farbe ihres Felles kommt dieſen Geſchöpfen bei ihrer Gewohnheit, Nachts auf Raub auszugehen, ſehr zu ſtatten. Sie würden der Vertilgung weit mehr ausgeſetzt ſein, wenn ſie auffälliger gefärbt wären.

In allen den vorhergehenden Fällen können wir jedoch nur von einer allgemeinen Uebereinſtimmung der bei den Thieren auftretenden Färbungen mit der betreffenden Naturumgebung reden. Eine ſpecielle Aehnlichkeit zwiſchen dem gelblichen Fell des Löwen und dem Sandboden der Wüſte exiſtirt ebenſo wenig wie zwiſchen den weißen Haarzotten des Eisbären und der feinkörnigen Structur der Schneefelder, auf denen dieſer Bär gewohnheitsmäßig lebt. Es giebt aber nun Beiſpiele, welche zeigen, daß die Natur in dem Hervorbringen von Aehnlichkeiten, welche Schutz und Vortheil gewähren, noch viel weiter zu gehen vermag, als man aus den bisher angezogenen Fällen entnehmen kann. So ſind die Streifen und eleganten Zeichnungen des Tigers ſeinem Aufenthalt im dichten Dſchungelgebüſch ganz ſpeciell angepaßt. Denn wenn er zwiſchen den vertical aufragenden Bambusſtämmen ſteht, ſind die Streifen geeignet, ihn für den Blick jedes Auges unſichtbar zu machen. In ſo hohem Grade gleicht er dann ſeiner Umgebung. Beiſpiele dieſer Art finden ſich auch in anderen Thierclaſſen vor. Es giebt einen nordamerikaniſchen Froſch, der ſich auf mit Moos und Flechten bedeckten Felſenſtücken aufhält und derartig gezeichnet iſt, daß er letzteren genau ähnelt. Wenn er ruhig ſitzen bleibt, iſt nur ein geübter Beobachter im Stande, ihn zu entdecken. Auf Sicilien ſah ich ſelbſt eine Art von Geckos, die von dem Gemäuer, auf dem ſie ſtundenlang zu ſitzen und ſich zu ſonnen pflegten, auf zwei bis drei Schritt Diſtanz gar nicht unterſchieden werden konnten. Sie hatten ein grau geſprenkeltes Ausſehen und waren augenſcheinlich ihrem Lieblingsaufenthalt nach und nach angepaßt worden.

Fig. 4.



Megalodon ensifer. Großſchildiger Grashüpfer aus Neu-Guinea.

Unter den Vögeln, die in unſeren Wäldern vorkommen, bietet die Schnepfe ein ausgezeichnetes Beiſpiel von ſpecieller Anpaſſung dar. Wenn ſie vom Jäger verfolgt wird, duckt ſie ſich oft lautlos und mit ausgebreiteten Flügeln auf den Boden nieder. In dieſer Lage gleicht ſie dann den in ihrer Umgebung befindlichen trockenen Blättern und dürren Aeſten ſo ſehr, daß man dicht daneben ſtehen kann, ohne ſie zu gewahren. Dies gilt ganz

Digitized by Google

besonders von der in Norddeutschland (Holstein) verbreiteten Moorschnepfe (Scolopax gallinula), welche in den Zeichnungen ihres Gefieders noch auffälliger als die gewöhnliche Schnepfe das Aussehen gebräunter und vertrockneter Blätter nachahmt.

Unser Rebhuhn ist durch sein erd- oder haidefarbiges Federkleid ebenfalls vortrefflich vor dem Blick der Raubvögel geschützt. Zur Winterszeit kann man solche Hühner nur schwer von den Ericabüschen, in denen sie sich verstecken, unterscheiden. Aber nicht bloß bei Land-, sondern auch bei Wasserthieren kommen solche frappante Aehnlichkeiten vor. So ist es von gewissen Seefischen, z. B. von der Flunder und dem Steinbutt, allgemein bekannt, daß sie die Farbe des Kieses oder Sandes besitzen, auf welchem sie sich aufhalten.

Am meisten jedoch ist das Princip schützender Formen und Farben in der Insectenwelt verkörpert, und wie es scheint, haben sich hier die Mittel, den raubgierigen Feind zu täuschen, im Verhältniß zu der Abwesenheit anderer Vertheidigungswerkzeuge mehr eingebürgert. Man denke nur an unsere kleinen braungetüpfelten Rüsselkäfer, die sich beim Nahen irgend eines Gegenstandes von dem Blatt, auf dem sie sitzen, herabrollen lassen. Sie gleichen dann mit eingezogenen Beinen und Fühlern kleinen Erdklümpchen und sind nahezu unwahrnehmbar. Auch eine Betrachtung der Farben auf den Flügeln der Schmetterlinge ergiebt, daß das Princip der schützenden Aehnlichkeit bei Vertheilung derselben mit im Spiel gewesen ist. So ist bei Tagschmetterlingen, welche mit aufgerichteten Flügeln zu sitzen pflegen, die Unter- resp. Rückseite der letzteren stets unscheinbar gefärbt, vergleiche unseren Distelvogel, unseren Fuchs, Admiral u. s. w. Bei Nachtschmetterlingen hingegen befindet sich die Hauptfärbung gewöhnlich auf dem hinteren Flügelpaar, weil dieses bedeckt ist, wenn das Insect ruht. Die höchste Potenz des hier in Betracht kommenden Verähnlichungsprocesses kann man bei einem indischen, der Familie der Schillerfalter zugehörigen Schmetterlinge, dem Kallima paralecta, verwirklicht sehen. (Fig. 1.) Bei diesem Tagfalter ähnelt die Rückseite seiner Flügel durchweg so sehr einem vertrockneten Baumblatt, daß er, wenn er sich plötzlich auf einem Gebüsch niederläßt, für das Auge völlig verschwindet und erst nach langem Suchen wiedergefunden werden kann. Wallace giebt hiervon eine vorzüglich anschauliche Beschreibung in seinen Reiseschilderungen aus dem malaiischen Archipel.

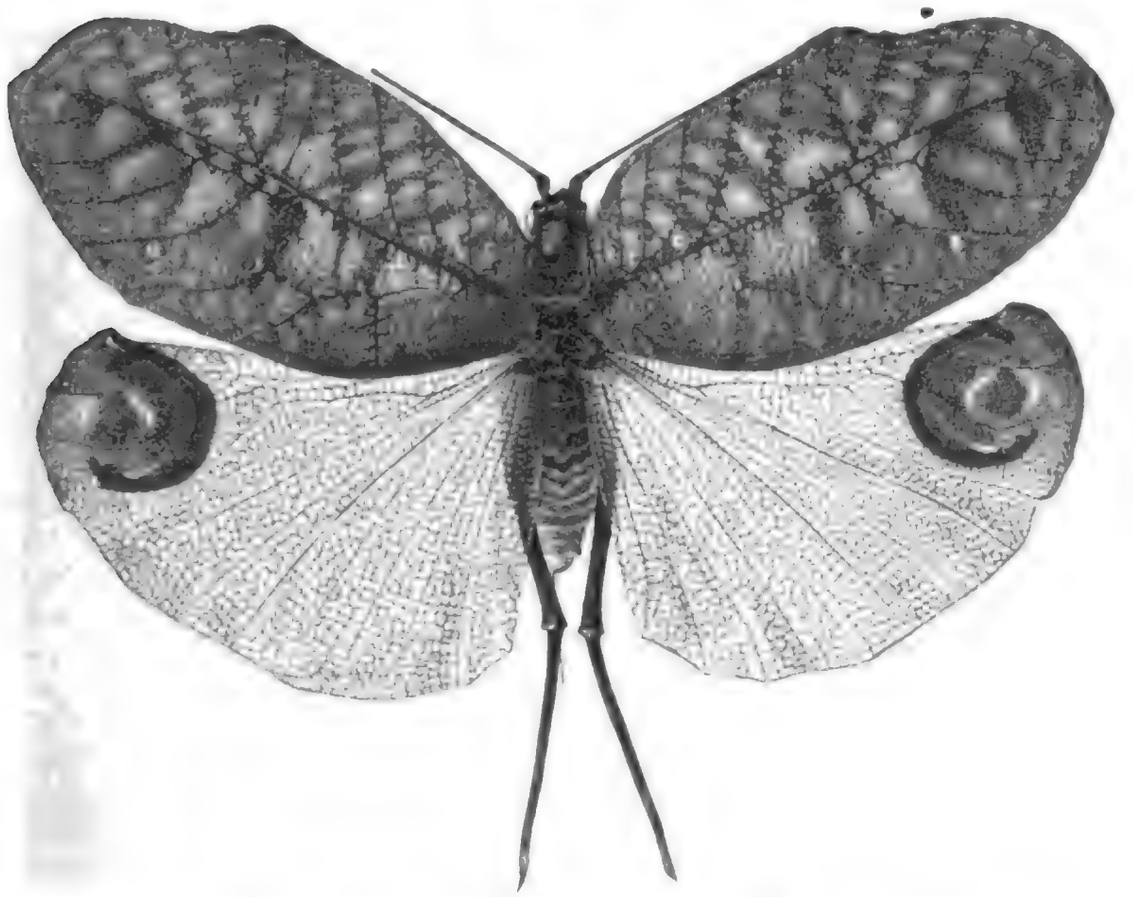
Die Blattähnlichkeit ist in der Classe der Orthopteren in sehr verschiedenen Graden ausgebildet. Unser Grashpferd (Locusta viridissima) liefert das allereinfachste Beispiel zu den in Frage kommenden Fällen. Es ist durch sein saftgrünes Aussehen sehr gut geschützt und wird nur schwer aufgefunden, wenn es still auf den grünen Getreidehalmen sitzt. Bei tropischen Heuschrecken, wie Phyllium siccifolium (s. die Abbildungen a u. a', Fig. 2) und Acanthops, ist die Aehnlichkeit schon viel mehr hervortretend, und die speciellen Veranstaltungen, welche die Natur getroffen hat, um ihre Geschöpfe zu schützen, sind weit vollkommener als in den Fällen, welche unsere europäischen Orthopteren darbieten. Auch die Gespenstheuschrecke, Phasma (s. Abbildung Fig. 3), welche ganz und gar einem vertrockneten Stückchen Holz gleicht und auf dem Boden der tropischen Wälder so gut wie unsichtbar ist, gehört hierher. Der in Fig. 4 abgebildete großschildige Grashüpfer aus Neu-Guinea gehört gleichfalls hierher. Wallace kann das wunderbare Aussehen dieses Insects nicht oft genug erwähnen. Aber alle diese Beispiele von schützender Form und Farbe treten zurück vor der merkwürdigen, der Species Pterochroza angehörigen Heuschrecke, die wir in der Abbildung Fig. 5 wiedergeben. Als ich diese Insecten zum ersten Male sah, war ich im höchsten Grade erstaunt, und Mr. Darwin, dem ich eine wohlgelungene Photographie dieser Thiere überreichte, rief aus: „What a beautiful case of protective ressemblance!“

Diese Heuschrecken, von denen selbst die reichen Sammlungen des Britischen Museums kein Exemplar aufweisen, haben Vorderflügel, welche die Gestalt eines halbvertrockneten Blattes so genau nachahmen, daß jede Blattrippe, jedes Saftgefäß und selbst die kleinen Pilze copirt sind, welche man auf solchen Blättern antrifft.

Digitized by Google

Es läßt sich nicht verhehlen, daß es dem combinirenden Geiste schwer fällt, sich das Zustandekommen dieser ganz frappanten Fälle von schützender Aehnlichkeit nur mit Zuhülfenahme des Princips der natürlichen Auslese zu erklären. Aber die Häufung und Erhaltung kleiner Abweichungen in den Färbungen der Thiere vermag mit der Zeit wunderbare Resultate hervorzubringen. Möglich ist es allerdings auch, daß die Farben äußerer Gegenstände durch Vermittelung des Auges auf das Gesammtnervensystem gewisser Thiere zu wirken vermögen und daß auf diese Weise, gleichsam als Reflexerscheinungen, gewisse Aenderungen in der äußeren Färbung und Form derselben verursacht werden, und diese Ansicht ist in neuester Zeit durch die Versuche von Pouchet experimentell bestätigt worden. Der genannte Naturforscher machte die Entdeckung, daß die bei Fischen und Amphibien häufig vorkommenden pigmenthaltigen Zellen, welche in der unter der Epidermis befindlichen Cuticularschicht gelegen sind, contractil sind und sich zusammenziehen, wenn ein Licht- oder Farbenreiz auf die Sehnerven des betreffenden Thieres wirkt. Das war ein höchst merkwürdiges Resultat, und an demselben hat die biologisch-physiologische Forschung eine Handhabe bekommen, um die wichtige Frage der bei Thieren auftretenden Schutzfärbung weiter zu verfolgen. Man nennt die oben erwähnten pigmentirten Zellen „Chromatophoren" und ihr Verhalten den einwirkenden Lichtreizen gegenüber die „chromatische Function". Unter den zahlreichen instructiven Beispielen, welche Pouchet mittheilt, ist das bei Weitem interessanteste das der Scholle. Diese Plattfische haben, wie bekannt, eine weiße, dem sandigen Meeresboden aufliegende Unter- und eine mannigfaltig gefärbte Oberseite, welche letztere allein hier in Betracht kommt. Diese obere Seite zeigt nämlich die chromatische Function in einem sehr hohen Grade. Je nach

Fig. 5.

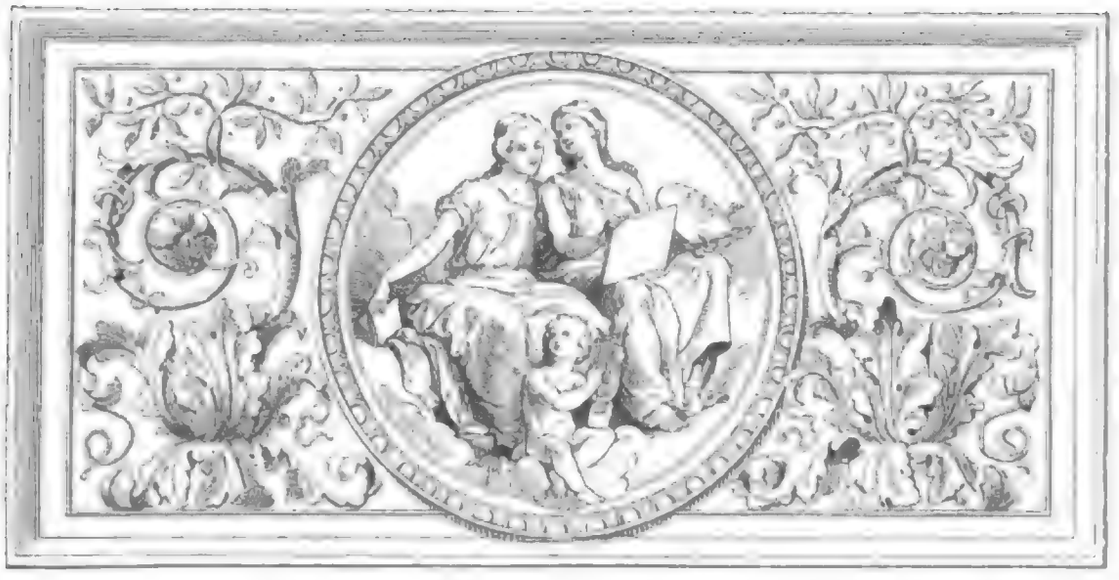


Eine mit Pterochroza ocellata verwandte brasilianische Heuschrecke mit Oberflügeln von frappanter Blattähnlichkeit.

der Farbe des Sandgrundes, auf den das Thier gebettet wird, wechselt das Aussehen desselben vom blassesten Grau bis zum tiefsten Braun. Daß dieser merkwürdige Farbenwechsel wirklich durch das Auge der Schollen resp. durch den optischen Nerven eingeleitet wird, geht unzweifelhaft daraus hervor, daß die Fähigkeit, das Colorit der Umgebung nachzuahmen, sofort erlischt, wenn man das betreffende Thier künstlich der Sehkraft beraubt. Aber der Mechanismus, durch den die chromatische Function zu Stande kommt, läßt sich noch ein Stück weiter verfolgen. Es zeigt sich überraschender Weise, daß die Contractilität der pigmenthaltigen Zellen nicht aufgehoben wird, wenn man das Rückenmark des Fisches dicht hinter dem Gehirn durchschneidet; dagegen hört die Fähigkeit der Chromatophoren, ihre wunderbare Thätigkeit zu entfalten, sofort auf, wenn die beiden sympathischen Nerven an ihrer Wurzel zerstört werden. Diese Nerven stehen höchst wahrscheinlich mit den die Contractilität jener Zellen direct bewirkenden Hautnerven in Verbindung und reflectiren so die das Gehirn treffenden Reize nach der Cuticularschicht. Diese Versuche von Pouchet sind, wie man sieht, äußerst lehrreich. Sie eröffnen uns die Möglichkeit, das Räthsel der schützenden Färbung künftig einmal zu lösen, wenn wir auch gegenwärtig noch weit davon entfernt sind, es zu können. Wie beispielsweise die staunenswerthe Aehnlichkeit, welche manche Lepidopteren und Orthopteren mit Blättern, Aesten ꝛc. aufweisen, zu Stande kommt, bleibt durch jene Versuche noch völlig unerklärt. Der Gedanke, daß es neben den momentan wirkenden Reflexen, wie wir sie kennen, auch solche gebe, die langsam hervortreten und vielleicht erst in der Folge von Generationen ihre volle Wirkung entfalten, hat durchaus nichts Widersprechendes.* Die weitere Forschung muß hierüber thatsächlichen Aufschluß geben. Unsere Absicht in dem vorstehenden Artikel war: die Leser auf eine Gruppe von Erscheinungen aufmerksam zu machen, die zu den wunderbarsten gehören, welche es giebt, und die doch vielfach unbeachtet bleiben.

* Vergl. Lange, Geschichte des Materialismus. Buch II, S. 259.

Digitized by Google



Die antike Kunst

in ihrer Beziehung zur modernen Bildung.

Von

Ernst Curtius.

Wir verstehen unter Kunst eine Thätigkeit des Menschen, und zwar in zwiefachem Sinn. In weiterem Sinn bezeichnet das Wort jedes Können, dem eine gewisse Technik zu Grunde liegt, die man sich aneignen muß. So spricht man z. B. von der Buchdruckerkunst. Was wir Kunst nennen, ist etwas ganz Anderes.

Es ist eine Thätigkeit, welche sich von jeder anderen sehr bestimmt unterscheidet. Sie ist erstens eine Thätigkeit ohne einen außer ihr liegenden Zweck; sie wird durch keine äußere Nöthigung, durch kein praktisches Bedürfniß hervorgerufen. Menschen und Völker können ihr Leben lang ohne Kunst bestehen, und bei den Nationen, deren Energie vorzugsweise der Erledigung praktischer Aufgaben gewidmet war, wie bei den Römern, hat man sie deshalb als etwas, das man thun und lassen kann, ein Spiel genannt. Sie unterscheidet sich eben von jedem willkürlichen Zeitvertreibe dadurch, daß sie, wo sie zu Hause ist, mit einer inneren Nothwendigkeit in Menschen und Völkern entsteht; das ist der Kunsttrieb, eine Bewegung des Gemüths, die aus der Tiefe kommt und keine andere Beruhigung findet als in der Herstellung eines Kunstwerks. Diese Bewegung ist eine unwillkürliche; darum wurde sie im Alterthum aus einer unmittelbaren Einwirkung der Gottheit hergeleitet, einer Ueberwältigung durch dieselbe, was wir mit dem Ausdruck der Begeisterung bezeichnen.

Das ist der geheimnißvolle Ursprung jedes wahren Kunstwerks; denn was aus

Von dem Vorstande des Victoria-Lyceums aufgefordert, den neuen Unterrichtscursus mit einigen einleitenden Worten zu eröffnen, hat Herr Prof. Curtius sich die antike Kunst in ihrer Beziehung zur modernen Bildung als Thema gewählt und auf Wunsch vieler Zuhörer uns seinen Vortrag zum Abdruck freundlichst überlassen. Die Redaction.

Digitized by Google

einem nüchternen Vorsatze, aus einer bloßen Verstandesoperation hervorgegangen ist, behält immer den Charakter des Gemachten. Das Kunstwerk muß ein gewordenes, der Künstler ein geborener sein. Darum kann auch nur von einer Kunstwissenschaft, von einer Kunstgeschichte die Rede sein, weil es sich nicht um Willkürlichkeiten handelt, sondern um eine höhere Macht, welche sich mit Naturnothwendigkeit im Menschengeist offenbart und Werke schafft, die den Stempel des Unwillkürlichen tragen.

Das führt uns auf einen anderen Punkt, in dem sich die Kunst von allen anderen Thätigkeiten des Geistes und zunächst von der Wissenschaft unterscheidet: es ist eine schöpferische Thätigkeit, der Inhalt ist ihr Eigenthum. Sie bringt im Körperlichen etwas Geistiges, im Sinnlichen etwas Uebersinnliches hervor und vermittelt so die beiden Welten, in deren Mitte wir gestellt sind, beiden angehörig und unablässig bestrebt, den zwischen ihnen bestehenden Gegensatz auszugleichen. Das thut die Wissenschaft, indem sie die Vernunft und Gesetzlichkeit nachweist, die der sichtbaren Welt zu Grunde liegt, die Kunst, indem sie den Stoff des Irdischen nöthigt, die Gestalt anzunehmen, in welcher er zum Ausdruck menschlicher Gedanken und Empfindungen wird. So ist sie die Versöhnung der Welt in uns und der Außenwelt.

Der Kunsttrieb, welcher der Menschenbrust eingepflanzt ist, ist seiner Natur nach ein in sich einiger; aber er verzweigt sich nach den Organen, deren er sich bedient, um in die Erscheinung zu treten. Dieselbe Kunstidee, welche wir z. B. in der Niobidengruppe verkörpert sehen, können wir uns auch in einer musikalischen Composition oder in einer Tragödie ausgeführt denken; nach der persönlichen Begabung des Künstlers nimmt sie in seinem Gemüthe die besondere Gestalt an.

Unter allen Kunstorganen aber ist das Wort das der Seele nächste, das natürlichste und ausgiebigste. Hier gehen Inhalt und Form am unmittelbarsten in einander über; ja, es schmiegt sich das Wort dem Gedachten und Empfundenen so unmittelbar an, daß man sich, so zu sagen, künstliche Schwierigkeiten schafft; denn ein gewisses Ringen mit dem Stoff scheint der Kunstthätigkeit nöthig zu sein, um sie zu voller Energie anzuregen. Man fesselt also das Wort, man legt es in die Bande des Rhythmus, und erst im gebundenen Wort offenbart sich die volle Geistesfreiheit des Dichters, wie Platen es ausspricht:

Was hier und aller Orten
Sich ewig jung erweist,
Ist in gebundnen Worten
Ein ungebundner Geist.

Poesie heißt Schöpfung. Die Poesie führt den Gattungsnamen, der jeder Kunst zukommt, als einen Ehrennamen, weil sie von allen Künsten die reichste, die mächtigste und die ursprünglichste ist. Bei vielen Nationen giebt es keine Kunst als die des Wortes. Begabtere Völker begnügen sich nicht dabei. Der Trieb, ihr Inneres zum Ausdruck zu bringen, läßt ihnen keine Ruhe. Es quält sie die todte Masse, die sie umstarrt. Sie spüren am feuchten Thon die Eigenschaft, daß er jedem Druck des Fingers sich willig fügt und die gegebene Form behält; am Thon lernen sie bilden. Sie bewältigen dann das spröde Erz; sie zwingen es, über das Thonbild hinzufließen und in seinen Umrissen zu erstarren. Das schwere Gestein wird aus den Gebirgen gewunden, und je fester Krystall an Krystall sich fügt, so daß die Funken sprühen, wenn der Meißel einsetzt, um so weicher und lebensvoller werden die Gebilde.

So werden die dem Menschengeiste fremdesten Stoffe der dunklen Erdtiefe abgewonnen; als Künstler wird der Mensch ein siegreicher Herr der Natur und vermag mit schöpferischer Kraft die trägsten Stoffe zu einem neuen Dasein aufzurütteln.

Die schönen Künste sind bestimmt, ein Besitz der Menschheit zu sein, und ihre Keime liegen in jeder Menschenbrust. Aber bei vielen der hervorragendsten Völker der Geschichte ist keine selbständige Kunst erwachsen; sie haben nur eine fremde fertig herübergenommen wie einen Schmuck des Lebens, einen Luxus, dessen man bei vorgeschrittenem Wohlstande und Völkerverkehr nicht gut entbehren zu können glaubte. So haben es die Perser gemacht und die Römer.

Die Kunst ist nämlich eine sehr zarte Pflanze, die nicht aller Orten gedeiht.

Sie bedarf einer ganz besonderen Gunst der Verhältnisse, um sich glücklich zu entwickeln. Blicken wir also in die bunte Völkergeschichte zurück, so hat sie nur an einer Stelle ihre normale Entwickelung gefunden. Dort müssen wir sie kennen lernen, um ihre wahre Beschaffenheit zu erkennen, wie der Botaniker jeden Baum in seiner Heimat aufsucht, und wir würden in der That von ihrer vollen Ausgestaltung in allen Zweigen und Blüthen keine Anschauung haben, wenn wir die hellenische Kunst nicht kennten.

Worauf beruht denn, fragen wir verwundert, das Monopol des einen Ländchens unter allen Theilen des Erdballs? dieselben werthlos. Das Geschlecht der Hellenen ist aber darin einzig, daß ihnen die Kunst ein Lebensbedürfniß war. Sie allein haben von den Göttern das Schöne zum Guten erfleht; so wenig konnten sie Beides sich getrennt denken. Die Schönheit war ihnen der vollkommen entsprechende Ausdruck des Guten. Darum dachten sie sich auch ihre Götter in tadelloser Menschengestalt; und noch Aristoteles, der nüchterne Denker, sagt: Wenn wir einem Menschen begegneten von solcher Schönheit, wie unsere Künstler den Apollo darstellen, wir würden ihm wie einem Gott huldigen.

Diese Schönheit war aber nicht etwas

Tempel des Zeus in Olympia.

Man spricht vom Klima — und man hat Recht. Die schönen Künste können nur dort ihre Heimat haben, wo es dem Menschen leicht gemacht ist, sich über die Nothdurft des Lebens zu erheben, wo das Leben kein Kampf ums Dasein ist und an sich als Genuß empfunden wird.

Man spricht vom Boden — und gewiß hat diese Durchdringung des Starren und Flüssigen, der belebende Wechsel von Fels und Meer, der rhythmische Fluß der Berglinien, die seltene Begabung des Landes mit Allem, was die bildenden Künste an Material gebrauchen, allen Bestrebungen auf diesem Gebiete einen unschätzbaren Vorschub geleistet.

Aber die Hauptsache war doch, daß auf diesem Boden und unter diesem Himmel die Menschen wohnten, welche diese Gaben zu verwerthen wußten, denn ohne sie sind aus der Phantasie Geborenes, kein willkürlich hingestelltes Ideal, sondern aus der schärfsten und sorgfältigsten Naturbeobachtung hervorgegangen. Oder würde der Hermes des Praxiteles uns noch heute so entzücken, wenn der Typus die Erfindung eines noch so genialen Meisters wäre? Vielmehr macht er nur deshalb den Eindruck einer beglückenden Befriedigung, weil wir hier eine Jünglingsgestalt sehen, wie sie in Wahrheit ist, aber bei der Unvollkommenheit alles Menschlichen nirgends unverkümmert erscheint. Die Griechen haben das wahre Sein im Sichtbaren erkannt und es, von allen zufälligen Mängeln befreit, dargestellt. Daher haben sie auf der Höhe ihrer Kunstentwickelung eine für alle Zeit gültige Vollkommenheit erreicht, die wir mit dem Ausdruck des Classischen bezeichnen. Daher haben auch

hervorragende Kunstkenner die Ansicht vertreten, daß wir, wenigstens in der Plastik, nichts thun könnten und sollten, als den Griechen nachahmen. Als Goethe in Berlin war, ärgerten ihn die Feldherrenstatuen auf dem Wilhelmsplatze, und der alte Meister Schadow mußte mit ganzem Ernste dafür eintreten, daß die neue Zeit auch ein gutes Recht habe, ihre Helden in geschichtlicher Wahrheit darzustellen.

Den Griechen ging die geistige Hoheit und Würde vollkommen in die Gestalt auf; darum suchten sie diese auch ganz und voll zu geben; daher das Vorwiegen der bildenden Kunst vor Zeichnung und Malerei; auch ihre Gemälde hatten einen plastischen Charakter, während bei den Neueren auch in das Reliefbild der Charakter des Malerischen eingedrungen ist. Die christliche Kunst hat bei allem ihrem Ringen nach Vollkommenheit immer das Gefühl, daß ihr eigentliches Ziel unerreichbar sei, ein transscendentales, und es geht durch ihre Werke ein leiser Zug des Verzagens, wie er in dem Antlitz einer Mutter Gottes uns so innig zu Herzen spricht. Sehen wir dagegen den Kopf einer Juno Ludovisi! Da ist kein Schatten, der die Klarheit trübt, da ist das volle Ebenmaß, die volle Harmonie des Geistigen und Körperlichen. Was man wollte, ist erreicht, und die siegreiche Gewißheit des Künstlers theilt sich dem Beschauer mit — daher dieser Eindruck einer vollen Befriedigung und Beruhigung, wenn man vor antiken Götterbildern steht.

Weil die verklärte Menschengestalt für die voll entsprechende Form des Göttlichen galt, war ihre Darstellung ein Gottesdienst und bestimmt, im Sichtbaren das Unsichtbare und Ueberweltliche zu offenbaren. Daher der heilige Ernst, mit dem in guter Zeit die Kunst betrieben wurde, das Zurückdrängen alles Persönlichen, das Festhalten an der Ueberlieferung, die stufenweise fortschreitende Vervollkommnung der volksthümlichen Götterideale, welche jedes unruhige Haschen nach Originalität zurückdrängte.

Daher entwickelte sich die Kunst bei den Hellenen mit einer Stetigkeit und inneren Nothwendigkeit, daß hier die Idee einer Kunstgeschichte in vollem Maße durchgeführt werden kann. Eine Reihe von Erfindungen und Kunstformen haben sie aus dem Morgenlande übernommen, wo die Aegypter, Assyrier und Phönizier in allen Stoffen ihnen vorgearbeitet hatten, aber sie haben nichts herübergenommen, ohne ihm den Stempel der eigenen Nationalität zu geben. Bei den Völkern, die keine Kunstvölker sind, ist die Kunst ein willkommener Schmuck des Lebens, eine angenehme Zugabe, und bei ihnen ist bald die eine, bald die andere Geschmacksrichtung Mode gewesen. Bei den Griechen war sie ein wesentlicher Theil ihres nationalen Lebens; eine Volksgeschichte ist undenkbar ohne Darstellung ihrer Kunst. Sie hat sich langsam und unscheinbar aus dem Handwerke entwickelt in zünftigen Geschlechtern, nach und nach Alles veredelnd und harmonisch ausbildend, von dem kleinsten Geräth aus Thon, das dem täglichen Gebrauch diente, bis zu dem mit kolossalen Bildwerken ausgestatteten Marmortempel. Ueberall aber ist die schöne Form nicht von außen hinzugebracht, wie eine putzende Ausstattung, sondern aus der zweckmäßigen Erledigung der vorliegenden Aufgabe ungesucht hervorgegangen. Der Anblick eines Gießkruges in unserm Vasencabinet erfreut uns immer von Neuem, weil wir die Bestimmung des Gefäßes in voller Klarheit dargestellt sehen und die Verzierungen sich der Form ungesucht anschließen. Das nach den beiden Langseiten gesenkte Tempeldach war darauf eingerichtet, das Regenwasser abfließen zu lassen. Diese praktische Aufgabe wurde aber nach redlicher Arbeit einer Reihe von Generationen endlich so vollkommen erledigt, daß der Tempelgiebel auch die allein würdige Krönung eines Gotteshauses zu sein schien, und wenn wir uns einen Tempel im Olymp denken, sagt Cicero, wo es keinen Regen giebt, so ist es unmöglich, ihn uns in anderer Form vorzustellen.

Wir sollen den Alten nicht ihre Tempel nachbauen, denn alle solche Nachahmungen sind in sich unwahr und frostig, wie die Prachtbauten der französischen Kaiserzeit beweisen; es ist auch ein verkehrter Hellenismus, lauter Statuen in griechischem Costüm zu verlangen, wie Goethe wollte. Wir sollen aber an den Griechen lernen, was wahre Kunst ist, wie sie mit dem öffentlichen, sittlichen und religiösen Leben des Volkes zusammenhängen soll. Jedes

Digitized by Google

große Culturvolk bringt etwas hervor, was über seine eigene Geschichte hinausreicht und ein Besitz der Menschheit wird, so die Religion des Volkes Israel, das Recht der Römer, die Kunst der Hellenen.

Wir richten heute nicht mehr nach den Gesetzbüchern Roms, aber unsere ganze Rechtswissenschaft beruht auf ihrem Studium. So giebt es auch keine Kunstwissenschaft ohne ein genaues Verständniß der Antike.

Nur hier haben wir den Ueberblick über ein reich entfaltetes Kunstleben von Anfang bis zu Ende, von der ängstlichen Nachahmung assyrischer und ägyptischer Vorbilder bis zu den Werken von Byzanz, wo die ermattete Kunst wieder in orientalischen Geschmack zurücksinkt. Wir sehen die Kunst getragen vom Volksgeist, mit allen höchsten Interessen verwachsen, der Religion wie dem Staate unentbehrlich. Alle Bedingungen der Kunstblüthe wie die Ursachen des Rückgangs und Verfalls treten hier zu Tage, sowie die für alle Zeit maßgebenden Normen des künstlerischen Schaffens, das man sich so leicht als ein Spiel mit geistreichen Einfällen vorstellt, als einen Tummelplatz der Phantasie. Aber alles willkürlich Ersonnene ist der Mode des Tages unterworfen. Was nach Jahrtausenden sich jung und wahr bewähren soll, muß sein Gesetz in sich tragen und einen bedeutenden Inhalt, der, klar gedacht, mit voller Besonnenheit zum Ausdruck gebracht ist.

Wie in der Poesie, so haben die Griechen auch in der bildenden Kunst alle Gattungen mit ihren besonderen Aufgaben und Gesetzen zum ersten Male und gleich in maßgebender Weise festgestellt, Rundbild wie Hoch- und Flachrelief, Gruppenbildung und Friescomposition; alle Formen der Technik in Gold und Silber, kolossale Werke und feinste Kleinkunst in Erz und Stein, Münzprägung und Gemmenschnitt, alle Gattungen der Darstellung auf ebener Fläche in Zeichnung, Radirung, monochromer und vielfarbiger Malerei, in Buntwirkerei und Mosaik. Aber bei dieser Fülle von Gestaltung sind die Künste nicht ziel- und regellos aus einander gegangen, sondern sie sind Kinder *eines* Hauses, Glieder *einer* Familie geblieben, ohne Selbstsucht einander zu gegenseitiger Handreichung dienstbar an denselben Werken zur Ehre der Gottheit und der unter ihrem Schutz blühenden Gemeinde. Daher hat die Kunst nicht bloß einzelne Stätten mit ihrem Zauberstabe berührt und die Wohnplätze oder Ruhestätten der Großen dieser Erde bekränzt, sondern das ganze Leben des Volkes verklärt, eine Quelle sittlicher Erhebung für Jung und Alt, für Arm und Reich.

Die echte Kunst, wie wir sie in Hellas kennen lernen, zeigt sich auch darin, daß sie verloren gehen und vergessen werden kann, aber immer wieder emportaucht, neue Keime treibt, neues Leben entzündet. An den Denkmälern im Campo Santo von Pisa lernte Nicolo Pisano wieder bilden. Der Genius von Rafael und Michel Angelo schöpfte aus dem neu geöffneten Born der Antike. Männer von epochemachender Wirksamkeit, wie Thorwaldsen und Schinkel, sind ohne die Werke griechischer Kunst unbegreiflich. Seit die Elgin-Marbles im britischen Museum aufgestellt sind, erkennt man die Wirkung ihres Vorbilds bis in die Pferdeköpfe unserer Denkmünzen.

Also ist auch das Verständniß der neueren Kunst im Großen und Kleinen ohne ein Studium der Antike unmöglich.

Daher Jahr aus, Jahr ein das Wandern nach Rom, nach Neapel, nach Athen. Daher das rastlose Arbeiten von Gelehrten und Künstlern, die Werke der Antike aus ihren Trümmern herzustellen, daher der Wetteifer aller gebildeten Nationen, die verschütteten Ueberreste wieder an das Licht zu ziehen.

Die Heimat der alten Kunst ist erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Stuart und Revett wieder entdeckt. Sie haben das verlorene Athen wiedergefunden. Seitdem ist kein Stillstand eingetreten. Die gebildete Welt betrachtet es als eine Verpflichtung, nach Verborgenem zu suchen, weil auch das längst Bekannte durch jeden neuen Fund besser verstanden wird.

Deutschland ist in die gemeinsame Arbeit rüstig eingetreten. Zwei Kunstwelten, können wir sagen, sind hier bei uns zum ersten Male wieder an das Tageslicht getreten und haben eine Fülle neuer Erkenntniß und erhebender Anschauung gebracht: Pergamon und Olympia.

Digitized by Google

Pergamon vertritt eine glänzende Epoche des kühnsten Schaffens nach Alexander, Olympia hat eine Reihe von Denkmälern geliefert, die uns durch ein Jahrtausend griechischer Geschichte begleiten.

Wie könnte ich also diesen Gedanken etwas Passenderes anschließen als die Vorlage von zwei Blättern, welche die letzte Frucht unserer olympischen Arbeiten sind, um an einem Beispiel zu zeigen, wie unser Kunstverständniß und damit unsere allgemeine Bildung, an der Frauen und Männer, Gelehrte und Künstler, ja die Gebildeten aller Nationen vollen Antheil zu nehmen berufen sind, mit sicherem Schritt vorwärts geht. Wir sehen den Tempel des Zeus; der Grundriß* zeigt die innere Raumbenutzung, der Aufriß giebt den Eindruck der Vorderseite. Auf diesen Blättern ist nichts enthalten, was nicht mit mathematischer Sicherheit eingezeichnet werden konnte. Von den Marmortafeln des Fußbodens, welche, von einem Rande aus schwarzem Stein umgeben, vor dem Zeusbilde des Pheidias ausgebreitet waren, ist jede Tafel gezählt und gemessen. So läßt sich auch die räumliche Anordnung des großen Sitzbildes mit den Schranken, welche den unter freiem Himmel befindlichen Hofraum einschlossen und die Gemälde des Panainos trugen, jetzt mit Sicherheit reconstruiren. Hier handelt es sich aber nicht um ein einzelnes Local, sondern dadurch, daß dieser altgriechische Tempelfußboden in allen seinen Theilen untersucht und in seiner ursprünglichen Einrichtung erkannt worden ist, haben auch die entsprechenden Tempelanlagen, hat vor Allem der attische Parthenon ein neues Licht erhalten, so daß wir jetzt auch über die Raumbenutzung im Inneren des berühmtesten aller Tempel von Athen zuerst ein sicheres Urtheil fällen können. Ebenso ist die Vorderseite des Tempels, die der Holzschnitt S. 391 in kleinem Bilde darstellt, durchaus geeignet, eine lehrreiche Vergleichung mit dem Parthenon zu veranlassen. Der Tempel des Zeus ist weniger reich und weniger prachtvoll, aber ernster, mächtiger, gewaltiger; er stellt den Charakter des dorischen Tempelbaus ernster und würdiger dar und bezeichnet also zu dem athenischen Typus heiliger Architektur eine sehr wichtige Vorstufe. So trägt jedes einzelne Ergebniß wissenschaftlicher Forschung den Keim vielfach neuer Belehrung in sich.

* Der Grundriß wird bei anderer Gelegenheit veröffentlicht werden.

Digitized by Google

Correspondenzen.

Aus London.

Von

Helen Zimmern.

London, Ende April 1882.

Der letzte Brief, den ich die Ehre hatte, Ihnen zu schreiben, war in der Saison morte abgefaßt. Jetzt haben wir die Winterszeit hinter uns und sind inmitten der Saison par excellence, der großen „London Season“. Doch ist die Wintersaison, die so viel ruhiger verläuft als jene geräuschvolle, aufregende Zeit, welche uns bevorsteht, offen gestanden eine weit genußreichere Periode für Diejenigen, welche sich in London befinden. Kleine freundschaftliche Cirkel ersetzen die großen überfüllten Gesellschaften, bei denen es, wenn man nicht zeitig kommt, oft unmöglich ist, weiter vorzudringen als bis auf die Treppe. Im Winter werden nicht mehr Gäste eingeladen, als die Räume bequem fassen wollen, und kleine, gut arrangirte Diners anstatt jener Bankets gegeben, die in Größe mit einer Table d'hôte rivalisiren können. Ländliche Gäste — unersättlich in Vergnügungen, unbekannt mit London, den hiesigen Ideen und Gepflogenheiten — sind noch nicht bei uns einquartirt, und wir haben uns noch etwas von der Frische erhalten, die wir von Alpenhöhen, dem schottischen Moorland oder der englischen Küste mitgebracht haben. Folglich zeigen sich dann die vielen hervorragenden Männer und Frauen, welche in London weilen, in ihrer besten Stimmung. Die Wintermonate bringen hier mehr Arbeit und mehr wirkliches Vergnügen mit sich als irgend eine andere Zeit im Jahre. So ist es auch der Winter, der uns in der Musik die besten Genüsse bietet, trotzdem die Italienische Oper nur in den drei Saisonmonaten geöffnet ist. Die besten Concerte — diejenigen, bei welchen eine höhere Stufe des musikalischen Verständnisses im Auditorium vorausgesetzt wird — finden im Winter statt. Seit einiger Zeit ist es kaum mehr zu bezweifeln, daß der allgemeine musikalische Geschmack hier zu Lande eine höhere Richtung anstrebt. Die triviale Musik hat unstreitig ihre Herrschaft beim englischen Volke eingebüßt, und die Werke der großen Meister auf dem Gebiete der Tonkunst werden hier ebenso eifrig erwartet und begrüßt wie in dem Lande ihrer Entstehung. Der nationale Musiksinn neigt sich entschieden solchen Compositionen zu, deren Würdigung einige musikalische Bildung erfordert, und dies ist als ein sehr erfreulicher Fortschritt zu verzeichnen. Ueber dieses Factum hinaus hieße es aber Eulen nach Athen tragen, wenn ich hier ins Detail gehen wollte, denn mit wenigen Ausnahmen haben wir nur deutsche Musik und deutsche Musiker. Englische musikalische Kräfte, sowohl in der Composition wie der Ausübung, sind noch selten und von secundärem Werth.

Das englische Theater befindet sich gegenwärtig in einem seltsamen Uebergangszustand, der zwar etwas abnorm, aber nicht durchaus entmuthigend ist. Seit der langsamen, doch sicheren und unverkennbaren Abnahme des puritanischen Geistes ist das Theater mehr en vogue, und zwar in dem Grade, daß es augenblicklich sowohl als die populärste wie fashionabelste Vergnügungsart bezeichnet werden darf. Im vorigen Jahre wurde in den Theatern mehr Geld eingenommen, mehr Vermögen durch dieselben erworben und geschäftlich mehr

Digitized by Google

unternommen; es sind mehr Schauspielhäuser erbaut und mehr Erfolge verzeichnet worden, als selbst die erfahrensten Bühnenleiter sich zu erinnern wissen; gleichzeitig aber ist ein Niedergang der Kunst und dichterischen Productivität zu bemerken. Kurz, das Capital ist im Steigen begriffen, während die Kunst brach liegt. Schauspieler und Schauspielerinnen sind sehr gesucht; die Theaterlaufbahn, welche sonst in diesem Lande nur für die Bohémiens, die Vagabonden der Gesellschaft, bestimmt war, ist jetzt plötzlich den Gebildeten und Unterrichteten zugänglich gemacht. Damen und Herren aus guter Familie widmen sich der Bühne; in der jüngeren Generation herrscht eine wahre Manie für diesen Beruf, und trotzdem bleibt die Kunst, wie gesagt, auf einem niedrigen Standpunkt. Wir besitzen weder gute Darsteller und Darstellerinnen, noch ist durch den Durst nach Theatergenüssen irgendwelche literarische Leistungsfähigkeit auf diesem Gebiete erzeugt worden. Eines der bemerkenswerthesten und bedeutsamsten Zeichen der gegenwärtigen Lage unserer Bühne besteht in der Bevorzugung, welche Theaterdirectoren und Publikum dramatischen Erzeugnissen von der leichtesten Qualität angedeihen lassen. Wie es scheint, sind wir auf dem besten Wege, die Prophezeiung Eduard v. Hartmann's wahr zu machen, daß das moderne Drama zu einem Verdauungsmittel nach dem Diner herabsinken werde. Da unsere Dinerstunde allmählich immer mehr von sieben auf acht Uhr vorrückt, so mußte auch der Anfang der Theatervorstellungen demgemäß hinausgeschoben werden. Die Zuschauer sind ermüdet von des Tages Arbeit; diejenigen, welche die Sperrsitze, den ersten Rang und die Logen einnehmen, sind schläfrig von ihrem überreichlichen Mahl; was ist also natürlicher, als daß sie melodiöse komische Opern, Burlesken, die leichtesten Lustspiele, die glänzendsten Possen den Dramen Shakespeare's, modernen Tragödien, kurz, solchen Stücken vorziehen, welche Anforderungen an ihre Verstandeskräfte stellen? Und weshalb sollen die Bühnenleiter für jene Art von Stücken Geld ausgeben, so lange das freigebige fruchtbare Frankreich solche zu Dutzenden hervorbringt und, Dank den unvollkommenen Gesetzen zum Schutze geistigen Eigenthums, nichts weiter nöthig ist, als sie zu stehlen — „aneignen" nennt es der Gebildete — und, wenn es sein muß, den nationalen Verhältnissen anzupassen. Nur ein einziges Theater in London, das Lyceum, bringt noch mit Erfolg echt dichterische Erzeugnisse zur Darstellung, und dies ist allein durch den großen persönlichen Einfluß des Directors, Mr. Henry Irving, möglich, eines Schauspielers, der es verstanden hat, sich zum Abgott einer fashionabeln Clique zu machen. Ueber seine guten Absichten kann kein Zweifel herrschen, und die heutige Schauspielkunst hat ihm manches Gute zu danken; aber es würde noch mehr Ursache zum Dank vorhanden sein, wenn seine Thatkraft auf die Leitung des Theaters beschränkt bliebe. Daß ein Mann, der weder deutlich sprechen noch mit Anstand gehen oder natürlich spielen kann, von einer Partei für den größten der lebenden Schauspieler Englands erklärt wird, ist der traurigste Commentar zu der Armuth an guten Talenten auf unserer modernen Bühne. An keinem anderen Theater in Europa würde solche Affectation, solche schauspielerische Unfähigkeit und solche Anmaßung geduldet werden.

In die eigentlichen Erfolge des Tages theilen sich indessen das Melodrama, das possenartige Lustspiel und die Burleske. Es ist nicht leicht zu erklären, worin die Popularität der letzteren besteht. Glanz und Licht, hübsche Costüme und hübsche Gesichter, rhythmische Tanztouren und Gesangsweisen — hierin liegt ein Theil ihrer Anziehungskraft. Außer diesem Allen besitzt sie indessen eine Art von moussirendem Reiz, der für diejenigen, welche seinem Einfluß unterworfen sind, unwiderstehlich ist. Das ans Possenhafte streifende Lustspiel ist in England erst durch den Procès Vesuradieux eingeführt worden. Seitdem hat der Geschmack daran zugenommen, und die englischen Schauspieler sind mit einer Art von Rollen vertraut geworden, in welchen sie bis vor Kurzem noch wenig Uebung hatten. Um das Melodrama, die dritte der beim großen Publikum in Gunst stehenden Gattungen von Theaterstücken, zu würdigen, bedarf es eines nicht allzu fein gebildeten Geschmacks. Das Melodrama in seiner jetzigen Form besitzt daher am meisten Anhänger in den unteren Ständen, obgleich es auch in den mittleren und höheren Schichten der Gesellschaft Bewunderer und selbst Fürsprecher findet. Man hat es nicht ganz unrichtig mit dem pot-au-feu der Franzosen verglichen, weil es wenig oder nichts giebt, was nicht mit Glück hineinzuwerfen ist. Jede Art von Sensation, je mehr, desto besser, kommt dabei zur Verwendung, und wenn die Bestandtheile von einer geübten Hand durch einander gerührt sind, wird das Gericht appetitreizend und schmackhaft gefunden.

So viel von dem gegenwärtigen Stand des Theaters. Es bleibt nichts als die Hoffnung, daß die jetzt herrschende offenbare Vorliebe für die Bühne gute dramatische Bildungsinstitute und bedeutende Dichtungen ins Leben rufen werde.

Sicherlich kommt die stark ausgeprägte Neigung zu ernstem Studium, die ein Zug unserer Zeit ist und in der geistigen Aristokratie unseres Landes merklich zu Tage tritt, weit mehr in den bildenden Künsten und der Literatur zum Ausdruck als in der Schauspielkunst.

Digitized by Google

In der Malerei besonders ist viel Lebenskraft und Fortschritt zu bemerken. Auch die untergeordneteren Kunstgebiete blühen und gedeihen augenblicklich. Es gilt als „Chic“, kunstverständig zu sein, und dies macht sich überall fühlbar. Die Mode hat hierin auch einmal etwas Gutes gestiftet und keine bloße Thorheit im Gefolge gehabt. Der künstlerisch gebildete Geschmack hat einen entschiedenen Einfluß auf die Bauart und Einrichtung unserer Wohnhäuser ausgeübt und neue Industrien und Arbeiten hervorgerufen. So sind z. B. als Untergattungen der Malkunst die Tapetenwirkerei und Tapetenmalerei wieder auferstanden. Auch in der Thonindustrie sind große Fortschritte gemacht worden. Kunstvolle Nadelarbeiten sind begehrt und werden theuer bezahlt, so daß sich viele in dürftigen Verhältnissen lebende Damen, die geschickt in Handarbeiten sind, ein gutes Auskommen durch die Nadel verschaffen können. Zur Förderung dieser Art von Kunstindustrie ist eine Fachschule unter königlichem Patronat gegründet. Dort werden künstlerische Nadelarbeiten gelehrt. Damen werden mit Material und Arbeit versehen, und die Schülerinnen erhalten, wenn sie genügend vorgeschritten sind, ihre Arbeiten bezahlt. Wie sehr die herrschende Geschmacksrichtung bei dem Bau der Wohnhäuser zur Geltung kommt, bezeugen besonders die neuen Vorstädte und die neuerbauten inneren Stadttheile von London. Ueberall tritt der Sinn für schöne Umgebungen hervor, und von innen und außen tragen die Privatbauten den Stempel einer bedeutenden Geschmacksverbesserung. Ein modernes englisches Wohnhaus findet in Schönheit, Comfort und Luxus so leicht nicht seines Gleichen. Es wird sowohl bei Bau und Einrichtung wie bei der Instandhaltung weder Geld noch Mühe gespart. In Bezug auf die Malerei hat sich allmählich eine große Veränderung bemerkbar gemacht. Ein Theil der englischen Maler steht unter dem Einfluß Frankreichs, ein anderer unter dem der Italiener des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts. Impressionisten und Prärafaeliten floriren, doch sind beide Schulen durch entschieden englische Einflüsse modificirt worden. Andererseits ist diejenige Kunstschule, welche einst die typisch britische war, im Abnehmen begriffen. Die besten Kunstschöpfungen gehen aus den Ateliers solcher Maler hervor, die den französischen und italienischen Einfluß verschmelzen und ihre Gemälde außerdem mit einheimischem Geist und persönlicher Originalität zu durchdringen wissen. Ein Zug, der merklich genug hervortritt, um der Erwähnung werth zu sein, ist der, daß unter den tonangebenden Malern die entschiedene Neigung herrscht, sich von historischen Gemälden und Genrebildern abzuwenden und sich mehr dem Porträt und der Landschaft zu widmen. Der Grund hierfür ist leicht gefunden. Es ist hier zu Lande jetzt keine Nachfrage nach historischen Gemälden, sie stehen so wenig in Gunst wie die historischen Romane. Selbst Walter Scott wird nicht mehr so fleißig wie ehemals bei uns gelesen. Wir lieben es, Geschichte und Dichtung aus einander zu halten. Sodann ist für die Composition dieser Gemälde wie auch der Genrebilder häufig eine große Leinwand erforderlich, und da hauptsächlich Privatpersonen Käufer für Kunstwerke sind, die englischen Wohnhäuser aber in der Regel nicht mit großen Zimmern gebaut werden, so sind keine Wände zur Placirung von so umfangreichen Gemälden vorhanden, wie z. B. der Pariser Salon alljährlich aufweist. Bilder von solchen Dimensionen werden bei uns glücklicherweise niemals gemalt. Und würden sie gemalt, so fänden sich keine Käufer dafür. Kleine oder mittelgroße Landschaften bilden aber einen angenehmen Schmuck für Wohnräume, in denen Gemälde, die eine Handlung darstellen, störend wirken würden. In der Landschaftsmalerei wird also bei starker Nachfrage sehr viel geleistet. Durch die gleichen räumlichen Schwierigkeiten, wie auch infolge der klimatischen Verhältnisse kann die Bildhauerkunst in England nur unter sehr nachtheiligen Einflüssen bestehen. Nur in weiten Zwischenräumen bieten sich Gelegenheiten für die volle Entfaltung der Kunst des Bildhauers. Das englische Volk huldigt außer in ganz seltenen Fällen nicht der Sitte, hervorragenden Persönlichkeiten Standbilder zu errichten, und das Klima ist der Aufstellung und Erhaltung solcher Kunstwerke nicht günstig. Die Bildhauer Englands leben auch zumeist in Italien und haben ihre Inspirationen und Kunststudien diesem Lande zu verdanken.

Neben der Kunst zeigt sich auch in der Literatur viel Regsamkeit. Dieser Winter hat uns um einige vorzügliche Bücher bereichert, unter denen ein neues Werk von Darwin allein genügen würde, die Saison denkwürdig zu machen.* Als ein sehr schönes und interessantes Buch, das aber infolge der kostspieligen Form, in welcher es erschienen ist, wahrscheinlich nicht viel Eingang beim großen Publikum finden wird, sind die Memoiren einer geistvollen Quäkerin, Caroline Fox, zu erwähnen. Diese Dame ist die Tochter jenes Fox, der das abwärts stattfindende Steigen der Temperatur in den Gruben bewiesen und Humboldt, seinen früheren Gegner, zu seiner Ansicht bekehrt hat. Durch ihren Vater kam Caroline Fox mit allen Männern und Frauen ihrer Zeit, die zu kennen Gewinn war, in Berührung. Am anziehend-

* Dieses Werk von Darwin über den „Regenwurm“ wird ein Aufsatz in einem unserer nächsten Hefte ausführlich besprechen. Die Red.

Digitized by Google

sten ist der Theil ihres Buches, welcher von John Stuart Mill handelt. Sie war mit demselben näher befreundet und schildert ihn als eine viel liebenswerthere und humanere Persönlichkeit, als die er gewöhnlich beschrieben wird. Eine charakteristische Seite ihres Buches, um derenwillen ich es hier hauptsächlich erwähne, besteht darin, daß es jene Zeit spiegelt, da ein Kreis hochgebildeter Männer und Frauen seine Aufmerksamkeit ernstlich der deutschen Sprache und Literatur zuwandte. Während ein Theil der sogenannten „Philosophischen Radicalen", die einen großen Einfluß auf das heutige Geistesleben ausgeübt haben, nach Frankreich ausschaute, um dort, wie noch jetzt, Inspirationen und geistige Berührungspunkte zu finden, hat eine andere Partei sich die deutsche Literatur ersehen. Alle, die zu dieser Partei gehörten, ließen es sich angelegen sein, ihren Freunden das Studium des Deutschen dringend zu empfehlen, und ein vom Ruhm der großen Welt nicht berührter, aber in seiner Zeit höchst einflußreicher Mann erklärte ohne Zögern, daß nach seiner Ansicht von den Grundsätzen des Wissens mehr in der deutschen Literatur enthalten sei als in der irgend einer anderen Sprache. Die Vermählung unserer Königin mit einem deutschen Prinzen wurde zu einer weiteren Triebfeder, diejenige Sprache zu erlernen, deren Studium sich seit den letzten Jahren zwar sehr langsam, aber sicher in England Bahn bricht. Viel ist durch populär gehaltene Biographien deutscher Schriftsteller geschehen, um die Engländer mit deren Namen und Werken vertraut zu machen; eine wirkliche Verbreitung der Sprache muß aber von der Schulstube ausgehen. Und hier möchte ich versuchen, ein Weniges zur allgemeineren Werthschätzung der Verdienste eines Mannes beizutragen, dessen unermüdlichen Bestrebungen wir einen großen Theil unserer Fortschritte in der wirklich wissenschaftlichen Kenntniß des Deutschen verdanken. Dieser Mann ist Professor Dr. C. A. Buchheim, einer von den vielen begabten Deutschen, welche aus ihrem Vaterlande verstoßen wurden, weil sie sich nicht entschließen konnten, nach Vorschrift zu denken, sondern es vorgezogen haben, das stolze Recht eines jeden menschlichen Wesens — Gedankenfreiheit — auszuüben, und die im Exil feurige Kohlen auf die Häupter ihrer kurzsichtigen Feinde dadurch sammelten, daß sie sich in der Fremde auszeichneten und großmüthig dahin wirkten, eine bessere Kenntniß ihres Geburtslandes zu verbreiten. Dr. Buchheim nimmt in London eine hervorragende Stellung als Lehrer des Deutschen ein, in welchem Fach er als eine Autorität dasteht. Er ist Professor am Kings College von London und Examinator an der Londoner Universität. Durch sein persönliches Wirken und seinen Einfluß bekämpft er die lange vorherrschende Idee, daß fremde Sprachen durch Lesen und Conversation allein zu erlernen seien, während doch Natur, Charakter und Geschichte der Sprache und des Landes eingehend studirt werden müssen. Als Hülfsmittel für Lehrer hat Dr. Buchheim eine große Anzahl von Werken deutscher Autoren mit Anmerkungen herausgegeben und einige sehr gute Lesebücher mit Erläuterungen wie auch eine vortreffliche Sammlung von deutschen Dichtungen für den Schulgebrauch veröffentlicht. Hierdurch ist es ihm gelungen, das romantische Zeug, welches sonst den hauptsächlichsten Lesestoff für unseren deutschen Sprachunterricht gebildet, fast gänzlich aus der Schule zu vertreiben. Fouqué's „Undine" und „Sintram" waren in jedem englischen Hause, wo Deutsch getrieben wurde, zu finden und galten im Verein mit Grimm's und Hauff's Märchen dem englischen Durchschnittspublikum als der Inbegriff der deutschen Literatur. Und nur, wer sich besonders hoch verstieg, versuchte allenfalls auch Schiller's „Wilhelm Tell" zu studiren. Man wußte hier allgemein so wenig von der deutschen Literatur, daß noch vor einigen Jahren in einem Prüfungsprogramm der Universität Cambridge Hauff's Märchen als ein Lesebuch empfohlen wurden mit dem Zusatz: „Es sollen geschichtliche Fragen über den dem Werk zu Grunde liegenden Stoff gestellt werden." Die Fortschritte im Deutschen sind am besten an der wachsenden Popularität der Schriften Buchheim's zu studiren. Im Jahre 1862 gab er den „Wallenstein" mit gelehrtem und kritischem Commentar heraus. Dieses Werk, dem die vollste Würdigung Jakob Grimm's, Gervinus' und Carlyle's zu Theil geworden, hat eine sehr langsame Verbreitung gefunden. Seitdem ist jedoch die allgemeine Bildung sehr gestiegen und hat außerordentliche Fortschritte gemacht. Unter Max Müller's Führung haben die Engländer begonnen, Sprachwissenschaft zu studiren, und besonders, seit ihnen klar geworden ist, wie gründlich und wissenschaftlich die englische Sprache in Deutschland gelehrt wird, werden die Arbeiten Buchheim's allgemein anerkannt und gewürdigt. Derselbe hat den nicht geringen Erfolg zu verzeichnen, daß seine mit Noten versehenen Ausgaben der deutschen Classiker seit einigen Jahren unter der Aegide der Universität Oxford veröffentlicht werden. Diese unter der Bezeichnung „Clarendon Press Series" bekannten Bücher haben einen ausgedehnten Absatz, obgleich sie ziemlich theuer sind und so viele Schillinge kosten, wie für die deutschen Ausgaben an Pence bezahlt wird. Die Sammlung enthält bis jetzt „Wilhelm Tell", „Minna von Barnhelm", „Iphigenie", „Egmont" und Schiller's historische Skizzen, während „Nathan der Weise" in nahe Aus-

Digitized by Google

sicht gestellt ist. Prof. Buchheim hat sich das Verdienst erworben, für die modernen Classiker in England jene Form der Herausgabe eingeführt zu haben, die sonst nur bei den Ausgaben der alten Classiker gebräuchlich war. Seine Bücher sind in der That fast so werthvoll für Deutsche als für Ausländer. Was er im Auslande gethan hat, ist in Deutschland selbst noch nicht geschehen und dürfte sich dort zur Nachahmung empfehlen.

Von den Berliner Theatern.

Von

Rudolf Genée.

Berlin, im Mai 1882.

Seit meinem Bericht im Januarheft hat sich in der Theaterwelt, und nicht nur in der Berliner, Vieles verändert. Von den Zuständen der Berliner Theater, wie ich sie damals schilderte, trennen uns Bankerotte und — eiserne Vorhänge. Es verdient bemerkt zu werden, daß die deutsche Reichshauptstadt von Theaterbränden, welche gegenwärtig eine besondere Rubrik in den Zeitungen ausfüllen könnten, seit lange verschont geblieben ist. Seit dem Brande des Opernhauses vor vierzig Jahren hat sich bei uns kein derartiges Unglück wieder ereignet, obwohl seitdem die Zahl der Theater (Alles, was diesen Namen führt, eingerechnet) ungefähr um das Siebenfache sich vergrößert hat. Daß freilich mit „des Geschickes Mächten" kein ewiger Bund zu flechten ist, gilt selbstverständlich auch hier. Und die umfassenden Vorsichtsmaßregeln, welche seit dem Wiener Unglück allen hiesigen Theatern aufs strengste eingeschärft sind, haben die vollste Berechtigung. Eins der Privattheater, welches nicht in der bestimmten Frist den eisernen Vorhang angeschafft hatte, wurde auf polizeilichen Befehl für einige Zeit ganz geschlossen.

Die eisernen Vorhänge können nun freilich ihren schützenden Beruf nicht auch auf die ganze materielle Existenz der Institute ausdehnen, sie können keine Bankerotte verhindern.

Das schöne Victoria-Theater steht noch heute unversehrt von dem Feuer da, aber die Direction Ernst ist abgebrannt. Sie mußte, wie ich schon in meinem vorigen Artikel andeutete, an dem Mißverhältniß scheitern, das zwischen ihrem guten Willen und den künstlerischen Kräften bestand. Moralisch abgebrannt war aber unterdessen auch die Direction des National-Theaters, weil die Behörde auf gewisse gegen den Director erhobene Anklagen entschied, daß derselbe durch sein sittliches Verhalten nicht die nöthigen Garantien für die Leitung eines Kunstinstitutes bot. Uebrigens bestehen die beiden genannten Theater unter anderer Leitung fort.

Zu verwundern ist, daß unter den besseren Privattheatern das einst beliebte Residenz-Theater, von welchem das Publikum sich fast gänzlich abgewendet hatte, immer noch weiter zu balanciren vermag. Denn es hat diesen Winter nur einmal für einige Zeit das Glück gehabt, volle Häuser zu erzielen, und das war mit Sardou's „Odette", dem schwächsten Stücke des weitaus geistreichsten der Pariser Dramatiker. Das Wallner-Theater hat erst spät — durch die Association von Moser und Schönthan — in dem Lustspiel „Unsere Frauen" wieder ein für einige Zeit ausreichendes leidliches Zugstück gewonnen. Adolf L'Arronge, der ehedem in diesem Theater seine größten Triumphe gefeiert hat, feiert jetzt — für die Zukunft. Er beschäftigt sich vorzugsweise mit Directionssorgen, welche dem deutschen Musterschauspiel gelten, das unter seiner Leitung im Herbst 1883 ins Leben treten soll. Auf eben derselben Bühne, welche ihm, als dem Eigenthümer des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters, an jenem Termin wieder überlassen werden muß, hat die jetzige Direction seit drei Monaten Strauß'sche Walzer und andere Tanzweisen singen lassen. Und der „Lustige Krieg", der so lange schon seine Anziehungskraft geübt hat, durfte mit dem 22. April auch noch in das Sommertheater hinüberwandern, während gleichzeitig die Winterbühne von den rauhen Kriegerhorden Wallenstein's überschwemmt wurde.

In dem „ernsten" Krieg, zu welchem sie sich versammelt haben, hat ein kleinstaatlicher, aber auf diesem Gebiete sehr angesehener Bühnenstratege die Führung. Es sind die „Meininger", welche ihr diesjähriges Gastspiel mit der Schiller'schen Wallenstein-Trilogie begonnen haben. Die bestechenden Vorzüge wie auch die Schattenseiten der „Meininger" sind schon so viel besprochen worden, daß es überflüssig ist, sie hier nochmals zu erörtern.

Als ich in meinem früheren Theaterbericht

Digitized by Google

bei Besprechung von Wildenbruch's „Karolingern" mittheilte, daß nun auch das Hoftheater sich endlich entschlossen habe, dem Dichter die Pforten zu öffnen und seinen „Harold" zur Aufführung zu bringen, fügte ich den Wunsch hinzu: der Dichter möge auf dem Schlachtfelde von Hastings halten, was er zu Worms versprochen hatte.

Nach dem Urtheil des Publikums hat Ernst v. Wildenbruch sein Versprechen gehalten, trotzdem sein tragischer Held an der Verletzung eines Eides zu Grunde geht, dessen Inhalt er gar nicht kannte und den er zu halten moralisch nicht verpflichtet war. Dieser Eid ist in der That der schwächste Punkt in der Tragödie „Harold", welche am 21. April im königlichen Schauspielhause zur Aufführung kam und einen ganz außergewöhnlichen theatralischen Erfolg hatte. Daß es Wildenbruch vermag, so fernliegende historische Stoffe, wie die „Karolinger" und „Harold", zu so lebendiger und packender Wirkung zu bringen, legt schon genügendes Zeugniß für den berufenen Dramatiker ab. „Harold" macht entschieden einen volleren und reineren Eindruck als die „Karolinger". Gemeinsam ist beiden Tragödien die große Frische und Lebendigkeit der Exposition, die Schnelligkeit, mit welcher die Handlung ohne jeden ermüdenden Stillstand fortschreitet. Gemeinsam aber ist beiden Stücken auch der schlimmste Fehler Wildenbruch's: das leichte Preisgeben psychologischer Wahrheit zu Gunsten billiger Theatereffecte. Daß Harold den geschworenen Eid bricht, der ihm tückisch abgeschwindelt worden ist, erregt kein Bedenken, denn der Eid war ein Betrug. Daß er aber in eine so plumpe Falle geht, berührt deshalb unangenehm, weil es eine psychologische Unwahrheit ist. Ein Held wie Harold, bei welchem jedes Wort und jeder Athemzug nur ein Gefühl erkennen läßt: Liebe zu seinem Vaterlande und furchtbaren, ganz rücksichtslos sich äußernden Haß gegen die Normannen, kann auf dem Boden dieser seiner Feinde, deren Pläne er ja längst kennt, nicht in solcher Weise sich betölpeln lassen. Auch seine Liebe zu Adele ist kein ausreichendes Motiv dafür, denn diese Liebe ist durchaus nicht als eine Liebesraserei gezeichnet, die ihn sinnlos machte. So wie er in dem Stücke handelt, erscheint er nicht als ein Schwächling, sondern als ein unbegreiflicher Thor.

Des Dichters ungewöhnliche Begabung war groß genug, um sowohl diesen schwachen Kernpunkt des Dramas wie auch noch manche störende Einzelheiten wieder vergessen zu machen, wenigstens bei dem ebenso schnell vergessenden wie schnell angeregten Theaterpublikum. Aber die mancherlei nur auf den Augenblick speculirenden Effecte, die er liebt, sind um so mehr zu beklagen, als sie zu den wahrhaft großartigen Zügen, die durch seine Dichtung gehen, ganz und gar nicht stimmen.

Mit richtigem Gefühl hat Wildenbruch die Sagenpoesie, die um den letzten König der Angelsachsen sich gerankt hat, in seiner Dichtung nicht überwuchern lassen. Die lyrischen Schönheiten in seiner Dichtung treten niemals zum Nachtheil des dramatischen Gehaltes hervor. Mit starken, klaren und eindringlichen Zügen hat er schon im ersten Acte die politische Situation darzulegen gewußt, ohne daß er durch geschichtliche Erzählung lang und breit exponirt. Wie klar und mit welcher genialen Behandlung der scenischen Oekonomie ist schon im ersten Acte der drohende Untergang der Angelsachsen zur Erscheinung gebracht, auch durch die Erbärmlichkeit ihrer schlechten Elemente. Wie trefflich ist ferner die wühlerische Arbeit der Kirche behandelt, ohne daß er diesem Elemente einen zu breiten Spielraum läßt. Einen besonders ergreifenden Eindruck macht die letzte Scene der Tragödie, die uns das nächtliche Bild des mit Todten bedeckten Schlachtfeldes von Hastings zeigt. Wenn er dabei auf Editha Schwanenhals und auf die drei Liebesbisse, welche diese (im Gedicht Heine's) an der Schulter des todten Harold findet, leicht verzichten konnte, so hat er dafür eine viel schönere Lösung gefunden, wenn er die (im Uebrigen nicht glücklich gezeichnete) Mutter dazu bestimmte, den Sohn unter den Todten zu erkennen. Und endlich, wie der gewaltthätige Sieger durch seines eigenen Kindes Tod dazu bestimmt wird, die Leiche des Helden freizugeben: das ist ein voll austönender und ergreifender Schlußaccord. Wenn auch dieser letzten Scene der Charakter eines Tableaus anhaftet, so läßt sich doch bei der echt tragischen Wirkung dieses Schlusses nichts dagegen einwenden. Schlimmer ist es, daß der Dichter in der ganzen Tragödie viel zu viel in „Scenen" arbeitet, deren jede ihren theatralischen Effect für sich machen soll. Wildenbruch's dramatische Gestaltungskraft ist so bedeutend, daß sie auch ohne das Theaterfeuerwerk siegreich bestehen kann. Möchte er es über sich gewinnen können, dieser seiner Neigung zu entsagen — zu seinem eigenen Besten und zum Nutzen des deutschen Dramas. Wer es vermag, mit einem so ernsten und schweren Stoffe der Gemüther in solcher Weise sich zu bemächtigen wie er, der wird doch wohl auf jene speculativen Theatercoups verzichten können, zu denen eben kein wirklicher Dichter nöthig ist.

Digitized by Google

Römiſche Briefe.

Von

Fanny Lewald.

IV.

Carneval und Oſtern.

In meiner oſtpreußiſchen Heimat gehören „weiße Oſtern“ — Feiertage mit Schnee und Kälte — zu den gewöhnlichen Ereigniſſen, und die Feſtzeit muß ſpät im Jahre kommen, wenn wir einmal „grüne Oſtern“ haben und es möglich werden ſoll, die langſchläfrigen Kinder nach altem Oſterbrauch ſcherzend mit Schlägen von einer grünen Ruthe zu erwecken. „Schmack-Oſtern“ nennt's das Volk bei uns, das im ſamländiſchen Dialekt das e vielfach wie a ausſpricht und alſo aus Schmeck-Oſtern eben Schmack-Oſtern macht.

Hier feiern wir die Oſtern in einer Fülle des Blühens, das für den Nordländer, wenn er es durch ein paar Jahre wieder entbehrt hat, wahrhaft berauſchend iſt, und die Oſtern „ſchmecken“ wir in einem Andrang von Fremden, der ebenſo überwältigend, aber weniger angenehm iſt als die Macht des Blühens. Rom iſt einer der unruhigſten Orte geworden, und von jener Weltabgeſchiedenheit, die es vor einem Menſchenalter für den zu ruhigem Betrachten und Denken geneigten Menſchen ſo angenehm machte, iſt jetzt keine Rede mehr. Die Stimmung, welche früher ſich in Rom durch Rom jedem Einzelnen auf- und einprägte, muß man in ſich mitbringen oder durch ernſtes Sammeln in ſich erzeugen können, wenn man nicht beläſtigt und fortgeriſſen werden will durch das Treiben der Reiſenden, die, von allen Theilen der Erde hier zuſammenſtrömend, oft in zehn, zwölf Tagen Rom „abſolviren“ wollen, das ſonſt uns abſolvirte. Und es ſollte mich nicht wundern, wenn für dieſe Art von Reiſenden durch die großen Muſeen kleine Eiſenbahnwaggons eingerichtet würden, in denen man noch ſchneller vorwärts käme und bei denen die Conducteure zugleich die erklärenden Führer für den ganzen Wagen machten, damit man noch eher damit fertig werden könnte.

Dieſer außerordentliche Zufluß von Fremden hat, abgeſehen von der Wandlung, welche ſich durch die politiſchen Verhältniſſe in dem hieſigen Leben vollzogen hat, den beiden Hauptfeſtzeiten von Rom, dem weltlichen Feſte des Carnevals und den Oſterfeierlichkeiten, ihren weſentlichen Charakter genommen. Der Carneval hat für mein Gefühl ſeine Lieblichkeit, die Oſterzeit viel von ihrer poetiſchen Feierlichkeit eingebüßt. Während ſie früher, das Eine aus der Natur des Volkslebens, das Andere aus dem großen Sinn der kirchlichen Tradition, gleichſam von ſelber erwuchſen, iſt der Carneval allmählich ein vorbereitetes Unternehmen geworden; und ſeit der Papſt den Feierlichkeiten der Oſterzeit fern bleibt, haben dieſe ihr Gepräge und viel, ſehr viel an ihrer Bedeutung verloren.

Der Carneval hat von jeher Wandlungen erlitten. Denn während Winckelmann über die unerträgliche Wüſtheit desſelben klagte und der ſonſt für Italien und das italieniſche Volk ſo warm empfindende Goethe ſich vor nun faſt hundert Jahren auch nicht recht mit dieſem Feſte in Einverſtändniß und in das Gleiche zu ſetzen vermochte, fanden wir es ſechzig Jahre ſpäter zu der anmuthigſten Fröhlichkeit gediehen, die man ſich denken konnte; von der aber jetzt nicht mehr viel zu merken iſt. Während in den vierziger Jahren unſeres Jahrhunderts die Eingeborenen aller Stände noch Theilnehmer der Feſtluſt waren, treten dieſe jetzt, ſoweit es die bürgerliche Geſellſchaft und die vornehme Welt, Männer ſowohl als Frauen, betrifft, hinter den Fremden und hinter dem männlichen Janhagel zurück, welcher bei der nun mehr als verdoppelten Einwohnerzahl von Rom einen nicht eben erfreulichen Beſtandtheil der Carnevals-Theilnehmer liefert.

Schon daß die Volkstracht ganz und gar verſchwunden iſt, nimmt dem Carneval viel von ſeiner farbigen Schönheit, und eben die groß gewordene Menſchenzahl macht es unmöglich, daß die Frauen des Volkes, wie ich es im Jahre 1846 geſehen, in langen Reihen auf Stühlen ſitzend, die Trottoirs einnahmen, daß bürgerliche Familien mit ihren Töchtern die Mezzanin (die niedrigen Zwiſchengeſtocke) für die Carnevalstage miethen konnten und daß vornehme Frauen — bisweilen ſelbſt in Volkstracht oder ihre Töchter in dieſelbe gekleidet — in der langen Wagenreihe auf dem Corſo erſchienen. Damals behauptete man, daß die Frauen der „Geſellſchaft“ ſich wohl den Spaß machten, einmal am Arme eines ihnen bekannten Mannes, im Domino verhüllt, den Corſo zu durchhuſchen, daß der oder jener elegante Abbate und Monſignore das Gleiche wagte. Das Wagniß war aber nicht groß,

Digitized by Google

denn man hatte das Gefühl, sich mitten auf der Straße in Sicherheit und so zu sagen in guter, harmloser Gesellschaft zu befinden. Es war wirklich ein „Frühlings- und Blumenfest", welches das römische Volk sich selber aus dem Stegreif veranstaltete, wenn die große Glocke vom Capitol das Zeichen gegeben hatte, daß es nun beginnen könne.

Ob dies Signal noch jetzt gegeben wird, weiß ich nicht; aber daß namentlich die ersten Tage des Carnevals keinen poetischen Eindruck machten, das steht fest. Wie bei einer Feuersbrunst oder bei irgend einem anderen, die Neugier der großen Massen anregenden Ereigniß war der lange und so sehr schmale Corso in seiner ganzen Ausdehnung gedrängt voll von Männern und Jungen in der Tracht, in der sie eben von der Arbeit gekommen waren. Dazwischen sah man verhältnißmäßig sehr wenig gut gekleidete Leute, Männer aus den gebildeten Ständen gab es auch nicht viele darunter, und die Fenster waren, so weit man sehen konnte, von Fremden eingenommen, die, thöricht genug, hier und da Geld hinunterwarfen, sich an den Balgereien der danach haschenden Jungen zu belustigen. Nur die Frauen der Fremden saßen in den Entresols und auf den Balcons, mit Körben voll Blumen neben sich, wartend, was nun eigentlich daraus werden und wer da kommen würde, ihnen das Carnevalsvergnügen vorzuspielen.

In den folgenden Tagen kam etwas mehr Zug hinein. Die Blumenhändler, die auf hohen Stangen ihre Bouquets bis in die oberen Etagen zum Kaufe ausboten, brachten wenigstens die Farbe der Blumen in die Sache. Es erschienen auch mehr gutgekleidete Männer, Männer aus der Gesellschaft, Offiziere und Andere zu Fuß und zu Wagen in den Straßen. Elegante Frauen fuhren, hier und da in Phantasie-Costümen, durch die Straße; der Ex-Khedive mit seinen Söhnen und Begleitern, welcher uns gegenüber eine Front eingenommen hatte, saß zwischen Körben voll Blumen, die immer neu gefüllt und immer verschwenderisch geleert wurden. Die schöne Königin Margarethe erschien auch auf einem der Balcons, und man hatte ihr zu Ehren das gegenüberstehende Haus, wie man mir sagte, von oben bis unten mit Maßliebchen (Marguerites) geschmückt, die hier weit größer sind als bei uns. Es stellten sich allmählich auch ein paar Maskenzüge ein. Ein paar Wagen voll Norweger und Dänen mit ihren Frauen und Mädchen, die sich unter Anführung der Malerin Frau Elisabeth Jerichau-Baumann, welche viel im Orient gelebt hat, in prachtvollen Costümen als Orientalen darstellten. Ein anderer herrlicher Zug von Beduinen und Arabern mit Schwarzen untermischt, zu Pferde und zu Fuß, in deren Mitte die schönen üppigen Weiber, auf Polstern liegend, unter Palankinen hingetragen wurden. Die Pensionäre der französischen Akademie mit ihren Genossen hatten ihn veranstaltet; und sie erschienen dann auch an dem Lichter-Abend — dem Moccoli-Abend — auf großem römischen Triumphwagen, sämmtlich in weißen reichen Trachten aus der Zeit Heinrich's IV., bei bengalischer Beleuchtung ihres Wagens. Aber solche Schaustücke, mögen sie noch so sorgfältig vorbereitet sein, machen nicht die Lust des Carnevals, sie stören sie vielmehr und sind dem Wesen des früheren, ganz auf die freie Eingebung des Augenblicks gestellten Festes geradezu entgegen.

Es giebt hier jetzt, wie in anderen Großstädten auch, öffentliche Maskenbälle in den verschiedensten Abstufungen. In dem am Tiber gelegenen großen Locale, dem Polytheama, in welchem alljährlich die Weinausstellung von Italien und andere Ausstellungen ähnlicher Art veranstaltet werden, giebt es mehrere Bälle gegen Eintrittsgeld; auch das neu erbaute und im Herbst eröffnete Theater Costanzi in den oberen Stadttheilen hatte solche. Der deutsche Künstlerclub, der internationale Künstlerclub, der Ruderclub hatten Maskenbälle, und auf der prächtigen Piazza Navona, die um Weihnachten und in der Carnevalszeit rundum von einer Reihe von Meßbuden mit Spielwaaren und Wachsfiguren und Riesen u. s. w. umgeben wird, wurde während des Carnevals bei bengalischer und sonstiger Beleuchtung vom Volk in freier Wahl getanzt, wobei denn die naturwüchsigste Heiterkeit zum Vorschein gekommen sein soll. In Allem, was ich von dem Carneval in den Straßen, in den Schenken vor den Thoren und im Costanzi-Theater gesehen, fehlte für mein Auge der frische, freie Zug der Lust, jene fortreißende Freude, die den Zuschauer mit ergreift wie das rechte fröhliche Lachen, bei welchem man zuletzt herzlich mitlacht, ohne zu wissen, wodurch es erregt ward. Das „sie thun, als ob sie thäten" blieb namentlich in dem Straßen-Carneval lange vorherrschend, bis die ungewöhnlich große Zahl der Fremden „die Sache herausbekam", bis die jungen Mädchen und Männer die Scherze zu verstehen und zu üben lernten und sich Jubel erhob, wenn der Ex-Khedive mit seinen Söhnen und seinem Gefolge immer neue Karren voll Sträußer heranfahren ließ, um sie in Massen auf die vorüberfahrenden Wagen herabzuschleudern, nachdem das Confetti-Werfen aufgehört hatte, das nur für die ersten Tage, nach dem vom Carnevalverein für die Carnevalszeit in verschiedenen Sprachen herausgegebenen Programm, gestattet worden war.

Aber schon der Begriff eines Carnevalcomités und eines Festprogramms, in das die Bälle und Illuminationen mit eingeschlossen

Digitized by Google

und das Tanzen auf Piazza Navona mit in die anzusehenden Belustigungen für die Fremden aufgenommen war, erwies, daß es sich nicht mehr um den alten Carneval handle, der eben nur darin bestand, daß das Volk sich einmal eine Woche hindurch an den Nachmittagen frei nach seinem Vergnügen in den Straßen belustigte. Die schlanken Minenten, die schmucken Jünglinge und Frauen von Trastevere, von der Lungara, die Montangaren und das zur Stadt gekommene Landvolk mit den schönen Frauen von Albano und Genzano fehlten; und die nach Tausenden und Tausenden zählenden Fremden, welche in den Hotels gar nicht unterzubringen waren, boten keinen Ersatz dafür. Man hatte eine Menge vor sich, wie alle Kirchweihfeste sie bieten, mit Masken hier und da untermischt, die sich gesittet betrug und zwischen der andere fremde und vornehme Leute hin und her fuhren. Aber mich dünkt, Volksbelustigungen, die aus bestimmten Volksstimmungen allein hervorgehen konnten, können nicht fortbestehen, wenn diese Bedingungen sich geändert haben, und lassen sich weder erhalten noch neu beleben. Den einstigen Carneval mit seiner desinvoltura hat man eben gehabt und hat an ihn zu denken wie an die Ritterspiele und die jeux floreaux. Jünglinge und Männer, welche über Wahlreformen rathschlagen, können sehr fröhlich sein und ihr Leben in aller Art genießen; zu dem Scherz eines solchen Blumenfestes aber „geben sie sich in gewissem Sinne doch nur her", und damit ist er auch zu Ende. Der Carneval in Köln soll — nach dem Urtheil hier weilender Rheinländer — frischer und fröhlicher als der hiesige sein. Ich kenne ihn nicht; aber wer in dem Rom von 1882 den Carneval von 1820 und 1840 anzutreffen erwartete, der erfuhr eine Enttäuschung, die sich uns schon 1867 sehr fühlbar machte.

* * *

Aehnlich wie mit dem Carneval ist es mit den Feierlichkeiten und den großen Functionen der Char- und Osterwoche. Obschon ihnen ihre Bedeutung nicht genommen werden kann und sie für den denkenden Menschen ihren historisch-poetischen Werth und Zauber nicht verlieren können, auch wenn er nicht mehr an die Dogmen glaubt und nicht mehr kirchlich ist, so haben sie von ihrer schönen Feierlichkeit viel eingebüßt, seit der Papst sich ihnen nicht mehr selber in der Oeffentlichkeit unterzieht.

Sie gipfelten früher in der Charfreitagsfeier, welche in der Sixtinischen Capelle abgehalten wurde, in der Osterfeier im Sanct Peter und in dem Segen, welchen der Papst nach derselben von der kleinen Loggia über der Eingangsthür der Peterskirche im Freien „über die Stadt und die Welt" aussprach.

Man konnte Protestant oder auch für sein Theil von allem kirchlich-religiösen Glauben losgelöst sein und doch die Größe der in jenen Ceremonien zum Ausdruck kommenden Gedanken und Erinnerungen bis zur tiefsten Herzergriffenheit mitempfinden.

Wenn am Nachmittag des Charfreitag die Klänge des wehklagenden Miserere durch die begrenzten Räume der Sixtinischen Capelle klangen, wenn während des Singens der Tenebre eine Kerze um die andere verlosch und dämmeriges Dunkel sich über die versammelte Gemeinde verbreitete, wie es nach der Tradition sich über die Erde gelegt hatte in der Stunde, in welcher der Verkünder der Religion der Brüderlichkeit und Nächstenliebe geopfert ward und sich opferte, um seinen Glauben an die Wahrheit seiner Lehre zu bethätigen, so hatte das etwas Erschütterndes. Man schlug sich unwillkürlich an seine Brust und fragte sich: Hast du dem Nächsten gethan, was du willst, daß er dir thue? Und hast du immer den Muth gehabt, ohne Menschenfurcht deine Ueberzeugung zu vertreten? — Ich denke mit wehmüthigem Erinnern an jene Feierlichkeit und ebenso an den Augenblick zurück, wenn am Ostertage in der Peterskirche, der man es ansieht, wie sie gebaut ist, die Menschheit in sich aufzunehmen, oben von der Galerie unter der Riesenkuppel der Schall der silbernen Posaunen es verkündete, daß der Menschheit in einer neuen Offenbarung ein Heil widerfahren sei. Danach wurde dann eben jener Segen über die Stadt und die Welt gesprochen und damit abermals die Einheit der Menschheit betont und besiegelt. Man brauchte sich alle diese Dogmen und Riten aus dem kirchlich Dogmatischen nur in das Historische zu übersetzen, um ihre Feier mitbegehen und mitempfinden zu können. Ja selbst die Speisung der Armen und die Fußwaschung, die man als Komödien anzusehen gewohnt war, gewannen als Symbole ihre Bedeutung.

Jetzt haben die Feierlichkeiten in der Sixtinischen Capelle zum Theil aufgehört. Das Miserere und die Tenebre werden in der Cardinalscapelle der Peterskirche abgehalten, die an solchen Tagen sehr voll und in der, eben weil man die Möglichkeit sucht, in die Capelle selbst einzutreten, ein Kommen, Gehen, Sprechen ist wie auf einer Straße. Die Segenspendung wird natürlich nicht mehr vollzogen, und der Papst hat, so viel ich weiß, in diesem Winter auch in der Sixtinischen Capelle nur zweimal selber die Messe celebrirt. Einmal am Todestage seines Vorgängers und dann am Tage seiner Thronerhebung. Aber obschon ich durch die Güte meiner Freunde zu den beiden Functionen ein paar Eintrittskarten

Digitized by Google

erhalten hatte, habe ich sie persönlich nicht benutzt, weil ich die Enge und die Hitze und die Nothwendigkeit scheute, drei Stunden — nehmen Sie das buchstäblich — vor dem Beginn des Gottesdienstes in dem Vorsaal der Capelle am Platze zu sein, um, wenn sie zwei Stunden vor demselben geöffnet wird, sich den Eintritt zu erdrängen.

Für den Privatgebrauch des jeweiligen Papstes einst erbaut, ist die Sixtinische Capelle für Fremde immer nur in beschränkter Anzahl zugänglich gewesen, als dieselben noch vereinzelt in ihren Reisewagen nach Rom gelangten. Jetzt, wo die Eisenbahnen ein paar Mal täglich Hunderte von Fremden nach Rom befördern, das immer mehr ein Passantenort geworden ist, wo der ganze Continent von Amerika, wo Asien, Indien und Australien ihre gebildeten und ungebildeten Reiselustigen in wahren Völkerwanderungen nach Italien senden, ist der Andrang zu allem Sehenswürdigen überwältigend, und weil man sich gern gefällig zeigt, werden, wie mich dünkt, mehr Einlaßkarten als vordem bewilligt, so daß ohnmächtig werdende und herausgetragene Frauenzimmer zu den sich immer wiederholenden Ereignissen bei diesen Feierlichkeiten gehören.

Aber wie so oft und so vielfach zeigt sich auch in der Osterwoche und in ihren Ceremonien die Zwiespaltigkeit in den hiesigen Zuständen, ohne daß sie im Allgemeinen auffällt oder nur zu stören scheint.

Es ist eine alte Sitte, am grünen Donnerstag „die Gräber zu besuchen". Dabei handelt es sich jedoch nicht um den Besuch der Kirchhöfe, sondern um den der Kirchen, in welchen der Leichnam Christi oder ein reich mit Blumen geschmücktes Crucifix oder ein Sarg, und zwar meistens unterhalb oder vor einem Altar, ausgestellt werden. Ich habe dabei früher schöne in Wachs oder Gips den besten Gemälden nachgebildete Heilandsgestalten gesehen, und heute noch überbieten die Kirchen einander, je nach ihren Mitteln, in diesen Schaustellungen. Heute noch ist am grünen Donnerstag die Menge, Männer und Frauen mit Kindern auf den Beinen, von Kirche zu Kirche wandernd, um — zu beten an des Heilands Leiche und, munter daneben mit guten Freunden und Bekannten verkehrend, den Opferstock nach Kräften zu bedenken.

Neben dieser ganz äußerlichen und leeren Feier aber fuhr die sehr verehrte und geliebte Königin Margarethe nach der Peterskirche, um in ihr, die der König nie betritt, das „Grab" zu besuchen und dort ihr feierndes Gedenken an den Gekreuzigten zu begehen. Und eben in solchem Gegensatze traten am zweiten Ostertage, an welchem die „Taufe der Juden und Heiden", die immer nur spärlich auszufallen pflegte und im Lateran vollzogen wird, in der italienisch-protestantischen Kirche eine Anzahl Katholiken zum Protestantismus über. Hier heißt es wirklich oftmals: „Doch eng im Raume stoßen sich die Dinge!"

Nun die Osterzeit vorüber ist, wird es stiller in Rom, still in den Kirchen, still und ruhig in den Galerien — und man genießt das mit Lust, denn in der Höhe des Fremdenverkehrs hat man der zum Theil so seelenlos die Galerien durchflutenden Menge gegenüber oft das tröstliche Gefühl in sich lebendig zu erhalten: sie schaden den Statuen, den Bildern nicht, sie sehen ihnen nichts von ihrer heiligen Schönheit ab! und wahrhaftig — das ist ein Glück.

Wenn man den wüsten Fremdenstrom hier im Stillen gelegentlich sehr ehrlich verwünscht hat, so hat doch auch wieder das Zusammenkommen von und mit Menschen aus allen Zonen einen großen Werth, und was früher die kirchlich-religiöse Gemeinschaft für Rom bewirkte, es zu einem Mittelpunkte für die christkatholische Welt zu machen, das bewirken jetzt der Cultus der Kunst und die Liebe für dieses unvergleichlich schöne Land.

Wer Rom kennt und hier mit offenem Herzen und offenem Sinn gelebt, der hat eine ewige Sehnsucht in sich aufgenommen und den zieht es mit unwiderstehlicher Gewalt immer wieder hierher zurück.

Digitized by Google

Literariſche Mittheilungen.

Neue Novellen.

II.

Das Zinn-Gedicht. Novellen von Gottfried Keller. (Berlin, W. Hertz.)

Wenn wir neulich* gelegentlich der Beſprechung von Heyſe's „Troubadour-Novellen" ſahen, daß es die Grundnatur der Novelle iſt, ſich in den einzelnen Fall zu vertiefen und zu dieſem Fall eine möglichſt ſonderbare, „eine unerhörte Begebenheit", wie Goethe es ausdrückt, mit Vorliebe zu wählen, ſo giebt uns heute die Betrachtung von G. Keller's neueſter Novellen-Sammlung Veranlaſſung, eine zweite Eigenthümlichkeit dieſer Dichtungsart hervorzuheben, welche zuerſt mit jener ihrer Grundnatur im Widerſpruch zu ſtehen ſcheint, um, richtig erkannt, nur den innigen Zuſammenhang der Species mit dem Genus zu beweiſen und zu erhärten.

Dieſe Eigenthümlichkeit aber iſt die Abneigung der Novelle gegen ein Einzeldaſein oder, es poſitiv auszudrücken, ihre Neigung, ſich mit anderen ihrer Art zuſammenzuthun zu einer Gruppe, die womöglich noch die Geſellſchaft einer zweiten, dritten u. ſ. w. Gruppe ſucht, in welcher jeder — und das macht ſie eben zur Gruppe — wieder wie in jener erſten entweder ein und dasſelbe Thema variirt wird oder doch nur ſolche Fälle behandelt werden, die ſich ohne große Mühe unter einen Geſichtspunkt bringen laſſen.

Das bekannteſte Beiſpiel dieſer ſeltſamen Tendenz zur Gruppenbildung iſt Boccaccio's Decamerone; und daß es ſich hier nicht um den zufälligen, abſonderlichen Einfall eines Dichterindividuums handelt, beweiſen die Mileſiſchen Erzählungen des Alterthums, die orientaliſchen Märchen von „Tauſend und eine Nacht", die Canterbury Tales des Mittelalters und andere modernere und modernſte, vielleicht weniger kunſtvoll ausgeprägte, aber auf demſelben Geſetz baſirte, dieſelbe in der Tiefe waltende Kraft offenbarenden Erſcheinungen.

Dies Geſetz iſt das uns bekannte der epiſchen Phantaſie, welche ſich nicht an einem kleinen Weltausſchnitt genügen läßt, ſondern ihre beſte Kraft einſetzt, einen größeren und den möglichſt großen Beſitz von der Welt zu ergreifen. Kann ſie dieſes Geſetz nicht, wie im Volksepos, ganz oder, wie im Roman, wenigſtens theilweiſe erfüllen, muß ſie in der Novelle den einzelnen Fall, der ihr eigentlich widerſtrebt, zu ihren Zwecken verwenden, ſo ſucht ſie eben dadurch, daß ſie die Fälle cumulirt, zu ihrem Ziele, das iſt zu dem Ueberblick des menſchlichen Lebens und Geſammtbilde der Welt zu gelangen.

Nur ſo können wir verſtehen, warum die Novellendichtung in Zeiten, die ihr günſtig ſind, ſich niemals mit einzelnen Hervorbringungen zufrieden giebt, ſondern ſtets als Maſſenproduction auftritt; und wiederum auch die einzelnen, zur Novellendichtung beſonders veranlagten Individuen eine bei den Dichtern der anderen Arten nicht eben häufig wahrzunehmende Fruchtbarkeit entfalten.

In genauem Zuſammenhange mit jener unabweislichen Neigung zur Gruppenbildung finden wir bei den Dichtern dieſer Gattung eine andere, nicht gerade obligatoriſche, aber doch häufig beobachtete. Es iſt dies die Neigung, eine derartige Gruppe, die ſich oft ohne die eigentliche Abſicht des Dichters, gewiſſermaßen ſpontan, gebildet hat, nachträglich auch als ſolche zu kennzeichnen. Manchmal reicht zu dieſem Zweck ein gemeinſchaftlicher Titel aus: „Troubadour-Novellen" — „Aus zwei Hemiſphären" oder dergleichen; oft aber begnügt

* Aprilheft, S. 139.

Digitized by Google

sich der Dichter damit nicht, sondern umschließt eine Reihe von Dichtungen mit einer eigens zu diesem Zweck geschaffenen, wiederum novellistischen Dichtung, gerade wie man ein Gemälde mit einem Rahmen umschließt, um es von seiner Umgebung, zumal von etwa benachbarten anderen Bildern, zu sondern und abzuheben. Nur daß dieser novellistische Rahmen einmal aus demselben Material ist wie das umschlossene, vielmehr die umschlossenen Gemälde und sodann doch auch noch eine zweite, nicht bloß praktische oder rein ornamentale Bedeutung hat. Mindestens gewinnen kann in der Hand eines Dichters, der den Rahmen so sinnreich zu formen versteht, daß aus demselben ein deutungsvolles Licht auf die eingerahmten Gemälde fällt, die nun nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich als keine vereinzelte, willkürlich zusammengewürfelte Stücke, als „disjecta membra" erscheinen, vielmehr als in tieferem Sinne zusammengehörende Erzeugnisse eines einheitlichen, die bunten Dinge der Welt von einem ganz bestimmten Standpunkte aus betrachtenden Dichtergeistes.

Der Leser wird für diese Sätze, die hier nur flüchtig umrissen, nicht ausgeführt werden können, mit Leichtigkeit illustrirende Beispiele in der ihm geläufigen Novellen-Literatur finden, aber keines, das nach allen Seiten bezeichnender wäre als eben Keller's „Sinngedicht".

Hier haben wir eine längere Reihe von Novellen, deren gemeinschaftlicher Charakter noch ausgesprochener ist, als bei denjenigen der Fall war, welche der Dichter in den früheren Gruppen der „Züricher Novellen" und der „Leute von Seldwyla" zusammenstellte. Dort mochte noch eine und die andere Piece nicht unbedingt in den umschließenden Rahmen gehören; hier liegt die Zusammengehörigkeit auf der Hand und würde erkannt werden auch ohne den Rahmen, geschweige denn jetzt, wo der Dichter denselben mit nicht minderer Kunst und Sorgfalt ausgearbeitet hat als irgend eine der eingeschlossenen Novellen. Und zwar mit voller Absicht zu dem oben angeführten zweiten tieferen Zwecke ausgearbeitet hat: genau den Standpunkt zu fixiren, von welchem er selbst beobachtet und gemalt und auf den sich nun auch der Leser mit ihm stellen soll. Und um so leichter stellen kann, als Alles sozusagen mit natürlichen Dingen zugeht; der Dichter, um uns zu orientiren, keinen Augenblick aufhört, Dichter zu sein; sich niemals zum docirenden Führer aufwirft, sondern immer fröhlich mit den fröhlichen Wanderern einherzieht, einherzuziehen scheint, wenn er auch in Wirklichkeit beständig die klugen Augen auf das Ziel gerichtet hält und uns durch vielverschlungene Pfade unmerklich zu demselben leitet.

Oder, es anders auszudrücken: die umrahmende Novelle — zugleich die, auf welche der Titel „Das Sinngedicht" einzig paßt — ist, für sich betrachtet, nichts als eine weitere Variation des Themas: „Welches sind die psychischen, physischen und socialen Grundbedingungen einer glücklichen Ehe?" und unterscheidet sich nur dadurch von den anderen Novellen-Variationen, daß die Liebenden hier, wie sie das Problem praktisch auf das anmuthigste und entschiedenste lösen, es auch in dem Austausch ihrer Gedanken als natürliches, ja, wie die Sache liegt, nothwendiges Gesprächsthema aufwerfen und in der unverfänglichsten Weise theoretisch nach allen Seiten durcharbeiten dürfen.

Das hört sich denn so leicht an, ist aber in Wirklichkeit eine Aufgabe, die glücklich zu lösen nur ein Dichter hoffen darf, der alle Mittel seiner Kunst völlig beherrscht.

Und als ein solcher hat sich denn G. Keller hier wieder einmal auf das glänzendste bewährt. Ich hebe das mit allem Nachdruck hervor, weil das Publikum geneigt ist, dergleichen Manifestationen höchster Kunst als etwas Selbstverständliches, wie „Essen und Trinken frei" hinzunehmen, ohne zu bedenken, daß es dadurch den Meister auf eine Stufe mit dem Anfänger oder gar Stümper stellt und, indem es sich so einer flagranten Ungerechtigkeit gegen den wahren Künstler schuldig macht, zugleich ein Unrecht an sich selbst begeht und sich durch seine Unterscheidungslosigkeit um den feinsten seelischen Genuß bringt: die verständnißvolle Bewunderung des Genius.

Ich setze hier, wie auch sonst gern, die Kenntniß des Werkes, über das wir uns unterhalten, bei dem Leser voraus. So bin ich denn in der glücklichen Lage, annehmen zu dürfen, daß meine nothgedrungen flüchtigen Andeutungen der hohen poetischen Verdienste des „Sinngedicht" das vollste Verständniß finden, und ich ebenso keinem Mißverständniß ausgesetzt bin, wenn ich bei aller herzlichsten, aufrichtigsten Anerkennung und Bewunderung so hoher Verdienste auf einige Punkte aufmerksam mache, die ich einfach Flecken nennen würde, wenn es nicht eben Sonnenflecken wären und also auch so genannt werden müßten. Ja, ich gestehe, ich würde, glaube ich, im wohlverstandenen Interesse sowohl der Kunstgilde als besonders des ohnedies zum Tadel nur zu geneigten Publikums auf diese Punkte gar nicht zu sprechen kommen, wenn ich nicht zu genau wüßte, daß gerade sie es sind, an welchen selbst wohlgesinnte Leser Anstoß nehmen; und die, wie sie denn auch sonst häufiger bei unserem Dichter vorkommen, vielfach zu seinem von den Verehrern mit Fug und Recht beklagten Mangel an Popularität beitragen.

Ich meine aber damit gewisse Absonderlichkeiten in dem Thun und Gebahren der geschilderten Personen, für die entweder gar kein Grund oder doch kein zulänglicher vorzuliegen

Digitized by Google

scheint. Als ein sehr mildes Beispiel dieser Art erwähne ich die auf S. 37 geschilderte Scene, wo Reinhart die beiden dienenden Mägde, „den Rücken gegen das Glas (des Spiegels) gewendet, aufstellt". Man — ich meine die Hälfte der Leser — sagt sich: Was soll das nun? Das Wohlgefallen, nun „vier Figuren statt zweier zu sehen, indem der Spiegel den Nacken und die Rückseite der schmucken Trägerinnen wiedergab" — reicht es wirklich für einen wohlgesitteten Menschen der guten Gesellschaft — Gentleman, sagen die Engländer — aus, um die Mädchen in diese Situation zu bringen, sie in derselben festzuhalten, bis sie den „Muthwillen" merken und „erröthend aus dem Zimmer laufen"? — Bedenklicher ist das Benehmen der „armen Baronin" (S. 159), die, „mitten auf der Treppe liegend, Messer blank scheuert" und nach dem vorüberspringenden Brandolf „mit einem der Messer" sticht, wenn auch nur nach „seiner Ferse". Ganz abgesehen von der Putz-Situation (die in einem Berliner Hause, selbst in dem ärmlichsten und erbärmlichsten, einfach unmöglich wäre) — der Leser bezweifelt, und wohl mit Recht, daß ein im Grunde feines und gesittetes weibliches Wesen (als welches sich ja die Dame doch nachträglich herausstellt) in ihrer tiefsten gesellschaftlichen Erniedrigung und obligaten moralischen Depression zu einer solchen — unfeinen Thathandlung sich hinreißen lassen wird.

Und doch sind das nur Kleinigkeiten (zu denen ich auch das Benehmen des Gespenstes in „Die Geisterseher" [S. 242] rechnen will, inclusive des Wegreißens der Decke vom Leibe des Schlafenden) im Vergleich zu dem Scherz, welchen sich (S. 209 ff.) der eben der Geliebten angetraute junge Ehemann gegen den geschiedenen Gatten seiner Frau und deren Bruder erlaubt. Einen solchen Scherz zu solcher Stunde, so eingeleitet, so executirt — das erklären nicht fünfzig, das erklären neunundneunzig von hundert Lesern für eine moralische Unmöglichkeit; und es werden dieser neunundneunzig nicht wenige und nicht schlechteste sein, die da einfach das Buch zu- und ein anderes von demselben Autor so bald nicht wieder aufmachen.

Mit Unrecht und sehr zu ihrem Schaden, denn was wollen denn diese paar Absonderlichkeiten — oder nenne man sie meinetwegen Häßlichkeiten — sagen im Vergleich zu der Fülle und Ueberfülle wundervollster Schönheiten eines Dichters, der sonst gerade durch herrliche Loyalität der Gesinnung und tiefste Sittlichkeit ausgezeichnet ist neben seinen specifischen poetischen Qualitäten? Wirklich ganz und gar nichts. Und das möchte ich den hier zur Ungebühr empfindlichen Lesern dringend ans Herz legen, aber möchte auch zugleich dem verehrten Dichter zu bedenken geben, ob er nicht wirklich hier und da in dem „Nunc pede libero pulsanda tellus" auf das erste Wort ein zu geringes Gewicht legt und es dadurch mit den guten Leuten verdirbt, die in der Musik weniger auf Schwung und Feuer als auf den rigoros richtigen Tact halten. Fr. Sp.

Ein „Tendenz-Roman".

Der neue Ahasver. Roman aus Jung-Berlin von Fritz Mauthner. 2 Bde. (Dresden u. Leipzig, H. Minden.)

„Mein Buch ist ein Tendenz-Roman," versichert der Verfasser in der „an Theodor Mommsen" adressirten Vorrede seines Buches; „ich denke gar nicht an den Beifall des Aesthetikers, ich will die Zustimmung des Ethikers, vor Allem des Geschichtschreibers."

Der Verfasser erlaube, daß wir ihn für einen Augenblick beim Worte nehmen. Sein Buch sei ein Tendenz-Roman, sagt er. Was kann er damit haben sagen wollen? Vielleicht dies: „Ich habe mich der Form des Romans nur als eines Vehikels bedient, um meine Meinungen und Ansichten an den Mann zu bringen. In dem Eifer, diese letztere Absicht zu erfüllen, ist es mir gleichgültig gewesen, ob die Form darüber in Trümmer ging."

Ist dies der Sinn jener obigen Verwahrung so that er allerdings wohl, an den „Beifall des Aesthetikers gar nicht zu denken". Aber hätten seine Gedanken nicht noch ein wenig weiter gehen, hätte er sich nicht sagen müssen, daß er, indem er so achtungslos mit einer Form umsprang, vor der er doch selbst bei anderen Gelegenheiten die höchste Achtung fordert, nicht sowohl auf den Beifall des competenten Richters verzichtet, als vielmehr das höchste Mißfallen desselben geflissentlich provocirt und sich wahrlich nicht wundern dürfte, wenn ihm dies Mißfallen in den schärfsten Ausdrücken zu erkennen gegeben würde? Hat er daran wirklich nicht gedacht oder hat er es? und sich über die schweren Bedenken wegsetzen zu sollen geglaubt mit dem leidigen Trost, daß hier einer jener Fälle vorliege, wo der Zweck das Mittel heiligen müsse?

Nun pflegt aber diese Heiligung um so nothwendiger zu sein, je krummer und schiefer das Mittel; und je krummer und schiefer das Mittel, um so weniger hält man das Mittel gemeiniglich für zweckentsprechend, also daß die Schlußmoral meistens darauf hinauskommt: man hätte viel gescheidter gethan, von vornherein das rechte, das gerade Mittel zu wählen.

Digitized by Google

Auf einen literarischen Fall angewandt, heißt dies:

Wer wirklich keinen ästhetischen Zweck im Auge hat, wem es bei der Behandlung einer Tagesfrage alles Ernstes nur um die Zustimmung des Ethikers, des Historikers zu thun ist, fügt sich selbst den größten Schaden zu, wenn er nicht auf dem legitimen, das heißt geraden, das heißt kürzesten Wege auf sein Ziel losgeht und, was er zu sagen hat, direct ausspricht mit allem Scharfsinn, der ihm zu Gebote steht, mit aller Gelehrsamkeit, über die er verfügt, mit allem Pathos, dessen er fähig ist und das die Sache verträgt, ohne poetische Einkleidung, rein prosaisch in Form eines Leitartikels, einer Broschüre, eines Buches, je nach dem Umfang des betreffenden Gegenstandes. Denn wie darf er sich schmeicheln, seine ebenfalls sehr scharfsinnigen, sehr gelehrten, sehr beredten Gegner zu überzeugen oder wenigstens zu entwaffnen dadurch, daß er — einen Fall erzählt? — einen Einzelfall, der ja schlechterdings nichts beweist! die von dem Verfasser aufgestellte Regel nicht constituirt, im Gegentheil sehr wahrscheinlich von den Gegnern als ein Ausnahmefall hingestellt wird, der ihnen sehr gelegen kommt, die Unumstößlichkeit des von ihnen behaupteten Gesetzes zu sanctioniren, für welches sie übrigens noch hundert Fälle als trefflichste Paradigmata in Petto haben!

Der Romandichter kann ja nichts Anderes als einen Fall erzählen.

Wie nun aber, wenn er in seinem eigensten Interesse diesen Fall so sorgsam wählt, daß er allerdings ein Unicum, aber nur deshalb ein Unicum ist, weil er, was in Dutzenden von anderen ähnlichen Fällen zerstreut vorkommt, in sich vereinigt? Und er diesen Fall so sorgsam *erzählt*, wie er ihn *gewählt* hat; so sorgsam, daß Alles an ihm und in ihm auch zum Vorschein und zur Darstellung kommt? Und kein Gegner auftreten und sagen kann: Ja freilich, wenn du Dies in ein scharfes Licht stellst und Jenes mit gnädigem Schatten bedeckst! Dies mit Emphase verkündest und Jenes klüglich verschweigst! Sondern Freund und Feind, soweit sie überall ehrlich sind, eingestehen müssen: es ist nur ein einzelner Fall und beweist als solcher nichts; aber es ist ein merkwürdiger Fall, der uns zu denken giebt, ja, der uns erschüttert, weil er, wenn nicht die ganze Wahrheit, so doch *nur* Wahrheit bringt; dann —

Ja, dann hat sich freilich das Mittel bewährt; aber es hat auch aufgehört, Mittel zu sein; ist sich Selbstzweck geworden; ist kein Tendenz-Roman mehr, sondern ein ehrlicher Roman, der um den Beifall des Aesthetikers nicht länger bange zu sein braucht und der sonderbarerweise auch „die Zustimmung des Ethikers, vor Allem des Geschichtschreibers" ebenso sicher finden wird, wie sein häßlicher Doppelgänger darauf gefaßt sein muß, es mit dem Aesthetiker, Ethiker und Geschichtschreiber zugleich zu verschütten.

Unser Fall nun ist glücklicherweise einer von den eben beschriebenen, wo sich das Mittel stärker erwies als der Zweck oder, wenn man will, der Anwender des Mittels nur die Natur und Tugend eben des Mittels sich voll entwickeln zu lassen brauchte, damit der ursprünglich allein gewollte Zweck sich als Nebenfolge mit einfand. „Der neue Ahasver" ist Tendenz-Roman nicht mehr und nicht weniger, als es eben jeder Roman ist, der aus der unmittelbaren Gegenwart seinen Stoff nimmt.

Das ist kein geringes Lob, wenn man bedenkt, daß der Autor sich die ohnehin nicht leichte Aufgabe so schwer gemacht hat, als man sie möglicherweise machen kann. Weit entfernt, die friedlicheren Partien des Lebens aufzusuchen, die es denn doch, Gott sei Dank, auch noch heutzutage giebt, springt er mit beiden Füßen in das Gewühl des erbittertsten Kampfes, müht er sich ab an der Klarstellung und Lösung der leidigsten aller Fragen: der sogenannten Judenfrage. Wenn ihm hier das Menschliche passirte, daß sein für die Angegriffenen und Verfolgten schlagendes Herz den Angreifern und Verfolgern nur Zorn und Haß entgegensprühte — wer würde es nicht begreiflich finden? Aber es ist merkwürdigerweise nicht der Fall, er befleißigt sich hinüber und herüber der größten Unparteilichkeit; mißt beiden Theilen Sonne und Wind so gleichmäßig zu, daß wir sehr begreiflich finden, was er in der Vorrede versichert: er habe bereits während des Erscheinens des Romans in den Feuilletons der Zeitungen den Zorn der Extremen hüben und drüben auf sich geladen: sowohl „des Pöbels höherer und niederer Stände, der sein Gift gegen den jüdischen Stamm verschwendet, als derjenigen Juden, die so wahnsinnig sind, mitten im Herzen Deutschlands eine orientalische Enclave bilden zu wollen". Dieser dualistische Zorn ist denn freilich der beste Beweis seiner Objectivität, und der „Tendenz-Roman"-Dichter hat Fug und Recht, daraus den Schluß zu ziehen, daß er „in manchen Stücken wohl das Richtige getroffen".

Er hat es denn freilich in manchen auch verfehlt, und mir däucht in keinem Stücke mehr als in der höchst rührenden, aber auch höchst unmöglichen Ingenuität und Unschuld, mit welcher er das Liebespaar durch diese sehr verderbte Welt gehen läßt, bis die guten Seelen denn freilich, wollend oder nicht wollend, die träumerischen Augen aufmachen müssen. Heinrich, der in Prag geboren und bis zum Jünglingsalter gelebt und, wie sich später heraus-

Digitized by Google

stellt, als Judenknabe böseste Unbill auf der Schule erfahren, steht „betroffen", als er, nach siebenjähriger Abwesenheit zurückkehrend, von einem Vorübergehenden, bei dem er sich nach der Zaiklergasse erkundigt, zu hören bekommt, dieselbe liege „in der Judenstadt". Er fühlt sich „peinlich berührt", und freilich mit Fug, wenn es wahr ist, was der Autor versichert: „Seit sieben Jahren hatte ihn nichts, aber auch gar nichts daran erinnert, daß er kein schlichter Mensch sein sollte wie alle anderen auch." Aber kann das wahr sein? oder muß man nicht, wenn es wahr ist, leider zugeben, daß der gute Heinrich dann ein ganz immenses Glück gehabt hat? Ein viel größeres sicher als der brave Sanitätsrath, der, gelegentlich auf Heinrich's jüdische Abstammung zu sprechen kommend, äußert: „Nun, ich wünsche, daß dieser antiquarische Umstand Ihnen nicht so vielen Kummer bereiten möchte wie mir im Anfang meiner Thätigkeit." Der gute Heinrich fällt natürlich wieder aus seinem Unschuldshimmel und fragt „erschreckt", „ob denn auch im Herzen Deutschlands die Gleichheit der Menschen noch immer nicht vorhanden sei?" worauf denn der erfahrene Freund nicht ohne Euphemismus antwortet: „Sie sind sehr jung, daß Sie noch so fragen können." Und da nun seine Geliebte, die holde Clemence, jedenfalls noch einige Jahre jünger ist als er, kann man sich freilich nicht wundern, wenn sie, als ihre Familie sich ihrer Verbindung mit Heinrich widersetzt, zu diesem spricht: „Sage, Heinrich, was soll denn das heißen, daß sie behaupten, du seist ein Jude. Das verstehe ich nicht. Du bist doch ebenso ein Mensch wie ich oder Papa oder dein Freund Laskow." Der gute Heinrich ist mittlerweile bereits so gewitzigt, daß er nicht mehr betroffen dasteht oder erschrickt, sondern mit fühlbarer Ironie antwortet: „Ich hoffe wirklich, daß ich nichts Anderes bin. Aber ein Jude bin ich doch. Du magst daraus sehen, daß du dir unter einem Juden etwas Falsches vorgestellt hast." Worauf das Fräulein: „Ich habe mir im Grunde gar nichts darunter vorgestellt. Eigentlich habe ich gar nicht daran gedacht, daß es noch lebendige Juden giebt." Und die junge hochadelige Dame ist nicht etwa ein Gänschen von Buchenau, sondern ein sehr nachdenkliches, mit sehr offenen Augen in das Leben blickendes Mädchen, in Berlin geboren und erzogen, und das Haus ihrer Eltern liegt „Unter den Linden"! — Du ahnungsloser Engel du! dürfte der euphemismusreiche Medicinalrath hier gerufen haben.

Der Grund, weshalb der Verfasser die Liebenden mit dieser ahnungslosen Unschuld ausgestattet, liegt auf der Hand: er wollte, daß die beiden Gestalten sich licht von dem düsteren Hintergrunde abhoben; aber er hat durch den idealen Farbenton das gleichmäßig realistische Colorit seines Gemäldes gestört. Es sind noch ein paar andere Störungen da, die eine andere Ursache haben, nämlich die, daß, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Localfarbe verfehlt ist, so z. B. der wohl ein paar Längengrade zu weit von Osten nach Westen transponirte antisemitische Krawall, in welchem Clemence ihr junges Leben verliert; das in dem friedlichen, des Sommerabends von Spaziergängern wimmelnden Thiergarten unmögliche Duell und Aehnliches. Auch ein paar Verzeichnungen sind uns aufgefallen, unter denen das Auftreten Victor's in der Antisemitenversammlung die schlimmste sein dürfte. Ein recht braver, aber nichts weniger als geistreicher mecklenburgischer Landjunker, der plötzlich zum Redner mit glänzender Suade und treffendster sokratischer Ironie wird; ein activer Husarenoffizier, der, und wennschon in Civil, sich direct in eine Agitation von so hochpolitischem Charakter mischt — den sattel- und tactfesten Herren Kameraden des guten Victor wird die loyale Haut schaudern, wenn sie das lesen!

Aber das sind schließlich nur Einzelheiten, über die man freilich nicht wegsehen kann, die aber doch den Werth des Ganzen nicht wesentlich beeinträchtigen. Und dieser Werth ist nicht gering. Es gehört nicht nur eine muthige, sondern auch geschickte Hand dazu, einen so heiklen Stoff zu ergreifen und ihn, Alles in Allem, in einer durchaus übersichtlichen, nicht geradezu unwahrscheinlichen Fabel zu formen, so daß innerhalb derselben so ziemlich sämmtliche Hauptseiten des Themas durch das Dasein und den Contact der in die Fabel verflochtenen repräsentativen Menschen auf ungezwungene, ja nothwendige Weise zum Ausdruck und Austrag kommen.

Das ist um so höher anzuerkennen, als der Autor offenbar das Verhältniß des Inhalts seines Werkes zum Umfang nicht sorgsam genug abgewogen hat. Eine Geschichte, die vor 1866 beginnt und in unseren Tagen endet, läßt sich in zwei mäßig starken Bänden nicht wohl ohne starke Sprünge erzählen. An solchen, den gleichmäßigen Vortrag beeinträchtigenden, vielmehr aufhebenden Sprüngen fehlt es denn auch dem Buche nicht, und das möchte — vom ästhetischen Standpunkte gesehen — der übelste Streich sein, den das Vorwiegen der Tendenz, das heißt das allzu eifrige Bestreben, seine letzten Gedanken über die vorliegende Frage an den Mann zu bringen, dem Autor gespielt hat. Wenn es ihm trotzdem — trotz dieser bösen Sprünge — gelungen ist, uns eine lange Doppelreihe interessanter, durchaus lebenswahrer Menschen vorzuführen, eine ganze Anzahl bedeutender, höchst wirksamer Scenen hinzustellen, ohne zu dem leidigen, völlig prosaischen Mittel abstracter Charakter-

Digitized by Google

oder Situationsschilderungen seine Zuflucht zu nehmen, so spricht das wahrlich für ein nicht gewöhnliches Darstellungstalent.

Möge der Autor diese seltene Gabe, diese conditio sine qua non jedes dichterischen Erfolges, fleißig üben und so allmählich ganz in den Dienst der Kunst stellen! Er braucht deshalb nicht an seinem schönen Eifer, an seinem feurigen Wagemuth einzubüßen; er braucht sich deshalb nicht von dem Leben der Gegenwart abzuwenden und vor der „Tendenz" zu bekreuzen. Wir glauben ihm bewiesen zu haben, daß sein Selbstvorwurf nach dieser Seite nur zum kleinsten Theil gerechtfertigt war, und fügen unsere Ueberzeugung hinzu: daß jene verwaschene Concilianz, die es Allen recht machen möchte, das beste Mittel ist, es mit Allen zu verderben. Der Romanschriftsteller soll und muß Farbe bekennen, soll und muß eine „Tendenz" haben. Aber freilich wird er sich den vollen Beifall des Aesthetikers nur erringen, wenn er seinen Stoff so wählt und abgrenzt, daß der Inhalt in die Form aufgeht, in jedem Punkte dargestellt und so das durch die Kunst überall bezähmte und bewachte Feuer der Tendenz, seiner ästhetischen Furchtbarkeit beraubt, zu einer auch für die Kunst wohlthätigen Macht wird. Fr. Sp.

Lebensbilder.

Eine Biographie Napoleon's I. ist eine der größten Aufgaben, welche ein neuerer Historiker sich stellen kann: **Napoleon Bonaparte.** Seine Jugend und sein Emporkommen. Von Arthur Böhtlingk. (Jena, Frommann.) Der vorliegende zweite Band des Werkes, dessen erster Band 1877 erschien, nimmt die Geschichte Napoleon's an dem Punkte auf, an welchem er im Mittelpunkt der Revolutionsbewegung in Paris selber 1795 eine entscheidende Rolle zu spielen beginnt, und führt sie bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Wir haben auf den ersten Band unsere Leser schon früher aufmerksam gemacht. Sein Hauptverdienst war, daß er aus der corsischen Geschichte heraus die Richtung dieses Herrschergenies begreiflich machte. Nunmehr, da Napoleon sich plötzlich als Oberbefehlshaber in Paris befand, verlor die kleine Heimatinsel für seinen ehrgeizigen Blick jede Bedeutung. Die Geschicke Frankreichs, ja Europa's sind von da ab mit den Ränken verbunden, durch welche Napoleon emporkam, und das Interesse des vorliegenden Werkes, wenn man von dem Persönlichen absieht, liegt gerade darin, daß diese Person wirklich den Mittelpunkt bildet, von welchem aus das Schicksal Europa's am einfachsten überblickt wird. Die Archive von Berlin und London haben dem Verfasser ein bedeutendes neues Material gewährt, weniger glücklich war derselbe in Paris, wo ihm zumal der Einblick in die Correspondenz des Generals Bonaparte und in die Protokolle des Directoriums verweigert wurde.

Das Bild eines bedeutenden philosophischen Schriftstellers aus dem vorigen Jahrhundert wird erneuert in: **Mendelssohn's Schriften zur Philosophie, Aesthetik und Apologetik.** Von Moritz Brasch. 2 Bde. (Leipzig, L. Voß.) Das Bild Mendelssohn's ist etwas abgeblaßt. Populäre philosophische Schriftstellerei steht heute nicht hoch im Werthe, und gerade über die des vorigen Jahrhunderts hat man sich zu spotten gewöhnt. Was Mendelssohn betrifft, so ist eine solche Betrachtungsweise unrichtig. Als Kant die bekannten „Morgenstunden" von Mendelssohn las, erklärte er sie für die vollkommenste Darstellung derjenigen Metaphysik, welche er selber freilich zertrümmert hat. Man wird in dem „Phädon" oder in einer Abhandlung, wie die von der Unkörperlichkeit der Seele ist, dieselben Argumente finden, welche den Mittelpunkt der Beweisführung in einigen heute sehr berühmten Schriften bilden. Dazu hat Mendelssohn eine Vollendung in schlichter und natürlicher Prosa, welche bei der Lectüre immer neues Vergnügen erregt. Die Ausgabe selber ist tadellos, die Einleitung des Herausgebers vortrefflich und Ausstattung und Druck machen der Verlagshandlung alle Ehre.

Das Bild eines neueren Philosophen wieder in den Vordergrund gerückt und außerordentliche verkannte Arbeiten desselben wieder zur Anerkennung gebracht zu haben, ist das sehr bedeutende Verdienst eines Werkes, dessen dritter abschließender Theil nunmehr vorliegt: **Schelling's positive Philosophie.** Von Constantin Frantz. Dritter abschließender Theil. (Köthen, Paul Schettler's Verlag.) Die letzte Epoche Schelling's hat allzu lange unter dem Schatten seiner früheren, doch theilweise unreifen und übereilten, wenn auch genialen Arbeiten gestanden. Alles, was Uebles über den Schöpfer der Naturphilosophie zu sagen war, dehnte man ohne Weiteres auf die Arbeiten seines Alters aus, welche schon als Schriften aus dem Nachlaß nur geringe Beachtung fanden. Alles denkbar Ueble war von diesen Schriften gesagt worden, lange ehe sie hervortraten. Und doch besteht in Bezug auf den Werth ein bemerkenswerther Unterschied zwischen den so berühmt gewordenen Schriften seiner Jugendzeit und der reifen, überlegten und überlegenen Gedankenarbeit, welcher er eine lange Reihe

Digitized by Google

von Jahren in größter Anstrengung gewidmet hat. Jedoch kann wohl gesagt werden, daß die Zeit, in der diese Schriften erschienen, wenig geeignet war, ihre Bedeutung zu erfassen. Es war die Zeit, in welcher Strauß' „Leben Jesu" als das höchste Werk der Bildung erschien und diese sich für viel zu vorgeschritten hielt, mit der Thatsache von Kirchen überhaupt noch zu rechnen. Es war die Zeit des überwiegenden naturwissenschaftlichen Geistes. Da nun aber die ganze Gedankenarbeit von Schelling in dieser letzten Epoche darauf gerichtet ist, mit Hülfe des Schlüssels der Religionen die geschichtliche Welt zu erschließen, so konnte nicht erwartet werden, daß irgend ein erhebliches Interesse einer solchen Gedankenarbeit entgegen komme. Und nach verschiedenen Aeußerungen Schelling's war dies auch ein Hauptgrund, aus welchem viele so gut als vollendete Arbeiten in seinem Pult verschlossen blieben. Er beurtheilte die Zeit ganz zutreffend. Mit richtigem Gefühl hat Constantin Frantz der veränderten Zeit die verschmähte positive Philosophie Schelling's wieder nahe gebracht. Hierzu war er in hohem Grade geeignet, denn seine natürliche und kraftvolle Prosa hat ihn befähigt, eine Darstellung des Systems von Schelling zu geben, welcher auch ein weiter Kreis der Gebildeten mit sehr lebhaftem Interesse wird folgen müssen. Und sein Sinn für das, worauf es schließlich einer Philosophie ankommt, sein gerades Wort dafür rücken die Philosophie Schelling's mitten in das lebendige Interesse des Tages. Constantin Frantz erwartet von der positiven Philosophie, sie werde das Christenthum in seiner inneren Wahrheit wieder neu zur Geltung bringen, und so knüpft er an dieselbe das Interesse, daß die innere Zersetzung, in welcher die gegenwärtige Civilisation sich befindet, endige, die revolutionäre Periode zum Abschluß komme und eine neue Zeit positiverer Schöpfungen beginne.

Ein Dichter, welcher ein Jugendgenosse Schelling's war, tritt uns durch eine neue Publication in kräftigerer Beleuchtung entgegen: **Novalis' Briefwechsel mit Friedrich und August Wilhelm, Charlotte und Karoline Schlegel.** Von J. M. Raich. (Mainz, Franz Kirchheim.) Ich habe schon einmal in diesen Blättern darauf hingewiesen, daß diese Sammlung unser Bild von Novalis in sehr wesentlicher Weise corrigirt. Ihren Mittelpunkt bildet die Correspondenz mit Friedrich Schlegel. Während die bisher veröffentlichten Briefe Hardenberg in seinen gemüthvolleren Lebensbeziehungen zeigen, erscheint er hier als mit einer ungemein intellectuellen Actualität ausgestattet. Man sieht ihn auf den Mittelpunkt der Wissenschaft mit einer Art von sieghafter Selbstgewißheit hindringen und man fühlt aufs Neue, daß Niemand sagen kann, wie weit Novalis als Dichter, Denker und Schriftsteller vorangedrungen sein würde, hätte der Tod nicht zu früh all dieser inneren Arbeit ein Ende gemacht.

Zwei pädagogische Memoirenwerke sind im Druck erscheinen, die erste ein Wiederabdruck: **G. F. Dinter's Leben,** von ihm selbst beschrieben, mit Erläuterungen von Niedergesäß. (Wien, A. Pichler's Verlag); die andere: **Erinnerungen an Friedrich Fröbel.** Von Rudolf Benfey. (Köthen, Paul Schettler's Verlag.) Das Leben Dinter's erscheint in der „Bibliothek pädagogischer Classiker", auf welche wir bereits öfter unsere Leser aufmerksam machten. Die Wiener Verlagshandlung von A. Pichler hat sich um die pädagogische Literatur durch diese Bibliothek ein entschiedenes Verdienst erworben. Man wird das Leben Dinter's wegen der außerordentlichen Natürlichkeit der Erzählung, der Fülle der Anekdoten, aber auch wegen der Bedeutung des Mannes mit vielem Vergnügen lesen. Die Methode, welche er vertrat, war eine werthvolle Ergänzung derjenigen, die von Pestalozzi ausging. Indem er der Ausbildung des Verstandes in der Richtung der sokratischen Methode sich vorzüglich widmete, erneuerte er erfolgreich Bestrebungen im nördlichen Deutschland, die schon Rochow vor ihm gepflegt hatte. — Die Erinnerungen an Fröbel sind anspruchslose Aufzeichnungen, welche sich auf Begegnungen mit diesem Pädagogen beziehen, der auch als Mensch außerordentlich interessant war. Gern durchstreift man mit dem Erzähler die anmuthigen thüringischen Gegenden, in welchen die erste Heimat der Kindergärten gewesen ist.

Literarische Notizen.

Wilhelm von Humboldt's Aesthetische Versuche über Goethe's „Hermann und Dorothea". Mit einem Vorwort von Herm. Hettner. Vierte Auflage. (Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn.) Wir begrüßen diese neue handliche und correcte Ausgabe des berühmten Buches mit der herzlichsten Freude. Es ist ein Führer und Rathgeber in ästhetischen Dingen, dessen Weisheit und Treue nun bereits über acht Jahrzehnte (die erste Ausgabe erschien

1799) erprobt haben, ja dessen Autorität — man darf es getrost sagen — seitdem nur immer gewachsen ist. Nicht, daß der große Forscher überall das letzte entscheidende Wort gesprochen hätte oder es auch nur hätte sprechen wollen — er selbst nannte sein Werk bescheidentlich: Aesthetische Versuche! — nicht, daß er von neueren Forschern in der präciseren Fassung mancher wichtigen Begriffe nicht vielfach überholt wäre; nicht einmal, daß sich in seinem Werke nicht Vieles fände, das zum Widerspruche reizt, ja dem man entschieden widersprechen muß; aber die großen, die Fundamentalsätze, auf denen er sein System aufbaut, sind heute noch völlig unerschüttert, wie viel auch an ihnen gerüttelt ist. Dafür den Nachweis liefern zu wollen, kann uns hier selbstverständlich nicht beifallen; ja, wir müssen es uns versagen, Humboldt's System auch nur in den allgemeinsten Zügen und flüchtigsten Umrissen zu reproduciren; nur auf einen Punkt möchten wir die Aufmerksamkeit der Kenner lenken, weil derselbe uns in den sonst höchst werthvollen Vorerinnerungen des Herausgebers nicht ganz richtig gestellt scheint. Dieser Punkt ist das Verhältniß der „Aesthetischen Versuche" zu Schiller's Abhandlung: „Ueber naive und sentimentalische Dichtung." Daß Humboldt ohne das Vorausgehen dieser Abhandlung (überhaupt ohne die Anregung Schiller's) sein Werk nicht oder doch ganz gewiß nicht so geschrieben hätte, muß ja ohne Weiteres zugegeben werden. Auch daß der Schiller'sche Aufsatz, als er endlich (1795) Humboldt als Ganzes vorlag, auf denselben einen „überwältigenden" Eindruck machte, bezeugt ja dieser selbst in seinem Briefe an Schiller mit den (von dem Herausgeber citirten) Worten: „daß sie (die Abhandlungen) ihm fast zu allen Zweifeln, in welchen er sonst manchmal im kritischen Urtheile über Dichter schwankte, die Auflösung und zu seinen Haupturtheilen selbst den bestimmten deutlich ausgesagten Grund hergegeben haben." Wenn aber der Herausgeber fortfährt: „Wir unsererseits können zu diesem Selbstbekenntniß hinzufügen, daß diese Abhandlung Schiller's über naive und sentimentalische Dichtung der maßgebende Text wurde, in welchem sich, erläuternd und anwendend, fortan ganz ausschließlich das gesammte ästhetische Empfinden und Denken Humboldt's bewegte," so wagen wir dieser Behauptung in aller Bescheidenheit auf das allerentschiedenste zu widersprechen. Wir sind des festen Glaubens, es könnte von Jemand, der die einschlägigen schwierigen Fragen durchaus studirt hat und völlig übersieht, bewiesen werden, daß Humboldt's Aesthetik nicht nur nicht ausschließlich eine Erläuterung und Anwendung der Schiller'schen Principien und Deductionen ist, sondern sich in gewissen und zwar sehr wichtigen, geradezu entscheidenden Punkten in heller Opposition gegen den durch die Abhandlung seines großen Freundes mindestens inaugurirten Dualismus in der Poesie befindet. Wir müssen die Entsagung üben, diese Behauptung auszusprechen, ohne hier, wo es unmöglich ist, den Beweis dafür anzutreten, auf die Gefahr hin, schnöder Neuerungssucht geziehen zu werden, und daß wir freventlich jene herrliche Continuität anzweifeln, welche aufzudecken und zu stabiliren das specielle Geschäft und Verdienst unserer Literarhistoriker ist. Nur freilich würde diese Continuität ein perpetuum immobile sein, wenn sie sich nicht — gerade um sich zu behaupten — gelegentlich auch einmal in Gegensätzen energisch fortbewegte — ein Proceß, der freilich nicht ganz so einfach und durchsichtig ist als das Verhältniß vom Schüler zum Lehrer. Schiller ist Humboldt's Lehrer gewesen, das ist kein Zweifel; aber geschworen hat der Schüler, Gott sei Dank, auf den Lehrer nicht, oder — die „Aesthetischen Versuche" wären nie geschrieben worden. Fr. Sp.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Digitized by Google

PHILIP MORRIS' No. 7 CIGAR, PHILIP'S CAIRO, AND
PHILIP MORRIS' CIGARETTES.
Cigarettes and Smoking Tobaccos.
PHILIP MORRIS & CO., LTD.

Aberdeen	Dundee	Leeds	Portsmouth
Ashton-under-Lyne	Edinburgh	Leicester	Preston
Barnsley	Exeter	Liverpool	Reading
Barrow-in-Furness	Gateshead	Manchester	Rochdale
Bath	Glasgow	Middlesbrough	Salford
Belfast	Gloucester	Newcastle-on-Tyne	Sheffield
Birkenhead	Greenock	Northampton	Southampton
Birmingham	Halifax	Norwich	Stockport
Blackburn	Huddersfield	Nottingham	Sunderland
Bolton	Hull	Oldham	Swansea
Bradford	Ipswich	Oxford	Wakefield
Brighton	Kingston-upon-Hull	Paisley	Warrington
Bristol	Leamington	Plymouth	Wolverhampton
Cardiff			York

MOTOR MECHANICS.

Motor Mechanics are invited to write for particulars of the Philip Morris Motor Mechanics' Scholarship, which is awarded annually to the Motor Mechanic who writes the best essay on the subject of Motor Engineering.

PHILIP MORRIS & CO., LTD.

Berliner Tageblatt
und Handels-Zeitung.
Herausgeber: Theodor Wolff.
Erscheint wochentäglich mehrmals. Abonnementspreis vierteljährlich 5 Mk. Bestellungen nehmen an: in Berlin die Geschäftsstelle SW. 68, Lindenstraße 69, die Filialen, die Annoncen-Expeditionen und alle Postanstalten; außerhalb Berlins alle Postanstalten.
Anzeigenpreis für die 5gespaltene Petitzeile oder deren Raum 80 Pf. Anzeigen nehmen an: die Geschäftsstelle, die Filialen und die Annoncen-Expeditionen.
Filialen: W. Hermann, Friedrich-Wilhelm-Straße 18; Rud. Mosse, Markgrafenstraße 35; Haasenstein & Vogler, Leipzigerstraße 46; Invalidendank, Markgrafenstraße 38; Daube & Co., Leipzigerstraße 46; Eugler & Co., Leipzigerstraße 111; Stettiner Annoncen-Bureau, Stettin, Breitestraße 4.
Telegramm-Adresse: Tageblatt Berlin.
Fernsprecher: Amt I, No. 152.
Redaktion: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt I, No. 1983.
Expedition: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt I, No. 1984.

Sonntag, 1. Januar 1899.

Morgen-Ausgabe.

Deutsches Montags Blatt.

Wunde Ferse

Wilson, Alfred, Jun., Assistant Secretary, 28 Jan. 1886.

Unſere Patriarchen.

Erzählung aus dem Departement Oſt-Ems

von

Emmy v. Dinklage.

Der Bauer Alarich Hertog wurde ſeit gut dreißig Jahren in der ganzen Gegend nur der Butenlandske (Ausländer) genannt, trotzdem er auf derſelben Warft (Erdaufwurf) neben dem Emsdeiche und unter demſelben langgeſtreckten und ſenkrückigen Dache geboren wurde, die er heute als hoher Sechziger bewohnte. Das Ausländiſche heftete ſich an ſeinen Namen, weil er in frühen Jahren nach Holland auswanderte und von dort erſt nach längerer Zeit zurückkehrte, nachdem ſein älterer Bruder kinderlos verſtorben und ihm das väterliche Beſitzthum erblich zugefallen war. Die Art, wie Alarich Hertog aus der Fremde heimkehrte, ſetzte die Nachbarſchaft nicht wenig in Erſtaunen. Er brachte nicht nur eine ſchöne Frau in dem koſtbaren Schmuck ihrer niederländiſchen Goldhaube mit, ſondern auch Knechte und Mägde, Pferde, Kühe, Schafe und zwei rieſenhafte Hunde, welche Neunpfund-Hunde hießen, obwohl ſie größer als ein Dreiwochenkalb waren. Alarich Hertog und ſeine Frau hielten viel auf dieſe Hunde; etwas muß man doch lieben, und Kinder hatten ſie nicht.

Daraus, daß dem Bauer Alarich Hertog und ſeinem holländiſchen Weibe Regina, trotz des großen Anhanges, der ihnen gefolgt war, und trotz ihrer Viehkarawane, verſagt blieb, was dem ärmſten Beſenbinder in der Gemeinde zu Theil ward: ein Erbe des Familien-Namens und -Geiſtes, daraus erſah leichtlich Jedermann, daß es mit der großen Frömmigkeit Mynheers doch nicht ſo gut ſtehen konnte, als er es durch den gewiſſenhaften Kirchenbeſuch des geſammten Hausvolkes,

Digitized by Google

die Morgen- und Abendandachten auf der Plaatze (Bauerngut) am Emsdeich und durch seine reichlichen Almosenspenden gern glauben gemacht hätte. Daß er ein Scheinheiliger sei, bewies sich alsbald deutlich genug darin, daß er die alte bedenklich gesunkene Dorfkirche, in deren niedere Thür der hochgewachsene „Butenlandske“ nur gebückt eintreten konnte, vergrößern und auf eigene Kosten renoviren ließ, obwohl die Zeit zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine schlimme war. Er that es aber doch und ließ sein eigen Haus, das auch nicht viel besser im Stande war, so bestehen, wie er es vorfand, nur daß die holländischen Mägde spülten und putzten von früh bis spät, während der alte holländische Knecht, der mit Frau und Kind zur Wirthschaft gerechnet wurde, ankalkte und weißte, wo sich immer eine Wandfläche bot, und der Tünche eine hübsche Abwechselung dadurch verlieh, daß er bald Lackmus, bald Oker zusetzte, was eine schöne Mannigfaltigkeit von Hellblau und Gelb hervorbrachte. Auch mit Oelfarben hantirte der alte Knecht Ko (Jakob), wie denn dieser überhaupt Alles angriff und Alles überwachte, was das Fortkommen der fremden Colonie erheischte. Fremd blieb aber diese Colonie durch die Jahrzehnte dennoch. In Kleidung, Haushalt und Ackerbau folgte sie absonderlichen Gewohnheiten, und durch die streng religiöse Zucht des an und für sich so herben Calvinismus kam selbst mit den Glaubensgenossen der Umgebung keine Annäherung zu Stande. Man hielt Mynheer und Jüffrau Hertog für „großmüthig“, das heißt stolz, und wenn sie sich auch hier und da „gemein machten“ gegen diejenigen, welche ihre Hülfe beanspruchten, und wenn auch Niemand ungetröstet über die Schwelle ging — sie selbst und ihr Gesinde ließen es sich dennoch abmerken, daß sie anderer Leute nicht bedurften.

Der liebe Gott stand dem Hertogsbauern in Allem, was Geld und Gut anlangt, in fast auffallender Weise bei, denn was Allen mißlang, das glückte dem grauen Kopfe unter dem mächtigen Dreispitzhut, welch letzterer nur vor Gott und der hohen Obrigkeit gelüftet wurde. Als man sich endlich, nach etwa zehn Jahren, allmälig an die Butenlandsken und ihr Treiben gewöhnt hatte, da wurden wiederum die Augen der Gemeinde auf die immer noch überaus blühende und stattliche Frau Regina gerichtet, da sie eines Tages in der Kirche erschien, zwar wie immer mit der Schleierhaube über den goldenen Ohreisen, an der Stirn durch zwei Diamantähren gehalten, doch führte sie diesmal an der rechten Hand ein braunlockiges, hübsches Bübchen von etwa vier Jahren, welches klugen Blicks umherschaute, sich dann aber sittiglich und mit einer für sein Alter bewunderungswerthen Selbstbeherrschung ruhig auf seinem Ehrensitz zwischen Bauer und Bäuerin verhielt, obwohl die Predigt üblicherweise des Morgens zwei Stunden dauerte, indeß die allsonntägliche Nachmittagsandacht allerdings nur eine Rede von fünfviertel bis anderthalb Stunden zu bieten pflegte. Neben Alarich Hertog hatte Ko, der überhaupt nie von seinem Brotherrn als Diener, sondern nur als gehorsamer Freund behandelt wurde, seinen ständigen Platz, neben diesem wieder seine Gattin, die alte Bine, und dann die Großmagd Mietje. In der zweiten und dritten Reihe saß das übrige Hausvolk je nach dem Range, den es bekleidete, bis auf den Kuhjungen herab, welcher Ko's jüngster Sprößling war.

Selbigen Tages nahm zwischen den Mägden der zweiten Reihe eine hübsche junge Person Platz, welche zweifelsohne die Mutter jenes Knaben war, dunkeläugig unter den langen Wimpern hervor die Umgebung beobachtend wie er. Sie

Digitized by Google

allein trug nicht die holländiſche Tracht, ſondern einen neumodiſchen Anzug, der ſehr einfach, beinahe dürftig war. Man erfuhr noch im Laufe desſelben Jahres durch einen Butterhändler, welcher in der Umgegend ſeine Einkäufe bei den Landleuten machte, daß ein jüngerer Bruder der Frau Regina ſich dieſes ſchöne Weib mit aus Indien gebracht habe, wohin ihre Vorfahren aus Europa eingewandert waren, daß aber jener Bruder unlängſt verſtorben ſei und daß jetzt Jüffrau Hertog darauf beſtanden habe, das Söhnchen des Verewigten an Kindesſtatt zu adoptiren. Sie zeigte ihren Jungen dem Butterhändler mit der ſtolzen Bemerkung: „Er hat mich jetzt ſchon lieber als ſeine leibliche Mutter!“ Da der Aufkäufer bemerkte, daß Alarich, der Herr des Hauſes, ſehr ernſt zu dem Gebahren ſeiner Ehehälfte dreinblickte und nachdenklich den Kopf des alten Neufundländers ſtreichelte, der ſeinerſeits den jungen Neufundländer, ſeinen Sprößling, grimmig anknurrte, ſo merkte der Handelsmann, es ſei nicht Alles im Hauſe, wie es ſein ſollte, und entgegnete: „Jüffrau Regine, legt den Kleinen da nicht mitten aufs Kopfkiſſen; es möchte ſein, daß er einem berechtigteren Erben Platz machen müßte, und das Verdrängtwerden ſetzt böſes Blut!“

Da lachte Frau Regina über ihr rundes Geſicht, küßte den Schwarzkopf, der ſich an ihre Kniee lehnte, und entgegnete: „Ihr ſeid doch ſonſt ein verſtändiger Mann, Maſter Dirk, ſo ſolltet Ihr wiſſen, daß eine Frau, die zweiundzwanzig Jahre vergebens gewartet hat, wie ich, eine bare Närrin wäre, wenn ſie noch zweiundzwanzig Jahre wartete!“

Jans, der kleine Eroberer, beherrſchte bald die ganze Plaatze, ohne daß die Bewohner derſelben das eben ſtörend empfanden; er befahl und forderte nie, er bat, er ſchmeichelte, er war ein ſo zärtliches, ſchmiegſames, biegſames Geſchöpf, daß er wie Licht und Jugend ſich in die Herzen einſtahl und ſelbſt der alte unbeſtechliche Alarich das fromme gelehrige Kind den Gottesſegen der Plaatze nannte. Nur Ko und die Hunde anerkannten den Eindringling nicht, und dieſer hütete ſich gar wohl, ſeine Neckereien auf dieſe ſeine drei Gegner auszudehnen. Es waren ihrer bloß drei, denn die Neufundländer Mutter, welche einſt mit Roß und Rind, Topf und Tiegel, Sack und Pack, Knecht und Magd, kurz mit dem ganzen Paradezug eingerückt war, lebte bereits nicht mehr.

Eines Tages that Ko, der alte Knecht, ſeinen Mund auf gegen ſeinen Gebieter und ſagte: „Bauer, es iſt nicht recht und in der Ordnung, daß die Bäuerin ſich zwiſchen Mutter und Kind ſtellt, daß ſie die Mutter unter die Mägde und den Sohn über die Herren rechnet, das thut nimmer kein gut nicht und verſtößt gegen die Gebote Gottes!“

Alarich Hertog reckte ſich hoch empor, ſo daß ſein Dreiſpitz beinahe die Speckſeiten, welche über ihm im Wiemen hingen, berührte; er legte ſeine wuchtige Hand auf die Schulter des Knechtes und erwiderte: „Ich wollte, Ko, du hätteſt *mich* zehnmal getadelt und *ihren* Namen aber ſo rein belaſſen, als er immerdar geweſen! Wenn Regina, mein Weib, gefehlt hat, ſo wiegt das nicht neben all dem Guten, das wir ihr verdanken! Wir Zwei waren ein paar beſcheidene Grasmäher, als ſie ihr Auge auf mich richtete, und ſo geſchah's, daß wir ſeitdem im Ueberfluß leben. Sie, die befehlen konnte, war eine gehorſame Frau; ſie ebnete unſeren Seelen den Weg der Zucht, Sitte und des Wohlſtandes, ſo daß unſere grauen Haare in Ehren angeſehen werden — möchte unſere Seele auch ſo ſicher geführt ſein, wenn Noth, Vereinſamung und Verlockung ſtatt meiner Regina die Hand an uns gelegt hätten? — Du weißt,

Digitized by Google

wie es mit Jans' Mutter bestellt ist, so weißt du auch, daß es Regina kränken muß, wenn ich von ihr fordere, daß sie Hanna Schwester nenne!"

„Bauer, die Sache ist doch nicht anders! Thut Hanna und den Jungen Beide von Euch, oder laßt sie sein, wozu sie Gott gemacht: Mutter und Kind! Duldet keine falsche Nummer in Eurem Rechnungsbuch, damit der Teufel nicht die Klaue darauf lege und sie umschreibe nach seinem Sinne; macht die Sache klipp und klar, wie es Euch ziemt!"

Darauf ging Ko in den Stall hinaus an seine Arbeit; Frau Regina aber, welche hinter der Küchenthür gehorcht hatte, trat heran zu ihrem Eheherrn, blickte ihn mit den freundlichen, rechtschaffenen blauen Augen an und sagte: „Alarich, ich habe keine Stunde meines Lebens bereut, daß ich dich geheirathet habe, der du, obwohl guter Leute Kind, doch als gewöhnlicher Grasmäher unter meine Augen tratest. Heute lobe und preise ich Gott, daß es kam, wie es gekommen; ich will nicht mehr mit geheimem Verlangen zurückblicken auf die ferne Heimath und meine Jugendjahre, denn du verdienst, daß dir Alles geopfert werde, was ein Weib in Stolz und Demuth dem Manne bieten kann; ich will nicht beklagen, daß mir kein Sohn geschenkt wurde, denn selbst das Kind meines Herzens vermöchte mich nicht höher zu ehren, als du es thust — ich danke dir, Alarich Hertog, daß du meinem Alter den Sohn meiner Wahl vergönnst und daß Neid und Mißgunst mich in deinem Vertrauen nicht verkürzen können!"

„Neid und Mißgunst?" wiederholte der Bauer. „Du denkst doch nicht, daß ein Mann wie Ko auf ein unmündiges Kind neidisch sein könne?"

„Wie gut du bist, mein Alter," lächelte Regina, vertraulich seine große, sehnige Hand streichelnd; „ist dir's nie zu Sinne gekommen, daß Ko auch Söhne hat, daß Ko diese seine braven Söhne natürlicherweise liebt und daß ein rechtschaffener Vater daran denken muß, sein Fleisch und Blut in eine gute Lebenslage zu bringen?"

„Wenn Ko den Weg hinaus wollte, Regina, dann würde er keinen falschen Vorwand gesucht haben und noch weniger eine vaterlose Waise unter die Füße treten! Laß mir den Ko ehrlich, Bäuerin; wer sicher wohnen will, darf nimmer an den Pfosten des Hauses rütteln!"

„Ich meinte es nicht übel, Mynheer!" lenkte Regina ein, „aber von dem Jungen lasse ich mein Herz nicht reißen, ich stehe zu ihm gegen Himmel und Hölle!" trotzte sie.

„O Weib, hüte dich mit dem zu rechten, der den Blitzstrahl dahin schleudert, wo die Selbstgerechten sorglos einschlafen, indem sie sprechen: Was kann mir geschehen?"

„Welche Pflicht hätte ich je versäumt, Mynheer?" sprach die Frau darauf. „Ich habe ein vollwichtig Recht, das Kind in meine Arme zu nehmen und die Mutter büßen zu lassen, daß sie den Pfad der Ehrbarkeit verließ — Buße führt zur Besserung! Nicht ich trenne Mutter und Sohn, nein, die Schuld der Mutter, der Makel, der auf der Geburt des Knaben haftet — das steht für alle Zeit zwischen den Zweien! Jans liebt mich schon heute mehr als die, welche ihn geboren, weil sein unverdorbenes Herz fühlt, ich sei eine treue Christin, ein tugendhaftes Weib, und dereinst, wenn er Alles begreift, dann wird er nicht ihr für das Leben, wohl aber mir dafür danken, daß ich mit meinem Namen die Schmach des seinigen begrub, daß meine Hand ihn auf den Weg zur echten, rechten Lehre leitete. Hanna — verzeih' mir's Gott! — weiß kaum, ob sie je getauft wurde und in welche Confession sie hineingehört — manchmal

Digitized by Google

denke ich mit Schauder daran, daß der arme kleine Jans —"

„Nun — was meinſt du?"

„Von einem römiſchen Prieſter könnte getauft ſein," flüſterte erbebend die Bäuerin.

„Ueberheben wir uns nicht, Regina!" warnte der Gatte.

„Ah ſo — Mynheer will mich demüthigen; das ſchwarze heidniſche Weib von jenſeits des Oceans iſt freilich jünger und hübſcher als ich!" Sie lachte bitter und ging hinaus, indeß Alarich ſtaunend bedachte, was ſein würdig Ehegeſpons ſo wunderlich trotzig gemacht haben könne.

Der Gegenſtand des erſten erbitterten Zwiſtes, der zwiſchen den alternden Ehegatten Hertog aufſtieg, hatte indeß kaum gewahrt, daß ſich in der Küche eine eingehende Unterhaltung anſpinne, als er ſein nettes, feuerroth gemaltes Pferdchen mit hochgelber Schabracke in eine Ecke warf, ſich durch die Viehdiele ſchlich und dann, ſo raſch ihn die Füßchen trugen, quer feldein lief, einen Schlagbaum überkletternd, ein paar Gräben waghalſig überſpringend, ſo daß die hellen Schweißtropfen an den Wurzeln ſeines dichten braunen Gelocks hervorperlten; ſeine ſchwarzen, ſammetartig geheimnißvollen Augen hafteten während des Laufes immer auf einem Gegenſtande, der in den Sonnenſtrahlen, welche ihn trafen, jäh aufblitzte — er und dieſer metalliſche Glanz näherten ſich einander raſch —, natürlich, der Schimmer ging von den blankpolirten Meſſingreifen zweier Milcheimer aus, welche Hanna an einem Joche, von den Achſeln niederhängend, trug. Jans ſtieß einen wilden Freudenſchrei aus, Hanna kniete, die vollen Eimer links und rechts vor dem Kinde niederſtellend, Beider Arme flochten ſich in einander, als ob es gelte, ſich in tobender Brandung auf Leben und Tod zu umklammern, Beider Athem flog, die Lippen hefteten ſich feſt Mund auf Mund, und in den verſchleierten Augen des landfremden Menſchenpaares zuckte ein jähes mächtiges Licht empor, wie eine auflodernde Feuersbrunſt.

„Mutter," flüſterte der Junge, „wenn ich groß bin, ermorde ich die Bäuerin!"

„Nein, nein," flüſterte die Mutter zurück, „ſie würden dich entdecken und in Ketten legen; lerne klüger ſein als unſere Unterdrücker; Klugheit iſt mehr denn Gewalt; hilf deiner verachteten Mutter über die Schultern dieſes herzloſen, hochmüthigen Weibes emporſteigen, damit ſie befehle, wo ſie jetzt, die Niedrigſte, Letzte, gehorchen muß!"

Noch eine leidenſchaftliche Umarmung, dann trennten ſie ſich. Hanna ſtieg mit den Eimern an dem Emsdeiche empor, der Knabe pflückte Waſſerblumen in einem halbausgetrockneten Graben. „Ich will ihr einen Strauß bringen," murmelte ſein rother ſüßer Kindesmund; „ich wollte nur, die Blumen da wären alle, alle giftig, und ſie müßte ſterben, wenn ſie an denſelben riecht!"

Das brave Kind — war es doch in die Mittagshitze hinausgegangen, um „Mudertje" Regina Blumen zu ſuchen!

* * *

Ueber dreißig Jahre waren, wie geſagt, verfloſſen, ſeit Mynheer Alarich Hertog ſeine Plaatze hinter dem Emsdeiche geerbt hatte und mit ſeinem ganzen Hausſtand und Beſitzthum in dieſelbe eingezogen war, und noch immer nannte ihn das umwohnende Volk nur den Butenlandsken, noch immer war kein einheimiſches Element in den feſtgezogenen Kreis, der die Beſitzung mehr geheimnißvoll als anziehend umſchloß, gedrungen. Mynheer war heute, als hoher Sechziger, anſcheinend unverändert derſelbe fromme, ruhige, nüchterne Mann von jener Zeit, wo Frau Regina den kleinen Sohn ihres verſtorbenen Bruders an Kindesſtatt annahm, und doch

Digitized by Google

hatte sich seitdem so gar Vieles verändert. Der prophetische Butterhändler hatte recht gewahrsagt: Jans wurde von seinem mit breiten, rothunterlegten Kanten geputzten Kopfkissen verdrängt und mußte einem blonden, kräftigen, ewig schlafenden, ewig hungrigen Kinde Platz machen, das zur maßlosen Verwunderung des ganzen Münster- und Friesslandes alle Ansprüche auf den Namen Tobias Edgard Ivo Hertog besaß. — Das schwere Gelöbniß gegen Himmel und Hölle, welches Frau Regina nach zweiundzwanzigjähriger Ehe machte, war von Beiden erhört worden: der Himmel schenkte dem ergrauenden Paare Hertog einen gesunden Stammhalter, die Hölle stellte Jans zwischen das neue Elternglück und ihren Erben.

Der langjährige Hausfriede war dahin, er kehrte auch dann nicht zurück, als es Frau Regina endlich durchsetzte, daß Hanna und ihr Söhnchen von der Plaatze vertrieben wurden, nicht hülf- und mittellos zwar, aber dennoch wollte die erste Kunde, die von den Ausgestoßenen heimkehrte, auf die Stirn der Bäuerin den Stempel der äußersten Grausamkeit drücken, denn Hanna und ihr Knabe wurden von Wegelagerern überfallen und ausgeraubt; fast verschmachtend hatte jener ihnen bekannte Butterhändler, Master Dirk, sie gefunden und war ihnen als guter Samariter zu Hülfe gekommen; aber das Gerücht ihres Elends verhallte nicht, sondern heftete sich hinfort an die Sohlen der gebietenden Frau Regina. Hanna und Jans waren fern, das Hausvolk vermied fortan respectvoll, den Namen der beiden Heimatlosen zu nennen, denn weder die Eine noch der Andere waren auf der Plaatze beliebt gewesen, aber die Erinnerung ließ sich doch nicht bannen. Ivo, der Erbe, war so träumerischer und ungeschickter Art, daß Alarich nicht selten ausrief: „Wie viel klüger war Jans mit vier Jahren!“ Und das ärgerte die Bäuerin; sie wußte, daß Jans oftmals über den langsam begreifenden Ivo gespottet hatte, und das kränkte ihr Mutterherz, bis sie ihren angenommenen Sohn beinahe haßte, um ihres eigenen Wankelmuthes, um seiner Vorzüge willen. Jans oder, wie Alarich in seinen wenigen und sehr einförmigen Anwandlungen ehrbaren Scherzes sagte, „Jannann“ war schon ein verschlagener kleiner Bursche, als er auf der Plaatze einzog; Mynheer, der keine anderen Kinder kannte, wunderte sich jetzt darüber, wie dumm, unbehülflich und rücksichtslos gegen ehrwürdige Gepflogenheiten Säuglinge sind, und kopfschüttelnd ward er inne, daß sich die gebietende Frau Regina mit Leib und Seele dieser Hülflosigkeit unterordnete, so sehr zwar, daß der Hausherr aller gewohnten Bequemlichkeiten und Aufmerksamkeiten allmälig entbehren mußte. So lange Hanna noch auf der Plaatze weilte, da fehlte es dem Bauern an nichts; seine Pfeife, seine Zipfelmütze, seine Holzschuhe, sein Gläschen Genèver — das Alles war so selbstverständlich zu seiner Zeit an seinem Orte wie der Wechsel von Tag und Nacht, aber seit Hanna's Austreibung griff Alarich Hertog zwanzigmal täglich in die leere Luft — die Frau spielte ja mit Ivo, mit der kleinen ernsthaften Menschenraupe, und das andere Weibervolk wußte nicht, wo und wann die Dinge gefordert wurden. — Ivo wuchs in die Länge und Breite; er war überaus geduldig und sanftmüthig, fromm, gehorsam und aufrichtig; aber das waren widerstandslose Tugenden, die ihm so unabänderlich eingeboren schienen, daß ihn Keiner deshalb loben zu müssen glaubte, indeß ihn Jeder willig tadelte und belächelte, der seine Zerstreutheit, sein Ungeschick in allen Handgriffen und sein altmüthiges Wesen gewahrte. Da Ivo nicht jugendfroh war, konnten es seine betagten Eltern natürlich noch weit weniger sein, obgleich er ihnen

Digitized by Google

anscheinend einen Theil ihrer Altmüthigkeit abgenommen hatte.

An Ivo's fünfzehntem Geburtstag trat ein Ereigniß ein, welches die häufig kränkelnde und in ihrem Selbstgefühl sehr reizbare Regina veranlaßte, auf den Bau eines neuen Hauses zu dringen, angeblich für Ivo, in der That aber — wie sie es auch gegen den Gatten und den Sohn entschieden ausgesprochen —, um Alarich Hertog und die Plaatze mit ihrem Sohne zu verlassen. Sie konnte das fordern und forderte es, denn das Vermögen hatte sie eingebracht, der alte Bauer mochte auf seinem eigenen Familienbesitzthum nach Belieben schalten und walten — der Ehefrieden war dahin. Das Haus wurde in der That, wenn auch in sehr langsamer Weise, gebaut, theils weil die bösen Zeiten zu Ende des vorigen Jahrhunderts viel eher für das Zerstören als für das Aufbauen angethan waren, theils aber, und zwar zumeist, weil Ivo unter verschiedenen Vorwänden die Vollendung verzögerte, denn zwischen den von ihm tief und namenlos geliebten Eltern stehend, neigte sich sein Herz mehr dem würdig duldenden Vater als der auf ihre Rechte trumpfenden Mutter zu.

Als die letztere endlich gänzlich gelähmt wurde und sich nun doch auch schwere Bedenken über ihr Verfahren gegen Hanna und Jans machte, welche ihr öfters verhungernd und jämmerlich im Traum erschienen, da lenkte Ivo ihre Gedanken vorsichtig einer Sühne entgegen. Das gestaltete sich also: Ko wurde in die alte, in den letzten Jahren von der Bäuerin so schmerzlich vermißte Heimat gesandt, Hanna und ihren Sohn aufzusuchen, welche von Regina's älterem, in ihrem gemeinsamen Vaterhause lebenden Bruder, Namens Petter Höltker, bislang unterstützt wurden. Ko nahm zur Reise einen großen Kräuterkäse und eine schöne geräucherte Mettwurst von Frau Regina in Empfang, als Geschenk für den geliebten Bruder Petter Höltker; er spannte den schweren Braunen mit der Rammsnase in die Carriole und fuhr am nächsten Morgen um vier Uhr der Provinz Groningen zu und weiter bis zur Küste, um die Ausgewiesenen wieder einzuholen. Ivo freute sich in seiner kindlichen Art auf einen jungen Gefährten, von dem er sicher Vieles lernen könne. Er war bis ins Herz hinein bescheiden und freute sich sogar fremder Vorzüge. Von Frau Regina hatte er den Zug nicht. Alarich dagegen freute sich auf Hanna's Pflege, und die gelähmte Bäuerin konnte es in ihrer kranken Ungeduld nicht erwarten, Nachrichten von ihrer Heimat hart an der Nordseeküste zu erhalten. Aber sie sollte diese Nachrichten nicht mehr in diesem Leben vernehmen, — nächsten Abends, als Alarich den Abendsegen vorlas und Ivo neben dem Krankenstuhl seiner Mutter betend kniete, sank ihre Hand schwer und wie segnend auf seinen Scheitel — da blieb sie liegen. Als der Bauer nach einer Viertelstunde „Amen" gesagt hatte, kam es Ivo so vor, als ob die liebe Hand auf seinem blonden Haupte erkalte; wie er dieselbe angstvoll erfaßte, war sie wirklich kalt und leblos. Regina hatte das Haupt gesenkt, lächelte und schlief den ewigen Schlaf. Hanna kam noch eben recht, um ihre todte Gegnerin in den zähen Kleiboden des Kirchhofs zu versenken und das Leichenmahl für die Hausväter der Umgegend zu rüsten.

* * *

Am Sonntag mußte es auf der Plaatze noch stiller sein als in der Woche, darauf hielt Alarich; er hatte die Gewohnheit, Nachmittags die Angehörigen und das Gesinde, das auch zumeist aus gealterten Leuten bestand, über die zweistündige Morgenpredigt und die einundeinhalbstündige

Digitized by Google

Nachmittagspredigt zu examiniren. Wenn darauf das Vieh versorgt war — Alarich pflegte „das unschuldige Vieh“ zu sagen —, dann durften die Dienstleute bis zur Abendandacht ins Feld gehen und sich den Segen Gottes in stiller Seelenruhe vor Augen führen. Er war ein strenger, wachsamer Priester seiner Hausgemeinde, und der Kirchenbesuch wurde manchmal unter den schwierigsten elementaren Verhältnissen ermöglicht, denn Gegenden, welche die Gewohnheit fordern, die Häuser auf Warften zu stellen, pflegen oft plötzlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt zu sein. Zwischen der Plaatze und dem Kirchdorfe vertiefte sich eine Niederung zu einem ziemlich breiten Abzugscanal, der nicht überbrückt war. Bei niederem Wasserstand übersprangen die Fußgänger das Wasser vermittelst eines mit einer Scheibe versehenen Springstakens, falls man nicht das kleine Schlup (Boot) benutzen wollte, das der Bauer unter einem leichten Schuppen dort angekettet hielt; Wagen hatten einen bedeutenden Umweg über die sogenannte Sommerbrücke zu machen, die ihren Namen daher hatte, weil sie bei Hochwasser und im Winter ganz abgehoben und geborgen wurde; denn dann war gemeiniglich auch der über dieselbe führende Feldweg überschwemmt und unbenutzbar, der höhere, meist wasserfreie Heerweg längs des Deiches berührte das Kirchdorf nicht. — Bei der großen Eintönigkeit des Lebens auf der Plaatze bildeten diese Kirchexpeditionen eine ganz erwünschte Abwechselung. In jener Zeit gehörten Regenschirme noch zu den Luxusgegenständen, aber die festen hauswebenen Stoffe der Kleider hielten dem Regen und Sturm vortrefflich Stand, und die Frauen halfen sich zu einer schützenden Hülle, indem sie den obersten ihrer zahlreichen Wollröcke über Kopf und Schulter emporzogen.

Es war an einem Sonntagnachmittag, als nach bestandenem Predigtexamen die Dienstleute ins Feld gingen und nur Alarich und Ko am Herdfeuer zurückblieben. Herr und Knecht rauchten eine Weile schweigend aus langen weißen Thonpfeifen, endlich begann der Bauer: „Ko — das Haus der Seligen ist nun fertig! Morgen mit dem Frühesten werde ich alles Vieh, alles flächsen Leinen und was an Federbetten, Pfühlen und Inletten vorhanden, in zwei Theile theilen, einen für ihren Sohn, den anderen für mich. Was seine Mutter an Seiden- und Lakengewand, an Kanten und Geschmeide, Geld und Geldeswerth sonst hinterließ, mag Ivo unverkürzt hinnehmen! Morgen am Tage aber soll er in das neue Haus einziehen, so wie es Jüffrau Regina Hertog selig gewollt und festgesetzt hat!“

„Er lernte gehorchen, aber nicht befehlen!“ meinte Ko bedenklich.

„Nun, fürs Erste geht Ihr ihm zur Hand, hernach muß sein Weib für ihn einstehen.“

„Hm — ist das die Sache! Welche Frau soll an die Stelle seiner Mutter treten, um deren Tod er sich so viel abhärmt?“

„Keine von hier, Ko! Unsere Selige sagte allemal, die hiesigen Frauensleute seien unordentlich und ungeschickt; wo Regina jung geworden ist, da werden wir auch Ivo's Frau suchen, denn Regina war der besten eine!“

Ko stieß einen Torf in die aufstäubende Asche und sprach so nebenbei: „So, so — der junge Bauer soll auf die Brautschau hinaus!“

„Wie —? Das Kind, das ich vor der Welt und ihren Gefahren geschützt habe, wie man eine gesegnete Hostie schützt? Würden nicht seine unerfahrenen Augen geblendet werden, seine Ohren, in die noch kein gottloses Wort klang, betäubt? Nein, nein, Ko, ich sende ihn nicht in die Städte, ich lasse ihn mir nicht von den Weltkindern verspotten, ich sende dich, den gereiften,

Digitized by Google

treuen Mann, hinüber, um die Braut zu holen für meinen Erben, nachdem du dich überzeugt hast, daß sie in kein armes und unwerthes Haus einziehen wird!"

„Ho, ho, Bauer; das ist doch ein sehr schwieriger Auftrag!" brummte Ko. „Ich verstehe mich nicht viel auf junge Weibspersonen und kann mich auch nicht etwa auf den Markt stellen, um auszurufen, daß ich als Freiwerber für Ivo Hertog komme, damit sich die Meistbietenden melden!"

Mynheer blieb ganz ernsthaft. „Das geht natürlich nicht!" erwiderte er. „Wer ohne vernünftigen Bewerb auf Reisen geht, kommt als Narr heim! Du nimmst so viel Säcke Rübsamen mit, wie wir gemeiniglich aufs Fuder laden, hängst Ivo's bestes Spann davor und verkaufst den Raps zu gutem Preise an irgend einen Makler oder Schiffscapitän, der fertig liegt, eine Fracht einzunehmen. Zugleich überbringst du meine und Ivo's Grüße an Mynheer Petter Höltker, meinen Schwager, und forschest aus, ob seine Enkeltochter Katharine dich ehrenvoll aufnimmt, ihrer Blutsfreundschaft halber. Wenn du sie also erfindest, dann reichst du ihr die Diamanten der Frau Regina selig, ihrer Muhme, und wirbst um sie für meinen Sohn Ivo Hertog. Sie und ihre Ausrüstung und eine oder die andere Magd, die ihr vertraut ist, können gleich mit dir auf dem leeren Wagen zurückkommen; so mögen die Frauen bis zur Hochzeit bei mir auf der Plaatze bleiben, und wenn sich zu der Feier ihr Vater oder Bruder aufmachen, unser Hab und Gut anzusehen, so wissen sie, wo die Ems fließt."

Ko blickte seinen Brotherrn und Freund doch etwas bedenklich an: „Bauer," entgegnete er langsam, „Ihr vergeßt, daß die Straßen nicht allzu sicher sind; es treibt sich Kriegsvolk und Gesindel aller Lande umher, das mich doch auf die Diamanten untersuchen oder mich von meinen Gäulen und meiner Rapsladung befreien möchte, ehe denn der Handel geschlossen ist."

„Hast Recht; so nimm zwei Ladungen Raps auf zwei Wagen, und deine beiden Söhne und ein Knecht sollen mit dir reisen. Die Diamanten soll deine Frau in ein grobes Brot backen, und du schiebst das Brot in den Futtersack."

Ko schwieg eine gute Weile, dann that er einen tiefen Athemzug und erwiderte: „Es mag so bleiben, wie Ihr es geordnet, Bauer! Ich werde mir ein Zeichen aufstellen, woran ich erkenne, wie die junge Cato gegen Euch gesinnt ist. Wenn wir mit Botschaft und Gruß vor sie kommen und sie nimmt den Theetopf vom Kohlenstövchen, um noch heiß Wasser aufzufüllen, so ist's nichts mit der Brautschaft, sie ehrt Eure Boten nicht; spült sie aber den Theetopf sorglich, füllt neue Blätter aus der chinesischen Theebüchse ein und giebt noch ein Silberschüppchen voll zu auf den Kopf, dann lüfte ich den Hut und sage meinen Spruch!"

Der Alte nickte beistimmend.

„Sollte sie aber möglich zwei Silberschaufel voll über die Zahl ansetzen, dann wird nichts aus der Hilke (Heirat), denn dann ist sie rive (verschwenderisch), und wir brauchen eine sünige (sparsame) Hausmutter!"

„Wie Regina selig," besiegelte Alarich die Rede, und nach einer Pause: „Küre (wähle), wie du's gesagt hast."

Es waren Greise, die so gleichmüthig über Ivo's Herz bestimmten, jedoch wenn die Besitzer der umliegenden Plaatzen, alt und jung, mit im Rathe gesessen hätten, keiner würde gemeint haben, das Paar, Ivo und Cato, habe füglich selbst zu wählen und zu entscheiden. Cato stand mit Ivo in gleichem Alter, aber wenn sie nicht ganz aus der Art geschlagen war, so mußte sie berechnen, daß ihr nie eine

Digitized by Google

bessere Heirat kommen konnte als jetzt, in ihrem einundzwanzigsten Lebensjahre. In einer Hafenstadt aufgewachsen, kannte sie ja nicht nur die Schifferehen, bei deren Einleitung auch nicht eben lange Zeit zum Prüfen und Kennenlernen bleibt, sondern sie wußte auch, daß die Eheverbindungen nach den überseeischen Colonien zumeist durch Procuration besiegelt werden und daß die Töchter angesehener Familien sich als rechtmäßige Ehefrauen nach Indien einschiffen, nachdem sie zuvor mit dem Handschuh ihres in fernen Zonen weilenden Bewerbers vor beiderseitigen Zeugen feierlich getraut wurden. Zudem ist Holland die Heimstätte zahlreicher religiöser Secten, und nicht wenige unter denselben versagen aus Selbsterhaltungsgründen ihren Anhängern die freie Wahl zu Eheschließungen. Eine zähe, mit den Elementen, den Usurpatoren und Parteiungen unablässig kämpfende Nation verliert selbstverständlich im Laufe stürmisch bewegter Jahrhunderte das Verständniß für poetischen Zartsinn; genug, Ko's Frage: „Ja, aber wenn sie nun nicht mit mir gehen will?“ war eigentlich nur eine Form und ward von Alarich als solche aufgenommen, indem er sagte: „Du bist mir verpflichtet, das zu thun, was du thun kannst.“

„Richtig!“ brummte der Knecht.

Wie offen die beiden langjährigen Haus- und Arbeitsgenossen auch waren, der Hauptgrund, der sie bestimmte, Ivo so weltfremd hier im verlorenen Winkel des nordwestlichen Deutschlands zu verbergen, lag darin, daß er ein überaus ansehnlicher, hochgewachsener junger Mann war, der schwerlich den Augen der Werber für die verschiedensten Armeen entgangen wäre. Die Niederlande waren seit 1795 batavische Republik unter französischer Botmäßigkeit, nachdem zwölf Jahre früher nach längeren Bürgerkriegen der Erbstatthalter Wilhelm V. durch die Hülfe preußischer Truppen wieder in seine Stammesrechte eingesetzt war. Ostfriesland und die Emsgegend waren preußisch. Soldaten brauchten alle Regenten, wohin sich ein diensttauglicher Jüngling immer wenden mochte.

Die beiden Alten sprachen das Letztere nicht aus; man soll den Teufel nicht an die Wand malen, und sie wußten ja Beide Bescheid, wie diese Dinge damals lagen.

Die vertraulichen Sonntagnachmittags-Unterhaltungen zwischen Brotherrn und Knecht pflegten immer zwei Pfeifen lang zu währen. Ko, der Arbeitsgewohnte, rauchte zwar etwas schneller, aber respectvoll that er einige kalte Züge, bis der Bauer die Asche am Herdgitter ausklopfte, von Neuem stopfte und dann den Tabakskasten auf dem Kaminsims hinüberschob. Nach der zweiten Pfeife erhoben sich Beide, um durch die Ställe und Scheunen zu wandern und die weiten Wiesenstrecken, welche Alarich besaß, zu überschauen, oder sich unter die Bäume zu setzen, welche dem eingeplankten Hofe Schutz vor dem Winde gaben.

Kaum hatten die Alten nach jener Unterhaltung die Thür hinter sich geschlossen, als sich die Schiebbretter, welche die Wandbettstelle schlossen, bewegten und ein schönes, dunkles Weib aus dem Bettverschlag zur Erde sprang. Sie strich das straffe Haar mühsam unter die bergende Haube, warf einen forschenden, glühenden Blick durch die kleinen Fensterscheiben ins Freie und huschte dann geräuschlosen Schrittes in ihre Kammer, aus welcher ihr ein leises Wimmern entgegenklang. Das also klagende Wesen war ein schwarzer Pudel, ein zugelaufenes armes Thier, wie Hanna sagte, das von ihr im Kämmerlein gepflegt wurde, damit Mynheers große Hunde, die eine besondere Feindschaft gegen den Fremdling zeigten, ihn nicht zerreißen möchten. Hanna nahm den Pudel in ihre große

Digitized by Google

Wollschürze, trug ihn durch eine Seitenthür ins Freie und, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß Niemand sie beobachte, streichelte sie sein schwarzes Haar, setzte ihn zu Boden und deutete mit dem Finger in eine Himmelsgegend, nach welcher sich das Thier alsbald im vollen Laufe entfernte.

Wer auf der Plaatze ein besonderes Anliegen hatte, war angewiesen, dasselbe nach der Abendsuppe dem Hausherrn vorzutragen. An diesem Abend erhob sich Hanna von ihrem Platze unten am Tische und sagte in ihrer demüthigen Weise: „Als ich heute nach der Vesperandacht unter der Linde eingeschlafen war, hatte ich einen bedeutsamen Traum, und ich bitte um die Erlaubniß, morgen früh zur Beichte und Communion gehen zu dürfen, damit meine Andacht die Erfüllung auf dieses Haus herabziehen möge!"

„Was träumtest du unter der Linde?" forschte Alarich.

„Ach, Mynheer, ich weiß, daß ich, die Unwürdigste von Allen, solchen Traumes nicht werth bin; aber wer Glück verkündet, wird freudig gehört, wer das Wort auch spreche! Ich sah im Traum, daß Mynheer all sein Hab und Gut in zwei Theile trennte und daß sein Sohn, schon dadurch begütert, dennoch erst wirklich reich wurde, als ihm ein schönes junges Weib zugeführt ward. Das, was ich gewahrte, soll sich erfüllen, ehe sich die Lindenblätter vergolden, obwohl das früh im Herbst eintritt. Ehe sich die Blätter vergolden, wird aber auch Mynheer zu mir, der armen Hanna, sprechen: Hanna, Gott hat dir verziehen; weil er dir die Zukunft offenbarte, so dürfen auch die Menschen nicht fürder über dich richten — du wirst hinfort an meiner linken Seite sitzen über den anderen Weibern des Hauses!"

Eine tiefe Stille folgte dieser Rede, Alle blickten in das schöne, jäh erbleichte Antlitz der Fremden. Da lüftete der alte Alarich seinen Dreispitz, so daß die langen, vollen weißen Locken ungehemmt auf seine Schultern fielen, und sagte: „Es werde so, wie es von Oben bestimmt ist — dir, Ivo, soll die Hälfte meines Eigenthums morgen früh überantwortet werden; Ko zieht hinaus, dir ein Weib zu holen ins neue Haus, eine Gehülfin, welche dir Vater und Mutter mit ihrem Segen erwählten für das Haus, das sie euch erbauten. Hanna wird hinfort an meiner linken Seite sitzen über allen anderen Weibern des Hauses! Wo Offenbarungen reden, da hat menschlicher Fürwitz zu schweigen!"

Ein unwilliges Gemurmel ließ sich vernehmen, indeß Ivo, tief erröthend und doch mit vor Freude leuchtenden Augen, wie ein schüchternes Mädchen seinen Dank stammelte: „O Vater, mich hat nie nach Hab und Gut, nie fort von Euch verlangt; wenn ich je betrübt war, so geschah dies, weil ich meiner lieben, lieben Mutter nachtrauerte. Ich dachte nicht daran, es könne eine Andere an ihre Stelle treten; aber mein guter, besorgter Vater hat für mich gedacht, und diejenige, welche er mir zuführt, wird gewiß die Rechte und Beste sein, nur — das Eine macht mich ängstlich, daß ich glauben muß, ich werde ihr nicht gefallen können; ich bin nicht so angenehm im Wesen als die meisten jungen Männer, als mein Freund Jans, Hanna's Sohn, und nicht so geschickt als Ko's Söhne; neben allen denen bin ich wie ein Kind —!" Er stockte und barg sein gutes, ernstes Gesicht in die Hände.

„Du wirst eine gute Lehrmeisterin haben in deiner Frau!" tröstete Alarich und dann, als wolle er für den Gefühlsaufwand des Abends dem Schöpfer eine doppelte Entschuldigung darbringen, fügte er hinzu: „Hanna hat das Rechte gefunden, wenn sie die irdischen Ereignisse

Digitized

dem höheren Willen gehorsam unterordnet; wir werden heute statt des einen gewohnten Psalms ihrer zwei singen!"

Frisia non cantat! sagt das Sprüchwort; musikalisch schön war der Gesang nicht, aber er richtete die Sabbathstimmung in den Gemüthern wieder auf, sie wurden stille danach.

Der nächste Morgen hüllte sich und die kommenden Ereignisse in tiefen, über die Niederung dahinwallenden Nebel ein. Als der Küster, die Frühglocke zu läuten, hinaustrat, war's ihm nicht anders, als müsse er eine riesenhafte Milchbutte durchwandern, in welcher das ganze Dorf mitsammt der renovirten Kirche versunken sei, gleich jenem blühenden Orte Torum und den Dörfern, die einst im Dollart bei der entsetzlichen Sturmfluth untergingen. Er zog sich die Zipfelmütze tief über die Ohren und kehrte so eilig zurück zu seinem Hause, nachdem er seines Amtes gewaltet, daß er beinahe einen Landläufer über den Haufen gerannt hätte, der, in einen alten französischen Soldatenmantel gehüllt, ihm entgegen um die Ecke bog. Der biedere Glöckner tauchte mit einem förmlichen Bogensatz in den Nebel; er liebte die Franzosen nicht und das Almosengeben noch weniger. Was konnte man sich auch Gutes von dem frühen Spaziergänger versehen?

Dieser, besser als sein Aussehen, ging indessen geradeswegs auf den Kirchhof zu. Zwischen all den bescheidenen Holzkreuzlein desselben erhob sich ein großes Sandsteinmonument: die Grabstätte der Frau Regina, und dieser Denkstein dämmerte wie ein Wegweiser durch die webenden Dünste. Der Wanderer ging auf ihn zu, stutzte aber, als, neben dem Stein auf dem Hügel stehend, eine riesenhafte, anscheinend im Zerfließen begriffene Gestalt sichtbar wurde. Erst die Stimme, welche „Jans, mein Sohn!" rief, zeugte von der Wirklichkeit, und zugleich trat Hanna von dem Grabe hernieder, faßte die Hände des Nahenden und sagte: „Ich blickte von der Erhöhung nach dir aus — ja, ja, jetzt stehe ich über ihr, und sie muß dazu schweigen!"

„Weshalb habt Ihr mir den Pudel geschickt, Mutter?" forschte Jans ungeduldig.

„Komm hinein in die Kirche!" sagte die Frau und schob den Kirchenschlüssel ins Schloß, den der Bauer sich zu seiner Benutzung vorbehalten hatte.

Die Kirche, ohnedies puritanisch kahl und schmucklos, sah heute fast gefängnißartig aus. „O diese Menschen leben nur, um das Leben zu hassen!" seufzte Hanna und sank auf einen der Sitze.

„Nun, Mutter — was ist's?" drängte der Sohn.

Hanna erzählte ihm flüsternd, was geschehen war.

„Ich begreife!" sagte der junge Mann und lachte wild, so daß die Echos der Pfeiler entsetzt ob des unheiligen Klanges aufzukreischen schienen. „Ich soll die Braut sammt der Aussteuer rauben — nun, da habe ich schwierigere Dinge ins Werk gesetzt, und von der Rache des schläfrigen Ivo steht auch wenig zu fürchten; was jenseits der Grenze geschieht, möchte überhaupt von diesseits derselben schwer zu strafen sein! Frankreich fürchtet Preußen nicht! Ha! ha!"

Hanna legte ihre Hand auf seinen Arm: „Nein, nein, Jans, du wirst das Alles nicht thun; im Gegentheil, du sollst Cato's Reise schützen — es muß Alles kommen, wie es Mynheer festsetzte, Alles! Ich sage dir, über den Hertogs liegt etwas, das schwerer wiegt als unsere List: ein Schutz, der sich gegen uns kehrt, wenn wir uns gegen ihn kehren — wir können nur mit ihnen gehen!"

„Und Ivo, um deswillen ich verstoßen wurde, soll auch das noch haben?"

Digitized by Google

knirschte Jans. „Ist er nicht etwa der Sohn deiner Todfeindin?“

„Denkst du, ich vergäße das eine Stunde, so lang ich noch athme? — Hör mir zu, Kind, es gilt zweierlei zu erreichen: Erstlich, ich heirate den Bauern Alarich Hertog — zweitens: Cato Hertog, Ivo's Weib, wird ebenso verachtet und verstoßen, als ich es war — durch dich!“

* * *

Ko galt in der Umgegend für einen äußerst geschickten Unterhändler in allen Gegenständen, welche die Landwirthschaft auf den Markt bringt oder vom Markt zu gesteigerter Weiterverwerthung einführt. Er ließ sich sprüchwörtlich nicht übers Ohr hauen, und wenn er einen Preis bepaalt (festgesetzt) hatte, so ging nicht ein Deut herunter, obschon Mynheers Gulden, wo er einen Zweck verfolgte, flüssig genug durch des Knechtes Finger glitten. Mit einem Worte, Ko war so rechtschaffen als sein Herr, aber auch so zähe wie der Kleiboden unter seinen Füßen bei Thauwetter. Wenn er auch bisher noch nicht aufs Brautküren ausgegangen war, so schlug doch seine vorsichtige, aber auch schlichte Art bei diesem Auftrage durch. — Jüffer Cato bestand die Theeprobe glänzend, indem sie nicht zu wenig, nicht zu viel der edlen Blätter nahm und einen ganz frischen Trank für Ko und seine Begleiter aufgoß, nachdem dieser sein Kommen mit dem Rübsamentransport erklärt hatte. Dann beschrieb er bedächtig, daß und wie die Theilung auf der Plaatze vor sich gegangen sei, und hierauf brachte er seine Werbung an, indem er aus der großen Tasche seiner Haike (Mantel) ein grobes Brot hervorzog und dasselbe mit einem frommen Spruch durchbrach, so daß die Diamanten zu Tage kamen. Der Form halber wurden zwar noch einige Weitläufigkeiten gemacht, am nächsten Morgen aber ließ Cato's Mutter bereits die Aussteuerkiste durch die Knechte vom Boden herniedertragen, und nach ferneren drei Tagen bestieg die Braut nebst einer alten und einer jungen Magd die möglichst bepackten Wagen, und man machte sich mit dem ersten Hahnenschrei auf die Reise. Ko hatte während dieser Rasttage nicht nur alle Vieh- und Getreidepreise erkundet, sondern seine Aufmerksamkeit auch den immer bedrohlicher werdenden Weltereignissen zugewendet. Holland besaß jetzt einen französischen König, Ludwig Bonaparte, und derselbe hatte seinem neuen Volke mitgetheilt, sein Herz schlage durchaus holländisch, so wie denn auch sein Porträt mit den ausgesprochen italienischen Zügen und der Devise: „Doe wel en zie niet om!“ (Thu gut und sieh nicht um) in den Handel kam. Niemand wußte, woher er das holländische Herz und den für einen Bonaparte eigenthümlichen Wahlspruch genommen habe. „Sieh nicht um!“ ward ja auch Lot's Weib geboten, sie blickte aber doch zurück. Der Wahlspruch des Lammes nutzt nichts, wenn das Lamm der Bruder des Löwen ist.

Ko trieb um so mehr zur Heimfahrt, als ihm ahnte, daß die französische Axt bereits an den Wurzeln des alten friesischen Upstallsboom liege, den Preußen nicht mehr vertheidigen konnte, und daß die Zeit, wo unter den Zweigen desselben freie Friesen ihre Gesetze beriethen, ebenso tief in der Flut der neuen Ereignisse begraben wurde, als jene Dörfer im Jahre des Herrn 1277 in den Fluten des Dollart versanken. — Da es wahr bleibt, daß neue Besen gut fegen, so begab man sich unter dem Schutze der neuen Regierung getrost auf die Reise. Erst am vorletzten Tage derselben, wo man noch die Veen mit ihren einsamen, übelberüchtigten Sanddämmen zu passiren hatte, däuchte

Digitized by Google

es Ko nicht ganz geheuer, als er in der Kneipe, wo er Brot fütterte, einige Gesichter erblickte, die, scheu und verwildert zugleich, eine Sorte von Wegelagerern verrieth, denen man sich nicht gern anvertraut.

Der alte Knecht zeigte sich inzwischen unverzagt, und als seine Jungen einander auf die Strolche aufmerksam machten, sagte er getrost: „Ich denke, vier redliche Kerle nehmen's in Gottes Namen mit acht unredlichen auf, denn das gute Gewissen ist ihr Schild!"

So fuhren sie denn weiter und gedachten vor Mitternacht ein Dorf zu erreichen, wo sich gute Unterkunft bot. Die Braut durfte, einem alten Brauche folgend, nur mit steigender Sonne in die neue Heimat einziehen. Auf den glattgewalzten und trockenen Kleiwegen waren die Fuhrwerke wie über eine Tenne dahingerollt — das war nun zu Ende; der Wagen schwankte und ächzte durch die Moor- und Sandgeleise, die Pferde schnoben in die dämmerige Mondnacht hinaus und man konnte nur Schritt fahren.

„Weshalb ziehen wir denn zu nachtschlafender Zeit durch dies öde Moor?" erkundigte sich Cato, die ein kräftiges, schlagfertiges Mädchen war.

„Hierorts ist's immer schlafende Zeit," entgegnete Ko. „Der Verkehr geht zu Wasser und, was nicht schwimmen kann, über diesen Damm, Jüffer. So lang ich denke, war's hier wie jetzt und dieselben schlechten Stellen im Wege."

Cato schwieg trotzig; sie glich der seligen Frau Regina in vielen Stücken, aber die Verstorbene war bei allem Eigenwillen doch weit bedächtiger. Während Ko neben den Pferden einherschritt, murmelte er vor sich hin: „Heutzutage wird die junge Brut vor der Zeit flügge — der Krieg verschlingt nichts lieber als alte Ordnung und geerbte Rechte und bestiehlt die Länder an Leib und Seele. Das junge Volk —"

Wer weiß, was Alles Ko noch durch den grauen Schädel gefahren wäre, wenn nicht eine unliebsame Unterbrechung den philosophischen Faden jäh zerschnitten hätte. Vor den Pferden des ersten Wagens knatterten zwei Schüsse; die Pferde bäumten sich, machten den Versuch, sich in den nächsten moorigen Graben zu flüchten, wurden aber durch zwei Paar kräftige Fäuste daran verhindert, welche ihnen in die Zügel fielen. Ko's Söhne sprangen mit jenem wilden Kampfesruf jungen Thatendranges, den selbst ihre puritanische Gewöhnung nicht ganz zu ersticken vermocht hatte, zu Boden, und sie würden den Wegelagerern übel mitgespielt haben, wenn nicht eben jetzt auch neben dem zweiten Wagen ein Schuß gefallen wäre. Zugleich aber erhob sich Cato; sie hatte die Peitsche umgekehrt ergriffen, schwang den schweren Kolben und schrie: „Nicht angreifen — die Schwengel ausheben — Rücken gegen die Wagen!" Die klangvolle Stimme brachte eine Aenderung der Stellung zuwege; sobald sich die Pferde von dem Wagen frei fühlten, wehrten sie sich selbständig gegen die Vergewaltigung, indeß die Vertheidiger der Karawane an ihrem Transport zugleich eine Deckung gegen die Angreifer erhielten. Wenn Ko von vier guten Gewissen sprach, so hatte er nicht einmal auf die unerschrockene Geistesgegenwart seiner Schutzbefohlenen gerechnet, die jetzt den Mägden zurief: „Wenn sie herankommen, werft ihnen, was ihr heben könnt, auf die Köpfe, den elenden Schojern!"

Die Wegelagerer wurden stutzig und ließen zuvörderst die Pferde los, die, auf den fetten Marschen in Freiheit erwachsen, nicht säumten, auch ihrerseits mit den Köpfen an den Wagen zu drängen und mit den Hufen Sand und Torfsoden gegen die Feinde zu schleudern. Diese schienen glücklicherweise nur mit einläufigen Pistolen bewaffnet, außer etwa noch mit dem

Digitized by Google

Schlagmeſſer, das jedermänniglich in der linken Taſche ſeines Wammſes trägt. Ein gellender Pfiff, welcher von ferne beantwortet wurde, bewies indeß, daß ſie noch auf Verſtärkung warteten. Da, eben in dem verhängnißvollſten Augenblick, zeigte ſich unerwartete Hülfe. Der elaſtiſche Torfboden erdröhnte von nahenden Hufſchlägen, und eine klangvolle Männerſtimme rief näher und näher: „Halloh — halloh!“ bis endlich der Reiter ſichtbar wurde, der, das geſpannte Piſtol in der Hand und ſich in den Bügeln emporhebend, fragte: „Was giebt's, wer hat euch angegriffen?“

Der gottesfürchtige Ko zeigte ſich indeß nichts weniger als dankbar, da er auf das hin die Räuber Reißaus nehmen ſah, ſondern entgegnete mürriſch: „Wir hätten ihnen ſchon ohne dich die Wege gezeigt, Jans!“

„Ah, das iſt ja mein alter Freund Ko!“ lachte vergnügt der Reiter, „und da oben erblicke ich Ivo's ſchöne Braut, Jüffer Cato. Willkommen! Und geſegnet der Gedanke, welcher mich in ſpäter Nacht des Wegs daherführt! Die Jüffer erkennt mich nicht, obwohl ich in die Freundſchaft gehöre; ich bin Jans, Hanna's Sohn!“ Dazu bückte er ſich, nahm die Laterne aus Ko's Hand und leuchtete ſich mit derſelben ins Geſicht, nachdem er den Hut von den üppigen Locken genommen hatte. Cato verſtummte einige Secunden, während welcher ſeine dunklen lachenden Augen ſie anblitzten und ſein hübſches, feines, gottloſes Antlitz ſich nahe vor dem ihrigen zeigte. Dann ſetzte ſie ſich und ſagte mit kühlabweiſendem, hochmüthigem Tone: „Natürlich kenne ich dich! Lebſt du denn auch beim Ohm Hertog?“

„Nein, Jüffer — die Leute auf der Plaatze fürchten mein unſtätes, unkirchliches Weſen ebenſo ſehr als ich ihre Frömmigkeit, und 's iſt recht ſo! Ihr Reichen müßt mit Gott gute Seite halten, damit er nicht müde wird, euch mit vollen Händen zu geben. Uns arme Teufel hat er ohnehin vergeſſen, wir haben für nichts zu danken und ſind zu ſtolz, an ſeiner Thür zu winſeln!“

„Schäme dich!“ rief Cato und hüllte ſich feſter ein. Da ſich die Wagen wieder in Bewegung ſetzten, ritt Jans neben dem grollenden Mädchen.

„Wer nichts liebt, hat nichts zu verlieren!“ ſcherzte der junge Mann. „Ich möchte doch nicht mit dem Reichſten tauſchen, denn reich ſein, heißt ſeine Freiheit verkaufen; ſo ohne Freundſchaft, ohne Vaterland, ohne Sorg' und Zwang — ein König könnte mich beneiden. Ha! ha! ich auf der Plaatze —? Wer bewahrt denn das Feuer im Heuſchober oder den Wolf im Schafſtall? Ich verachte die Menſchen, die betend neben ihrem Geldkaſten hocken; weiß der Satan, wie ſehr ich ſie verachte! Wenn der Seedeich bräche und ich ſähe die Flut ſich ins Land wälzen, ich würde nicht ans Fenſter klopfen, um zu rufen: Wacht auf, der Tod ſteht vor der Schwelle! O, ich haſſe dieſe ſelbſtzufriedenen Heiligen, die ſich in die Seligkeit hineineſſen und -trinken; ich haſſe ſie alle — alle bis auf einen!“

„Und dieſer eine?“ konnte ſich Cato zu fragen nicht enthalten.

„Dieſer eine iſt Ivo Hertog! Er iſt aus ſich ſelbſt, was die anderen ſein möchten, und weiß es ſelber nicht. Er, der ſtärkſte Kerl im Kirchſpiel, möchte ein Kind bitten: Thu mir nichts! und den elendeſten Bettler: Vergieb mir, daß ich nicht auch Almoſen ſammle, es iſt ein Rechnungsfehler im Buch der Vorſehung, daß es dich traf und nicht mich! — Cato Höltker, wenn du vor dieſem Manne dich nicht bückſt bis in den Staub, dann biſt du nicht werth, das ſchönſte Mädchen zu ſein, das jemals ſein liebes Köpfchen

Digitized by Google

in das Goldblech der Schleierhaube verbarg!"

Er lachte so laut, daß es weithin übers Moor dröhnte und fernher ein Aufschrei zurücktönte — ein vom Schlummer aufgeschreckter Wiedehopf. Zugleich sprengte Jans dem Zuge voran, um zu sehen, ob der Weg überall frei sei.

„Verdammte Teufelsbrut!" murmelte Ko vor sich hin.

„Hat er Euren Ivo nicht genug angepriesen?" spottete Cato zurück. „Verlangt Ihr etwa noch mehr, als daß ich mein Haupt vor ihm in den Staub lege, he?"

„Er — Ivo — verlangt nichts — von Niemandem — er denkt nur an Andere, um ihnen Gutes zu thun!"

„Er hat's ja auch dazu!" verkleinerte Cato das Lob.

Dann horchte sie hinaus auf die Hufschläge des Reitpferdes und schwieg eine lange Zeit, bis sie endlich die Frage nicht unterlassen konnte: „Was treibt denn Jans, da er nicht auf der Plaatze lebt?"

„Was treibt er *nicht*, Jüffer! Er ist Alles, was man denkt, Jäger, Schiffer, Spion, Schmuggler, Kaufmann; er rechnet sich zu allen Parteien — am besten für jede ehrliche Frauensperson, ihn gar nicht zu kennen!"

Cato ballte die Fäuste. War sie denn ein Schulkind zwischen lauter Lehrmeistern?

Wieder ward es stille, nur die Räder knarrten und die Kisten und Kasten rumpelten im dumpfen Ton gegen einander. Da zuckte Cato zusammen — Jans scherzte mit den Dienstmägden auf dem zweiten Wagen; er erzählte ihnen so komische Dinge, daß sie laut auflachten, und dann sang er hübsche Lieder, denen sogar die Pferde mit gespitzten Ohren lauschten und in welche die beiden Holländerinnen erst summend, dann aber ganz herzhaft einstimmten. Cato sagte nichts mehr, aber sie trat manchmal energisch auf die Planken des Wagens und zwar nicht im Tacte.

Die Herberge ward ohne Unfall erreicht. Jans ritt weiter bis zu einem einsam gelegenen Schafstall, in welchem ein Hund anschlug, als er nahte, und heulte, weil der Reiter mit dem Absatz gegen die Thür donnerte. Drei verdächtige Gestalten zeigten sich; Jans packte die erste am Kragen und schrie: „Ihr Hallunken, habe ich euch zum Puppenspiel bestellt oder verspracht ihr Reisende anzufallen? Weshalb gingt ihr nicht vor? Weshalb kämpftet ihr nicht mit mir oder den Kerlen, he? Wartet nur, ich werde euch sammt und sonders an den Galgen bringen, ihr Memmen — sich von einem Weibe erschrecken zu lassen, vor ein paar Bauernlümmeln durchzugehen — pfui!"

„Wir lassen uns nicht wegen einer Komödie die Knochen zerschlagen!" grollte der am Collet geschüttelte Bösewicht.

„Was liegt an euren Knochen?" höhnte Jans. „Mach den Pudel los, Peter; du, Hendrik, begleitest mich, und du, Casper, machst dich so schnell, wie du kannst, auf die Socken nach Delfzyl und trägst diesen Brief zu Mynheer Kloppmann auf die Schiffswerft. Rühr mir keinen Tropfen Fusel an, bis Mynheer den Brief gelesen hat; er wird dir zehn Gulden geben, hernach sauf, bis dir die Flamme aus dem Rachen schlägt und du bei lebendigem Leibe verkohlst! Komm, Pudel! So, so, altes Thier, mach dich auf zur Plaatze; du findest den richtigsten Weg allein! Die Ochsen da können von dir lernen!"

Der Pudel rechtfertigte das ehrende Vertrauen seines Herrn in vollem Maße. Zuvörderst lief er querfeldein, die schmaleren Canäle überspringend, die breiteren durchschwimmend, seinem Ziele zu, das er mit dem Frühroth erreichte; aber er betrat den Bauernhof nicht sofort, begab sich

Digitized by Google

vielmehr auf den Deich, wo er ſich niederlegte, um geſpannt die weiße Flaggenſtange, welche ſich vor der Giebelſeite des Hauſes erhob, zu beobachten; erſt als ein brauner Weidenkorb an der Stange aufgezogen wurde — das landesübliche Zeichen der Speiſeſtunden —, ſprang auch der Hund wieder empor, ſchlich in den jetzt völlig unbelebten Hof und ſchwang ſich durch das offene Fenſter in Hanna's Kammer. Während alle Welt meinte, daß Mutter und Sohn ihrer verſchiedenen Gemüthsart halber gänzlich entfremdet ſeien, hatten Beide ihr vorſichtig verborgenes Stelldichein, und die fromme Büßerin, die keinen Gedanken außer ihren Pflichten für Alarich und ſein Haus zu herbergen ſchien, legte alle Fäden, welche die Hertogsleute umſpinnen ſollten, wohlgeordnet in die Hände des anſcheinend ſo leichtſinnigen und planloſen Jans.

„Mutter," flüſterte Jans, zwei Stunden ſpäter zu ihren Füßen im Graſe, geſchützt von dem hohen Brückendamm, ſitzend, „ich irrte nicht, Cato iſt eitel und ungeduldig, jung und beweglich; ſie hält's nicht aus bei den Greiſen. Ivo iſt auch ein Greis, oder ein Kind — oder ein Engel; aber wißt Ihr, Mutter, eine Möve läßt ſich nicht einſperren wie eine Taube!"

Hanna's Finger ſpielten mit dem Kraushaar des Sohnes. „Ivo iſt ſchwach — wie anders biſt du geartet!"

„Ja, ſehr anders!" lachte Jans, „und wenn ſie genug hat von ſeiner Engelhaftigkeit, wird es ſie gelüſten, meine Teufelei ſo zu beherrſchen, wie ſie ſein argloſes Weſen beherrſchen lernte!"

„Dich beherrſchen —!" ſagte Hanna ſpottend.

„Mutter, merkt's Euch, Alles muß Ivo vor ihren Ohren loben, der Alte und Ko thun's ungeheißen, Ihr ſpart keine Ehre und kein Pochen auf ſeine Tugend und Schönheit und Frömmigkeit, auf ſeinen Gehorſam, ſeine Unverderbtheit; auch ich komme und ſinge dasſelbe Lied in meinem Ton, bis ſie zuletzt wild darüber wird, daß wir ſie ſelbſt verkleinern, weil ſie neben ſeiner Größe nicht aufkommen kann. O, ich kenne die Weiber!"

„Ja, du! Woher dir nur alle Gedanken kommen?"

„Mir? Von Euch, Mutter! Seht und das iſt ſo ſpaßig, daß wir nichts zu thun haben, als die Wahrheit zu ſagen. Domine ſelbſt könnte nicht gewiſſenhafter ſein als wir!"

„Du gemahnſt mich, daß ich gehen muß, um Domine zur Mahlzeit einzuladen. Ko hat wiſſen laſſen, er werde mit der Braut um zehn Uhr eintreffen, deshalb wird der Paſtor um halb zwölf mit uns eſſen und zuvor die Verlobung einſegnen."

„Gut, Mutter, ich werde auch kommen; betrübt Euch nur recht rührſam über mich; um Brave und Geſunde kümmert ſich Niemand, aber für Verirrte und Kranke hat Jeder einen billigen Rathſchlag und den Gedanken: Gottlob, daß ich nicht bin wie der da! Ha, ha! — ich freue mich auf den Schmaus heute Mittag!

Es kam Alles ſo, wie es feſtgeſetzt war. Das war nun einmal nicht anders unter Alarich's Dach; es ſchien, als hätte er ſogar über die Zeit ſelbſt zu commandiren und Tag und Stunde für die ganze Welt in ſeiner Gewalt.

Zwölf Minuten vor zehn verrieth ein dumpfes Rollen, daß die große Sommerbrücke von der Laſt eines Wagens erſchüttert wurde. Ko deutete mit der Peitſche auf die Wieſenfläche, auf deren grünem Teppich die Rindviehheerde weidete, welche Stück für Stück ſchwarzbunt gleichmäßig gefleckt war, als hätte der ordnungsliebende Beſitzer Alles nach der Schablone ſchwarz auf weiß ſorglich angeſtrichen, und ſprach: „Unſer Land — unſere Kühe — dort im zweiten Kamp

Digitized

unsere Beester und dort am Deich die Fohlen und die Jährigen! Da im Busch unsere Plaatze!"

„Wer steht dort?" fragte Cato, ihn am Arm fassend.

„Das ist Ivo!"

Sie griff in die Zügel, stieg, behend in die Radspeichen tretend, zur Erde und ging Ivo in ihrer drallen Haltung und in der knappen, zierlichen und doch förder-samen Gangart, die den Holländerinnen eigen ist, entgegen.

Ivo Hertog stand auf dem Fleck, wo sich vor vier Stunden Hanna und ihr Sohn für seine Trefflichkeit und gegen sein Glück verbündet hatten; unbeweglich stand er, angethan mit seinen Kirchenklei-dern. Als Cato ihm gegenübertrat, faßte er ihre kleinen, runden, kräftigen Hände in seine großen, zitternden; seine Augen ruhten voll verklärter Freude auf ihr, und er sagte leise und feierlich: „Ich werde es dir mit jedem Athemzuge danken, daß du gekommen bist — zu mir gekommen bist; aber hat dir Ko ausgerichtet, daß ich ein ungelernter, einfältiger Bauer bin? Wirst du Geduld mit mir haben?" Er wurde sehr roth und senkte schüchtern die Augen.

„Ich bin's zufrieden, daß es so mit uns kam, Ivo!" entgegnete Cato. Und sie sprach mit Ueberzeugung, denn so stattlich und hübsch, so ans Herz gehend hatte sie sich doch ihren Verlobten nicht gedacht. Wie mußte der aussehen, wenn er gekleidet wie andere junge Männer wäre und nicht so tödlich unbeholfen auf den großen Füßen dastände!

„Hurrah! hurrah! Hochzeit, Hilke! Trinkt aus auf Braut und Bräutigam!" schrieen die Knechte und Mägde neben den Wagen, und wie durch Zauber waren Flaschen und Gläser da. Ko überreichte dem jungen Bauern einen Trunk und sagte: „Bring ihr's zu, hier auf der Grenze deines Erbes!"

„Ich bringe dir's, Cato, wie ich mich selbst dir bringe!"

Cato knixte, nippte an der Stelle des Glases, wo soeben Ivo getrunken hatte, und reichte Ko den Rest. „In Gottes Namen denn!" sprach der alte Knecht feierlich wie ein Priester, leerte das Glas und warf es dann über die Schulter hinter sich gegen die dort aufgerichtete Wallfisch-rippe, die, hoch wie ein dürrer Baum-stamm, den Platz kennzeichnete, wo der Damm auf die Brücke zu einbog. „Ganz in Splittern!" sprach der Alte vergnügt, „es wird Niemand eurem Frieden etwas anhaben können!"

Hanna und ihr Sohn wurden von Ko nicht der Befürchtung gewürdigt, sie könnten aus ihrer wenig bedeutenden Stellung heraus dem jungen Paar schaden, der Knecht dachte vielmehr an König Ludwig Bonaparte und die Einverleibung Ost-frieslands zum Königreich Holland.

Bauer Alarich empfing die Schwieger-tochter mit einer langen Rede, die ihm selbst wahrscheinlich ungemein erbaulich schien, die Angeredete aber ein wenig er-müdete und recht sehr aufbrachte, denn die Ansprache handelte über den Gehorsam der Frau und forderte Dankbarkeit von der letzteren, wenn sie in reiche Verhält-nisse und an die Seite eines untadeligen Eheherrn geführt werde.

Kaum war diese Rede überstanden, als der Domine eintraf und dasselbe noch ein-mal, aber in weit mehr und gewählteren Worten sagte, was der Vater bereits ausgesprochen. Cato nahm, während der Ansprachen von einem Fuß auf den an-deren tretend, das Inventar des ganzen Raumes auf und zählte die vielen kleinen Scheiben der Schiebfenster und die Fliegen, welche auf dem eigelben Oelanstrich der Balkendecke krochen. Vielleicht wäre ihre Ungeduld störend ausgebrochen, wenn nicht der baumlange Ivo neben ihr mit gefalteten Händen und rührungsfeuchten

Digitized by Google

Augen dagestanden hätte, um auf jede Silbe liebevoll zu lauschen.

Indeß der Redefaden sich unermüdlich abhaspelte, schob sich geräuschlos Jans in den andächtigen Kreis. Er trug einen knappen Jägeranzug, und der Muthwillen irrlichterte unter seinen dunkeln, langen Augenwimpern hervor. Obwohl seine Haltung tadellos blieb, konnte es der ihm gegenüberstehenden Braut nicht entgehen, daß der alte geschnitzte Kleiderschrank, an welchem er mit der Schulter lehnte, jedesmal vernehmlich knarrte, wenn die besonderen oder Erbtugenden des Stammes Hertog oder die Unterwürfigkeit des Weibes zur Sprache kamen. Cato ärgerte sich so, daß sie bis an die Haarwurzeln roth wurde, weil sie sich von dem hübschen Taugenichts durchschaut fühlte. Endlich drang ein leckerer Bratengeruch aus der Nebenküche herein, und endlich, endlich! schritt Domine zu dem Ritus des wirklichen Verspruchs, welchem in sechs Wochen die Trauung und Einholung der jungen Frau in ihre neue Heimat, Ivo's Haus, folgen sollte.

Hanna begegnete dem Mädchen mit ihrer stillleidenden Demuth; sie hatte das Schlafkämmerchen der Braut zwar nicht mit Blumen, aber mit den Schmucksachen, den Tuch- und Seidenkleidern, den Kanten und chinesischem Porzellan der verstorbenen Regina ausgestattet.

„Ich dachte, diese Dinge würden die Jüffer freuen," sagte sie, „so jung, so glücklich, wo Andere unter der Last der Vergangenheit seufzen!" Sie seufzte wirklich und entfernte sich gesenkten Blickes, um nach dem Essen zu sehen.

„So glücklich?" wiederholte Cato, „hier, hier so glücklich?"

Nach Tisch drehte sich das Gespräch mit dem Pfarrer um das schwere Los der Ostfriesen, nunmehr in die Gewalt eines Regenten fallen zu sollen, der nicht einmal des Deutschen mächtig war, der französische Oberbeamte, niederländische Unterbeamte einsetzte zu Richtern und Zwingherren über eine deutsche Provinz. Domine und die Greise waren sehr niedergeschlagen. Ivo mischte sich nicht in die Unterhaltung, bis Cato ihn etwas gereizt fragte: „Und du, hast du auch einen Haß auf uns Holländer?"

„Ich? o, ich lasse diese Dinge gehen, wie sie wollen; was könnte denn ich thun? Es wird ja endlich doch gut werden — nein, es ist schon gut geworden, denn du bist gekommen!"

Cato war recht erschrocken, als der Bauer sich weigerte, den grün gestrichenen Leiterwagen für die Rückkehr des Geistlichen einspannen zu lassen, da er noch vor Domine und den Kindern zu reden habe. Wieder reden! Sie hatte ja noch mit dem Verlobten keine Silbe unter vier Augen gewechselt! Draußen im Baumhofe ruhten kühle, tiefe Abendschatten zwischen goldleuchtenden Sonnenlichtern; ach, mit ihm in diese Schatten zu treten! — Sie überdachte mit rascherem Herzschlag, was dort ausgetauscht werden möchte, als dennoch plötzlich die Worte des alten Mynheer ihre gespannteste Aufmerksamkeit fesselten: „Leider," sprach er, „war mein langer und friedsamer Ehestand mit der verewigten Regina in den letzten Jahren minder vergnügt. Die Bäuerin konnte es nicht verwinden, daß ich ihres einzigen Sohnes Leben dem Herrn Herrn darbot, als Gottes Stimme dies Opfer von mir heischte. Ich erzähle es Euch, Domine, da Ihr erst wenige Jahre zwischen uns lebt, ich erzähle im Dank gegen Gott; und dir, Cato, sage ich es, um dich zu belehren an Ivo's Beispiel, daß dem Christen vor Allem Gehorsam Noth thut!"

Wieder knarrte der geschnitzte Schrank, in dessen Nähe Jans saß.

Alarich fuhr fort: „Aus unserer Gemeinde sind von je die jungen Burschen

Digitized by Google

gern zur See gegangen, und da der Seedienst mit dem Schmelzen des Wintereises beginnt und manches Fahrzeug allbereits um Ostern herum klar gemacht wird, so ist es eingeführt, daß unsere Confirmanden spätestens am Sonntage Palmarum zum ersten Abendmahl gerufen werden. Dazumal, als mein Sohn Ivo zu dem Bunde der Gnade vorbereitet wurde, betraten unsere Sohlen von Advent bis Sonntag Lätare kaum den Erdboden, sondern wir bewegten uns nur auf Schöweln (Schlittschuhen) dahin, wohin uns unser Bewerb führte. Von Lätare bis Judica stellte sich ein so starker Schneefall ein, daß wir bereits meinten, unser Herrgott wolle uns schier begraben unter der himmlischen Sternendecke, denn jede Schneeflocke ist ein Gestirn, und die Gestirne sind vor dem Ewigen wie eitel Schneeflocken, er haucht sie an und sie sind nicht mehr."

„Hm! hm!" flüsterte Domine und blickte auf seine riesige Zwiebeluhr. Er sah in dichterischen Gleichnissen eine Entweihung heiliger Begriffe.

„Ganz recht!" erinnerte sich der Greis, „es ist der Athem des Frühlings, der uns den Schnee über die Felder bläst, und das Frühjahr eilte zwischen Judica und Palmarum so ungeduldig vorwärts, daß die Eisdecke der Ems krachte, als ob Kanonendonner die Deiche erschüttere! Eine Stunde oberhalb setzte sich der Fluß derart zu, daß die gestaute Flut rechts und links ausbrach und sich tiefer unten einen Rückweg durch die Siele bahnte zurück ins Strombett, nach eigenem Gefallen. Zwischen der Warft und dem Dorfe hörte der Verkehr schon am Freitag auf; wenn auch die eigentliche Flut uns umging, so waren doch alle Wiesen wie ein See, alle Canäle und Gräben bis über die Ufer aufgelaufen, und das Eis schwamm gleich langen Flößen in der Mitte, wo es nicht bereits in Schollen auftrieb. Ivo war so in Gebet und Vorbereitung versenkt, daß er kein Arg von diesen Ereignissen hatte, aber die Bäuerin selig ward sehr unruhig, ebenso die Hunde, besonders der alte Wacho. Mein Weib löschte am Sonnabend zur Schlafenszeit die Lampe nicht aus, und dann weckte sie mich zur ersten Hahnenkraht und jammerte: ‚Seht nur, Vater,' klagte sie, ‚da ist eine große schwarze Schnuppe am Docht gebrannt, welche die ganze Kammer verdunkelt, wir werden morgen unter diesem Dache um ein Todtes weinen; ich bitte, so sehr ich kann, laßt von dem Gedanken ab, unseren Sohn durch all die Wassersgefahr zur Kirche zu schicken! Nein, ich bitte nicht, ich fordere von Euch, daß mein Fleisch und Blut, mein einzig Kind, mein Lebenslicht, verschont bleibe und nicht wissentlich dem Tode in den Rachen geworfen werde!' ‚Weine nicht,' entgegnete ich der Händeringenden, ‚ich hab dir freudig Alles zu Liebe gethan, mein Leben lang, aber ich muß dem Einen mehr gehorchen als meinem Herzen!' Regina sprang auf, legte ihre Kleider um sich und sagte zornig und verzweiflungsvoll: ‚So werde ich nicht weniger thun als die Wölfin, die ihr Junges vertheidigt; Ihr müßt mich tödten, ehe Ihr mir den Knaben mordet!' Sie nahm die Lampe und ging in die Kammer unseres Sohnes. Da zwischen den Kojen (Wandbettstellen) nur eine Bretterwand war, sah ich den Lichtschein durch die Gliven (Ritzen) fallen, vernahm, wie sie beim Anblick des schlafenden Kindes ihr Schluchzen unterdrückte und Ivo küßte, und sich dann, immer angstvolle Gebete murmelnd, in der kalten Nacht — der Wind war Abends in Nordnordost umgesprungen — vor das Bett setzte, doch stets leise und behutsam, um ihres Herzens Liebling nicht zu erwecken. Ich horchte und betete. Als Regina stiller wurde und ihr die Augen zufallen mochten, erhob ich mich, weckte Ko und wir zogen mit einander die eisernen Nägel

Digitized by Google

aus den Brettern, welche die Kojen trennten; so konnte ich Ivo's Hand berühren und ihm andeuten, er solle vorsichtig hinüberkommen, auf daß seine Mutter nichts gewahr werde. So geschah es!"

„Ivo!" rief Cato vorwurfsvoll.

Ivo blickte seine Verlobte beschämt und verschüchtert an. Alarich faltete die buschigen Augenbrauen und richtete das Wort verweisend an das junge Mädchen: „Ivo wird gesegnet werden, weil er meinen Ruf: ‚Dein Heiland entbietet dich zu seinem Mahle, das dir durch sein Leiden und Sterben erkauft wurde; rüste dich, seiner Einladung zu folgen!' hörte. — Der Knabe ging ohne eine Silbe des Bedenkens in die Auskammer, wo sein Beichtanzug, das neue Gesangbuch und der Schinken für den Domine, schon seit guten acht Tagen von seiner Mutter gerüstet, bereit lagen, und kleidete sich an.

„Regina schlief noch immer, mit den Händen das Oberbett des Sohnes haltend; das Geheul des Windes, der um die Dächer schlug, mochte sie nach all dem schlaflosen Kummer so fest einwiegen. Gottes Güte ersparte mir den zweiten Kampf mit ihr. — Was hülfe es, Euch zu erzählen, daß vier Männer von uns durch Stunden und Stunden im Wasser und Schlamm Uebergänge und Wege suchten? Das Boot war ganz und gar unnütz, auf dem Flachlande saß es auf, im Tiefen stieß es umsonst gegen die starken Schollen. Wacho watete neben uns, ja er schien unsere Absicht gut zu verstehen und heulte mir hier und da auf, wenn Leitern und Stricke nicht reichen wollten. Bis zum großen Canal waren wir gelangt. Das Eis war daselbst noch breiter und fester als in den Gräben. Wir konnten von unserer Seite zwei zusammengebundene Leitern vom Ufer bis auf die Scholle werfen. ‚Mein Sohn,' sprach ich, ‚uns Erwachsene trägt es nicht — dich, der du leichter bist, möglicherweise; du mußt die Leiter herüberziehen und dann aufs andere Ufer werfen — wenn du jenseits bist, so hast du gewonnen, nimm meinen Segen!' Ich segnete ihn, legte den Schinken auf seine Schulter und betrat die Leiter. Während er so zwischen Leben und Tod dahinschritt, stimmten wir den fünfzigsten Psalm an, und als wir zu dem Verse kamen: Versammelt mir meine Heiligen, die den Bund mehr achten denn Opfer! da hatte der Knabe die Eisscholle erreicht, und sie trug ihn. Er zog sorglich die Leiter nach und schob sie dann vor sich her, wie ich ihm hinüberrief, damit das Gewicht sich vertheile. Als die Brücke zwischen uns und ihm abgebrochen war, stieß der alte Hund Wacho ein Geheul aus, warf sich ins Wasser und schwamm zur Scholle. Die Ränder brachen ein, das arme Thier mühte sich umsonst, wir riefen, aber es hörte nicht auf uns; wie es immer heftiger trachtete, emporzukommen, da schwankte die Eisinsel und riß hier und da; der Knabe war äußerst gefährdet. Ko schrie: ‚In Gottes Namen!' und schleuderte seinen langen Peekstock so kräftig auf den Kopf des Hundes, daß die Eisenspitze sich ihm tief ins Auge bohrte und der langjährige Wächter meiner Schwelle aufheulte und zu Grunde ging. Der Cadaver trieb gegen Abend, wo das Wasser um mehrere Fuß sank, neben der Plaatze an.

„In jener Stunde konnte ich an nichts denken als an den Schrei meiner Seele um mein Kind. Wer mochte wissen, ob nicht bei jedem Schritt die Leiter, die er mühselig nach jenseits übergelegt hatte, von dem Eise oder vom Ufer abgleiten würde? Wäre das Wasser nur offen gewesen; aber Scholle lag auf Scholle, und sie rieben und stießen einander wie die Bohnen im Kochtopf, weil das Wasser von der Landseite anlief und von der Flußseite zurückgestaut ward. Die Augenblicke wuchteten auf uns gleich Jahren. Vor mein Gesicht zog es wie Nebel hin

Digitized by Google

und her, ich faßte Ko's Schulter und schrie ihn an: ‚Sag's nur — sag's heraus — das Kind ist ertrunken!' — ‚Nein, nein!' entgegnete der Mann, ‚er ist hinüber, dort geht er, es läutet schon zur Kirche!' Dazu sah ich, daß Ko die Thränen niederliefen von den Wangen. ‚Regina!' mahnte ich, und wir arbeiteten uns zurück, um sie zu trösten.

„Sie stand in der Thür, weiß wie Kalk an der Wand und die Haare im Winde wehend; aber sie fragte nichts und sagte nichts. Seit dem Tage blieb sie ernst und kränklich und hatte immer den Gedanken, mit Ivo fortzuziehen ins neue Haus; sie hat es mir selbst in der Todeskrankheit nicht vergeben, daß ich Gott mehr gehorchte als ihrem Willen!"

„Das war eine schwere Sünde!" äußerte Domine bedenklich; „aber dir, Ivo, wird es heimgezahlt werden bis ins dritte und vierte Glied, daß du dein Leben für nichts geachtet, um zum Abendmahle des Heilands zu kommen!"

Es entstand eine Pause, in welche nur der alte Schrank gleichsam unzufrieden hineinknarrte. Ivo betrachtete unruhig Cato, welche ihre Augen tief gesenkt hielt, indeß die blühenden vollen Lippen trotzig aufgeworfen waren; dennoch sah sie das schöne, böse, lächelnde Gesicht Jans' sehr gut und begriff, daß er sich so still und bescheiden hielt, weil er sicher war, daß des Bauern Erzählung ganz andere Gefühle als die der Rührung in ihr geweckt hatte. In der That, statt durch das Beispiel erbaut zu sein, war ihr nicht anders, als würde sie in eine Zwangsjacke geschnürt; und Jans, der nichtswürdige geriebene Hallunke, wußte das und lachte ins Fäustchen.

„Ivo hat dazumal viel heiße Thränen um den Hund Wacho geweint," sprach Ko bedächtig, „er konnte es nicht verwinden, daß sein alter Spielgesell aus Treue für ihn in den Tod ging."

„Ja, ja!" bemerkte Domine mit Salbung, „folgsam ist Ivo — ein zweiter Isaak; aber an Ergebung fehlt's doch noch. Als der Herr die selige Regina heimrief, da war keine Freudigkeit in ihm, er verfiel so zusehends, daß sein Vater besorgte, er möge von irgend welchem Gebrest oder einem ernsten Siechthum befallen werden; er war nicht wie ein junger Löwe, sondern wie ein Lamm vor dem Schlächter."

Ivo's Augen füllten sich mit Thränen, dunkelroth vor Beschämung über diese Rüge vor Cato, saß er hülflos da.

„Ivo!" konnte sich Jans jetzt nicht mehr bezwingen, „bessere dich und versprich Domine vor uns Zeugen, daß du bei seinem Tode wie ein junger Löwe sein wirst!"

Domine erhob sich in schweigender Verachtung.

* * *

Als Cato's Vater mit dem Treckschuit (Canalschiff, welches gezogen wird und regelmäßige Fahrten macht) zur Hochzeit eintraf, fand er seine Tochter sehr verändert, bleich, schweigsam und verbissen. „Ich bliebe keine Stunde länger in diesem entsetzlichen Lande, wär' es nicht Ivo's halber; Ivo stirbt, wenn ich ihn verlasse!"

„Was das für kindische Grillen sind!" rief der Vater. Er lachte in seiner behaglichen Art immer über die Schrullen seiner Kinder, wenn diese seine Pläne nicht durchkreuzten. Aber es war Cato vollster Ernst, sie hätte noch hinzufügen dürfen: Und ich kann auch nicht mehr ohne ihn leben, obwohl mir's mitunter zu Sinne ist, als möchte ich ihn mit glühenden Zangen zwicken! So war es. Manchmal stürmte eine tiefe, glühende Leidenschaft für den Verlobten in ihr empor, und wenn er dann so scheu, so ungeschickt dasaß, sie anstarrte und kaum mit den Finger-

Digitized by Google

spitzen zu berühren wagte, wenn all ihre naive Gefallsucht ihm kein zärtlich Kosewort, keinen Kuß zu entringen vermochte, dann wandte sie ihm plötzlich den Rücken und nannte ihn vernehmlich genug „Schlafmütze". Und er trauerte schmerzlich und ertrug es mit der Entgegnung: „Ich wußte es ja, daß ich nicht gut genug für dich bin!"

So quälte sie ihn von Woche zu Woche mehr, um ihn dann wieder so gar leicht zu versöhnen. Ach! und das traurige alte Haus und Niemand darin, mit dem man ein vernünftig Wort reden konnte, da ihre eigenen Mägde bereits in Ivo's Wirthschaft arbeiteten! Wäre wenigstens Jans geblieben, aber der verschwand, wie er kam, Niemand wußte oder fragte, wohin? Anfangs hatte das Mädchen Freude an den schönen Sachen der verstorbenen Regina, als sie aber inne ward, daß Niemand da war, der sich darum bekümmerte, wie und ob sie geputzt gehe, da hörte sie auf, sich zu schmücken. Ach, die letzten Wochen hatten Land und Leuten so große Veränderungen gebracht, daß ein gelangweiltes Frauenzimmer gar nicht in Betracht kam. Die preußische Provinz Ostfriesland war Holland einverleibt, und die Plaatze lag jetzt im Departement Ost-Ems. Furchtbarer noch als die französische Oberherrschaft traf die Bewohner aller Länder nächst der Nordsee ein zweiter Schlag von des Corsen eiserner Hand.

Die Marschbauern sind weniger Ackersleute als ansässige Nomaden. Sie leben von und mit ihren Heerden und vereinzeln sich nach Nomadenart so viel und so weit immer möglich von ihres Gleichen, denn ein halbes Hundert Stück schweren Rindviehs nimmt durch die sechs Weidemonate ein hübsches Stück Grasland zwischen die Füße, und die anderen sechs Monate Stallfütterung berechnen sich gleichfalls auf eine gute Quantität Heu, wenn die Thiere glatt und wohlgenährt sein sollen; die Pferde und Schafe leben natürlich auch nicht von der Luft, auch sie sind groß und hungrig, mithin freut sich der Bauer allemal, wenn er das Dach des nächsten Nachbars nur durchs Fernrohr erkennen kann. Trotzdem herrscht zwischen nahen Haushaltungen gewöhnlich Animosität, stets feindet der Besitzer der minder stattlichen Heerde den glücklicheren Grenznachbar an. Das Nomadenthum macht selbstsüchtig, und der Egoismus verträgt sich nicht mit der Politik; daher bekümmern sich die Marschbauern nicht um die Dinge, welche sie nicht *selbst* berühren, sie sind vierkantig gegen Alles, was sie nicht fördert und bereichert, einerlei, ob es anderen Staatsbürgern zu Nutz oder Schaden gedeihen mag. Ueber diese Bevölkerung verhängte Napoleon I. eine ebenso gewaltige als verderbenbringende Maßregel — die Continentalsperre!

Als der neue Alexander seine Kriegsflotte bei Trafalgar gegen England eingebüßt hatte, gedachte er diesen seinen glühend gehaßten Feinden ihre Lebensadern zu unterbinden, indem er den Handel des seebeherrschenden Volkes lahm legte. Die Continentalsperre bildete einen festgegliederten Gürtel um alle westeuropäischen Küsten, der die Einfuhr englischer Waaren und, was damals dieselbe Bedeutung hatte, der Colonialproducte, wenn nicht zu verhindern, so doch aufs äußerste zu erschweren und ins Unglaubliche zu vertheuern bestimmt war. Der Gedanke war riesenhaft, aber die Habsucht derer, die ihn verwirklichen sollten, noch gigantischer; während der rechtschaffene Erwerb am Hungertuche nagte, standen Bestechung und Betrug in vollster Blüthe. Wäre diese unglückbringende Maßregel von den Usurpatoren strenge durchgeführt worden, man würde sie gehaßt haben; da man sie aber käuflich und pflichtvergessen fand, verachtete man sie. Der Rückschlag auf das wegen der Nähe des als englischer Stapel-

Digitized by Google

platz dienenden Helgolands doppelt schwer heimgesuchte Ostfriesland war der unheilvollste. Ein wohlhabendes, sonst unbeirrtes Völkchen, das davon träumte, sich eines Tages wieder selbst zu regieren, wurde an Händen und Füßen gebunden, zwischen zwei kämpfende Kolosse, England und Frankreich, geworfen, um zwischen beiden langsam, aber sicher zerrieben zu werden.

Der natürliche Verkehrsweg, die Ems, war blockirt; der Reichthum der Bevölkerung, die Seeschiffe, welche im Frühling ahnungslos ausgelaufen waren, wurden durch englische Caper- und Piratenschiffe aufgebracht und mit Embargo belegt; hundertundsieben ostfriesische Fahrzeuge lagen bereits als verlorenes Capital in den englischen Häfen, und die kriegsgefangene Bemannung erhielt kaum Mittel genug, das nackte Leben zu fristen. Andere Schiffe waren in neutrale Häfen geflüchtet, verdarben und verfielen daselbst, indeß die Rheder mit schwerem Gelde für die Erhaltung der Schiffsleute aufkommen mußten. Die ganze Flotte der Häringsbuisen, die Jahr für Jahr, gleich Erntewagen, hinausgefahren war, um mit theurer Ladung heimzukehren, lag jetzt feiernd an den Ankerketten oder, den Kiel nach oben, auf dem Lande. Und schon war die Bevölkerung mit schwerer Kriegscontribution über Gebühr belastet, ehe sie aus der preußischen Oberherrschaft in die mehr denn feindliche französisch-holländische überging. Noth kennt kein Gebot! Es gab noch einen letzten Weg, der das Aeußerste verhinderte, das war die Umgehung, Umschiffung und Ueberlistung der Continentalsperre! Neben der natürlichen Freude an Wagestücken, deren Mißlingen Gut und Freiheit kostete und zu den unverhältnißmäßigsten Strafen führte, erblickten die Friesen in ihrem Thun eine rächende Kriegslist gegen ihre vermaledeiten Machthaber.

Für dieses Volk steht darum die „Schmuggelzeit" als ein Wahrzeichen fest, an das sich eine Welt von Familiengeschichten, eine Legion von muthigen und unglückseligen Ereignissen knüpft.

Der Verkehr auf der Hertog-Plaatze war nie so rege gewesen als zu Beginn der „Schmuggelzeit". Aber es war ein Kommen und Gehen, welches Cato wenig erfreuen konnte, weil es immer von unheilvollen Nachrichten begleitet war. Der kurze Brautstand des jungen Mädchens verlief, als ob man sich eher zu einem Begräbniß wie zu einer Hochzeit bereite.

Wer hatte Zeit, an die Braut zu denken? Alles beschäftigte sich mit der Continentalsperre! Ivo allein von Allen dachte an nichts als seine schüchterne Liebe, und Cato zählte die Stunden, wo sie ins eigene neue Heim übersiedeln solle. Die Hochzeit ward weniger großartig vorbereitet, als es der Plan gewesen, der bösen Zeiten halber; dennoch dehnten die langen, mit Zinntellern gedeckten Tafeln sich so stattlich unter dem duftigen Hochzeitsmahle, daß man sich erstaunt fragte, woher denn all die Festgäste inmitten dieser Einsamkeit gekommen sein möchten? — Der Bräutigam, in dessen Hause der Schmaus gerüstet ward, mußte anständigerweise den angesehenen Gästen in der Upkamer, dem besten Zimmer, aufwarten. Domine war mit seiner ganzen Familie erschienen, Cato's Vater hatte auch noch ein paar Vettern zugebracht, und auch Jans traf, als ob sich das so verstände, ein und setzte sich getrost mit an den Tisch der Herrenleute, recht zur Freude Ivo's, der ihn von altersher liebte und bewunderte und ihm neuerdings noch Cato's Rettung dankte, aber zum Verdruß aller Anderen, Alarich ausgenommen, der eine Art Verschuldung gegen Hanna und ihren Sohn von der seligen Regina her geerbt zu haben glaubte. Jans aber fragte nicht, er setzte sich einfach.

Digitized by Google

Die Augen der Braut leuchteten, seit sie am Altar ihrem Ivo zugesprochen war, mit den Diamanten an ihrer Stirn um die Wette; hier, im eigenen Hause, an Ivo's Seite, kam die alte Lebenszuversicht wieder über sie, und sie lächelte und erröthete, wenn man der „jungen Frau" Bescheid that mit dem vollen Glase. Das Glück klopfte an, aber ach, zur üblen Stunde! Zwischen Lipp' und Kelches Rand, eben als Alarich Hertog seinen feierlichen Trinkspruch ausbringen wollte, entstand draußen ein Lärm, die Thür wurde aufgerissen und herein stürzte der Sohn des gleichfalls schmausenden Küsters. „Domine — Vater — Bauer!" keuchte er athemlos vom Laufen. „Sie sind in die Pastrat eingedrungen, haben die Kirchenkiste gesprengt und haben das Kirchenbuch genommen — da fanden sie eine gute Anzahl Fente, die noch dienstpflichtig sind, auch dich, Ivo Hertog, und sie kommen schon, dich zu holen!"

„Wer? wer? wer? Unglückskind!" rief der Geistliche im Trompetenton.

„Drei sahen aus wie holländische Soldaten und waren es auch, und Zwei sahen nicht aus wie Soldaten und waren es auch nicht," entgegnete der feine Beobachter.

„Uf! uf! Das ist — bei meiner armen Seele — General Dändel's Conscription, und es geht Ivo an den Kragen!" klagte Domine im hülflosen Tone.

„Ich kaufte für Ivo zu preußischer Zeit einen Stellvertreter!" rief Alarich Hertog.

„Ja, wer fragt unter dieser gottvergessenen Franzosenherrschaft nach preußischen Stellvertretern?" seufzte Domine, die Hände faltend.

Ein lautes Weinen und Klagen erhob sich unter den Weibern, indeß die Männer sich rathlos ansahen.

„Mein Mann! mein Ivo!" rief Cato.

„Mein Sohn — mein einziges Kind!" schrie der sonst so gefaßte Alarich Hertog.

„Verbringt die Zeit nicht mit unnützen Worten!" übertönte Jans' Stimme den Wirrwarr. „Jeder bleibt auf seinem Platz am Tische und thut, als wüßten wir von nichts, wenn die Kerle kommen. Ich setze mich neben die Braut, und Vater Alarich liefert mich als seinen Sohn ins holländische Militär!"

Athemlos lauschte man Jans' Worten.

„Es geht nicht!" seufzte Alarich; „ich würde eine Lüge aussprechen!"

„Pah! — und Cato an ihrem Ehrentage zur Wittwe, Euch zum kinderlosen Manne machen? Aber auch dafür giebt's Rath; laßt Euch augenblicks mit meiner Mutter einsegnen, der Domine ist ja da, wir haben noch acht Minuten Zeit — dann bin ich Euer Sohn!"

Hanna verhüllte ihr Antlitz mit der Schürze, inzwischen schien dem alten Bauern diese Auskunft in keiner Weise unwillkommen, er machte recht gern aus der Noth eine Tugend, erfaßte Hanna's Hand und führte sie vor den Geistlichen, indem er ihr sagte: „Du hast's verdient, Hanna; ihr, du und dein Sohn, sollt in Ehren gehalten werden, so lange der Name Hertog noch besteht!"

Kaum war Domine, die Serviette um den Hals geknotet und angesichts des dampfenden Bratens, mit der rechtsgültigen Verlöbnißformel zu Stande gekommen, als gemeldet wurde, die Erwarteten nahten sich. Jans nahm den Platz neben der Braut ein, und Ivo eilte, sich zu verbergen. Die fremden Eindringlinge entschuldigten sich sehr höflich über ihr störendes Erscheinen, konnten aber trotzdem nicht umhin, ernstlich darauf zu bestehen, daß der Sohn des Colonus Alarich Hertog ihnen auf der Stelle folge, um seiner Dienstpflicht nachzukommen. Jans widersetzte sich diesem Ansinnen, indem er alle möglichen Gründe und Versprechungen vorschob; er gab eine feurige Beschreibung der Schönheit und Trefflichkeit seiner

Digitized by Google

jungen Frau und bat um Aufschub, ja er verlangte denselben endlich mit Trotz Das wirkte; der Dickste jener Commission, der gar nicht wie ein Soldat aussah und auch keiner war, erhob sich und führte durch sein kurzes Ultimatum: „Confiscation des Besitzes oder Gehorsam!“ den Schluß der Verhandlung herbei. Jans umfaßte Cato und drückte auf die Lippen, welche Ivo noch nicht zu berühren gewagt hatte, ein paar lange heiße Küsse, reichte seiner Mutter und seinem neuen Stiefvater die Hand und verließ das Hochzeitshaus mit den Männern des Gesetzes und des Schwertes.

* * *

Erklärlicherweise war Alarich Hertog einigermaßen entrüstet, als er durch Hanna, die jetzige Bäuerin, erfuhr, Jans, ihr Sohn, sei vom regulären Militär zum Dienste auf den Zollschiffen übergegangen. Es war an einem Sonntagnachmittag, zur Zeit, wo das junge Ehepaar von der neuen Plaatze dem Vater und der Stiefmutter einen jener tödlich langweiligen Besuche machte, vor denen sich Cato schon die ganze Woche fürchtete, als die Sache zur Sprache kam. Wenn die junge Frau daheim, jetzt wo der Winter hereingebrochen war, auch auf keine Zerstreuungen rechnen durfte, so stand es ihr doch frei, sich im Hause zu bewegen, mit dem sie stets anbetenden Ivo oder ihren Mägden Streit anzufangen oder die Schlittschuhe unter die netten Füßchen zu schnallen und sich wie im Fluge durch die Landschaft zu bewegen, denn die Gräben und Canäle hielten alle, bis zu den Verlaten fest eingefroren. Ivo kümmerte sich kaum um die Zeitereignisse; er bedauerte, daß die nicht bereits von England aufgebrachten Schiffe in Nord und Süd innerhalb der Häfen, die sie flüchtend erreichten, verdarben; es that ihm leid, daß die Häringsjäger ihren alljährlichen Fang unterlassen mußten; es ging ihm nahe, daß die Schiffswerften still waren wie die Kirchhöfe; er staunte darüber, daß das bare Geld wie verschwunden war aus den Kassen der Landleute, indeß die Steuern und der Nothstand wuchsen — aber er war dennoch glücklich, so glücklich, daß er keine Minute zweifelte, seiner unbegrenzten Liebe würde alsbald Cato's verdrießliches Heimweh weichen; die Arme hatte ihm so viel, so viel geopfert, daß sein Dank keine Schranken kannte.

Als Hanna an jenem Tage den Namen ihres Sohnes nannte, fuhr Cato wie aus einem Traume auf, und dann hörte sie den alten Alarich Hertog sagen: „Besser ein Mitglied unserer Blutsfreundschaft säße nicht da, wo die Gottlosen und Spötter sitzen!“

„Ihr merkt doch wohl, daß er sich selbst schämt,“ warf Cato höhnisch ein, „sonst wäre er ja doch in den letzten Monaten einmal zu Euch, seiner Mutter, und Ivo herübergekommen, da er so nahe von hier ist!“

Hanna richtete einen brennenden Blick auf die Sprechende und erwiderte dann in jenem Tone, der die Wahl ließ, ob er übertriebene Unterwürfigkeit oder unterdrückten Zorn bedeute: „Jans glaubte es gut und Euch zu Dank zu machen, als er den Posten begehrte, auf welchem er vielen Schiffern und Landsleuten gegen die fremde Feindschaft durchhelfen kann!“

„O! o!“ rief Ivo und schlug seine großen Hände zusammen, „wenn ich nicht einen so langsamen Kopf hätte, mir wäre das sogleich selbst zu Sinne gekommen! Jans trifft, wie im Zufall, immer das Rechte, ich kann's ihm aber nie, nie genug danken. Ja, Hanna, Euer Sohn thut Alles so, wie ich, der nichts thut, es machen sollte!“

„Warte doch, bis dich Andere herab-

Digitized by Google

setzen!" grollte Cato. „Ich sehe nicht ein, weshalb du dich immer zu den Geringsten zählst!"

Ivo's Auge leuchtete wie verklärt: „Du siehst mich besser, als ich bin, Catje, aber ich selbst darf mich nimmer mit dem Maßstabe der Liebe messen!"

Eben öffnete Ko die Thür und berichtete: „Jetzt werden wir ja erfahren, ob der Gouverneur Bonhomme den offenen Landtag beruft und ob die Friesen ihre Verfassung, was Gott geben möge, beibehalten; draußen ist Jans, der geradeswegs von Leer kommt und nur eben die Schövel (Schlittschuhe) abschnallt."

„O, das ist herrlich!" rief Ivo freudig aus und wollte ihm entgegeneilen, besann sich aber und flüsterte seinem jungen Weibe zu: „Sei gut gegen den Jungen, Catje, meinethalben!"

So kam denn Jans, schmuck und frisch, in seiner Leichtlebigkeit und Jugendschönheit. Es war, als strömte eine andere, belebtere Luft durch das alte, düstere Haus. Seine Nachrichten waren allerdings minder erfreulich; der Stadt Emden, dem Herzen Ostfrieslands, war der Freihafen und das Stapelrecht genommen; der Reichthum des Seeplatzes, welcher im Werthe von Millionen auf dem Wasser schwamm, war mehr wie schutzlos; und für die alten Landesrechte bot Niemand einen Deut mehr, kein Mensch dachte an ihre Erhaltung.

Die Männer hörten diese und eine Reihe anderer Berichte ebenso drohender Natur ernsthaft an; Cato gab sich, halb abgewendet, das Ansehen, als bemerke sie Jans kaum, und Ivo suchte sie mit leisem Wort und bittender Geberde freundlicher gegen seinen Stiefbruder zu stimmen. Dieser aber sprang auf, als ob ihm eine plötzliche Erinnerung komme, griff nach seinem Hut und erklärte, er müsse jetzt gehen.

„Wart' noch eine Stunde, dann haben wir Mondenlicht und gehen mit einander den Weg, du bleibst die Nacht doch bei uns?" bat Ivo herzlich.

„Ich danke dir, mein Junge; nein, das thue ich nicht; außerdem — ich werde erwartet!" Jans lachte laut und sorglos, warf seine lockigen Haare zurück, winkte einen Abschiedsgruß und ging in seiner elastischen, über alle Hemmnisse hinwegschreitenden Art von dannen. Cato biß die weißen festen Zähne auf einander, um ihm keine Verwünschung nachzuschleudern. O, hätte sie schelten dürfen, so lange der Athem vorhielt, oder weinen, endlos weinen! Wie konnte ein Mann so wiederkehren, der vor wenig Monden mit heißen Küssen schied, deren Erinnerung ihr all die Zeit her das Antlitz glühen, den Herzschlag stocken machten! Zum Glück fiel es nicht auf, daß Cato beim Abendbrot verstummt war; in diesem Hause übte man das Reden nicht als leere Form, sondern als Nothwendigkeit; ehrbarer noch blieb das Schweigen.

Ivo merkte auf dem ganzen Heimwege, es müsse seinem Weibchen etwas fehlen, aber er verstand sie so wenig und liebte sie so sehr, daß er nie einen Tadel gegen sie wagte. Ihre Schlittschuheisen blitzten im Mondlicht und knirschten unermüdlich über die Eisfläche.

„Catje!" rief er einmal, „hier ist die Stelle, wo ich bei meinem ersten Abendmahlsgange nahe am Ertrinken war!"

„So?" bemerkte sie zerstreut.

„Willst du nicht aufsetzen,* Düveke?"

„Ich bin nicht müde!" Sie war's nicht, sie hätte immer weiter stürmen mögen. Plötzlich fühlte sie etwas wie Erbarmen mit dem guten, riesenhaften Manne, sie beschrieb einen langen Bogen, stand unversehens vor ihm und sagte, seine Hände erfassend: „Armer Ivo, ich

* Aufsetzen, nach friesischer Gepflogenheit eine Reihe bilden, die den Lauf sehr erleichtert.

Digitized by Google

bin's nicht werth, dich zu haben; du bist der Allerallerbeste!"

Er bückte sich, hob sie vom Eise auf an seine Brust und lief so eine Strecke, sie wie ein Kind tragend, dahin.

Daheim war etwas vorgefallen; die alte holländische Magd klagte Etje, die junge holländische Magd, an, sie unterhalte eine Liebschaft mit Mynheer Jans; er sei dagewesen und habe ihr ein ostindisches Seidentuch geschenkt.

„Wann war Mynheer Jans hier?"

„Er kam vor einer Stunde und ging vor ein paar Minuten."

„Du kannst dich auf Johanni für einen anderen Dienst verheuern, Etje!" wandte sich die Herrin an diese.

„Dienst? Ich denke, Bäuerin, heiraten ist besser!"

Cato und ihre Magd fanden in dieser Nacht keinen Schlummer.

Nächsten Tags war der Erste des Monats, und Ivo brach früh auf, um im nächsten Gerichtsort seine Steuern zu zahlen. Gegen zehn Uhr Morgens, als Cato, in Gedanken verloren, die Füße auf der Feuerkieke, dasaß, über die runden Hände einen der mächtigen Socken Ivo's gezogen, dessen Schäden sie ausbessern wollte, da kam sie sich einsamer vor als jemals seit ihrer Heirat. Das Singen des Wasserkessels, das Brodeln des großen Gemüsetopfes und der dumpfe tactmäßige Laut des Dreschens von der Tenne: das Alles war so einschläfernd nach einer ruhelosen Nacht, sie blinzelte ein wenig und dann fielen die Augen wirklich zu. Mochte sie nun hören oder träumen, es sei Jemand eingetreten; genug, als sie sich ihrer selbst wieder bewußt wurde, stand Jans vor ihr und lachte.

„Etje, deine Braut, ist auf der Dreschdiele!" rief die junge Frau heftig und schlagfertig.

„Ganz recht, dahin gehört sie! Etje ist da, um mir die Thür aufzumachen, wenn ich dich sehen will!"

„Was meinst du?" fragte Cato verwirrt, obwohl ihr seine Augen klar sagten, was er meine.

„Etje ist für mich nur der Vorwand wegen der Leute!"

„Was für Vorwände braucht eine glückliche Ehefrau?"

„So, Cato, bist du glücklich? Die Leute und meine Augen sagen anders!"

„Schweig! Ivo hält mich wie sein Leben!"

„Aber seine Mutter hielt er noch höher als dich. Weißt du, wäre sie noch am Leben, du möchtest arg die Zweite sein!"

Cato ward bleich vor Zorn. „Lüg du in deinen Schandhals hinein, bis du erstickst!" schrie sie.

„Wenn ich ersticken soll, so erstücke mich mit Küssen, und ich bin's zufrieden!"

„Noch ein Wort und ich rufe die Knechte mit den Flegeln!"

„Thu's, du bist hier Bäuerin und Bauer zugleich, denn Ivo hat keinen Willen!"

Cato verbarg ihr weinend Antlitz in die Hände; dieser frechen Liebeserklärung, dieser leichtfertigen Herabsetzung gegenüber wußte sie nichts zu erwidern.

„Schäme dich!" stieß sie dann hervor, „schäme dich, so zu mir zu reden, weil du weißt, daß Ivo nicht da ist, mich zu vertheidigen!"

„Ivo dich vertheidigen? Ja, mit der Axt oder dem Zaunpfahl, mit Worten nicht; er denkt wie die Fettweider auf der Sommertrift: laß dir's gut gehen und laß dich schlachten — ha! ha! ha! solch ein gutes, großes Thier!"

Cato sprang auf, riß die Thür nach dem Dielenende des Hauses auf und rief, so laut sie konnte: „Etje, komm her, dein Bräutigam, Mynheer Jans, ist gekommen, bei mir um dich zu fragen!"

Etje kam verschämt näher, und die

Digitized by Google

Dreſcher blickten neugierig auf Etje's Bewerber.

Jans kniff die Magd ſehr unceremoniell in die hochrothen Wangen und ſagte: „Du ſiehſt, Etje, daß die Bäuerin dir von Herzen alles Gute vergönnt!“

Cato fühlte ſich ſo tief verletzt, daß ſie, nicht mehr Herrin ihrer Empörung, der Ausgangsthür zuſtürzte; aber eben, als ſie die Klinke erfaſſen wollte, prallte ſie erſchrocken zurück, denn es trat ein fremder, ſeemänniſch ausſehender Mann ein, der mit ſcheuen Blicken, die Thür in der Hand, die Anweſenden muſterte.

„Was iſt — wer ſendet Euch?“ forſchte erſchreckt die junge Hausfrau.

„Ich wollte mir nur eine Kohle auf die Pfeife legen,“ ſprach der Mann, Jans mißtrauiſch muſternd.

„Er iſt des Bauern Halbbruder!“ rief Cato, „um Gottes willen, iſt meinem Manne Uebles geſchehen?“

„Hm! geſund iſt er ſchon, aber gefangen iſt er; ſie haben ihn gebunden, den Strick an den Steigbügel geknotet, und bringen ihn nach Emden.“

„Ivo — Ivo — Ivo!“ ſchrie Cato und warf die Arme in die Luft. „Was hat man dem armen unſchuldigen Lamme anhaben können! Warum ſtarrt Ihr mich an? Ich will ihm nach auf der Stelle; wo Ivo iſt, will ich auch ſein!“

„Und ich begleite dich, ſei ruhig, Cato, ich ſetze meinen Kopf zum Pfande, daß wir ihn befreien, wenn nicht etwa ein Mord —“

„Ein Mord? Ivo einen Mord begehen?“

„Nee, ein Mord nicht, die Sache ſteht ſchlimmer!“ knurrte der Seemann. „Die Commiſen haben hier in Eurer Ziegelei eine gute Bootsladung von Kaffee, Gewürz und Zuckerkiſten gefunden; wird nicht lange dauern, ſo ſind die Schnüffler hier und kehren Alles im Hauſe rundum.“

„Mögen ſie,“ ſprach ermuthigt die Frau, „Ivo iſt kein Schmuggler!“

„Das nutzt nichts nicht; gefangen iſt er, gehangen wird er.“

„Was ihn trifft, das trifft mich!“ rief Cato jetzt vollends entſchloſſen aus und ging in die Kammer, um ſich zur Reiſe zu kleiden und an Geld und Geſchmeide zu ſich zu ſtecken, was zu finden war. Stehenden Fußes ertheilte ſie einige Befehle und verließ raſch in Jans' Begleitung das Haus.

* * *

Als man dem greiſen Alarich Hertog die Kunde hinterbrachte, ſein Sohn Ivo ſei gefangen und ſeine Schwiegertochter Cato wäre gen Emden geeilt, um ſein Los zu theilen, da wankten ſeine Kniee unter ihm ſo ſtark, daß er ſich ſetzen mußte.

Hanna, Alarich's Weib, reichte ihm mit demüthigem Bedauern einen Trunk Waſſer und ſtellte ſich dann hinter ſeinen Stuhl, um zu ferneren Dienſten bereit zu ſein. Hätte der Alte daran gedacht, ſich plötzlich umzuſchauen, er hätte auf dem Antlitz der ewig Gütigen böſe Dinge geleſen, denn ſie ſprach zu ſich ſelbſt: „Nun iſt meine Rache voll, und ich bin wett mit dem Weibe Regina, die mich ausſtieß. Hier gebiete ich an ihrer Statt, ihr Sohn wird arm wie der meinige, ihre Schwiegertochter wird verachtet und verſpottet werden, wie ich es wurde; Jans thut nichts halb, er iſt mein Sohn. Er wird ihn ganz verderben.“

Jans eilte, immer dem eiſigen Nordoſt entgegen, hinter Cato drein, deren kleine Füße geradezu unermüdlich waren. Die Eisläufer hatten nicht daran gedacht, ihr Reiſeziel, Emden, zu Wagen erreichen zu wollen, da ſie auf den ſchmalen Eiſenſchneiden ihrer Breinermoorer Schlittſchuhe ein Drittel der Zeit gewannen und

fast nach dem Compaß, wie die Krähe fliegt, die Richtung innehielten.

„Wirst du nicht müde?“ fragte Jans nach zwei Stunden.

„Ich müde? Mußte Ivo nicht einen weiteren Weg machen, an den Steigbügel eines Gendarmen gebunden wie ein Marktvieh?“

Reizend sah ihr Gesicht aus mit den leuchtenden vorwurfsvollen Augen, in denen nur ein Wunsch, nur ein Gedanke lebte. Jans wurde es warm ums Herz, und diesmal log er nicht, als er sagte: „Ich beneide Ivo!“ Er hatte ihn von Kindesbeinen auf beneidet, um Hab und Gut, aber doch nicht so tief und brennend als heute.

Am nächsten Morgen stand Cato mit einer schön geschnörkelten Bittschrift in der Hand im Vorzimmer des Commissarius Rapporteur. Es waren noch viele andere Bittsteller da, denn in der Hand dieses Beamten lag ein fast noch unbedingterer Einfluß als in derjenigen des ersten Provinzialvorstandes, des Landdrosten von Capellen. Cato fühlte sich sehr ermüdet, nicht vom gestrigen Eislauf, sondern weil ihr verweigert ward, Ivo vor dem Verhör zu sehen.

Jans, der wenig Ehrfurcht vor Weibertugend hatte und zum ersten Male eine wirkliche, ehrliche Neigung empfand, wagte seit gestern nicht mehr, ihr von seinen Gefühlen zu reden, obwohl er es ruhig hätte wagen können, denn sie merkte und faßte nichts, das nicht Bezug auf Ivo hatte.

Der Commissarius war zu einem Frühstück eingeladen und ließ sich stundenlang erwarten. Endlich kam er mit weinrothem Antlitz und offenbar in angenehmeren Eindrücken durch die Schar der Bittsteller gestört. Er sah sich nicht weiter nach ihnen um und hatte schon die Ausgangsthür der langen Hausflur erreicht, als ein weiblicher Schrei ihn stutzen machte. Einen Augenblick musterte er Cato, dann kehrte er schmunzelnd um und sagte liebenswürdig: „Entschuldigt mich, schönes Mädchen, daß ich Euch und Euer Rosengesichtchen übersehen habe.“

Cato war wie vernichtet; sie reichte ihm stumm die Schrift, die er nahm, indem er ihre Hand streichelte.

„Es geht Alles gut,“ sagte Jans draußen, „nur darf der Mann nicht wissen, daß du Ivo's Weib bist; Ivo muß dich für seine Schwester ausgeben.“

„Mich verleugnen? Nein, das thut Ivo nicht! Ich setze meine rechte Hand zum Pfande!“

„Und ich meinen Kopf dagegen, daß er es thut!“ rief Jans lachend. „Das Leben ist süß, Catje, und da er einmal ein anderes Weib an den Platz seiner Mutter ins Herz nahm, weshalb sollte sich nicht auch eine dritte Pflegerin finden, so er diese von sich stößt?“

Cato lächelte nur, sie zürnte nicht mehr; sie wußte ja auch, daß Jans mit Unmöglichkeiten prahlte, außerdem wurde Niemand zu Ivo ins Gefängniß gelassen, und morgen war das Verhör.

Die Gefängnißfenster gingen auf den ummauerten Hof, und dieser wieder stieß an den Wall der festen Stadt Emden. Auf diesem Walle spazierte Abends ein Mann, in eine Haike gehüllt, mit einem schwarzen Pudel. Der Lustwandelnde schien in bester Laune, denn er pfiff und sang in den kalten Nachtwind hinein, so daß das Echo an dem alten Gefangenhause wach wurde.

Es mußte wohl Jemand hinter den Eisengittern das Ständchen hören, denn drinnen bewegte sich etwas wie eine winkende Hand.

„Haid-Windken weih,“

sang der auf dem Walle und pinkte eifrig mit Stahl und Stein in den kleinen kupfernen Zunderbehälter, als gedächte er seine Pfeife anzubrennen,

Digitized by Google

„Cato wird dich erretten,
Von diblum dei —
Doch nenn ſie deine Schweſter,
Der Richter will ihr wohl!“

In dieſem Tone ſang der Mann, bis die Schildwacht um die Ecke blickte und ihn aufforderte, dort nicht zu ſingen, worauf ſich der heitere Sänger mit dem taumelnden Schritte eines Trunkenen entfernte.

Als man Ivo Hertog zum Verhör führte, begriff er mit einiger Mühe aus der weitläufigen Anklage, welche man vor ihm ablas, daß zwei Mann von der Soldaterij des Kanonenbootes Saardam zu öfterem ein verdächtiges Muttſchiff beobachteten, das bald Torf, bald Sand oder Steine geladen hatte und angeblich zwiſchen Papenburg und Emden fuhr, aber auch ſeetüchtig war. Die Soldaten, begierig auf die Belohnung, welche für das Entdecken einer Niederlage defraudirter Waaren ausgeſetzt war, verfolgten das Fahrzeug und bemerkten, daß es neben der Hertog-Plaatze vor Anker ging. Da die Militärs nicht zu einer Unterſuchung auf dem Lande autoriſirt waren, ſo riefen ſie als gewiſſenhafte Männer die zuſtändigen Tolbediende herbei, und dieſe entdeckten denn auch wirklich in der Ziegelei des Colonus Ivo Hertog ein Schmugglerverſteck von Colonialwaaren im Werthe von dreihundert bis vierhundert holländiſchen Gulden. Als man den Colonus Hertog um das Urſprungscertificat der beſchlagnahmten Waaren nebſt Wagebillet und Paſſeport vom Comptoir der Middelen to Water anging, konnte er keinerlei Legitimation vorbringen, ja er leugnete ſogar jede Kenntniß davon und jede Beziehung zu den verſteckten Waaren ſo hartnäckig, daß ſeine Gefangennahme unumgänglich wurde. Ivo Hertog, hieß es weiter, ſtehe jetzt vor den Schranken, um ſich zu rechtfertigen oder ſich der geſetzlichen Strafe zu unterwerfen. So ſchloß der vortragende Mann mit der Brille.

Ivo Hertog, der wie ein großes verirrtes Kind dreinſchaute, ſollte ſich jetzt vertheidigen, nachdem er, der bislang nur fromme Betrachtungen leſen hörte, die ganze lange holländiſche, mit vielen lateiniſchen Ausdrücken verzierte Anklage in andächtiger Haltung zu begreifen ſtrebte — der arme, weltfremde Ivo ſich vertheidigen!

Die beiden verwegenen Ankläger von der Soldaterij des Kanonenbootes Saardam, der Richter mit der Hornbrille und die liſtig dreinblickenden Schreiber hatten gewiß keine Vorſicht, keine Schlinge unbenutzt gelaſſen, um ſich des guten Fangs in dieſen ſchlechten Zeiten zu vergewiſſern — an Ivo ging alle Kunſt verloren! Da ihn die Verſammelten erwartungsvoll anblickten, merkte er, daß man ihn gefragt habe, und er ſprach daher ernſt und ruhig: „Was ich einmal ſage, das ſage ich immer, ich weiß von nichts!“

Während er aber noch redete, erhob ſich das ganze Schreibervolk, als ob er gar nichts geſprochen hätte, denn es trat ein wunderhübſcher, vornehmer Mann in einer ſchönen Uniform herein, um ihn herum eine Wolke von herrlichem Wohlgeruch. Ivo dachte, es müſſe der Kaiſer Napoleon, oder König Ludwig oder ſonſt ein Prinz ſein. Es war indeſſen nur der Commiſſarius Rapporteur, welcher die anderen Herren vornehm grüßte, den Angeklagten ſcharf anſah und dann fragte, ob ſich Zeugen für den Gefangenen gemeldet hätten.

„Ja, zwei, der Schiffsſoldat Jans vom Pëtrel und Katharina Hertog, die Schweſter des Gefangenen.“

„Vernehmen wir ſie!“ ſagte der ſchöne Mann in gebrochenem Holländiſch und winkte, daß man Ivo, welcher vor Freude, daß ſeine Catje da ſei, erröthete, hinausführe. Draußen erſt war's ihm, als hätte der große Herr von ſeiner „Schweſter“ geredet.

Digitized by Google

Jans ward zuvörderst allein verhört, und dann trat Cato Hertog in den Gerichtssaal.

Sie sagte in ihrer vollen, unverfrorenen Keckheit aus, daß Ivo an jenem von den Matrosen des Saardam bezeichneten Abend und zu jener Stunde nicht geschmuggelt haben könne, da die beiden Häuser Hertog sich, ohne daß ein Kopf gefehlt habe, sämmtlich vereinigt zur heiligen Communionsfeier des nächsten Tages vorbereiteten, und diese Vorbereitung wäre mit besonderen Bußgebeten, angesichts der schweren Zeitläufte, bis Mitternacht ausgedehnt worden, nach dem Gebote: Wachet und betet! Alle Bewohner der beiden Plaatzen könnten sofort auf diese Thatsachen einen körperlichen Eid ablegen.

Sie sah reizend aus in ihrem Eifer, und die Blicke des Commissars hingen mit dem Ausdruck vollen Verständnisses an ihrer Schönheit.

Cato war betroffen, daß ihre siegreiche Rede im Ganzen wenig Eindruck zu machen schien; der Commissar bemerkte nur, es sei doch noch Manches dunkel und man müsse die Geschwister confrontiren. So wurde auch Ivo wieder hereingeführt.

Cato schluchzte auf, als sie Ivo gebunden sah; der Commissar verbeugte sich gegen sie und befahl, dem Angeklagten die Bande abzunehmen. Jede Art von Zärtlichkeitsbeweisen verbot der bäuerliche Anstand. Eine Reihe von Kreuz- und Querfragen ward von den Hertogs wie aus einer Seele beantwortet, und das Verhör schloß mit der Aussicht, in den nächsten Tagen, nach abermaliger Untersuchung an Ort und Stelle, wieder aufgenommen zu werden. Der Commissar versicherte höflich, Katharina Hertog möge unbesorgt sein, er werde thun, so viel an ihm sei, sie zu verpflichten. Ihr Bruder solle bestens verpflegt werden, und er — der Redende — wolle nicht verfehlen, sich persönlich von dem Wohlergehen Mademoiselle Katharinens zu überzeugen. Ivo mußte diese Privatunterhaltung im Fortgehen noch vernommen haben, aber er wandte sich nicht um.

Cato schwindelte der Kopf, sie wußte nicht, wie sie auf die Straße gekommen war, woselbst sie Jans sagen hörte: „Mynheer Commissarius ist ganz verliebt in dich; es steht nun bei dir, Ivo und die Plaatze zu retten."

„Wenn er mich anrührt — ich schlage ihn!" Mit diesen Worten unterbrach die junge Frau ihre hastigen Schritte auf dem Wege zur Herberge.

„Wenn du ihn schlägst, verurtheilt er Ivo in den zwanzigfachen Werth der Schmuggelwaare," entgegnete Jans; „du kannst selbst berechnen, was danach von eurer Plaatze bleibt; mag sein, es geht dem Ivo gar an den Kragen, die Gesetze sind nachgiebig wie trockene Taue." Und nach einer Weile: „Ivo will ja sich und sein Vermögen retten; er widersprach nicht, als von seiner Schwester die Rede war."

„Sie haben ihn nicht gefragt!" trotzte Cato.

„Warten wir's ab!" höhnte der Stiefbruder.

Bis so weit hatte Jans gut gerechnet; er hoffte, Cato's Stolz würde durch den Commissar gedemüthigt, ihre wiedererwachte Liebe durch Ivo's Muthlosigkeit tödlich gekränkt werden. Aber zuvörderst traf der Commissarius nicht ein, um sich nach Mademoiselle zu erkundigen, und dann bestärkte sich Cato mehr und mehr in der Ueberzeugung, Ivo werde sie nach reiferem Besinnen nicht verleugnen, er müsse nur erst Zeit haben, sich den Fall zurechtzulegen.

Das zweite Verhör erfolgte indeß schon nächsten Tages und zwar in aller Frühe und mit einer gewissen Eilfertigkeit.

Jans und die beiden Ankläger vom Sadaram waren nicht zugegen; der Com-

Digitized by Google

missarius steckte in einem großen Reisemantel und fuhr häufig mit der beringten Hand über seine heute ungemein verfinsterte Stirn. Cato dachte, es müsse sehr, sehr schlimm um Ivo stehen; sie schlug ihre Hände in einander und rief: „O Mynheer, rettet ihn, rettet ihn!“

Der Gewaltige lächelte jetzt ein wenig und erwiderte: „Wirst du dann auch dankbar sein, schönes Kind?“

„O gewiß, gewiß!“ versicherte sie treuherzig; und plötzlich ward sie dann roth und wieder bleich und sah ihn mit übergroßen, erschrockenen Augen an.

„Colonus Hertog,“ begann der Commissar, „da Ihr keinerlei Anstalten trefft, Euren Hals aus der Schlinge zu ziehen, muß ich Euch fragen, ob Ihr wißt, was für eine Strafe auf der Defraudation englischer Waaren steht?“

„Ja, Mynheer, man hat es mir gesagt: Confiscation und die Erstattung des zwanzigfachen Werthbetrages.“

„Das ist die mildeste Ahndung; aber Deportation, Brandmarkung und vieljährige Kettenstrafe sind keineswegs ausgeschlossen.“

Cato stieß einen wilden Schrei aus. Ivo erbebte und erblaßte nicht, er faltete seine Hände und sagte wahrhaft groß: „Gottes Wille geschehe!“

Die Männer sahen sich wie verlegen einem solchen Märtyrer gegenüber.

„Dankt dem Himmel,“ sagte einlenkend der Commissar, „daß die Aussagen Eurer Schwester den Verdacht nach einer anderen Seite lenkten; sagt mir offen, ob Ihr Jemanden bezeichnen könnt, der Euch feindlich gesinnt ist?“

„Nein, Mynheer — ich kenne keinen.“

„Habt Ihr vielleicht Jemanden beleidigt, der — der mit Eurer Schwester, mit Mademoiselle Cathrine bekannt ist?“

„Mit — mit — meiner — Schwester?“ stammelte Ivo.

„Ist Eure Zeugin, Katharina Hertog, denn nicht Eure Schwester?“ forschte mißtrauisch der Andere.

„Ja, Mynheer!“ entgegnete Ivo gepreßt, und dann sich aufrichtend: „Nein, Mynheer — ich habe gelogen!“ rief er aus, „Catje Hertog ist mein liebes Weib — mein Glück — mein Leben!“

„Sacre Dieu!“ rief der Commissar aufspringend, „der Bursche ist ja ein Komödiant ersten Ranges; zum Teufel mit deiner Heiligenmiene! Mynheer Richter, ich bedaure, Euch ins Handwerk gepfuscht zu haben, thut mit diesem scheinheiligen Lügner —“

Der Richter, welcher die Uebergriffe des einflußreichen Franzosen höchst widerwillig ertragen hatte, erfuhr diesmal nicht, was er mit dem Inculpaten beginnen solle, denn in der Thür erschien ein Diener, welcher eine Staffette aus dem Haag meldete, die ihm denn auch auf dem Fuße folgte, um dem Commissar ein Schreiben einzuhändigen.

Während die drei Letztgenannten sich entfernten, wechselten die Männer am grünen Tische verständnißvolle Blicke und vergaßen auf kurze Zeit das angeklagte Paar. Endlich sagte der Mann mit der Brille: „Ihr habt alle Beide den Versuch gewagt, die Obrigkeit zu hintergehen; Cato Hertog hat wissentlich falsche Aussagen gemacht, mithin darf sie als die Mitschuldige ihres Ehemanns nichts Anderes erwarten, als gleichfalls verhaftet zu werden, wenn nicht beide Schuldige es vorziehen, den gütlichen Ausweg einzuschlagen, den Mynheer Commissarius aus besonderer Nachsicht und Theilnahme freigiebt.“

„Welcher Ausweg ist das?“ fragte Ivo.

„Ihr unterschreibt das Erkenntniß auf Confiscation der beschlagnahmten Waaren und den zwanzigfachen Betrag des Werthes derselben.“

„Und wird Jüffrau Cato Hertog dann,

Digitized by Google

wenn ich unterſchrieben habe, freien Fußes gehen können, wohin es ihr beliebt?“

„Ihr ſeid dann alle Beide frei!“ war die Antwort.

„Gebt her, daß ich unterſchreibe!“ ſagte Ivo feſt.

„O mein Gott, Ivo,“ rief ſeine Frau, „unterſchreibe nicht! Merkſt du denn nicht, daß dies Alles erdacht wurde, um uns zu verderben?“

„Cato,“ ſagte Ivo, „geh hinunter auf die Straße, und wenn du unten biſt und frei zwiſchen den Leuten, ſo ſende einen deiner Ohrringe zu mir, dann unterſchreibe ich.“

Der Gerichtsdiener, der ein Frieſe war, begleitete Cato hinunter und ſagte im Gehen:

„Ihr ſeid rechte Narren; weshalb nahmſt du keinen Advocaten an? Die da oben wiſſen ſo gut als ich, daß ihr nicht ſo viel ſchmuggeltet, als eine Elſter im Schnabel trägt; und für eure Dummheit ziehen ſie euch das Fell über die Ohren.“

„Was Ivo beſchließt, iſt allemal das Rechte!“ ſagte Cato trotzig.

„Nun, es wäre doch endlich all auf eins herausgekommen,“ knurrte der Pedell, „wer denen da oben in die Tinte fällt, der muß darin erſaufen oder zahlen — zahlen, ſo lange er noch zahlen kann. Behüt dich Gott!“

„Schickt nur gleich meinen Mann!“

„Wenn ſie ſeine Gulden haben, ſo brauchen ſie ihn nicht mehr,“ entgegnete der verdrießliche Alte. „Außerdem, es juckt ſie jetzt auf einer anderen Stelle, auf den Zollbooten iſt's nicht geheuer. Nun, ich höre und ſehe nichts, und mir iſt's gleichgültig, ob ſie einander küſſen oder beißen, die fremden Blutſauger. So, und jetzt gieb mir deinen Ohrring!“

* * *

Frau Hanna wußte, was Menſchenwitz erſinnen und beginnen konnte, es war von ihr und ihrem Sohne vorbereitet, um das Ziel ihres Haſſes, ja mehr noch, um das Ziel ihrer Mutterliebe zu erreichen: der Tag nahte, wo Ivo und ſein Weib vertrieben wurden und wo Jans das Erbe zugeſprochen werden ſollte, um das ihn Frau Reginens Geſinnungswechſel verkürzte! Wenn Hanna, die neue Bäuerin, wie ſie zum Unterſchied von ihrer Vorgängerin genannt ward, ſich allein wußte, da pflegte ſie die Lippen zu regen, und die Hausleute, die gern etwas an ihr gefunden hätten, ſagten kopfſchüttelnd: „Sobald ſie uns nicht bemerkt, betet ſie in einem fort!“ Dieſe Gewohnheit, neben der Erinnerung an ihre prophetiſchen Ausſprüche, erregte eine gewiſſe Scheu gegen ſie, welche das geringe Zutrauen, das man zu ihr faſſen konnte, vollends zurückdrängte. Aber Hanna fühlte ſich trotzdem nicht einſam, ſie blickte hinaus in eine glänzende Zeit, in eine reiche, freie Zukunft an der Seite ihres Jans. So ſaß ſie denn wieder betend in der Küche, mitunter wie erwartend durch das Fenſter hinausblickend. Sie ſagte ſich: „Iſt denn Jemand ſchöner als mein Kind? Giebt es in dieſen grünen Wüſten einen klügeren Kopf als den ſeinigen? Weshalb ſtehen die Hertogs unter dem Segen, wenn ſie trotz Land und Beſtand, trotz Gott und Gut mit offenen Augen in die Schlinge gehen wie die Haſen? O, mein verſtoßener, verachteter Knabe lenkt ſie wie die Puppen im Theaterkaſten! Kaum ein paar Fauſt hoch, hinterging er das vermaledeite Weib, die Regina, und ſtreute ihr und dem kindiſchen Alten Sand in die Augen; dann die Rettung Cato's und ſeine Kunſt, ihr Herz zu beunruhigen, ihren Sinn gegen Haus und Pflicht zu empören. Und jetzt —!“ Sie ließ die Arbeit fallen und zählte an den Fingern: „Jans bringt ein Opfer für Ivo und wird Soldat, da

Digitized by Google

er ohnedies, des Landes und der Sprache kundig, schon auf ein Zollschiff gehen wollte!" Hanna hob den zweiten Finger und lächelte: „Auf das Zollschiff ging er, weil er selbst an der Spitze eines Schmugglervereins stand und den Paschern für schweres Geld durchhalf!" Sie nickte vor sich hin und hob den dritten Finger: „Ihnen durchhelfen aber konnte er nur, indem er eine Verschwörung der Mannschaft auf den Booten Saardam und Pétrel gegen die Offiziere der Schiffe anstiftete, weil die Offiziere die Bestechungsgelder allein einsteckten und reich wurden, indeß sie die Mannschaft kujonirten und sie für schmalen Sold Tag und Nacht wachen und beobachten ließen. Ja, ja, die Soldaten würden Jans durch die Flammen der Hölle folgen, so sind sie in seiner Hand!" Hier ruhten ihre Lippen einen Augenblick, dann hob sie den vierten Finger: „Das reiht sich an einander und verschlingt sich in einander wie die Maschen im Strumpf. Die Wachen vom Saardam bemerkten, ehe die Ems sich mit Eis zusetzte, ein verdächtiges Boot, das stromauf ging. Die Commisen mußten suchen und beobachten, und endlich fand sich das Schmuggelnest in Ivo's Ziegelei. Ivo wußte natürlich von nichts, denn mein Sohn und ich hatten zwei Nächte daran gearbeitet, die Waaren zu verstecken, damit die Zollwächter im guten Glauben blieben, es sei aufs Schwärzen abgesehen. — Nun, es gelang; nicht allein Ivo verfiel uns, auch Cato, die kleine Hexe. Jans dachte sie zu bereden, nach Emden zu eilen, sie ging von selbst und freiwillig." Wieder eine Pause. „Nein, nein," murmelte sie, den fünften Finger hebend, „es kann nicht mißlingen, Jans hat den Commissar geködert mit der zwanzigfachen Geldbuße und mit der Aussicht auf das hübsche Weib — doppelte Bande mithin! Der gewaltige Mann denkt gewiß wenig daran, daß Jans, mein kluger Sohn, auch ihn selbst, den Commissar, am Fangseil hält; — sollte der schöne Herr meinen Jans als Angeber der Hertogs zu verrathen beabsichtigen, so ist inzwischen schon von den Mannschaften der Boote Saardam und Pétrel eine Schrift abgesendet und im Haag angekommen, welche den Commissarius beschuldigt, mit den schurkischen Offizieren der Kanonenboote gemeinsame Sache und gemeinsame Beute zu machen. Cato wird nicht lange Freude an ihrem neuen Verehrer haben!"

Hanna erhob sich und ging ein paar Mal rasch auf und nieder; dann blickte sie wieder aus dem Fenster. „Wo bleibt der Pudel; es kann ja doch nicht schief gehen, nein, nein, das wäre gegen alle Gerechtigkeit! Es muß — muß gelingen! Sechstens — siebentens — achtens — Ivo wird verurtheilt und kann die hohe Strafe nicht bezahlen. Wir aber können es; hier unter meinem Brusttuch, da trage ich die Summe und mehr noch, lauter gute Napoleonsd'or; Jans zahlt für Ivo, Ivo verschreibt dagegen Jans seine Plaatze. Der Commissar quittirt die ganze Summe und streicht die Hälfte derselben ein — klipp und klar. Ivo und Cato kämen noch gut genug davon, wenn Jans nicht den letzten Trumpf in der Hand hielte; der aber wird ausgespielt, sobald wir als Wohlthäter der Hertogs gehandelt haben und diese wieder zur Ruhe gekommen sind. Regina, Regina! hörst du's; mein letztes Wort an dich lautet: dein Sohn wird angeklagt, seine Dienstpflicht betrügerisch umgangen, die Obrigkeit getäuscht und sich dadurch der Desertion schuldig gemacht zu haben! Weißt du, was das jetzt bedeutet? — Glaube das Entsetzlichste, und du glaubst das Rechte!" Hanna lachte; es war ein so wunderliches Gebet, das sie tonlos für sich hinsprach, sie zählte nun auch nicht weiter an den Fingern und warf nur so beiläufig hin: „Wenn sie Wittwe ist und

Digitized by Google

ihm gefällt, kann er sie ja heiraten; er wird sie schon zähmen!"

Hätte Domine die ganze Ereignißkette, welche Hanna und ihr Sohn durch Jahre schmiedeten, gekannt und von der Kanzel herunter mitgetheilt, Niemand, vielleicht Ko ausgenommen, würde sich erschreckt oder auch nur verwundert haben, wenn nicht höchstens darüber, daß Domine so unglaubliche Dinge über die Lippen kommen lasse, Dinge, die man selbst den Butenlandsken, so fremd und besonders sie sein mochten, nicht nacherzählen noch glauben konnte. Es war neuerdings viel, sehr viel passirt, aber bis zu Unmöglichkeiten war's denn doch noch nicht gekommen.

Hanna verköstigte ihre Hausgenossen sehr gut und reichlich. Sie glaubte ihrer sicher zu sein, so lange ihr Magen für die Hausfrau zeugte, einerlei, was das Herz der Wohlgesättigten empfand. Auf alle Anspielungen oder Klagen hatte sie nur die eine sanfte Entgegnung: „Ich dachte doch eure Verköstigung nach bestem Können zubereitet zu haben." Sie regierte in ihrer Weise das Haus mit dem Kochschleef; der alte Alarich verfiel unbewußt in denselben Ton: „Was redet ihr von schlechten Zeiten? Die Bäuerin salzt und schmälzt euch ja noch wie in guter Zeit."

Als die Hausbewohner nach Hanna's langem Gebet zu Tisch saßen, war der „Mittag" gleichfalls tadellos; trotzdem entsank Hanna's Hand plötzlich der Löffel, sie wechselte die Farbe und mußte vom Tische aufstehen, um in freier Luft ihren Schwindel zu bekämpfen. Kaum trat sie aus der Thür, als sie mit einem Freudenton der längst erwartete schwarze Pudel begrüßte, dieses Mal nicht zu einer Zusammenkunft auffordernd, denn er trug ein kleines Briefchen am Halse, das Hanna bebend vom Halsbande löste. Es war kurz und sehr hastig geschrieben. „Lebt wohl, Mutter, wir haben verspielt; die Jungen vom Saardam und Petrel meuterten zu früh, wurden überwältigt und gaben mich als ihren Anführer an; diese Nacht marschiren wir sammt und sonders nach Frankreich ab. Werden Commissar und Offiziere freigesprochen von unserer Anklage, so hängt man uns, wenn nicht, so werden wir in französische Regimenter gesteckt. Ivo ist jetzt ein Bettler. Um Euch thut's mir leid, sonst um Niemanden. Fürchtet Euch nicht meinethalben, ich komme wieder, um den Schuft von einem Commissar, der's besonders auf mich abgesehen hatte, an den Galgen zu bringen. Verrathet Ivo nicht wegen des Betrugs gegen die Militärpflicht, es waltet doch etwas über den Hertogs, das stärker ist denn Klugheit. Lebt wohl!"

Frau Hanna's Ohnmacht ging nicht so leicht vorüber, sie mußte sich mehrere Tage zu Bette legen und blieb den ganzen Winter hindurch bleich und hinfällig.

Das geschah im Jahre 1807, wo dem General Carteret eine offene Meuterei auf den Kanonenbooten, welche vor dem Dollart lagen, gemeldet wurde.

* * *

Ivo und sein Weib hatten das Stübchen in der Herberge erreicht, welches die letztere seit ihrer Ankunft in Emden bewohnte. Cato war freudig und voll scheuer Zärtlichkeit; ihr Gatte kam ihr hier, zwischen den fremden Menschen, noch eigenartiger vor als daheim; aber merkwürdig, es war ihr, als sei er größer und besser wie die Anderen mit all ihrer Unruhe und Wichtigthuerei. Bisher hatte sie ihn für einfältig gehalten, und es kränkte sie, daß er nicht war wie die Menge; jetzt gewahrte sie, er stehe höher da als all die Uebrigen.

„Arme Catje," sagte Ivo, „ich bedaure,

Digitized by Google

daß sie mich nicht wieder eingesperrt haben. Du hängst am Besitz. Aber dich — dich durften diese Betrüger, diese Elenden nicht anrühren, und so sind wir denn in Gottes Namen arm."

„Ach ja, wir haben keine Plaatze, kein Dach und Fach mehr," sagte Cato und setzte sich traurig nieder.

Ivo griff nach seinem Hute.

„Wohin gehst du?" rief das junge Weib erschrocken.

„Arbeit suchen; es war allzeit so sehr mein Wunsch, für dich arbeiten zu dürfen, und als sie mich hierher schleppten, gewahrte ich, daß rund um die Stadt her gebaut wird und die Tagelöhner gut bezahlt werden."

„Ivo Hertog scharwerken wie der gemeinste Knecht!" klagte Catje. „Aber ich habe ja noch etwas Geld und meinen Schmuck, laß uns erst warten, ob —"

„Nein, Cato, laß mir den Stolz, zu wissen, du essest das Brot, welches ich erwarb; ich bin nie auf etwas stolz gewesen als auf dich, und nun will ich, daß du auch von mir Gutes denkst. Wenn nur Jans da wäre, er würde mir rathen —"

„Nein, nein, Ivo!" rief die Frau, „besser, er ist nicht da, besser, viel besser! Folge deinem eigenen Rathe! Nur, wenn du fort bist und der Commissar möglich kommt — ich fürchte mich vor ihm —"

„Nein, Cato, du darfst dich nicht fürchten; hast du dich damals vor den Räubern gefürchtet, Düveke? Nein, du fürchtest dich nicht!"

Cato blickte ihn an, richtete sich straff in die Höhe und entgegnete mit klarer Stimme: „Du hast Recht, Ivo, ich fürchte mich nicht!"

Trotz der Versicherung fuhr sie mit einem Aufschrei zusammen, als sich jetzt die Thür leise öffnete und der Commissar in eigener Person, eingehüllt in seinen Kragenmantel, vor dem Ehepaare stand.

Ivo, der nicht die Gewohnheit hatte, Leute anzureden, ergriff jetzt mit staunenswerther Geistesgegenwart das Wort, als Cato, die stets schlagfertige, schwieg.

„Mynheer," sagte er in seiner langsamen, geduldigen Art, „ich habe nichts mehr zu geben; was ich besaß, steht auf jenem Papiere und ist Euch verfallen."

Der Commissar winkte mit der Hand und setzte sich. „Seid zufrieden, daß ihr so davon kamt, mehr konnte selbst ich nicht thun für Menschen, die —"

„Die Euch belogen!" ergänzte Ivo. „Ja, Mynheer, Ihr könnt mich nicht so anklagen, als ich es selbst thue! Ich war immer ein gedankenloser Mann, wißt Ihr, aber diese meine Sünde soll mich denken lehren, auf daß Gott sie mir vergebe, und für mein gekränktes Weib werde ich handeln, damit sie vergesse, was ich war!"

„Recht gut, lieben Leute, recht gut," sprach ungeduldig der Gast, „macht das mit einander aus, ich komme in der besten Absicht!"

„So?" fragte die junge Frau, indem sie ein wenig in den Vordergrund trat.

„Gewiß, Madame; ich hoffe, daß eure Angelegenheit noch zum Besten hinausläuft und that das Meine dazu; ja, ja, ich that mehr, als ich sollte, für euch."

„Und was verlangt Ihr dafür von uns?" fragte Ivo, der wirklich sein Denkvermögen überraschend zusammenraffte.

„Sapristi, eine Kleinigkeit; ihr sollt mir dies Päckchen da einige Zeit aufbewahren, kurze Zeit jedenfalls, nur dürft ihr weder davon reden noch dasselbe Jemandem zeigen. Verlaßt Emden nicht, bis die ganze Schmuggelgeschichte vergessen ist; ich glaube an eure Unschuld und ich werde euch helfen, — nur darf

Digitized by Google

keine Seele ahnen, daß ich euch ein großes Vertrauen schenke."

Das junge Paar schwieg, die armen Kinder waren mißtrauisch geworden.

Der Commissar zog seinen Mantel fester, nahm das Päckchen wieder auf und erhob sich. „Ihr weigert euch? Wohlan, ich hielt euch für fromm genug, selbst einem Feinde Gutes zu thun, und ich kam als Freund. Adieu denn, mein Pferd steht gesattelt, ich reise noch in dieser Stunde in den Haag ab."

„Gebt das Packet," sprach Cato, ihm den Weg vertretend, „es wird so sein, wie Ihr es verlangt."

„Und Ihr, Colonus Hertog, — kann ich mich auf Euch verlassen?"

„Sicher, Mynheer, seid ohne Sorgen."

So blieb das Packet zurück, und der Commissar reiste ab. Die jungen Leute ahnten wenig, daß der fremde Mann sein Leben und seine Existenz in ihre unerfahrenen Hände gelegt hatte. Es ging ihm wie manchen schuldbewußten Menschen, die bei heftigen Gewittern ein unschuldiges Kind an sich ziehen, um sich mit demselben unter die Flügel seines Schutzengels zu bergen. Das Gewitter stand drohend über dem Haupte des Commissars. Jene Anklageschrift der Mannschaft von den Booten Saardam und Pétrel hatte am Hofe den unangenehmsten Eindruck gemacht, denn Ludwig Bonaparte mühte sich, ein guter und gerechter Regent zu sein, und die Maßregel der Continentalsperre widerstritt seinen Wünschen und Ansichten in jeder Weise. Es wurde also ungesäumt eine Staffette entsandt, welche diejenigen Offiziere und Beamten zum Haag rief, die vorzugsweise compromittirt erschienen. Wie zumeist in solchen Fällen, gaben die Zollsoldaten nur einem längst erweckten Verdacht den letzten Ausschlag, und die Untersuchung versprach eine nachsichtslose zu werden. Der Commissar Rapporteur wußte sich von allen Seiten beobachtet. Seine Reisezurüstungen waren glücklicherweise schon vor Ankunft der Staffette getroffen, da die Meuterei auf den Booten, ihn rechtzeitig warnend, einen oder zwei Tage zu früh und nicht in der von Jans bestimmten Ordnung losgebrochen war. Dem Plane nach sollte sie den Maßnahmen vom Haag aus knapp vorangehen, um das Strafmaß der Offiziere noch zu vergrößern. Mynheer Commissar war mithin reisebereit; er hatte die Papiere, welche man weder nach seiner Abreise in seiner Wohnung finden noch in seinem Mantelsack oder an seiner Person entdecken durfte, zusammengeschnürt, aber er wußte nicht, wohin damit. In seiner Umgebung kannte er nur Feinde, jeder Schritt, den er that, wurde bewacht. Da ließ er satteln und meinte lächelnd, er müsse sich von seinem Liebchen noch einen Abschiedskuß holen, das arme Kind habe zum Glück einen so gar einfältigen Ehemann. So ging er offen und unbeargwohnt in jener heiteren Stimmung, welche er seinem Schicksale entgegen zur Schau trug, zu den heute Morgen in aller Eile verurtheilten Hertogs.

Ivo verdang sich noch selben Tags bei einem Maurer als Handlanger, Cato betrieb in einem bescheidenen Stübchen, das sie gemiethet hatten, allerhand Näharbeit, in welcher sie gut bewandert war; das Packet lag vergessen im Grunde einer Kiste, und für das junge Ehepaar waren mit der Arbeit und Armuth die Flitterwochen, ja beinah ein ganzes Flitterjahr hereingebrochen, jene Zeit des Sichfindens, Verstehens, Entgegenkommens, die vor den weiten Räumen, dem vielen Hausgesinde und dem großen Besitzthum der Plaatzschen entflohen war.

* * *

Von Jans lief durch zwei Jahre keine Kunde ein. Die schwarzen Haare der schönen Hanna leuchteten jetzt so weiß wie

Digitized by Google

die ihres Gatten Alarich Hertog. Hanna betete noch immer, wenn sie allein war, aber anders als früher. „O Gott!“ betete sie, „laß ab von deinem Grimm, wie ich von der Rache abließ. Dringt meine Buße, meine Verzweiflung noch immer nicht durch die ewig grauen Wolken deines Himmels? Der Tod sitzt mir im Herzen, und ich kann nicht sterben, bis ich mein Kind, mein armes Kind gesehen habe! Mag er arm und elend kommen, verachtet und gebrochen — nur daß ich meine Hand noch einmal auf ihn lege, daß ich ihn anflehe: Vergieb, vergieb, du Herz meines Herzens, daß ich deine Hand waffnete gegen die Gerechten, daß ich dir Fluch gab statt Segen! O Regina, die du eine Mutter bist, bitte für mich bei Gott, dem Allmächtigen!“

Vor den Leuten war Hanna so still, daß sie wohl ahnten, die Bäuerin müsse Schweres auf dem Gewissen haben, weil sie so tief und endlos büße.

Nun wurde auch der alte Alarich schwach und hülflos. „Es muß so sein!“ sagte er ganz getrost, und dann: „Regina ist dir sicher versöhnt, Hanna, wegen all des Guten, das du mir und meinem Hause thust. Wenn ich gegangen bin, wirst du keine Noth leiden.“

Eines Sonntags konnte Alarich nicht mehr zur Kirche fahren. „Das Frühlingswetter greift Euch an,“ sagte Hanna. „Nein, Kind, es ist der Tod!“ erwiderte er. Alle Leute gingen, die Bäuerin blieb bei ihrem Herrn daheim. Der Tod kam nicht, aber der Frühling. Die Hunde wurden draußen unruhig, die Thür öffnete sich, ein voller Sonnenstrahl floß herein, und in der Sonne stand groß, schön, blühend, mit glänzenden Ehrenzeichen auf der Brust — Jans!

Und Hanna dachte doch, es wäre der Tod in schönster Gestalt, und sank jauchzend und überwältigt in die Kniee. Jans breitete die Arme aus und sprach das größte, schönste Erdenwort: „Mutter!“

Sie aber blieb am Boden auf den Backsteinen liegen und sagte: „Vergieb, vergieb, daß ich deine Hand waffnete gegen die Gerechten, daß ich dir Fluch gab statt Segen!“

„So segne mich denn!“ sagte er und zog sie in seine Arme. „Ihr habt meine Hand gewaffnet, aber die Waffen waren stumpf wie Kinderspielzeug, sie schlugen keine Wunden. Ich komme von Ivo, Mutter!“

„Das war meine Hoffnung!“ murmelte Hanna; „sie sind glücklich geworden, weil — weil Alles so kam!“

Jans lachte: „Ich habe sie in die Lehre genommen, und sie haben gelernt! Siehst du, ich bin ein guter Schulmeister!“

Während der zwei Jahre, welche Jans sich in Frankreich umhertrieb, und während welcher das Sprüchwort sich an ihm bewährte: „Je ärger der Strick, je größer das Glück!“ hatten Ivo und seine Cato in Emden wie gemeine Tagelöhner gearbeitet. Es war eine glückliche Zeit trotz alledem; Ivo erwachte der Wirklichkeit gegenüber mehr und mehr zu innerer Klarheit, und selbsterworbenes Brot schmeckt rechtschaffenen Naturen stets besser als Honigkuchen. Cato's Hochmuth und Eitelkeit fühlten sich dadurch geschmeichelt, daß die Patrioten der Stadt, die seufzend besserer Tage harrten und aus den angesehensten Bürgern bestanden, sie und Ivo als Opfer französischer Habsucht und Ungerechtigkeit verehrten und hervorzogen; sie schienen arm, ohne es doch eigentlich zu sein, und sie lebten wieder in der Stadt, die tödliche Langeweile der Plaatze war verschwunden, sie hörten doch andere Dinge als Gebete und Predigten.

Mynheer Commissarius kam nicht wieder. Da einer neuen Verordnung zufolge alle Zollvergehen dem Prevotalgericht von Valenciennes zugewiesen und

Digitized by Google

schärfer denn je geahndet wurden, indem der Amtseid eines Duanen als Beweis galt, so geriethen die früheren Verhandlungen, die von anderen Richtern und nach anderen Grundsätzen geführt waren, um so mehr in Vergessenheit, als selbigen Persönlichkeiten nichts an einer Revision ihrer Amtsführung lag — im Gegentheil. Es wurden auf der Plaatze noch ein paar Haussuchungen abgehalten, und dann wirthschaftete Ko's ältester Sohn daselbst weiter und hielt sich bereit, wem immer Rechenschaft zu geben, denn man wußte nicht, wem eigentlich das Besitzthum gehöre. Es schien von Allen vergessen.

Eines Abends trat ein Mann in hohen Stiefeln, auf dem Kopfe einen richtigen Südwesterhut, in die kleine Wohnung der jungen Hertogs.

„Redet nicht — gebt mir das Packet," sagte er herrisch, und sie merkten nun, es sei der schöne Commissar in einer Verkleidung. Sie thaten, was er verlangte. Er riß die Hülle von dem Päckchen, legte ein großes Blatt auf den Tisch und sagte: „Adieu, Madame, wir sind quitt!" Damit war er verschwunden. Das Blatt aber trug Ivo's Unterschrift und war sein gerichtliches Schuldbekenntniß.

Jetzt zogen die zwei Leutchen in aller Stille wieder in ihr altes Heim, und Cato fürchtete nicht mehr, sich zu langweilen, denn noch im selbigen Jahre beschenkte sie ihren Ivo mit Zwillingsknaben.

Als der alte Alarich seine Augen schloß, da nahm Ivo sein väterliches Erbe nicht an: „Jans und seine Mutter haben mehr für uns und für den Vater gethan, als wir ihnen danken können. Jans, mein Bruder, gieb dein unstätes Leben auf und wohne mit deiner Mutter auf des Vaters Scholle!"

Jans nahm, wenn auch widerstrebend, das Opfer der Dankbarkeit an. Nachdem die Franzosen das Land räumten, baute er ein schönes neues Haus und lebte wie ein Herr. Aber nachdem Hanna, seine Mutter, gestorben war, litt es ihn nicht mehr in der Zurückgezogenheit; er verkaufte das Familiengut an Ivo, der ein einfacher Mann blieb, aber immer reicher wurde, und ging in die Welt hinaus.

Digitized by Google

Von und aus noch ungedruckten

Leibnitz'schen Handschriften.

Von

Karl Biedermann.

Der Zweck des nachstehenden Artikels ist, die Aufmerksamkeit auf eine Reihe nachgelassener Handschriften von Leibnitz zu lenken, die aufgefunden, aber nicht veröffentlicht sind und über deren Verbleib und Schicksal zur Zeit noch, so viel mir wenigstens bekannt, ein Schleier ruht.

Der Sachverhalt ist folgender:

Im Jahre 1857 theilte mir ein ehemaliger College aus dem Frankfurter Parlament, Professor Dr. Rößler aus Prag, mit: er habe in der Bibliothek zu Hannover eine große Zahl noch unbekannter Handschriften von Leibnitz gefunden. Professor Dr. Rößler war einer jener vier Oesterreicher, die im Frankfurter Parlament bei der Schlußberathung über die Reichsverfassung, sich trennend von ihren speciellen Landsleuten, für das erbliche Kaiserthum und damit für den deutschen Bundesstaat unter Preußens Führung stimmten und durch ihr Votum dem Abschluß des Verfassungswerkes in diesem Sinne die Mehrheit verschafften. Damit hatte sich Rößler die Rückkehr in sein österreichisches Vaterland und in seine Stellung zu Prag versicherzt. Durch Vermittelung einflußreicher parlamentarischer Freunde erhielt er eine Stelle an der Universitätsbibliothek zu Göttingen. Von dort aus hatte er seinen wichtigen Fund in der Bibliothek zu Hannover gemacht. Ein kleines Bruchstück der entdeckten Handschriften hatte er bereits der kaiserlichen Akademie zu Wien eingesandt, und dasselbe war in dem Sitzungsberichte der Akademie (Philosophisch-historische Classe, 1856, Aprilheft) unter dem Titel „Beiträge zur Staatsgeschichte Oesterreichs aus dem Leibnitz'schen Nachlasse in Hannover" erschienen. Die noch übrigen Handschriften wollte Dr. Rößler in einer selbständigen Schrift veröffentlichen.

Da ich eben damals bei Bearbeitung meines culturgeschichtlichen Werkes „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert" den Abschnitt über Leibnitz unter der Feder hatte, so waren mir diese Mittheilungen natürlich in hohem Maße interessant. Dem geheimen Wunsche, die von ihm aufgefundenen Handschriften einsehen und beziehungsweise benutzen zu können, den ich kaum auszusprechen wagte, kam Rößler in der liebenswürdigsten Weise zuvor, indem er mir aus freien Stücken die Zusendung des ganzen Materials anbot, damit ich daraus das entnehmen könne, was ich für meinen wissenschaftlichen Zweck passend erachten würde. So erhielt ich ein ansehnliches Packet Leibnitz'scher Handschriften, theils in sauberen Copien, theils im Original. Die darin enthaltenen sehr zahlreichen größeren und kleineren Aufsätze erstreckten sich über die allerverschiedenartigsten Materien und waren ein

Digitized by Google

neuer staunenswerther Beweis von der außerordentlichen Vielseitigkeit, geistigen Beweglichkeit und ausgiebigen Arbeitskraft des großen Mannes. Die allgemeinsten Interessen der deutschen Nation — Reichsfinanzen, Reichskriegswesen, Handelspolitik des Reichs, Bündnisse, Verhältniß Deutschlands zu Frankreich ꝛc. — andererseits die speciellsten Angelegenheiten des deutschen Volks- und Culturlebens, wirthschaftliche, finanzielle, auch die heute sogenannten socialen Fragen, waren darin abgehandelt, bald nur in flüchtigen Andeutungen, hingeworfenen Gedanken, halbfertigen Plänen, Randbemerkungen zu den Arbeiten Anderer, bald in gründlichen Abhandlungen, Denkschriften oder Schreiben an den Kaiser und an einzelne Fürsten u. dgl. m. Manches davon deckte oder berührte sich mit schon bekannten Arbeiten des berühmten Philosophen (so die mannigfachen Pläne wegen Errichtung von gelehrten oder gemeinnützigen Gesellschaften, wegen Verbesserung des Unterrichts, wegen Pflege der Muttersprache u. s. w.), Anderes war neu und enthüllte zum Theil noch ungekannte Seiten der rastlosen Thätigkeit dieses universellen Geistes. Letzteres war besonders der Fall mit den vielen und interessanten Betrachtungen über Fragen der Volkswirthschaft, der Finanz- und Steuerpolitik, über Erwerbs- und Nahrungsverhältnisse, über Arbeiterzustände u. s. w. — eine Richtung geistiger Thätigkeit, von der bis dahin bei Leibnitz nur wenig Spuren sich gezeigt hatten.

Die Versuchung für mich war groß, aus diesem reichen und seltenen Schatze mit vollen Händen zu schöpfen. Allein angesichts des von Rößler kundgegebenen Entschlusses einer selbständigen Herausgabe dieser Leibnitziana (den ich nur auf das lebhafteste ermuthigen konnte) mußte ich natürlich mit größter Discretion verfahren, um nicht die ohnehin so große Liberalität meines Freundes zu mißbrauchen. So habe ich denn nur einige der interessantesten Partien jener Handschriften, die mir für die Charakteristik des großen Philosophen besonders wichtig erschienen, in den fünften Abschnitt des zweiten Bandes meines „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert", der über Leibnitz handelt, aufgenommen; Anderes habe ich zwar ausgeschrieben, aber aus dem angegebenen Grunde unbenutzt gelassen.

Die Absicht Rößler's, das Ganze zu veröffentlichen, ging nicht in Erfüllung. Wie er mir später mittheilte, waren ihm, da König Ernst August die Veranstaltung einer Gesammtausgabe der Leibnitz'schen Schriften einem französischen Gelehrten (bezeichnend genug!), dem Grafen Fouché-Careil, anvertraute, die von ihm aufgefundenen Leibnitz'schen Handschriften abgefordert worden, um jenem Franzosen übergeben zu werden. Ob Rößler versäumt hatte, rechtzeitig die nöthige königliche Erlaubniß zur eigenen Verwerthung seines kostbaren Fundes sich zu sichern, oder wie sonst es sich damit verhielt, weiß ich nicht; genug, Rößler mußte die gefundenen Handschriften herausgeben und erhielt nicht einmal, wie er mir sagte, eine Entschädigung für die auf seine Kosten gefertigten Abschriften. Die von Fouché-Careil besorgte Ausgabe der Leibnitz'schen Schriften ist in Paris 1860 flgd. erschienen, aber unvollständig geblieben. Von den Rößler'schen Handschriften habe ich, so weit meine Excerpte aus solchen mir eine Controle gestatteten, darin nichts gefunden.

Eine zweite Gesammtausgabe der Leibnitz'schen Schriften unternahm unter dem letzten König von Hannover, Georg V., in dessen Auftrag der bekannte Schriftsteller Onno Klopp. Sie erschien 1863 flgd., gelangte aber auch nur bis zum zehnten Bande, angeblich weil dem Herausgeber die in Hannover befindlichen urkundlichen Quellen nicht mehr (nach 1866?) wie früher zugänglich waren. In seinem Vorwort zum ersten Bande (Seite XXI) gedenkt Herr O. Klopp auch des Professors Rößler als eines der Gelehrten, die „sich eingehend mit Leibnitz beschäftigt" und „für die Ordnung der Papiere (der Leibnitz'schen Handschriften) thätig gewesen." Darin liegt zugleich ein wenigstens indirecter Beweis (wenn es dessen bedürfte) für die Echtheit der von Professor Rößler als Leibnitz'sche Handschriften behandelten Manuscripte. Ein directer liegt darin, daß Herr O. Klopp, der in der Lage war, die Echtheit genauer zu prüfen, Mehreres aus den Rößler'schen Handschriften in seine Leibnitz-Ausgabe aufgenommen und somit dessen Authenticität anerkannt hat. Es

Digitized by Google

sind dies zwei Aufsätze „wegen Errichtung einer Societät der Wissenschaften“ (von Herrn O. Klopp in die Jahre 1669 bis 1672, von Rößler in eine viel spätere Zeit, 1688 flgd., gesetzt), der eine „Grundriß eines Bedenkens“, der andere schlechthin „Bedenken wegen Errichtung ꝛc.“ betitelt (Klopp, 1. Bd., S. 111 flgd. und 133 flgd.); ferner ein Aufsatz betreffs der Gründung einer „deutschliebenden Genossenschaft“ zur Pflege der Muttersprache (6. Bd., S. 214); eine Denkschrift an Kaiser Leopold I. mit allerlei Vorschlägen im Interesse des Reichs (u. A. dem einer „Realunion“, d. h. einer Art von Handelsverein, zwischen Oesterreich, dem Reich und Spanien), wahrscheinlich aus dem Jahre 1689 (5. Bd., S. 23); ein Plan zur Errichtung von allerhand Versicherungsgesellschaften oder „Assecuranzen“ (6. Bd., S. 231); das Bruchstück eines Tagebuchs auf einer Reise nach Wien (etwa aus derselben Zeit) unter dem Titel „Curieuse Anmerkungen auf einer Reise“ ꝛc. (5. Bd., S. 381 flgd.); Vorschläge zur Einrichtung von „Staatstafeln“, d. h. einer Statistik (5. Bd., S. 303); endlich eine ganz kleine Abhandlung über die Anpflanzung von Maulbeerbäumen (6. Bd., S. 227).

Das wären im Ganzen acht Aufsätze, wovon nur die ersten beiden und allenfalls der dritte etwas umfänglicher, die anderen kürzer sind. Vergleiche ich damit in Gedanken den sehr ansehnlichen Stoß von Abschriften Leibnitz'scher Manuscripte (außer den im Original beigefügten), die mir seiner Zeit Prof. Rößler übersandte und die ich ihm zurückschickte, so kann ich nicht anders glauben, als daß das bei Klopp Abgedruckte nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil des Ganzen sei. Leider habe ich (aus Gründen, die ich oben angeführt) den mir anvertrauten Handschriften seiner Zeit nur wenig entnommen, besitze auch nicht einmal ein Verzeichniß aller darin enthaltenen Aufsätze. Bei dieser Sachlage kann ich nur auf dasjenige, was ich mir damals notirt habe, Bezug nehmen, um zu zeigen, daß unter den weder von Fouché-Careil noch von Onno Klopp benutzten Rößler-Handschriften noch Manches, was der Veröffentlichung in hohem Grade werth wäre, sich befand. Da es mir hier wesentlich darauf ankommt, auf den Inhalt und Werth jener Handschriften im Allgemeinen aufmerksam zu machen, so werde ich entschuldigt sein, wenn ich auch von dem, was ich daraus bereits in meinem „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert“ mitgetheilt habe, Einiges wieder mit anführe.

Von besonderem Interesse erschienen mir die vielerlei Anläufe zur Stiftung von Gesellschaften aller Art, die in den Rößler-Handschriften zu Tage traten. Die beiden „Bedenken“, welche Onno Klopp abgedruckt hat, enthalten von diesen vielerlei Plänen einen, und zwar den reifsten, so zu sagen ausgetragensten; aber auch die anderen, obschon minder reif, bieten immerhin, zumal in ihrer Zusammenstellung, das subjective Interesse einer näheren Bekanntschaft mit jenem realistischen Drange nach gemeinnütziger und culturschaffender Thätigkeit, der in Leibnitz lebte.

Die Zeit nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges war in Deutschland äußerst fruchtbar theils an wirklich gestifteten gelehrten und anderen Gesellschaften, theils an Plänen zu solchen, von denen viele freilich bloße Pläne blieben. Leibnitz selbst hat sich in den Rößler-Handschriften darüber mehrfach ausgesprochen. In einem Aufsatze, der gewissermaßen als eine Einleitung zu seinen eigenen Ausführungen angesehen werden kann, sagt er: „Es sind jetzt viel wackere Leute, so zu Societäten und Verständigungen unter Gelehrten oder Liebhabern der gründlichen Wissenschaften und höheren Künste Vorschläge thun.“ Dann führt er verschiedene solche Vorschläge an, die ihm selbst zugesendet worden. Da ist von einem collegium historicum für Deutschland die Rede (die Errichtung eines solchen, und zwar speciell behufs Sammlung der monumenta historica zur Reichs- und Landesgeschichte, war — nach einer anderen Notiz von Leibnitz ebenda — wirklich schon einmal im Werke; ein kurfürstlicher Geheimer Rath Ludolphi sollte Präsident davon werden); von einer „deutschgesinnten Gesellschaft“ (ein Plan, den Leibnitz selbst unter dem Titel einer „deutschliebenden Genossenschaft“ aufnahm und ausarbeitete und der sich schon in dessen „Deutschen Schriften“, herausgegeben von Guhrauer, ausführlicher bei O. Klopp, 6. Bd., S. 214 findet); von einer ähnlichen Vereinigung, welche den

Digitized by Google

„Kern aller Wissenschaften“ möglichst in der Muttersprache dem deutschen Volke zugänglich machen solle, „ohne daß nöthig, uns an der Schale des Latein die Zähne stumpf zu arbeiten“; dann wieder von einer Gesellschaft, die sich beschäftigen sollte mit „allerhand Wissenschaften, dadurch Land und Leuten bei Kriegs- und Friedenszeiten gedient werden könnte“; von einer medicinischen Gesellschaft, endlich von einem forum sapientiæ, worunter regelmäßige Versammlungen der Gelehrten (etwa nach Art der jetzt üblichen Versammlungen der Philologen, Naturforscher ꝛc.) verstanden zu sein scheinen, „nicht weniger als wie die Kaufleute wegen ihrer vergänglichen Dinge zusammenkommen auf der Leipziger Messe.“

Dieser rege Trieb gelehrter oder gemeinnütziger Association entsprang offenbar dem in der Nation weitverbreiteten Gefühl, daß Deutschland durch den unglückseligen dreißigjährigen Krieg in allen Wissenschaften und Künsten ebenso wie in seinen öffentlichen Einrichtungen hinter anderen civilisirten Völkern weit zurückgeblieben sei und viel nachzuholen habe, daß daher aber auch alle wohl- und patriotisch-gesinnten Männer mit vereinten Kräften Hand anlegen müßten an die geistige Wiedergeburt des gemeinsamen Vaterlandes. Kein Wunder, wenn eben dieser Trieb auch den jugendlichen Leibnitz ergriff, der von Haus aus, wie er selbst von sich aussagte, immer das lebhafteste Interesse für dasjenige empfand, von dem er einzusehen glaubte, „daß daran dem Allgemeinen, der Menschheit, am meisten gelegen wäre“. So dürfen wir uns nicht wundern, wenn Leibnitz sich in allerlei Plänen zu derartigen Associationen gefiel. Wohl einer der frühesten dieser Pläne, vielleicht der früheste (nach der darin sich aussprechenden jugendlichen Ueberschwänglichkeit zu urtheilen), dürfte derjenige sein, der sich in den Rößler-Handschriften unter der Bezeichnung einer societas philadelphica aufgeführt findet. Leibnitz bemerkt dazu, er denke sich diese Gesellschaft eingerichtet „nach Art der Jesuiten“. Die großartige Organisation des Jesuitenordens mit seinen vielen, so mannigfach auch ins Leben eingreifenden Stiftungen hatte ihm offenbar imponirt. Diese „philadelphische“ oder „brüderliche“ Gesellschaft sollte nach Leibnitzens Idee alle öffentlichen Aemter an sich zu ziehen suchen, und zwar dadurch, daß sie dieselben unentgeltlich versähe. Dafür sollten ihr, nebst Befreiung von Zöllen und Abgaben, allerhand Privilegien gewährt werden, z. B. betreffs der Anlegung neuer Manufacturen, so daß sie Handel und Gewerbe monopolisiren könnte. Wir haben es also hier mit einer Art von Staatssocialismus zu thun, zwar nicht mittelst einer gewöhnlichen Staatsregierung, wohl aber mittelst einer großen Gesellschaft, die sich Leibnitz jedenfalls nicht auf den kleinen Raum eines einzelnen Staates beschränkt, vielmehr mindestens über ganz Deutschland ausgedehnt dachte. Eben dieser Gesellschaft müßten, meint Leibnitz, alle „offenen“ Erbschaften (wozu kein berechtigter Erbe da wäre) zufallen. Wieder die Vorausnahme eines modernen socialistischen Gedankens, eines der Principien des St.-Simonismus! Für so große Vortheile, die Leibnitz seiner Gesellschaft zugewiesen sehen will, soll diese nun insbesondere die „Erziehung der Jugend“ übernehmen (wie das in den katholischen Ländern die Jesuiten und andere geistliche Orden thaten), und zwar soll diese Erziehung (hier kommt Leibnitz auf ein von ihm wiederholt, auch in den Rößler-Handschriften, berührtes Thema) eine vorzugsweise „realistische“, den Bedürfnissen des Lebens angepaßte, keine bloß formal oder abstract gelehrte sein. Weiter soll die Gesellschaft „Colonien gründen, Besitzungen in anderen Welttheilen erwerben“ u. dgl. m., „Alles zum gemeinen Besten“. Um so große Zwecke erreichen zu können, müßte die Gesellschaft, meint Leibnitz, „eine strenge Observanz bei sich einführen nach dem Muster der Jesuiten“.

Von den mehrfachen Plänen zu großen gelehrten Gesellschaften (Akademien) gelang es bekanntlich dem großen Philosophen nur einen (in Berlin) durchzusetzen. Das darauf Bezügliche hat früher schon Guhrauer in den „Deutschen Schriften“ von Leibnitz, ausführlicher (jedenfalls auf Grund der Rößler-Handschriften) O. Klopp (10. Bd., S. 299) veröffentlicht. Für die Gründung einer Akademie in Wien gab sich Leibnitz erfolglos alle mögliche Mühe; ebenso in Dresden. In Wien standen ihm offenbar klerikale Einflüsse entgegen, in

Digitized by Google

Dresden die Verschwendungssucht des Hofes, der zu solchen ernsten Dingen kein Geld hatte, und die Gleichgültigkeit der maßgebenden Persönlichkeiten gegen ideale, geistige Bestrebungen. Doch ist es interessant, zu sehen, welche Anstrengungen Leibnitz für seine Zwecke machte und welche

tungsurkunde beigefügt ist der vollständige, von Leibnitz ausgearbeitete Plan der Akademie. Dieser Plan ist, so viel mir bekannt, noch nirgends authentisch veröffentlicht. Er gleicht im Ganzen dem für die Berliner Akademie. Die Akademie sollte „alle Zwecke unbeschränkt umfassen"; ins-

Gottfried Wilhelm Leibnitz.

Ziele er verfolgte. Die Rößler-Handschriften enthalten insbesondere betreffs des Planes einer Dresdener Akademie nicht nur mehrere Briefe von Leibnitz, sondern auch die vollständige Stiftungsurkunde. Denn so weit war die Sache doch bereits gediehen. Leibnitz selbst sollte Präsident, Geheimer Rath, auch Erzieher des Kurprinzen werden. Nur fehlte zur Ausführung das nöthige Geld. Der Stif-

besondere sollte sie die Geschichtswissenschaft fördern, sowohl die allgemein deutsche als die speciell sächsische; sie sollte eine „Verbesserung der Studien" betreiben, vorzugsweise aber den exacten und fürs Leben nutzbaren Theilen derselben Vorschub leisten, den Naturwissenschaften, der Medicin u. s. w. Es sollte mit der Akademie ein statistisches Bureau (house of intelligence) verbunden werden, vornehmlich behufs

Digitized by Google

Bearbeitung von Sterblichkeits-Tabellen (bills of mortality), die Leibnitz wahrscheinlich dann wieder als Grundlage für die von ihm empfohlenen Versicherungsgesellschaften („Assecuranzen") im Auge hatte. Der Akademie sollten ferner „neue Erfindungen zur Prüfung übergeben werden" (ob Leibnitz vielleicht sogar schon an die Ertheilung von Patenten dachte, wie sie in England bereits damals vorkamen?); sie sollte für Sanitätsanstalten, für Löschanstalten u. dergl. sorgen. Dafür dachte ihr Leibnitz auch ansehnliche Einnahmen zu. Allernächst wollte er sie fundiren auf eine Tabaksteuer, eine Papier- und Kartensteuer und eine Lotterie; sodann sollte sie ein Privilegium gegen Nachdruck haben, also ein gewinnbringendes Buchhändlergeschäft treiben können. Dabei scheint er noch die Absicht gehabt zu haben, theils durch ein solches Privilegium, theils durch die der Akademie zu übertragende Büchercensur dieselbe in den Stand zu setzen, „für Verhinderung schlechter und Beförderung guter Bücher" wirksam zu sein. Auch ein Privilegium zur Herausgabe eines Kalenders, sowie zum Vertrieb von Schulbüchern sollte die Akademie erhalten.

In allen diesen Plänen spricht sich — und darum sind dieselben von so großem Interesse — theils die individuelle Eigenthümlichkeit ihres Urhebers, jener universalistische Drang, Alles auf größerem Fuße zu organisiren und zu systematisiren, theils aber auch ein allgemeiner Zug der damaligen Zeit aus, der Zug nach Centralisation, Bevormundung, Staatssocialismus, ein Zug, der in damaliger Zeit in gewissem Betracht seine Berechtigung, mindestens seine Erklärung fand in der durch die lange Kriegsnoth herbeigeführten Lähmung oder Einschüchterung der Selbstthätigkeit der Privaten.

Von eben dieser Tendenz Leibnitzens, überall von obenher einzugreifen — sei es mit den Kräften einer Gesellschaft oder Akademie, sei es mit denen des Staates, der Verwaltung, der Polizei — liefern die Rößler-Handschriften noch mancherlei Proben. Der Gedanke (der in dem „Grundriß eines Bedenkens" seinen entschiedensten Ausdruck findet), daß der Staat selbst für Arbeit und Arbeitsverdienst seiner ärmeren Angehörigen sorgen müßte, klingt auch sonst noch mehrfach an. Leibnitz dachte schon an eine Art von „Nationalwerkstätten" (nicht bloß an Zwangsarbeitshäuser für arbeitsscheue Arme, obschon er auch von solchen spricht), „große Stuben", in denen „auf Kosten der Gesellschaft gegen einen bestimmten Lohn und Zehrung die Handwerker arbeiten sollen bei Gespräch und Lustigkeit". Die Arbeiter, meint Leibnitz, würden deshalb nicht etwa weniger fleißig sein, im Gegentheil fleißiger, denn erstens würden sie „ohne Nahrungssorgen" arbeiten, zweitens immer gleich viel zu thun haben, nicht ein Mal zu viel, das andere Mal zu wenig; auch würde dadurch verhindert, „daß die reichen Kaufleute die armen Arbeiter mißbrauchen", d. h. ausbeuten.

Diese Bemerkungen, die eine große Aehnlichkeit mit den modernen Bestrebungen eines L. Blanc und eines Fourier haben, fanden sich in den Rößler-Handschriften auf einem besonderen Blättchen dem Aufsatze „Grundriß eines Bedenkens" beigefügt; sie sind bei O. Klopp nicht mit abgedruckt.

Ein anderes Mal empfiehlt Leibnitz (in Denkschriften an den Kaiserhof) die Bildung einer besonderen Generaldeputation oder Commission „zur Aufhülfe der Nahrung", „zur Stellung der Armen in Arbeit", „zur Beschaffung von Nahrung für die Armen". In einem Aufsatze: „Was eine Obrigkeit zur Wohlfahrt ihrer Unterthanen thun soll", macht er es der Obrigkeit zur Pflicht, die „nationale Arbeit" (um einen jetzt landläufigen Ausdruck zu gebrauchen) dadurch zu fördern, daß sie die Wolle (und andere Rohstoffe) nicht aus dem Lande lasse, vielmehr dafür sorge, daß solche im Lande verarbeitet und so das Geld für die Verarbeitung den einheimischen Arbeitern zugewendet werde. Auch Vorschüsse will er an Arme gegeben wissen, damit sie sich wieder aufhelfen können. Genug, unsere heutigen Staatssocialisten wären vollkommen berechtigt, auf Grund dieser Handschriften Leibnitz als einen der Ihrigen zu reclamiren.

Auch Schutzzöllner ist Leibnitz, wie schon aus der obigen Bemerkung über die Verarbeitung der Rohstoffe im Lande hervorgeht. In einem Schreiben an den Kaiser (wahrscheinlich von 1689) rühmt er sich, nachgewiesen zu haben, „wie Woll- und

Digitized by Google

Seidenmanufacturen mit Vortheil zu errichten". In seinem Eifer für solche wirthschaftliche Verbesserungen hat sich offenbar Leibnitz — und auch das ist charakteristisch für ihn — mit Praktikern (Fabrikanten u. dergl.) in Verbindung gesetzt, sich von ihnen Vorschläge machen, Berechnungen anstellen, Aufschlüsse geben lassen. So befand sich in den Rößler-Handschriften ein Aufsatz „über Wollenindustrie", wohl nicht von Leibnitz selbst verfaßt, aber, wie es schien, von ihm veranlaßt. Darin war ausgerechnet, was ein Staat profitire, wenn er die Wolle im Lande zu Manufacturwaaren verarbeiten lasse, indem er die Fabrikanten mit Vorschüssen unterstütze. Dann wieder einmal empfahl Leibnitz einen gewissen K. (Kraft?), wahrscheinlich auch einen Industriellen, dem Kurfürsten von Brandenburg in einem Schreiben, worin er allerhand Ansichten über die Vortheile eines directen Bezugs der Seide und des Zuckers aus den Erzeugungsländern (statt über England und Holland), sowie der Anlegung von Zuckerraffinerien und Tabakspinnereien, der Anlegung von Handelscompagnien u. s. w. entwickelte.

Auch mit Fragen der Finanz- und Steuerpolitik hat sich der große Philosoph, wie aus diesen Rößler-Handschriften hervorgeht, lebhaft und eifrig beschäftigt. Damals wie heute ward über den Vorzug der directen oder der indirecten Steuern gestritten. Die letzteren waren in jener Zeit hauptsächlich in der bedenklichen Form der „Accise" fast allerwärts im Schwange. In den Handschriften findet sich nun ein längerer Aufsatz, offenbar auch von fremder Hand, aber mit Bemerkungen von Leibnitz begleitet. Wahrscheinlich ist es ein Auszug aus einer 1685 erschienenen Schrift: „Entdeckte Goldgrube der Accise", gegen welche dann (1687) eine Gegenschrift erschien: „Geprüfte Goldgrube der Accise." In jener ersten, anscheinend hier von Leibnitz benutzten Schrift wird der Vorzug der indirecten Steuern in folgenden Punkten gefunden: Erstens würden dadurch indirect die fremden Waaren ferngehalten (was insofern nicht ganz zutreffend, als die Accise zwischen fremden und einheimischen Waaren keinen Unterschied machte). Zweitens würden die Fremden ins Land gelockt, wenn sie keine directe Steuer zu zahlen hätten. Drittens schränke die Bevölkerung ihren Consum ein, werde also zur Sparsamkeit und Mäßigkeit erzogen. Viertens sei zu große Wohlfeilheit der Verbrauchsgegenstände nicht gut, denn dann „werde das Gesinde übermüthig" und sei „für Tagelohn schwer zu haben". Bei wirklicher Theuerung könne man dem Volke durch die aus den Erträgen der Accise angelegten Magazine zu Hülfe kommen. Fünftens, wenn die Obrigkeit durch die Accise große Summen in die Hand bekomme, werde das Land reicher, sobald dieselbe nur das Geld wieder zu des Landes Nutzen verwende. Auch die Ausgaben für das stehende Heer seien wohl angewendete (sog. productive), denn „der Soldat zahle auch selbst wieder Accise". Die Regierung könne mit Hülfe der Accise Straßen bauen, Canäle anlegen, die Manufacturen fördern, den Armen Arbeit geben, indem sie z. B. jeder Spinnerei und jedem Weber etwas zulege. Nur in Kriegszeiten sei die directe Steuer (Contribution) vorzuziehen, denn erstens sei da der Schutz des unbeweglichen Eigenthums Hauptsache, und dieses könne nicht wie die Capitalien aus dem Lande gezogen werden; zweitens hätten die Reichen bei der Accise (bei der sie besser wegkämen als die Armen) Geld gesammelt und könnten nun um so leichter die Contribution zahlen.

Eine hier hinzugefügte Bemerkung, offenbar von Leibnitz selbst, erhebt den Einwand: „ob nicht durch die Accise die Armen zu sehr gedrückt würden"? Indeß beruhigt sich der Verfasser der Bemerkung mit der Betrachtung: „Die Armen könnten ja, um weniger Accise zu zahlen, geringeres Brot oder auch Gemüse essen; auch könnte besonders kinderreichen Familien ein Erlaß gewährt werden."

Sonst ist Leibnitz, wie schon aus dem Früheren hervorgeht, gerade für das Wohl der ärmeren Classen sehr besorgt; darauf deuten auch verschiedene Aeußerungen, wie z. B. „man müsse die Geringen schonen", „man müsse die Steuerkraft des Volkes zu vermehren suchen" u. s. w. Interessant ist auch ein Aufsatz in den Rößler-Handschriften (aus dem Jahre 1669, also von dem noch sehr jugendlichen Leibnitz), der ein anscheinend bloß locales Thema doch ganz in jenem großen Stile und von jenem

Digitized by Google

hohen Standpunkte aus behandelt, wie Leibnitz das in seinen reiferen Jahren mit allen den Fragen that, die er überhaupt berührte. Der Aufsatz führt den Titel: „Warum Canstadt zur Hauptstadt von Würtemberg zu machen?“ Er ward geschrieben auf den Wunsch eines gewissen Hubber. Leibnitz geht davon aus, daß es für ein Land durchaus wünschenswerth sei, neben vielen kleinen Städten, in denen das niedere Bürgerthum (Handwerker und Krämer) nahezu die ganze Bevölkerung bilde, auch eine Hauptstadt zu besitzen, in der sich die größeren Factoren des Staatslebens, die Regierung mit ihren Beamten, das Militär, das Gelehrtenthum (Universität) und der Großhandel, zusammenfänden. Leibnitz verwahrt sich dagegen, als wolle er eine Centralisation, welche das ganze übrige Land in Sclaverei und Verarmung stürze; die Hauptstadt soll, will er, den übrigen Städten alles das, was sie besorgen können, belassen, nur aber „das Staatswesen (d. h. die allgemeineren und höheren Interessen des Staates) zu sich ziehen“. Er findet einen großen Nachtheil Deutschlands darin, daß ihm eine solche Hauptstadt „nebst anderen Vereinigungsmitteln“ fehle. Er führt sodann aus, welche Vortheile jeder der Stände, die er in der Hauptstadt vereinigen will, aus dieser Vereinigung ziehen würde. Die „Handelschaft“, meint er, würde in der Nähe des Hofes „besser beaufsichtigt“ werden (er will wohl sagen: der Hof werde sich mehr um sie kümmern); auch würde sie ihre beste Nahrung vom Hofe ziehen. Daß die Kaufleute gerade von einer so nahen Beaufsichtigung seitens des Hofes nichts wissen wollen, findet er (darin ganz dem damals üblichen Bevormundungssystem huldigend) unrichtig. Sie fürchteten sich freilich auch davor, „daß sie dem Hofe noch häufiger (als ohnehin der Fall war) würden borgen müssen, ohne etwas wiederzubekommen“. Das allerdings müsse abgestellt werden. Auf die Gelehrten übergehend, findet Leibnitz eine nähere Heranziehung dieser an den Sitz der Regierung, ihre Versetzung aus einer kleinen abgelegenen Stadt in eine den größeren Lebensinteressen mehr erschlossene Hauptstadt für deren Bildung und Wirksamkeit durchaus nützlich. „Die Gelehrsamkeit,“ sagt er, „darf heutzutage nicht mehr mönchisch sein, sich nicht mit leeren Gedanken und Schulgrillen beschäftigen; sie kann nicht mehr der Erfahrung, der Berührung mit der Wirklichkeit, mit dem Leben entrathen. Die Gelehrten fangen an, Experimente zu machen, die Natur der Dinge zu erforschen; Philosophie und Theologie legen den Aberglauben ab; die Juristen geben mehr auf Vernunftgründe und auf das natürliche Recht als auf Baldum, Bartolum und andere italienische Professoren. Für die Studirenden ist es gut, wenn sie mit Leuten aus der größeren Welt verkehren, in der Conversation sich üben können. Der künftige Geistliche soll die Affecten bewegen — das lernt er besser im Umgange mit vielen Menschen als an einem einsamen Orte. Der Jurist soll nicht bloß wissen, was unter Justinianus Rechtens war, sondern was unter dem jetzigen Kaiser Leopold Rechtens ist. Der Mediciner findet in der Residenz eine gute Bibliothek, einen botanischen Garten, auch wohl einen Thiergarten, Spitäler u. s. w. Endlich aber“ (und hier zollt Leibnitz wieder einer Eigenthümlichkeit der damaligen Zeit, dem in allen Berufsarten herrschenden Protections- und Günstlingswesen, seinen Tribut) „können die Studirenden aller Facultäten, wenn sie unter den Augen ihrer künftigen Patrone leben und verkehren, sich denselben um so besser empfehlen.“ Die „Verführung“ durch Hof und Handelschaft, die Manche von einer Verlegung der Universitäten in die Residenzen besorgen, hält Leibnitz für nicht so gefährlich; sie sei durch gute Disciplin wohl zu beseitigen.

Also auch diese, noch heute öfters ventilirte Streitfrage: ob die Universitäten in großen oder kleinen Städten, in Residenzen oder außerhalb derselben besser am Platze seien, hat unseren Philosophen bereits beschäftigt.

Noch allerlei andere Gegenstände werden in den Rößler-Handschriften theils flüchtig berührt, theils mehr oder weniger eingehend besprochen, so z. B. „die Aufschließung Chinas“ (ein damals beliebtes Thema), die Cultivirung Rußlands durch europäische Künste und Wissenschaften, sowie durch Verbesserungen im Inneren (Anlegung von Bergwerken, Erleichterung der Flußschifffahrt u. s. w.); die Verbesse-

Digitized by Google

rung des Justizwesens und speciell die Abkürzung der Processe durch regelmäßige Einforderung von Tabellen über die schwebenden Processe; die Errichtung von Banken zur besseren Regulirung des Münzwesens; das Postwesen, das Kriegswesen u. s. w. u. s. w.

Insbesondere fanden sich in den Rößler-Handschriften verschiedene Denkschriften theils an, theils für den Kaiserhof, besonders auch aus den letzten Lebensjahren des Philosophen (1713 flgd.). In den an den Kaiserhof gerichteten Denkschriften suchte Leibnitz denselben anzuregen zur Inangriffnahme großer nationaler Aufgaben („Aufmunterung der ingenia, damit Deutschland nicht länger in Handel und Wandel ein Raub der Fremden, in der Wissenschaft ein bloßer Nachzügler derselben sei, Erprobung und Ausführung nützlicher Gedanken, Verbesserung der Künste und Handwerke durch Einführung fremder oder Ausbildung eigener Erfindungen" u. s. w.). In den im Auftrage des Kaiserhofes oder doch in dessen Interesse verfaßten Schriften (Manifesten, Pamphleten 2c.) erging er sich namentlich auch in einer sehr scharfen Polemik gegen den Erbfeind des Kaiserhauses und des Reichs, Ludwig XIV. Dann wieder stellte er Betrachtungen an über „Europas politische Lage", über die Gefahren, die aus der inneren Zerrissenheit Deutschlands dem Reiche selbst und dem Kaiserhause erwachsen, u. dergl. m.

Aus diesen Andeutungen über den Inhalt der Rößler-Handschriften dürfte sich so viel wenigstens ergeben, daß in denselben noch Vieles und Werthvolles sich befand, was in die Gesammtausgabe von O. Klopp nicht übergegangen ist. Daß Letzterer Einzelnes davon anderwärts, etwa in wissenschaftlichen Zeitschriften, veröffentlicht hätte, ist mir nicht bekannt. Wenn dem aber auch so wäre, so bliebe immer zu wünschen, daß solche zerstreute Mittheilungen gesammelt und dadurch vor dem Vergessenwerden oder Verlorengehen bewahrt würden. Jedenfalls legt sich die Frage nahe: Was ist aus den weder von Fouché-Careil noch von O. Klopp benutzten Rößler'schen Handschriften geworden? Wo sind sie? Werden sie noch, und wie und wo, in die Oeffentlichkeit gelangen, oder sollen sie derselben bleibend entzogen werden? Das Letztere wäre im höchsten Grade zu beklagen. Im Interesse der Wissenschaft, die in Leibnitz einen der größten und vielseitigsten Geister aller Zeiten verehrt, im Namen der Pietät, welche die Nation dem Andenken dieses seltenen Mannes schuldet und welche nicht dulden darf, daß von dessen Geistesschätzen, soweit solche überhaupt noch auffindbar oder gar schon aufgefunden sind, etwas der Nachwelt verloren gehe oder vorenthalten werde, glaube ich die obige Frage: „Was ist aus den Rößler-Handschriften geworden?" öffentlich erheben zu sollen, und ich wähle dazu geflissentlich ein so angesehenes und so verbreitetes Blatt wie die „Illustrirten Deutschen Monatshefte".

Es handelt sich übrigens schon nicht mehr bloß um diese von Rößler entdeckten Handschriften. Aus dem Vorwort zu der Leibnitz-Ausgabe von O. Klopp (S. XX u. flgd.) erfahren wir nicht nur (was schon bekannt war), daß ein äußerst reicher literarischer Nachlaß des berühmten Philosophen noch vorhanden ist, sondern auch (worüber man bisher sich theilweise noch im Dunklen befand), daß und wo dieser Nachlaß, wenn nicht durchweg geordnet, so doch wenigstens an einem Punkte gesammelt zu finden ist — nämlich auf der königl. Bibliothek zu Hannover. Eine Reihe von Schränken daselbst ist, wie Herr Klopp berichtet, mit Leibnitz-Papieren gefüllt, davon allein siebzehn Fächer mit der Correspondenz von Leibnitz, die „geordnet und katalogisirt" ist. Diese „geordnete Correspondenz" (welche die zu den größeren Arbeiten Leibnitzens gehörigen Briefwechsel nicht mit befaßt) zählt allein 1054 Namen! Es sind darin, wie Herr Klopp sagt (Vorwort S. IX), „alle Berufsarten vertreten — von Kaisern und Königinnen durch die ganze Stufenleiter des damaligen deutschen Reichs und anderer Länder, geistlichen und weltlichen, Lehr-, Nähr- und Wehrstandes, hinab".

Wenn Herr Klopp hinzufügt: „Es bedarf nicht der Erwähnung, daß eine große Zahl dieser Correspondenzen für die Nachwelt völlig werthlos ist" — so spricht er, scheint mir, ein großes Wort gelassen aus. Ich gehöre zwar keineswegs zu den meines Erachtens aus übergroßer Pietät bisweilen in das Gegentheil verfallenden fanatischen Anhängern des Princips möglichst absoluter Vollständigkeit in

Digitized by Google

Veröffentlichung des Nachlasses großer Männer, meine vielmehr, daß selbst in den vielen Briefwechseln eines Goethe Manches hätte ungedruckt bleiben können, ohne daß dies ein Verlust für Mit- und Nachwelt gewesen wäre; aber sehr bedenklich würde ich es doch finden, wollte man es dem Ersten Besten überlassen, kurzer Hand darüber zu entscheiden, was von der Correspondenz eines Leibnitz „für die Nachwelt werthlos" sei und daher zurückgestellt, wohl gar vernichtet werden könne. Gerade die Mannigfaltigkeit des Leibnitz'schen Briefwechsels sowohl in Bezug auf die Sachen als die Personen, deren Herr Klopp selbst gedenkt, läßt es als höchst nothwendig erscheinen, daß auch das scheinbar Geringste in diesem Briefwechsel nicht bloß darauf angesehen werde, ob es zu der Vervollständigung des Bildes, das man sich von Leibnitz macht, oder zur Erläuterung und Ergänzung seiner wissenschaftlichen, politischen, irenischen oder sonstigen Bestrebungen etwas beitrage, sondern auch darauf, ob es vielleicht auf die allgemeinen Culturzustände der damaligen Zeit ein Licht werfe. Denn, wenn ein Leibnitz in seinen Correspondenzen nicht bloß mit „Kaisern und Königinnen", sondern auch mit Leuten des „Lehr-, Nähr- und Wehrstandes" verkehrt hat, so kann man versichert sein, daß sein scharfer Blick und sein lebhaftes Interesse für alle menschlichen und socialen Verhältnisse bei diesem Verkehr Mancherlei zu Tage gefördert haben wird, was uns den und jenen bedeutsamen Einblick in die Zustände der betreffenden verschiedenen Gesellschaftsclassen thun läßt. Und das wäre — bei der Spärlichkeit der Quellen zur näheren Kenntniß gerade dieser Zustände in der damaligen Zeit — ein Gewinn für die allgemeine Cultur- und Sittengeschichte.

Die Bibliothek zu Hannover und also auch dieser kostbare Schatz Leibnitz'scher Reliquien ist seitdem in die Hand der preußischen Verwaltung übergegangen. Von ihr steht — bei der Liberalität und der Umsicht, womit in Preußen neuerdings die Verwerthung aller urkundlichen Geschichtsquellen theils gestattet, theils positiv gefördert wird — mit Sicherheit zu erwarten, daß sie auch der Hebung dieses Schatzes, der sachgemäßen und sachkundigen Sichtung und Veröffentlichung des Leibnitz'schen Nachlasses ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden werde. Was speciell den noch ungenützten Theil der Rößler-Handschriften betrifft, so wird ja gewiß eine Einrichtung möglich sein, welche eine entsprechende Verwerthung derselben im organischen Zusammenhange mit den anderen nachgelassenen Papieren des großen Mannes sicherstellt und das darin noch enthaltene mancherlei Werthvolle vor dem Verlorengehen oder Verzetteltwerden rettet.

Digitized by Go

Alphonſe Daudet.

Eine literariſche Skizze

von

Ferdinand Groß.

Einer der intereſſanteſten Maler der Gegenwart, Jan Matejko, iſt von ſolcher Kurzſichtigkeit, daß er ſeine Bilder nur ſtückweiſe malt, wie Moſaik aus einzelnen Steinen ſie zuſammenſetzt. Der oberflächliche Betrachter wird an dem fertigen Gemälde keine Spur dieſer Entſtehungsweiſe entdecken. Wer aber mit dem geübten Auge des Fachmannes näher hinſieht, der wird gewahr, daß der Künſtler die intimen Details tiefer erfaßt hat als die Geſammterſcheinung des Werkes und daß bei ihm die künſtleriſche Production ein wenig unter der Vormundſchaft eines phyſiſchen Unvermögens ſteht. — An Matejko, an ſeine herrlichen Bilder, an ſeine in dieſen ſich geltend machende Kurzſichtigkeit werde ich bei dem Bildniß des charakteriſtiſchen Troubadourkopfes, der auf Alphonſe Daudet's Nacken ſitzt, erinnert. Der Schriftſteller hat vor dem bildenden Künſtler voraus, daß er die Schöpfungen ſeiner Phantaſie verkörpern kann, ob er ſelber phyſiſch dabei mitwirkt oder nicht. Wäre Rafael — nach Leſſing's Anſicht — auch ohne Arme ein maleriſches Genie geweſen, ein Maler hätte er doch nimmer ſein können. Milton konnte als Blinder das „Verlorene Paradies“ dictiren. Ein blinder Maler oder Bildhauer iſt ein Ding der Unmöglichkeit oder mindeſtens eine Abnormität.

Und doch möchte ich einiges Gewicht darauf legen, daß Alphonſe Daudet kurzſichtig iſt im höchſten Grade, das, was er in der Nähe betrachtet, aber ſcharf und deutlich ſieht wie die meiſten Kurzſichtigen. Daudet iſt in den letzten Jahren durch eine Reihe von Romanen berühmt geworden, die Auflage nach Auflage erlebten und ihn in die Reihe der geleſenſten modernen Schriftſteller verſetzten. In der That gehören dieſe Romane zu dem Feinſten, was der franzöſiſche Geiſt in dieſem Jahrhundert hervorgebracht. Aber Demjenigen, der mit Daudet intim vertraut geworden, bereiten Daudet's erſte, dem Umfange nach viel kleinere Arbeiten ungleich mehr Behagen. Da hat der kurzſichtige Maler eine Leinwand vor ſich, die er vollkommen überblickt. Da macht ſich des Autors Mangel an ſtarker und großer Erfindung abſolut nicht bemerkbar. Da reicht ſeine bewundernswerthe Grazie aus, um von Anfang bis zu Ende zu feſſeln und zu entzücken und im Leſer dauernd einen Eindruck hervorzubringen, wie ein Körnchen des feinſten Parfums, der noch lange, nachdem man ihn entfernt, eine angenehme Spur zurückläßt. Nie iſt Daudet wieder ſo ſehr Daudet geweſen wie in ſeiner Gedicht-Sammlung „Les Amoureuses“ und in ſeinen Sammelwerken „Lettres de mon moulin“, „Contes de lundi“ und „Les femmes d'artistes“.

Digitized by Google

Fast jedes Capitel in diesen Büchern ist ein kleines Kunstwerk, abgerundet und in sich abgeschlossen, fein ciselirt wie eine Arbeit des Benvenuto Cellini, neckisch gemalt wie ein Watteau, liebenswürdig, anmuthig, auf Sylphidenfüßen vorüberhuschend an dem Leser. Dabei fehlt es aber nicht an starken Accenten, an realistischen Beobachtungen des Lebens, nicht an Mollaccorden, nicht an ergreifenden Scenen aus der Tragödie des Menschenseins. Unser Autor ist seit jeher Pessimist. Er erkennt die traurigen Seiten des Daseins, sein Instrument hat der melancholischen Töne mehr als genug. Mit solcher persönlichen Anlage kämpft in ihm das nationale Blut, kämpft in ihm die Lebensfreudigkeit des Südfranzosen.

In Nimes geboren — am 13. Mai 1840 — stammt er aus jenem gesegneten Stück Erde, aus dem Jeder „mit einem Sonnenstrahl im Herzen" zurückkommt. Als er seine ersten Gedichte veröffentlichte, wollte man in ihm den Nachfolger Musset's als Lyriker sehen. Aber er hat von Musset nichts als den Farbenglanz des poetischen Schmetterlings. Im Uebrigen ist er gesunder, und niemals wird man ihm nachsagen können, was er in einem Gedicht auf Musset geäußert: daß dieser gestorben sei „an Abscheu, Traurigkeit und Absynth" („de dégoût, de tristesse et d'absinthe"). Daudet gehört einer ganz anderen Schule an als Musset, wenn einmal durchaus von Schule die Rede sein muß.

Musset wandelt, ein traditionell leichtsinniges Liedchen trällernd, mit seinen Helden und Heldinnen durch ein Zauberreich, das er willkürlich geschaffen. Er ist ganz Phantasie oder, wenn man genauer sein will, ganz Caprice. Würde er heute auftauchen, so müßte er sich den Vorwurf gefallen lassen, unwahr zu sein.

Die Anforderungen, die an den Schriftsteller herantreten, haben sich seither gewaltig geändert. Heute verlangt man von ihm, daß er vor Allem sehen lerne, daß er das Geschaute erfasse und es so wiedergebe, wie es wirklich ist, wenn auch poetisch gesteigert mit Gunst oder Ungunst. Eben im Sehen — wenn auch, wie gesagt, auf eingeengtem Felde — ist Daudet ein Virtuos. Er sieht viel Trauriges, weil viel Trauriges in der Welt geschieht und er nicht sich und den Leser belügen mag. Aber er hat nach Paris in seine Arbeitsstube ein Stück seiner Heimat, der schönen Provence, gebracht, und wenn seine Geschichten zu wehmüthig werden wollen, dann ruft er „Pécaïre!" erinnert sich des Rosmarins, der bei ihm zu Hause duftet, des Muskatweines, der dort wächst, der blauen Blume der Romantik, die dort in stillen Nächten der Mond mit seinen bleichen Schleiern umhüllt, und mit einem Male liegt auf dem, was Daudet uns erzählt, ein Lächeln des Glückes, ein belebender Athem, ein Abglanz des Gartens von Europa.

In allen seinen Werken bringt Daudet den französischen Süden gern auf die Scene. Sein letzter Roman: „Numa Roumestan", ist ganz und gar der Charakteristik des Südländers gewidmet und verbindet mit dem spannenden Erzählungswerke das Interesse einer ethnographischen Schilderung. Daudet hat eine ausgesprochene Vorliebe für gewisse immer wiederkehrende Momente. Da ist also vor Allem der Süden und seine Leute — ferner die Bruderliebe, zur Führerschaft des älteren Bruders als Leiter des jüngeren zugespitzt — endlich die Bohême, die Welt der Declassirten, die ihren Beruf verfehlt haben, dabei aber mit großen Phrasen über ihre Thätigkeit umherwerfen, wie Delobelle, der ewig engagementslose Schauspieler, und d'Argenton, der Poet, der von seinem Gedichte „Faust" nichts zu Stande bringt als den Titel. Diese drei Momente verwendet Daudet immer wieder als Material, weil sie zu dem von ihm Erlebten gehören und er darin ein wahrhaft moderner Dichter ist, daß er nur das darstellt, was er persönlich erfahren. Die Kenntniß des Südens hat seine Geburt ihm gebracht. In dem schönen Nimes, das auch die Vaterstadt Guizot's und Jean Reboul's ist, hat er die Modelle gefunden zu einigen seiner prächtigsten Figuren. Auch in der Umgegend that er sich um, und im nahen Tarascon machte er einen gar herrlichen Fang: er hielt dort die Gestalt des vor seinem eigenen Schatten sich fürchtenden Löwenjägers fest, diese bis in die Fingerspitzen originelle Gestalt, die er in einem seiner besten Bücher geschildert hat, in

Digitized by Google

„Les aventures prodigieuses de Tartarin de Tarascon“. Beruhen seine Darstellungen aus dem Süden auf Autopsie, so greift er auch ins wirkliche, in sein eigenes Leben, wenn er das zärtliche Verhältniß zweier Brüder zu einander künstlerisch gestaltet.

Dieses Verhältniß besteht zwischen ihm und seinem um drei Jahre älteren Bruder Erneste. Letzterer hat es Alphonse durch hingebende Aufopferung ermöglicht, über die ersten Schwierigkeiten der Schriftstellerlaufbahn hinwegzukommen; die Romane, die er selbst schreibt, sind mittelmäßig, aber man verzeiht sie ihm um des Gedankens willen, daß ohne ihn sein Bruder Alphonse vielleicht nie dazu gekommen wäre, sein ungewöhnliches Talent zu pflegen und ausreifen zu lassen. Nun das dritte Moment, das in Daudet's Schriften regelmäßig zu finden ist: die Welt der Declassirten. In dieser hat Daudet gelebt, aber nur als Beobachter ist er durch sie hindurchgegangen; er hat viel aus ihr mitgenommen, aber nichts von sich selbst in ihrem Bannkreise zurückgelassen. Mit Rücksicht darauf, daß er nur beschreibt, was er wirklich kennt, ist er ein Realist zu nennen, wenn auch in anderem Sinne als sein vielgenannter Nebenbuhler Emile Zola, der Schilderer der Cloaca maxima. Die Züge, die er seinen Figuren verleiht, entnimmt er Menschen, die er thatsächlich gesehen und beobachtet hat.

So kommt es, daß man hinter den Gestalten seiner Romane wirkliche Personen sucht und mit einigem Bemühen findet. Die Bildhauerin Felicia Ruys in dem Romane „Le nabab“ soll Sarah Bernhard sein; der Titelheld von „Numa Roumestan“ Gambetta; der Herzog von Mora der Herzog von Morny; Jansoulet, der Nabob, François Bradaу, ehemaliger Deputirter. Zu einigen seiner Romane haben die Zeitungen ganze „Schlüssel“ gebracht. Aber man würde fehl gehen, wenn man annähme, Daudet wolle nach Art gewöhnlicher Sensationsmacher dadurch wirken, daß er bekannte Persönlichkeiten halb verschleiert in seinen Romanen auftreten lasse. Er nimmt charakteristische Züge, wo er sie findet, und nichts ist natürlicher, als daß hervorragende Eigenheiten der Individualität sich meist bei Menschen entwickeln, die in einem geistigen Beruf eine hohe Stufe erklommen haben. Ein einfaches Abschreiben der Menschen und der Dinge liegt Daudet schon deshalb fern, weil dieser durch und durch Künstler ist. Seinem Künstlernaturell ist denn auch die Politik etwas Störendes. Er dient der Kunst und will keine Göttin neben ihr dulden. In „Robert Helmont“, dem Tagebuche eines Malers aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges, läßt er sich vernehmen: „O Politik, ich hasse dich! Ich hasse dich, weil du ungerecht, plump, geschwätzig und marktschreierisch bist, weil du allem Streberthum, allen Dummheiten und aller Nichtsthuerei zum Vorwande dienst. Von Leidenschaft verblendet, trennst du edle Herzen, die für einander gemacht sind, verbindest aber Geschöpfe, die nicht für einander taugen. Du vernichtest die Gewissen, du bürgerst die Lüge ein; du bist schuld daran, daß ehrliche Leute die Freunde von Spitzbuben werden, wenn sie zur selben Partei gehören. Ich hasse dich, o Politik, vor Allem, weil du in unseren Herzen die Vaterlandsidee getödtet hast!“

Daudet steht höher „als auf der Zinne der Partei“. Auf dieser Höhe erhält er sich fast immer. Nur in „Robert Helmont“ läßt er sich dazu hinreißen, in den nationalen Chorus einzustimmen und auch einmal von den „preußischen Briganten“ zu sprechen. Diese Regung dauert bei ihm nicht an. Sein guter Geschmack entreißt ihn bald der Theilnahme an dem wüsten Geschrei der Menge, und wenn er auch blutenden Herzens die traurigen Schicksale seines Vaterlandes mit ansieht, wenn der Patriot in ihm verwundet aufschreit, wenn er als Nationalgardist selbst zum Gewehr greift — er giebt seine Feder doch nicht wieder dazu her, dem Ausbruche wilder politischer Leidenschaft zu dienen. Wenn er mit seiner feinen, zarten und dabei doch kräftigen Feder ergreifende Episoden aus der Zeit des nationalen Unglücks erzählt, so kann auch das Auge des Deutschen nicht trocken bleiben. Warum sollte der Sieger den Poeten des Besiegten nicht verstehen wollen? — In den „Contes de lundi“ — bei uns würde man dieses Buch eine Sammlung von Feuilletons nennen und tiefsinnig die Frage erörtern, ob es gestattet sei, Feuilletons im Buchhandel

Digitized by Google

erscheinen zu lassen — führt Daudet unter Anderem Papa Jouve vor, einen chauvinistischen Kürassier-Oberst aus der Zeit des Premier empire, dem man daheim in seiner Stube, um ihn nicht durch die Wahrheit zu kränken, von französischen Siegen erzählt, von der siegreichen Belagerung von Mainz, von dem bevorstehenden Einzuge in Berlin. An einem bestimmten Tage glaubt er das französische Heer in der preußischen Hauptstadt. Da dringen seltsame Geräusche an sein Ohr; er läßt sich nicht abhalten, hinauszutreten auf den Balcon, und nun sieht er den Einzug des deutschen Heeres in Paris.

Er überlebt diesen Anblick nicht. Der Schreck tödtet ihn. In Papa Jouve hat Daudet die französische Volksseele verkörpert. Ganz Frankreich glaubte, wie dieser alte Kürassier-Oberst, an frohe Märchen, bis es eines Tages aus seinem Traume erwachte und der schrecklichen Wirklichkeit entsetzt ins Antlitz sah. In demselben Buche, in der Skizze „Der Tod Chauvin's" erzählt er von Chauvin als von dem letzten Franzosen. Er macht sich über ihn lustig, er sagt von ihm: „Es war in der That Chauvin und Chauvin in seiner Blüthe, wie er declamirt, gesticulirt, Preußen mit seinem Journal ohrfeigt, in Berlin einzieht, trunken, taub, blind, wahnsinnig." Bei dem Einzuge der Truppen von Versailles in Paris wird Chauvin zufällig von einer Kugel getroffen und fällt als Opfer des Bürgerkrieges.

In einem anderen Bande seiner kleinen Prosaarbeiten — „Les femmes d'artistes" — entwickelt Daudet eine außerordentliche Begabung für die Beobachtung der Künstler- und Schriftstellerwelt. Die Moral dieses Buches ist: Künstler sollen unter einander nicht heiraten, denn entweder machen die Frauen die Männer oder die Männer die Frauen unglücklich. Aber sie heiraten einander eben doch, und da giebt es nun für Daudet allerlei Interessantes zu erzählen und zu belächeln. Man lese bei ihm, wie Madame Heurtebise sich die Ehe mit einem Dichter vorstellt: „Was ihr an dieser Heirat am meisten gefiel, war die Idee, einen Schriftsteller, einen bekannten Mann zu heiraten, der ihr, so oft sie wolle, Freikarten ins Theater geben könne." — „La veuve d'un grand homme", Madame Daigue hat mit ihrem ersten Gatten, einem genialen Musiker, in sehr unglücklicher Ehe gelebt. Sie verheiratet sich ein zweites Mal und zwar mit einem kleineren Musiker. Diesem gegenüber bleibt sie immer „la veuve d'un grand homme". Auf einer Soirée wird eine Composition des Verstorbenen gespielt. Die Anwesenden drücken der gerührten Exwittwe die Hand, sprechen ihr Muth zu, und der Nachfolger des Herrn Daigue muß bewundernd ausrufen: „Welch ein Genie!"

In den kleinen Arbeiten, wie Daudet sie in einer Reihe solcher Bände — es sind der letzteren mindestens ein halbes Dutzend — gesammelt hat, findet man bereits deutlich die Spuren seiner späteren großen Romane. Er macht es wie die Maler, die in ihrer Mappe Studienköpfe sammeln, um sie später auf einem Historienbilde zu verwerthen. Er entwirft Figuren, die er in Zukunft breiter und detaillirter auszuführen gedenkt, pour se faire la main, wie der französische Atelierausdruck lautet. In „Robert Helmont" finden sich die Anfänge zum „Nabab", in den „Contes de lundi" erscheint zum ersten Male Tarascon, von wo aus seinerzeit Tartarin, der Löwenjäger, seinen Weg nach Algier nehmen soll, um dort einen blinden Löwen zu erschießen und ein Kameel zu erwerben, das eine tiefe, zärtliche Neigung zu ihm faßt. Ueberhaupt zeigt im engen Rahmen Daudet sich bereits ganz so wie im weiteren, nur sitzt dieser ihm manchmal etwas schlotternd, und manche Feinheit leidet unter dem Bestreben, Welt und Menschen in großen Zügen zu malen. Welche graziösen Einfälle verstreut Daudet gerade in den Miniaturarbeiten, die nur etliche Druckseiten einnehmen! Zum Beispiel die nächstbeste Aphorisme aus „Robert Helmont": „Le jour, c'est la vie des êtres, mais la nuit, c'est la vie des choses." Und die „Amoureuses", dieselben Gedichte, welche ihm die Protection der Kaiserin Eugenie und die Stelle eines Secretärs bei dem Herzoge von Morny einbrachten! Sie stammen aus den Jahren 1857 bis 1861, umfassen also die Zeit von des Dichters siebzehntem bis zu seinem einundzwanzigsten Lebensjahre. Immer neue Auflagen sind davon erschie-

Digitized by Google

nen, die letzten alle der Gattin des Dichters gewidmet, die unter ihrem Mädchennamen Julie Allard manche zierliche literarische Kleinigkeit geschrieben hat. In den „Amoureuses“ ist Daudet ganz und gar melancholische Grazie, graziöse Melancholie. Man sieht ihn, wie Theodor de Banville in den „Camées parisiens“ ihn schildert: „Ein wunderbar liebreizender Kopf; der Teint von Ambrafarbe, blaß, das heiße Blut verrathend; die Augenbrauen gerade und seidenweich; das Auge feucht und flammend zugleich, verträumt, unsicher im Blick, aber köstlich anzuschauen; die purpurrothen Lippen voll Sehnsucht und Schmachten; der Bart kindlich und weich; das braune Haar überreich; das Ohr klein und fein — ein Ensemble, das trotz seiner weiblichen Grazie einen entschieden männlichen Eindruck macht.“

Jeder echte Dichter muß sein Lebenlang etwas vom Weibe und etwas vom Kinde behalten, sonst verhärtet ihn das Leben und er hört auf, poetisch zu empfinden. Daudet entwickelt in den „Amoureuses“ die Zartheit eines Frauenherzens und die Naivetät eines Kindergemüthes. Unstreitig sind seine Prosaschriften bedeutender als seine Verse, aber die letzteren haben deswegen einen besonderen Werth für uns, weil sie als ein Blutstropfen eingedrungen sind in die ersteren und sich dann kundgeben als ein Ton, als eine Farbe, als eine Stimmung. Daudet macht seine Verse jetzt in Prosa, aber Gedichte sind es doch.

Wie liebenswürdig besingt er in den „Amoureuses“ die kleinen Kinder, die so leicht entschwinden, weil sie vor den Sternen und vor den Blumen — malheur à nous! — die Flügel voraus haben, mit denen sie die Welt so rasch wieder verlassen. „Ihr seid,“ sagt er den Kindern, „jedem Hause, was die Blume dem Rasen ist, was der helle Stern dem Himmel, was ein wenig Wasser dem gebeugten Rohre ist“:

Vous êtes à toute maison
Ce que la fleur est au gazon,
Ce qu'au ciel est l'étoile blanche,
Ce qu'un peu d'eau
Est au roseau
Qui penche.

Die Liebe besingt er und die Natur, widmet jetzt dem leisen Knarren zweier koketter Damenstiefelchen ein ganzes Gedicht und erzählt dann, wie er und seine Base einander lieben gelernt durch eine Pflaume, die sie mit einander gegessen — „pour des prunes“, eine Wendung, die im Französischen auch besagt: „wegen nichts und wieder nichts.“ Die Nachtigall des Waldes bringt er in Berührung mit den Nachtigallen eines Friedhofes, und die Vögel allesammt singen leise ihre süßesten Lieder, um die Todten nicht zu erwecken. In solchem Geleise bewegen sich die „Amoureuses“, welche von der Jugend und Unfertigkeit die Mängel, aber auch die Thaufrische haben.

Graziös wie hier ist Daudet auch auf einem Gebiete geblieben, wo lyrische Feinheit leider keine Wirkung macht: auf dem Theater. Eine Reihe von Stücken hat er geschrieben, theils allein, theils in Mitarbeiterschaft mit Anderen, und obwohl sie manchen genialen Zug aufweisen und durch intime Schönheiten einer kleinen, gewählten Gemeinde immer gefallen müssen, entbehren sie doch aller Effectmittel, die auf der Bühne — ob wir es Wort haben wollen oder nicht — nun einmal unzertrennlich sind von einem Erfolge. Wenn man seine Stücke sieht oder liest, so glaubt man hier und da, eine Seite aus den „Lettres de mon moulin“ zu lesen, aus diesen duftigen Stimmungsbildern, die er in der Mühle zu Pamperigouste geschrieben haben will — schade, daß das Theaterpublikum nicht fein genug hinhört, um den Zauber eines Wortes, eines Satzes zu erfassen. Das ist ja aber das Glück der meisten Dramenfabrikanten, daß der mehr oder minder gute Stil auf der Bühne fast gar keine Rolle spielt. Die gesprochene Wendung verfliegt mit dem Augenblicke, die Handlung, die Charakteristik bleiben zurück, und so nimmt sich gar mancher Verfasser eines fünfactigen Lustspiels mit der Sprache, die er seine Leute führen läßt, in literarischer Rücksichtslosigkeit weniger Mühe als Einer, der ein kleines Feuilleton schreibt und sich dabei vergegenwärtigt, daß es denn doch Leser giebt, die einen Satz zweimal betrachten. Namentlich in Deutschland ist das so, wo selbst der erfolgreiche Dramatiker nicht zu befürchten braucht, daß die Buchausgaben seiner Dramen gekauft und auf die Sprache hin gelesen werden.

Digitized by Google

Drei seiner Romane hat Daudet bisher dramatisirt: „Fromont jeune et Risler aîné“, „Jack“ und „Le nabab“. Aber ohne ungerecht zu sein, darf man bei einer kritischen Betrachtung von Daudet's literarischer Wesenheit seine dramatischen Leistungen nur oberflächlich berühren. Er verleugnet seine persönliche Physiognomie auch auf der Scene nicht, aber es ist ihm versagt, sich mit dem Auditorium in jenen elektrischen Rapport zu setzen, der die Sache Augier's und Sardou's ist. Er kann keinen Hörer brauchen, sondern nur einen Leser; er kann Hunderttausende entzücken, aber nur Jeden einzeln; wenn er auf die Masse wirken soll, so muß die Masse sich auflösen in ihre Atome; sein Publikum muß sich zusammensetzen wie sein Werk: Theil für Theil, musivisch. Mir persönlich hat ein Einacter Daudet's lebhaftes Interesse eingeflößt, so lebhaftes, daß ich es für die deutsche Bühne bearbeitete, leider ohne daß eine Theaterleitung sich zur Aufführung entschloß. Ein Theaterkenner wie Dingelstedt schrieb mir wörtlich: „Was ist Ihnen eingefallen, diese Fanfaronnade zu übersetzen!“ Dingelstedt liebte die scharfen Worte, und seine Aeußerungen in solchen Fällen waren cum grano salis zu nehmen. Aber so viel glaubte ich ihm gern, daß jenes Stückchen — es heißt „Le frère aîné“ — nach den landläufigen dramaturgischen Begriffen bei uns als keine Promesse auf Erfolg gelten kann. In „Le frère aîné“ läßt Daudet wieder einmal seine Lieblingsfigur auftreten: den älteren Bruder, der sich für den jüngeren opfert, ihm die Geliebte überläßt und ihm sogar verzeiht, nachdem er erfahren, wie nutzlos das Opfer gewesen und daß der Jüngere sich über den Tod der Geliebten gar bald in den Armen einer Andern getröstet. Dominique heißt der ältere Bruder, André der jüngere. Lies: Erneste und Alphonse. Die Handlung ist frei erfunden, aber aus dem wirklichen Leben Alphonse Daudet's stammt die Verherrlichung des selbstlosen älteren Bruders. Nicht in der Action, sondern in den Charakteren liegt ein autobiographischer Zug. Daudet müßte kein Dichter sein, um nicht — selbst wenn er an Geschehenes sich anlehnt — seine Phantasie ungezügelt in die Wirklichkeit hineinspielen zu lassen. Sein Roman „Le petit Chose“ gilt als eine Art Geschichte seiner Jugend. Man darf das aber nicht zu wörtlich nehmen. Drei Viertel des Buches sind Dichtung. Den Thatsachen entspricht nur jener Theil, der die Kindheit und die ersten Anfänge des Dichters behandelt. Als sollte fast jedes Buch Daudet's einen „Schlüssel“ erhalten, so läßt sich das Factische von „Le petit Chose“ mit Hülfe eines kürzlich erschienenen Buches von Erneste Daudet: „Mon frère et moi, souvenirs d'enfance et de jeunesse“, controliren.

Wir erfahren aus den Aufzeichnungen des Bruders, daß Alphonse Daudet mit sechzehn Jahren hinausgestoßen war in die Welt, gezwungen sich als „pion“ — ein in Frankreich übliches Mittelding zwischen Lehrergehülfe und Schuldiener — sein karges Brot zu verdienen, daß die beiden Brüder in Paris redlich mit einander gehungert, daß Erneste Vertrauen gehabt in die Zukunft des Jüngeren und daß er sich einiges Anrecht darauf erworben, in „Le petit Chose“ als „mère Jacques“ verewigt zu werden. Alphonse nennt sich selbst Daniel Eyssette, aus der Schule hat er den Spitznamen „le petit Chose“, der kleine Dingsda — die Kleinheit der Erscheinung ist bei Daudet nichts Erfundenes. Einen reizenden Zug von Naivetät erhält das Buch dadurch, daß der kleine Dingsda von sich in der dritten Person spricht. Dabei hat er Worte von ursprünglichster Kindlichkeit. Nachdem Vater Eyssette zu Grunde gegangen ist, die Fabrik leer steht und der kleine Daniel sich nach Belieben in derselben herumtummeln darf, sagt dieser einem Kameraden, um ihm zu imponiren: „Jetzt gehört die Fabrik mir, man hat sie mir zum Spielen gegeben.“ Bruder Jacques ist immer bereit, Thränen zu vergießen. „Er weinte, wie ein Anderer sich schnäuzt,“ berichtet Daniel von ihm. In seiner fragwürdigen pädagogischen Stellung hütet er sich, die seiner Obhut unterstehenden Kinder jemals zu bestrafen. „Wozu auch? Züchtigt man Vögel? Wenn sie zu laut piepten, schrie ich ‚Ruhe!‘ und in meinem Vogelhause herrschte Stille, wenigstens für fünf Minuten.“ Die erste Hälfte von „Le petit Chose“ ist überreich an ergreifenden, rührenden und doch lebenswahr einfachen Momenten.

Digitized by Google

Niemand wird ohne tiefe Bewegung die Geſchichte dieſes Kindes leſen können, das ſo früh den häuslichen Herd zerfallen ſieht und in einem Alter, in dem ſonſt der Menſch geleitet und geführt wird, auf eigenen Füßen ſtehen muß. Es iſt ein tapferer Kerl, der kleine Daniel Eyſſette, aber auf der Reiſe nach dem Orte ſeiner erſten Anſtellung überkommt

Alphonſe Daudet.

ihn doch das Heimweh. „Als der kleine Dingsda ſich allein ſah in dieſem kalten Zimmer, vor dieſem unbekannten Wirthshausbette, fern von Denen, die er liebte, da quoll ſein Herz über und der große Philoſoph weinte wie ein Kind.“ So lange „Le petit Chose“ die Leiden und Fährniſſe Daniel's erzählt, hält das Buch unſer Intereſſe und unſere Theilnahme feſt. Es wird aber ſchwächer und verläßt das Geleiſe Daudet'ſcher Eigenart, wenn es einem um jeden Preis herbeizuführenden „guten“ Ende entgegeneilt. „Mère Jacques“ ſtirbt bruſtkrank; Daniel, nachdem er die Leidenſchaft für eine unwürdige Vorſtadtkomödiantin überwunden, heiratet die Tochter des Herrn Pierotte, eines alten Freundes der Familie Eyſſette, und als rettendes Palladium über den Wogen des flutenden Pariſer Lebens winkt dem kleinen Dingsda die Firmatafel: „Porcelaines et Cristaux. Ancienne maison Lalouette. Eyssette et Pierotte, Successeurs.“ Dieſes ſpießbürgerliche Ende erinnert ein wenig an den berühmten Schlußvers, mit welchem Augier's „Gabriele“ ihrem Manne, dem nüchternen Advocaten Chabriere, um den Hals fällt: „O père de famille! O poëte! Je t'aime!“ Daudet mag ſich ſelbſt Gewalt angethan haben, als er den in der Leſewelt beliebten verſöhnlichen Schluß um ſolchen Preis erkaufte. Als

Digitized by Google

er ein zweites Mal die Geschichte eines Kindes erzählte — in „Jack“ — ließ er sich gehen, entsprach das düstere Ende dem düsteren Anfang; er selbst bezeichnete dieses Werk als ein Buch „des Mitleids, des Zornes und der Ironie“, und das liebe Publikum, das so sehr an syrupsüße Geschichten gewöhnt ist, bereitete „Jack“ lange nicht jenen großartigen äußeren Erfolg, den die übrigen Bücher Daudet's gefunden. In jener Hälfte von „Le petit Chose“, wo Daudet er selbst sein darf, fröhnt er seiner Lieblingsneigung, den französischen Südländer zu zeichnen, und zwar nimmt er sich selbst, den kleinen Daniel, zum Typus. Wie belustigend schildert er seine Reise zu Schiffe nach dem Orte seiner Schulanstellung! Der arme Junge, der aus Noth in eine für ihn neue Welt geht, erzählt an Bord dem Koche und den beiden Küchenjungen, daß er zur Universität* gehöre und sich seinen Lebensunterhalt ganz gut verdiene. „Die Herren machten ihm ihr Compliment. Er war sehr stolz darüber.“ Später, noch immer auf dem Wege nach seinem Bestimmungsorte, begegnet er der alten Annou, der ehemaligen treuen Magd seiner Mutter, und verkündet ihr stolz, „qu'il vient d'entrer dans l'université, ce qui le met à même de gagner honorablement sa vie“. Im Collège selbst renommirt er damit, er gehöre einer sehr reichen Familie an, sei wegen einiger tollen Streiche aus dem väterlichen Hause gejagt worden, und wenn er sich auch momentan sein Brot verdienen müsse, so werde das nicht lange andauern. „Vous comprenez, avec une famille tellement riche!“

Für das Bild eines düsteren Kinderlebens hat Daudet sich, wie gesagt, in „Jack“ einen Rahmen geschaffen. Das französische Südländerthum machte er zwei Male zum Gegenstande eingehender Schilderung. Zuerst in übersprudelnder Laune in „Les aventures prodigieuses de Tartarin de Tarascon“, dann in „Numa Roumestan“, der Geschichte des ehrgeizigen politischen Führers und Redners, in dessen Person der Süden wieder einmal den Norden erobert. Daudet trägt kein Bedenken, Daniel-Alphonse als echten Provençalen ein wenig groß thun zu lassen. Aber nein, in dem Heldenbuche von Tartarin sagt er es: der Südfranzose lügt nicht, sondern die Sonne lügt für ihn; sie läßt ihn die Dinge anders sehen als den Nordländer, sie beleuchtet Welt und Menschen so zauberhaft, daß unter ihren Strahlen das Geplante als vollbracht, das Versprochene als erfüllt erscheint und der Feigling Tartarin, welcher sich bis an die Zähne bewaffnet, wenn er am Abend ins Casino Bezigue spielen geht, seinen engeren Landsleuten als ein neuer Bayard ohne Furcht und ohne Tadel gilt.

Alles in Allem hat Daudet bisher fünf große Romane veröffentlicht: „Fromont jeune et Risler aîné“, „Jack“, „Le Nabab“, „Les rois en exil“ und „Numa Roumestan“. Sein „Le petit Chose“ kann nicht wohl unter die Romane eingereiht werden; es ist eine Studie, eine frei gehaltene Selbstbiographie, eine Zusammenstellung wirklicher Erinnerungen und gesammelter Beobachtungen. Am meisten Roman ist „Fromont jeune et Risler aîné“. Da werden wir gespannt, da fliegen wir von Capitel zu Capitel, da thun die Abgründe der Gesellschaft sich vor uns auf, und doch verspüren wir den Athem eines Dichters, eines Künstlers, und wer in einem wahrhaft guten Roman nicht bloß Ereignisse sucht, der mag in diesem Buche sein ästhetisches Behagen finden an den einzelnen Figuren, an dem wunderbaren Schauspieler Delobelle, der seit fünfzehn Jahren durch das Uebelwollen der Directoren kein Engagement bekommt — an dem alten Monsieur Chèbe, der sich rühmt, ein Kaufmann und der Sohn eines Kaufmannes zu sein, dabei aber von Handel und Wandel gar keinen Begriff hat — an Risler aîné, dem ehrlichen, geraden, einfachen Menschen, wie dazu gemacht, von einer leichtsinnigen Gattin und einem gewissenlosen Compagnon betrogen zu werden — an Sidonie Chèbe, späteren Madame Risler, die von Kindheit an, aufgewachsen in Dürftigkeit, einen krankhaften Durst nach Luxus hat und schon als Lehrmädchen sich vornimmt, sich einmal für diese Zeit der Entbehrung und der Arbeit zu rächen — an dem alten

* In Frankreich versteht man unter „Université“ die Gesammtheit des Lehrwesens, nicht etwa eine einzelne Hochschule.

Digitized by Google

Cassier Planus, der diese Sidonie haßt, weil sie die Ehre des Hauses vergiftet — an Désirée Delobelle, der hinkenden Fee, die Tag und Nacht arbeiten muß, um ihren Vater, den großen Mimen in partibus infidelium, ernähren zu helfen — an all diesen Menschen, die wirklich leiden und leben, nicht nach Romanconvenienz zugestutzt sind, sondern den Stempel der Wahrheit an der Stirn tragen. Allerdings, wir haben es da mit einem Ehebruchroman zu thun, aber mit einem der wenigen, die sich jenen Ruhm zuschreiben dürfen, den viele moderne französische Werke ohne jede Berechtigung für sich in Anspruch nehmen: den Ruhm, das Laster nur zu zeigen, um vor ihm abzuschrecken. Hier wirkt keine Speculation auf die niedrigen Instincte des Lesers mit; hier werden keine lüsternen Scenen erzählt unter dem Vorwande, in ihrer Nacktheit müßten sie Ekel erregen; hier ist die Verderbtheit weder verklärt wie bei Dumas, noch mit Eiterbeulen bedeckt wie bei Zola. Sidonie ist ein Gifttropfen in dem Organismus der Familie, in deren Schoß sie aufgenommen worden, und je mehr wir sie kennen lernen, desto lebhafter wird in uns der Wunsch, diese Elende verkommen, die Gesellschaft von ihr befreit zu sehen. Nachdem sie zur Chansonnettensängerin herabgesunken ist, nachdem Risler zum Selbstmorde getrieben worden durch die Entdeckung, daß Sidonie auch seinen Bruder Franz in die Ketten einer sträflichen Leidenschaft geschlagen, spricht der alte Planus aus, was den Leser mächtig bewegt. Auf der Höhe von Montmartre steht er, das Häusermeer von Paris betrachtend, ingrimmig gedenkt er Sidoniens, die seinen guten Wilhelm Risler getödtet hat. Tiefe Entrüstung erfaßt ihn, er erhebt die geballte Faust und schreit: „Elende, Elende!“ und (bemerkt Daudet dazu) man wußte nicht, ob er zu dem Weibe oder zu der Stadt sprach. „Ah coquine, coquine, et l'on ne savait pas, si c'était à la femme ou à la ville qu'il parlait!“ Dieser eine Zug beweist zur Genüge, wie Daudet es versteht, seine sittliche Sendung als Romancier zu erfüllen.

Digitized by Google

Aus Arkadien.

Von

Arthur Milchhöfer.

IV.

Bekanntſchaften ſind in Tripolis ebenſo raſch gemacht als erneuert. Dem Griechen iſt jeder Fremde von vornherein ein Gegenſtand lebhafteſten Intereſſes und unumſchränkter Hochachtung, dem er ſich bald auf dieſe oder jene Weiſe mit wohlwollender Neugierde zu nähern weiß. Und wenn beſagter Fremde nun gar in der ſeltenen Lage iſt, die eingeborene Sprache zu handhaben, ſo kennt ſeine Verwunderung keine Grenzen. Die typiſche Scala der Fragen, beginnend: „Woher des Landes, welches Namens und Standes?“ iſt ihm unendlich geläufig, mehr noch als den homeriſchen Gaſtfreunden, welche ja unzweifelhaft auch ſehr wißbegierig waren, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie ihre Inquiſition auf den ſchicklichen Moment nach dem Eſſen verſparten. Dieſe Enthaltſamkeit beſitzt der Neugrieche nicht, es fällt ihm auch wohl kaum ein, daß der Reiſende bereits hundertmal auf dieſelben Fragen hat Rede ſtehen müſſen, daß er noch eben ſo oft in die gleiche Lage gerathen wird. Selbſt ein Schutzmittel gegen dieſe Frageluſt, von dem ich mir anfangs einigen Erfolg verſprach, hat ſich wenig wirkſam erwieſen: ich ſuchte wohl mit ſelbſtgeſtellten Fragen das Feld zu gewinnen, deren gewiſſenhafte Beantwortung mir immerhin einigen Vorſprung hätte ſichern müſſen. Doch o der Naivetät! Man antwortet mir — mit Fragen. Sinnreicher hat es vielleicht neuerdings ein Bekannter angefangen, ſich des unvermeidlichen Tributes zu entledigen. Er nimmt dem entgegentretenden Gaſtfreunde die Fragen von den Lippen weg und beantwortet ſie alle auf einmal in der dogmatiſch feſtgeſtellten Ordnung. Damit wird viel Zeit erſpart, in einer halben Viertelſtunde iſt man fertig und ſich ſelbſt überlaſſen; — wie oft bedürfen wir nicht der Sammlung am Ende einer griechiſchen Tagereiſe!

Fertig? o, nicht doch! Dem Gaſtfreunde oder Tiſchgenoſſen kommt zuletzt dann doch die Ahnung, daß er auch ſeinerſeits etwas in die Wagſchale der Unterhaltung zu werfen habe.

Nun giebt es in Griechenland zwar ſicher kein Haus- und Familienbuch, welches „über den Umgang mit Menſchen, beziehungsweiſe mit Fremden“ handelte, überall aber, ob geſchrieben oder nicht, ſtehen die drei Artikel jedes gebildeten Geſpräches feſt, ſo feſt wie die Urtheile, wohlgemerkt immer dieſelben, welche ſich der Redende über beſagte Themata längſt angeeignet hat. Er will uns alſo nur ausholen und zwar erſtens: über unſere Anſichten bezüglich der Identität von Alt- und Neugriechen; zweitens: über die richtige Ausſprache des Griechiſchen; drittens: über die Nothwendigkeit einer Vergrößerung Griechenlands und die

Digitized by Google

moralische Verpflichtung sämmtlicher europäischer Großmächte zu diesem Werke.

Gespräch eins und zwei sind wissenschaftlicher Natur; was ich darin zu hören bekomme, Reminiscenzen aus der Schulstube, die alle von demselben Lehrer stammen könnten.

Zur Abstammungsfrage wird mir Folgendes angedeutet: Man wisse, daß es irgendwo in „Germania" einen sehr schlechten und bösen Professor gebe, er heiße Fallmerayer (wer kennt ihn noch bei uns? in Griechenland hat jedes Kind den schweren Namen aussprechen und hassen gelernt). Besagter Professor habe, um den Griechen zu schaden, die Fabel ersonnen, daß sie sammt und sonders slavischer Abkunft wären, und mit dieser Theorie viele Anhänger gewonnen. Da auch ich möglicherweise zu letzteren gehören könne, müsse man mir bemerken, daß u. s. w. u. s. w. Die folgenden Beweisführungen pflege ich dann zu unterbrechen mit der beruhigenden Versicherung, daß Fallmerayer schon lange todt sei, daß heute bei uns kein Mensch mehr an seine Hypothese glaube, daß ja auch der deutsche Stamm Wenden und andere Slaven genug in sich verarbeitet habe und daß mir endlich schon in der Sprache eine hinreichende Gewähr für das Fortleben des echt griechischen Elementes geboten scheine.

Die letztere Bemerkung führt nothwendig auf Punkt zwei (Aussprache des Griechischen): Man wisse ja sehr wohl, wie viel wir uns in Deutschland mit der griechischen Sprache beschäftigten; die Deutschen seien überhaupt das gelehrteste Volk der Welt. Nur Eines könne man nicht begreifen: sie (die Neugriechen), deren echte Abstammung ich ja soeben zugegeben hätte, müßten doch am besten wissen, wie ihre Muttersprache zu handhaben sei; nun hätte da wieder ein Professor in Deutschland, mit Namen Erasmus (Niemand hat ihn vergessen), eine besondere Aussprache erfunden, die bei uns in allen Schulen gelehrt werde und abscheulich klinge; oi z. B. werde nicht, wie es sich doch gehöre, als langes i gesprochen, sondern (das Quieken eines Ferkels nachahmend) wie oï; desgleichen ei wie eï, ai wie aï, statt i und ä; au sogar wie aü statt aw u. s. w. Gewöhnlich wird dann der Anfang der Ilias als abschreckend phonetisches Beispiel citirt.

Ich erwidere hierauf, daß der Punkt des Wohlklanges Geschmacksache sei, daß Erasmus (der übrigens noch viel, viel länger todt sei als Fallmerayer) unsere Aussprache keineswegs erfunden habe, sondern daß wir Deutsche eben gewohnt seien, wie jedem Dinge so auch jedem Vocal sein Recht zu geben. Was ferner die Frage nach der Berechtigung ihrer oder unserer Aussprache anlange, so müßte ich allerdings zugeben, daß man sich bereits vor Christi Geburt ihrer (der neugriechischen) Methode genähert habe (Beispiel: das römische „Cæsar" durch „Kaisar" übersetzt). Dieselbe habe sich eben im Laufe der Entwickelung so gestaltet, wie sie heute sei, und bestehe deshalb vollkommen zu Rechte. Aber zur Zeit Homer's, ja noch zur Zeit des Perikles dürften wohl die Diphthongen noch ihre ganze Mannigfaltigkeit und ihren vollen Klang besessen haben. Wenn Aristophanes z. B. das Blöken der Schafe nachahmen wollte, so schrieb er $\beta\bar{\eta}$ (bē), was nach den heutigen Gesetzen wi ausgesprochen werden müßte; nun sei es doch nicht wahrscheinlich, daß die Schafe zu Aristophanes' Zeiten wi und nicht vielmehr bē geschrieen hätten. Ebenso schrieb Aristophanes den Eulenruf kikkabaú, was doch gewiß nicht (dem Neugriechischen folgend) kikkawáw habe klingen sollen. Auch würden unsere Gymnasiasten in ihren Extemporalien noch viel mehr orthographische Schnitzer machen, als ohnedies der Fall sei, wenn ε, οι, οι und υ durchweg, wie sie (die Neugriechen) es verlangten, als ι gesprochen werden sollte. Gäbe es doch aus eben diesem Grunde heutzutage in Griechenland so außerordentlich wenig Männer (ganz abgesehen von den Frauen), die orthographisch schreiben könnten. Eines indeß, füge ich sofort tröstend hinzu, sollte meiner Meinung nach gerade aus pädagogischen Gründen bei uns in Deutschland eingeführt werden: ihre ganz richtige Unterscheidung des τ (tau) vom θ (theta), (welches wie im Englischen weich gelispelt wird).

Glaube ja nicht, daß meine Gründe, wie beweiskräftig sie sonst auch sein mögen, den Zuhörer in den Hauptpunkten anderer Ansicht machen; ich bin überzeugt, daß

Digitized by Google

er dem nächsten Deutschen, welcher ihm begegnet, eben dieselben Probleme auftischen wird. Aber er schweigt wenigstens oder vielmehr er verläßt das undankbare Gebiet, um sich dem dritten, weitaus ergiebigsten, der Politik, zuzuwenden.

Trotz eines unendlich ausgebildeten Partei- oder Cliquenwesens, auf welches ich noch zu reden komme, kennen die Neugriechen in der äußeren Politik alle nur die gleichen Ziele. Freilich werden dieselben auch nur gesteckt von der einfachsten instinctiven Begehrlichkeit, verbunden mit hoher Selbstschätzung, gekreuzt von dem Gefühl der eigenen Ohnmacht. Die bevormundenden Interventionen der fremden Mächte haben den Griechen nicht wenig verwöhnt; er findet es längst natürlich, daß man sich mit dem interessantesten Volke der Welt am meisten beschäftigen müsse; sicher ist, daß es nach ihm für die europäischen Staaten keine wichtigere Frage giebt als die orientalische, Griechenland im Mittelpunkte derselben gedacht. Die Zeitungen nähren diese Ansicht; sie bringen in ihrem politischen Theil nichts als Excerpte von „Stimmen über Griechenland", welche ihrer Aufmerksamkeit niemals entgehen; die Folge ist, daß sich dem Leser griechischer Blätter, selbst dem Fremden, der Horizont völlig verschieben muß. „Wenn es im Inneren nicht vorwärts gehe, so liege es allein daran, daß Griechenland zu eng umgrenzt sei und an seiner Entwickelung gehindert werde." Das russische Slaventhum ist ihnen bereits nahe und verdächtig genug, um es von Herzen zu hassen, den Türken aber verachten sie, mit jener gefährlichen Verachtung, welche für das Ohr des Unparteiischen von Prahlerei nicht mehr weit entfernt ist. „Einer der Unserigen gegen zehn," so lautet die Parole, und einzelne Thaten des Freiheitskrieges, der Aufstände in Kreta und Thessalien müssen herhalten, um diese Behauptung zu erweisen. Wenn man sie nur gewähren lassen wollte; aber die Großstaaten wären ihnen nicht geneigt, seien wohl gar eifersüchtig auf die bevorstehende Machtentwickelung. Freilich, ein Mann könnte Alles ins Geleise bringen, aber auch der sei offenbar noch lange nicht genug Philhellene, — „er kennt uns zu wenig — euer Bismarck."

In diesem Stadium der patriotischen Erregung nimmt die Rede meines Gegenüber einen so warmen, innigen und eindringlichen Ton an, als ob wir selber ein Stück von Bismarck wären oder doch mit ihm in nächster Beziehung ständen und viel für die gute Sache („die Gerechtsame Griechenlands" oder „die große Idee", wie es gewöhnlich heißt) wirken könnten.

Auf diese Dinge ist es nun um so schwerer, mit gutem Gewissen eine weise und, wie doch verlangt wird, befriedigende Antwort zu geben, als ja eigentlich auch wir an dem Verdachte des mangelhaften Philhellenismus participiren und manchen vorwurfsvollen Blick auszuhalten hatten. Die einzige Zuflucht bleibt hier würdige Defensive und eine gewisse diplomatische Reserve, die ja immer noch für alle sanguinischen Hoffnungen Spielraum läßt. Gewöhnlich bedauere ich dann, daß neben dem engen wissenschaftlichen Band, welches Deutschland und Griechenland vereine, nicht auch nachbarliche Beziehungen vorhanden seien, die uns ein Recht gäben, direct in ihre Angelegenheiten einzugreifen. Dagegen hätten wir so manches Interesse daran, es mit den Engländern und Russen nicht zu verderben; auch gäbe es bei uns viele innere Fragen zu lösen. („Alles leere Ausflüchte!" denkt der Zuhörer.) Selbstverständlich sei Griechenland der natürliche Erbe der Türkei (befriedigtes Kopfnicken), aber man müsse warten, bis die Frucht gereift sei, nicht die natürliche Entwickelung beschleunigen wollen.

Jetzt riskire ich in aller Bescheidenheit eine Bemerkung, die ich meiner Aufrichtigkeit schuldig zu sein glaube: Ob es nicht doch vielleicht den Versuch lohnte, schon jetzt mit Reformen im Inneren des Landes vorzugehen, anstatt allen Segen von einer äußerlichen Vergrößerung zu erwarten. Abzuschaffen die heillose Interessenwirthschaft, die Unfähigkeit und Bestechlichkeit des Beamtenthums durch dessen geistige und moralische Hebung, die einzelnen Theile des Landes durch Bau von Communicationswegen und Brücken (nicht bloß von großen Fahrstraßen oder gar gleich Eisenbahnen) aus dem dumpfen Banne der Isolirtheit zu befreien, durch rationelle Forstcultur die erstorbenen Wasseradern der Berge neu zu beleben u. s. w.

Digitized by Google

Ich habe es mir nie versagen können, im Gespräch diese offenkundigen Schäden zu berühren; das Thema ist unerschöpflich, die Wahrheit so einfach, das Ziel so deutlich, daß für jeden Griechenfreund ausgemachte Sache ist, was nur der vom Parteiwesen getrübte Blick nicht sehen will.

Zwar widerspricht der Grieche nicht; er erkennt die Uebelstände stillschweigend an. Aber das verletzte Nationalgefühl bricht sich regelmäßig Bahn in zwei stereotypen Entschuldigungen, die ich nun unweigerlich zu hören bekomme: „Wir sind zu arm, wir haben nicht die Mittel, um zu reorganisiren" und „die Regierung ist schuld an Allem, sie ist unfähig", oder (falls der Redende gerade zur Partei des bestehenden Ministeriums gehört), „die Gegner binden ihr die Hände." Es ist positiv unmöglich, aus diesem Cirkel herauszukommen; wir heben die Debatte auf.

Was allen derartigen Gesprächen, sobald sie nicht mehr den Werth von Conversationsübungen für uns haben, auf die Dauer jeden Reiz benimmt, liegt nicht sowohl in der Natur des angeschlagenen Themas (in ihm müssen sich ja der Fremde und der Einheimische nothwendig begegnen), es ist vielmehr, wie ich schon durchblicken ließ, der Umstand, daß der letztere dabei so unendlich wenig an eigener Individualität zuzusetzen hat. Man möchte sagen, das ganze Volk zehre nur an einem beschränkten Vorrath von Gedanken, die in verdünntester Substanz überall hin gleichmäßig vertheilt sind.

Nur wünschte ich keineswegs so verstanden zu werden, als ob ich über die Gesammtheit der Griechen als Nation unfreundlich oder geringschätzig urtheilte. Bei jener Durchschnittsbildung, dem allgemeinen Kennzeichen eines noch in vieler Beziehung jugendlichen Volkes, profitirt der geringe Mann unzweifelhaft auf Kosten der sogenannten höheren Stände. Der Feldarbeiter, der Hirt steht in Bezug auf Interesse und Verständniß für die meisten öffentlichen Fragen vollkommen auf einem geistigen Niveau mit seinen „gebildeten" Landsleuten, und das ist schon sehr viel für ihn, mehr als man z. B. unseren deutschen Bauern im Durchschnitt zumuthen darf. So gut es aber feststeht, daß die Entwickelung eines Volkes der des Menschen parallel läuft, so sicher werde ich hoffnungsvolle Symptome von angeborener Intelligenz, Frische und Begabung einer frühreifen und altklugen Scheinbildung vorziehen, welche das natürliche Wachsthum des Volksgeistes (der auch im Einzelnen steckt) durch europäische Treibhauscultur befördert zu haben meint.

Meine Gedanken haben sich vom Marktplatze zu Tripolis nicht allzuweit entfernt. In den Kaffeehäusern, in denen das Leben eines Bienenstockes herrscht und auf die auch wir zuletzt angewiesen sind, ist es unvermeidlich, den alten und neuen Freunden drei- bis viermal des Tages zu begegnen. Hier verfalle ich unrettbar dem Professor des Gymnasiums, welcher mich beständig (um der Zuhörer willen) mit einem barbarischen Französisch auszeichnet; dort der Gymnasiarch selber, ein langer, blonder Mann, dem die Bändigung der jungen Arkadier offenbar manche schwere Stunde bereitet; hat er doch heute noch

Digitized by Google

einem seiner Zöglinge ein fußlanges Pistol aus der Brusttasche gezogen, womit derselbe ich weiß nicht welches Attentat ausführen wollte. Dem auch hier wohlbeleibten, aber wenig intelligent blickenden Demarchen (Bürgermeister) legt die Würde seines Amtes zeitweilig ein wohlthuendes Schweigen auf. Desto beredter ist der Apotheker, ein Kind des benachbarten marmorreichen Dolianà, der auch einige interessante Antiken besitzt. Einige Offiziere (welche es wie gewöhnlich aus untergeordneter Stellung zum Lieutenantspatent gebracht haben und nicht mehr jung sind) suchen sich mit Brett- und Kartenspiel die Zeit zu vertreiben; Abends werden sie sich in der Wohnung des Regierungsarchitekten versammeln, um ihr Geld im „Pharao" anzulegen, die einzige Abwechselung, welche ihr Unterhaltungsbedürfniß zu kennen scheint. Von den Aerzten verfügt der eine über mehr freie Zeit, als ihm und uns lieb sein kann; der andere entwickelt heut am Markttage eine größere Thätigkeit; sein Vater war ein echter, von älteren Reisenden viel gerühmter Deutscher, der Sohn verräth kaum einen Zug, der ihn vom Griechen unterschiede. Auch bei dem Winkeladvocaten, der dort in der Ecke des Marktes sein Netz ausgespannt hat, geht es heute lebhaft zu. Erwähnen wir schließlich einige alte Freiheitskämpfer, welche stundenlang ihrem Nargileh, der Wasserpfeife mit dem langen biegsamen Schlauch, und ihren bisweilen recht interessanten Erinnerungen nachhängen, so kennen wir die Haupttypen einer griechischen Provinzialstadt.

Noch zwei Beobachtungen — sie sind mehr negativer Art — dürfen wir nicht versäumen, für die Signatur des öffentlichen Lebens (im neuen und alten Griechenland) geltend zu machen: der äußere Verkehr kennt keinen Unterschied der Stände, ebenso wenig, wie es geistige Schranken zwischen Hohen und Niedrigen, Reichen und Armen giebt. Diese Erscheinung wird deshalb nicht weniger erfreulich, weil sie die Folge einer verhältnißmäßig jungen Cultur ist, welche noch keine traditionelle Gliederung der Berufsclassen aufzuweisen hat. Wie der Sohn des Bauern sich direct zu jeder höheren Stellung emporschwingen kann, so begegnen wir heute andererseits kaum einem angesehenen Manne, dessen Stammbaum nicht unmittelbar in den breitesten Schichten des Volkes wurzelte. Der Ministerpräsident Kumunduros ist aus bäuerlicher Familie hervorgegangen und war einfacher Schreiber; nahe Verwandte der Deligyannis, Notaras, Mavromichalis, Vulgaris u. s. w. lernten wir unter den Schiffern, Landleuten, Aufsehern kennen. Der Titel gilt nichts im persönlichen Verkehr; es ist Sitte, jeden Begegnenden bei seinem Namen, im Falle näherer Bekanntschaft bei seinem Vornamen anzureden.

Der zweite Punkt, welcher die äußere Physiognomie einer noch nicht modernisirten griechischen Stadt beeinflußt, ist die Abwesenheit des weiblichen Elementes. Außer dem Hause erscheint die griechische Frau nie allein, höchst selten in Begleitung einer Dienerin. Die Promenade von Tripolis, welche nur Sonntags benutzt wird, beschränkt sich auf die öde Fläche des einstigen türkischen Exercirplatzes vor der Stadt. Hier begegnen sich die Familien, ohne daß sich ein intimerer Verkehr gestaltete; dieselben ceremoniellen Grüße wiederholen sich an einem Tage bei jedem neuen Zusammentreffen.

Diese Isolirung der Familien oder besser der Verwandtschaften, welche aus dem Zurücktreten der Frau entspringt, ist selbstverständlich wenig geeignet, gesellige Umgangsformen in unserem Sinne zu befördern. In jedem Hause, das der Fremde ungerufen betritt, ist er willkommen, aber er darf selten oder nie auf weitere Einladungen rechnen, nachdem er einmal gewählt hat. Die griechische Gastfreundschaft, deren Ruf ich ungeschmälert lasse, hat nur eine praktische, doch keine ideale Seite. Sie ist dem Bedürfniß der Gegenseitigkeit unter unzulänglichen Verhältnissen des Reisens entsprungen, nicht dem Triebe nach geselliger Annäherung und Mittheilung.

Ehe ich diese lange Epistel beschließe — sie ist im Laufe der Tage, die ich gelegentlich darauf verwandt habe, nun einmal zu einer förmlichen Culturstudie gediehen —, wäre es unhöflich, neben so vielen Dingen, die dir vielleicht herzlich gleichgültig waren, das Thema von dem schönen Geschlecht in Griechenland nur so obenhin behandelt zu haben.

Als ich von den hochgewachsenen, aus-

Digitized by Google

drucksvollen Männergestalten sprach und dieselben sogar durch homerische Typen zu illustriren suchte, schien ich vielleicht zugleich das günstige Vorurtheil zu bestärken, welches man bei uns zu Hause der griechischen Frauenschönheit entgegenzubringen geneigt ist.

Unwillkürlich präsentiren sich dem geistigen Auge die reinen Linien des griechischen Profils, wie es der bildende Künstler

für seine Ideale brauchte. Ob er sich im Alterthum lediglich darauf beschränken konnte, die schöne Wirklichkeit zu copiren? Schwerlich, wenigstens besitzen wir keine Porträts aus der Blüthezeit der Kunst, welche nicht aus mehr als einem Grunde stark idealisirt und verallgemeinert erschienen. Wie dem auch sei, unter den Frauen von heute finden wir jenes Ebenmaß der Formen vielleicht noch seltener, als es die Statistik der Natur überall zu fügen pflegt. Man kann sogar im Allgemeinen sagen, daß der männliche Theil der griechischen Bevölkerung in dieser Hinsicht durchaus bevorzugter als der weibliche erscheint. In erster Linie freilich mögen dies rein äußerliche Umstände verschulden. Auf den Schultern der Frauen ruht bei den unteren Classen zumeist die ganze Last der häuslichen Arbeit. Schon als Mädchen schleppen sie Holz und Reisig die steilen Pfade ihrer Dörfer empor, oder das Wasser aus den spärlichen Brunnen und Quellen, welche in der Regel am Fuß der bewohnten Höhen liegen. Früh verheiratet und kinderreich, tragen sie zu der übrigen Bürde die Jüngstgeborenen in einer Art Futteral bei sich, das einer umgehängten oben offenen Botanisirtrommel nicht unähnlich sieht. Während so die Bewohnerinnen der Dörfer vor der Zeit zu altern pflegen, neigen die Frauen aus besseren Ständen in ihrer thatenlosen und zurückgezogenen Häuslichkeit sehr bald zum Embonpoint.

Digitized by Google

Nichtsdestoweniger giebt es Ortschaften in Griechenland, deren Frauen mit Recht den Ruf hervorragender Schönheit genießen, wie Megara, wie Arachowa bei Delphi; mit gutem Gewissen füge ich Sparta hinzu, oder vielleicht besser die Dörfer am Taygetosgebirge auf lakonischer und messenischer Seite. Eine kräftige Statur und große Regelmäßigkeit der Gesichtsbildung sind ihre auszeichnenden Attribute. Aber es ist wiederum nicht das berühmte Oval der Juno Ludovisi oder der meisten Athenaköpfe, vielmehr herrscht ein lieblicher rundgesichtiger Typus vor, und statt der dunklen Haare und Augen unserer heutigen Römerinnen begegnest du hier gar häufig einem tiefen Blau und dunklen Blond. Sicherlich ist auch dies ein Erbtheil aus classischer Zeit, da gerade die bevorzugten Gegenden sich am reinsten erhalten haben von jeder Beimischung fremder, namentlich albanesischer Elemente.

Als ländliche Tracht dagegen ist, wie bei den Männern, die albanesische allgemein recipirt: ein langer schlafrockartiger Ueberwurf aus weißgelblicher Wolle, mit und ohne Aermel, verbrämt oder gestickt, darunter ein dunkler Rock (oft blau mit rother Schürze), eine corsettartige Weste, welche die Brust nicht mit umschnürt. Reiches Geschmeide an Festtagen, meist aufgereihte türkische und byzantinische Gold- oder Silbermünzen, die Aussteuer der Mädchen, ziert Hals und Stirn, oder die Münzen bedecken wohl gar in Form einer Schuppenhaube den ganzen Kopf, welchen sonst ein schleierartiges Tuch zu umhüllen pflegt. Die herabhängenden Zöpfe werden nicht selten durch angesetzte Wollenflechten verlängert und mit bunten Schleifen geschmückt. Ein Gewandstück, welches unterhalb der Taille um die Hüften geschlungen ist, bezeichnet oft die Jungfrau, während man Verheiratete an dichterer Verschleierung erkennt.

Die Bürgerfrauen haben „fränkische", ja meist recht altfränkische Tracht angenommen: das reifrockartig abstehende Taillenkleid (nicht selten gelb oder grün) nebst formloser, weiter Seidenjacke, an deren Stelle freilich auch das engere goldgestickte Sammetmieder tritt. Um so besser steht den verheirateten Frauen der rothe Fez auf dem glatt getheilten Haar, von welchem die blaue Quaste an kunstvoll geflochtener goldener Schnur herabhängt. Es ist ein Compromiß zwischen moderner und nationaler Kleidung, auf den die männliche Bevölkerung der Städte längst verzichtet hat.

Mein nächster Brief soll dich von der Stadt aufs Land hinausführen, wohin ich noch heute Abend zurückkehre, um morgen die unterbrochenen Ausgrabungen wieder aufzunehmen. Soviel ich schon jetzt übersehe, eignen sich unter den Verhältnissen, mit denen ich dort zu rechnen habe, selbst die kleinen persönlichen Erfahrungen vortrefflich als Illustration und als Fortsetzung unseres heutigen Themas. Und ich betrachte es als wesentlichen Vortheil, dir das Allgemeine fortan wieder mehr in Gestalt des Besonderen, des Einzelerlebnisses darbieten zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Goethe's Gebirgsreiſen.

Von

H. Draheim.

Zwiſchen unſerer Zeit und dem Zeitalter Friedrich's des Großen liegen Veränderungen, wie ſie ſelten ſich in den Zeitraum von hundert Jahren zuſammendrängen: ſolche Veränderungen, daß der Verkehr der damaligen Menſchen und die Art, wie ſich ihnen das Nützliche und Annehmliche des Lebens darſtellte, unſerem unmittelbaren Verſtändniſſe fremd iſt und eine hiſtoriſche Auffaſſung erheiſcht.

Aber wie gewaltig auch die Trennung auf allen Gebieten des Lebens: in der Auffaſſung der Natur und der Geſchichte, in der Kunſt und in der Philoſophie, ſein mag — der Weg, der aus jener Zeit zu der unſeren herüber- und aus unſerer Zeit zum Verſtändniß jener Vergangenheit zurückführt: dieſer Weg geht allemal über Goethe's Leben und Dichten.

Es iſt eine ſchwierige Frage, ob in Goethe mehr die Welt, wie ſie ſich damals geſtaltete, zum Ausdruck gekommen iſt, oder ob ſeine univerſale Auffaſſung ſelbſt auf die Umgeſtaltung des Lebens eingewirkt hat. Die Sache iſt, daß zuerſt die Welt ihn bildete, dann aber er die Welt. Von den beiden extremen Verirrungen des menſchlichen Geiſtes, der Einſeitigkeit und der Zerſtreuung, war er gleich weit entfernt; eine ſchönere Vielſeitigkeit, eine höher erleuchtete Univerſalität, als die ſeine, können wir uns nicht denken; und wenn wir ihn uns heute als Gebirgsfreund vor Augen führen wollen, ſo haben wir es auch hier nicht mit einer entlegenen oder vereinzelten Außenſeite ſeines Wirkens zu thun, ſondern wir werden uns alsbald in die Mitte ſeines Weſens und Denkens verſetzen müſſen.

Ueberblicken wir die geographiſche Ausdehnung ſeines Lebens: Berlin, welches er 1778 berührte, und Agrigent, Wieliczka und Verdun ſind die äußerſten Punkte, hundertundfünfzig Meilen von Oſten nach Weſten und zweihundert Meilen von Norden nach Süden — ein für unſere Zeit bedeutender, für die damalige außerordentlicher Umfang. Die dazwiſchen liegenden Stationen Frankfurt, Leipzig, Straßburg, Mannheim, Darmſtadt, Hamburg, Gießen, Wetzlar, Koblenz, dann die Rheinreiſe bezeichnen Wege, auf denen er ſchon in ſeiner Jugend die Gebirge Mitteldeutſchlands auch wider Willen kennen lernen mußte; ihnen folgen außer den Ausflügen um Weimar die Reiſen in die Schweiz, in den Harz und nach Karlsbad, ſeine Flucht nach Italien, ſeine zweite Reiſe dorthin, ſeine ſommerlichen Ausflüge nach Schleſien, Pyrmont und nach Böhmen. Alle dieſe Reiſen, auf denen Goethe die bedeutendſten Gebirge berührte, haben auf ſeine literariſche Wirkſamkeit in ſolchem Grade eingewirkt, daß wir nicht nur die Eindrücke wiederfinden, die das Gebirgsreiſen hervorbrachte, ſondern uns auch von ſeiner eigenen Thätigkeit ein, wie ich hoffe, deutliches Bild machen können.

Goethe's körperliche Tüchtigkeit und Gewandtheit gipfelt in seiner Wanderlust; andererseits war er zur Beobachtung, zur Naturbetrachtung so veranlagt, daß seinem Auge nichts unbemerkt, seinem Gefühl nichts unempfunden blieb. Vergleichen wir damit die Zeit bis 1775.

Seine Wanderungen in der Umgegend von Frankfurt, von Straßburg, seine Rheinreisen, seine Reise mit Klopstock, die wegen des Gedichtes „An Schwager Kronos" erwähnt zu werden verdient, die Freude am Eislaufen und an Schlittenpartien, endlich seine erste Schweizerreise, auf der er Furka und Gotthard bestieg und von dem schönen Ferdinand Stollberg und von der schönen Genferin erzählt, beweisen genügend, wie Goethe die Schönheit der Natur theilnehmend auf sich wirken ließ. In jenem Gedichte heißt es:

Frisch, holpert es gleich,
Ueber Stock und Steine den Trott
Rasch ins Leben hinein.

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein,
Vom Gebirg zum Gebirg
Schwebet der ewige Geist.

Die Sonne sinkt!
Eh sie sinkt, . . .

. . . . . .

Reiß mich, ein Feuermeer
Mir im schäumenden Aug,
Mich geblendeten Taumelnden,
In der Hölle nächtliches Thor.

Auf der Schweizerreise überwiegt in dem Verfasser des „Werther" die innere Leidenschaft den ruhigen Naturgenuß. Es ist der Drang des Herzens, der dem Sturme der Natur entgegeneilt.

Etwas Anderes als Sturm und Drang ist der Charakter seiner von Weimar aus unternommenen Reisen. Er reist 1776 und 1777 mit dem Herzog nach Ilmenau, 1777 im Winter, durch Plessing veranlaßt, in den Harz, 1778 mit dem Herzog nach Potsdam und nach Berlin, 1779 für die Kriegscommission, dann wieder mit dem Herzog und dem Oberforstmeister v. Wedel in die Schweiz; in den folgenden Jahren theils als Begleiter, theils im Auftrage des Herzogs nach Gotha, nach Leipzig u. s. w.; alsdann besucht er 1783 wieder den Harz und zwar mit Fritz v. Stein, ebenso 1784 mit dem Maler Kraus, und geht 1785 mit Knebel in das Fichtelgebirge und zum ersten Male nach Karlsbad, 1786 ebenfalls dorthin und dann nach Italien.

Wir sehen, daß Goethe zu diesen Reisen, wenn sie auch einem inneren Bedürfniß entgegenkamen, mehr äußerliche Veranlassungen hatte oder eine conventionelle Veranlassung abwartete. Ueber die Reise in den Harz, zu welcher der melancholische Brief Plessing's einen Anstoß gegeben, schrieb Goethe 1777:* „Meine (Absicht) war, daß ich wünschte den Brocken zu besteigen", eine Absicht, die ihm am 10. December wider Erwarten lohnend gelang. Für die in den letzten Monaten des Jahres 1779 unternommene Reise in die Schweiz geben die berühmten Briefe als Zweck an den „ehemaligen Wunsch, die Gegend einmal im Schnee zu sehen".

Aus diesen Briefen, die ja die erste und unübertroffene Schilderung der Schweiz in deutscher Sprache enthalten, will ich nur kurz mittheilen, wie Goethe die Menschen beurtheilt und was er über die Art des Reisens sagt. Es entgeht ihm nicht, daß in Martinach die Magd „bei einer großen Dummheit alle Manieren einer sich empfindsam zierenden deutschen Fräulein hat". In Leukerbad schreibt er: „Je weiter man von der Landstraße und dem größeren Gewerbe der Menschen abkommt, je mehr in den Gebirgen die Menschen beschränkt, abgeschnitten und auf die allerersten Bedürfnisse des Lebens zurückgewiesen sind, je mehr sie sich von einem einfachen, langsamen, unveränderlichen Erwerbe nähren: desto besser, willfähriger, freundlicher, uneigennütziger, gastfreier bei ihrer Armuth hab ich sie gefunden."

Die Richtung seiner Reise ist bekannt: von Basel nach Bern, von Bern nach Genf, von dort nach Chamouni und über die Furka auf den St. Gotthardt, nach Luzern, Zürich und Schaffhausen. Er schreibt selbst: „Es wird immer mehr Mode (die Savoyer Eisgebirge) zu sehen." Sein Führer führt seit achtundzwanzig Jahren — also gerade seit 1750 — Fremde auf die Gebirge. Nach dem Marsche über die Furka lobten die Träger — wir können glauben, aufrichtig — die seltene Geschicklichkeit der Reisenden

* Fr. v. St. I, 139.

Digitized by Google

im Gehen. Dieselbe muß nicht gering gewesen sein, denn beim Abstieg vom Mont-Anvert über das Eis erwähnt Goethe, daß sie „weder mit Fußeisen noch mit beschlagenen Schuhen gerüstet" waren. Launig schreibt er einmal:* wenn der Herzog „die böse Art nicht hätte, den Speck zu spicken, und wenn man auf dem Gipfel des Bergs mit Müh und Gefahr ist, noch ein Stiegelchen ohne Zweck und Noth mit Müh und Gefahr suchte". Um über diese Reise abzuschließen, will ich noch anführen, wie Goethe den Weg am Rhonegletscher schildert:

„Es war ein seltsamer Anblick, wenn man einen Moment seine Aufmerksamkeit vom Wege ab und auf sich selbst und die Gesellschaft wendete: in der ödesten Gegend der Welt und in einer ungeheuren, einförmigen, schneebedeckten Gebirgswüste, wo man rückwärts und vorwärts auf drei Stunden keine lebendige Seele weiß, wo man auf beiden Seiten die weiten Tiefen verschlungener Gebirge hat, eine Reihe Menschen zu sehen, von denen einer in des anderen tiefe Fußtapfen tritt, und wo in der ganzen glatt überzogenen Weite nichts in die Augen fällt als die Furche, die man gezogen hat. Die Tiefen, aus denen man herkommt, liegen grau und endlos im Nebel hinter Einem. Die Wolken wechseln über die blasse Sonne, breitflockiger Schnee stiebt in die Tiefe und zieht über Alles einen beweglichen Flor. Ich bin überzeugt, daß Einer, über den auf diesem Weg seine Einbildungskraft nur einigermaßen Herr würde, hier, ohne anscheinende Gefahr, vor Angst und Furcht vergehen müßte."

Als literarische Frucht der Reise ist neben diesen einzig dastehenden Briefen nur „Jery und Bätely" zu verzeichnen, die dramatisirte Schweizeridylle mit Gesang, welche Goethe nach elf Jahren und in veränderter Gestalt veröffentlichte. Indessen fällt Goethe's Reise, wie schon angedeutet, in eine für die Alpen culturhistorisch wie literarisch wichtige Zeit. Der Fremdenbesuch hatte begonnen, es lebten bedeutende Männer, die die Alpen durchreisten und durchforschten: Saussure, den Goethe in Genf kennen lernte; Bourrit, den er einen passionirten Kletterer nennt;* Coxe, dessen Travels in Switzerland er sich 1782 von Frau v. Stein erbittet;** Haller, der die Alpen in die deutsche Poesie eingeführt hat.

Saussure giebt in seinen Voyages dans les Alpes, deren vier Bände 1779 bis 1796 erschienen, eine Beschreibung des Montblanc, des Montcenis, des Gotthard und der Umgebung in classischer Sprache, erquickend zu lesen, ebenso wegen der feinen Abwechselung zwischen touristischer und wissenschaftlicher Darstellung, wie wegen des großen Blickes in die Zukunft der Forschung. Unsere heutigen Probleme werden aufs genaueste vorgezeichnet, ihre Lösungen mit erstaunlicher Richtigkeit angedeutet. Und daneben mancher anmuthende Blick auf das Leben und Treiben der Gebirgsbewohner, besonders von Chamouni. Eine Anmerkung ist vielleicht als Curiosum von Interesse:*** „Die Dramatiker," sagt er, „scheinen allen Stoff erschöpft zu haben. Sie sollten einmal einen Granatenklauber schildern, seine Armuth, seine Liebe, wie er, um reich zu werden, Steine sucht und sich versteigt — die Unruhe der Geliebten, dazu prächtige Decoration: Eiswüsten, Felsen, Echo, Sturm" u. s. w. In dem Buche sind Stellen über landschaftliche Auffassung der Alpen, die in ihrer edlen Sprache der Goethe'schen „Schweizerreise" gleichkommen und für die Epoche überaus charakteristisch sind. Indessen würde es zu weit führen, mitzutheilen, wie Saussure gelegentlich über den Sonnenuntergang und das Ersterben der Natur, über den Sonnenaufgang,† über unbegrenzte Aussichten†† und Aehnliches sich ausspricht.

A classical work, ist das erschöpfende Urtheil des Engländers Coxe. Dieser giebt seinerseits in drei Bänden eine Sammlung der werthvollsten touristischen und geschichtlichen Notizen über die Schweiz. Im ersten Bande findet sich unter Anderem eine literar-historische Untersuchung der Tellsage, im zweiten Bande, der vom Montblanc, von Saussure und Haller handelt, stehen als bedeutendes Motto Thomson's Worte aus den

* Fr. v. St. I, 253.

* Br. a. d. Schw. 5. 11. 1779.
** Fr. v. St. II, 195.
*** Fr. v. St. II, 147.
† § 1111.
†† § 1838.

„Jahreszeiten“: „Natur, du große Mutter“; am werthvollsten sind vielleicht im dritten Bande die literarischen und kunstgeschichtlichen Nachweise über die gesammte Darstellung der Alpenwelt bis ca. 1780. Wichtig sind die dort erwähnten ältesten deutschen Alpenbeschreibungen; indessen habe ich durch Zufall in der Züricher Stadtbibliothek ein von Coxe nicht genanntes Buch gefunden, das ich somit nenne als das älteste mir bekannte: Tschudi, Die uralt wahrhafftig Alpisch Rhätia. Basel 1538.*

In die deutsche Poesie wurden die Alpen durch Haller eingeführt und durch seine auf den Werth und das Glück des Gebirgslebens eingehenden gedankenreichen Verse auch wohl das Interesse für den Besuch der Schweiz in größeren Kreisen geweckt. Das Gedicht erschien zuerst mit anderen anonym (Bern 1732) und hat viele Auflagen erlebt. Haller selbst aber ist als Physiologe und Botaniker von epochemachender Bedeutung.

Dieser Umweg sollte uns zeigen, wie Goethe in seiner Zeit dastand, nämlich im Mittelpunkt des erwachten Interesses für das Reisen im Gebirge, für die Betrachtung der Natur und des Lebens in den Alpen. Insbesondere scheint Goethe's Liebe zur Naturkunde, zunächst zur Mineralogie, auf dieser Reise einen ausgesprochenen Charakter angenommen zu haben. Darauf weisen die Zeugnisse über die nächsten Reisen. Es sind dies vor Allem wieder die Briefe, demnächst die Annalen, und es ist erhebend zu lesen, wie Goethe die Welt der Pflanzen und Steine, die Landschaft und das Arbeiten und Leben der Menschen auffaßt. Die Mineralogie beschäftigt ihn schon 1781: „Ich bin in meinem Elemente unter deinen Namensverwandten,“ schreibt er an Frau v. Stein;** darauf folgten geologische und botanische Studien. Er schreibt 1783 an Frau v. Stein:*** „Ich (bin) auf dem rechten Wege mit meinen Speculationen über die alte Kruste der neuen Welt“, und schon 1782:† „Es ist ein erhabenes wundervolles Schauspiel, wenn ich nun über Berge und Felder reite, da mir die Entstehung und Bildung der Oberfläche unserer Erde und die Nahrung, welche Menschen daraus ziehen, zu gleicher Zeit deutlich und anschaulich wird.“

Seine innere Theilnahme an menschlichen Verhältnissen, besonders am Volksleben, beweisen viele Stellen in den Briefen der in dieses Jahr fallenden Rundreise zur Rekrutenaushebung. Uebrigens stammen auch die versus memoriales:

Invocavit wir rufen laut
Reminiscere o wär ich Braut

aus dieser Reise, und was ja bei jener Neigung Goethe's für das Volksleben und das Volkslied nicht auffallend ist, die Verse gehen, wie ich meine, auf einen Jägerspruch zurück:

Reminiscere
Putzt die Gewehre,
Oculi
Da kommen sie

(nämlich die Schnepfen) u. s. w.

Die Harzreise von 1783 brachte dem Dichter das Gedicht „Ilmenau“ ein und das Lied „Ueber allen Wipfeln ist Ruh“. Diese Harzreise, mit dem Knaben Fritz v. Stein unternommen nach der Alpenreise, scheint mir das Vorbild gegeben zu haben für die wunderbare Reise des Wilhelm Meister mit seinem Felix.

Die ganze Zeit aber möchte ich wie die Fahrten Wilhelm Meister's Goethe's Wanderjahre nennen — es ist ja auch ein von Goethe erfundenes Wort —; ihren Abschluß erhält dieselbe durch die große Wanderung nach Italien. Diese Reise geht uns direct nur insofern an, als Goethe das Gebirge passirte, nämlich durch Tirol an den Gardasee ging, indirect aber insofern, als seine ganze Naturanschauung eine andere wurde.

Charakteristisch ist für Goethe, daß er die später von Byron besungene Cascade des Velinus bei Terni übersieht; daß er zwar den Vesuv mehrmals, aber nicht den Aetna besteigt und in Palermo den Sonnenaufgang versäumt; es erwähnt dies Dr. P. Fischer in seinem Buche über Italien;* Goethe's Beschäftigung war auf dieser Reise getheilt zwischen Landschaftsmalerei, Dichtkunst und wissenschaft-

* In demselben Jahre lateinisch übersetzt von Sebastian Münster (De prisca ac vera Alpina Rhætia).

** Fr. v. St. II, 83.

*** Fr. v. St. II, 339.

† Fr. v. St. II, 191.

* „Aus Italien.“ Berlin 1879. S. 16, 50, 81.

Digitized by Google

lichem Nachdenken. Den Himmel und die Gärten Italiens im Herzen kehrt er zurück als Dichter der Iphigenie, als Entdecker der Metamorphose der Pflanzen und des os intermaxillare.

Er ist nun der große Goethe, und doch ist die zweite Hälfte seines Lebens ein stetes Wachsen an geistiger Machtfülle, eine stete Vollendung seines Denkens und Empfindens.

Bis zur engeren Befreundung mit Schiller finden wir außer kleineren amtlichen Reisen 1790 die zweite Reise nach Italien und eine Reise nach Schlesien, 1792 den Feldzug in die Champagne. Die Reise nach Venedig galt der Herzogin Amalie, welche übrigens bei dieser Gelegenheit das Guitarrespielen in Deutschland einführte. Von der schlesischen, nach Tarnowitz und Wieliczka ausgedehnten Reise sind außer den Annalen Notizen erhalten und neuerdings* veröffentlicht; aus denselben geht unter Anderem hervor, daß ihn die Venetianischen Epigramme beschäftigten, darunter auch dieses:

In der Dämmrung des Morgens den höchsten Gipfel erklimmen,
Lange den Boten des Tags schauen, den freundlichen Stern!
Ungeduldig die Blicke der Himmelsfürstin erwarten,
Wonne des Jünglings, wie oft hast du mich mächtig verlockt!

Ferner finden wir die Notiz: „Riesengebirg über die Schneekupp nach Breslau" und den bezeichnenden Spruch:

Von Osten nach Westen,
Zu Hause am besten.

Der Feldzug 1792 berührt zwar das Gebirge nicht wesentlich, aber bemerkenswerth ist, daß Goethe sogar die Gefahr im Gefechte aufgesucht hat.

Die folgenden zehn Jahre der Freundschaft mit Schiller enthalten außer Reisen nach Karlsbad, Leipzig, Pyrmont die dritte Schweizerreise. 1797 hat Goethe, wie er selbst berichtet,** „mit (dem Freunde) Meyer (diese) Wanderung nach den kleinen Cantonen heiter vollbracht — wohin (ihn) nun schon zum dritten Male eine unglaubliche Sehnsucht anregte". Das literarische Ergebniß dieser Goethe'schen Reise — es klingt paradox — war Schiller's Wilhelm Tell. Der große Gedanke, das Vaterland zu befreien und den Bund ewiger Einheit zu schließen, ist Schiller's eigenster, und dieser Gedanke war es, der den Aufführungen des Dramas die Weihe patriotischer Thatkraft verliehen hat, aber die feinen und feinsten landschaftlichen Züge, die Schiller aus Büchern und aus der Phantasie nicht hätte treffend zeichnen können, kann er nur der Goethe'schen Autopsie verdanken. Endlich ist ja bekannt, daß Goethe nach jener Reise den Stoff episch behandeln wollte, dann aber den Freund zur dramatischen Bearbeitung ermuthigte.

In dieser Zeit entstand noch eine andere Dichtung, die für den Genuß der damaligen Zeit an der Durchwanderung der Alpen charakteristisch ist und ohne Goethe's Vorgang nicht denkbar gewesen wäre; sie verdient um so mehr Erwähnung, als der Dichter, der Epigone jener drei großen Alpenschriftsteller, zugleich in erster Ehe eine Enkelin Haller's zur Frau hatte. Der Däne Baggesen reiste 1789 fünfundzwanzigjährig zum ersten Mal, 1797 zum zweiten Mal in die Alpen und gab das Gedicht Parthenäis („Die Jungfraunreise") in deutschen Hexametern heraus. Drei Jungfrauen gehen unter dem Geleit eines jungen Mannes zur Jungfrau, Gott Amor übt manche Intriguen aus, und schließlich erhält unter dem Segen ihrer unvermuthet eingetroffenen Eltern der Jüngling die Jüngste zur Braut. Einige charakteristische Stellen möchte ich mittheilen. Die Ausrüstung zur Reise wird z. B. beschrieben:

Ausgerüstet zum Zug, im knapp anliegenden Jäcklein,
Und mit beschlagenen Schuhn, in der Hand umschwingend den Alpstock,
— Lang, unbiegsam und leicht — das Meisterstück des Hephästos
Aller künstlichen Aelpler umher, des alten Begleiters,
Auch nicht vorrathleer, in der Tasche das ründliche Fläschchen
Kirschgeistvoll und dabei papiergewickelt ein Käslein
Nebst zween Brötchen.

die Führer:

... Es begleiteten sie bergkundige Führer,
Hirten aus Grindelwald, breitschultrige, Sprossen des Urstamms.

die Art des Abstieges:

Mancherlei Mittel ersann er, der kühne, zur schnelleren Abfahrt:

* Goethe-Jahrbuch II.
** Annalen.

Digitized by Google

... er setzte sich, selber ein Nachen,
Rudernd mit beiden Händen und steuernd die Fahrt
mit dem Alpstock.

Goethe aber beurtheilt die Reisedarstellungen seiner Zeit folgendermaßen:* „Seit Sterne's unnachahmliche Sentimentale Reise den Ton gegeben und Nachahmer geweckt, waren Reisebeschreibungen fast durchgängig den Gefühlen und Ansichten des Reisenden gewidmet. Ich dagegen hatte die Maxime ergriffen, mich so viel als möglich zu verleugnen und das Object so rein, als nur zu thun wäre, in mich aufzunehmen."

Goethe's wissenschaftliche Beschäftigung ist außer der immer gepflegten Geologie und Botanik nun auch die Fisch-, Wurm- und Insectenanatomie, 1797 erscheint die Metamorphose der Insecten. Wir können also wohl sagen, daß Goethe erst den Steinen, dann den Pflanzen, endlich den Thieren seine Beobachtung zugewandt hat; dazu kamen aber die ihn bis an sein letztes Lebensjahr beschäftigenden Probleme der Farbenlehre. Seit 1790 studirte er die Optik, und die „Farbenlehre" enthält zahlreiche Beobachtungen, die im Harz und in den Alpen angestellt wurden. Die Reise aber nach Pyrmont 1801, die ihn durch die Dunsthöhle und den Krystallberg naturgeschichtlich interessirte, regte ihn auch an zu einem Romane: „Die Wanderschaft nach Pyrmont 1582", der gewiß wunderbar genug geworden wäre, wenn wir berücksichtigen, wie Goethe das sechzehnte Jahrhundert fesselte, und welche herrlichen Darstellungen wir in Götz von Berlichingen, Egmont und Benvenuto Cellini erhalten haben.

Nach Schiller's Tode wurde Goethe's Leben wieder ein anderes: es waren die Dioskuren gewesen; nun war es der Jupiter, der alte, dem die Natur das Auge, die Muskeln und das Herz des Jünglings beließ.

Er besucht das Gebirge nicht mehr touristisch, aber er besucht es noch jeden Sommer: in jenem Trauerjahre den Harz, in den folgenden Sommern Karlsbad, Teplitz, die Maingegend, Wiesbaden, Marienbad; nur die Jahre 1809, 1817, 1824 und dann die folgenden stehen ohne Reise da und werden in friedlicher Zurückgezogenheit zugebracht, zuerst mit den guten alten Freunden, aber nach 1828, nach dem Tode des Herzogs, ist Goethe der Vereinsamte, der noch zum Faust den Schlußstein setzt.

In dieser langen Zeit beschäftigte sich Goethe mit den Karlsbader Mineralien und erfreute sich an Landschaften, die er mit dem Maler Kaaz zu zeichnen unternahm. Hören wir seine eigenen, diesen Jahren entstammenden Worte über die früheren und über seine späteren Reisen, soweit darin die Theilnahme am Gebirge hervortritt:*

„Die erste Schweizerreise eröffnete mir mannigfaltigen Blick in die Welt."

„Ende 1779 fällt die zweite Schweizerreise. Aufmerksamkeit auf äußere Gegenstände, Anordnung und Leitung unserer geselligen Irrfahrt ließen wenig Productivität aufkommen. Uebrig geblieben ist davon als Denkmal die Wanderung von Genf auf den Gotthard. Die Rückreise, da wir wieder in die flachere Schweiz gelangten, ließ mich Jery und Bätely ersinnen."

„Eine unwiderstehliche Lust nach dem Land- und Gartenbau hatte damals (ca. 1797) die Menschen ergriffen. Schiller kaufte einen Garten bei Jena und zog hinaus, Wieland hatte sich in Oßmannstädt angesiedelt, in Oberroßla ward ein kleines Gut verkäuflich, ich hatte Absichten darauf." (Wir erinnern uns der kunstvollen Pflege, die Goethe dem weimarischen Parke zuwandte.)

„Unterwegs (in der Schweiz) beschäftigte mich die genaue Betrachtung der Gegenden, hinsichtlich auf Geognosie und der darauf gegründeten Cultur."

„Der Uebergang aus einer Flußregion in die andere war immer der Hauptaugenmerk des Geognosten."

„Wir besuchten das Bodethal. Von hier ging ich, nun zum dritten Mal in meinem Leben, das von Granitfelsen eingeschlossene rauschende Wasser hinan, und hier fiel mir wiederum auf, daß wir durch nichts so sehr veranlaßt werden über uns selbst zu denken, als wenn wir höchst bedeutende Gegenstände, besonders entschiedene charakteristische Naturscenen, nach langen Zwischenräumen wiedersehen und

* Annalen.

* Annalen.

Digitized by Google

den zurückgebliebenen Eindruck mit der gegenwärtigen Einwirkung vergleichen. Da werden wir denn im Ganzen bemerken, daß das Object immer mehr hervortritt, daß, wenn wir uns früher an den Gegenständen empfanden, Freud und Leid, Heiterkeit und Verwirrung auf sie übertrugen, wir nunmehr bei gebändigter Selbstigkeit ihnen das gebührende Recht widerfahren lassen, ihre Eigenheiten zu erkennen und ihre Eigenschaften, sofern wir sie durchdringen, in einem höheren Grade zu schätzen wissen. Jene Art des Anschauens gewährt der künstlerische Blick; diese eignet sich dem Naturforscher, und ich mußte mich, zwar anfangs nicht ohne Schmerzen, zuletzt doch glücklich preisen, daß, indem jener Sinn mich nach und nach zu verlassen drohte, dieser sich im Aug und Geist desto kräftiger entwickelte."

Dieser chronologische Ueberblick zeigt, daß Goethe's Reisen nicht seltener wurden, aber sich so gestalteten, daß die körperliche Anstrengung dabei mehr und mehr vermieden wurde. Dies ist nicht ohne Weiteres als Schwäche oder Mangel an Uebung aufzufassen — Goethe hätte, wenn er im Bergsteigen ein Princip verfolgte, wohl die Kraft besessen, es durchzuführen — auch nicht als Folge der Convenienz gegen den körperlich minder rüstigen Herzog, sondern als die natürliche Folge davon, daß Goethe eine mit ungewöhnlicher Kraftäußerung verbundene Ausgleichung gegen sein sonstiges Arbeiten weniger und weniger nöthig hatte. Gerade jene Reise nach Italien bildet einen Wendepunkt auch für den Gegenstand unserer Betrachtung, denn sie vollendete jenen Einklang alles Menschlichen in Goethe's Seele, durch den er unser unsterbliches Ideal geworden ist.

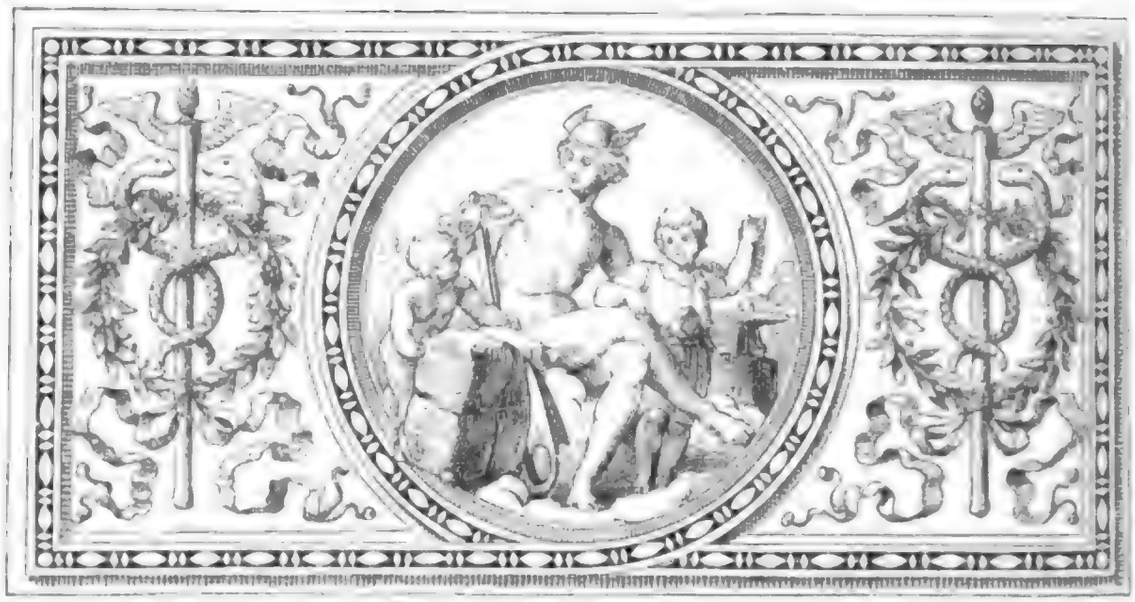
Mit diesem Ergebniß steht der Einfluß des Reisens auf Goethe's productive Thätigkeit in wunderbarer Harmonie. Welche Werke können wir direct als das Resultat einer Reise, speciell einer Gebirgsreise bezeichnen? Nur die kunstmäßig redigirten Briefe aus der Schweiz und neben ihnen einige kleinere Gedichte, die vor die italienische Reise fallen. Die italienische Reise ist aus Briefen und Bruchstücken der Tagebücher zusammengesetzt, und ebenso haben wir viele Aufzeichnungen von seinen späteren Reisen — aber nirgends ein einheitliches Ganze, welches uns den Eindruck einer einzelnen Reise oder einer einzelnen Situation aus einer solchen oder einer einzelnen Betrachtung der Gebirgsnatur wiederzugeben bestimmt wäre.

Diese negative Betrachtung ergänzt sich durch eine ebenso deutliche positive. Denn in vielen Stellen sowohl seiner früheren wie seiner späteren Dichtungen sind die Anschauungen der Gebirgsnatur und überhaupt der Landschaften als Hintergrund oder Decoration des Ganzen sowie als Einlage für einzelne Scenen organisch verwendet: in Wilhelm Meister, in Pandora, in Faust u. s. w. Auch dauerte Goethe's selbständige Landschaftsmalerei nur bis zur italienischen Reise. Also nur bis dahin suchte er einen landschaftlichen Eindruck objectiv als Bild festzuhalten, während er seitdem ihn nur in das Ganze seiner Seele, seines Denkens, seines Fühlens einwirken ließ.

So sind wir nun in der Lage, aus der anfangs angedeuteten Universalität des Goethe'schen Geistes eine allgemeine schließende Betrachtung zu gewinnen.

Goethe war Dichter, Naturforscher und Maler; in allen drei Eigenschaften bedurfte er der Natur, und in allen drei Eigenschaften ist er für uns der Vermittler zur Natur geworden. Und wie sich Natur und Cultur gegenseitig bedingen, so auch Naturgenuß und Culturgenuß, die uns in richtiger Vermischung zugleich vor den beiden Extremen, der Rohheit des Materialismus und der Ueberreizung des Idealismus, schützen werden. Freilich, wie in Goethe's universellem Geiste Reales und Ideales sich ergänzte, so glücklich können wir es nicht haben bei dem Mangel unserer Zeit, welche ja dem Individuum die allgemeine Vervollkommnung kaum noch verstatten zu wollen scheint.

Digitized by Google



Die Schifffahrt
zwiſchen Ob und Jeniſei und dem Atlantiſchen Ocean.

Von

Adolf Erik Freiherrn v. Nordenſkiöld.

Während der letzten Jahre haben Zeitungen und Zeitſchriften vielfach kleine Notizen über die Schifffahrt zwiſchen dem Atlantiſchen Meere und den ſibiriſchen Flüſſen Ob und Jeniſei gebracht, mehrfach auch von Unglücksfällen berichtet, die bei den Verſuchen, welche man mit ſolcher Schifffahrt machte, vorgekommen ſind, und dabei unvortheilhafte Bemerkungen in Betreff der Möglichkeit, praktiſch den neuen Communicationsweg zu verwerthen, gemacht. Man gelangte zu einer ſolchen Folgerung wohl weſentlich deshalb, weil es vorzugsweiſe Berichte über ſolche Verſuche waren, die weniger glücklich ausgefallen ſind, welche in die Spalten der Zeitungen gelangten; aber über die Schiffe, welche glücklich und wohlbehalten den Ob oder den Jeniſei erreichten und von dort wieder nach Europa zurückkehrten, haben die Journale merkwürdigerweiſe nichts zu erzählen gewußt; ja, es ging dies ſogar ſo weit, daß es auch für diejenigen, welche ſonſt in der geographiſchen Tagesliteratur ziemlich heimiſch ſind und die ſich mit dem Inhalt der Zeitſchriften, welche ſolche Nachrichten zu veröffentlichen pflegen, bekannt gemacht haben, mit großen Schwierigkeiten verbunden war, genauere Kenntniß über die glücklich vollendeten Fahrten in dieſen Gewäſſern zu erlangen. Dies war mir bekannt; ich hatte daher mehrmals die Abſicht, unrichtigen Folgerungen, welche man aus zufälligen Unglücksfällen ziehen wollte, entgegenzutreten; aber da es unmöglich iſt, ſtets zur Polemik gerüſtet zu ſein, habe ich bisher von jeder Widerlegung Abſtand genommen. Da indeſſen dieſe Frage ganz kürzlich wieder zum Gegenſtand kritiſcher Zeitungsartikel geworden iſt, habe ich geglaubt, es könne von allgemeinem Intereſſe ſein, eine kurze

Digitized by Google

Zusammenstellung über das, was in dieser Angelegenheit wirklich nachweisbar ist, zu erhalten.

Meiner Ueberzeugung nach deuten alle Erfahrungen, welche man während der letzten Jahre in dieser Sache gemacht hat, darauf hin, daß hier die Spur von einem wenn auch langsamen Beginn einer Handelsverbindung von unermeßlicher praktischer Bedeutung zu suchen ist.

Gleich zu Anfang erinnere ich daran, daß die erste Reise nach dem Jenisei im Jahre 1875, also vor nur sieben Jahren, gemacht wurde. Dieser neue Verkehrsweg ist daher so jung, daß man unmöglich verlangen kann, er solle in dieser kurzen Zeit eine nennenswerthe Entwickelung gewonnen haben, besonders da sich Schwierigkeiten ganz eigenthümlicher Art entgegenstellen.

Sibirien ist ein Land, das bisher vom Weltmeer und dem europäisch-amerikanischen Geschäftsleben vollständig abgeschlossen war, und es war sehr schwierig, die in einem solchen Lande ganz eigenthümlich geartete und ausgebildete Geschäftswelt dahin zu bringen, sich für etwas ihr ganz Fremdes, wie eine Seeverbindung, zu interessiren. Es ist dies bis zum heutigen Tage auch noch keineswegs als vollkommen gelungen zu betrachten. Ferner ist Sibirien nicht nur von Europa abgeschlossen; der bewohnte Theil desselben liegt auch sehr fern von den Mündungen der großen Flüsse im Eismeer, und die Waaren, welche nach dem Lande eingeführt oder von demselben ausgeführt werden sollen, müssen mit Flußbooten Hunderte von Meilen transportirt werden, bevor sie einen Markt- oder Ladeplatz am Meere erreichen. Aber sowohl der Obfluß wie der Jenisei münden in große Meeresbuchten, wo der Seegang mitunter sehr schwer ist, vielleicht mit dem Wellenschlage auf dem unruhigen Wettersee oder dem Bodensee zu vergleichen. In diesem Seegange wird es den Flußbooten sehr schwer, sich zu bergen; die Führer derselben erklären zwar, nach den Inseln, wo die langen Mündungsbuchten der Flüsse beginnen, hinaufgehen zu können, aber sie übernehmen unter keiner Bedingung Waarentransporte nach oder von einem dem Meere näher gelegenen Orte. Dies hieße, sagen sie, dem gewissen Tode entgegengehen und ihre Fahrzeuge dem Untergange weihen.

Die Schifffahrt in diesen Meeresbuchten ist aber eine wahre Spielerei für meergewohnte Seeleute auf zweckentsprechenden Fahrzeugen, natürlich unter der Voraussetzung, daß die Mündungsbuchten kartographirt seien — ein Umstand, der bis jetzt noch nicht stattfindet. Man kann daher nicht verlangen, daß alle diese Schwierigkeiten schon überwunden und daß eine lebhaftere Handelsverbindung mit diesen Gegenden schon entstanden sein sollte. Sobald erst die Kenntniß der unermeßlichen Reichthümer Sibiriens sich weiter verbreitet, kann man mit voller Sicherheit schließen, daß eine solche Handelsverbindung früher oder später zu Stande kommen werde, wenn nur die Seeverbindung praktisch anwendbar ist. Schon jetzt ist mit Bestimmtheit zu behaupten, eine Seereise über das Eismeer nach dem Ob und Jenisei sei jedes Jahr möglich; dazu dürfte die Erfahrung, welche man bisher gewonnen hat, allerdings nicht ausreichen. Diese Erfahrung ist, wie gesagt, nicht älter als sieben Jahre, und von einem solch kurzen Zeitraum kann man mit keiner absoluten Sicherheit Schlüsse darüber ziehen, wie das Verhältniß sich in der Zukunft gestalten werde. Aber wenn es sich erweist, daß man vom Jahre 1875 an jedes Jahr ohne sonderliche Schwierigkeit Seereisen nach dem Ob und Jenisei machen konnte und daß die Unglücksfälle, welche hierbei eintrafen, zum größten Theil auf Unerfahrenheit in Bezug auf das Fahrwasser bei denjenigen, welche die Schiffe führten, beruhten oder wenigstens nicht von den Eisverhältnissen herrührten, dann dürfte man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit den Schluß ziehen können, daß eine jährliche Seeverbindung hier möglich ist.

Wir wollen nun untersuchen, was uns in dieser Beziehung die Eismeerfahrten während der vergangenen Jahre lehren. Im ersten Jahre, 1875, segelte ich mit einem Wallfischfänger „Pröven" (die Untersuchung) ohne Schwierigkeit nach dem Atlantischen Meere, und wir würden wahrscheinlich auf dem Rückwege kein Eis angetroffen haben, wenn wir, statt den Weg durch die Matotschkinstraße zu wählen, in das Karische Meer durch den

Digitized by Google

mehr gen Süden gelegenen Jugorschar gesegelt wären. Im Jahre 1875 gab es also kein Hinderniß — nicht einmal für ein ganz schwach ausgerüstetes Segelschiff, das zweifelsohne von den englischen Behörden, die über die Seetüchtigkeit der Schiffe ihr Urtheil zu fällen haben, condemnirt worden wäre — um vom Atlantischen Meere aus den Jenisei zu erreichen. Das war die erste Reise. Während Dr. Kjellman mit „Pröven" nach Norwegen zurückkehrte, begab ich mich nebst einigen Theilnehmern der Expedition zuerst in Booten den Fluß hinauf und wählte dann den Landweg durch Sibirien. Mit dem Enthusiasmus und dem sanguinischen Charakter, welche im Allgemeinen der russischen Nation eigenthümlich sind, nahm man diese erste Reise als einen sicheren Beweis auf, daß jetzt das Meer nach Sibirien vollkommen offen sei. Gleichzeitig erhoben sich jedoch mehrere Stimmen, welche die glückliche Fahrt unseres Schiffes für einen bloßen Zufall erklärten. „Nordenskiöld hat Glück gehabt," sagte man, „und daher gelangte er nach Sibirien, aber er wird die Fahrt in einem anderen Jahre nicht vollbringen können."

Um zu beweisen, daß dies dennoch möglich sei, unternahm ich im Jahre 1876 eine neue Reise nach dem Jenisei und fand damals das Karische Meer freilich mehr mit Treibeis besäet wie im Jahr zuvor; aber ich gelangte dennoch ohne Schwierigkeit an den Jenisei und wieder zurück nach Europa. Ich verließ New-York am 1. Juli und war nach sechs und einer halben Woche am 15. August vor der Mündung des Jenisei, und zwar obwohl ich zu dieser Reise ein Dampfboot nach Liverpool, dann die Eisenbahn durch England und weiter ein anderes Dampfschiff von Hull nach Drontheim benutzt hatte, wo ich das für die Expedition gemiethete Dampfboot traf. Dies beweist, daß die Reise sehr schnell von Statten ging und daß die Eishindernisse auf derselben eine ganz untergeordnete Rolle spielten. Wohl stieß ich während dieser Reise dreimal auf Grund, doch ohne daß das Schiff beschädigt wurde, welches erst einige Jahre später in der Nordsee unterging.

In demselben Jahre versuchte auch der englische Capitän Wiggins nach dem Ob zu segeln, aber als er nach der Mündungsbucht des Ob kam, traf er Strömungen und einige Gründe, denen er entgehen wollte, und er segelte daher nach dem Jenisei und sogar ein gutes Stück den Fluß hinauf, wo er überwinterte. Das Schiff, das unbeschädigt über das Karische Meer gekommen war, zerschellte bei der Eislösung im Frühjahr.

Im folgenden Jahre 1877 wurde von russischen Geschäftsleuten ein Dampfschiff gemiethet, um Waaren von Hull nach dem Ob zu bringen. Das Schiff wurde von einem tüchtigen Seecapitän, Namens Dahl, geführt, mit dem ich jedoch nicht persönlich zusammengetroffen bin. Er reiste von Hull ab, gelangte ohne Schwierigkeiten nach der Mündungsbucht des Ob und ging später nicht allein in diesen hinein, sondern auch weit den Fluß hinauf. Es war dies eine äußerst glückliche und schöne Reise, und ich vermuthe, daß sie auch in ökonomischer Beziehung ein gutes Resultat ergab, da die Waaren, die das Schiff von Hull brachte, vermuthlich in den sibirischen Städten zu hohen Preisen verkauft wurden.

In demselben Jahre 1877 bekam ich von Herrn Sibiriakoff, der auch zur Bestreitung der Unkosten meiner 1876 unternommenen Expedition beigetragen hatte, den Auftrag, zu einer neuen Jenisseifahrt das Dampfschiff „Fraser" von der Motalawerft zu kaufen. Dieses Schiff wurde von einem deutschen Seecapitän, Namens Dallmann, geführt und in Gothenburg ausgerüstet, worauf es in Bremen Waaren einnahm, mit welchen er nach dem Jenisei abging. „Fraser" kam ohne Schwierigkeiten nach dem Jenisei und ein gutes Stück den Fluß hinauf und kehrte von dort vollkommen unbeschädigt nach Europa zurück, obgleich das Schiff in dem unbekannten Fahrwasser mehrfach auf Grund gestoßen war. Das Jahr 1877 war daher ein ziemlich glückliches in Rücksicht darauf, daß keine Schwierigkeiten einer Seeverbindung über den Atlantischen Ocean mit Sibirien entgegentraten.

Das Jahr 1878 war vielleicht noch glücklicher, wenigstens für die Schiffe, welche gleichzeitig mit der „Vega" zur Reise nach dem Jenisei ausgerüstet wurden. Diese waren das Schiff „Fraser",

Digitized by Google

dessen ich bereits eben gedachte, und ein Segelschiff „Expreß", das in Norwegen gechartert war. Auch diese Schiffe führten Ladungen nach dem Jenisei, und es waren zweckmäßige Veranstaltungen dort getroffen, um ihnen Rückfracht zu sichern. Infolge dessen führten sie auch das erste Getreide von Sibirien nach Europa. Außer diesen unternahm noch ein anderes Schiff die Fahrt nach dem Jenisei. Ein reicher Geschäftsmann, Baron Knoop, welcher in Rußland ansässig, aber von deutscher Geburt ist, hatte nämlich ein Dampfschiff „Louise" gemiethet, um Waaren nach dem Jenisei zu führen. „Louise" strandete bereits an der Küste Norwegens und mußte verlassen werden, da das Schiff nicht mehr zu dieser Reise anwendbar befunden wurde. Die Ladung wurde auf ein anderes Dampfboot „Zaritza" gebracht, das man nach dem Unglücksfall der „Louise" zur Fortsetzung der Reise gechartert hatte. „Zaritza" führte außerdem einen kleinen Dampfer „Moskau" mit sich, dessen Bestimmung war, nachdem er „Zaritza" bis zur Mündung des Jenisei begleitet hatte, von dort aus auf eigene Faust zu versuchen, den Fluß hinauf bis nach der Stadt Jeniseisk zu gelangen. Die Reise der beiden Schiffe über das Karische Meer verlief sehr glücklich, vom Eise erlitten sie keinen Schaden, aber dasselbe Unglück, das „Louise" an der norwegischen Küste betroffen hatte, ereilte auch „Zaritza", das auf einer Sandbank nicht fern von der Mündung des Jenisei strandete. Ueber diesen Unglücksfall bin ich jedoch nicht im Stande, nähere Details mittheilen zu können. Das Schiff mußte von der Mannschaft verlassen werden, die mit „Moskau" den Fluß hinauffolgte, wo sie ein Stück vor der Mündung den mit voller Ladung auf der Heimreise begriffenen „Fraser" und „Expreß" begegnete. Einige Tage später wurde „Zaritza" vom „Fraser" geborgen, ausgepumpt und nach Norwegen zurückgebracht.

In demselben Sommer machte der berühmte norwegische Wallfischfänger Capitän Eduard Johannesen eine Reise nach dem nördlichen Theil des Karischen Meeres und entdeckte dort eine neue Insel, die er „Einsamkeit" (Ensomheten) benannte.

Während dieses Jahres war das Karische Meer fast vollkommen eisfrei in den Sommermonaten. Dadurch wurden große Hoffnungen erweckt, und Manche stürmten 1879 kühn vorwärts, ohne sich mit den näheren Verhältnissen bekannt zu machen, bloß um an dem großen Handelsgewinn, den sie glaubten dort erlangen zu können, Theil zu nehmen. Ueber diese Reisen ist nur wenig mehr veröffentlicht worden, als daß acht englische Dampfschiffe, beladen mit Waaren für Jeniseisk, wegen schwerer Eishindernisse unverrichteter Sache umkehren mußten, was natürlich in England großen Mißmuth erzeugte. Die Nachrichten über dieses Resultat durchliefen die Zeitungen aller Länder.

Ferner wurde auch erzählt, daß drei Schiffe, auf dem Obflusse erbaut und mit Getreide beladen, in demselben Jahre auf dem Karischen Meere untergingen. Dieses Jahr scheint also ein Jahr des Unglücks gewesen zu sein, aber es würde sicherlich kein solches geworden sein, wenn jedes dieser Dampfboote einen tüchtigen Eislootsen an Bord gehabt hätte, der das Fahrwasser im Eise zu suchen versteht; alsdann wären wahrscheinlich alle diese acht Schiffe an ihren Bestimmungsort gelangt und hätten auf schlagende Weise die Anwendbarkeit des neuen Verkehrsweges bewiesen, während sie jetzt das gerade Gegentheil zu beweisen scheinen.

Aber glücklicherweise gab es doch ein Schiff, das nicht umkehrte, sondern seinen Weg fortsetzte. Das Dampfschiff „Louise", wahrscheinlich dasselbe Schiff, welches im Jahr zuvor an Norwegens Küste gestrandet war, versuchte in demselben Jahre nach den sibirischen Flüssen zu gelangen. Das Schiff hatte freilich des Eises wegen einige Schwierigkeit vorwärts zu kommen, allein es gelang ihm doch, seine Last nach dem Jenisei zu bringen, dort eine neue Ladung einzunehmen und in demselben Jahre nach Europa zurückzukehren.

Es gab also im Jahre 1879 wenigstens ein Schiff, das Waaren über den Atlantischen Ocean nach dem Jenisei und zurück führte. Auf dem Rückwege traf die „Louise" nur wenig Eis im südlichen und östlichen Theil des Karischen Meeres. Sie begegnete hier mehreren nach Europa

Digitized by Google

gesandten Segelschiffen, die Getreide geladen hatten, die aber wegen Windstille und Gegenwinden nicht vorwärts kommen konnten. Sie froren im Karischen Meere ein und gingen im folgenden Winter oder Frühjahr unter.

Daß die Schiffe, welche gegenwärtig auf dem Ob gebaut werden, um nach Europa zu segeln, untergehen, ist in der That nicht zu verwundern. Die Stockholmer hatten Gelegenheit, ein kleines sibirisches Schiff zu sehen, das im dortigen Hafen lag, nachdem es vom Jenisei nach Norwegen und von dort an der Küste entlang nach Gothenburg und weiter durch den Göta-Canal nach Stockholm gegangen war. Der Erbauer dieses Schiffes in Jeniseisk war sicherlich darüber erzürnt, daß der Capitän dieses kleinen gebrechlichen Schiffes sich an der norwegischen Küste innerhalb der Scheeren hielt, statt das offene Meer zu halten. Dies aber beweist, welche Auffassung man in Jeniseisk von der Segelfahrt auf offener See hat. Man ist dort nur an die Flußschifffahrt gewöhnt, und wenn ein Schiff so gebaut ist, daß es bei schwerem Wogengang, wie er überhaupt auf dem Fluß entstehen kann, keinen Schaden erleidet, so glaubt man, daß es vollkommen seetüchtig sei. Auch über die Tüchtigkeit ihrer Seeleute hört man mitunter recht hübsche Dinge, wie es z. B. in einer Correspondenz aus Sibirien von einer Besatzung heißt, daß ein Schiff mit sechs ausgezeichneten Matrosen von Obdorsk bemannt gewesen sei. Dessen ungeachtet strandete das Schiff in der Flußmündung, und es zeigte sich, daß nur einer der ausgezeichneten Matrosen zuvor wußte, wie ein Meer aussieht. Er war nämlich im griechischen Archipel geboren und als Kind nach Sibirien gekommen. Daß man von einem so ausgerüsteten Schiffe keine glückliche Fahrt über den Ocean erwarten darf, ist ganz offenbar. Doch erfordert die Wahrheit, hinzuzufügen, daß die Einwohner an den Flüssen Sibiriens tüchtige und muthige Leute sind, und wenn sie nur einige Male den Ocean befahren haben, werden sie wohl schon auf eigene Faust sich zu bergen wissen. Sie sind sehr behend im Gebrauche des Beiles, und erhalten sie nur Unterweisung von einem tüchtigen Schiffsbaumeister, so werden sie sehr bald Schiffe bauen können, die zur Reise nach Europa sich eignen.

Aus dem, was ich hier angeführt habe, geht hervor, daß das Karische Meer in dem Unglücksjahr 1879 keineswegs durch Eis verschlossen war und daß die Unglücksfälle, die sich ereigneten, durch unzweckmäßige Anordnung des Unternehmens hervorgerufen wurden.

Im Jahre 1880 segelte zuerst das Dampfschiff „Neptun", geführt vom Capitän Rasmussen, nach dem Ob, Waaren mit sich führend, und kehrte mit Ladung nach Europa zurück. Außer diesem Schiff reiste, wie bekannt, im selben Jahre „Oskar Dickson" über das Karische Meer; über die Schifffahrt dort während des Jahres 1880 hat der Wallfischfänger Capitän Jonssen in der Zeitschrift „Ymer" ausführlich berichtet. Dieser Jonssen folgte mir auf der Fahrt mit der „Vega"; er war ein Seemann ohne alle Bildung, aber mit gutem Blick für die Eisverhältnisse und außerordentlich scharfem Auge. Ich traf ihn in Stockholm auf seiner Rückreise von Sibirien. Nach dem, was Jonssen mir damals berichtete, würde „Oskar Dickson", statt daß er wegen Eises Kehrt machte, dennoch vorwärts gekommen sein, wenn der Capitän nur einige Stunden Geduld gehabt hätte, bis das Eis in einer anderen Richtung davongetrieben war. Nach vielen Schwierigkeiten kam „Oskar Dickson" doch nach der Mündung des Jenisei, wo er später Schiffbruch litt. Aber dieser Schiffbruch hat nichts mit den Eisverhältnissen im Karischen Meere zu thun. Auch während des Jahres 1880 war also das Karische Meer schiffbar, wenn auch dieses Jahr ein relativ schweres Eisjahr war.

Im letzten Jahre, 1881, ging wieder das Dampfschiff „Louise", geführt vom Capitän Dallmann, von Bremen nach dem Jenisei und zurück. Das Schiff war von einem Kohlentender begleitet. Es lief am 14. August in das Karische Meer ein, und daß es nicht gar lange Zeit in Anspruch nahm, dasselbe hin und zurück zu durchfahren, geht daraus hervor, daß das Schiff, nachdem es seine Ladung in Jenisei abgeliefert und neue Last geladen hatte, am 30. August nach Europa zurückkehrte.

So war das Jahr 1881 ein gutes

Digitized by Google

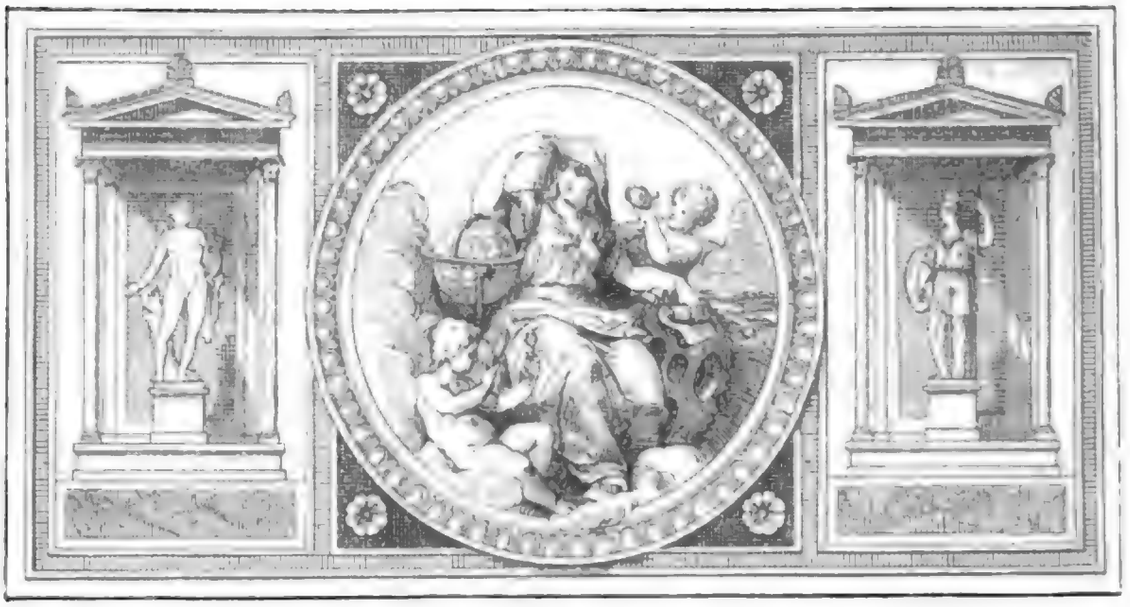
Eisjahr; wenigstens gab es kein Hinderniß durch Eis für den Verkehr zwischen Europa und dem Ob und Jenisei.

Aus alledem, was ich hier angeführt habe, geht hervor, daß während der Jahre seit 1875 Schiffe über das Atlantische Meer nach dem Ob und dem Jenisei zu gehen vermochten. Freilich sind mir nicht alle Reisen in diesen Fahrwassern bekannt geworden, aber so viel ich weiß, ist auf diesen Fahrten kein Schiff, das ordentlich ausgerüstet war und von einem gewohnten Eismeerfahrer geführt wurde, infolge der Eisverhältnisse untergegangen.

Wenn man diese Reisen mit der Schifffahrt auf anderen Fahrwassern vergleichen will, so erlaube ich mir an jeden Seemann die Frage zu richten: Wenn man alle Seezeichen an den Mündungen z. B. des Indus oder des Ganges zerstören würde, würden sie dann diese Flüsse hinauffahren? Ganz sicher würde jeder Seemann antworten, eine solche Fahrt sei die sicherste Weise, sein Schiff zu zerstören. Aber dort besitzt man doch wenigstens Karten zu seiner Leitung. Oder wenn ich einen Seemann, sogar einen, der mit der Schifffahrt an Hollands Küsten wohl bekannt ist, auffordern würde, die Schelde hinaufzufahren, nachdem man alle Seezeichen entfernt hätte, dann würde ganz sicher die Antwort dieselbe sein. In den Fahrwassern, von denen hier die Rede ist, findet man auf dieser ganzen langen Strecke nicht ein einziges Seezeichen aufgestellt, und doch ist die Küste so beschaffen, daß sogar derjenige, welcher, wie im Allgemeinen die Seeleute, mit guten Augen ausgerüstet ist und einen sicheren Blick für Landcontouren hat, sich oft über die Stelle irrt, wo er sich befindet. Die eine Küstenstrecke ist nämlich der anderen zum Verwechseln ähnlich. Die Karten sind hier äußerst unvollständig und wirkliche Seekarten fehlen gänzlich. Spuren von Hafenarbeiten giebt es nicht und ebenso wenig einen Telegraphen, der z. B. das beim Jugorschar auf Veränderung der Eisverhältnisse wartende Schiff über diese Verhältnisse an der Küste von Javal benachrichtigen könnte.

Unter solchen Umständen darf man sich nicht darüber wundern, daß die Seeverbindung mit Ob und Jenisei sich nicht schneller entwickelt hat. Aber die Erfahrung aus den vorangegangenen Jahren beweist, daß eine solche Seeverbindung möglich ist — und ist dies der Fall, so kommt sie dennoch sicher zu Stande, gleichviel ob früher oder später.

Digitized by Google



Die Erdwürmer.

Von

Ernſt Voges.

Der kürzlich verſtorbene Darwin zog vor einiger Zeit aller Gebildeten Blicke auf ein neues Werk,* in welchem der unermüdliche Forſcher das verachtete Gewürm zu Ehren gebracht hatte. Wie oft wohl ſchon wurde die Frage geſtellt: Wozu nützt der Wurm? Als wenn jedes Thier ſeinen ſpeciellen Nutzen ſchaffen müßte! Aber ſo iſt der Menſch: teleologiſch-egoiſtiſch!

Allein ſo unſcheinbar unſer Thier iſt, ſpielt es dennoch eine gar wichtige Rolle: der Wurm iſt der kleine Landwirth im Naturhaushalte. Bevor wir indeß auf ſeine landwirthſchaftliche Thätigkeit eingehen, wollen wir ihn zunächſt ſelbſt und ſein Arbeitsgeräth kennen lernen.

Was der Froſch, dies Opferthier der Wiſſenſchaft, für den experimentirenden Phyſiologen iſt, das iſt der Wurm für den ſpeculativen Zoologen. So univerſell, möchte ich faſt ſagen, iſt nämlich die Organiſation des Wurmes. In ſeinem Bau und in ſeinen Organen erblickt man häufig das Prototyp und das Homologon von Organen weit höher organiſirter Thiere. Und er wie der altehrwürdige Amphioxus, das Lanzettfiſchchen, geben den Ausgangspunkt für viele unſerer beliebten Thierſtammbäume.

Sein Körper iſt rund, lang geſtreckt und beſteht, wenn wir den Regenwurm allgemein als Repräſentanten der Erdwürmer betrachten, aus einhundert bis zweihundert ſchmalen Ringen oder Körperſegmenten. Das vorderſte Segment iſt klein und kegelförmig. An deſſen unterer Fläche liegt die einfache Mundöffnung, welche von einem Mundlappen überdeckt iſt. Am entgegengeſetzten Körperende liegt der After. Mund- und Afteröffnung liegen terminal, ſie krönen

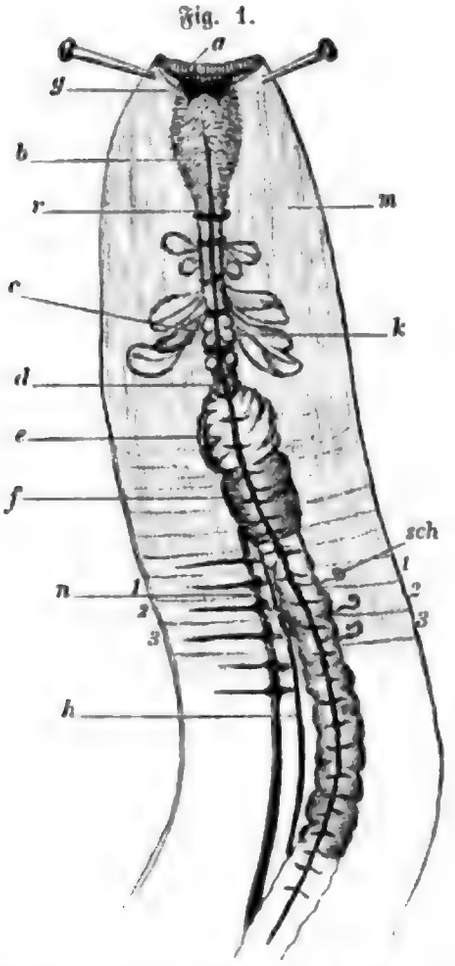
* Die Bildung der Ackererde durch die Thätigkeit der Würmer ꝛc. Von Charles Darwin. Ueberſetzt von J. Victor Carus. Stuttgart 1882.

Digitized by Google

die Körperspitzen. Alle Segmente haben dasselbe Ansehen, mit Ausnahme jener Segmente, welche die Geschlechtsöffnungen und den Gürtel tragen.

Als bei einem schon höher organisirten Thiere sind die vegetativen wie animalen Thätigkeiten, die Ernährung und Fortpflanzung, die Bewegung und Empfindung, bestimmten Werkzeugen übertragen.

Fig. 1.



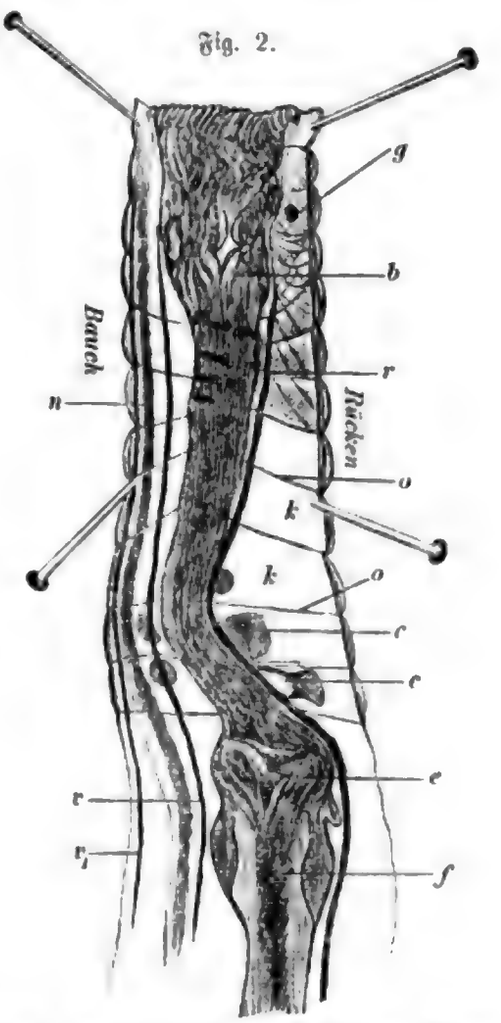
Ein Regenwurm, vom Rücken her geöffnet. Loupenvergrößerung.

a Gefalteter Mundsaum. g Gehirn. 1, 2, 3 Segmente. b Schlundkopf. m Muskeln. c Generationsorgane. k Kalkdrüsen der Speiseröhre. r Speiseröhre. d Rückengefäß. e Kropf. f Muskelmagen. n Nervenstrang. h Bauchgefäß. sch Schleifencanäle.

Wir finden einen Verdauungstractus und Generationsorgane, ein Muskel- und Nervensystem. (Fig. 1.) Daneben existirt ein geschlossenes Blutröhrensystem und als Excretionswerkzeuge die Segmentalorgane. Ein besonderes Athmungsorgan und Sinneswerkzeuge fehlen. Der Wurm athmet mit dem ganzen Körper. Die lockere Haut vermittelt den Austausch von Sauerstoff und Kohlensäure.

Der Wurmkörper ist ein Schlauch, der die Organe umschließt. Der Leibesschlauch besteht aus fünf Gewebsschichten, die von außen nach innen auf einander folgen und eng mit einander verbunden sind. Wir unterscheiden mit Claparède* als oberste Körperschicht die Cuticula, darunter liegt die Hypodermis, dann folgen Ring- und Längsmuskelschicht, welche

Fig. 2.



Senkrecht zur Rückenfläche durchschnittener Wurmkörper. Vergr. 10.

g Gehirn. n Nervenstrang. b Schlundkopf. r Rückengefäß. c Generationsorgane. o Kropf. f Muskelmagen. vv_1 Bauchgefäß. k Leibeskammern. o Muskulöse Scheidewände der Kammern k.

von dem Peritoneum inwärts überkleidet sind. (Fig. 5.)

Die oberste Gewebsschicht oder die Cuticula ist eine farblose Haut, die von feinen Porencanälen durchzogen wird. Sie liegt der zweiten Schicht unmittelbar auf. Eine Eigenthümlichkeit der Cuticula be-

* Histologische Untersuchungen über den Regenwurm. Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie, Bd. 19. 1869.

Digitized by Google

steht in ihrer irisirenden Eigenschaft, welche von zwei unter einem Winkel sich schneidenden Streifensystemen herrührt. In den Schnittpunkten der Streifen stehen die Oeffnungen der Porencanäle. Außer diesen Oeffnungen liegen ferner in der Cuticula die Oeffnungen der Schleifencanäle, der Generationsorgane und der Rücken- wie Borstenporen.

Unter der Cuticula liegt die Hypodermis. Sie stellt eine dickere, netzförmige, maschige Schicht vor. Nach innen von ihr liegt die Ringmuskelschicht. Sie hat das Ansehen von Muskelbändern, die aus zahlreichen Fasern zusammengesetzt sind. In dieser von Blutgefäßen durchsetzten Schicht liegen zahlreiche Pigmentkörper zerstreut, welche dem Wurm die Färbung geben. Unter ihr verlaufen die Längsmuskeln, welche keine geschlossene Gewebsschicht bilden, sondern acht ungleich breite Muskelbänder, die dadurch entstehen, daß acht borstentragende Furchen in der Schicht verlaufen. (Fig. 3.)

Aus der Art und Stärke der Muskelschichten ist es erklärlich, daß dem Wurm die mannigfaltigsten Bewegungen möglich sind. Mit gleicher Gewandtheit kriecht, dreht und wendet er sich vor- und rückwärts, krümmt, zieht sich zusammen und verlängert sich.

Die letzte Schicht endlich, das Peritoneum, ist bindegewebiger Natur und kleidet die Leibeshöhle aus.

Mit dem Leibesschlauch sind die Borsten verbunden. Statt der Gliedmaßen hat nämlich unser Wurm Borsten, die in vier Längsreihen über den Körper ziehen. Auf je ein Körpersegment kommen acht Borsten, die paarig in vier Gruppen auftreten. (Fig. 5.) Sie stecken tief in der Körperwandung, nur die gekrümmten Spitzen ragen hervor. Auf der Oberfläche stehen sie mehr aus einander, während sie nach dem Körperinneren hin convergiren. Jede Borste steckt in einer Tasche, an deren Basis sich zwei Muskeln setzen. Diese eigenthümlichen Organe dienen dem Wurme, wenn er seine Röhren befährt, wie die Klemmeisen dem Steiger. (Fig. 6.)

Neben den Borsten fällt uns der Gürtel oder das Clitellum auf. Er erstreckt sich auf fünf bis sechs Körperringe und hebt sich als ein besonders während der Brunstzeit stark angeschwollener, brennend roth gefärbter Körpertheil ab. Außer den schon bekannten Gewebsschichten enthält er eine Gefäßschicht und eine Säulenschicht, wie Claparède sie genannt hat. Letztere besteht meist aus schlauchförmigen drüsigen Organen.

Oeffnen wir nun den Leibesschlauch vom Rücken her, um Einsicht in das Körperinnere zu gewinnen, so erblicken wir zunächst die Leibeshöhle. Sie wird durch quere Scheidewände oder Septen in zahlreiche Kammern zerlegt. Von den ersteren Körpersegmenten abgesehen, sind so viel Kammern wie Körperringe vorhanden. Die muskulösen Scheidewände gehen von der inneren Körperwand in die Darmwand über, indem sie Gefäße und Nervenstrang bogig überbrücken. Jede dieser Leibeskammern communicirt mit der benachbarten unter jenen Bögen durch, welche Bauchstrang und Bauchgefäß umgeben. Und mit der Außenwelt stehen sie durch den Rückenporus in Verbindung, der in der Rückenfläche eines jeden Segmentes liegt. Diese Poren entleeren eine Menge Schleim, sobald der Wurm unter starken Reizeffecten zu leiden hat; so, wenn man ihn beispielsweise in Spiritus wirft.

Aber keins der Organe kommt gegen den Verdauungstractus auf. Dieser ist des Thieres vornehmstes und leistungsfähigstes Werkzeug. Der Verdauungstractus besteht aus: Mundhöhle, Schlundkopf, Speiseröhre mit Kalkdrüsen, Kropf, Muskelmagen und Enddarm mit innerer Faltenlage oder der Thyphlosolis. (Fig. 1.)

Die Mundhöhle bildet den vordersten Abschnitt des Darmrohrs. Ihre innere Fläche besteht aus zahlreichen wulstigen Falten. Im Querschnitt erscheint sie als breiter Spalt, der durch starke Muskeln erweitert werden kann. Von der Mundhöhle geht es in den Schlundkopf, der äußerst muskulös und gefäßreich ist. Seine innere Auskleidung besteht ebenfalls aus zahlreichen Falten und Aussackungen. Hieran schließt sich die Speiseröhre mit den Kalkdrüsen. Die Drüsen sind aus Blättern zusammengesetzt und enthalten Kalkconcremente. Besonders das vordere Drüsenpaar, während die beiden hinteren eine milchige Flüssigkeit enthalten, die aber ebenfalls bei Zusatz

Digitized by

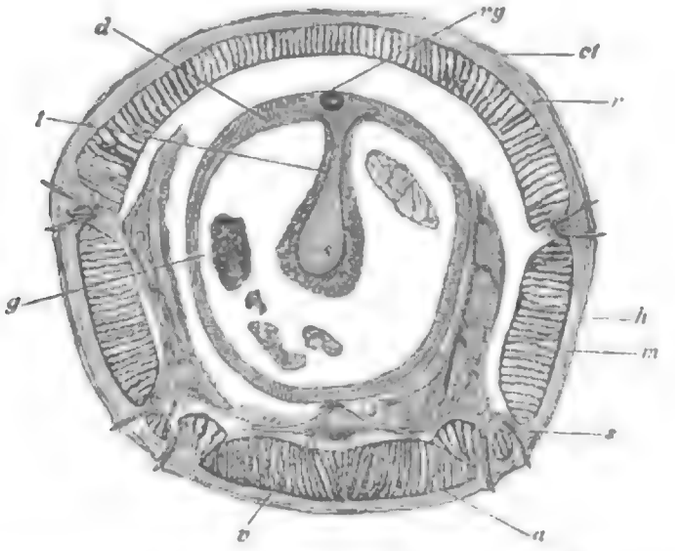
von Essigsäure aufbraust und damit ihre kalkhaltige Natur anzeigt.

Während des Winters sollen nach Morren* die beiden hinteren Drüsenpaare verschwinden, eine Angabe, für die auch Darwin Belege hat. Die von mir im Winter untersuchten Wurmexemplare hatten indeß alle sechs Kalkdrüsen.

Welchen Zweck aber haben diese gefäßreichen Kalkdrüsen?

Meist nimmt man wohl an, daß sie Excretionsorgane sind, welche den Kalk ausscheiden, der mit der Nahrung aufgenommen ist. Andererseits mögen sie auch wohl im Dienste der Verdauung der Muskelmagen anschließt. Dieser letztere erweiterte muskulöse Darmtheil führt dann in den eigentlichen Darm über. Der Darm besteht aus einem grünlich erscheinenden Oberhautgewebe, aus der Gefäßschicht und den beiden Muskelschichten. Charakteristisch für den Darm des Regenwurms ist eine complicirte Faltenbildung, welche in der Rückenfläche des Darmes auftritt. (Fig. 3, t). Im vorderen Darmabschnitt zeigt sich diese Duplicatur als gefaltete sackartige Einstülpung, die sich im hinteren Darmtheil wieder ausgleicht. Hier hat dann der Darm eine andere Faltenbildung. Er

Fig. 3.



Querschnitt durch den Körper des Regenwurmes. Vergr. 20.

rg Rückengefäß. ct Cuticula. r Ringmuskelschicht. h Hypodermis. m Längsmuskelschicht. s Borsten. a Nerv. v Bauchgefäß. d Darm. t Typhlosolis. g Darminhalt.

stehen, indem der ausgeschiedene Kalk die Säuren, welche sich im Darme bilden, neutralisirt. Claparède allerdings meint, daß die ausgeschiedenen Kalkconcremente insofern zur Verdauung beitrügen, als sie gleich den Mühlsteinen wirkten und die Nahrung zerkleinerten. Allein bedenkt man, wie zahlreich sich Kieselsteinchen im ganzen Darm zerstreut vorfinden, so kann man wohl Perrier und Darwin beistimmen, wenn diese Forscher die zerkleinernde Thätigkeit der Kalkdrüsenconcremente für überflüssig erachten.

Dicht hinter den Kalkdrüsen folgt der Kropf, der eine sackartige Erweiterung des Darmes ist und dem sich unmittelbar erscheint im Querschnitt als ein Zahnrad; noch weiter, im Schwanztheil, verschwinden diese zahnartigen Vorsprünge ebenfalls und die innere Darmwandung erscheint im Querschnitt gekerbt.

Unter dem Darm liegt die Hauptmasse des Nervensystems. Dasselbe stellt einen Strang vor, welcher der Länge nach im Körper verläuft und in jedem Segment eine Anschwellung, einen Ganglienknoten hat, von dem jederseits kleine Nebenäste abgehen. (Fig. 1, n). Der erste Ganglienknoten sendet im Kopfabschnitt zwei Aeste aus, welche nach aufwärts führen, indem sie den Darm ringartig umfassen und mit dem Gehirn, das dem Schlundkopf im dritten Segment aufgelagert ist, in Verbindung treten. Das Gehirn oder Ober-

* De Lumbrici terrestris hist. nat. 1829.

Digitized by Google

schlundganglion besteht aus zwei fast verschmolzenen Ganglien (Fig. 4) und sendet nach vorn zwei Aeste aus, die in die Mundspitze führen. Trotz eines wohl ausgebildeten Nervensystems kennen wir aber bei dem Wurm keine Sinnesorgane.

Freilich wird behauptet, besonders von Darwin, daß die Würmer für Lichteindrücke empfindlich wären. Wenn nämlich Darwin das Licht einer Kerze mittelst einer großen Linse auf das vordere Körperende concentrirte, so zogen sich die Würmer meist augenblicklich zurück. Und wurden Abends die Töpfe beleuchtet, bevor ihre Wurminsassen herausgekommen waren, so ließen sie sich überhaupt nicht sehen. Nur wenn die Würmer mit Fressen beschäftigt waren oder wenn sie Blätter in ihre Röhren zogen, dann kümmerten sie sich nicht um die Lichteindrücke. Um diese Thatsache zu erklären, müßten wir mit Darwin dem Wurm eine Aufmerksamkeit zugestehen, die ihn momentan für andere Eindrücke unempfänglich machte. Ob wir aber eine solche seelische Thätigkeit bei dem Wurm voraussetzen dürfen, das müssen erst noch weitere Beobachtungen ergeben.

Als Sitz des Empfindungsvermögens für Licht spricht Darwin das Gehirn an. Wird nämlich das Kopfende beschattet, so ist der Wurm gegen Lichteindrücke unempfindlich. Wo das Auge oder der Sitz für die Lichtempfindung auftritt, da ist es allerdings mittelbar oder unmittelbar mit dem Gehirn verbunden. In der primitivsten Form kommt dasselbe als Pigmentfleck vor, der dem Gehirn aufliegt.

Ebenso wenig besitzen die Würmer einen Gehörsinn, weshalb sie gegen Schwingungen in der Luft unempfindlich sind. Für Schwingungen in festen Körpern indeß sind sie empfindlich. Stellte Darwin seine Töpfe mit Würmern auf das Clavier und wurde ein Ton angeschlagen, so zogen sie sich schleunigst in ihre Löcher zurück. Auch für Erschütterungen, welche dem Erdboden mitgetheilt werden, sind sie empfindlich. Steckt man einen Spaten in die Erde und schlägt wiederholt gegen dessen Griff, so daß sich die Erschütterungen in der Tiefe wellenartig dem Boden mittheilen, dann kommen nach kurzer Zeit die Würmer eilig aus ihren Löchern hervor. Weshalb? Der Wurm glaubt, er wird vom Maulwurf verfolgt. So sagt man. Freilich hat Darwin den Boden, wo Würmer waren, vergeblich geschlagen; kein Wurm ließ sich sehen. Es ist indeß möglich, daß es unseren Thieren nicht einerlei ist, ob die Erschütterungen von der Oberfläche oder mehr vom Inneren des Bodens aus sich verpflanzen. Die Würmer haben also ein äußerst zartes Gefühl, da sie schon auf die leisesten Berührungen reagiren.

Neben dem Gefühlssinn scheint sodann der Geschmackssinn am ausgeprägtesten zu sein. Man beobachtet nämlich eine Nahrungsauswahl. Legte Darwin seinen Würmern Kohlblätter, Meerrettig und Zwiebeln vor, so wurden die letzteren allemal vorgezogen. Und von Apfelstückchen, von verschiedenen Blättern, die ich meinen Würmern neben einer Zwiebelschale vorgelegt hatte, fand sich nur diese angenagt.

Um zu constatiren, ob die Würmer auch einen Geruchssinn hatten, hielt Darwin ihnen Bäuschchen von Watte vor, die in Paraffin, Millefleurs-Parfum und in Tabakssaft getaucht waren. Aber sie nahmen keine Notiz davon. Nur bei ein oder zwei Gelegenheiten, als Essigsäure auf die Bäuschchen getröpfelt war, schien den Würmern „unbehaglich" zu werden. Darwin glaubt nun, die Würmer nehmen diese Gerüche nicht wahr, weil sie von keinem Nutzen sein würden. Ich kann jedoch dieser Ansicht nicht unbedingt beipflichten. Nach meinen Experimenten nehmen die Würmer „unnatürliche Gerüche" recht gut wahr. Wenn ich einem ruhig liegenden Wurm einen reinen, geruchslosen Glasstab nahe brachte, so kümmerte ihn das wenig; war der Glasstab jedoch mit Alkohol, Terpentin oder Essigsäure benetzt und wurde in Mundnähe gebracht, so fuhr der Wurm rapid zurück und suchte auf jede Weise dem üblen Geruche auszuweichen. Er zeigte ein ähnliches ungeberdiges Verhalten wie viele unserer Gliederthiere, als Insecten, Asseln, Milben und Tausendfüßer, die doch unstreitig große Riecher sind.* Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß die Würmer ebenfalls andere Gerüche wohl wahrnehmen, aber durch ihr Gebahren nicht verrathen, wenn sie ihnen nicht gerade zuwider sind.

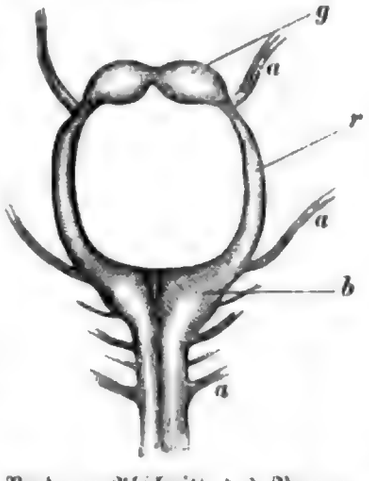
* Unter denselben Umständen.

Digitized by Google

Andererseits, und das spricht für unsere Ansicht, beobachtete Darwin aber, daß die Würmer verschiedene Futterstückchen, die in der Erde vergraben waren, zweifellos vermöge des Geruches entdeckt hatten.

Ebenso stark wie das Nervensystem ist das Gefäßsystem entwickelt. (Fig. 1, d, h.) Die Gefäße sind körperlange Röhren, welche zahlreiche Aeste nach allen Organtheilen aussenden. Man unterscheidet besonders ein Rücken- und Bauchgefäß. Das Rückengefäß liegt auf dem Darme, das Bauchgefäß unter ihm. Beide Gefäßröhren sind durch Queräste, welche den Darm ringförmig umspannen, mit einander verbunden. Im vorderen Körperabschnitt sind diese ringförmigen Queräste stark erweitert und können als das Wurmherz angesehen werden, da in ihnen das Blut pulsirt. Außerdem liegt noch ein Längsgefäß unter dem Nervenstrange. Der Kreislauf des Blutes findet nun in der Weise statt, daß das Blut im Rückengefäß von hinten nach vorn strömt und in die Seitenäste tritt. Fließt das Blut zurück, so tritt es durch die Seitenäste in das Bauchgefäß und strömt von diesem wieder in das hintere Ende des Rückengefäßes.

Fig. 4.



Vorderer Abschnitt des Nervensystems des Regenwurmes. Vergr. 20.

g Gehirn. r Nervenschlundring. b Bauchmark. a Seitenäste.

Wohl am auffälligsten sind die Generationsorgane unserer Thiere entwickelt. Die Würmer sind Zwitter. Männliche und weibliche Sexualorgane sind in einem Thiere vereinigt und liegen im neunten bis fünfzehnten Segment. Der Wurm legt seine Eier in Cocons ab, aus denen sackförmige, bewimperte Embryonen hervorgehen.

Schließlich seien noch die eigenthümlichen Segmentalorgane erwähnt. (Fig. 1, sch.) Es sind dies gewundene Schläuche, welche in jedem Segment liegen und an der hinteren Scheidewand je eines Körperringes befestigt sind. Nach außen münden sie durch einen Porus, nach innen mit einer weiteren trichterförmigen Wimperöffnung, welche in die Leibeshöhle hineinragt. Sie gelten als Auswurfsorgane.

Somit wären wir nun über die Werkzeuge des Wurmes in Kürze orientirt. Sehen wir jetzt, wie er sie gebraucht, wie er lebt und was er treibt. Von allen Organen war das Muskelsystem, der Träger der Bewegung, und der Darm, der Träger der Ernährung, am ausgebildetsten. Und in der That: in diesen Beschäftigungen geht der Wurm auf. In der Erde wühlt und bohrt er und die Erde frißt er. Dazu gebraucht er eben keine besonders ausgebildeten Bewegungs- und Sinnesorgane. Wohl aber vorzügliche Muskeln und einen leistungsfähigen Darm. Und die sind ihm, wie wir gesehen haben, auch von der Natur zu Theil geworden. — Die Erdwürmer sind zahlreich über die ganze Erde verbreitet. An manchen Orten kommen sie so häufig vor, daß der Boden von ihnen wimmelt. Nach Hensen's* Berechnungen sollen auf einem Hectar Land an 133000 Würmer leben. Und auf einem Raum von fünfzehntehalb Quadratfuß fand er vierundsechzig offene Wurmröhren. Noch zahlreichere Röhren mit den charakteristischen Schlammwürstchen sah ich eines Morgens in einem Obstgarten, wo auf einem grasfreien, etwa sechs Quadratfuß haltenden Fleck weit über hundert Röhren vorkamen, und auf einer Bruchwiese fand ich gar fünfzig Stück unter einem großen Maulwurfshaufen von Spatenbreite. Was diese in solcher Anzahl hierher getrieben hatte, weiß ich nicht — ob ein gesellschaftliches Bedürfniß, ein soziales Gefühl oder sonstige Ursachen unfreiwilliger Art.

Daß übrigens die Würmer in riesiger Anzahl auftreten, weiß Jeder, der gräbt. Wer sich nur die Mühe giebt und zählt in einem feuchten, fettigen Boden die aufgefundenen Würmer, der wird durchschnittlich zum Mindesten vierzig auf die Quadratruthe finden, was auf den Mor-

* Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie, Bd. 28. 1877.

Digitized by Google

gen 4800 gebe. Anzunehmen ist jedoch, daß wir vielleicht nur ein Fünftheil von ihnen gesehen haben, da wir bloß bis zu einer geringen Tiefe graben und die Erde auch nicht gerade nach Würmern durchsuchen. Wir können also dreist fünfmal so viel rechnen, was auf den Morgen 24 000 Würmer bringt.

Am besten gefällt sich der Wurm in einem feuchten, fettigen Untergrunde. In Gärten, gepflasterten Höfen und unter Misthaufen trifft man ihn daher am häufigsten, während er in trockenem, sandigem Boden sehr selten zu finden ist. Die Lüneburger Heide ist deshalb auch höchst arm an Erdwürmern. Vor Allem haben die Würmer Feuchtigkeit nöthig. Aber wenn Perrier* behauptet, er habe mehrere Würmer beinahe vier Monate lang in Wasser gehalten, so steht diese Beobachtung vor der Hand isolirt da. Denn Morren beobachtete, daß Würmer im Sommer ein Untertauchen von fünfzehn bis zwanzig Tagen ertrugen, im Winter aber diese Zeit nicht aushielten, sondern starben. Ich warf im Winter einige junge Würmer ins Wasser, welche aber schon nach vierundzwanzig Stunden todt waren. Weit empfindlicher noch sind sie gegen Trockenheit. So war ein Wurm, welcher in einem Porzellanschälchen der trockenen Luft ausgesetzt wurde, nach acht Stunden schon todt. Ebenso isolirt steht eine andere Beobachtung Perrier's. Nach ihm wurden Würmer, die er im Wasser hatte, schnell getödtet, sobald er einen in Essigsäure getauchten Glasstab in das Wasser brachte. Allein ich habe wiederholt einen Wurm in eine Porzellanschale mit Wasser gebracht und schließlich sogar dreißig Tropfen Essigsäure zugesetzt; dennoch lebte der Wurm noch nach zwanzig Minuten, weshalb ich ihn herausnahm und in heißes Wasser warf, wo er augenblicklich getödtet wurde. Wohl ist der Wurm gegen Essigsäure sehr empfindlich, denn ließ ich einige Tropfen ins Wasser fallen da, wo der Kopf des Wurmes lag, so zog er sich heftig unter den lebhaftesten Bewegungen plötzlich zurück. Nach längerer Einwirkung des angesäuerten Wassers, nach etwa zwanzig Minuten, ward der Wurm ruhig, die energischen Bewegungen ließen nach und schließlich glaubt man nach den vorhandenen Anzeichen, er sei todt. Nimmt man ihn jedoch dann heraus, so wird er nach kurzer Zeit wieder lebendig und erholt sich von seiner Erstarrung.

Am besten beobachtet man das Treiben der Würmer Nachts. Sie wandern Nachts umher und sitzen während des Tages meist im Grunde ihrer Röhren. Nur am frühen Morgen findet man sie wohl öfter auf feuchten Wiesen umherkriechen. Oder sie halten Ausguck, indem das Schwanzende in der Behausung bleibt. Es ist dann schwer, sie herauszukriegen. Der kleine Bewohner stemmt sich nämlich mit den Borsten, welche willkürlich durch besondere Muskeln hervorgestülpt werden können, gegen die Röhrenwandungen und geberdet sich so energisch, daß er oft beim Herausziehen in Stücke zerrissen wird. Uebrigens ist diese ihre Lebensart, sich an der Oberfläche der Röhren aufzuhalten, höchst thöricht. Denn in der bequemsten Manier können Vögel und andere gute Feinde sie als willkommenen Morgenimbiß abfangen. Weshalb sie so unbedachtsam handeln, ist nicht klar. Darwin meint, sie kämen an die Oberfläche, weil es hier wärmer als in der Tiefe ist. Andererseits scheinen sie aber gegen Wärme unempfindlich zu sein. Denn bringt man nach dem Vorgehen Darwin's einen glühenden Draht in nächste Körpernähe, so reagiren sie nicht darauf.

Die Behausung des Wurmes ist höchst einfach. Viel Architektonik ist nicht daran verschwendet. Ein Baukünstler wie manche weit niedriger organisirte Thiere ist er eben nicht. Eine einfache Röhre, eine Aushöhlung, in die Erde hineingebohrt, das ist sein Haus. Die Röhre führt anfangs senkrecht, dann gewunden in die Tiefe hinab. Ihre Länge ist höchst ungleich, ein bis acht und auch wohl mehr Fuß. Ihr Durchmesser ist oft doppelt so groß als der des Wurmkörpers, da der Insasse häufig den vorderen Körpertheil neben dem hinteren herzuschieben pflegt, so daß der Wurm wie eine Schlinge in der Röhre liegt.

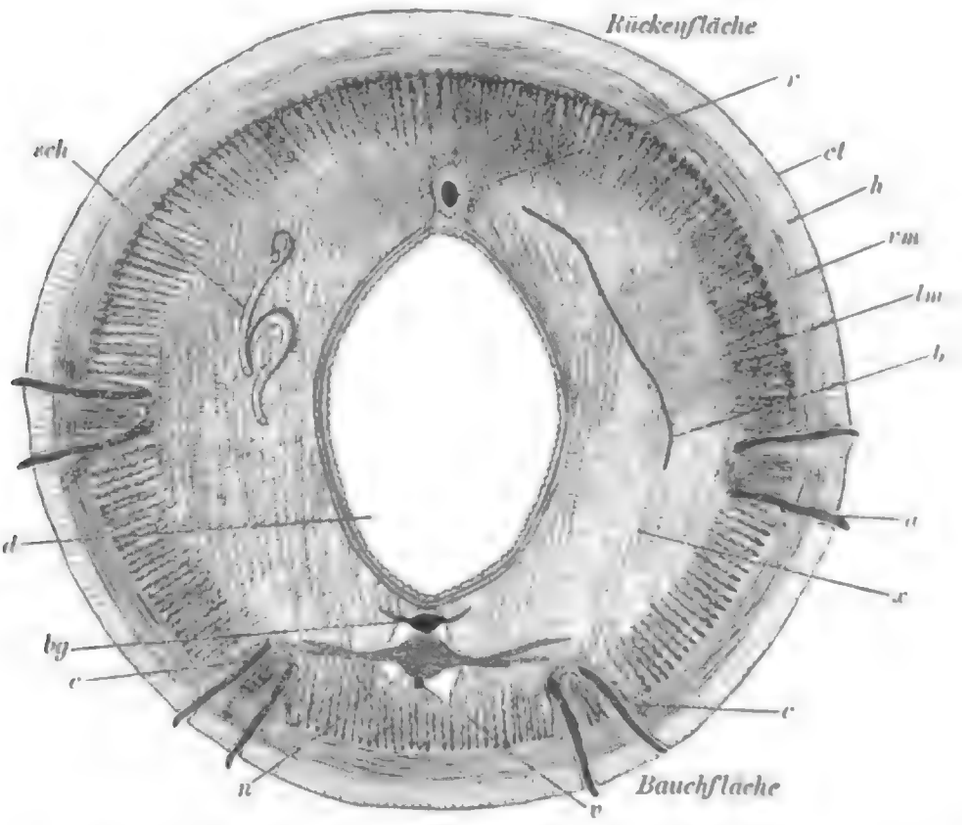
Zuweilen richtet der Wurm seine einfache Röhre, die selten einen oberflächlich gelegenen Nebengang hat, etwas wohn-

* Archives de Zoologie expérim., Tom 3. 1874.

Digitized by Google

licher her. Er tapezirt dann die oberen Röhrenwände mit Blättern, Steinchen und Excrementtheilchen aus. So benahmen sich wenigstens einige gefangene Würmer Darwin's. Auch Hensen erzählt, daß der Röhrengrund, der zumal bei tiefen Röhren zu einer Kammer erweitert ist, mit kleinen Steinen oder Samenkörnern gepflastert war. Meinen Würmern kann ich diese Kunstfertigkeit leider nicht nachrühmen. Sie liegen träge im Grunde ihrer Sandröhren und kümmern sich um nichts. Wenn indeß meine Würmer sich nach Hoffmeister's Angaben* richten, daß sie nämlich in der Röhrenkammer, zu einer Kugel aufgerollt, den Winter verbringen, so werde ich allerdings mit meinen Beobachtungen nicht weit kommen. Jedoch scheint der Winter an und für sich auf die Lebensweise der Würmer weiter keinen Einfluß zu üben. Darwin stellte viele seiner Beobachtungen während des Winters an. Wohl aber mögen bestimmte Kältegrade auf die Lebensfunctionen einwirken. So fand Hensen in einer Tiefe von anderthalb Fuß die Würmer gefroren. Ich hielt einen kleinen Regenwurm in einem Blumentopfe, den ich Abends bei einer Temperatur von 0° R. ins Freie stellte. Am anderen Morgen fand ich den Wurm todt auf der Erdoberfläche. Wahrscheinlich hatte er leichtsinniger Weise seine Röhre verlassen und war von der nächtlichen Kälte überrascht. Ebenso erging es zwei größeren Würmern, die ich Morgens bei 0° bis — 1° R. auf einem Feldwege neben ihren Röhren erfroren fand. Und Darwin glaubt, daß die Würmer ihre Kammern deshalb mit Steinchen und Samen auskleiden, weil ihr Körper nicht mit dem kalten Boden in Berührung kommen soll. Ob wir aber den Würmern eine solche sanitäre Vorsichtsmaßregel zutrauen dürfen, mag vielleicht fraglich erscheinen.

Fig. 5.



Querschnitt durch den hinteren Theil des Wurmkörpers. Vergr. 20.

r Rückengefäß. cl Cuticula. h Hypodermis. rm Ringmuskelschicht. lm Langsmuskelschicht. b Blutgefaß, durchschnitten. a Borsten. c Borstenmuskel. v Bauchgefäß. n Nervenknoten. bg Bauchgefäß. d Darmhöhle. sch Segmentalorgan, durchschnitten. x Muskulöse Scheidewand.

* Arten der Familie der Regenwürmer. Braunschweig 1845.

Digitized by Google

Kann es doch auch sein, daß die Würmer während eines längeren Aufenthaltes in der Röhrenkammer die Steinchen und Samenkörner einfach aus dem Darm, wo sie zahlreich als unverdauliche Ballen lagern, ohne diese löbliche Absicht entleert haben!

Ob der Wurm ferner einen Zweck verfolgt, wenn er die Röhrenmündung verstopft, ist auch nicht sicher erwiesen. Wahrscheinlich sind diese Handlungen instinctiv, denn der jüngere Wurm verfährt gerade so wie der alte. Beide verbarricadiren ihre Wohnungen mit Blättern und anderen Gegenständen, die durch ihre erdigen Excrementmassen verkittet sind. Finden sie keine Blätter, so benutzen sie als Thürverschluß kleine Steinchen, die über der Mündung aufgethürmt sind. (Fig. 7.)

Gegen wen sie aber ihre Barricaden errichten, ob gegen schädliche Witterungseinflüsse oder gegen raubgierige Thiere, das wäre noch bestimmter zu ermitteln, wenn überhaupt ein bestimmter Zweck ihren Handlungen zu Grunde liegt. Jedenfalls sind sie gegen schädliche Einflüsse geschützter, wenn die Röhrenmündungen verstopft sind, als wenn sie frei und offen liegen. Sicher aber ist, daß sie in der Gefangenschaft ihre Röhren gar nicht oder nur nachlässig verstopfen. Einige Röhren meiner Würmer fand ich immer offen, während zwei verstopft waren, die eine mit Sägespänen, die andere mit einem Blatte. Ich halte die Thiere in Glashäfen, die zur Hälfte mit Sand gefüllt sind. Auf dem Sande liegen Erdklümpchen, Moos, Blätter, Sägespäne und andere Pflanzentheile zerstreut.

Hieraus, aus dem Umstande, daß einerseits die Würmer in geheizten Zimmern die Röhren gar nicht oder nur schlecht verschließen, andererseits die Röhren im Freien meist während der kälteren Jahreszeiten verstopft gefunden werden, scheint hervorzugehen, daß es wohl Witterungseinflüsse sind, gegen welche sie sich zu schützen suchen.

Wie baut nun der Wurm seine Wohnung?

Auf eine höchst einfache Weise. Er bohrt sie in die Erde. Und dazu ist er ganz vorzüglich geeignet. Es ist, als hätte die Natur im Wurmkörper ein mechanisches Princip verkörpert. Der ganze Wurm stellt nämlich einen Keil und auch gewissermaßen eine Schraube vor. Freilich nicht in streng mathematischem Sinne. Denn der vordere Körpertheil ist kegelförmig, und statt einer krummen Schraubenlinie treten in gewissen Abständen ringförmige Furchen auf. Aber die Wirkungsweise ist eine ähnliche. Wenn der Wurm sich in den Erdboden bohrt, so wird sich die verwendete Kraft zu dem Widerstande, den er findet, verhalten wie die Breite zur Länge desjenigen Körperabschnittes, der als Keil wirkt. Es wird um so mehr an Kraft gewonnen, je geringer die Breite zur Länge ist. Und ferner wird sich auch die Kraft zum Widerstande verhalten wie der Abstand zweier Ringfurchen zum Umfange des Körpers. Oder je geringer diese Abstände sind, desto größer die Kraft. Und in der That, man beobachte nur den Wurm, wenn er in die Tiefe dringt. Spitz wie ein Bohr ist das vorderste Körperstück mit den Mundlappen. Die Ringe reihen sich durch die Muskelcontractionen näher an einander, und so wühlt er sich in die Erde, den nächstfolgenden Körpertheil wie zum stärkeren Druck im Bogen von oben nach unten bewegend. Am liebsten dringt der Wurm längs den Wänden seines Gefängnisses in die Erde. Ist diese locker, so verschwindet er darin nach wenigen Minuten. Findet er stärkeren Widerstand bei niedergedrückter Erde, dann währt es bedeutend länger, ehe er sich hineingewühlt hat.

Allein, es würde dennoch dem Wurm sehr schwer, ja oft wohl unmöglich werden, wenn er einzig und allein auf die bohrende Thätigkeit des Körpers beim Bau seiner Röhre angewiesen wäre. Aber noch ein anderes Organ ist hülfeleistend. Und das ist der Darm. Der Wurm frißt sich nämlich auch durch, was man deutlich an der Art der ausgeworfenen Excremente sehen kann.

Auch als Nahrung verschluckt der Wurm Erde, was Claparède freilich nicht zugeben will, während Darwin dieser alten Annahme beipflichtet. Uebrigens weiß man von anderen Thieren, daß sie ebenfalls Erde fressen. Gewisse Mollusken, Seeigel und Seegurken verschlucken Sand und Schlamm, während sie leicht

Digitized by Google

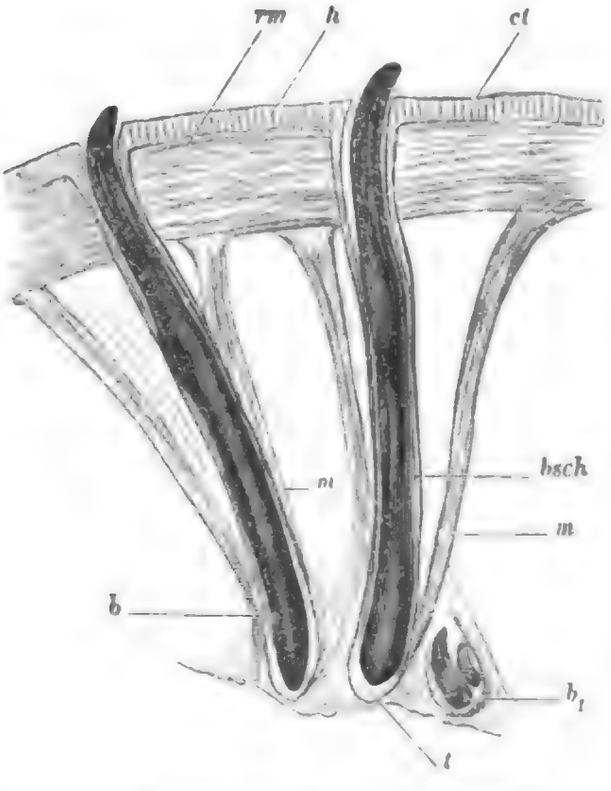
erreichbare organische Stoffe verschmähen. Es ist auch nicht gut anzunehmen, daß der Wurm zum Plâsir täglich in humusreichen Erdschichten neue Röhren nach allen Richtungen hin gräbt, wenn er nicht anders Nahrung aus der Erde zöge. Ueberdies würde man nur gelegentlich Excrementmassen finden, nur dann, wenn die Würmer neue Röhren bauten. Und man findet doch täglich die frischen Excrementwürstchen.

Ich hielt zwei mittelgroße Würmer in einer kleinen Glasschale von dreizölligem Durchmesser. Sie war mit Sand fast ganz angefüllt, nur die oberste dünne Schicht bestand aus Erde, auf der diverse Pflanzentheile zerstreut lagen. Nach einer Woche war der Sand durch und durch mit Erde versetzt, die sich als Excrementmasse erwies. Aus der fettigen Erde bezogen die Würmer ihre Nahrung, indessen die organischen Substanzen unberührt liegen blieben — eine Beobachtung, die ich wiederholt gemacht habe und aus der man vielleicht schließen darf, daß sie Erde jeder anderen Nahrung vorziehen. Und warum sollten sie auch nicht? Enthält doch die Erde organische Bestandtheile, als Pflanzensamen, verweste Blattstückchen, Insecteneier und vermoderte Thierreste in Masse! Die Würmer fressen, was ihnen in den Wurf kommt, und um so leichter, als sie vorher, wie Darwin angiebt, die erwählte Nahrung mit einer pankreatischen Absonderung überziehen, wodurch deren Verdauung erleichtert wird.

Die Nahrung ergreift der Wurm, indem der Mundlappen als Oberlippe und der untere Theil der Mundhöhle als Unterlippe functionirt. Reicht das nicht aus, so wirkt der Schlundkopf als Saugpumpe, der seinem schwammigen und muskulösen Baue nach ganz gut dazu geeignet erscheint. Ist dann die Nahrung in die Mundhöhle gebracht, so wird sie hier durch die Thätigkeit der erhabenen Längsfalten, welche sich in der Mundhöhle und im Schlundkopf vorfinden, zerkleinert und so weiter befördert.

Gerade infolge dieser eigenthümlichen Thätigkeit, daß der Wurm Erde frißt, ist

Fig. 6.



Eine Borstengruppe, stärker vergrößert.

ct Cuticula. h Hypodermis. rm Ringmuskelschicht. bsch Borstenscheide. m Borstenmuskeln, durch deren Contractionen die Borsten hervorgestülpt werden. Sie setzen sich an die Borstentasche t, in deren Grunde die Borste b steckt. Geht diese einmal verloren, so treten später die in der Entwickelung begriffenen Reserveborsten b_1 ein.

Digitized by Google

er der Ackermann im Naturhaushalte geworden. Wohl Wenige haben vor Darwin von der unschätzbaren Thätigkeit der Würmer eine Ahnung gehabt. Erst der britische Forscher hat durch jahrzehntelange Beobachtungen ihre große Rolle, welche sie bei der Bildung der Ackerkrume spielen, nachgewiesen und so die interessanten Untersuchungen unseres Landsmannes Victor Hensen nach dieser Richtung hin ergänzt.

Durch zahlreiche Erhebungen und Funde hat Darwin nachgewiesen, daß an vielen Orten Englands auf jedem Acre (0,4 Hectar) Land mehr als zehn Tonnen (10,516 Kilogramm) Erde von den Würmern gefressen und auf die Oberfläche geschafft wird. Was mag nun ein einzelner Wurm an Excrementen leisten? Wie Hensen berichtet, warfen seine Würmer täglich etwa 0,5 Gramm Excremente aus. Jedoch meint Darwin, daß sie im Naturzustande weit mehr auswerfen, was wir nach seinen Befunden, wo es vorkam, daß das Gewicht der an der Oeffnung einer einzigen Wurmröhre angehäuften frischen Excremente etwa 125 Gramm betrug, wohl glauben dürfen. Nehmen wir indeß an, der Wurm producire täglich nur zwei Gramm, so würde diese kleine Creatur, wenn wir einige Monate Winterschlaf abrechnen, jährlich rund ein Pfund Excremente auswerfen. Der Betrag stellt sich jedoch weit größer heraus, sobald wir die Auswurfsmassen, welche der Wurm in der Erde absetzt, mit in Rechnung bringen könnten. Leben nun auf einem Morgen, wie wir vorhin herausrechneten, durchschnittlich etwa 24 000 Würmer, so produciren diese an 24 000 Pfund Humus. Also 240 Centner feine, fruchtbare Ackererde geht jährlich durch ihren Magen! Ein großer Theil der Ackerkrume ist in stetiger, langsamer Bewegung, da alte Wurmröhren zerfallen und neue wieder gemacht werden, wobei denn die oberflächliche Schicht vegetabilischer Ackererde in einigen Jahren durch den Körper der Würmer wandert. Infolge dieser Thätigkeit werden stets neue Erdoberflächen der Einwirkung der Kohlen- und Humussäure ausgesetzt, welche dadurch rascher und vollständiger zersetzend wirken können.

So bereiten die Würmer den Boden für ein gedeihliches Wachsthum vor. Sie legen die Erde bloß, überdecken Steine, Blätter und Thierreste mit ihren Excrementen, gleichen Unebenheiten aus, fressen Vegetabilien, die, mit Erde vermischt und wieder ausgeworfen, dann den Humus abgeben. Wie stark eine auf solche Weise entstandene gleichmäßig ausgebreitete Humusschicht sein kann, erhellt aus der Angabe Darwin's, nach der in der Nähe von Maer-Hall ein sandiges Grasfeld innerhalb zehn Jahren mit einer über zwei Zoll haltenden Humusschicht überdeckt wurde. Die Würmer gewähren durch ihre Thätigkeit ferner der Luft und dem Wasser freien Zutritt in den Boden, erleichtern die Keimung des Samens und die schnellere Ausbreitung der Saugwurzeln und bedecken mit ihren Excrementen manchen Sämling, der sonst verderben würde. Kurz sie erinnern durch ihre Thätigkeit in Allem an einen Landwirth, wie der seinen Acker mit Dünger, Pflug und Egge zur Einsaat vorbereitet. Ohne der Würmer Zuthun würden die Arbeiter in manchen Gegenden noch weit mehr als jetzt mit Hacke und Spaten den Erdboden bearbeiten müssen.

Aber nicht allein im Dienste der Landwirthschaft, sondern auch zu Nutzen der Archäologen sind die Würmer thätig, wie unser Gewährsmann anführt. Indem sie nämlich Münzen und sonstige Antiquitäten mit ihren Excrementen bedecken und durch ihre minirende Arbeit zum Sinken bringen, schützen sie diese gegen Witterungs- und sonstige zerstörende Einflüsse. Ihre minirende Thätigkeit geht selbst so weit, daß sie massive Mauern zum Sinken bringen. Und Darwin ist der Ansicht, daß manche alte Mauern deshalb umgestürzt sind, weil sie von Regenwürmern unterminirt waren.

Was schließlich das Geistesleben unserer Thiere betrifft, so hat Darwin auch hierfür Belege erbracht. Wohl einem Jeden ist bekannt, daß Würmer die verschiedensten Gegenstände in die Erde ziehen. Besonders bemerkt man das auf gepflasterten Höfen, wo Strohhalme, Papierschnitzel, Blattstiele und dergleichen senkrecht zwischen den Steinfugen hervorstehen. Hierauf nun gründete Darwin seine Experimente, indem er sich sagte: Verfahren die Würmer mit Einsicht, wenn sie jene Gegenstände in ihre Röh-

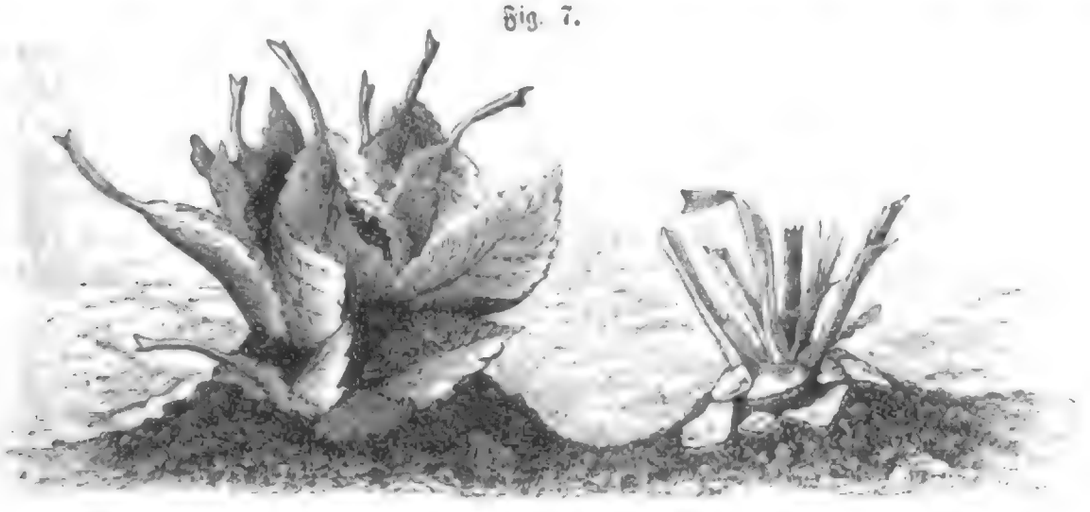
Digitized by Google

ren ziehen, so werden sie es auf die zweckmäßigste Weise thun. Sie werden also die Gegenstände an ihren Spitzen, welche am leichtesten zu handhaben sind, in die Erde hinabziehen.

Und in der That, er machte in den meisten Fällen diese überraschende Beobachtung. War bei Blättern die Spitze schmaler, so wurde diese in die Röhre gezogen; war dagegen die Basis der Blätter mit dem Blattstiel schmaler, so erfaßten die Würmer diesen Theil. Von 227 verwelkten Blättern, die sich in Wurmröhren fanden, waren 181 an der Spitze, 20 an der Basis und 26 in der Mitte erfaßt worden und herabgezogen. Und von 91 Blättern, die an der Basis schmaler als an der Spitze waren, bemerkte Darwin, daß 66 Proc. mit der Basis und 34 Proc. mit der Spitze in den Wurmröhren staken. Noch auffallender ist die Beobachtung, daß der Wurm, wenn er Kiefernadeln, von denen je zwei Nadeln an ihrer Basis von einer gemeinschaftlichen Scheide umhüllt sind, in seine Röhre schleppt, er fast allemal die gespreizten Nadeln an dieser Scheide erfaßt und hinabzieht. Und selbst wenn die divergirenden Spitzen der beiden Nadeln verkittet waren, es also für den Transport ganz gleichgültig sein konnte, ob sie die Spitze oder die Basis der Nadeln erfaßten, zogen sie dennoch die Basis vor. Aus welchem Grunde, ist nicht zu ersehen. Ebenso zweckmäßig transportirten die Würmer Papierdreiecke von drei Zoll Seitenlänge und einem Zoll Basenbreite. Sie erfaßten die mit einem Fettüberzug gegen Nässe geschützten Dreiecke in den meisten Fällen an der Spitze. So wurden von 303 Dreiecken 62 Proc. in der Spitzengegend erfaßt, 15 Proc. in der Mitte und 23 Proc. am basalen Theile.

Von meinen gefangenen Würmern lassen sich diese Fertigkeiten nicht berichten, wohl aber von den Würmern, die ich im Naturzustande beobachtete. In der Nähe eines Birnbaumes, der seine herbstlichen Blätter im Garten zerstreut hatte, fand ich zahlreiche Wurmröhren, die alle mit den verwelkten Blättern verstopft waren. Unter fünfzehn Blättern, die aus einer Wurmröhre büschelartig hervorragten, waren elf mit der Spitze, eins in der Mitte und drei nahe der Basis hineingezogen. In einer zweiten Röhre waren zehn mit der Spitze und zwei mit dem Blattstiel hineingezogen. Und an einer anderen Stelle des Gartens, wo zerstreute kleine Kieselsteinchen lagen, sah ich die Mündungen der Röhren mit Steinen verbarricadirt, zwischen denen hin und wieder trockene Grashalme hervorstanden.

Fig. 7.



Wurmröhrenmündungen, mit Blättern, Schilfstücken und Steinen verstopft.

Ganz gegen die Regel verfuhren aber die Würmer, wenn sie die kahlen Blattstiele der Eschenblätter in ihre Röhren zogen. Diese waren auffallender Weise nicht mit der Spitze, sondern an der dickeren Basis erfaßt. Woher aber diese Anomalie? Darwin sucht sie dadurch zu erklären, daß er sagt, die dickere Basis diene den Würmern als Nahrung. Und in der That waren von 103 Blattstielen, die Darwin fand, 78 dicht über der huf-

Digitized by Google

eisenförmigen Gelenkfläche benagt, und von 14 Blattstielen, die ich herauszog, waren 5 mit der Spitze und 9, die eben benagt waren, mit der Basis hereingezerrt.

Ebenso frappirend ist ein anderer Fund, den ich unter demselben Baume machte, für den mir jedoch eine ausreichende Erklärung fehlt. Es waren nämlich dort einige Wurmröhren mit den getheilten Flügelfrüchten der Esche verstopft, aber nicht, wie man hätte wähnen sollen, mit der schmaleren und in ein Stielchen auslaufenden Basis, sondern mit der breiteren Spitze. Von den 20 getheilten Flügelfrüchten, die ich fand, staken 17 mit der Spitze und nur 3 mit der Basis in der Röhre.

Was bewegt den Wurm nun, so unüberlegt zu handeln?

Es wäre möglich, daß er in diesen Fällen rein instinctiv verführe und gemäß der von seinen Vorfahren vererbten Gewohnheit die Blattstiele allemal an der Spitze erfaßte; während er in allen übrigen Fällen, wo der Wurm von dieser instinctiven Handlung abweicht und die zweckmäßigsten Angriffspunkte bei dem Transport der verschiedenen Gegenstände wählt, sich von einer gewissen Intelligenz leiten ließe. Wissen wir ja doch, daß überhaupt eine instinctive Handlungsweise recht oft neben einer intelligenten hergeht! Immerhin müssen wir also den Würmern einen gewissen, wenn auch noch so niedrigen Grad von Intelligenz zuerkennen.

Eine merkwürdige Erscheinung, der wir schließlich noch kurz gedenken möchten, ist das große Regenerationsvermögen des Wurmes. Schneidet man nämlich einen Wurm durch, so vermögen beide Hälften zu leben. Daß natürlich nicht jedes einzelne derartige Experiment gelingt, ist wohl klar. Im März halbirte ich zwei mittelgroße Würmer, von denen die hintere Hälfte des einen nach einigen Tagen, die des anderen erst nach acht Wochen zu Grunde ging, da nur die Schnittfläche vernarbte und sich keine neuen Organe bildeten. Bei einem großen Wurm jedoch, den ich gleichzeitig durchschnitten hatte, waren in derselben Zeit die verschiedenen vorderen Darmabschnitte wie das Gehirn und das Wurmherz gebildet, nur die Generationsorgane waren noch nicht vollständig ausgewachsen, ebenso fehlte die gürtelförmige Körperzone. Außerdem fehlte in dem hell gerötheten Mundtheil, dem Mundsaum, die starke Faltenbildung und dem nur grob gebildeten Mundlappen die charakteristische Furchung.

So ist denn der kleine ekelige Erdbewohner, der übrigens auch seine Schattenseiten hat, gar sehr zu Ehren und Ansehen gelangt und giebt in seiner Weise einen oft wiederkehrenden Beleg in der Geschichte unserer Erkenntniß, wie ein Wohlthäter verkannt wird, wenn er nicht mit offenem Gepränge auftritt!

Digitized by Google

Der palatiniſche Berg.

Eine römiſche Studie

von

Ludwig Meyer.

I.

Forsitan exspectes, an in alta Palatia missum
Scandere te jubeam Cæsareamque domum.
Ovid.

Papſt Gregor XVI., ein geiſtvoller Mann, fragte die Fremden, wenn ſie von ihm Abſchied nahmen, allemal, wie lange ſie ſich in Rom aufgehalten hätten. Waren es nur wenige Wochen, ſo ſagte er bloß: Addio! Zu denen aber, die mehrere Monate ausgehalten hatten, ſtets: Auf Wiederſehen!

Dieſe auf ganz Rom anwendbare witzige Unterſcheidung paßt auf die Ruinen des Palatin vielleicht beſſer als auf alle übrigen; dort ganz beſonders läuft der allzu eilige Reiſende Gefahr, nichts zu verſtehen, dort darf der wißbegierige Freund des Alterthums, der ſich zum Studium Zeit nimmt, gewiß ſein, für ſeine Mühe reich belohnt zu werden. Denn die Ausgrabungen auf dem Palatin haben zu ſehr merkwürdigen Entdeckungen geführt, und dieſer Hügel, den einſt die Landhäuſer vornehmer Herren und unzugängliche Kloſtergärten mit Beſchlag belegten, iſt zu einer der intereſſanteſten Promenaden der Ewigen Stadt geworden. In den beiden claſſiſchen Ländern Europa's giebt es, glaube ich, keine Stätte, wo die Erinnerungen der Vergangenheit ſich dem Gedächtniß in größerer Fülle aufdrängen, wo der ſinnende Wanderer die Luft des Alterthums reiner und lebendiger athmet. Aber dieſes Alterthum iſt uns in gar ſchlechtem Zuſtande zurückgegeben worden, und wer ſich durch die Aufſchrift über dem Eingang zu den Farneſiſchen Gärten täuſchen läßt und glaubt, man habe wirklich „den Palaſt der Cäſaren" wiedergefunden, der mag wohl recht überraſcht ſein, wenn er ſieht, was davon noch übrig iſt. Denn nur geringe Trümmer ſind uns erhalten, und eine große Anſtrengung, einen hohen Flug der Phantaſie braucht es, wollen wir jene Paläſte ſo wiederſehen, wie ſie einſt geweſen.

Da der Palatin das älteſte Quartier Roms iſt, ſo wurden die Bauten aus verſchiedener Zeit dort noch mehr über einander gehäuft als anderswo. Unter allen Regierungen iſt er von hoher Bedeutung geweſen: die Könige, die Republik, das Kaiſerreich haben dort anſehnliche Denkmäler hinterlaſſen, die ſeit zehn Jahrhunderten unter der Erde begraben lagen. Einige von ihnen haben uns die Ausgrabungen des letzten Jahrzehnts zurückgegeben, leider jedoch alle auf einmal. Die über einander geſchichteten Gebäude kamen zuſammen wieder an das Licht, und anfangs ſcheint es, als ob es nie gelingen könnte, ſich inmitten dieſer Verwirrung zurechtzufinden. Es iſt noch ein Glück, daß in Rom jedes Jahrhundert ſeine beſondere Conſtructionsweiſe gehabt hat und daß in jeder Epoche andere Ma-

Digitized by Google

terialien zur Verwendung kamen; das ungefähre Alter einer Mauer läßt sich bestimmen, je nachdem sie aus Peperin, aus Travertin oder aus Backsteinen errichtet ist, je nachdem sie sogenanntes opus incertum (Gußwerk) oder opus reticulatum (netzförmig gestellte Ziegel) aufweist. Einem geübten Archäologen giebt ferner die Art, wie die Backsteine mit einander verbunden oder die Blöcke über einander gelegt sind, untrügliche Fingerzeige. Endlich kommt es bisweilen vor, daß die Bleiröhren, durch welche das Wasser in die Häuser geleitet wurde, Inschriften, die Ziegel den Stempel der Werkstätte, aus der sie hervorgingen, oder sogar den Namen der Consuln, unter denen sie verfertigt wurden, tragen, was dann vollends allen Zweifeln ein Ende macht. Auf solche Weise gelang es, das Alter der entdeckten Monumente fast mit Sicherheit zu unterscheiden. Diese Hülfsmittel und Nachweise wollen wir benutzen, um uns Rechenschaft zu geben von dem, was von den Kaiserpalästen noch übrig ist, und untersuchen, was die Ausgrabungen uns aus den verschiedenen Perioden der Geschichte des alten Palatin wiedergaben.*

* * *

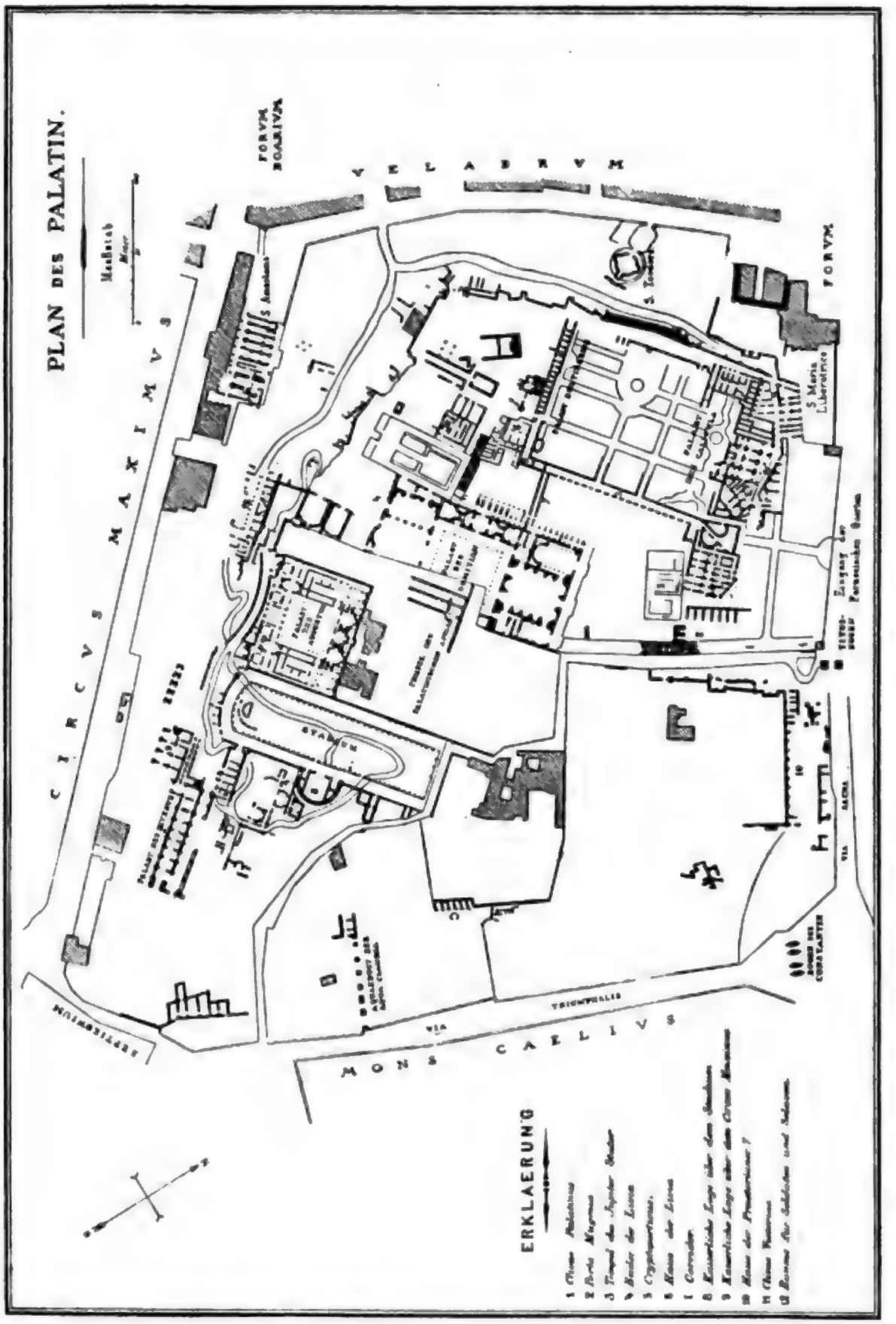
Der Palatin ist ein Hügel von etwa 1800 m Umfang und 35 m Höhe, der sich im Centrum der übrigen, in ihrer Vereinigung die Ewige Stadt bildenden Hügel einer Insel gleich erhebt. Er ist zwar von allen der kleinste, aber dennoch scheinen ihm die anderen, wie ein Schriftsteller sagt, „als ihrem König ihre Huldigung darzubringen", und er hat in der That in dem Dasein Roms den ersten und vornehmsten Platz eingenommen. Es war natürlich, daß man meinte, er müsse schöne Erinnerungen an seine ruhmreiche Vergangenheit in seinem Schoße bergen; seit der Renaissance ist er deshalb mehrmals durchwühlt worden. Man suchte, wie es zu jener Zeit üblich war, nach Mosaiken, Bildsäulen, Kunstgegenständen, und sobald Wißbegierde oder Habsucht der Schatzgräber einmal befriedigt war, wurden die Ruinen, kaum daß sie auf einen Augenblick das Tageslicht gesehen, schnell wieder mit Erde zugedeckt. Ernstliche und systematische Arbeiten sind erst in unserer Zeit und zwar durch die Initiative der Franzosen in Angriff genommen worden. Im Jahre 1861 kam Kaiser Napoleon III., dessen Interesse für die Geschichte Roms und besonders für die der Cäsaren bekannt ist, auf den Gedanken, die Farnesischen Gärten, welche die Nordseite des Palatin einnahmen, dem König Franz II. von Neapel abzukaufen. Dieser Plan stieß von Seiten des römischen Hofes, der ungern Frankreich in so unmittelbarer Nähe Grundbesitz erwerben sah, auf viele Hindernisse. Er erhob tausend Schwierigkeiten, deren man nur mit großer Mühe Herr wurde. Dem berühmten französischen Epigraphiker Leon Renier, der für die Wichtigkeit der von ihm dringend empfohlenen Erwerbung das volle Verständniß hatte, gelang es endlich, die Verhandlungen zum Abschluß zu bringen. Als dies geschehen war und der Palatin Frankreich gehörte, bezeichnete er dem Kaiser den Architekten, der ihm zur Leitung der großen, dort beabsichtigten Arbeiten der geeignetste Mann schien: es war der durch seine topographischen Studien über die römische Campagna den Gelehrten wohlbekannte Pietro Rosa. Derselbe machte sich sogleich mit lebhaftem Eifer an das Werk und rechtfertigte das ihm geschenkte Vertrauen schon nach kurzer Zeit durch die wichtigsten Entdeckungen.*

Diese Entdeckungen sind nicht auf die Kaiserzeit beschränkt. Denn während man vor Allem nach den Kaiserpalästen suchte, fand man die Reste der alten, für immer verschwunden geglaubten Stadt des Romulus. Wohl wußte man, daß dieselbe auf dem Palatin erbaut worden war. Die Geschichtschreiber erzählen, wie der erste König alle Abenteurer der Nachbargebiete um sich versammelte und wie er

* Wir werden die wichtigsten Ruinenstätten des Palatin nicht in der Reihenfolge, wie sie der Besucher erblickt, sondern nach ihrem Alter aufführen. Einen Führer für die Kaiserpaläste haben Carlo Lodovico Visconti und Ridolfo Lanciani veröffentlicht, ein treffliches, ebenso schlichtes als gelehrtes Büchlein, das Jeden, dem es um genaue Angaben und um eindringliche Belehrung über die Monumente zu thun ist, befriedigen wird.

* Gleich nach den Ereignissen von 1870 kaufte Italien den Palatin von Napoleon, während er noch als Gefangener in Deutschland lebte.

Digitized by Google



dann der Stadt nach etruskiſchem Ritus ihren Umkreis anwies. Sie berichten, wie er ein Rind und ein Pferd an den Pflug ſpannte und mit demſelben längs des ganzen Hügels die Runde machte. Da, wo die Thore ſein ſollten, hob er die Pflugſchar auf, und durch eine tiefe Furche bezeichnete er ringsum die Grenzen, inner-

Digitized by Google

halb welcher die neu zu gründende Stadt sich ausdehnen sollte. Diese Furche oder vielmehr der Raum, der diesseits der gezogenen Linie frei blieb, bildete das sogenannte Pomörium, das heißt den heiligen Umkreis der Stadt, innerhalb dessen keine Leiche beerdigt werden durfte, in den auch keine fremde Gottheit Zutritt fand. Durch Steine, die man in kurzen Zwischenräumen längs des ganzen Palatin aufstellte, waren die Grenzen des Pomörium bezeichnet. Zur Zeit des Tacitus glaubte man diese Grenzen noch zu kennen und zeigte sie. Dies war das viereckige Rom, Roma quadrata, wie es nach der Gestalt des Hügels, auf welchem es lag, oder vielmehr deshalb genannt wurde, weil es, gegründet nach den Regeln der Augurenkunst, auf der Erde das Abbild jenes idealen Raumes (templum) war, den der Augur mit seinem Stabe in der Luft beschrieb. So vielen Jahrhunderten und so vielen Umwälzungen zum Trotz sind in unseren Tagen nicht alle Spuren dieses urältesten Rom verschwunden. Noch sehen wir an verschiedenen Stellen des Palatin die wieder aufgefundenen Reste der von den ersten Gründern der Stadt errichteten Mauern. Sie bestehen aus großen, an dem Hügel selbst gebrochenen Steinblöcken. Auf diese legten dann später die Cäsaren die Fundamente ihrer Paläste. Als diese gefallen waren, kamen die von ihnen bedeckt gewesenen älteren Constructionen an das Licht. Nicht allein den Umkreis dieses Stadtkerns von Rom hat man hier und da erkannt, auch den Haupteingang glaubt man wiedergefunden zu haben. Beim Titusbogen zweigt sich von der Heiligen Straße ein Seitenweg ab und steigt gerade gegen den Hügel auf; er ist ebenso schmal und ebenso steil wie die übrigen und unterscheidet sich von allen bekannten Straßen nur durch die Größe der das Pflaster bildenden Platten. Dies war die Straße oder der Anstieg zum Palatin: clivus Palatinus (vgl. Plan 1, S. 507). Kaum ist man auf demselben ein Stückchen emporgestiegen, so trifft man auf die noch sichtbaren Schwellen eines großen Thores; ein wenig weiter liegen ungeheure, aus einer Mauer herabgestürzte Steinblöcke am Boden: die Mauer war mit der dem Romulus zugeschriebenen identisch; das Thor ist bedeutend jünger, aber, wie man glaubt, an die Stelle desjenigen Thores getreten, welches einst der Haupteingang in die Roma quadrata war. Es hieß Vetus porta oder porta Mugonia (vgl. Plan 2), ein Name, der von dem Gebrüll der Rinder hergenommen sein soll, die alle Morgen dort hinauszogen, um in den sumpfigen Niederungen, aus denen später das Forum wurde, zu weiden. Als dann die Kaiser auf dem Palatin ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten, ließen sie ein neues Thor erbauen, das viel schöner war als das erste und dessen Gedächtniß auslöschte. Nun gab es hier keine Rinderheerden und keine sumpfigen Niederungen mehr; große Herren und Höflinge, die den Kaiser zu grüßen eilten, drängten sich von früh bis spät auf dem breiten Pflaster der Straße zum Palatin; aber wahrscheinlich ist, daß das neue Thor dicht bei dem alten errichtet wurde und daß also jene Reste des neuen Thores uns auch mit dem Platze des alten bekannt machen.

Aber diese Entdeckung ist nicht die einzige, die man an dieser Stelle gemacht hat. Als man rechts vom Thore weiter grub, stieß man nach kurzer Zeit auf einen Haufen großer Steine, in denen man leicht die Fundamente eines sehr alten Tempels erkennen mußte. Dieser Tempel ist unzweifelhaft der des Jupiter Stator, einer der berühmtesten Roms, dem die Archäologen bis dahin, weil sie die wirkliche Stelle nicht kannten, nach Gutdünken alle möglichen Orte angewiesen hatten. Livius berichtet, bei welchem Anlaß er erbaut wurde. Die Sabiner hatten sich des Capitols bemächtigt und sich von dort auf die Krieger des Romulus geworfen; die bestürzten Römer flohen. „Schon," sagt der Geschichtschreiber, „war das aufgelöste Heer zum alten Thor des Palatin gekommen, als Romulus, den die Flüchtigen bis dahin mitgerissen hatten, stehen blieb und, die Hände zum Himmel erhebend, also betete: ‚Jupiter, du hast mich ermuthigt, auf diesem Hügel zu meiner Stadt den Grund zu legen. Ich flehe dich an, o Vater der Götter und der Menschen, treibe den Feind zurück, stille den Schrecken meiner Krieger, halte ihre schmachvolle Flucht auf, und ich will dir hier einen Tempel bauen, der die Nachwelt ewig daran erinnern soll, daß Rom

Digitized by Google

durch deinen Beiſtand errettet wurde.'" Dieſer dem Gotte, der die Fliehenden zum Stehen bringt (Jupiter Stator), geweihte Tempel iſt es, deſſen Trümmer wieder aufgefunden wurden (vgl. Plan 3). Nachdem dieſer Punkt einmal feſtgeſtellt iſt, orientiren wir uns in der alten Romulusſtadt ziemlich leicht. Wir brauchen ſie nur mit unſerer Phantaſie zu durchwandeln, um ihre wichtigſten Stätten

Ruinen des Tiberius Palaſtes

wiederzufinden. „Beim Jupiter Stator," ſo erzählt Livius, „hatte Tarquinius Priscus ſeine Wohnung"; an der Stelle, wo ſein Haus geſtanden haben muß, hat Roſa eine Tafel mit entſprechender Aufſchrift aufgeſtellt. Ein wenig tiefer erhob ſich der Veſtatempel, wo das heilige Feuer brannte; vermuthlich liegen ſeine Fundamente noch unter der Kirche S. Maria Liberatrice verborgen. Hinter S. Teodoro, am Abhang des Hügels, gegenüber dem Forum Boarium, zeigte man frommen Pilgern bis in die ſpäte Kaiſerzeit eine kleine, von einem Feigenbaum beſchattete Höhle, das Lupercal. Dort — ſo ging die Sage — habe die Wölfin die göttlichen Zwillinge geſäugt; eine bronzene Wölfin war darin aufgeſtellt, das Werk eines etruskiſchen Bildhauers, das, wie man glaubt, im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts wieder aufgefunden wurde und heute eine Zierde der Capitoliniſchen Sammlungen iſt. Etwas weiter, gerade an der Stelle der Kirche S. Anaſtaſia, befand ſich der angeblich von Evander geweihte große Altar (Ara maxima), wo bis zum Ende der Kaiſerherrſchaft der Sieg des Herkules über Cacus gefeiert wurde. Darüber, auf dem Hügel, gab es eine noch ehrwürdigere Stätte, einen Platz, den kein echter Römer ohne Rührung erblicken konnte: das Haus oder vielmehr die Hütte des Romulus mit ihrem Dach aus Stroh, das beſcheidene Heim, wo ſich nach dem Wort des Dichters zwei Könige mit einem Herd begnügten — ein ſeltſamer Gegenſatz zu den Marmorpaläſten in der Runde. So ſorgſam wurde die Romulushütte erhal-

ten und restaurirt, daß sie noch gegen Ende des vierten Jahrhunderts bestand. Nicht bloß nach den Beschreibungen der alten Autoren können wir uns ein Bild von ihr machen — eine kürzlich geglückte Entdeckung hat sie uns fast vor Augen gestellt. Bei der Durchsuchung einer alten Nekropole in der Nähe von Alba fand man nämlich roh gearbeitete Aschenurnen aus gebranntem Thon, welche eine Art von kleinem rundem Gebäude mit Spitzdach darstellen. Wir wissen, daß dies der Typus der altlatinischen, „aus Schilf erbauten, strohgedeckten" Bauernhütte ist. Man pflegte also die Gräber nach dem Muster der Häuser zu bauen: die Wohnungen der Todten glichen denen der Lebendigen. Nach diesem Vorbilde waren auch die ältesten Tempel, der des Herkules Victor und der Vestatempel, errichtet worden, und es war natürlich, daß die Behausung der Könige der der Götter glich. Diese Denkmäler, die einst den Palatin bedeckten, sind verschwunden, aber wir wissen, wo sie gewesen sein müssen, und wir täuschen uns wohl kaum, wenn wir die an verschiedenen Orten des Hügels aufgethürmten Trümmer auf das eine oder andere jener ehrwürdigen Stadtheiligthümer beziehen.

Vielleicht finden meine Leser, daß ich diese alten Erinnerungen zu ernsthaft nehme und daß man dem Livius oder dem Dionysius von Halikarnaß zu viel Ehre erweist, wenn man sich stellt, als glaube man an ihre Erzählungen aus jenen fernen Zeiten. Aber schon Ampère hat die Bemerkung gemacht, daß es zwar für einen Gelehrten sehr leicht ist, sich auf seinem Studirzimmer über Romulus und seine Nachfolger lustig zu machen, in den Erzählungen von ihnen nur alberne Fabeln zu sehen und dieselben für gänzlich haltlose Mythen zu erklären, daß man aber dieser Auffassung der Sache durchaus nicht mehr so sicher ist, wenn man Rom selbst besucht hat. Dort tritt diese zuerst so fern, so zweifelhaft erscheinende Vergangenheit uns nahe; wir greifen sie mit Händen und sehen sie mit eigenen Augen. So tiefe und so lebendige Spuren hat sie hinterlassen, daß man ihr unmöglich alle Glaubwürdigkeit absprechen kann. Freilich, wenn aus jenen alten Jahrhunderten nichts übrig geblieben wäre, so könnte man es begreifen, daß die griechischen Chronisten, welche die Annalen Roms zuerst entwirrten, an der Erfindung aller möglichen Fabeln Gefallen fanden, um nur irgendwie die Lücken der Geschichte auszufüllen. Aber für wie dreiste Lügner man sie auch halten mag, sie hatten gar nicht die Freiheit, sich nach Belieben Alles auszudenken. Sie fanden sich Erinnerungen gegenüber, welche sie achten mußten. Diese Erinnerungen hatten nicht verloren gehen können, weil sie an unzerstörbaren, auf die Anfänge der Stadt zurückgehenden Denkmälern hafteten. Die Generationen überlieferten einander den Namen ihrer Gründer, und bei ihrem Anblick gedachte man der Unglücksfälle und der Siege, welche zu ihrer Erbauung den Anlaß gegeben hatten. Ohne Zweifel haben die Annalisten des sechsten Jahrhunderts zu diesen Ueberlieferungen Mancherlei hinzuthun müssen. Die Einbildungskraft der Römer war trocken und unergiebig: sie besaßen nicht, wie die Griechen, die Kunst, ihre Geschichte durch wunderbare Erdichtungen zu verschönern, und während die Zeit das Gedächtniß der Vergangenheit nach und nach auslöschte, verstand sich die Phantasie des Volkes nicht auf den Ersatz dieser Verluste durch neue und anmuthige Erfindungen. Nach Ablauf einiger Jahrhunderte waren von diesen alten Ereignissen nur noch ein paar Namen und ein paar Thatsachen übrig, die man leicht mit vielen Lügen ausschmücken konnte; aber die Lüge ist nur auf der Oberfläche, auf dem Grunde muß etwas Wahrheit sein.

Diese Betrachtungen regt ein Besuch des palatinischen Berges unvermeidlich an: sie drängen sich besonders dem Beobachter auf, wenn er auf die erwähnten großen Trümmer stößt, aus denen einst die Ringmauer des Romulus bestand. Dieselbe zeigt fast die gleiche Construction wie die Mauer, die man dem Servius zuschreibt, und kann nur wenig älter sein als diese. Beide bestehen aus über einander gelegten, durch keinen Mörtel verbundenen und nur durch ihre eigene Schwere zusammengehaltenen Tuffblöcken. Die Schichten sind auf gleiche Art angeordnet: die Steine liegen abwechselnd der Länge und der Höhe nach auf einander. Diese Bauweise war den Etrus-

Digitized by Google

kern eigenthümlich, von ihnen hatten sie die Römer. Sie machten es in der Regel so und „nahmen", wie Plinius sagt, „überall, was sie für gut fanden". Wenn aber dieses kluge Volk, dem aller Eigendünkel fremd war, von seinen Nachbarn oder selbst von seinen Unterthanen Alles, was ihm nützlich sein konnte, unbedenklich entlehnte, so verstand es dafür auch, sich das, was es nachahmte, wirklich zu eigen zu machen. Die Erfindungen des Auslandes, welche die Römer bei sich einführten, paßten sie der eigenen Begabung an; sie ergriffen vollen Besitz von ihnen, modificirten und erneuerten sie nach ihren Bedürfnissen: sie waren Schüler, aus denen schnell Meister wurden. Aus der Baukunst, welche die Etrusker den Römern überlieferten, haben jene selbst nichts Bedeutendes gemacht, dieselbe hat sich erst in Rom zu höherer Vollkommenheit entwickelt. Die Römer haben ihr mehr und mehr den eigenen Charakter aufgedrückt und in ihrer Anwendung auf öffentliche Nutzbauten: auf Brücken, unterirdische Canäle, Wasserleitungen, oder auf Gebäude, die besonders auf Größe und Majestät angelegt sind: auf Amphitheater und Triumphbogen, Meisterwerke mit ihr hervorgebracht. Ja, mir scheint, man braucht nur diese schönen auf dem Palatin und an anderen Stellen* übriggebliebenen Mauern aus der Königszeit zu betrachten, um den Aufschwung, den die Architektur in Rom genommen, den Geist ihrer Entwickelung zu ahnen und zu errathen. Die Männer, die solche Mauern errichteten, wer sie auch waren, konnten keine Barbaren sein. So große Werke setzen einen gewissen Grad von Civilisation voraus. Die Erbauer verfügten über mächtige Mittel, die Steine über einander zu legen und zu so beträchtlicher Höhe emporzuwinden. Sie waren von dem Gefühl des eigenen Werthes, von dem Vertrauen auf ihre Dauer, das für das Werden großer Völker Bedingung ist, tief durchdrungen. Sie haben sich nicht, wie die Wilden, damit begnügt, hastig einen provisorischen Zufluchtsort zu erbauen, der ihren Schlaf während einiger Nächte vor unerwarteten Angriffen schützte. Für die Zukunft und für ihre Nachkommen haben sie emsig gearbeitet. Inmitten dieser Sümpfe und Wälder sind sie auf die Errichtung von Vertheidigungswerken, die Jahrtausende dauern sollten, bedacht gewesen. „Schon damals," sagt Montesquieu, „fing man an, die Ewige Stadt zu bauen." Und nicht bloß auf die Festigkeit ihrer Mauern kam es ihnen an — die Art, wie diese Blöcke gefügt sind, zeigt, daß sie den Instinct der Größe, das Gefühl für Verhältnisse und den Geschmack für jene Gattung der Schönheit, die der Kraft entstammt, besaßen, wenn sie sich dieser Fähigkeiten auch noch nicht klar bewußt waren. Sie konnten, ich wiederhole es, ganz sicher keine Barbaren sein.

Wie begründet diese Vermuthungen sind, beweist eine kürzlich gemachte wichtige Entdeckung. Die seit 1870 in verschiedenen Stadttheilen, besonders in der Nähe der Thermen Diocletian's, unternommenen Arbeiten hatten zur Freilegung zahlreicher Reste von Mauern aus der Königzeit geführt. Da bemerkte ein gelehrter Archäolog, der Padre Bruzza, als er dieselben genauer, wie dies bis dahin geschehen war, untersuchte, daß die großen Steinblöcke mit Zeichen beschrieben waren. Bisweilen sind sie nur ganz oberflächlich eingeritzt, und dann ist die Lesung sehr schwierig; gewöhnlich aber hat der Steinmetz das Zeichen so tief eingegraben, daß es der Zeit widerstanden hat und heute so sichtbar ist wie am ersten Tage. Wahrscheinlich waren es Zeichen, welche den Steinbruch, aus dem die Blöcke stammten, oder die Stelle, für die sie bestimmt waren, markirten. Da sie aus den nahen Bergen kamen, war zur Vermeidung von Irrthümern eine genauere Angabe der Stelle, wo sie eingefügt werden sollten, für die Transporteure nothwendig. Diese Zeichen sind sehr häufig Buchstaben, und diese Buchstaben gehören größtentheils dem altlateinischen Alphabet an.

Diese Entdeckung kam den Gelehrten freilich nicht völlig überraschend. Wohl hatte Otfried Müller behauptet, daß die

* Der bedeutendste Baurest der Serviusmauer findet sich auf dem Aventin gegenüber der Kirche S. Prisca, in der heute dem Principe Torlonia gehörigen Vigna Maccarani. Es ist ein dreißig Meter langes, zehn Meter hohes Mauerstück von überraschender, bewundernswerther Erhaltung. Wer sich von diesen alten Bauten eine Vorstellung machen will, darf den Besuch nicht versäumen.

Digitized by Google

ersten Römer nicht schreiben konnten und erst um die Zeit der Decemvirn und der Zwölftafelgesetzgebung mit der Schrift bekannt geworden seien, aber längst hat Mommsen diese Ansicht widerlegt. Heute ist kein Zweifel mehr darüber möglich, daß man auf Mauern aus der Königszeit eingegrabene Buchstaben gefunden hat, und damit schwindet auch die bisher angenommene absolute Unwahrscheinlichkeit, daß aus jenen entlegenen Epochen schriftliche Urkunden übrig sind. Einst lachte man über Sueton, weil er in allem Ernst erzählt, daß beim Brande des Capitols unter Vitellius dreitausend eherne Tafeln zu Grunde gingen, auf denen Gesetze, Senatsbeschlüsse, Plebiscite „seit Gründung der Stadt" verzeichnet standen. Man wollte die Möglichkeit nicht zulassen, daß noch zu Augustus' Zeit Abschriften der von Tullus Hostilius mit den Sabinern und von Tarquinius mit den Einwohnern von Gabii geschlossenen Verträge existirten, obschon diese Abschriften nach Horaz das Entzücken der Alterthumsfreunde waren. Gewiß darf man nicht zu schnell und ohne Beweis an die Echtheit aller dieser Urkunden glauben, aber die Möglichkeit der Echtheit ist nicht ausgeschlossen. Es giebt keinen Grund mehr, über das bestimmte Zeugniß von Geschichtschreibern wie Dionysius von Halikarnaß, der versicherte, daß sie existirten und daß er sie gelesen habe, verächtlich den Stab zu brechen. Es ist also heute sicher, daß die Gründer Roms die Schrift kannten und übten, ja daß sie zu allerhand Zwecken des gewöhnlichen Lebens von ihr Gebrauch machten. Sie war bei ihnen nicht das Privileg einzelner Classen, etwa des Adels oder der Priester; die Unternehmer öffentlicher Arbeiten, vielleicht sogar die Arbeiter selbst, bedienten sich ihrer. Freilich wäre es lächerlich, mit Cicero behaupten zu wollen, daß schon zur Zeit des Romulus Wissenschaft und Literatur in Rom blühten, und sich diese in Thierfelle gekleideten Senatoren als Weise vorzustellen, die aus der Schule des Pythagoras hervorgingen und dessen Lehren auswendig lernten; aber aus ihnen wirkliche Wilde und Barbaren zu machen, denen alle Kenntnisse und Fertigkeiten fremd waren, — das wäre ein noch viel größerer Irrthum. Diese alten Römer waren auch nicht die epischen Helden, als welche sie uns Niebuhr darstellt, Heroen wie Ajax oder Hektor, die zu einer Zeit auftraten, da die Thaten der Krieger nur in den Gesängen der Rhapsoden fortlebten. Dergleichen Hypothesen von Sagen und epischen Erzählungen haben in einer Epoche, wo man lesen und schreiben konnte, keinen Platz mehr: Bruzza's Entdeckung giebt allen diesen Auffassungen, die vor fünfzig Jahren so großes Glück machten, den Gnadenstoß.

Die Stadt des Romulus sollte nicht lange auf den engen Umkreis, den ihr erster König ihr angewiesen hatte, beschränkt bleiben. Bald überschritt sie ihn von allen Seiten und endlich nahm sie alle umgebenden Hügel in Besitz. Von nun an war der Palatin nicht mehr wie zuerst ganz Rom, aber immer blieb er eines der wichtigsten Quartiere der vergrößerten Stadt. Dort standen zahlreiche berühmte Tempel: der Tempel des Jupiter Victor; der Tempel der Göttin Viriplaca, die den Ehemann, wenn eheliche Zerwürfnisse entstanden waren, mit seiner Frau versöhnte; der Tempel der Göttermutter, aus welchem alljährlich am 27. März Andächtige und bettelnde Priester in heiterer Procession ihren Ausgang nahmen und, leichtfertige Lieder singend, die Straßen Roms durchzogen, um dann das Bild der Göttin in dem kleinen Bache Almo zu baden. Dort hatten auch einige der ersten Bürger ihre Häuser. Sie wollten dem Forum und den öffentlichen Geschäften so nahe als möglich wohnen. Wir kennen die Lage desjenigen Hauses, das von allen hier befindlichen das berühmteste war, die Lage von Cicero's Haus, wofern nämlich Visconti's und Lanciani's Annahme zutrifft, daß ein großer Bau, dessen Reste an der Ecke des Velabrum sichtbar sind, zur Halle des Catulus gehörte; in unmittelbarer Nähe, das wissen wir, muß Cicero's Haus gelegen haben. Er war sehr stolz darauf, „an der schönsten Stelle Roms" zu wohnen; er erzählt uns, wie er von dort aus das Forum übersah und wie der Blick alle Theile der Stadt beherrschte. In die Wechselfälle seines Schicksals wurde auch sein Haus verwickelt. Während seiner Verbannung führte Clodius einen Volksbeschluß herbei, der die Wegrau-

mung des Hauſes und die Weihung eines Minerva-Tempels an ſeiner Stelle verfügte. Nach ſeiner Rückkehr beſchloß der Senat Wiedererrichtung auf Staatskoſten, und Cicero erhielt zwei Millionen Seſterzien (320000 Mark) für den Neubau.

Von allen dieſen Privathäuſern aus den Zeiten der Republik, die manchmal ſo große Erinnerungen wachrufen, ſind nur einige Ruinen übrig, und auch die Erhaltung dieſer verdanken wir nur einem ſonderbaren Zufall. Die Häuſer auf der Höhe des Hügels wurden demolirt, um den Bauten der Kaiſer Platz zu machen; es gab aber dort noch andere Häuſer, und dieſe ſtanden in dem Theil des Hügels, der mit einer barbariſchen Bezeichnung das „Intermontium“ des Palatin heißt. Der Palatin war nämlich wie das Capitol urſprünglich durch ein ſchmales, in nordſüdlicher Richtung vom Titusbogen bis zum Circus maximus ſtreichendes Thal in zwei Theile geſchieden. Dieſes kleine Thal wurde von den Kaiſern, als ſie den Baugrund für ihre Paläſte vergrößern und ebnen wollten, ausgefüllt, und ſo brachen die dort erbauten Häuſer unter dem Gewicht der aufgeſchütteten Erdmaſſen zuſammen. Einige wenige jedoch widerſtanden, und deren Trümmer haben die Ausgrabungen aufgedeckt.

Reſte von Pfeilern der Brücke des Caligula.

Es iſt hier an einen der Gründe zu erinnern, denen es zuzuſchreiben iſt, daß Ausgrabungen in Rom ſtets ſo ergiebig ausfallen. Dieſer Grund iſt vielleicht von allen der wichtigſte. Wer an unſere modernen Städte und an die Art, wie wir ſie unter unſern Augen ſich erneuern ſehen, gewöhnt iſt, für den iſt in der Regel jene Ergiebigkeit etwas überraſchend. Rom iſt, wie alle großen Hauptſtädte, im Laufe ſeiner langen Exiſtenz mehrmals wieder aufgebaut worden, aber die Art, wie die Römer es anfingen, ihre Stadt zu verjüngen, war für die alten Trümmer der Vergangenheit minder verhängnißvoll als die unſere. Heutzutage demolirt man ſie; damals begnügte man ſich damit, ſie mit Erde zu bedecken. Uns kommt es vor Allem auf Herſtellung gerader, breiter Straßenzüge an, und um für die unzähligen Wagen, die unſere Straßen durcheilen, den Verkehr zu erleichtern, ebnen wir die Höhen ein und tragen die Hügel ab. Während man alſo behaupten kann, daß der Boden z. B. von Paris einer unaufhörlichen Aufgrabung und Nivellirung unterliegt, hat ſich der Boden Roms immerfort aufgehöht. Die vornehmen Römer, die ihr Auge durch eine weitere Fernſicht ergötzen oder einfach nur reinere Luft in dieſem ungeſunden Klima athmen

Digitized by Google

wollten, pflegten ihre Häuser auf gewaltigen Substructionen zu erbauen. Sollte ein neues Quartier errichtet werden, so wurde zuerst das alte mit aufgeschütteter Erde ausgefüllt; darüber kam die neue Anlage. Entfernt man also diese Erdmassen, so wird man fast mit Sicherheit den ursprünglichen Boden und die Reste der alten Bauten wiederfinden.

Dies ist auf dem Palatin geschehen wie überall,* und so kam es, daß unter den Palästen der Cäsaren einige Häuser aus älterer Zeit entdeckt wurden. Unter denselben befindet sich besonders eins, das ganz ohne Grund den Namen „Bäder der Livia" führt und von welchem noch einige ziemlich gut erhaltene Zimmer übrig sind (vergl. Plan 4). Dieselben zeigen in den Plafonds anmuthige Ornamente, Gruppen, Figuren, Arabesken auf Goldgrund, einen Reichthum einfacher und doch gewählter Decoration, der uns von der römischen Kunst unter der Republik einen sehr vortheilhaften Begriff giebt. Aehnliche Häuser müssen zu Cicero's und Cäsar's Zeit den ganzen Palatin bedeckt haben; übrig geblieben ist aber von allen nur dieses eine.

* Der gleiche Glücksfall ereignete sich bei den vor einigen Jahren in S. Clemente veranstalteten Ausgrabungen. Die Sache ist sehr bekannt, aber es ist gut, daran zu erinnern, um an einem glänzenden Beispiel zu zeigen, welcher Entdeckungen man sich bei der Durchwühlung des stadtrömischen Bodens versehen darf. S. Clemente ist eine bewundernswerthe Basilica des zwölften Jahrhunderts mit schönen Fresken des Masaccio. Während man dort mit gewissen Arbeiten beschäftigt war, geschah es, daß man unter der heutigen Basilica eine ältere Kirche mit merkwürdigen Malereien und mit Säulen aus Marmor und Granit freilegte; sie ging auf die Zeit Constantin's zurück und war sieben Jahrhunderte hindurch, bis zur Plünderung Roms durch Robert Guiscard, benutzt worden. Durch diesen Erfolg ermuthigt, grub man tiefer, und bald fand man unter der ursprünglichen Kirche ein Mithrasheiligthum und Theile eines römischen Hauses aus den ersten Jahrhunderten der Kaiserherrschaft. Nun ging man abermals tiefer und entdeckte Substructionen, die sicher aus den ersten Jahren der Republik, vielleicht sogar aus der Königszeit herrühren. Wir haben hier also eine Aufeinanderfolge von Bauten aller Epochen: nur einige Stufen brauchen wir hinabzusteigen, und die ganze Geschichte Roms, von der Gründung bis zur Renaissance, steht uns in ihren Bauschichten lebendig und eindrucksvoll vor Augen

* * *

Mit der Kaiserherrschaft beginnen für den Palatin neue Geschicke: er wird nun zum Wohnsitz der Cäsaren und nach dem Worte des Tacitus zum Mittelpunkte der römischen Welt, zur arx imperii. In seiner Jugend wohnte Augustus beim Forum; etwas später, als er noch weiter nichts war wie einer der Ehrgeizigen, die es nach der Erbschaft des großen Dictators gelüstete, kaufte er sich auf dem Palatin ein ziemlich bescheidenes Haus, das dem Redner Hortensius gehört hatte; es enthielt weder Marmor noch Mosaiken und besaß nur den Schmuck mäßig stattlicher, von steinernen Säulen getragener Hallen. Dies Haus war gleichwohl der Anfang jener kaiserlichen Paläste, die sich unaufhörlich ausdehnten und endlich den ganzen Hügel bedeckten. Mit seinem Herrn ward auch das Haus des Augustus nach und nach größer, und es ist nicht ohne Interesse, sein allmähliches Wachsthum zu beobachten; in der Geschicklichkeit, mit der er unmerklich und ohne Jemand zu verletzen aus der Wohnung eines Privatmannes die des Staatsoberhauptes machte, meint man die ganze schlaue Politik des Mannes wiederzufinden.

Man thut dem Augustus schwerlich Unrecht, wenn man für jede seiner Handlungen nach einem geheimen Grunde sucht. Selbst in seinem intimsten Familienleben pflegte er nichts dem Zufall zu überlassen; schrieb er doch aus Furcht, vielleicht ein Wort zu viel zu sagen, sogar die Unterhaltungen mit seiner Gattin vorher auf. Wenn er also bei der Wahl seines Wohnsitzes dem Palatin vor allen anderen Quartieren Roms den Vorzug gab, so hatte er vermuthlich dazu ganz bestimmte Beweggründe, und dieselben sind nicht schwer zu entdecken. Auf dem Palatin hatte man das Asyl für Flüchtlinge und Landstreicher aufgethan, aus welchem bald eine große Stadt geworden war; dort, so hieß es, hatten alle alten Könige Roms gewohnt. Augustus legte hohen Werth darauf, sich ihnen beizugesellen. Als er sich entschlossen hatte, den durch die Proscriptionen in Mißcredit gerathenen Namen Octavius abzulegen und einen neuen anzunehmen, da reizte ihn zuerst der Name Romulus, und wäre ihm nicht das gewaltsame Ende des ersten Königs wie ein übles Vorzeichen für seinen Nach-

Digitized by Google

folger erschienen, so hätte er ihm vor anderen den Vorzug gegeben. Indem er also auf dem Hügel, der der Sitz des Königthums gewesen war, seine Wohnung nahm, hoffte er sicher der Erbe der Verehrung zu werden, die man jenen alten Erinnerungen zollte. Auch ließ er sowohl als die Herrscher, die nach ihm kamen, sich die Erhaltung und Herstellung alles dessen, was von dieser fernen Vergangenheit auf dem Palatin noch übrig war, sehr angelegen sein. Es ist beobachtet worden, daß die Kaiserpaläste oft den antiken Trümmern respectvoll aus dem Wege gehen; noch heute sind die Vorsichtsmaßregeln sichtbar, die man ergriff, um sie außerhalb der neuen Bauten unberührt zu erhalten. Ohne Zweifel lebte man des Glaubens, daß für den Wohnsitz der neuen Herren des Reiches diese ehrwürdigen Denkmäler der alten Könige Roms Schutz und Weihe waren.

Auch darauf war Augustus sehr bedacht, nichts plötzlich und hastig zu thun. Er besaß und übte die große Kunst der schonenden Uebergänge; er verstand es, in Allem Aergerniß und Ueberraschung zu vermeiden und die folgenreichsten Veränderungen ohne Geräusch und Aufsehen zu vollziehen. So verfuhr er auch bei dieser Gelegenheit, obschon dieselbe anscheinend minder wichtig war. Er wußte, daß der Monarch eines würdigen Palastes bedarf und daß der Herr der Welt nicht wie ein einfacher Privatmann wohnen konnte. Er beschloß also, das kleine Haus des Hortensius, das für seine Stellung nicht mehr ausreichte, zu vergrößern. Nach seinem Siege über Sextus Pompejus, als seine Macht von ganz Italien, das er von der Furcht vor einem Sclavenkriege befreit hatte, anerkannt war, gab er seinen Verwaltern Befehl, eine Anzahl Häuser, die das seinige umgaben, anzukaufen und niederzureißen. Da aber dies Vorgehen den Argwöhnischen zu denken geben konnte, so ließ er aussprengen, er arbeite nicht für sich allein, sondern im öffentlichen Interesse, und er wolle einen Theil des Terrains religiösen Gebäuden weihen. Wirklich ließ er auch dort den berühmten Tempel des palatinischen Apollo und die beiden Bibliotheken, die griechische und die lateinische, von denen bei den Schriftstellern jener Zeit so häufig die Rede ist, errichten. Die Pracht dieser Bauten zog allein die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich; daß gleichzeitig auch das Haus des Fürsten um sich griff und ein anderes Aussehen annahm, merkte man kaum. Einige Zeit darauf zerstörte eine Feuersbrunst den neuen Palast. In Rom pflegten nach derartigen Unglücksfällen die Freunde des Betroffenen sich zusammenzuthun und ihn bei Deckung des Schadens zu unterstützen; diese freiwilligen Beiträge ersetzten unsere Versicherungsgesellschaften. Der Brand auf dem Palatin war natürlich eine gute Gelegenheit, zu zeigen, wie viele Freunde Augustus hatte: alle Bürger Roms beeilten sich, ihm ihre Spende darzubringen; allein er wollte sie nicht annehmen. Nur eine unbedeutende Summe, höchstens einen Denar pro Kopf, nahm er und baute dann sein Haus auf eigene Kosten wieder auf; nur benutzte er die Gelegenheit zu einem weit größeren und schöneren Neubau. Nach seiner Ernennung zum Pontifex maximus machte er es nicht wie seine Vorgänger, die beim Vestatempel in einem Privatgebäude wohnten, sondern er blieb daheim und errichtete der Vesta bloß in seinem Hause einen Tempel So schien er dem alten Gebrauch treu geblieben zu sein: noch immer blieb der Pontifex maximus der Nachbar der Rom beschützenden Gottheit. In einer merkwürdigen und oft angeführten Stelle schildert uns Ovid das Haus des Augustus, wie es gegen Schluß seiner Regierung war: an das Ende der Welt verbannt, voll Sehnsucht nach Rom, wohin die Rückkehr ihm verboten war, sandte der arme Dichter seine Verse aus, für ihn um Gnade zu bitten. Er zeigt sie uns, wie sie in der Stadt, in der sie fremd geworden, umherirren, wie sie die Vorübergehenden nach dem Wege fragen müssen und vor Allem nach der Wohnung des Mannes suchen, der sie so grausam züchtigt, ihnen aber auch verzeihen kann. Die Auskunft, die sie erhalten, ist so genau, daß wir den Weg noch heute mit ihnen machen können. Da ist zuerst das Forum und die Via sacra: „Schaut hin," so sagt man ihnen, „hier zur Rechten ist das Thor des Palatin, beim Tempel des Jupiter Stator." Etwas höher erblickt man ein Haus, schöner als die übrigen „und eines Gottes würdig".

Digitized by Google

Es ist von Tempeln umgeben, Waffen und Wappenschilder schmücken es, seinen Eingang beschattet eine Krone aus Eichenlaub, Lorbeerbäume sind zu beiden Seiten des Thores gepflanzt. Diese Lorbeern, diese Bürgerkrone, die der Senat dem Augustus „im Namen der von ihm geretteten Bürger" feierlich zuerkannt hatte, verkündeten den Wohnsitz des Herrn der Welt.

Die Arbeiten des letzten Jahrzehnts haben den Palast des Augustus noch nicht wieder an das Licht gebracht, aber die angeführten Verse zeigen uns, wo wir ihn zu suchen haben: er lag in der Nähe des Jupitertempels, oberhalb des Thores zum Palatin, d. h. an der Stelle, wo sich heute die Gärten der Villa Mills befinden. Als hier im Jahre 1775 der Abbé Rancoureil, der damalige Eigenthümer des Terrains, Ausgrabungen veranstaltete, fand man unter dem überall aufgehäuften Schutte ein zweistöckiges Haus, dessen Grundriß leicht zu erkennen war. Das obere Stockwerk hatte natürlich sehr gelitten, dagegen war das untere fast ganz erhalten. Mehrere Räume waren mit Schutt angefüllt; andere waren leer, man konnte sie durchlaufen und, was schlimmer ist, sie plündern. Sie zeigten noch ihren Stuck, ihre kostbaren Mosaikfußböden, ihre marmorne, mit eisernen Klammern befestigte Wandbekleidung. Die Decken schmückten reizende Malereien, viel feiner als die pompejanischen. Bewundernswerthe Statuen, u. a. der Apollo Sauroctonus im Vatican, wurden dort unversehrt gefunden. Nun wurden die Räume ausgeraubt; kein Kunstwerk, das irgend Gewinn versprach, ließ man darin. Die Bruchstücke von Säulen und Fußböden wurden hastig fortgeschleppt, auf Karren geladen und die ganze Masse an einen Marmorhändler des Campo vaccino verkauft. Der Eigenthümer, ein ebenso eifersüchtiger Liebhaber als geschickter Kaufmann, hielt seine Entdeckung so geheim als möglich und ließ keinen anderen Archäologen etwas davon sehen. Der berühmte Piranesi, der sie durchaus besichtigen wollte, soll in der Nacht wie ein Missethäter auf die Gefahr hin, von den Hunden zerrissen zu werden, in den Garten eingedrungen sein und die Ruinen bei Mondschein gezeichnet haben. Wir besitzen noch den Plan, den er bei seiner abenteuerlichen Expedition in aller Hast aufnahm, und ebenso den noch werthvolleren des Architekten Barberi, der die Ausgrabungen unter Rancoureil leitete.*

Ein Blick auf diesen Plan genügt, um zu erkennen, daß dieses mit hoher Wahrscheinlichkeit als der Palast des Augustus erkannte Haus in seinem allgemeinen Grundriß allen römischen Häusern ähnlich war. Es enthielt einen inneren, von Säulen umgebenen Hof (Peristyl), auf welchen sich die verschiedenen Gemächer des Palastes öffneten. Dieselben bestanden aus einer Reihe runder, viereckiger, rechtwinkeliger Räume, die einander ziemlich genau entsprechen und in welchen der Baumeister, wie es scheint, eine Verbindung von Mannigfaltigkeit und Symmetrie angestrebt hat.** Man fand dort u. A. zwei achteckige Säle von so wunderlichen Formen, daß sie die Betrachter an die bizarren Bauten des Borromini erinnerten. Einigermaßen überraschend war anfangs die Beobachtung, daß diese Säle oder Zimmer zwar zahlreich, aber im Ganzen ziemlich eng sind und daß zum officiellen Empfang, zur Repräsentation kein einziger Raum groß genug scheint. Aber bekanntlich affectirte Augustus daheim das Leben eines gewöhnlichen Bürgers: er wollte für einen ordentlichen, sparsamen Mann von einfachem und mäßigem Geschmack gelten, schlief auf einem niedrigen und harten Bett, trug nur Kleider, welche seine Gattin oder

* Barberi's Plan und sehr merkwürdige Abbildungen der wichtigsten damals auf dem Palatin gefundenen, jetzt verlorenen oder zerstörten Kunstgegenstände finden sich in Guattani's Monumenti antichi inediti di Roma (1785). Unser Grundriß des Palatin giebt eine Reduction des Barberischen Planes. Heute ist dieser Theil des Hügels nicht zugänglich; er soll dem Publikum jedoch bald geöffnet und die Arbeit der definitiven Freilegung der Reste des Augusteischen Palastes wieder aufgenommen werden.

** Unter den im Hause des Augustus aufgefundenen Räumen befindet sich einer, welchen ich mit seinem lateinischen Namen sterquilinium nennen will. Dieser Raum ist ein wahres Monument. Guattani, welcher um Erlaubniß bittet, senza vergogna davon zu sprechen, giebt von ihm eine umständliche Beschreibung und hebt bei dieser Gelegenheit hervor: quanto gli antichi fossero ingegnosi nell' invenzione ed uso delle commodità le più indispensabili e necessarie all' umana vita.

Digitized by Google

ſeine Tochter ſelbſt gewebt hatten, und ließ bei Tiſch niemals mehr als drei Schüſſeln auftragen. In einem ſeiner Briefe verſichert er, daß er manchmal Morgens faſte, „gewiſſenhafter als ein Jude am Sabbath“. Hinter dieſer leutſeligen und gewinnenden Einfachheit ſteckt indeſſen ein wenig Heuchelei. Trotz ſeines affectirt beſcheidenen Auftretens war doch, wie wir ſahen, ſein Haus im Inneren koſtbar ausgeſtattet. Dieſer Herrſcher, der ſtets die alten Bräuche rühmte, hat

Ausgang zum Kryptoporticus des Caligula.

nichtsdeſtoweniger in den Sitten und Gewohnheiten ſeiner Zeit eine vollkommene Umwälzung zu Stande gebracht, und zu den Fortſchritten des Luxus, den er ſo lebhaft zu beklagen pflegte, hat Niemand mehr beigetragen als er ſelbſt. Eines Tages ließ er vor Senat und Volk eine alte Rede des Rutilius „gegen die Bauwüthigen“ verleſen; er vergaß, daß er ſelbſt durch ſeine prachtvollen Bauten das Beiſpiel und dem Geſchmack daran Nahrung gegeben hatte und daß die Vorwürfe, die er Anderen machte, großentheils auf ihn ſelbſt zurückfielen.

Auguſtus ſagte manchmal: „Das Rom, das ich vorfand, war eine Stadt aus Ziegelſteinen; ich hinterlaſſe ein Rom aus Marmor.“ Jordan bemerkt mit Recht, daß niemals ein Ausſpruch wahrer geweſen iſt. Vor Auguſtus fand der Marmor bei römiſchen Bauten ſelten Verwendung; unter den Kaiſern wurde ſein Gebrauch allgemein. Nicht bloß die Herrſcher ſchmückten ihre Wohnungen mit Marmor, ſelbſt in den Läden der Walker und der Weinhändler in Pompeji war er zu finden, aber ganz beſonders maſſenhaft tritt er auf dem Palatin auf. Nirgends ſonſt wird er in ſolchen Mengen angetroffen, und wirklich hätte man einige Mühe ſich vorzuſtellen, wie die Baumeiſter der Kaiſerpaläſte ſich ſo leicht dieſe ſeltenen und koſtbaren Marmorſorten aus allen Welttheilen verſchaffen konnten, wenn uns nicht eine vor fünfzehn Jahren gemachte Entdeckung zu Hülfe käme. Am Ufer des Tiber, nicht weit von dem ſonderbaren, aus Scherben zerbrochener Gefäße beſtehenden Monte Teſtaccio, fand man im Jahre 1867 einen alten Hafen Roms. Noch ſieht man die Ringe, an welchen die Schiffe an dem ſteinernen Quai feſtgelegt,

Digitized by Google

die Stufen, auf denen die Lasten hinauf an das Land und zum Flusse hinabgeschafft wurden. In der Nähe des Hafens lagen große Magazine zur vorläufigen Unterbringung der gelandeten Waaren. Als man sie entdeckte, fand sich darin noch eine Menge von Marmorblöcken, deren Bearbeitung aus dem Gröbsten schon begonnen war. Die auf diesen Blöcken wie auf den Steinen der alten Servianischen Mauer sich vorfindenden Steinmetzzeichen geben uns über ihre Herkunft und die Art ihres Transportes nach Rom werthvolle Fingerzeige.* Die berühmtesten Steinbrüche der ganzen Welt, die die geschätztesten Marmorarten lieferten, waren Eigenthum der Kaiser; sie reservirten sich dieselben für ihre eigenen Bauten. Unter Trajan gewannen die Arbeiten in diesen Steinbrüchen eine solche Ausdehnung, die Masse der dort beschäftigten Handwerker wurde so beträchtlich, daß man hierfür eine besondere Verwaltung (ratio marmorum) einrichtete, die von der Administration des kaiserlichen Privateigenthums (ratio patrimonii) ressortirte. Jeder Steinbruch wurde von einem kaiserlichen Verwalter (procurator Cæsaris) geleitet, unter dessen Befehlen Beamte aller Art: Schreiber, Aufseher, Künstler, standen. Die Zahl der Arbeiter war Legion: zum großen Theil Leute, die von den Gerichten des Reiches „zu den Bergwerken oder Steinbrüchen verurtheilt" waren — Unglückliche, die, zu diesen furchtbar schweren Arbeiten in der Regel wenig geschaffen, unter der harten Aufsicht von Sclaven oder Freigelassenen lebendigen Leibes in den schrecklichen Höhlen ihr Grab fanden. Es war dies eine der strengsten Strafen, die ein Richter verhängen konnte; sehr häufig wurden während der Verfolgungen die Christen von ihr betroffen. War der Marmor dann aus den Steinbrüchen herausgeholt, so galt es ihn nach Rom zu schaffen. Aus den Häfen Griechenlands und Asiens, aus Alexandria und Karthago zogen unaufhörlich mit ungeheuren Blöcken beladene schwere Schiffe aus, die mit unendlicher Mühsal und unter Gefahren aller Art das Meer durcheilten. Die großen Lastschiffe, welche den Tiber nicht hinauffahren konnten, löschten in Ostia; hier hatte die Regierung für Empfang und Transport des Marmors nach Rom eine besondere Verwaltung eingerichtet. Blöcke von mittlerer Größe wurden auf gewöhnlichen Barken verladen, für monolithe Säulen aber, für Kolossalstatuen oder granitene Obelisken mußten besondere Schiffe construirt werden. Man kann sich denken, zu welchen Ausgaben diese verwickelten Operationen nöthigten, welchen Lohn man diesen Tausenden von Arbeitern, Beamten, Seemännern zahlen mußte. Man kann sich vorstellen, was der Marmorblock von dem Tage an, da er aus dem Steinbruch kam, bis zum Tage seiner Ankunft in der Werkstätte des Künstlers, der ihn bearbeiten sollte, kostete. Aber es galt, die Augen der Menge zu blenden, ihrer Bewunderung immer neue Nahrung zu geben. Jene publica felicitas, von der auf Inschriften und Münzen so oft die Rede ist, mußte vor Aller Augen in die Erscheinung treten. Damit es Niemand einfiele, die Senatsbeschlüsse, die beim Regierungsantritt jedes Herrschers das wiederhergestellte Gedeihen und das Glück des gesicherten Reiches feierten, der Lüge zu zeihen, und um von diesem Gedeihen handgreifliche Beweise zu geben, war die unaufhörliche Vergrößerung der Feste, die Vermehrung der öffentlichen Monumente eine Nothwendigkeit. So wurde seit Augustus Pracht und Aufwand zu einer politischen Institution, zu einem Mittel der Weltregierung.

Glückliche Umstände begünstigten diese Politik außerordentlich: gerade, als die Herrscher anfingen, sich dem Bauluxus zu ergeben, um die Völker zu beschäftigen und zu blenden, vollzog sich in der Baukunst eine Art Revolution, durch welche diese Verschwendung erleichtert wurde. Mehrere Jahrhunderte hindurch hatten die Römer mit gewaltigen Steinblöcken gebaut, die entweder roh oder behauen, stets aber ohne Cement über einander gelegt waren. Auf diese Art der Construction, bei welcher jeder einzelne Stein die Vorstellung einer überwundenen Schwierigkeit erweckt, während sie zugleich dem ganzen Bau den Stempel der Macht und Größe aufdrückt, haben sie auch später nie

* Der unermüdliche Padre Bruzza hat auch diese Inschriften gesammelt und in der Abhandlung „Iscrizioni dei marmi grezzi" erläutert.

Digitized by Google

gänzlich verzichtet. Aber es war ein gar langsames und kostspieliges Verfahren, und deshalb gaben sie seit Beginn der Kaiserherrschaft einer anderen Methode den Vorzug. Anstatt ihre Monumente mühsam aus großen Blöcken aufzuthürmen, gewöhnten sie sich an den Gebrauch eines unregelmäßigen Baumaterials, das aus losen Bruchstücken bestand und durch Mörtel zusammengehalten wurde. Dieses System, das sie gewiß nicht selbst erfunden hatten — das Erfinden, wie gesagt, war nicht ihre Stärke —, das sie aber zuerst zu methodischer und allgemeiner Anwendung brachten, bot Leuten, die schnell und wohlfeil bauen wollten, ungemeine Vortheile. Es gestattete die Aufführung kolossaler Gewölbe durch bloße Handarbeiter, ohne anderes Material als Kalk und Kieselsteine. Von wem sie es hatten und welche Periode tastender Versuche sie durchmachten, bis sie die neue Praxis völlig beherrschten, das wissen wir heute nicht. Eines der ältesten und zugleich das schönste der nach diesem System construirten Bauwerke ist das Pantheon. Unter Augustus also erreicht es seine Vollendung, und so angemessen war es dem praktischen Sinn der Römer, so nützlich ihrer Politik, daß es während der ganzen Dauer der Kaiserherrschaft in Uebung geblieben ist. Inmitten des allgemeinen Niederganges der Künste haben sich die guten römischen Bautraditionen unverändert, freilich auch ohne Fortschritt, erhalten. Unter den Antoninen baute man gerade so wie unter den ersten Cäsaren. Die Anwendung dieses schnellen und ökonomischen Verfahrens, dessen man sich mit Erfolg fast bis zum letzten Tage Roms bediente, hat allein die großen Bauten der Kaiserzeit ermöglicht.

Tiberius war nicht so verschwenderisch wie Augustus, auch kein so großer Freund vom Bauen wie dieser; doch erinnern auf dem Palatin einige Ruinen auch an ihn. Er scheint das Haus seines Vorgängers nicht bewohnt zu haben und hatte seinen besonderen nach seinem Namen benannten Palast (domus Tiberiana). Von demselben ist in den Erzählungen der Geschichtschreiber mehrfach die Rede; auch geht aus ihren Worten hervor, an welcher Stelle er gestanden haben muß. Unter diesen Berichten sind solche, die man nicht vergißt: Tacitus erzählt, daß am 15. Januar des Jahres 69 der Kaiser Galba im Apollotempel bei dem Palast des Augustus opferte. Ihm stand zur Seite einer seiner Freunde, Otho, den es nach der Herrschaft gelüstete. Die Götter schienen feindlich, die in den Eingeweiden der Opferthiere beobachteten Zeichen waren ungünstig und ein Haruspex verkündete dem Kaiser eine drohende Gefahr. Otho frohlockte, denn er wußte wohl, daß der Augenblick des Ausbruchs der Verschwörung, die seine Freunde gegen den alten Kaiser angezettelt hatten, nahe war. Plötzlich kommt einer seiner Freigelassenen, giebt die Losung und führt ihn mit sich davon. Otho, auf seinen Arm gestützt, durchschreitet „das Haus des Tiberius", steigt von dort auf das Velabrum hinab, wendet sich nach rechts dem Forum zu und kommt zum Saturnustempel bei dem goldenen Meilenstein, von wo alle Straßen des Reiches ausgingen. Dort trifft er dreiundzwanzig Soldaten der Prätorianergarde, die ihn zum Kaiser ausrufen, ihn schnell in eine Sänfte setzen und ins Lager schaffen, „während Galba," sagt Tacitus, „fortfuhr, die Götter eines Reiches, das ihm nicht mehr gehörte, mit seinen Gebeten zu ermüden." Das Haus des Tiberius muß also im nördlichen Theil des Palatin nach dem Velabrum hin gelegen haben. Wahrscheinlich war es eine alte Wohnung seiner Familie, die er vergrößern ließ, um sie zur Höhe seines neuen Glückes zu erheben. Heute sind davon nur noch einige enge Gemächer übrig (s. Abbildung S. 509), die wahrscheinlich Räume für Soldaten oder Sclaven gewesen sind; vielleicht findet sich mehr, wenn die Gärten, die heute noch die antiken Bauten bedecken, durch die Ausgrabungen beseitigt sein werden.

Ein wenig höher, an der Ecke des Palatin nach dem Forum hin, lag der Palast des Caligula. Er soll mit Gemälden und Statuen, die man aus allen berühmten Tempeln Griechenlands geraubt hatte, aufs prachtvollste geschmückt gewesen sein. Aber der Palatin reichte für Caligula nicht aus; er nahm für seine Bauten das Forum zu Hülfe und machte aus dem Castortempel die Vorhalle seines Hauses. Er hörte sich so oft einen Gott nennen, daß er schließlich selbst daran glaubte, seine Gottheit ernst-

Digitized by Google

hast nahm und mit allen Bewohnern des Olymps als ein Ebenbürtiger verkehrte. Nicht zufrieden damit, daß er für sich allein einen Tempel hatte erbauen lassen, wo ihm Pfauen, Papageien und andere seltene Vögel geopfert wurden, wollte er auch von den Huldigungen, die man allen übrigen Göttern, seinen Collegen, darbrachte, seinen Theil. Oft kam er in den Castortempel, setzte sich ernst zwischen die beiden Dioskuren und nahm so die Anbetung der Völker entgegen. Eines Tages bemerkte er in der Menge der Andächtigen einen Schuster, der bei seinem Anblick in lautes Gelächter ausbrach. Wahrscheinlich um ihm Gelegenheit zu geben, sein Vergehen wieder gut zu machen, fragte er ihn, welchen Eindruck er auf ihn mache. Da entgegnete ihm der Schuster: „den Eindruck eines großen Narren." Merkwürdigerweise verzieh ihm Caligula seine dreiste Antwort. Einmal aber ergrimmte er gegen den Jupiter vom Capitol, den großen römischen Gott; er warf ihm vor, daß er ihm nicht Ehrerbietung genug erweise. Oft sah man ihn, wie er, außer sich vor Wuth, der hölzernen Bildsäule drohende Worte ins Ohr raunte. „Einer von uns Beiden muß verschwinden," so sprach er zu ihr. Schon fürchtete man, er möchte Befehl geben, dem ehrwürdigen Bilde, wie er es mit anderen Göttern gemacht hatte, den Kopf abzuschlagen und ihn durch seinen eigenen zu ersetzen, als er sich plötzlich zufrieden gab. Jupiter, so erklärte er, „habe ihn um Verzeihung gebeten," und aus der Wuth auf einmal in das Uebermaß leidenschaftlicher Zuneigung umschlagend, wollte er seinen neuen Freund nicht mehr verlassen. Um ihm näher zu sein und ihn ohne Weiteres jederzeit in seinem Hause aufsuchen zu können, ließ er eine kühne Brücke bauen, die über die höchsten Gebäude des Forums hinwegging und den Palatin mit dem Capitol verband.

Diese Brücke ist schon früh zerstört worden; fast nichts von ihr ist bis auf uns gekommen (s. Abbildung S. 513), aber dennoch ist Caligula's Andenken auf dem Capitol lebendig geblieben: es knüpft sich an einen anderen uns durch die Ausgrabungen wiedergegebenen Ueberrest der kaiserlichen Wohnung. Nicht weit von der alten porta Mugonia, nahe bei dem Tempel des Jupiter Stator, fand man einen jener verdeckten unterirdischen Gänge, die bei den Römern „cryptoporticus" hießen und durch welche man, ohne Straßen oder öffentliche Plätze zu betreten, direct aus einer Wohnung in die andere gelangen konnte (vgl. Plan 5). Der hier entdeckte Gang ist einer der längsten, die man kennt; er beginnt dicht bei der palatinischen Straße (s. Abbildung S. 517), zieht sich über hundert Meter weit längs der Häuser des Caligula und des Tiberius hin, wendet sich dann plötzlich im rechten Winkel nach rechts und setzt sich bis zu der Stelle fort, wo er einen der heute zerstörten Paläste erreichte. Er war, wie die noch erhaltenen Reste der Decoration beweisen, zierlich ausgeschmückt und empfing sein Licht durch Oeffnungen, die in der gewölbten Decke angebracht waren. Hier in diesem Dämmerlichte war es, wo sich am 24. Januar des Jahres 41 ein schreckliches Ereigniß abspielte, dessen Einzelheiten uns der Geschichtschreiber Josephus ausführlich erzählt. Caligula war anfangs bei allen Römern so beliebt, daß man in drei Monaten mehr als 160000 Thiere geopfert haben soll, um den Göttern für seinen Regierungsantritt zu danken; doch genügten ihm drei Jahre, die Furcht und den Abscheu der ganzen Welt gegen sich aufzuregen. So kam es denn zum Zwecke der Befreiung des Reichs von dem Tyrannen zu einer Verschwörung, deren Haupt der Kriegstribun Cassius Chärea war. Dieser Chärea, obschon nicht mehr jung, hatte in seiner ganzen Haltung, in Kleidung und gewählter Sprache etwas Zierliches und Anmuthiges, einen Schein von nachlässiger Weichlichkeit, so daß er für minder energisch galt, als er in Wirklichkeit war. Unter diesem stutzerhaften Aeußeren schlug jedoch das Herz eines Soldaten. Er war überdies ein Republikaner, der inmitten der Leute, die eifrig der neuen Regierung schmeichelten, des alten Regiments gedachte. Diesen Mann überhäufte Caligula, dessen schnöder Uebermuth ebenso groß war als seine Grausamkeit, mit unaufhörlichen Beschimpfungen. Jedesmal, wenn der Tribun, wie es üblich war, die Losung bei ihm holte, machte sich der Kaiser, um ihn als Weichling zu verhöhnen, ein Vergnügen daraus, ihm niedrige oder unanständige Worte zu geben, wodurch er ihn zum Spott und Gelächter der übrigen Offiziere und

Digitized by Google

Soldaten machte. Mit Vorliebe ſchien er gerade ihn immer für die unangenehmſten Geſchäfte zu wählen. Eines Tages beauftragte er ihn, eine Schauſpielerin, auf deren Geliebten man es abgeſehen hatte, zu foltern; aber trotz der furchtbarſten Leiden weigerte ſich die Arme, irgend etwas zu bekennen, was den Mann, den ſie liebte, gefährden konnte. Chärea, mit ſich und

Vorderanſicht des „Vaterhauſes des Tiberius".

den Anderen unzufrieden, voll Scham über die Rolle, die man ihn ſpielen ließ, entrüſtet über die Beſchimpfungen, mit denen der Kaiſer ihn überhäufte, faßte den Entſchluß, ſeinen Peiniger zu tödten. Nach langem Zögern beſchloß man, den Plan während der palatiniſchen Spiele, die zu Ehren des Auguſtus gegeben wurden, auszuführen. Dieſe Spiele wurden am Fuße des Hügels gefeiert, in der Nähe der Stelle, wo ſich ſpäter der Titusbogen erhob. Dort wurde aus Brettern ein proviſoriſches Theater erbaut, in welchem ſich mehrere Tage hindurch eine dichte Menge drängte. An jenem Tage war dieſelbe zahlreicher als je, denn am Abend ſollte ein ſeltſames Schauſpiel ſtattfinden, eine Darſtellung von Scenen aus der Unterwelt durch eine Truppe von Aegyptern und Aethiopiern.

Um Mittag pflegte der Kaiſer auf kurze Zeit in ſeinen Palaſt zurückzukehren, um zu ſpeiſen und ſich auszuruhen; dort erwarteten ihn die Verſchworenen. Mit ſeinem Oheim Claudius und einigen Freunden kam er aus dem Theater; vor ihm her ſchritten die germaniſchen Krieger, die in der Regel ſeine Leibwache bildeten. Als er das Thor des Palatin paſſirt hatte, ließ er die Bedeckung auf der Straße, die zum Palaſte führte, weiter vorrücken; er ſelbſt wandte ſich und ſchritt den Kryptoporticus hinab: er wollte nach den Kindern von vornehmer Abkunft ſehen, die er

Digitized by Google

für die Spiele, welche er dem Volke zu geben gedachte, aus Asien hatte kommen lassen. An diesem abgelegenen Orte wurden sie im Gesang der Hymnen und im Waffentanz geübt. Der Tribun Chärea, der an jenem Tage gerade den Dienst hatte, eilte dem Kaiser nach; er erklärte, derselbe wolle allein sein, und hatte so dafür gesorgt, Neugierige und Höflinge zu entfernen. Darauf folgte er mit den Verschworenen dem Kaiser auf dem Fuße, näherte sich ihm, während er mit den jungen Leuten sprach, und traf ihn mit dem Schwert am Haupte. Caligula, der nur verwundet war, raffte sich, ohne ein Wort zu sprechen, auf und versuchte zu entfliehen. Aber schon hatten ihn Chärea's Mitschuldige umringt, und dreißig Dolchstiche streckten ihn zu Boden. Auf den Lärm stürzten die Soldaten der Leibwache herbei; die Verschworenen, die nicht mehr zurück konnten, weil sie sonst auf ihrem Wege den Offizieren des Kaisers und den Germanen, die ihn zu rächen kamen, begegnet wären, eilten weiter den Gang hinab bis zu der Stelle, wo sich nach Josephus das „Haus des Germanicus" befand, und gewannen dann leicht das Freie.

Die Erzählung von dem furchtbaren Tumult, der sich nach dem Tode des Kaisers erhob, muß man bei den Geschichtschreibern nachlesen. Die Germanen, denen es um den Ermordeten leid war, hieben in der Nähe des Ganges und des Palastes Alles, was sie auf ihrem Wege trafen, zusammen: Unschuldige und Schuldige fielen unter ihren Streichen. Inzwischen begann das Gerücht von dem Geschehenen sich im Theater zu verbreiten. Obgleich Jedermann es wünschte, wagte doch Niemand daran zu glauben; und was, sagt Sueton, am besten zeigt, wie groß die Furcht war, in der die Menschen lebten: man meinte, der Herrscher habe die Nachricht seines Todes selber ausgesprengt, um die, welche sich darüber freuten, bestrafen zu können. Die seltsamsten Gerüchte gingen um: man wußte sich nicht zu rathen, Niemand hatte den Muth, seine wirkliche Gesinnung kund zu thun oder von der Stelle zu weichen, als trunken von Blut und Zorn die Germanen erschienen und, überall Mitschuldige der Mörder sehend, sich auf die wehrlose Menge zu werfen drohten. Nur mit großer Mühe gelang es, sie zu beruhigen, und nun flüchteten sich die Zuschauer inmitten einer entsetzlichen Verwirrung.

Der Kryptoporticus, in welchem diese blutigen Ereignisse stattfanden, ist fast vollkommen erhalten. Wir durchschreiten ihn noch in seiner ganzen Länge, und die Phantasie kann sich leicht den schrecklichen Auftritt, der sich dort vor achtzehn Jahrhunderten abspielte, vergegenwärtigen. Wir sehen ihn wieder, diesen durch alle denkbaren Ausschweifungen erschöpften Herrscher, diesen Greis von neunundzwanzig Jahren, wie ihn Seneca und Sueton in unauslöschlichen Zügen geschildert haben, mit dem kleinen Kopf auf dem ungeheuren Körper, den hohlen Augen, der bleichen Gesichtsfarbe, dem fahlen Blicke, dem schon von Natur düsteren Antlitz, das er in seltsamer Koketterie durch absichtliche Entstellung noch abschreckender zu machen suchte. Wir folgen den Mördern von dem Augenblick, wo sie mit ihm den Gang betreten, bis zu dem Augenblick, wo sie, nach Tödtung des Kindes bei dem Vater Schutz suchend, durch das „Haus des Germanicus" entfliehen. Vielleicht ist uns eben dieses Haus durch einen glücklichen Zufall noch erhalten, denn viele Gründe sprechen dafür, daß es mit dem am Ende des Ganges fast unversehrt aufgefundenen identisch ist. (Vergl. Plan 6 und Abbildung Seite 521.)

Entdeckt wurde es von P. Rosa im Jahre 1869, und sicher ist es einer der merkwürdigsten Reste auf dem Palatin. Die Frage, wem es gehört haben kann, ist vielfach erörtert worden. Da es dem Palast des Tiberius so nahe liegt, war die Annahme natürlich, daß es das Haus seiner Familie gewesen ist, wo er geboren wurde und das ihm dann sein Vater sterbend hinterließ. So nannte man es zuerst das „Vaterhaus des Tiberius". Etwas später jedoch fand sich in den Fundamenten ein bleiernes Wasserleitungsrohr, auf welchem in kurzen Zwischenräumen und in erhabenen Buchstaben die Aufschrift Juliæ Augustæ stand. Diesen Namen — wahrscheinlich ist es der der Eigenthümerin — führten mehrere Frauen, besonders auch Livia, die Gemahlin des Augustus, und Renier ist überzeugt, daß sie hier gemeint ist. Das Haus auf dem Palatin

Digitized by Goog

wäre demnach dasjenige, in das sich Livia nach dem Tode ihres Gatten zurückzog; dort hätte sie, nach Renier, traurig und vereinsamt ihre letzten Lebensjahre zugebracht, verfolgt vom Hasse und von der Eifersucht ihres Sohnes, der darüber erröthete, daß er ihr seine Größe verdankte. Andererseits scheint unser kleines Haus den Verfassern der „Guida del Palatino", Visconti und Lanciani, dasselbe zu sein, von welchem Josephus in seinem Berichte spricht, durch das die Mörder Caligula's entwischten; sie nennen es unbedenklich das „Haus des Germanicus". Wie es sich nun auch mit diesen Meinungen, die vielleicht sogar mit einander vereinbar sind, verhalten möge, jedenfalls ist das Haus älter als der unterirdische Gang; verschiedene bauliche Details beweisen, daß es aus der Zeit des Endes der Republik oder der ersten Jahre des Kaiserreichs herrührt. Es erhielt sich inmitten der Wechselfälle und Wandlungen, die über den Palatin dahingingen; mehr und mehr versteckt und begraben von den großen Palästen, die sich rundum erhoben, war es ihm beschieden, sie alle zu überleben.

Das ganze untere Stockwerk ist vollkommen erhalten. Auf das Atrium, zu welchem einige Stufen hinabführen, öffnen sich vier Räume, die noch heute mit den schönsten Malereien, den unversehrtesten, die man in Rom entdeckt hat, geschmückt sind. Längs der Kranzgesimse laufen reizende Arabesken, Gewinde aus Blättern und Blumen mit geflügelten Genien dazwischen, phantastische Landschaften, Alles im zierlichsten Geschmack. Die Mitte der Wandfüllungen schmücken fünf große Fresken, von denen jede einen anderen Gegenstand darstellt. Die beiden an Größe und Ausführung weniger bedeutenden sind Scenen eines geheimen Gottesdienstes. Auf einem anderen, etwa drei Meter hohen Bilde sehen wir eine Straße von Rom wie durch ein offenes Fenster. Auf diese Art pflegte man die Zimmer größer und heiterer zu machen und den römischen Häusern den freien Ausblick auf die Straße, der ihnen in der Wirklichkeit gewöhnlich fehlt, künstlich zu geben. Noch heute findet man dies Verfahren. Wer je in Italien eine Reise gemacht hat, weiß, wie große Liebhaber dieser Truglandschaften und Perspectiven die modernen Italiener sind und mit welchem Talent ihre Decorationsmaler uns Derartiges vor Augen führen. Wir betreten einen Hof und erblicken auf der Mauer im Hintergrunde anstatt der matten schmutziggrauen Gipsfarbe oder des schreiend weißen Kalkbewurfs eine von schönen Gebäuden begrenzte Straßenflucht, einen Garten, ein Waldstück, in dessen Bäumen Vögel nisten, oder Weinlauben, von denen reife Trauben niederhängen. Dieser Ersatz bereitet unserem Auge, ohne daß sich dasselbe täuschen läßt, dennoch lebhaftes Vergnügen; mit Wohlgefallen genießt der Geist die je nach der Geschicklichkeit des Malers mehr oder weniger lange Illusion. Von den Künstlern, welche die Häuser der campanischen Städte und des kaiserlichen Rom decorirten, bis herab auf die, welche heute die Wände der Häuser von Genua, Mailand, Padua und Bologna mit ihren Wasserfarben schmücken, besteht eine ununterbrochene Tradition, eine von Jahrhundert zu Jahrhundert durch alle politischen Wechselfälle hindurch getreulich überlieferte Erbschaft. Der Prospect auf dem Palatin zeigt uns den Blick auf eine Straße: Häuser mit offenen Terrassen vor jedem Geschoß oder mit Balconen, die mit einem leichten, nach Art der heutigen Loggien von Säulen getragenen Dache bedeckt sind. Menschen blicken aus den Fenstern auf die Vorübergehenden. Eben tritt eine Frau aus ihrer Thür; in ihrer Gesellschaft befindet sich ein junges Mädchen, das in der Hand eine jener Schüsseln trägt, auf welche die heiligen Opferkuchen gelegt wurden; vielleicht gehen Beide, in einem Tempel in der Nähe eine Spende darzubringen. Es ist also eine wirkliche Localdarstellung, eine Straße Roms in getreuer Abbildung, und wir haben hier auch, was in Pompeji fehlt, Häuser mit mehreren Stockwerken.

Die beiden anderen Gemälde sind mythologischen Inhalts. Auf dem einen sehen wir Polyphem, wie er die Galatea verfolgt. Der Riese steht bis zur Brust im Wasser, und um zu zeigen, daß ihn seine Leidenschaft ganz beherrscht, hat der Maler hinter ihm einen kleinen ungeflügelten Liebesgott dargestellt, der auf seiner Schulter steht und ihn mit einem Bande zügelt. Galatea entflieht auf einem Hippokamp; sie wendet sich nach dem Cyklopen um;

Digitized by Google

den rechten Arm stützt sie auf das Kreuz des Pferdes, während der linke, den Hals des Thieres umschlingend, einen rothen zu den Hüften niedergleitenden Mantel festhält. Von diesem rothen Gewande und der schwarzen Pferdemähne hebt sich der weiße Leib der Nymphe glänzend ab. Im Hintergrunde erblickt man einen von hohen steilen Gestaden eingeschlossenen Meeresarm. Die Berge sind von Bäumen gekrönt, das Wasser ist noch immer klar und durchsichtig. Ich erinnere mich keiner antiken Landschaft von kühnerer und glücklicherer Naturauffassung. Die andere Freske, der Ausführung nach die schönste von allen, zeigt die Jo in dem Augenblicke, da Hermes sie von Argos befreien will. Nichts kann zierlicher und anmuthiger sein als die Haltung der trostlosen Jungfrau. Ihre Augen schlägt sie zum Himmel auf; ganz in ihren Schmerz versunken, hält sie auf der Brust kaum noch das Gewand fest, das zu Boden gleiten will. Hinter ihr naht leise, den Blicken der Jo und ihres Hüters durch einen Felsen entzogen, Hermes, während der wachsame Argos sein Opfer nicht aus den Augen läßt und bereit scheint, sich auf den furchtbaren Befreier zu stürzen. Dieses Gemälde verräth eine außerordentlich geschickte und sichere Hand, die Umrisse sind bei aller Feinheit scharf und bestimmt; die Farbenscala, die sich in verhältnißmäßig hellen Tönen hält, macht einen harmonischen, das Auge beruhigenden Eindruck. In Pompeji möchte wohl kaum eine Figur zu finden sein, die dieser Jo auf dem Palatin gleichkäme; die Verhältnisse sind hier schlanker und zarter, das Colorit durchsichtiger und milder als bei den campanischen Malern. Ist diese überlegene Feinheit der Auffassung und Ausführung durch den Umstand zu erklären, daß die Maler in Rom weit mehr Gelegenheit hatten als die in der Provinz, die griechischen Originale in der Nähe zu studiren? Ist hier besonders der Einfluß zu veranschlagen, den die reiche Wirklichkeit, von der sie umgeben waren, vielleicht auch die Erscheinung der römischen Weltdame in dem großen Culturmittelpunkt auf die Künstler ausüben mußte? W. Helbig, einer der besten Kenner der antiken Malerei, wirft ähnliche Fragen auf und scheint nicht abgeneigt, sie zu bejahen.

Es ist offenbar sehr überraschend, daß dieses zierliche Häuschen, das durch Gänge und Straßen kaum von den Kaiserpalästen getrennt ist, vom Ende der Republik bis zum Untergang des Kaiserreichs ohne bemerkenswerthe Veränderung bestehen konnte. Vielleicht schützte es die Erinnerung an die erlauchten Gäste, die es in den ersten Jahren bewohnten; vielleicht hatten auch die Kaiser, die dann folgten, einen besonderen Grund, es so sorgfältig zu unterhalten und zu restauriren.* So angenehm es auch sein mag, Kaiser oder König zu sein, manchmal wird dieses lästige Amt doch langweilig, und die Herrscher empfinden dann das Bedürfniß, ein wenig von ihrer Höhe herabzusteigen. Dies officielle und öffentliche Leben würde auch die Ausdauerndsten und Ehrgeizigsten ermüden, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein wenig Schatten und Einsamkeit es unterbräche. Ging doch selbst Ludwig XIV., der für diese beständige Repräsentation wie geschaffen und von Kindheit an daran gewöhnt war, bisweilen nach Marly, wo die Etiquette weniger streng war, um sich der von Saint-Simon so genannten „Mechanik des Hofes" zu entziehen und ein wenig mehr sich selbst anzugehören. Wer weiß, ob dieses kleine reizende Haus, das den kaiserlichen Palästen so nahe und doch von ihnen unabhängig ist, worin nichts an die höchste Würde erinnert, den von den Sorgen der Regierung ermüdeten Herrschern nicht manchmal als Zufluchtsort gedient hat? Es war ganz dazu angethan, sie zu erquicken; es bot ihnen ein Abbild des Privatlebens, nach welchem sich Jeder, der es verlassen hat, dann und wann mit Sehnsucht zurückwendet. Mir will scheinen, daß, ganz abgesehen von dem Vergnügen, das uns die schönen Malereien auf den Wänden gewähren, der Gedanke, daß Fürsten wie Vespasian oder Titus, Trajan oder Marc Aurel es oft betreten, daß sie dort im harmlosen Geplauder mit ihren Freunden angenehme Stunden verlebt haben, das Interesse seines Besuches nicht wenig erhöht.

Von Nero ist auf dem Palatin nichts übrig. Da er vor Allem am Riesenhaften

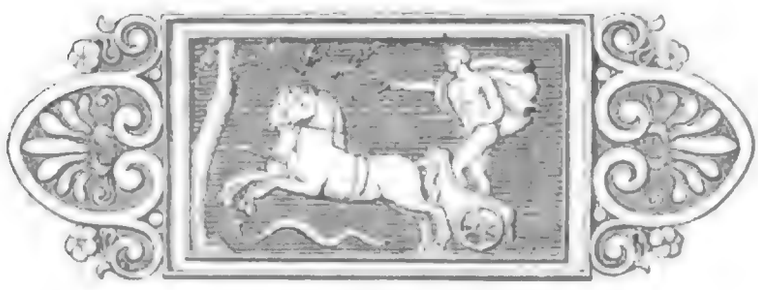
* Inschriften auf den dort gefundenen Bleiröhren beweisen, daß das Haus unter Domitian und Septimius Severus restaurirt wurde.

Digitized by Google

Geſchmack fand, ſo träumte er den Bau eines Palaſtes, der eine ganze Stadt umſchließen ſollte. Der enge Hügel, der ſchon von Tempeln und Häuſern, die auch er reſpectiren mußte, bedeckt war, gewährte ihm nicht Platz genug für die von ihm geplanten koloſſalen Anlagen; ſo beſchloß er, ſeinen Palaſt anderswo zu errichten. Bereits hatte ſich Caligula gegen das Forum hin Eingriffe erlaubt; nun kam Nero auf den Gedanken, ſich über die weite, den Palatin und Cälius vom Esquilin trennende Ebene hinweg bis zu den Gärten des Mäcenas hin auszudehnen. Nachdem die ſchreckliche, zehn Tage währende Feuersbrunſt die Häuſer, die im Wege ſtanden, fortgenommen und das Terrain frei gemacht hatte, gingen Severus und Celer, Nero's Baumeiſter, an das Werk. Ihre kühne, an überraſchenden Combinationen fruchtbare Phantaſie war ganz dazu geſchaffen, einen Herrſcher, deſſen kranker Geiſt nur an neuen Schauſpielen und außerordentlichen Einfällen Gefallen fand, zu entzücken. Sie erbauten ihm einen Palaſt, wie man noch keinen geſehen. Der ungeheure Raum, über den ſie verfügten, ward mit Anlagen jeder Art bedeckt. An den Eingang, in der Nähe des Platzes, wo Hadrian ſpäter den Tempel der Roma errichtete, ſtellten ſie die Bildſäule des Herrſchers, einen Koloß von 120 Fuß Höhe, der in der Folge in ein Bild des Sonnengottes umgewandelt wurde. Drüben am Esquilin, wo die Erde ſo fruchtbar iſt, breiteten ſich weite Wieſenflächen, Felder, Weingärten, Wälder aus, in denen wilde Thiere umherſchweiften. Im Mittelpunkt der Ebene wurde ein Teich gegraben, „groß wie ein Meer", ſagt Sueton, an deſſen Ufern maleriſche Gebäude ſich erhoben. In dem eigentlichen Palaſt aber ſtrahlte Alles von koſtbaren Metallen und von ſeltenen in die Wände eingelaſſenen Steinen. Das „Goldene Haus" war ſein Name. Da ſah man ungeheure Säulengänge, Speiſeſäle mit Tiſchen aus Elfenbein, Springbrunnen mit kleinen eingebohrten Löchern, aus denen ein unmerklich feiner Regen von köſtlichen Wohlgerüchen und Eſſenzen auf die Tafelnden herabfiel, Bäder, wo in großen Baſſins das Waſſer des Meeres und aller möglichen Schwefelquellen im Ueberfluß zu finden war. Als Nero von ſeinem neuen Hauſe Beſitz ergriff, war er gnädig genug, ſeinen Baumeiſtern, die ihn nach Wunſch bedient hatten, zu danken. Da äußerte er denn: „Nun habe ich doch endlich eine Wohnung."

* * *

(Schluß folgt.)



Digitized by Google

Zwei ſpaniſche Komödien,

ihre Wandlungen und Wanderungen.

Von

Gisbert Freiherr Vincke.

Der Spruch, daß die Bücher ihre Schickſale haben, gilt noch mehr von den Schauſpielen. Wie manches Drama wurde bei ſeinem Erſcheinen von den Zuſchauern mit Jubel begrüßt, um dann Jahre lang die Bühnen zu beherrſchen und — der Vergeſſenheit anheimzufallen. So, in unſerem Jahrhundert, unter vielen anderen „Die Schuld“ von Müllner, „Das Bild“ von Houwald; die Mode ließ ſie emporſteigen und verſinken, denn auch den Geſchmack beherrſcht die Mode, ihr iſt nur das unantaſtbar, was ſich durch reinen Werth über ſie erhebt.

Zu dieſem Kreiſe gehört das Luſtſpiel „Donna Diana“. Die ſtolze Catalonierin ward endlich beſiegt von der Liebe, ſie wird nie beſiegt von der Zeit: wie vor zweihundert Jahren huldigt ihr Alles noch heute. Aber im bunten, romantiſchen Wechſel bewegen ſich die Schickſale der Fürſtentochter, bis es ihr gelang, in Deutſchland eine zweite Heimat zu finden.

Als Donna Diana's poetiſcher Vater pflegt bei uns Moreto zu gelten; auf ſeinen Namen beruft ſich Karl Auguſt Weſt, der ihr die dauernde Stätte bei uns gründete. Wenn auch dieſe Angabe nicht unrichtig iſt, ſo wird doch neben dem Vater noch der Großvater nebſt den Seitenverwandten aufſteigender Linie zu nennen ſein, denen Donna Diana Manches zu danken hat. Ihr Stammbaum leitet zurück auf Lope de Vega, mit dem vollen Namen genannt: Frey Lope Felix de Vega Carpio.* Geboren 1562 und früh verwaiſt, wurde Lope zuerſt Soldat, dann Student in Salamanca, ſpäter Secretär im Dienſte vornehmer Spanier und wiederum Kriegsmann auf der „unüberwindlichen Armada“; nach manchem Abenteuer in der Liebe und im Kriege und nachdem ihm zwei Frauen geſtorben, trat er endlich, ein hoher Vierziger, in den geiſtlichen Stand und erreichte die Würde eines apoſtoliſchen Protonotars bei dem Erzbisthum Toledo. Nun erſt verbreitet ſich in immer weiteren Kreiſen ſein Ruhm als Dichter, er wird der gefeierte Liebling des ſpaniſchen Volkes. Wer das höchſte Schöne ausdrücken will, der wählt dazu ſeinen Namen: man ſpricht von einer Lope-Roſe, von einem Lope-Brillant. Der Dichter ſtarb 1635, er hatte Komödien geſchrieben — mehr als Sand am Meere, wenigſtens waren auch ſie nicht zu zählen. Nur der kleinſte Theil davon erſchien im Druck, die Manuſcripte verzettelten ſich oder ſie liegen vergraben im Bibliothekenſtaub; aber volle fünfzehn-

* Schack, Geſchichte der dramatiſchen Literatur und Kunſt in Spanien. Frankfurt a. M. 1854. II, 152.

Digitized by Google

hundert Komödien (kleinere dramatische Sachen nicht gerechnet) dürfen als sicher gelten. Dabei sind denn manche Wiederholungen unvermeidlich, und so finden sich auch Anklänge an die Idee der „Donna Diana" in den folgenden Stücken: La hermosa fea (Die häßliche Schöne).* Da ist Ricardo, Fürst von Polen, der aus seiner Heimat gen Lothringen zieht, weil er dort Herz und Hand der schönen Herzogin Estella zu gewinnen hofft. Die weite Fahrt verläuft ohne Abenteuer, aber in Lothringen vernimmt er, daß vor dem Auge der spröden Herzogin noch kein Mann Gnade gefunden hat, daß bis zur Stunde jeder Bewerber mit dem unvermeidlichen Korbe heimgeschickt ward. Die bedenkliche Kunde mahnt zu besonderer Vorsicht. Der Freier aus Polen brütet über Plänen, um dennoch den Sieg zu gewinnen; da kommt ihm der sinnreiche Gedanke: Estella's Eitelkeit und Neugier zu erregen, um auf diesem Wege in ihrem Herzen Verbündete zu erwerben. Ricardo verschwindet nun, ohne sich am Hofe von Lothringen zu zeigen, aber er bringt auch das Gerede herum: als der fahrende Fürst die Herzogin nur von Weitem erblickt habe, da sei sie ihm so häßlich erschienen, daß er's für gerathener hielt, lieber gleich von dannen zu ziehen. Die wunderliche Mär beschäftigt alle Zungen, sie kann der Herrin nicht verborgen bleiben, und nun fühlt Estella durch Ricardo's Verschwinden ihre Neugier gestachelt, durch seinen schlechten Geschmack ihre Eitelkeit verletzt, sie hat jetzt nur den einen Wunsch, diesen Abtrünnigen von Angesicht zu sehen, seine Huldigung zu erzwingen. Indessen ist am Hofe der Cavalier Lauro erschienen, dessen Gewandtheit das Vertrauen der Herzogin gewinnt. Als geschmeidiger Zwischenträger ihren Absichten dienend, schleicht er sich immer mehr in ihre Gunst, bis endlich Lauro die Maske abwerfen darf, um als Fürst Ricardo die stolze „Hermosa" sein zu nennen.

Ein zweites Stück führt den seltsamen Titel: El perro del hortelano (Der Hund des Gärtners).** Die Erklärung liegt in dem spanischen Sprichwort: Eres como el perro del hortelano (Du bist wie der Hund des Gärtners); dieser findet nämlich selbst keinen Geschmack daran, Kohl zu fressen, und aus egoistischer Tücke will er nun auch nicht, daß die Ziege ihn fressen soll. Ebenso kann Gräfin Diana, die Heldin des Stückes, ihren Secretär Theodor, den sie heimlich liebt, nicht zum Gatten erwählen, weil er im Range zu tief unter ihr steht, und nun — gleich dem Hunde des Gärtners — will sie auch nicht, daß die Zofe Marcella ihn als Gatten besitzen soll. Marcella harmonirt mit ihrer Herrin in der Leidenschaft für Theodor, und sie glaubt sich wiedergeliebt, weil er sich's gefallen läßt, von ihr geliebt zu werden. Seine Gutmüthigkeit hindert ihn, sie aufzuklären, da sein Herz, trotz aller Hoffnungslosigkeit, längst und ganz der Gräfin gehört. So entstehen vielfältige Verwickelungen, bei denen Diana zwischen Stolz und Liebe hin- und herschwankt. Die gewaltsame äußerliche Lösung, welche den Secretär durch Betrug zum geraubten Grafenkinde stempelt, bedünkt uns freilich allzu spanisch.

Tritt schon in diesen Stücken unverkennbare Aehnlichkeit mit unserem Lustspiel hervor, so ist das noch entschiedener der Fall bei dem folgenden: Los milagros del desprecio (Wunder wirket die Verachtung).* Hier sind die handelnden Personen:

Don Pedro Giron, Don Alonso, Don Juan, } Verehrer der
Donna Juana de la Cerda.
Donna Beatriz, deren Muhme.
Leonor, Juana's Zofe.
Donna Juana's Oheim.
Hernando, Diener des Don Pedro.

Also das vollständige Personal unserer „Donna Diana", nur mit dem Unterschiede, daß die beiden Muhmen Laura und Fenisa hier durch die eine Beatriz vertreten werden. In der Ausführung zeigt sich größere Verschiedenheit: alle Motive sind mehr äußerlich, die Fäden mehr mit materieller Nüchternheit ver-

* Eine deutsche Uebersetzung ist mir nicht bekannt.

** Deutsche Bearbeitung von L. Braunfels: Dramen aus und nach dem Spanischen. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1856. I, 149.

* Deutsch von C. A. Dohrn: Spanische Dramen. Berlin, Nicolai, 1841. II, 1.

Digitized by Google

schlungen. Daneben kommen und gehen die Personen öfter wie auf Commando. Solche rohere Behandlung war nicht zu vermeiden, nachdem Lope die Intrigue den Händen Hernando's anvertraut hatte, denn der ist der Grazioso, der Clown. Don Pedro und Donna Juana hegen kaum andere Gesinnungen als Cesar und Diana, während Muhme Beatriz es unbedenklich findet, vorkommenden Falls Liebe mit Liebe zu erwidern, weshalb sie in das Haus Juana's, wie in eine Heilanstalt, gegeben wird. Nachdem nun Don Pedro (sehr widerwillig) der spröden Juana seine Verachtung, seine nahe Rache erklärt hat, verschärft dies Hernando durch die Mittheilung, daß der Cavalier eine Andere liebe, daß er sich's bereits angelegen sein lasse, Juana dem Spotte der Welt preiszugeben, indem er sie häßlich nenne und ihr falsches Haar, falsche Zähne nachsage. Als aber die Donna, von Eifersucht gepeinigt, den Hernando beschwört, er soll ihr die Glückliche zeigen, welcher Don Pedro jetzt huldige — da schleppt der Grazioso die Aermste bei Nacht, im strömenden Platzregen auf und ab durch die Straßen. Zum Schluß fordert Juana von Pedro den Namen seiner Dame; er stellt als Bedingung, sie soll ihm ihre Hand darauf geben, bei dieser Dame vermittelnd für ihn einzutreten, und dann erklärt er: die Hand, welche jetzt in der seinigen ruhe, sei die Hand seiner Dame.

So weit reicht das Material, welches Lope de Vega hergerichtet hat; es wird noch vervollständigt durch den Dichter Tirso de Molina oder, wie sein wahrer Name lautet: Frey Gabriel Telley.* Er war geboren um das Jahr 1570, von seinen Jugenderlebnissen wissen wir nichts, im fünfzigsten Jahre wurde er Mönch und starb, nahezu achtzigjährig, als Doctor der Theologie und Prior des Klosters Soria. Auch die Zahl seiner Komödien blieb unermittelt; er schrieb deren weniger als Lope de Vega (nur etwa dreihundert), aber Lope ist der Einzige, welcher mehr schrieb als er. Freisinnige Anschauung, übermüthiger Humor, reiche Erfindung zeigen sich bei ihm im Rahmen der glänzendsten Sprache; so beherrscht er die verschiedenen Gebiete des Dramas.* Von seinen Komödien kommen hier zwei in Betracht, welche gerade nicht zu den besten zählen. Erstlich: Celos con celos se curan (Eifersucht heilt Eifersucht). Da liebt Prinz Cesar von Mailand die verführerische Marquise Sirene, und diese ist nicht bloß schön, sie will auch, daß ihre Schönheit gefallen soll, sie will absolute Herrscherin sein, nach ihrem Gefallen. Um aber den Prinzen (der bald zum Herzog von Mailand aufsteigt) desto fester an sich zu ketten, soll er eifersüchtig werden, und Sirene beglückt nun mit augenfälliger Huld den Cavalier Marco Antonio, dessen Geistesgaben solcher Auszeichnung nicht eben entsprechen. Das richtige Mittel erzielt die richtige Wirkung: der verliebte Herzog Cesar geräth in große Bestürzung. Aber sein Freund Carlos, ein nüchterner Beobachter wie der spätere Freund des Clavigo, durchschaut die List und weiß klugen Rath, ihr zu begegnen: Cesar soll Gleiches mit Gleichem vergelten; so wird denn Gräfin Narcisa durch seine Gunst ausgezeichnet. Dieser Schachzug bewährt sich glänzend: Marquise Sirene kann unter den Qualen der Eifersucht die Maske nicht festhalten, sie verräth ihre Liebe zum Herzog Cesar, und die sich finden sollten, haben sich gefunden.

Das zweite Stück Tirso's heißt: Del enemigo el primer consejo (Laß zuerst vom Feind dir rathen).** Aus der vielverzweigten Handlung schält sich folgender Kern. Graf Alfonso von Gonzaga liebte seit früher Jugend seine reizende Muhme, die Gräfin Serafine von Casale, allein sie liebt ihn nicht, und so holt er sich zweimal bei ihr einen Korb. Nun ist Alfonso der erklärte Günstling des Kaisers Friedrich; dieser hat den Ereignissen nicht gleichgültig zugesehen, er stellt jetzt der Gräfin von Casale die harte Wahl: entweder soll sie den Grafen Alfonso zum Gatten nehmen oder — auf ihren Lehnbesitz verzichten. Die Lage ist schlimm

* Schack a. a. O. II, 552.

* Er brachte auch die erste dramatische Bearbeitung der Volkssage von Don Juan Tenorio, unter dem Titel: „Der Verführer von Sevilla oder Der steinerne Gast." Damit stimmt das Libretto zu Mozart's Oper in allen Hauptpunkten überein, es ist nur wesentlich abgeschwächt.

** Eine deutsche Uebersetzung der beiden Komödien ist mir nicht bekannt.

Digitized by Google

genug; da erscheint Alfonso bei der spröden Geliebten: in hartnäckiger Großmuth will er entsagen und verschwinden, dann bleibe ihr die Wahl erspart und der Spruch des Lehnsherrn sei hinfällig. Allein Serafinens nüchterne Klugheit besorgt, ein so gewaltsames Zerhauen des Knotens werde den Zorn des Kaisers nicht von ihr abwenden, darum ersinnt sie andere Auskunft: Alfonso soll sich den Anschein geben, als ob er Serafinen vergessen habe und vielmehr jetzt die Donna Lucretia liebe, zugleich aber soll er Lucretia's Ritter, den edlen Ascanio, bestimmen, die scheinbare Neigung Serafinens zu erwidern. Diesen Rath seiner Jugendfeindin läßt sich der Graf von Gonzaga gefallen, und Ascanio übernimmt ebenfalls bereitwillig die ihm zugedachte Rolle. Das falsche Doppelspiel führt nun unausbleibliche Verwickelungen herbei, welche sich endlich dahin zuspitzen, daß die Gräfin Casale bekehrt wird und ihren getreuen Vetter Alfonso wirklich liebt, um sich mit ihm zu vermählen, während Ascanio und Lucretia einander treu bleiben.

In diesen fünf Komödien liegen alle Hauptmotive der „Donna Diana" neben einander; so fehlte nur noch der Künstler, welcher es verstand, zu finden, zu lösen und zu binden, damit das zerstreute Einzelne zum vollendeten Ganzen sich vereinige. Denn in Spanien war damals die literarische Piraterie weder ungewöhnlich noch verächtlich — ähnlich wie der Nachdruck, die typographische Piraterie, hundert Jahre später in Deutschland, wo man das Geschäft sogar „mit Allerhöchstem kaiserlichen Privilegio und Hoher obrigkeitlicher Erlaubniß" betrieb und es „eine gute, nützliche Sache" nannte, durch welche Kunst oder Wissenschaft allgemeinere Verbreitung erhalte. Spanische Dichter nahmen Plan, Gedanken, Motive, ganze Scenen sogar aus bekannten fremden Arbeiten und stellten daraus mit eigenen Verbesserungen ein neues Stück zusammen, ohne die benutzten Quellen zu erwähnen. Der geschickteste und berufenste dieser Restauratoren ist Agustin Moreto y Cabaña.* Er wurde geboren im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts; auch über seine Jugend fehlt es an näheren Nachrichten, auch er erwählte in vorgerückteren Jahren den geistlichen Beruf. Der Cardinal Moscoso machte ihn zu seinem Caplan und zum Vorsteher des Hospitals del Refugio; als solcher starb er 1669. In seinem Testament verlangte Moreto ausdrücklich ein unehrliches Begräbniß auf dem „Acker der Erhenkten", und es bleibt zweifelhaft, ob diese eigenthümliche Forderung aus Zerknirschung über eine bestimmte Schuld hervorging oder aus allzu demüthiger Bescheidenheit, denn für die Behauptung, daß der Dichter Balthasar Elisio de Medinilla von seiner Hand gefallen sei, fehlt der ausreichende Beweis. Als Dramatiker gebot Moreto über psychologische Wahrheit, feste Charakterzeichnung, feine Behandlung des Dialogs; dazu kam ein gesunder anmuthiger Humor und genaue Kenntniß der Bühnenwirkung. So ist nicht zu leugnen, daß die fremden Federn, denen der eigene Glanz öfter fehlte, erst unter seiner Hand sich zum glänzenden Schmucke gestalteten. In solcher Weise benutzte er, was ihm brauchbar schien, aus den fünf vorhandenen Stücken Lope's und Tirso's; er verarbeitete das entlehnte Metall mit eigener werthvoller Zuthat, wobei auch die Charaktere sowohl vertieft als schärfer umrissen wurden — und es entstand seine vielbewunderte Komödie: El desden con el desden (Trotz wird nur durch Trotz bezwungen).* Personen, Acteintheilung, Scenenfolge — das Alles findet sich, mit unwesentlichen Abweichungen, in unserer „Donna Diana" wieder; nur die Namen sind zum Theil andere: Cesar heißt Carlos, Zose Floretta heißt Laura und Muhme Laura ist dagegen die Hofdame Cintia, Perin wird durch den Grazioso Polilla vertreten, welcher — wie bei Lope: „Wunder wirket die Verachtung" — als Diener des Helden auftritt. Moreto fühlte sehr wohl, daß der Grazioso auf seiner tieferen Stufe als seiner Stratege nicht zu gebrauchen sei. Darum kommt Carlos selbst auf den Gedanken, die spröde Dame durch List zu besiegen, ihren Trotz durch Trotz zu überwältigen;** und darum

* Schack a. a. O. III, 328.

* Deutsch von C. A. Dohrn: Spanische Dramen, II, 127.

** Schack (III, 356) irrt in der Angabe, daß Polilla dem Carlos diesen Rath ertheile.

Digitized by Google

giebt er seinem Diener die Exposition des Stückes in einer fortlaufenden Rede von dreihundertundzwölf kurzen Verszeilen. Dem Zeitgeschmack entsprach das, und wenn es dieser Rede an Ueberladung und Wiederholung nicht fehlt, so mildert sich doch Beides in der melodiösen, bilderreichen Sprache durch fließenden Vortrag. Polilla führt sich dann bei Dianen ein in burlesker Doctortracht als geschworener Feind der Liebe (I, 6), und eben deshalb gestattet sie ihm, ferner in ihrer Umgebung zu bleiben. „Trotz wird nur durch Trotz bezwungen" ist ein Stück von feinster Arbeit, nach Stoff und Form, es gilt als das beste spanische Lustspiel.

Mit der Erreichung dieses höchsten Zieles hatte „Donna Diana" in Spanien ihre Laufbahn abgeschlossen, die Wanderschaft konnte beginnen, und sie überschritt jetzt die Pyrenäen zu einem flüchtigen Besuche in Frankreich. Hier herrschte der sechsundzwanzigjährige Ludwig XIV., dessen Devise: „Der Staat bin ich!" darauf berechnet schien, dem Patriotismus der schönen Bewohnerinnen seines schönen Landes als Leitstern zu dienen. Es war im Frühling des Jahres 1664, als Ludwig beschloß, den beiden Königinnen — seiner Mutter, Anna von Oesterreich, und seiner Gemahlin, der Infantin Maria Theresia — eine Reihe von Festlichkeiten zu veranstalten; sie sollten zu Versailles im Freien stattfinden und durch den Reiz des völlig Neuen überraschen. Die Anordnung wurde dem ersten Kammerherrn Herzog von St. Aignan übertragen, der rühmlichst bekannte Architekt Gasparo Vigarani aus Reggio stand ihm zur Seite. Der Herzog entnahm die leitende Idee für die drei ersten Tage dem siebenten Gesange von Ariost's „Orlando Furioso", wo Rüdiger auf Alcinens Zauberinsel verweilt, und so gab er diesen Lustbarkeiten den allgemeinen Titel: „Les Plaisirs de l'Ile enchantée." Rüdiger war Ludwig selbst, als Paladine umgaben ihn die Großen seines Hofes; weitverzweigte Allegorien rankten sich wie Arabesken um die verschiedenen Darstellungen. Auf Befehl des Königs sollte auch sein Hofdichter und Hofschauspieler Jean Baptiste Poquelin genannt Molière eine dramatische Aufführung dazu beisteuern.

Für die Zeit vom 5. bis zum 14. Mai waren sechshundert Gäste nach Versailles eingeladen, allabendlich wurde die Nacht in Tag verwandelt durch unzählige Fackeln und Kerzen. Am 7. Mai um sechs Uhr nahm der Cyklus von Lustbarkeiten seinen Anfang. Das Programm dieses Abends brachte zunächst einen glänzenden Maskenzug, hierauf Ringelstechen, Concert, Ballet und Tafel. Am 8. Mai begannen abermals Maskenspiele, ihnen folgte: La Princesse d'Elide (Die Prinzessin von Elis), Komödie mit Ballet in fünf Acten von Molière. Dazu war der Stoff des Moreto'schen Lustspiels „El desden con el desden" in seinen Grundzügen verwendet. Weil aber die Komödie, als Theil des Ganzen, sich ebenfalls dem allgemeinen Rahmen einfügen mußte, so wurde die Scene nach Griechenland um ein paar tausend Jahre zurückverlegt — wenigstens dem Namen nach; denn die Zuschauer fühlten sich nur auf dem Boden von Versailles, und Niemand war im Zweifel, wen der Prinzenhofmeister Arbaces meinte mit seiner Tirade:

„Je dirai —
Que ce tribut, qu'on rend aux traits d'un beau visage,
De la beauté d'une âme est un clair témoignage,
Et qu'il est malaisé que, sans être amoureux,
Un jeune prince soit le grand et généreux.
C'est une qualité que j'aime en un monarque;
La tendresse du cœur est une grande marque,
Que d'un prince à votre âge on peut tout présumer,
Dès qu'on voit que son âme est capable d'aimer."

Aber schäferlich wird man angemuthet durch das Personenverzeichniß:

Iphitas, Fürst von Elis.
Die Prinzessin, seine Tochter.
Aglante, Cynthia } ihre Muhmen.
Euryalus, Fürst von Ithaka.
Aristomenes, Fürst von Messene.
Theokles, Fürst von Pylos.
Arbaces, Erzieher des Fürsten von Ithaka.
Moron, lustiger Rath der Prinzessin.
Phyllis, deren Zofe.
Lycas, Diener des Iphitas.

Hinzugekommen sind hier nur: Arbaces, als der unvermeidliche „Vertraute", welcher die Exposition über sich ergehen läßt und damit seine Schuldigkeit gethan hat,

Digitized by Google

und Lycas, der sich mit zwei Worten begnügt. Molière begann das Stück im breiten Flusse pomphafter Alexandriner; so war der erste Act beendigt, der zweite begonnen, als ein Gebot des Königs die Beschleunigung der Aufführung anordnete. Der Hofpoet mußte dem Machtspruch gehorchen, die Poesie wollte sich nicht gebieten lassen — und der stolze Alexandriner verwandelte sich plötzlich in die bescheidenere Prosa, während noch einige breiter angelegte Scenen gekürzt wurden. Dadurch trägt das Ganze den Charakter des Ungleichmäßigen, Uebereilten. Bewunderung verdient indeß die scenische Gewandtheit des Autors, mit der er einen Prolog und fünf Zwischenspiele, welche meist in Ballet auslaufen, den Acten nicht bloß anschweißte, sondern eine organische Verbindung zwischen diesen überflüssigen Zierrathen und der ernsteren Handlung herzustellen wußte. An Personen treten hier noch hinzu: Aurora; Climene; Tyrsis, ein Schäfer; Lyciscas, Führer der Meute; ein Bär; Jäger, Satyrn, Schäfer, Schäferinnen. Molière selbst gab den Moron und Lyciscas. Das Stück wurde im Sommer 1664 zu Fontainebleau mehrmals wiederholt und im nächsten Winter auf dem Theater des Palais-Royal fünfundzwanzigmal nach einander gegeben; erhalten hat es sich nicht auf der französischen Bühne.

Nach diesem äußerlich glänzenden Debut in der Fremde verging geraume Zeit, bis Donna Diana wieder einmal die Grenzen ihrer Heimat überschritt; erst nach mehr denn hundert Jahren erschien sie jenseits der Alpen in Italien. Am 8. Februar 1772 wurde auf dem Theater San-Salvatore zu Venedig von der Truppe Sacchi zum ersten Male dargestellt und alsbald an achtzehn Abenden hinter einander wiederholt: La principessa filosofa (Die philosophische Prinzessin), Drama in drei Aufzügen vom Grafen Carlo Gozzi. Derselbe (geb. 1718) hatte zunächst eine Reihe von Zaubergeschichten und Märchen — unter diesen auch die Turandot, welche uns Schiller gewann — dramatisch behandelt; er war dafür von der Kritik angefeindet, vom Publikum mit lebhaftem Beifall begrüßt worden. Später wählte Gozzi verschiedene spanische Stoffe, die er der italienischen Bühne durch seine Bearbeitung zuführte, und zu diesen gehört auch „Die philosophische Prinzessin", welche nicht etwa der Molière'schen „Prinzessin von Elis", sondern der Komödie Moreto's nachgebildet ist. Das Stück war bestimmt für die Schauspielerin Theodora Ricci Bartholi, erste Liebhaberin des italienischen Theaters in Paris, ihren Vornamen trägt deshalb die Prinzessin; aber auch von den übrigen Namen sind die meisten geändert. Es ist eigenthümlich, daß jeder Bearbeiter fürs Erste bei den handelnden Personen zum Wiedertäufer ward. So verwandelt sich auch Moreto's Grazioso Polilla in Gianetto, Secretär und Vertrauter der Donna Theodora. Gozzi hat ihm den Grazioso-Charakter nicht abgestreift, allein er wird doch um eine starke Stufe emporgehoben, schon durch seine Stellung zur Prinzessin, und so kann ihm denn die Erfindung und Leitung auch der feineren Intrigue wieder anvertraut werden. Donna Theodora hat im Einklang mit dem gewählten Titel eine starke Dosis von Philosophie erhalten; manches Einzelne ist mehr abgerundet und vertieft, dabei wird aber der Ton des Ganzen nach dem Zeitgeschmack wesentlich herabgezogen zu komischer Wirkung. Der Gang des Stückes folgt Act für Act, Scene für Scene dem Moreto'schen Vorbilde.

Gozzi's Werke erschienen in deutscher Uebersetzung von Friedr. August Clemens Werthes (geb. 1748).* So gelangte „Die philosophische Prinzessin" schon im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts auf die deutsche Bühne, wo ihr — wie bisher überall — die Gunst des Publikums zu Theil wurde. Das veranlaßte den Wiener Hoftheatersecretär und Dramaturgen des Burgtheaters Josef Schreyvogel, welcher sich den wohlklingenderen Schriftstellernamen Thomas West oder Karl August West beilegte, zu neuer Bearbeitung des alten Lustspiels.** Dieselbe wurde zum ersten Mal gegeben

* Theatralische Werke von Carlo Gozzi. Aus dem Italienischen übersetzt. 5 Bde. Bern, bei der neuen typographischen Gesellschaft. 1777 bis 1779.

** Donna Diana. Lustspiel in drei Acten. Nach dem Spanischen des Don Agustin Moreto von K. A. West. Zweite Auflage. Wien 1823, J. B. Wallishausser.

Digitized by Google

am 18. November 1816, sie ging über alle deutschen Bühnen und blieb fortdauernd Repertoirestück. West hat aber nicht zunächst nach Moreto gearbeitet, wie er das auf dem Titel angiebt, sondern er folgt meist Gozzi's Text in der Werthes'schen Uebersetzung, deren Ausdrücke oft wörtlich beibehalten sind. Sein Perin, als Vertrauter der Prinzessin, ist abermals um eine Stufe gehoben; Diana schüttelt mit Glück den philosophischen Ballast ab, in welchem sich eine bedenkliche Portion Langeweile barg; Bühnenerfahrung belebt und beschleunigt den Dialog. Dem Stück wird nicht bloß der Schmuck des Verses, des leicht hingleitenden Reimes wiedergegeben, auch mancher glückliche Gedanke in anmuthiger, fein zugespitzter Form bereichert dasselbe. Hinzugefügt hat zunächst West die achte Scene im dritten Acte, wo Don Luis der Donna Laura seine Liebe erklärt, sodann Adolf Müllner die siebente Scene ebenda, in der Don Gaston sein Herz der Donna Fenisa zu Füßen legt. Offenbar leitete Einen wie den Anderen der Gedanke, das Verhältniß dieser beiden Liebespaare tiefer zu motiviren, damit nicht deren schließliche Vereinigung rein conventionell erscheine, wobei man in Spanien allerdings kein Bedenken fand. Der gute Zweck entspricht deutscher Anschauung, es ist aber nicht zu leugnen, daß die neuen Scenen in ihrer Ausdehnung von mehr als hundert Verszeilen den zum Schlusse drängenden Fluß der Haupthandlung ungebührlich aufhalten. Besonderen Dank schulden wir West endlich noch dafür, daß Don Cesar sich nicht mehr einer Lorgnette bedient und das Tabakschnupfen aufgegeben hat — zwei Attribute, durch die ihn Gozzi der damaligen Gegenwart assimilirte.

Eine neue Ausgabe der West'schen Donna Diana* hat, wie die Vorrede sagt, „im Versbau und Ausdruck nachgeholfen". Diese Nachhülfe besteht wesentlich darin, daß sämmtliche Verszeilen durch Einfügung meist recht übler Flickwörter auf die Uniformität der fünffüßigen Jamben gebracht wurden. Das Ohr des neuen Johann Ballhorn war leider nicht fein genug, um herauszuhören, wie gerade durch den öfteren Wechsel der längeren und kürzeren Verszeilen die Rede an rhythmischem Wohllaut unendlich gewinnt.* Das ist Donna Diana's Lebenslauf durch zwei volle Jahrhunderte.

Nicht minder buntbewegt waren die Schicksale einer anderen spanischen Komödie, nur der Ausgang gestaltete sich hier völlig verschieden. Lope de Vega ist wiederum der ursprüngliche Autor, er nannte sein Stück: El mayor imposible (Das Unmöglichste von Allem). Wir haben eine Uebersetzung desselben von Ludwig Braunfels,** welche sich den Meisterwerken der Schlegel, Gries, Malsburg würdig anreiht, ja sie übertrifft diese noch in einem Punkt. Schlegel und seine Nachfolger hatten es versucht, die spanische Assonanz, welche sich durch manches Hundert Verszeilen fortzieht, auf gleiche Weise deutsch wiederzugeben. Allein die spanische Assonanz bringt vorwiegend in zwei Silben zwei volle Vocale, die deutsche dagegen sieht sich in der zweiten Silbe auf das flüchtige e hingewiesen. Aus diesem Grunde blieb Mühe und Kunst der Uebersetzer fruchtlos: die deutsche Assonanz wurde auch dem geübten Ohre kaum bemerkbar, der Zweck war mithin verfehlt. Braunfels hat nun mit doppelter Kunst und Mühe nicht bloß die Assonanzenreihen wiedergegeben, er hat dieselben zugleich fortlaufend gereimt, so daß sie voll ins Ohr fallen.*** Das Lustspiel El mayor

* Zur Aufführung des Lustspiels sind sechs Musikstücke erforderlich: 1) Marsch (II, 5, in fine); 2) Präludium (II, 10, in fine); 3) Musik hinter der Scene (II, 11); 4) ein kurzes Musikstück (II, 11, in fine); 5) Gesang zur Guitarre (III, 3); 6) Gesang (III, 3). Ein musikalischer Freund theilt mir mit, daß zur ersten Aufführung des Stückes in Dresden (2. October 1817) Karl Maria v. Weber die Musikstücke 1 bis 4 componirt habe, und zwar: 1) Marsch für Trompeten und Pauken; 2) Solo für zwei Guitarren; 3) Menuett für Flöte, Viola, Guitarre; 4) Romanze für Guitarre und Harfe. Adalbert Gyrowetz wird als Componist der beiden anderen bezeichnet: 5) eine Tenorstimme mit Guitarre; 6) eine Tenorstimme mit Begleitung von Guitarre, Flöte, zwei Clarinetten, zwei Fagotten, zwei Trompeten und Pauken.

* Classische Theater-Bibliothek aller Nationen. Stuttgart, Carl Hoffmann. Nr. 15.

** Dramen aus und nach dem Spanischen. II, 1.

*** Allerdings war er nicht der Erste mit diesem Versuch, den vor ihm schon G. N. Bärmann und C. Richard (Calderon's Schauspiele. Zwickau, Gebr. Schumann, 1824 bis 1827. 12. Bdchn.) ange-

Digitized by Google

imposible zählt zu den besten des fruchtbaren Lope — durch festes Knüpfen und leichtes Lösen der mannigfaltigen Knoten:

In Neapel war die Königin Antonia von einem verzehrenden Fieber heimgesucht, und das machte ihr um so mehr Bekümmerniß, weil sie unter vielen Freiern dem Prinzen von Aragonien ihre Hand versprochen hatte und seiner Ankunft entgegensah. Nachdem nun alle Kunst der Aerzte sich ohnmächtig erwiesen, ließ sie öffentlich verkündigen, daß Derjenige, welcher die Krankheit zu bannen vermöchte, eine reiche Belohnung erhalten sollte. An den Tagen aber, wenn das Fieber sich nicht einstellte, veranstaltete die Königin anmuthige Festlichkeiten, bei denen Dichtkunst, Schauspiel, Tanz und Gesang um den Preis stritten, und ihre Cavaliere waren dann eifrig bemüht, Räthselspiele oder Liebesgedichte abzufassen, welche von ihnen vorgetragen wurden, um die Königin zu erheitern. Unter diesen Cavalieren befand sich auch ein gewisser Roberto aus einem der vornehmsten Geschlechter, welches mit dem Kronfeldherrn von Aragonien in naher Verwandtschaft stand; und dieser Roberto hatte eine Schwester Namens Diana bei sich zu Hause, denn ihre Eltern lebten nicht mehr, die war sehr schön und klug, aber zugleich stolz und keck. Nun begab sich's bei einem der Feste, daß die Königin verlangte, ein Jeder sollte erklären, was ihm in der Welt als das Unmöglichste erschiene. Da wußten denn die Cavaliere nach der Reihe gar verschiedene Dinge zu nennen, bis endlich die Königin sagte, sie hätten allesammt nicht das Richtige getroffen; das Unmöglichste sei, ein Weib zu hüten, in dessen Herzen die Liebe wohne. Dagegen stritt aber Roberto und meinte, daß vielmehr Folgsamkeit und Schwäche die Eigenschaften der Weiber wären. „Ich habe eine Schwester," fuhr er fort, „welche die Pflichten ihres Standes zu erfüllen weiß und darum keinen Dank verdient. Aber wenn sie auch nicht selber ihrer Ehre hütete, so würde ich's doch zu verhindern wissen, daß selbst der Schlaueste ihr nahen könnte." Ihm widersprach alsbald Lisardo; der war ein stattlicher Mann, noch in jugendlichem Alter, und der Königin vertrauter Rath. So verfocht er denn die Meinung seiner Herrin, daß ein Weib, welches in Wahrheit liebe, unmöglich zu hüten sei; und diese sprach ihm heimlich zu, er solle, um Roberto zu bestrafen, dessen Schwester Diana erobern. Lisardo verhieß ihr das gern, denn er hatte schon ein Auge auf die schöne Diana geworfen. Als Roberto an dem Abend vom Hofe heimging, war ihm der Vorfall nicht angenehm; er berichtete ihn gleich seinem alten Hofmeister Fulgencio, der noch bei ihm wohnte, und beauftragte diesen, daß er Niemand, wer es auch sein möge, in das Haus einlasse, mit dem Hinzufügen, seiner Schwester solle die Sache verborgen bleiben. Der alte Fulgencio war indessen anderer Ansicht, darum erzählte er im Gegentheil Dianen den ganzen Hergang, damit sie der Königin zeigen solle, ihre Tugend zu besiegen, sei unmöglich; und zu gleicher Zeit warnte er sie vor Lisardo, der durch die Vorzüge seines Körpers und Geistes ein gar gefährlicher Mann sei. Dadurch wurde aber nur der Eigensinn Dianens gestachelt, zumal es sie schon verdrossen hatte, daß der vielgepriesene Lisardo ihr bisher keine Aufmerksamkeit schenkte. Indessen befahl Lisardo seinem schlauen Diener Ramon, er solle ihm auf jeden Fall noch an dem nämlichen Abend ein Stelldichein mit Diana verschaffen. Ramon erwiderte, daß dies leicht zu bewerkstelligen sei; er verkleidete sich als vlämischer Hausirer, und in der Straße, wo Roberto wohnte, rief er die kostbarsten Waaren zum Verkauf aus. Diana sammt ihrer Zofe Celia wollten die lockenden Dinge in der Nähe sehen, und Fulgencio verstattete dem fremden Hausirer ohne Bedenken den Eintritt. Der kramte gleich seine Juwelen und Schmucksachen aus, unter denen sich auch ein reich eingefaßtes Bildniß Lisardo's befand. Als Dianen dasselbe wohlgefiel, erzählte der Kaufmann unbefangen, daß es einer Dame bestimmt sei, die Herr Lisardo liebe, und sie heiße Diana, eine Verwandte

stellt hatten; aber er war der Erste, dem dieser Versuch durch den leichten Fluß seiner Verse gelang. Jene Uebersetzer brachten auch die deutschen Assonanzen a-a, e-a, o-i, a-o, u-a, e-i in nicht gewinnender Weise; denn abgesehen von der unvermeidlichen Gezwungenheit, wird eine unerträgliche Schwerfälligkeit dadurch herbeigeführt, daß die weit überwiegende Mehrzahl dieser volleren Assonanzen aus Spondäen besteht.

Digitized by Google

des Kronfeldherrn von Aragonien. Auf ihren Wunsch ließ er ihr nun das Bild, aber erst nachdem sie dafür ihr eigenes Bild gegeben hatte, denn sie durchschaute längst, welche Bewandtniß es mit dem vlämischen Kaufmann habe. Bald darauf kam Roberto heim, und von steter Sorge gequält, durchsuchte er das Zimmer seiner Schwester; da fand sich Lisardo's Bild, und er gerieth in den heftigsten Zorn. Diana hatte jedoch nach der Entdeckung schnell ein Briefchen an den Hausirer abgeschickt, das ihm Weisung ertheilte; sie behauptete auf des Bruders Vorwürfe, ihre Zofe Celia habe beim Kirchgange das Bild gefunden, und zu gleicher Zeit hörte man schon, wie draußen auf der Straße das verlorene Bild ausgeschellt wurde, wodurch denn Roberto ganz beruhigt war, so daß er die Schwester um Verzeihung bat. Noch an dem nämlichen Morgen erschien Ramon in reicher Kleidung als Don Pedro, Stallmeister des Kronfeldherrn von Aragonien, und brachte in dessen Namen zum Geschenk für seinen Vetter Roberto sechs edle Pferde, prächtig gesattelt und gezäumt, welche ihm dienen sollten, wenn die Königin ihre Hochzeit hielte. Zugleich überreichte er ein Schreiben des Kronfeldherrn, daß der Stallmeister auf die Wartung der Pferde bedacht sein müsse, und so wurde dieser von Roberto im Hause gastlich aufgenommen. Die Pferde waren ihm aber von der Königin gegeben worden. Für Diana brachte der Stallmeister als Geschenk ein Kästchen, mit Elfenbein und Gold ausgelegt, darin befand sich ein Brief Lisardo's, der ihr dessen Liebe erklärte und dann weiter mittheilte, er müsse sie selber sprechen; zu dem Ende wolle er am nämlichen Abend bei ihr im Hause ihres Bruders sein. Das wurde nun auf diese Weise angestellt. In der Dämmerung kam Albano, ein Freund Lisardo's, als Lastträger verkleidet, mit dem Koffer des Stallmeisters Don Pedro, den er abstellte, worauf er wieder fortging. Unter seinem Mantel verborgen schlich sich Lisardo ein, der im Gebüsch des Gartens leicht ein Versteck fand; davon erhielt Diana Kenntniß durch Ramon. Roberto hatte an diesem Abend den Cavalier Feniso zum Nachtessen eingeladen und versprach ihm die Hand seiner Schwester, weil er meinte, alsdann der lästigen Hüterpflicht am besten überhoben zu sein. Aber Diana sagte, daß sie baden wolle, stand auf vom Nachtessen unter diesem Vorwand und ging, von Celia begleitet, in den Garten, wo sie sich mit Lisardo verständigte. Darauf hieß sie diesen die Kleider ihrer Zofe anziehen, brachte ihn so in das Haus und hielt ihn dort sieben Tage lang verborgen in einem dunklen Gange. Da hatten die Beiden nun alle Zeit zum Aussprechen, wobei sie sich ihrer Liebe versicherten. Eine Sclavin entdeckte durch Zufall endlich den fremden Mann, aber Lisardo war rasch entschlossen, vermummte sich und erzwang mit Degen und Pistole von den erschrockenen Dienern seinen Ausgang. Roberto, als ihm das berichtet wurde, erklärte seiner Schwester zornig, daß er sie noch heute in ein Kloster bringen werde. Aber der schlaue Stallmeister Don Pedro wußte dafür schon wieder guten Rath: er bekam auf einmal heftige Krämpfe, und während Fulgencio mit den Dienern sorglich um ihn bemüht war, nützte Diana die Gelegenheit: sie entfloh mit Celia, vermummt und maskirt, aus dem Hause auf die Straße, wo schon Lisardo ihrer harrte. Da kam Roberto des Weges, begleitet von seinem Freunde Feniso; die Frauen geriethen in tödliche Angst, aber Lisardo erzählte den beiden Männern unverzüglich, seine Begleiterinnen befänden sich auf der Flucht vor einem Gatten, der sie mit thörichter Eifersucht gequält und darum in strengster Hut gehalten habe. Allsogleich boten Roberto sammt Feniso ritterlich ihren Beistand an und geleiteten die Drei bis zum Hause Lisardo's. Inzwischen war es dem klugen Ramon gelungen, die Königin durch einen jähen Schreck vom Fieber völlig zu heilen, so daß sie den Prinzen, ihren Bräutigam, in neuer Gesundheit empfangen konnte, als er aus Aragonien ankam. Da stürzte Roberto herein und beschwor die Königin fußfällig um Gerechtigkeit gegen den Räuber seiner Ehre und seiner Schwester, weil er bei der Heimkunft das Haus leer gefunden. Aber Lisardo hatte Diana gleich in den Palast zur Königin gebracht und sie ihrem Schutze empfohlen, so erbat er von dieser jetzt die Hand der Dame. Roberto konnte

Digitized by Google

nichts dawider einwenden, weil das Geschlecht Lisardo's zu den edelsten zählte, so daß nunmehr statt Blutvergießens Friede und Einigkeit waltete. Dann empfing der kluge Ramon für seine guten Dienste von allen Seiten den Lohn: die Königin beschenkte ihn noch reicher als sein Herr Lisardo, und Diana gab ihm ihre Zofe Celia zur Frau. War es doch Ramon gelungen, den Ausspruch der Königin zu beweisen, daß ein Weib zu hüten von allen Dingen das unmöglichste sei.

So etwa könnte die alte Novelle lauten — wenn Lope aus einer solchen den Stoff seines Stückes geschöpft hätte. Königin Antonia mit ihrem Hofe umfaßt als glänzender Rahmen die Komödie, hier wird das Thema gestellt, welches dann die Haupthandlung in reichster Abwechselung weiterspielt, hier endlich schließt sich der Ring durch die Vermittelung der Königin.

Und wiederum war es Moreto, der sich des fremden Lustspiels dreist bemächtigte, um daraus ein eigenes herzustellen — nicht eben mit dem öfter bewährten Geschick. Sein Stück heißt: No puede ser, guardar una muger (Weiber hüten, ist nicht möglich).* Der Schauplatz wird nach Madrid verlegt, alle Personennamen sind geändert, Königin und Hof werden beseitigt, so daß die Handlung ganz in häuslichen Kreisen vorgeht. Donna Blanca de Peralta veranstaltet die poetische Akademie, hier wird das Thema: „Weiber hüten, ist nicht möglich", abgehandelt, welches zum Streit zwischen Don Pedro (Roberto) und Don Felix (Lisardo) führt. Nun will aber Donna Blanca, die Braut ihres Vetters Pedro, sich demselben nicht eher vermählen, als bis er von seinem eifersüchtigen Wahne, daß die Weiber strengster Hut bedürften, geheilt worden sei. Aus diesem Grunde bittet Blanca den Don Felix, die Heilung zu übernehmen und trotz aller Wachsamkeit Pedro's seine Schwester Ines (Diana) zu erobern. Diese Aenderung ist allerdings insofern eine glückliche, weil dadurch der Rahmen fester mit der Haupthandlung verknüpft wird, als es bei Lope der Fall war, wo nur Aerger und Widerspruchsgeist der Königin das Motiv bilden. Im Weiteren folgen die Intriguen dem Plane Lope's, aber Alles ist gröber, gewöhnlicher, der Charakter des Grazioso (Ramon) tiefer ins Burleske herabgezogen. So verwandelt sich der vlämische Kaufmann mit seinem Reichthum glänzenden Schmucks in den Schneider, welcher das Maß nehmen will und Kleiderstoffe vorzeigt. Aus dem Stallmeister des Kronfeldherrn von Aragonien wird ein halbverrückter Mexicaner, der bei Hofe Wichtiges betreiben soll und von einem in Mexico lebenden Vetter Briefe nebst Geschenken bringt, die letzteren sind im nächsten Kramladen gekauft. Don Pedro's Haus thut sich dem Fremden um so leichter auf, weil dieser angeblich von Schwindel und Herzklopfen befallen wird, wenn ihm Abends ein Weib zu Gesichte kommt. Er erzählt (nachdem Pedro das Bild des Don Felix bei Ines gefunden), daß Felix der bestimmte Bräutigam seiner in Mexico lebenden Schwester sei, dessen Bild ihm auf der Straße abhanden gekommen. Damit fällt die hübsche Wendung fort, daß das Bild draußen ausgeschellt wird, während der Bruder über dasselbe in höchsten Zorn gerieth. Am Abend ist Pedro mit dem Fremden im Garten, und Beide stürzen auf die Straße, als draußen unter Degenklirren um Hülfe gerufen wird, wo dann Felix durch die offene Gartenthür eintreten kann. Nachdem Pedro entdeckt hat, daß ein Mann sich im Hause befinde, wird ihm Felix als der künftige Schwager des Mexicaners vorgestellt. Um Ines und die Zofe Manuela herauszuschaffen, heißt sie der Grazioso sich verlarven und jagt sie dann fort im Verein mit den Wächtern — als zwei leichtfertige Weiber, die sich in sein Zimmer geschlichen und ihn tödlich erschreckt hätten. Schließlich findet Pedro die Schwester nebst der Zofe bei Donna Blanca, er giebt sich besiegt und erkennt an, daß Weiber zu hüten nicht möglich sei.

Damit war in Spanien die Wandlung der Komödie beendet, sie begann nun alsbald ihre Wanderung und zwar zunächst nach England. Hier erschien 1668: Tarugo's Wiles, or: The Coffee-house. Comedy by Sir Thomas St. Serle.

* Unter diesem Titel übersetzt von G. Richard. Aachen und Leipzig, bei J. A. Mayer, 1826. Die Assonanzen sind gereimt, aber recht unbeholfen wie die ganze Uebersetzung.

Digitized by Google

Tarugo ist der Grazioso, er leitet auch hier die Intrigue des Stückes, welches auf spanischem Boden blieb. Vielleicht war dies der Grund, daß es bei der Darstellung im Theater des Herzogs von York (nachmals Jakob II.) nicht den Beifall des Publikums erhielt, während die Kritik ihm Lob spendete und ganz besonders eine Kaffeehaus-Scene (Act III) rühmte. Einige Jahre später bat der dramatische Dichter John Crown den ihm gewogenen König Karl II. um die Verleihung eines Amtes, damit er seine Zukunft gesichert sähe. Der König ertheilte ihm gern die Zusage, verlangte aber, daß Crown vorher noch eine letzte Komödie schreiben solle und gab ihm als Stoff Moreto's „No puede ser". Crown ging sofort an die Arbeit, er ließ sich darin nicht beirren, als ihm mitgetheilt wurde, daß derselbe Stoff schon früher auf der englischen Bühne erschienen sei, und beendete bald sein possenartiges Lustspiel: Sir Courtly Nice, or: It cannot be.* Die Handlung folgt im Wesentlichen dem spanischen Vorbild, aber sie spielt in London und ist ganz auf englischen Boden verpflanzt, unter Hinzufügung einiger Personen und Episoden. Alles wird mit überflüssiger Breite ins Burleske herabgezogen, die Charakterzeichnung geht bis zur Caricatur, der Ausdruck leistet das Allerderbste. Sir Courtly Nice, ein alberner Geck, ist der Liebhaber, den Lord Belguard seiner streng gehüteten Schwester Leonora zum Manne geben will; ihr droht Enterbung, wenn sie sich gegen den Willen des Bruders verheirathet. Zwischen den Belguards und der Familie des von Leonora geliebten Farewel besteht ein uralter Haß. Als Leonorens Wächter sind bestellt: eine altjungferliche, stets verliebte Tante, ein Vetter Hothead, der alle Betbrüder haßt, und ein puritanischer Betbruder Testimony; diese Beiden sollen sich gegenseitig im Schach halten. Lord Belguard's Braut, Lady Violante, will sich ihm erst dann vermählen, wenn sein thörichtes Mißtrauen gegen die Frauen geheilt ist; so geht von ihr die Intrigue aus, unter Beseitigung der poetischen Akademie. Die Rolle des Grazioso übernimmt Crack, ein verlaufener Student. — Am Tage der letzten Probe dieses Lustspiels erlitt König Karl einen Schlaganfall, welcher nach drei Tagen seinen Tod herbeiführte — damit war Crown's glückliche Aussicht vernichtet. Aber sein Stück gefiel, es erhielt sich lange Zeit auf der englischen Bühne; Sir Courtly Nice war eine der beliebtesten Rollen des bekannten Schauspielers Colley Cibber.

Nachdem hundert Jahre vergangen waren, erschienen fast gleichzeitig zwei Uebersetzungen und eine Bearbeitung einer französischen äußerst freien Benutzung des spanischen Stoffes:* The Midnight Hour, or War of Wits (anonym), London 1787; Diamond cut Diamond, by Lady Wallace, London 1787 (nicht aufgeführt); The Midnight Hour,** by Elizabeth Inchbald (Schauspielerin), London 1788. Dieses letzte fand Beifall, weil das französische Vorbild mit Geschick bearbeitet und der englischen Bühne angepaßt war.***

In Frankreich hatte S. N. H. Linguet (1736 bis 1794, Advocat beim Pariser Parlament) eine Uebersetzung von fünfzehn spanischen Schauspielen nebst sechs Zwischenspielen herausgegeben.† Darunter war auch (vol. III) Moreto's: La chose impossible, dem Original im Wesentlichen treu, mit theilweise veränderten Namen. Auf die Bühne scheint das Stück nicht gelangt zu sein. Sechzehn Jahre später brachte A. J. Dumaniant (1754 bis 1828): Les Intriguants, ou Assaut de Fourberies, Comédie en 3 actes (en Prose).†† Hier ist Moreto ganz frei benutzt. Die Aufführung (zuerst am 4. Oct. 1786 auf dem Theater des Palais Royal) fand großen Beifall. Eine zweite verbesserte Auflage erschien unter dem Titel: Guerre ouverte, ou Ruse contre Ruse,††† welche über siebzigmal wiederholt wurde. Das Stück spielt in Marseille, eine allzu

* Gedruckt London 1685; zweite Ausgabe, London 1693.

* Les Intriguants, ou Assaut de Fourberies, wovon demnächst die Rede sein wird.

** Der wiederkehrende Titel findet in dem französischen Stück seine Erklärung.

*** Ueber die englischen Stücke ist zu vergleichen: Biographia Dramatica, by David Erskine Baker, continued by Isaac Reed, and brought down to the End of November 1811, by Stephen Jones. London 1812. 3 Vol.

† Comédies Espagnoles, trad. par Linguet. Paris 1770. 4 Vol.

†† Paris 1787, chez Caillean.

††† Paris 1809, chez Barba.

Digitized by Google

breite Einleitung füllt den ersten Act. Baron Stanville hat die Hand seiner Nichte Lucile dem jungen Seecapitän Rolland zugesagt. Da führen Erbschaftsangelegenheiten den Marquis von Dorsan nach Marseille, er sieht und liebt Lucile, ohne sie gesprochen zu haben, und bittet den Baron, einen Freund seines Onkels, um die Hand der Nichte. Stanville verweigert dieselbe unter Berufung auf die gegebene Zusage. Nun erklärt Dorsan, daß er zu Allem fähig sei, um diese Heirat zu hindern und Lucile's Neigung zu gewinnen. Stanville gestattet ihm jede List, nur keine Gewalt, er will Dorsan Lucile's Hand gewähren, wenn dieser seine Wachsamkeit zu täuschen und Lucile mit deren Einwilligung zu entführen vermag — aber der Endtermin ist Mitternacht, weil der Seecapitän noch heute eintrifft. Vom zweiten Act an steigert sich nun die Handlung ebenso fein als scharf: jede Intrigue wird entdeckt, um darauf alsbald eine neue Intrigue zu gründen; mit Entdeckung der letzten glaubt Stanville den Sieg in Händen zu haben — und er hat gerade dadurch Dorsan zum Siege verholfen.

In Deutschland wurde schon am 1. Juni 1742 auf dem Hamburger Theater dargestellt: „Die Unmöglichkeit, ein Frauenzimmer zu hüten",* und es folgten während der nächsten Monate drei Wiederholungen. Beim Mangel weiterer Nachrichten begründet nur der Titel die Vermuthung, daß hier eine Bearbeitung des spanischen Lustspiels vorlag. Fast dreißig Jahre später erschien gedruckt: „Die unmögliche Sache", Lustspiel in drei Aufzügen, von Don Agustin Moreto,** eine ziemlich treue Prosa-Uebersetzung, mehrfach gekürzt. In der Vorrede heißt es, „ein paar von diesen spanischen Stücken seien durch die Ackermann'sche Schauspielergesellschaft auf dem Theater in Braunschweig versucht worden"; das Repertoire der Gesellschaft* nennt aber als solche nur: „Der Verschlag" und „Es geht erwünscht", beide von Calderon, mit Schröder als Grazioso. Dieser hatte 1771 die erste eigene Bearbeitung eines fremden Stückes auf die Bühne gebracht, als zweite ließ er 1773 folgen: „Der Ostindier, oder: Die unmögliche Sache", Lustspiel in vier Aufzügen. Es ist eine Bearbeitung des Crown'schen Sir Courtly Nice, welche aus dem spanischen Original nichts verwendet hat. Schröder, der später seine Bearbeitungen ganz zu germanisiren pflegte, erhielt diesem Lustspiel den englischen Boden, aber er bewährte schon hier seine Bühnentechnik aufs glänzendste. Crown's drei erste Acte sind in zwei zusammengezogen, ganze Scenen gestrichen, andere verbunden, das Carikirte wird abgeschliffen, die arge Derbheit beseitigt, knapp und klar tritt die Exposition heraus. Schröder gab den verlaufenen Studenten Williams,** der (statt des Grazioso) die Intriguen übernimmt. Zur Darstellung kam das Stück zuerst in Celle am 8. Januar 1773 vor der dänischen Königin Caroline Mathilde; dann wurde es überall gern gesehen und erhielt sich lange auf der Bühne. — Als später Dumaniant's oben erwähnte Umgestaltung des Stoffes erschien, übersetzte dieselbe Ludwig Ferdinand Huber (Gatte der Therese Huber, Wittwe Georg Forster's) unter dem Titel: „Offene Fehde", Lustspiel in drei Acten.*** Auch dieses Stück hatte Schröder bereits am 18. Mai 1787 auf seine Bühne gebracht. Eine fernere Bearbeitung: „Der Tausendsasa", welche C. Richard erwähnt,† ist mir nirgends vorgekommen.

Ein vergleichender Rückblick auf die beiden Komödien ergiebt, daß beide durch Moreto den für die Folge maßgebenden Grundriß erhielten. Bei „Donna Diana" lagen die Varianten vor Moreto, er wählte, ordnete, änderte — mit glücklichem Griff; Gozzi und West lieferten dann noch feinere Ciselirung. So hatte das Stück stets neuen Gewinn zu verzeichnen: die Charaktere wurden gehoben, schärfer ausgear-

* F. L. Schröder von Meyer, IIb, 41.

** Spanisches Theater. Aus dem Französischen übersetzt. Braunschweig 1770 bis 1771. 3 Bde. (Von H. Zachariä.) Es ist Linguet's Sammlung, doch finden sich hier nur zwölf Schauspiele. Als Vervollständigung erschien: Beitrag zum spanischen Theater. Hamburg und Riga 1771. (Enthält ein Schauspiel und vier Zwischenspiele.) H. Gärtner wollte hier den Rest der von Linguet übersetzten Stücke liefern, doch fehlen immer noch zwei Schauspiele und zwei Zwischenspiele.

* Schröder von Meyer, IIb, 51.

** In Mannheim Beil's Rolle.

*** Mannheim, Schwan, 1788. Mit geschickten Kürzungen nach Deutschland verpflanzt.

† Vorwort zu „Weiber hüten, ist nicht möglich", S. 4.

Digitized by Google

beitet, Perin vor Allem stieg vom ganz burlesken Grazioso zum weltklugen Vertrauten der Prinzessin empor. Dagegen erscheint El mayor imposible am feinsten und edelsten in Lope's ursprünglicher Fassung; das poetische Gewand, die leichte Anmuth der Rede sind kein überflüssiger Schmuck. Moreto hat zwar diese Form beibehalten, doch beginnt schon durch ihn das Herabziehen der Handlung; auf diesem Wege folgen ihm, auch die Form wegwerfend, zwölf Bearbeiter und Uebersetzer. England ging gleich bis zur tiefsten Stufe herunter, hier wurde das Stück zur derbsten Posse carikirt, und davon blieb dann stets an ihm etwas haften. Obgleich Frankreich und Deutschland noch einmal Moreto's Text in nüchterner Fassung erhielten, machten sie doch davon für die Bühne keinen Gebrauch. In Deutschland beseitigte Schröder die schlimmsten englischen Auswüchse, das burleske Colorit ließ sich nicht so leicht verwischen. Frankreich brachte nur den Grundgedanken in wirksame Bühnenform, die Charaktere zeigten lediglich das schablonenhafte Recept: da war der gutmüthige Onkel, die widerspenstige Nichte, der unternehmende Liebhaber, der durchtriebene Bediente, die verschmitzte Zofe, nebenbei noch ein bärbeißiger Invalide, ein stotternder tauber Portier. Während nun Donna Diana bei uns in ihrer Art einzig dasteht und unvergänglich bleibt, hat El mayor imposible in variirender Bearbeitung zwar ebenfalls überall Anklang gefunden, allein das Stück ist schon längst verschollen und vergessen. Ludwig Tieck meinte, es wäre wohl noch ein Versuch mit Moreto selbst zu machen,* um ein neues Lustspiel zu gewinnen — er so wenig als Eduard v. Bülow** scheinen Lope's Original gekannt zu haben. Wenn aber auch dieser Versuch eine Feder gefunden hätte wie die West's, so würde doch El mayor imposible schwerlich mehr erzielt haben als ephemeren Erfolg; jedenfalls zeigte West selber keine Neigung, die neue Bearbeitung zu wagen.***

So entgegengesetztes Schicksal konnte nicht der Zufall herbeiführen, sein Grund muß tiefer liegen, und er liegt darin, daß die beiden Stücke nach Idee und Ausführung einander entgegengesetzt sind. Bei Donna Diana sehen wir innere Vorgänge: die Wandlung der Heldin, die Selbstbeherrschung des Helden, dazwischen bewegt sich der doppelte Vertraute, welcher dort das Feuer schürt, während er hier Eiseskälte predigt. Das sind Situationen, die nicht veralten können, weil sie stets ihren fesselnden Reiz behalten. El mayor imposible zeigt nichts von inneren wechselnden Vorgängen, das Ziel ist ein rein äußerliches, es wird erreicht durch äußerliche Mittel, durch Verkleidungen, die sich mehrfach wiederholen. Wir sehen das Spiel der Schlauheit, welches wohl anregend, aber nicht erwärmend wirkt, zumal wenn es der Poesie mehr und mehr entkleidet wird. Daher das Endergebniß: dort — die Dauer, hier — der Verfall.

* F. L. Schröder's dramatische Werke, herausgegeben von Eduard v. Bülow. Berlin 1831. Einleitung, S. 56.

** a. a. O. Vorrede, S. 68.

*** Vorrede zu Donna Diana.

Digitized by Google

Correſpondenzen.

Aus Meſſina.

Von

A. Schneegans.

Ich habe mir oft gedacht, daß es doch recht traurig um uns ausſehen dürfte, wenn man einmal alle noch zu entdeckenden Länder entdeckt und gründlich durchforſcht und beſchrieben haben wird. Wo und wie wird alsdann der in graue Eintönigkeit verſenkte Menſch den ſeinem ganzen Weſen zu Grunde liegenden Durſt nach dem Neuen, Unbekannten, Ungeahnten ſtillen? und wird nicht ein Tag kommen, freilich noch in weiter, weiter Zukunftsferne, wo unſere Kindeskinder ſich aus der ungeheuren Langeweile dieſer bis in das letzte Winkelchen längſt durchſtöberten Erde mit unermeßlichem, Alles überwältigendem Drange hinausſehnen werden, hinaus, gleichviel wohin, nur hinaus, wo neue Grenzen ſich eröffnen, neue Horizonte winken, neue Probleme ſich dem unerſättlichen Geiſte ſtellen? Bis dahin hat es noch gute Weile; denn nicht einmal über die Schwelle unſeres alten Europa's brauchen wir den Fuß zu ſetzen, um noch Länder, Zuſtände und Menſchen zu entdecken, die in faſt abenteuerlicher Geſtaltung in unſere landläufigen Begriffe hereinragen, unſere Kreiſe ſtören und unſerer Wiſſensbegierde neue Wege und neue Thüren eröffnen. Eine blaſirte Vornehmheit behauptet, Italien ſei ſchon „durchaus ſtudirt“, und kaum genügt dieſem afterfauſt'ſchen Drange das ferne Afrika, die terra portentosa der Alt- und der Jetztzeit. Und zwiſchen beiden liegt doch ein Land, reich an Städten, an Erinnerungen, an Naturſchönheiten wie kein anderes, die wunderſamſte Inſel im Mittelmeerbecken — und ſo unbekannt, in ihrem inneren Weſen ſo fremd, ſo ſeltſam, daß wir nicht begreifen, wie dieſes Stück Europa ſo unbeachtet bleiben und ſeitwärts liegen gelaſſen werde wie ein vergeſſenes Kleinod. Nicht ſowohl von der ſiciliſchen Natur, von Trinakrias alten und modernen Ruinen, von den Tempeln in Segeſta und Akragas, oder von den herrlichen Kirchen und Klöſtern in Palermo, Catania, Meſſina will ich ſprechen, als von den Menſchen ſelbſt, die dieſes Land bewohnen, von ihren Sitten, von ihren Gebräuchen, von ihren Anſchauungen; Natur und Alterthümer werden jahraus jahrein von dem großen Strom aller möglichen Stangen- und Rieſelgeſellſchaften beſpült; in wirbelnden Rundreiſen zogen die mit rothen Handbüchern bewaffneten, gewiſſenhaft nach engliſch-methodiſchem Muſter bewundernden Scharen durch das Eiland; ſchon hat ſich das haſtige Heer nach Ameiſenart ſeine Straße angelegt, von der es niemals abweicht und in welchem es ſich im Frühjahr und Spätherbſt ununterbrochenen Laufes hin- und herbewegt; Tage und Stunden ſind zum Voraus belegt; hier wird von Montag bis Mittwoch, dort von neun Uhr Morgens bis halb zehn Uhr Abends in militäriſcher Bewunderung geſchwelgt; es iſt vorausgeſehen und vorgezeichnet, daß Freitags um drei Uhr Nachmittags die ganze Geſellſchaft vor lauter Alterthumsenthuſiasmus und Naturgenuß ſich nach einem Stündchen dolce far niente ſehnen wird, und zum richtigen Tag und zur richtigen Stunde wird zum Dolce far niente, das ja in einer italieniſchen Reiſe bei Leibe nicht fehlen darf, geblaſen. So geht es

Digitized by Google

stetig und gründlich, „nach der Uhr und nach der Schnur", von Palermo nach Monreale, durch die Conca d'Oro zum Monte Pellegrino, vielleicht — dies ist aber schon eine romantische Absonderlichkeit — nach Segesta und Selinunt; dann im Dampfschritt quer durch die Insel nach Girgenti und wieder per Eilzug nach Catania. Und ein Tag wird doch genügen, um die Wüstenei von Syrakus und die einzigen drei übrig gebliebenen Säulen mitzunehmen, und den Aetna sieht man ja tagelang vor sich stehen, und zum Hinauf- und Herunterklettern nehmen wir auch noch zwei Tage, und in Messina giebt es bekanntlich nichts zu sehen außer einigen alten Oelbildern von Antonello de Messina, die ja doch in einem entsetzlichen Zustande sind und übrigens für den Laien kein Interesse haben. Somit wären wir denn glücklich am anderen Ende der Insel angelangt und hätten uns gewissenhaft durchbewundert, etwa wie man sich im Schlaraffenland durch Berge von Chocolade und Confect durchschwelgt, und können zu Hause in den gesellschaftlichen Kreisen künftigen Winter, wenn von Sicilien die Rede sein wird, uns mit Kennermiene in unserem Fauteuil zurücklehnen und den neidischen Stubenhockern und den staunenden Damen über Land und Leute in Sicilien, über das Brigantenthum und über die Maffia, über die Eifersucht der Männer und über die Vendetta der Frauen, über das Treiben der geheimen Gesellschaften, über Ackerbau, Schwefelminen, Citronenzucht und Bimsteinhandel eine tüchtige Vorlesung in drei Theilen und sechs Unterabtheilungen halten! — Ueber die Eifersucht und die Vendetta, meinen wohl nachher die Damen in vollzähliger Einstimmigkeit, das war von Allem doch das Interessanteste! Noch etwas von den Frauen möchten wir hören! — Vielleicht hat der Redner irgend etwas zu berichten vergessen, und so will ich seine Vorlesung zu ergänzen suchen, obgleich ich Sicilien nicht im Laufschritt durchmessen; — vielleicht aber ist es gerade deswegen nur um so besser! denn um über Frauen und gesellschaftliche Verhältnisse zu schreiben, ist überhaupt ein flüchtiges Beobachten nicht genügend, und wäre solches in diesem Lande noch ungenügender als sonstwo. Sicilien liegt noch in Europa; richtiger aber hieße es von ihm, es sei die Schwelle des Orients und des afrikanischen Continents. Die Gesellschaft in Sicilien nimmt auch schon ganz wesentliche orientalische Momente in sich auf, und vor wenigen Jahren noch hätte man die Sicilianerinnen mit einigen Ausnahmen viel eher unter die Rubrik der orientalischen als der europäischen Frauen rechnen können. Heute ändert sich Manches an diesem Bilde; der Grundton aber ist im Allgemeinen derselbe geblieben. Schon die auch in den höheren Kreisen getheilte Anschauung, daß das Weib eine niedriger stehende Menschensorte sei als der Mann, führt uns über die Grenzen Europa's hinüber und weist auf eine Cultur, die mehr Aehnlichkeit hat mit der asiatischen als mit der indogermanischen. Ist das erstgeborene Kind ein Mädchen, so fühlt sich der Vater in seiner Ehre getroffen. Erst seit Kurzem ist es überhaupt in den reichern Ständen Sitte geworden, den Mädchen, sei es in einem Pensionat, sei es zu Hause, Unterricht ertheilen zu lassen; bis dahin hieß es allüberall: „Ein Mädchen zur Schule? Wozu braucht denn ein Mädchen lesen und schreiben zu verstehen? Unsere Mütter verstanden ja auch nichts davon!" — Dies Haremsargument hielt bis zu der Zeit an, wo die Fremdencolonien, besonders die deutschen, schweizer und englischen, eine größere Bedeutung erhielten, Handel und Industrie begründeten und an sich zogen, und wo die Sicilianer zu begreifen anfingen, daß sie, wenn sie nicht völlig verdrängt werden wollten, sich und ihre Frauen und Kinder auf gleiche Höhe wie die Forestieri bringen mußten. Seit jener Zeit vollzieht sich eine Umwandlung, die jetzt schon fühlbar ist und die in kurzer Frist die höheren sicilianischen Gesellschaftskreise vollständig auf die gleiche Stufe mit den norditalienischen führen wird. Bis diese Cultur aber tiefer herunter in die Schichten, die wir die bürgerlichen nennen würden, zu dringen vermag, dürfte wohl noch geraume Zeit verstreichen. Das Haupthinderniß, das zu überwinden ist, liegt in der Sitte oder besser in der Unsitte, die Mädchen und Frauen von Kleinem auf von allem geselligen Leben fernzuhalten. Bei hohen Fest- und Feiertagen trifft man auf den Straßen und Plätzen bei Musik und Feuerwerk eine Menge von hübschen, in Seide und Spitzen umherwandelnden, von Vater, Bruder oder Mann sorgfältig bewachten Frauen; auf Nimmerwiedersehen aber! Ist der Festtag vorüber, so verschwindet auch die ganze reizende Gesellschaft in ihren Häusern; hinter Schloß und Riegel, im buchstäblichen Sinne des Wortes, entschwindet sie unseren Augen; und höchstens auf dem Balcon oder hinter den halbgeschlossenen Persianen könnt ihr, falls euch das Glück begünstigt, eine dieser verzauberten Prinzessinnen erblicken, wenn sie von ihrem hohen Posten zur Straße herunter heimlich-öffentliche Liebschaft mit ihrem ihr selbst nicht anders bekannten Liebhaber oder Bräutigam treibt. Mit den Liebschaften — ich meine damit auch die ganz ehrlichen, die sich die regelrechte Heirat zum Ziele stecken — hat es überhaupt hier eine ganz absonderliche Bewandtniß. Auf der Straße oder auf dem Balcon erblickt ihr ein Mädchen, das euch gefällt. Dreimal geht ihr an ihr vorüber und führt die Hand oder euer Taschentuch langsam an die Lippen; — antwortet es von oben in

Digitized by Google

derselben Weise, so seid ihr Beide in einander verliebt. Mehr Wesens braucht es nicht, um in diesem heißen Lande einen Roman zu entzünden, der wie Romeo und Julia, oder wie Othello und Desdemona, oder auch auf ganz bürgerlich-ehrliche Weise enden kann. Er endet zuweilen aber auch ganz anders, dadurch nämlich, daß das Mädchen schon von einem anderen Bewerber ins Auge gefaßt worden ist und daß, wenn ihr unter dem Balcon erscheint und wenn die holde Schöne euch durch ihr Kammermädchen ein heimliches Wort zuflüstern läßt, der Andere sich plötzlich einstellt und euch, wenn er gutmüthiger Natur ist, mit Stockschlägen, wenn er sanguinischer angelegt ist, mit einem wohlgemeinten Messerstich vor weiterem Liebesgetändel warnt. Liebe kann eben eine recht ernsthafte Sache werden! Geht aber Alles in der Ordnung und tritt weder Nebenbuhler noch eifersüchtiger Bruder oder Vetter in die Quere, so seid ihr noch lange nicht am Ziel eurer Wünsche! Monate- und jahrelang könnt ihr unter den Fenstern eurer Schönen schmachten, Kußhändchen und Liebesbetheuerungen, in Prosa und Versen, mit Geberden- oder Guitarrespiel wechseln! von einem ganz besonderen Zufall oder Umstande müßt ihr erwarten, daß er euch in das Haus eurer Geliebten einführe, euch dem Vater und der Mutter vorstelle, euch die Erlaubniß erwirke, Besuche zu machen und endlich in officieller Weise um die Hand der Schönen zu werben. Nicht selten geschieht es, daß dieser Umstand nicht eintrifft und daß der Freier genöthigt ist, auf Umwegen mit seiner Braut und auch mit ihrer Mutter in Verbindung zu treten. Die Umwege bestehen aber ganz einfach darin, daß ihr zu erfahren sucht, wer die Putzmacherin, oder die Friseuse, oder die Waschfrau der Familie ist, daß ihr einer von diesen interessanten Personen euer Liebesleid klagt, ihr auch wie von Ungefähr etwas Geld in die Hand drückt, worauf diese euch mit ausgezeichnetem Wohlwollen versichert, das sei nun *ihre* Sache, ci penso io! ihr braucht euch nicht zu grämen, sie werde Alles, Alles besorgen. Und sie besorgt es auch gewissenhaft. Durch sie erfährt eure Unbekannte, woher ihr kamt und wie euer Name und Art; der junge, bildschöne Cavalier möchte Vater und Mutter sprechen; er sei auch bereit, falls diese nicht einwilligen, die Schöne zu entführen, in der nächsten Stadt zu heiraten und dann die Eltern hochachtungsvollst zu bitten, ihre Einwilligung nachträglich zu ertheilen. Und man glaube nur nicht, daß diese letztere Art, eine Heirat zu schließen, eine außergewöhnliche sei. Sie ist im Gegentheil das tägliche Brot der Liebenden, und von sehr gebildeten Sicilianern habe ich dieselbe als das natürliche und nothwendige Correctiv der hiesigen Mädchenerziehung bezeichnen hören. Da der Vater den jungen Mann in den meisten Fällen nicht kennt, so verweigert er auch gewöhnlich seine Einwilligung; und da die Mutter in den meisten Fällen mit der Tochter einig ist, so ist sie derselben gewöhnlich behülflich, um diese Einwilligung auf dem Wege der Entführung zu erzwingen. Die Entführung selbst geht ganz bürgerlich vor sich; eine Droschke fährt zur angesagten Stunde vor das Haus; die Schöne kommt mit ihrem Reisegepäck herunter; hat sie in der Eile etwas vergessen, so trägt die Mutter es ihr nach; im Wagen sitzt der junge Bräutigam, und fort geht's zur Eisenbahn und von da in die nächste Stadt. Der Vater schmollt einige Tage, weil es die Sitte so erheischt; dann kommt Alles in das Geleise und der Roman endigt wie im Märchen: „Sie hatten sich sehr lieb und bekamen viele Kinder." — Später freilich trüben zuweilen andere Romane das glückliche Eheeinverständniß; nicht mehr aber und auch nicht weniger als in anderen Gegenden, und besser jedenfalls als ihr Ruf sind in dieser Hinsicht die südlichen Länder. Nur in der Form sind diese Romane von den ähnlichen, im Norden üblichen, verschieden. Da die Frauen ebenso wie die Mädchen hinter Schloß und Riegel verwahrt werden, so spielen sich nun mit Hülfe des Kirchgangs, des Balcons und der vermittelnden Wäscherin oder Friseuse bei dem Liebesabenteuer dieselben Scenen ab wie bei der Verlobung, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß keine Mutter dabei steht und daß die Eifersucht des Mannes viel wachsamer und bedenklicher ist als die Sprödigkeit des Vaters. Besagte Eifersucht beherrscht übrigens das ganze gesellschaftliche Leben, und viele Sitten und Gebräuche, die uns Nordländern im Süden unverständlich und befremdlich erscheinen, leiten sich ganz einfach aus dieser Alles überschattenden Leidenschaft ab. Nichts ist z. B. seltsamer, nichts ist unangenehmer als gewisse Gebräuche, die wir auf Bällen, in größeren und kleineren Tanzgesellschaften beobachten. Bei uns im Norden bildet bekanntlich das Souper den Glanzpunkt des Festes; ein Jeder wählt sich zum Voraus die Dame, die er zu Tische führen wird; man richtet sich ein, mit Bekannten, Freunden und Freundinnen einen gemüthlichen, lustigen Tisch zu bilden; die gemeinschaftliche Beschäftigung, die lebhaftere Unterhaltung, die köstlichen Speisen, die feurigen Weine — Alles trägt dazu bei, um die Gesellschaft in eine Atmosphäre von Heiterkeit und ungebundener Lebenslust zu hüllen; die Worte fließen, die Augen glänzen, Herz und Seele gehen auf! Das ist es ja aber gerade, was man hier zu Lande verhüten will — vielleicht auch verhüten muß, da es mit dem Herz- und Seeleaufgehen viel bedenklicher aussehen mag als im kälteren Norden, und darum ist auch das

Digitized by Google

Souper im Süden die prosaischste, sonderbarste, unliebenswürdigste, entsetzlichste Stunde, der wahre Triumph der Eifersucht! Folgendermaßen geht es nämlich zu: die Herren bieten den Damen den Arm an, führen dieselben mit ausgesuchter Höflichkeit in den Speisesaal, machen eine tiefe Verbeugung und überlassen die Unglücklichen ihrem Schicksal! Die Damen bleiben allein im Speisesaal, während die Herren allein in den Tanzsaal zurückkehren; an den ersteren wird ein gründlicher und rascher Abfütterungsproceß vorgenommen, und sind die holden Geschöpfe gesättigt und getränkt (man möge mir diese schrecklichen Ausdrücke verzeihen, andere passen aber nicht!), so bewegen sie sich in Reih und Glied in den Tanzsaal zurück, langweilen sich, so gut es geht, und überlassen den Speisesaal den Herren. Diese, von dem langen Warten bis zum Paroxysmus des Hungers und Durstes getrieben, nehmen Besitz von Tischen, Stühlen, Tellern, Flaschen und vergessen darüber die schmachtenden Damen, die sich dort nebenan in gemächlicher Ruhe mit ihren Fächern beschäftigen — und verdauen. Die Fröhlichkeit, die sich vor dem Souper allmählich in die Gesellschaft eingeschlichen und das Eis der officiellen Höflichkeit zum langsamen Schmelzen gebracht hatte, wird natürlich durch dieses culinarische Separatintermezzo wieder völlig ins Stocken gebracht; Alles kommt zurück in die steifen, abgemessenen Formen der ordnungsgemäßen weißen Binden und gelben Glacéhandschuhe; — die Ehemänner aber schauen mit vergnügtem Auge auf ihr beherrschtes Samos hin und können sich in dem Vollbewußtsein, daß keine Rebellion noch der kleinste Verrath in den ihnen untergebenen Unterthanenseelen während dieser Zeit geplant worden ist, mit ihrer schönen Ehehälfte nach Hause begeben. Bedenklich scheint dabei dem nordischen kühlen Beobachter eins, und mit diesem Bedenken will ich auch wie mit einem Fragezeichen schließen: es will mir nämlich scheinen, als wäre dieses Andiewandmalen des Teufels die schlimmste Politik und als könnten sich die Männer vieles böse Blut ersparen, wenn sie sich ihren Frauen gegenüber vertrauender zeigten; Alles, was noch Orientalisches an den sicilianischen Sitten haftet, abstreiften und die Erinnerungen an das altgriechische oder saracenische Weib ein- für allemal in die Rumpelkammer der überwundenen Standpunkte würfen. Freilich müßten sie zuerst damit anfangen, die Frauen als ein dem Manne ebenbürtiges Wesen anzusehen, ihnen eine völlig europäische Erziehung und Bildung angedeihen lassen; — aber wäre denn das etwas so Arges? und sind die sicilianischen Frauen, die eine solche Bildung und Erziehung genossen haben, nicht jetzt schon auf derselben Stufe wie die Norditalienerinnen? So lange aber die Frauen in ihrer Gesammtheit diese Stufe nicht erreicht haben, kann auch das Land selbst nicht, was Cultur anbelangt, mit dem freieren und darum gebildeteren Norden rivalisiren.

Digitized by Google

Literariſche Mittheilungen.

Neuere philoſophiſche Werke.

Wir haben öfter der **Philoſophiſchen Bibliothek** von Kirchmann Erwähnung gethan, die im Verlage von G. Weiß in Heidelberg erſcheint. Dieſe Bibliothek hat ſich ein hervorragendes Verdienſt um die Ausbreitung der Bekanntſchaft mit den großen Arbeiten der Philoſophen erworben. Die lange Reihe ihrer Bände umfaßt nunmehr nahezu alle Claſſiker des philoſophiſchen Gedankens, die der fremden Völker in deutſcher Uebertragung. Gegenwärtig liegen uns die Hefte von 261 bis 281, zwanzig an Zahl, vor. Sie enthalten zunächſt ein höchſt intereſſantes Supplement zu den Werken Kant's, ſeine vier lateiniſchen Diſſertationen. Alsdann die Theodicee von Leibnitz und deſſen kleinere philoſophiſche Schriften in deutſchen Uebertragungen. Insbeſondere wird man einige der kleineren Schriften, welche im ſchwerfälligen Gewande der lateiniſchen Sprache auftraten, hier mit Vergnügen in einem guten Deutſch leſen. Der Preis dieſer Bändchen iſt ein ſo geringer, daß nunmehr die Werke der großen Denker aller Zeiten allen Gebildeten leicht zugänglich werden.

Zwei andere Fortſetzungen begonnener philoſophiſcher Werke liegen uns vor: **Der philoſophiſche Kriticismus und ſeine Bedeutung für die poſitive Wiſſenſchaft.** Von A. Riehl. Zweiter Band. (Leipzig, W. Engelmann.) Es iſt ein in vieler Hinſicht ſelbſtändiges Syſtem, welches in lebendiger und geiſtvoller Form in dieſem Werke dargelegt wird. Der vorliegende Theil handelt von Erfahrung und Denken, der letzte ſoll alsdann von den bisherigen Unterſuchungen fortſchreiten zu einer Behandlung der metaphyſiſchen Erkenntnißprobleme, womit dann erſt das Ziel des Werkes erreicht wird. Der Standpunkt des Verfaſſers darf wohl als Umgeſtaltung des engliſchen Empirismus von dem kritiſchen Grundgedanken Kant's aus bezeichnet werden. Am Schluß des Werkes werden wir eine ausführlichere Würdigung der Bedeutung desſelben verſuchen.

Alsdann geht uns die Fortſetzung des folgenden Werkes zu: **Die Naturgeſetze und ihr Zuſammenhang mit den Principien der abſtracten Wiſſenſchaften.** Von Scheffler. Dritter Theil. Sechste bis achte Lieferung. (Leipzig, Fr. Förſter.) Das Werk, welches in dieſen Lieferungen fortſchreitet, iſt von uns ſchon früher beſprochen worden. Der vorliegende Theil führt die Erkenntnißtheorie des Verfaſſers fort, und zwar behandeln dieſe Lieferungen den Verſtand, ſeine Kategorien und ſeine Formen: ein Abſchnitt, der eine Fülle neuer Geſichtspunkte enthält. Alsdann giebt dieſer Theil eine Charakteriſtik des Gedächtniſſes und entwickelt die Grundeigenſchaften desſelben. Weiter entwickelt er den Charakter und die Grundeigenſchaften des Willens, des Gemüths und des Temperaments. Ueberall in dieſem umfaſſend angelegten Werke machen ſich die Vorzüge des mathematiſch geſchulten Kopfes erkennbar: große Deutlichkeit und Schärfe in der Entwickelung der Hauptſätze, ſtrenge Durchführung derſelben in die feinſten Conſequenzen. Sie ſind verknüpft mit einer Neigung zur Deduction aus Begriffsentwickelungen. Mehr als ſolche allgemeine Züge des Charakters, der in dieſem Werke erſcheint, kann hier vorläufig nicht herausgehoben werden, ohne die Leſer dieſer Zeitſchrift in das Detail philoſophiſcher Fragen zu verwickeln. Erſt wenn das Ziel dieſer Unterſuchungen vorliegt und dem Verfaſſer ſeine Stelle inmitten der heutigen philoſophiſchen Syſteme zuweiſt, wird es möglich ſein, ſeine werthvollen Unterſuchungen auch einem größeren Publikum nahe zu bringen.

In der Richtung einer von den Natur-

wissenschaften ausgehenden Erkenntnißtheorie bewegt sich auch die Schrift: **Die persönliche Denkthätigkeit.** Von J. Hoppe. (Würzburg, A. Stuber.) Doch sind diese Untersuchungen denen von Scheffler an Bedeutung durchaus nicht gleich. Die Absicht des Verfassers ist, in die Entstehung des Wissens einzudringen. Derselbe wendet sich gegen die Ansicht von der Entstehung der Vorstellungen in einem unbewußten Proceß. Die Denkthätigkeit arbeitet theilweise nach ihm, ohne sich selber zu beobachten, und so entsteht in ihr dasjenige Wissen, von dessen Entstehung sie selber nichts weiß. Die Denkthätigkeit vermag aber sich später davon zu überzeugen, daß es ihr eigenes Werk war, was sich im Geiste vorfindet. Es ist also in erster Linie die Unterscheidung von Denkacten und von mit Selbstbewußtsein begleiteten Denkacten, wovon der Verfasser ausgeht. Nach ihm vermag ein Nachbilden in der Seele nicht anders als in der Form des Wissens stattzufinden, und es gilt nur zu unterscheiden zwischen einem solchen, welches seine eigene Entstehung nicht beachtet, und einem anderen, das seine Aufmerksamkeit auf dieselbe richtet.

Eine bedeutende und geistvolle Grundlegung der Naturphilosophie liegt vor in: **Der heliocentrische Standpunkt der Weltbetrachtung.** Von A. Bilharz (Stuttgart, J. G. Cotta), zu welcher Schrift nunmehr hinzutritt: **Metaphysische Anfangsgründe der mathematischen Wissenschaften.** Von Bilharz und Dannegger. Mit einer Steindrucktafel. (Sigmaringen, Tappen.) Das Werk steht auf dem Standpunkt von Kant und Schopenhauer und versucht von ihm aus eine vollständige Versöhnung von Philosophie und Naturwissenschaft. Auf diesem Standpunkt erblickt der Verfasser den Materialismus wie den Spiritualismus unter sich. Er findet, daß der Materialismus den Spiritualismus wie sein Schatten begleitet und daher nur mit ihm zugleich zerstört werden kann. Der Gang des Verfassers geht von der Kritik der Vernunft zu dem Mittelpunkt des sittlichen Bewußtseins. Ihm liegt der Schlüssel der ganzen Metaphysik in der Erkenntniß, daß der durch innere Erfahrung gewonnene Theil der Vernunfterkenntniß den Gesetzen der Logik, die sich nur auf endliche Verhältnisse, somit auf äußere Erfahrung beziehen, nicht gehorcht. Hier gilt der Satz des Widerspruches nicht, vielmehr sind zur Bestimmung der aus innerer Erfahrung geschöpften Begriffe sich widersprechende Prädicate nothwendig. Der Wille ist zugleich bedingt und unbedingt, Einheit und Vielheit, endlich und unendlich. Besonders heben wir an diesem Werke von Bilharz die Energie hervor, mit welcher er aus allen Vorbereitungen sofort in den Mittelpunkt der Sache, aus allen Vorwerken in die Festung selber dringt, sowie die geistvolle Anschaulichkeit seiner Behandlung.

Hier inmitten dieser naturphilosophischen Arbeiten thun wir einer Schrift Erwähnung, welche von der Naturforschung herkommt, aber sehr bedeutende philosophische Consequenzen hat: **Die modernen Theorien der Chemie.** Von Lothar Meyer. Erster Theil. (Breslau, Maruschke & Berendt.) Das Buch hat sich längst einen sehr zahlreichen Leserkreis, eine feste Stellung in der Wissenschaft erworben. Es ist die Bedeutung dieses Werkes, daß es die herrschenden theoretischen Anschauungen, wie sie der heutigen Chemie zu Grunde liegen, jedem naturwissenschaftlich gebildeten Leser in verständlicher Form darstellt. Sollen die chemischen Erscheinungen nicht als Wirkungen des blinden Zufalls betrachtet werden, so müssen wir zugestehen, daß auch sie den allgemeinen Grundsätzen der Mechanik, den Gesetzen des Gleichgewichts und der Bewegung, unterworfen sein müssen. Das Dogma von der Unmöglichkeit, die atomistische Constitution der Stoffe zu erkennen, ist gefallen; wir wissen sehr Vieles schon über das Verhalten der Atome in den Verbindungen; unsere Erkenntniß ist im beständigen Wachsen begriffen, und die Statik und die Mechanik der Atome ist das augenscheinliche Ziel der Entwickelung der modernen Chemie. Unter diesen Umständen hat Lothar Meyer sich einer bedeutungsvollen Aufgabe unterzogen, indem er das für eine solche Theorie bereits Geleistete zusammenfaßt, indem er in dem vorliegenden Werke die anscheinend bestbegründeten Theile der gegenwärtig geltenden Hypothesen und Theorien möglichst ihres specifisch-chemischen Gewandes entkleidet und in der so entstehenden faßbaren Darstellung einem weiteren Kreise leichter zugänglich macht.

Aus dem Gebiete der moralischen Wissenschaften heben wir zunächst ein bedeutendes Werk hervor: **Die Thatsachen der Ethik.** Von Herbert Spencer. Uebers. von B. Vetter. (Stuttgart, E. Schweizerbart.) Das vorliegende Werk Herbert Spencer's bildet einen Theil seines Systems, welches zum größten Theil bereits erschienen ist und von dem nur noch einige Theile ausstehen. Es ist ein sehr großes Verdienst des Uebersetzers wie des Verlegers, in Deutschland diese Reihe von bedeutenden Arbeiten eingeführt zu haben. Herbert Spencer gilt heute in England für den bedeutendsten Philosophen. Auch ist er das ohne Frage, wenn es sich um die Ausdehnung von wissenschaftlichen Kenntnissen und Forschungen und um die Originalität hieraus entstehender Combinationen handelt. In dem vorliegenden Werke unternimmt er, die Hingebung des Individuums an Andere, in welcher er mit Recht das Wesen aller Sittlichkeit erkennt, mit seiner

Digitized by Google

auf dem Felde der Naturwissenschaft erwachsenen Ansicht des Weltganzen in Einklang zu setzen. Es ist seine Absicht, ein Princip, welches durch Begründung auf eine jenseitige Welt und durch einseitige idealistische Ueberspannung in seiner Wirkung gefährdet ist, auf seinen wahren Boden und in seine echte Grenze zurückzuführen.

Den Abschluß seiner wissenschaftlichen Weltansicht entwickelt der Begründer der Psycho-Physik in: **Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht.** Von Gustav Theod. Fechner. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) Es ist ein außerordentlich liebenswürdiges Buch, das Erzeugniß einer tiefen Seele, nicht nur das Lebensresultat eines scharfen Kopfes — es ist das Eine wie das Andere. Der Grundgedanke desselben ist, daß man bisher bei den Schlüssen von den Erscheinungen auf das Reale einseitig verfahren sei; so seien die zwei Hauptrichtungen der heutigen philosophischen Nachtansicht entstanden, welche bei ihrem Gegensatze gegen einander das gemein haben, daß sie alle jene Wege, welche es giebt, vom Gegebenen zum Nichtgegebenen zu gelangen, aus Einzelfällen das Gesetz zu finden, vernachlässigen oder gar verwerfen, um entweder aus aprioristischer Leere abstracter Begriffe heraus den ganzen Weltinhalt zu erzeugen und zu begreifen oder das Wissen des Menschen um die Welt auf das Wissen um seine eigene Subjectivität zu beschränken. Seine Gegner sind der Positivismus und Materialismus, der abstracte Rationalismus und der Phänomenalismus. Ihnen allen gegenüber entwickelt er seinen Glauben an die Realität der qualitativ mannigfaltigen Welt und an die Gegenwart Gottes in derselben. Wie gewisse Grundansichten immer wiederkehren, so lebt der Geist der Schelling'schen Naturphilosophie in dieser Weltansicht. Die Methode freilich ist eine viel reifere, die Auseinandersetzung mit der Naturwissenschaft eine unvergleichlich tiefere, der Geist, aus dem das Ganze entspringt, ein reicherer.

Der zu früh verstorbene Harms hat zwei Bände eines höchst beachtenswerthen Werkes hinterlassen: **Die Philosophie in ihrer Geschichte.** Von Friedrich Harms. (Berlin, Theobald Grieben.) Der erste Band giebt eine Geschichte der Psychologie, der zweite eine solche der Logik. Der Standpunkt, von welchem aus diese schönen Arbeiten entstanden sind, ist der der älteren Schule. Harms gehörte zu denen, die es als ihre Aufgabe betrachteten, im Gegensatz zu einer nur empirischen Behandlung der Philosophie den umfassenden Blick der alten Schule, den Sinn derselben für die Totalität des Lebens, der Probleme zu erhalten. Die Art der Behandlung ist die Gliederung des historischen Stoffes nach den Hauptrichtungen, deren innere Ausbildung und ihre Leistungen erwogen werden. Es bleibt im hohen Grade zu bedauern, daß ein so umfassend gedachtes Werk, welches so zu sagen eine Rechenschaftslegung der Philosophie über den ganzen Bestand des von ihr Geleisteten hatte werden sollen, nunmehr ein Torso bleiben muß.

Der in solcher Schrift gepflegten Richtung gegenüber stellt sich auf den Boden der positiven Philosophie, welche nur die Ergebnisse der Naturwissenschaft zusammenzufassen beabsichtigt, ein neues Werk: **Werden und Vergehen.** Von Carus Sterne. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. (Berlin, Gebr. Borntträger.) Dasselbe ist ein Versuch des geistvollen Verfassers, den Darwinismus zu einer Philosophie der Natur zu erweitern. Das Werk umfaßt als eine Art von Kosmos des Darwinismus die Entwickelung des Weltalls, alsdann die Geschichte der Bildung des Erdganzen; die ersten Organismen treten hervor: das Reich der Protisten oder Urwesen. Ferner entwickelt der Verfasser auf Grund der Arbeiten von Darwin und Häckel die Bildungsgeschichte der Pflanzen- und Thierwelt und schlägt alsdann mit kühnem Griff in den Abschnitten über die Entwickelung der Gesellschaftstriebe und der Sprachen, über die Anfänge der Cultur die verwegene Brücke in das Reich des Geistes und der Geschichte, innerhalb dessen das Auftreten der Descendenztheorie ihm so zu sagen das wissenschaftliche Bewußtsein des Weltganzen über sich selber darstellt. Den Abschluß bildet der Blick in den Untergang des Lebens auf der Erde. — Die Darstellung ist lebendig und sie wird in einer wirklich mustergültigen Weise unterstützt durch gegen vierhundert Holzschnitte und eine Anzahl von Vollbildern, welche zusammen eine Art von Bilderkatalog alles Wissenswürdigen der Natur in Bildern enthalten.

Auf dem Gebiete der praktischen Philosophie herrscht Stillstand; ein neues Werk von Ziller unternimmt, die Ergebnisse der Herbart'schen Schule zusammenzuarbeiten: **Allgemeine philosophische Ethik.** Von Dr. Tuiskon Ziller (Langensalza, Beyer & Söhne.) Es erscheint mir als das Hauptverdienst dieser Schrift, daß sie von den Principien Herbart's aus einen inneren Aufbau der gesammten sittlichen Welt giebt; denn dies muß doch das Ziel der modernen praktischen Philosophie sein, aus der einseitigen Betrachtung von Privatmoral zu der öffentlichen Sittlichkeit, zu der Sittlichkeit der Gesellschaft voranzuschreiten. Daher wird der Versuch, Nationalökonomie für den Aufbau einer solchen Wissenschaft zu verwerthen, in dem vorliegenden Buche mit lebhaftem Beifall begrüßt werden.

Schließlich aber weisen wir so nachdrücklich als möglich auf eine Fortsetzung einzelner Auf-

Digitized by Google

sätze hin, in denen der berühmte Anatom Henle sich über allgemeine Fragen, die seinem Gebiete benachbart sind, verbreitet und welche in ihrer Classicität einen Platz in der Bibliothek neben denen von Helmholtz verdienen. Die bedeutendsten Aufsätze der vorliegenden Sammlung sind die über den „**Willen**“ und über „**Teleologie und Darwinismus**“. Es möchte den Vertretern des letzteren schwer fallen, die schlagenden, aus dem steten Verkehr mit den Organismen erwachsenen Bedenken Henle's gegen ihn zu zerstreuen.

Literarische Notizen.

Athenais. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin von Ferdinand Gregorovius. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) Gregorovius, der Verfasser der „Geschichte der Stadt Rom“, hat mit glücklicher Hand in der Geschichte der Kaiserin Eudoxia einen Stoff ergriffen, welcher ein starkes culturhistorisches Interesse mit dem von romanhafter Spannung verbindet. In den Jahrhunderten der Begründung der christlichen Kirche spielen die Frauen eine außerordentlich hervorragende Rolle. Dies ist natürlich in einer Zeit, in welcher Erlebniß und Gemüthszustand den Vordergrund aller Interessen bilden. Liest man die Legenden, so tritt der Antheil des weiblichen Gemüthes an den großen Herzenskämpfen jener Zeit deutlich hervor. Die Frauen jener Zeit haben daher gleichmäßig das Interesse von Geschichtschreibern und Romanschriftstellern auf sich gezogen. Kingsley hat die ideale Gestalt der heidnischen Philosophin Hypathia zum Gegenstande seines berühmtesten Romanes gemacht. Monika, die Mutter des Augustinus, des größten unter den Theologen jener Epoche, hat die Aufmerksamkeit theologischer Schriftsteller auf sich gezogen. Ein eigenthümliches Interesse muß die Frau hervorrufen, welche als Tochter eines heidnischen Philosophen und selber Heidin den Namen Athenais trug, danach als Christin und Kaiserin Eudoxia hieß. Sie vergegenwärtigt in sich die Umwandlung der letzten Reste eines literarisch gebildeten Heidenthums in das Christenthum. Nach dem Tode ihres Vaters, so berühmt sie durch ihren Geist und ihre Schönheit war, hülflos, da ihre Brüder ihr Erbe ihr vorenthielten, erschien sie an dem Hofe des jugendlichen Kaisers Theodosius, und dort folgte bald ihre Bekehrung und die Vermählung mit diesem. Die Wirren ihres eigenen Lebens und ihrer Zeit haben sie dann von dieser Höhe wieder herabgestürzt, und dies Alles vollzieht sich auf den denkwürdigsten Schauplätzen jener Zeit: in Athen, Konstantinopel, Jerusalem. Noch ein besonderes Interesse haftet sich an Athenais. Trümmer eines Gedichtes von ihr sind erhalten, in welchem der Stoff uns zuerst in künstlerischer Behandlung gegenübertritt, dessen letzte Gestaltung Goethe's „Faust“ ist. So lange arbeiten in der Menschheit gewisse dichterische Motive, bilden sich um, gestalten sich fort, bis das abschließende Kunstwerk hervortritt, welches ihren Inhalt erschöpft. Es ist die Geschichte von dem Zauberer Cyprianus. Die Erzählung von Gregorovius liest sich wie ein Roman und ist doch von der strengsten Wahrhaftigkeit. Hierdurch unterscheidet sie sich vortheilhaft von den Versuchen, die Geschichte novellistisch zu behandeln. Eine schöne Uebertragung eines Theiles des Gedichtes der Athenais ist beigegeben.

Der Verstand. Von H. Taine. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. (Bonn, Emil Strauß.) — **Geschichte der französischen Revolution.** Von H. Taine. Taine wird gegenwärtig als der erste französische Schriftsteller allgemein anerkannt. Er ist zugleich Philosoph und Historiker, und zwar bilden seine philosophischen Arbeiten, ähnlich wie seiner Zeit bei Hume in England, die Grundlage seiner historischen. — Er ist in der Philosophie von John Stuart Mill ausgegangen. Sein Hauptwerk ist nunmehr zuerst in deutscher Uebersetzung hervorgetreten, und wir können es unseren Lesern nur angelegentlich empfehlen. Dasselbe geht dadurch über Mill hinaus, daß es in einem weiten Umfang, was von der Wirklichkeit erreichbar ist, geschichtliche und physiologische Thatsachen verwerthet. Das letzte Wort seiner Auffassung der Intelligenz ist der Nachweis der Abhängigkeit jeder Gestalt derselben von den Bedingungen, unter denen sie auftritt, und so führt ihn von selber sein philosophischer Standpunkt zur Geschichte hinüber. Aus den Bedingungen eines solchen Standpunktes ergiebt sich sein feindliches Verhältniß zu der französischen Revolution als dem großen Gegenstande seiner gegenwärtigen historischen Arbeit. Taine geht aus von der empirischen Bedingtheit des Menschen wie jeder gesellschaftlichen Ordnung. Er findet in dem Menschen nicht ein Vernunftwesen, vielmehr spielt nach ihm die Vernunft in der Geschichte keine erhebliche Rolle. Das physische Temperament, die körperlichen Bedürfnisse, die animalischen Instincte, alsdann Vorurtheile, Phantasien, Leidenschaften, Interessen — ein Bündel so verschieden-

Digitized by Google

artiger und in die Thierwelt zurückgreifender Elemente bildet die menschliche Natur. Eine solche Auffassung steht im innersten Gegensatz zu der Vorstellung von dem natürlichen Menschen, dem natürlichen Recht und dem zu erreichenden vollkommenen Zustand der Menschheit. Waren diese Ideen die Seele der Revolutionen, so begreift man, daß Taine in dem Idealismus derselben nur eine Traumphantasie des menschlichen Geistes erblicken kann. Daher hat Taine ein düsteres Bild der französischen Revolution entworfen. Es ist charakteristisch, daß für ihn mehr gesunder Verstand in den historisch erwachsenen Vorurtheilen der Gesellschaft als in der damals sie bekämpfenden Wissenschaft liegt. Aber die ergreifende Gewalt seines Gemäldes, welche dieses Buch zu der hervorragendsten Darstellung des inneren Ganges der Revolution seit Toqueville macht, wurzelt in demselben philosophischen System, in welchem sein Haß gegen die Ideen von 1789 gegründet ist. Ihm ist das eigentliche Object der Geschichte: das Individuum; eine Verfassung, eine Gesetzgebung kann immer nur aus dem handelnden Menschen selber verstanden werden, in seiner körperlichen Sichtbarkeit, wie er ißt und trinkt und sich bewegt. Ihn zu sehen, ist die Aufgabe des Geschichtschreibers.

Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Von Friedrich Albert Lange. Wohlfeile Ausgabe. Vierte Auflage. (Iserlohn, J. Baedeker.) Während das berühmte Werk, in die englische Sprache übertragen, in Amerika und England mit lebhaftem Interesse aufgenommen wird, erscheint es bei uns in vierter Auflage. Man kann sagen, daß es bereits eine historische Stellung gewonnen hat. Nicht als ob sein Verfasser ein schöpferischer Denker gewesen wäre, nicht als ob sein Werk einen neuen tiefgreifenden Gedanken ausgesprochen hätte, ja, man kann nicht einmal sagen, daß es, als wissenschaftliche Arbeit betrachtet, tadellos gewesen wäre. Die geschichtliche Arbeit in ihm ist sehr ungleich. Seine Darstellung der Philosophie des Alterthums hat etwas Dilettantisches. Seine Darstellung der Philosophie Kant's, so anregend sie auch gewirkt, hat wie die von Schopenhauer, ja augenscheinlich von dieser beeinflußt, den Apriorismus dieses großen Philosophen in eine Art von Nativismus verwandelt und so mit dem Materialismus in ein mögliches Verhältniß gebracht. Sie wird heute von Niemandem mehr als eine angemessene Darstellung Kant's betrachtet werden. Dagegen hat sich Lange um die Erkenntniß des Materialismus im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert insbesondere in Frankreich und Deutschland entschiedene Verdienste erworben, und er hat auch weniger gekannte Erscheinungen desselben an das Licht gezogen. Aber dies Alles hat weder im Guten noch im Schlimmen über das Schicksal seines Buches entschieden. Für dieses war in erster Linie bestimmend die lautere Idealität in dem Charakter seines Verfassers. In demselben erschien ein ganzer und wahrer Mensch. Er sprach ohne Rücksichten aus, was er auf der Seele hatte. Und die Formel, welche er in dem Streit zwischen der Naturwissenschaft und den höheren Anforderungen des Gemüths den Gebildeten darbot, entsprach auf das glücklichste den Anforderungen des Augenblicks. Er berührte die Macht der Naturwissenschaften mit keiner Art von feindlichem Angriff. Er ließ auch die Consequenzen gelten, welche die Abhängigkeit der geistigen Erscheinungen von der körperlichen Organisation verfolgen und deren sich der Materialismus mit so vielem Glücke bedient hat. Ja, er concentrirte alle Kräfte der naturwissenschaftlichen Anschauungsweise in seinem Werke. Wenigstens versuchte er das. Aber nun bediente er sich Kant's, um diesen ganzen Naturzusammenhang für ein bloßes Phänomen zu erklären. Mit einem Schlage erschien nun möglich, daß die Materie gar nicht der Erklärungsgrund des Kosmos sei. Jeder idealistischen Metaphysik waren die Thore geöffnet, und er erklärte die Metaphysik zwar für eine Dichtung, aber für eine berechtigte. So nahm er mit der einen Hand, was er mit der anderen gab. So wenig eine solche Betrachtungsweise einer widerspruchslosen Entwickelung fähig ist, so frappant mußte sie doch erscheinen; so wenig sie auf die Dauer befriedigen kann, so bot sie doch für den Moment einen Ausgleich. Und in dieser Stellung wird das Werk fortfahren, zu wirken — eine glänzende Form unterstützt es hierbei.

Die Religion, betrachtet vom Standpunkte der real-genetischen Socialwissenschaft oder Versuch einer natürlichen Theologie. Von Paul v. Lilienfeld. (Mitau, E. Behre.) Mit diesem Bande wird ein Werk weiter gefördert, welches nach einem höchst umfassenden Plan das ganze Gebiet der Gesellschaft zu behandeln versucht hat. Es ist hierin der Rivale von Schäffle's Werk über „Bau und Leben des socialen Körpers". Jedoch darf nicht verschwiegen werden, daß jener eben erwähnte Rivale der glücklichere ist. Schäffle hat auf dem Gebiete der Nationalökonomie als Fachmann die Anforderungen an strenge Methode kennen gelernt. Er ist darin geübt, sich ihrer zu bedienen, und wenn er auch nicht mit gleicher Selbständigkeit das allzu umfassende Gebiet zu beherrschen vermag, so folgen ihm doch an alle Stellen desselben die Uebung in strenger wissenschaftlicher Arbeit und ein Gefühl für das, was wissenschaftlich haltbar erscheinen kann. Der Verfasser des vorliegenden Werkes erfreut sich bei vielem Geiste doch dieser Eigenschaften nicht. Beiden gemeinsam ist die dar-

Digitized by Google

winiſtiſche Grundlage. Auf Beide hat Herbert Spencer in hervorragendem Grade eingewirkt. Beide verſuchen den Gedanken einer natürlichen Entwickelungsgeſchichte in die Socialwiſſenſchaft einzuführen. Der vorliegende Band zeigt, wie weit trotzdem das Schlußergebniß, zu welchem Paul v. Lilienfeld gelangt, von dem Schäffle's abſteht. Von dem Standpunkt Darwin's aus tritt der Verfaſſer hier in den des Chriſtenthums über. Er will den Beweis liefern, daß die real-geneſiſche Behandlung der Socialwiſſenſchaft nicht nur in keinem Widerſpruch mit Religion und Chriſtenthum ſteht, ſondern vermittelſt ihrer die chriſtliche Theologie und die Naturwiſſenſchaft einen Punkt der Berührung und Vermittelung finden. Er gelangt zu folgenden Sätzen: Das Verhältniß des Menſchen zu Gott iſt ein real-organiſches in höchſter geiſtig-perſönlicher Potenz. In dem perſönlichen Verhältniß zwiſchen Gott und dem Menſchen hat das höchſte Weſen die Bedeutung eines realen Centralorgans und das menſchliche Individuum die einer in ſteter wechſelſeitiger Reflexwirkung mit dieſem Organ ſtehenden. Die einzelnen religiöſen Gemeinſchaften und Kirchen bilden ſpecifiſche, aus einer größeren oder geringeren Zahl von Einzelzellen beſtehende Organe, in welchen ſich die göttliche Kraft ausprägt. Die ganze Menſchheit als chriſtliche Gemeinſchaft bildet einen einheitlichen, ſich im Weltheiland integrirenden und in den verſchiedenen religiöſen Gemeinſchaften differenzirenden Organismus, welcher zu dem göttlichen Centralkraftherd in demſelben Verhältniß ſteht wie ein in ſich abgeſchloſſenes Nervenelement zu dem Centralorgan des Nervenſyſtems. Das iſt in der That die Art, wie man allein vom darwiniſtiſchen Standpunkte aus zu einem Einverſtändniß mit dem Chriſtenthum gelangen kann. Das Menſchengeſchlecht hat durch Kampf, Anpaſſung und Vererbung ſein religiöſes Bewußtſein erlangt, und die Gottheit ſelber ſowie ihr Verhältniß zu den Menſchen wird unter phyſiologiſchen Geſichtspunkt geſtellt. Es ſcheint, daß der Verfaſſer glaubt, das Verhältniß von einer Einzelzelle zum Centralorgan ſei geeignet, auch die Geheimniſſe der Religion aufzuklären.

Friedrich Ludwig Jahn. Sein Leben und Wirken. Von Karl Euler. (Stuttgart, Carl Krabbe.) Ueber Jahn haben wir in neuerer Zeit durch Heinrich Pröhle eine Biographie erhalten. Während dieſe, durch perſönliche Erinnerungen angeregt, eine Reihe von Bildern aus dem Leben Jahn's gegeben hat, verſucht der Verfaſſer des vorliegenden Werkes eine geſchichtliche Auffaſſung. Mit unermüdlichem und höchſt dankenswerthem Fleiße hat derſelbe das Material vervollſtändigt und insbeſondere aus den Acten des Cultusminiſteriums wichtige Aufſchlüſſe gewonnen. Immer wird man der früheren Entwickelung Jahn's mit lebhaftem Intereſſe folgen, ſeinem Antheil an den Befreiungskriegen, ſeiner Begründung des Turnweſens. Es iſt ein trübes Bild, welches dann ſeine ſpäteren Jahre darbieten. Sein guter und edler Wille genügte nicht der Schwierigkeit der Lage, welche ſich für ihn nach den Befreiungskriegen ergab. Der Verfaſſer der vorliegenden Biographie entwirft von dieſem Allen ein wahres Bild in einfachem, natürlichem Ausdruck auf Grund einer höchſt genauen Kenntniß.

Für die Redaction verantwortlich: Friedrich Weſtermann in Braunſchweig.
Druck und Verlag von George Weſtermann in Braunſchweig.
Nachdruck wird ſtrafgerichtlich verfolgt. — Ueberſetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Digitized by Google

WITT & CHLAUF, PLANOFORTE MAKERS,

Nos. 1 & 3 Bleecker Street, New York.

Have always on hand a large assortment of their

SQUARE & UPRIGHT PIANOS,

Which for

Tone, Touch, Workmanship and Durability

are unsurpassed by any Instruments in the market.

Every Piano warranted for Five Years.

Pianos to Let, and Rent allowed if purchased.

Pianos Exchanged, Tuned and Repaired.

Pianos Packed and Shipped to any part of the country.

Orders from a distance promptly attended to.

Please call and examine before purchasing elsewhere.

WITT & CHLAUF,

Nos. 1 & 3 Bleecker Street, New York.

Wiener Zeitung.
Jahr 1848.

Wien, Montag, 13. März.

Ankündigungen werden in der Expedition, Stadt, Wollzeile, Nr. 778, und in der Filiale, Landstraße, Hauptstraße, Nr. 1, angenommen.

Inhalt.

Amtlicher Theil. Ernennungen. Verordnung. Kundmachung. Nichtamtlicher Theil. Inland. Wien. Ausland. Deutschland. Frankreich. Italien. Großbritannien. Belgien. Schweiz. Amerika. Türkei. Griechenland. Rußland. Polen. Schweden. Dänemark. Spanien. Portugal. Ankündigungen.

Amtlicher Theil.

Se. Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 11. März d. J. den Hofrath und Präsidenten der Hofkammer im Münz- und Bergwesen, Ritter Ludwig von Wallmerden, zum Präsidenten der Hofkammer im Münz- und Bergwesen, und den Hofrath und Präsidenten der Hofkammer im Münz- und Bergwesen, Ritter Joseph von Duile

Wunder-Welt

Chapter V

Page 1 1
Page 2 2
Page 3 3
Page 4 4
Page 5 5
Page 6 6
Page 7 7
Page 8 8
Page 9 9
Page 10 10
Page 11 11
Page 12 12
Page 13 13
Page 14 14
Page 15 15
Page 16 16
Page 17 17
Page 18 18
Page 19 19
Page 20 20
Page 21 21
Page 22 22
Page 23 23
Page 24 24
Page 25 25
Page 26 26
Page 27 27
Page 28 28
Page 29 29
Page 30 30
Page 31 31
Page 32 32
Page 33 33
Page 34 34
Page 35 35
Page 36 36
Page 37 37
Page 38 38
Page 39 39
Page 40 40
Page 41 41
Page 42 42
Page 43 43
Page 44 44
Page 45 45
Page 46 46
Page 47 47
Page 48 48
Page 49 49
Page 50 50
Page 51 51
Page 52 52
Page 53 53
Page 54 54
Page 55 55
Page 56 56
Page 57 57
Page 58 58
Page 59 59
Page 60 60
Page 61 61
Page 62 62
Page 63 63
Page 64 64
Page 65 65
Page 66 66
Page 67 67
Page 68 68
Page 69 69
Page 70 70
Page 71 71
Page 72 72
Page 73 73
Page 74 74
Page 75 75
Page 76 76
Page 77 77
Page 78 78
Page 79 79
Page 80 80
Page 81 81
Page 82 82
Page 83 83
Page 84 84
Page 85 85
Page 86 86
Page 87 87
Page 88 88
Page 89 89
Page 90 90
Page 91 91
Page 92 92
Page 93 93
Page 94 94
Page 95 95
Page 96 96
Page 97 97
Page 98 98
Page 99 99
Page 100 100
Page 101 101
Page 102 102
Page 103 103
Page 104 104
Page 105 105
Page 106 106
Page 107 107
Page 108 108
Page 109 109
Page 110 110
Page 111 111
Page 112 112
Page 113 113
Page 114 114
Page 115 115
Page 116 116
Page 117 117
Page 118 118
Page 119 119
Page 120 120
Page 121 121
Page 122 122
Page 123 123
Page 124 124
Page 125 125
Page 126 126
Page 127 127
Page 128 128
Page 129 129
Page 130 130
Page 131 131
Page 132 132
Page 133 133
Page 134 134
Page 135 135
Page 136 136
Page 137 137
Page 138 138
Page 139 139
Page 140 140
Page 141 141
Page 142 142
Page 143 143
Page 144 144
Page 145 145
Page 146 146
Page 147 147
Page 148 148
Page 149 149
Page 150 150
Page 151 151
Page 152 152
Page 153 153
Page 154 154
Page 155 155
Page 156 156
Page 157 157
Page 158 158
Page 159 159
Page 160 160
Page 161 161
Page 162 162
Page 163 163
Page 164 164
Page 165 165
Page 166 166
Page 167 167
Page 168 168
Page 169 169
Page 170 170
Page 171 171
Page 172 172
Page 173 173
Page 174 174
Page 175 175
Page 176 176
Page 177 177
Page 178 178
Page 179 179
Page 180 180
Page 181 181
Page 182 182
Page 183 183
Page 184 184
Page 185 185
Page 186 186
Page 187 187
Page 188 188
Page 189 189
Page 190 190
Page 191 191
Page 192 192
Page 193 193
Page 194 194
Page 195 195
Page 196 196
Page 197 197
Page 198 198
Page 199 199
Page 200 200
Page 201 201
Page 202 202
Page 203 203
Page 204 204
Page 205 205
Page 206 206
Page 207 207
Page 208 208
Page 209 209
Page 210 210
Page 211 211
Page 212 212
Page 213 213
Page 214 214
Page 215 215
Page 216 216
Page 217 217
Page 218 218
Page 219 219
Page 220 220
Page 221 221
Page 222 222
Page 223 223
Page 224 224
Page 225 225
Page 226 226
Page 227 227
Page 228 228
Page 229 229
Page 230 230
Page 231 231
Page 232 232
Page 233 233
Page 234 234
Page 235 235
Page 236 236
Page 237 237
Page 238 238
Page 239 239
Page 240 240
Page 241 241
Page 242 242
Page 243 243
Page 244 244
Page 245 245
Page 246 246
Page 247 247
Page 248 248
Page 249 249
Page 250 250
Page 251 251
Page 252 252
Page 253 253
Page 254 254
Page 255 255
Page 256 256
Page 257 257
Page 258 258
Page 259 259
Page 260 260
Page 261 261
Page 262 262
Page 263 263
Page 264 264
Page 265 265
Page 266 266
Page 267 267
Page 268 268
Page 269 269
Page 270 270
Page 271 271
Page 272 272
Page 273 273
Page 274 274
Page 275 275
Page 276 276
Page 277 277
Page 278 278
Page 279 279
Page 280 280
Page 281 281
Page 282 282
Page 283 283
Page 284 284
Page 285 285
Page 286 286
Page 287 287
Page 288 288
Page 289 289
Page 290 290
Page 291 291
Page 292 292
Page 293 293
Page 294 294
Page 295 295
Page 296 296
Page 297 297
Page 298 298
Page 299 299
Page 300 300
Page 301 301
Page 302 302
Page 303 303
Page 304 304
Page 305 305
Page 306 306
Page 307 307
Page 308 308
Page 309 309
Page 310 310
Page 311 311
Page 312 312
Page 313 313
Page 314 314
Page 315 315
Page 316 316
Page 317 317
Page 318 318
Page 319 319
Page 320 320
Page 321 321
Page 322 322
Page 323 323
Page 324 324
Page 325 325
Page 326 326
Page 327 327
Page 328 328
Page 329 329
Page 330 330
Page 331 331
Page 332 332
Page 333 333
Page 334 334
Page 335 335
Page 336 336
Page 337 337
Page 338 338
Page 339 339
Page 340 340
Page 341 341
Page 342 342
Page 343 343
Page 344 344
Page 345 345
Page 346 346
Page 347 347
Page 348 348
Page 349 349
Page 350 350
Page 351 351
Page 352 352
Page 353 353
Page 354 354
Page 355 355
Page 356 356
Page 357 357
Page 358 358
Page 359 359
Page 360 360
Page 361 361
Page 362 362
Page 363 363
Page 364 364
Page 365 365
Page 366 366
Page 367 367
Page 368 368
Page 369 369
Page 370 370
Page 371 371
Page 372 372
Page 373 373
Page 374 374
Page 375 375
Page 376 376
Page 377 377
Page 378 378
Page 379 379
Page 380 380
Page 381 381
Page 382 382
Page 383 383
Page 384 384
Page 385 385
Page 386 386
Page 387 387
Page 388 388
Page 389 389
Page 390 390
Page 391 391
Page 392 392
Page 393 393
Page 394 394
Page 395 395
Page 396 396
Page 397 397
Page 398 398
Page 399 399
Page 400 400
Page 401 401
Page 402 402
Page 403 403
Page 404 404
Page 405 405
Page 406 406
Page 407 407
Page 408 408
Page 409 409
Page 410 410
Page 411 411
Page 412 412
Page 413 413
Page 414 414
Page 415 415
Page 416 416
Page 417 417
Page 418 418
Page 419 419
Page 420 420
Page 421 421
Page 422 422
Page 423 423
Page 424 424
Page 425 425
Page 426 426
Page 427 427
Page 428 428
Page 429 429
Page 430 430
Page 431 431
Page 432 432
Page 433 433
Page 434 434
Page 435 435
Page 436 436
Page 437 437
Page 438 438
Page 439 439
Page 440 440
Page 441 441
Page 442 442
Page 443 443
Page 444 444
Page 445 445
Page 446 446
Page 447 447
Page 448 448
Page 449 449
Page 450 450
Page 451 451
Page 452 452
Page 453 453
Page 454 454
Page 455 455
Page 456 456
Page 457 457
Page 458 458
Page 459 459
Page 460 460
Page 461 461
Page 462 462
Page 463 463
Page 464 464
Page 465 465
Page 466 466
Page 467 467
Page 468 468
Page 469 469
Page 470 470
Page 471 471
Page 472 472
Page 473 473
Page 474 474
Page 475 475
Page 476 476
Page 477 477
Page 478 478
Page 479 479
Page 480 480
Page 481 481
Page 482 482
Page 483 483
Page 484 484
Page 485 485
Page 486 486
Page 487 487
Page 488 488
Page 489 489
Page 490 490
Page 491 491
Page 492 492
Page 493 493
Page 494 494
Page 495 495
Page 496 496
Page 497 497
Page 498 498
Page 499 499
Page 500 500
Page 501 501
Page 502 502
Page 503 503
Page 504 504
Page 505 505
Page 506 506
Page 507 507
Page 508 508
Page 509 509
Page 510 510
Page 511 511
Page 512 512
Page 513 513
Page 514 514
Page 515 515
Page 516 516
Page 517 517
Page 518 518
Page 519 519
Page 520 520
Page 521 521
Page 522 522
Page 523 523
Page 524 524
Page 525 525
Page 526 526
Page 527 527
Page 528 528
Page 529 529
Page 530 530
Page 531 531
Page 532 532
Page 533 533
Page 534 534
Page 535 535
Page 536 536
Page 537 537
Page 538 538
Page 539 539
Page 540 540
Page 541 541
Page 542 542
Page 543 543
Page 544 544
Page 545 545
Page 546 546
Page 547 547
Page 548 548
Page 549 549
Page 550 550
Page 551 551
Page 552 552
Page 553 553
Page 554 554
Page 555 555
Page 556 556
Page 557 557
Page 558 558
Page 559 559
Page 560 560
Page 561 561
Page 562 562
Page 563 563
Page 564 564
Page 565 565
Page 566 566
Page 567 567
Page 568 568
Page 569 569
Page 570 570
Page 571 571
Page 572 572
Page 573 573
Page 574 574
Page 575 575
Page 576 576
Page 577 577
Page 578 578
Page 579 579
Page 580 580
Page 581 581
Page 582 582
Page 583 583
Page 584 584
Page 585 585
Page 586 586
Page 587 587
Page 588 588
Page 589 589
Page 590 590
Page 591 591
Page 592 592
Page 593 593
Page 594 594
Page 595 595
Page 596 596
Page 597 597
Page 598 598
Page 599 599
Page 600 600
Page 601 601
Page 602 602
Page 603 603
Page 604 604
Page 605 605
Page 606 606
Page 607 607
Page 608 608
Page 609 609
Page 610 610
Page 611 611
Page 612 612
Page 613 613
Page 614 614
Page 615 615
Page 616 616
Page 617 617
Page 618 618
Page 619 619
Page 620 620
Page 621 621
Page 622 622
Page 623 623
Page 624 624
Page 625 625
Page 626 626
Page 627 627
Page 628 628
Page 629 629
Page 630 630
Page 631 631
Page 632 632
Page 633 633
Page 634 634
Page 635 635
Page 636 636
Page 637 637
Page 638 638
Page 639 639
Page 640 640
Page 641 641
Page 642 642
Page 643 643
Page 644 644
Page 645 645
Page 646 646
Page 647 647
Page 648 648
Page 649 649
Page 650 650
Page 651 651
Page 652 652
Page 653 653
Page 654 654
Page 655 655
Page 656 656
Page 657 657
Page 658 658
Page 659 659
Page 660 660
Page 661 661
Page 662 662
Page 663 663
Page 664 664
Page 665 665
Page 666 666
Page 667 667
Page 668 668
Page 669 669
Page 670 670
Page 671 671
Page 672 672
Page 673 673
Page 674 674
Page 675 675
Page 676 676
Page 677 677
Page 678 678
Page 679 679
Page 680 680
Page 681 681
Page 682 682
Page 683 683
Page 684 684
Page 685 685
Page 686 686
Page 687 687
Page 688 688
Page 689 689
Page 690 690
Page 691 691
Page 692 692
Page 693 693
Page 694 694
Page 695 695
Page 696 696
Page 697 697
Page 698 698
Page 699 699
Page 700 700
Page 701 701
Page 702 702
Page 703 703
Page 704 704
Page 705 705
Page 706 706
Page 707 707
Page 708 708
Page 709 709
Page 710 710
Page 711 711
Page 712 712
Page 713 713
Page 714 714
Page 715 715
Page 716 716
Page 717 717
Page 718 718
Page 719 719
Page 720 720
Page 721 721
Page 722 722
Page 723 723
Page 724 724
Page 725 725
Page 726 726
Page 727 727
Page 728 728
Page 729 729
Page 730 730
Page 731 731
Page 732 732
Page 733 733
Page 734 734
Page 735 735
Page 736 736
Page 737 737
Page 738 738
Page 739 739
Page 740 740
Page 741 741
Page 742 742
Page 743 743
Page 744 744
Page 745 745
Page 746 746
Page 747 747
Page 748 748
Page 749 749
Page 750 750
Page 751 751
Page 752 752
Page 753 753
Page 754 754
Page 755 755
Page 756 756
Page 757 757
Page 758 758
Page 759 759
Page 760 760
Page 761 761
Page 762 762
Page 763 763
Page 764 764
Page 765 765
Page 766 766
Page 767 767
Page 768 768
Page 769 769
Page 770 770
Page 771 771
Page 772 772
Page 773 773
Page 774 774
Page 775 775
Page 776 776
Page 777 777
Page 778 778
Page 779 779
Page 780 780
Page 781 781
Page 782 782
Page 783 783
Page 784 784
Page 785 785
Page 786 786
Page 787 787
Page 788 788
Page 789 789
Page 790 790
Page 791 791
Page 792 792
Page 793 793
Page 794 794
Page 795 795
Page 796 796
Page 797 797
Page 798 798
Page 799 799
Page 800 800
Page 801 801
Page 802 802
Page 803 803
Page 804 804
Page 805 805
Page 806 806
Page 807 807
Page 808 808
Page 809 809
Page 810 810
Page 811 811
Page 812 812
Page 813 813
Page 814 814
Page 815 815
Page 816 816
Page 817 817
Page 818 818
Page 819 819
Page 820 820
Page 821 821
Page 822 822
Page 823 823
Page 824 824
Page 825 825
Page 826 826
Page 827 827
Page 828 828
Page 829 829
Page 830 830
Page 831 831
Page 832 832
Page 833 833
Page 834 834
Page 835 835
Page 836 836
Page 837 837
Page 838 838
Page 839 839
Page 840 840
Page 841 841
Page 842 842
Page 843 843
Page 844 844
Page 845 845
Page 846 846
Page 847 847
Page 848 848
Page 849 849
Page 850 850
Page 851 851
Page 852 852
Page 853 853
Page 854 854
Page 855 855
Page 856 856
Page 857 857
Page 858 858
Page 859 859
Page 860 860
Page 861 861
Page 862 862
Page 863 863
Page 864 864
Page 865 865
Page 866 866
Page 867 867
Page 868 868
Page 869 869
Page 870 870
Page 871 871
Page 872 872
Page 873 873
Page 874 874
Page 875 875
Page 876 876
Page 877 877
Page 878 878
Page 879 879
Page 880 880
Page 881 881
Page 882 882
Page 883 883
Page 884 884
Page 885 885
Page 886 886
Page 887 887
Page 888 888
Page 889 889
Page 890 890
Page 891 891
Page 892 892
Page 893 893
Page 894 894
Page 895 895
Page 896 896
Page 897 897
Page 898 898
Page 899 899
Page 900 900
Page 901 901
Page 902 902
Page 903 903
Page 904 904
Page 905 905
Page 906 906
Page 907 907
Page 908 908
Page 909 909
Page 910 910
Page 911 911
Page 912 912
Page 913 913
Page 914 914
Page 915 915
Page 916 916
Page 917 917
Page 918 918
Page 919 919
Page 920 920
Page 921 921
Page 922 922
Page 923 923
Page 924 924
Page 925 925
Page 926 926
Page 927 927
Page 928 928
Page 929 929
Page 930 930
Page 931 931
Page 932 932
Page 933 933
Page 934 934
Page 935 935
Page 936 936
Page 937 937
Page 938 938
Page 939 939
Page 940 940
Page 941 941
Page 942 942
Page 943 943
Page 944 944
Page 945 945
Page 946 946
Page 947 947
Page 948 948
Page 949 949
Page 950 950
Page 951 951
Page 952 952
Page 953 953
Page 954 954
Page 955 955
Page 956 956
Page 957 957
Page 958 958
Page 959 959
Page 960 960
Page 961 961
Page 962 962
Page 963 963
Page 964 964
Page 965 965
Page 966 966
Page 967 967
Page 968 968
Page 969 969
Page 970 970
Page 971 971
Page 972 972
Page 973 973
Page 974 974
Page 975 975
Page 976 976
Page 977 977
Page 978 978
Page 979 979
Page 980 980
Page 981 981
Page 982 982
Page 983 983
Page 984 984
Page 985 985
Page 986 986
Page 987 987
Page 988 988
Page 989 989
Page 990 990
Page 991 991
Page 992 992
Page 993 993
Page 994 994
Page 995 995
Page 996 996
Page 997 997
Page 998 998
Page 999 999
Page 1000 1000

Heimliches Gewerbe.

Novelle

von

Bernhard Wagener.

Ich wüßte vermuthlich nicht, daß es auf der Welt einen Ort Eckwarden giebt, wenn nicht ein Onkel von mir dort lebte. Der alte Grimmer iſt fünfzig Jahre lang zur See gefahren, und dann hat er es nicht etwa ſatt bekommen, ſondern die Gicht wollte ihm nicht mehr erlauben, Treppen zu ſteigen, welche an Bord bekanntlich ſehr ſteil und ſehr unbequem ſind. Er ſetzte ſich alſo zur Ruhe, indem er ſein Schiff an eine jüngere Kraft abtrat und ſich in Eckwarden das kleine Haus mit den Holzverzierungen am Giebel und den grüngeſtrichenen Fenſterläden bauen ließ; ein Haus, das Jedermann im zehnmeiligen Umkreiſe kennt, denn an der einen Ecke ragt ein maſſiver Thurm noch über den Scheitel des Deiches hinaus, oben von einem Glaspavillon gekrönt, und hier hält der Alte täglich viele Stunden lang Umſchau über das Meer.

Der Thurm iſt eine wunderliche Zuthat zu einem einſtöckigen Hauſe von fünf Fenſtern in der Front und hat ſeine beſondere Geſchichte, welche für die boshafte Hartnäckigkeit eines alten Seebären, wie mein Onkel ſich ſelbſt nennt, Zeugniß ablegt. Als nämlich Grimmer ſich nach einem Erdenfleck umſah, auf dem er ſein Leben zu beſchließen gedachte, war es außer Frage, daß es ein Küſtenpunkt ſein mußte, der an dem geheimnißvollen Leben des Meeres unmittelbaren Antheil nahm; er wollte keine Flußverbindung, keine künſtlichen Moolen und Docks, keine Häuſermaſſen, welche die Ausſicht benehmen, und auch kein großſtädtiſches Treiben, vor

Digitized by Google

dem man das Brausen der Wellen nicht hört: nichts von alledem; ein kleines Stranddorf an der Nordseeküste (von der Ostsee sprach der Alte sehr despectirlich als von einem Teich für zahme Enten!), darin ein Haus, aus dessen Fenstern man die Wellen tanzen sieht: das war es, was Onkel Grimmer brauchte. Der Himmel mag wissen, was dem alten Herrn an Eckwarden gerade besonders gefiel; ich habe allen Grund, es für eins der langweiligsten Nester dieser Welt zu halten, aber über den Geschmack einer eingefleischten Theerjacke zu streiten, nehme ich mir nicht heraus, obgleich ich ein wenig darunter zu leiden hatte. Ich komme noch darauf zurück.

Grimmer beschloß also, in Eckwarden sich ein Heim zu gründen, und wer die Hartnäckigkeit der Seeleute, besonders der alten, kennt, wird begreifen, daß die Sache damit erledigt war, mochte auch noch so viel im Wege sein.

Im Wege war da zunächst der Deich, nämlich er lag zwischen Dorf und Strand, und kein Mensch der Welt ist im Stande, aus dem Erdgeschoß eines Hauses über einen Nordseedeich hinweg etwas vom Wasser zu sehen. Der Alte war bei aller seiner Störrigkeit ein verständiger Mann; denn als er eingesehen hatte, daß sich vor dem Deiche kein Haus bauen ließ, welches die Wellen nicht innerhalb acht Tagen wegspülten, und daß man ihm zur Liebe auch keinen Einschnitt in den schützenden Erd-Rücken machen konnte, schrieb er einen langen Brief an die Regierung oder was es sonst für eine Behörde war und suchte die Erlaubniß nach, sein Haus mitten auf den Deich bauen zu dürfen.

Das wurde ihm rundweg abgeschlagen, weil es irgendwo einen Paragraphen giebt, der es nicht leidet, und nun kam Onkel Grimmer in Harnisch. Er schimpfte zunächst in allen Tonarten auf die Obrigkeit, kaufte sich darauf ein Landstück, das gegen den Deich stößt, und ließ das bewußte Haus mit dem Thurme bauen. Es war dazumal seine größte Freude, sich mit dem Handwerker, der den Bau übernommen hatte, über allerlei Kleinigkeiten herumzuzanken und Anforderungen zu stellen, welche aller Technik Hohn sprachen; aber in der besten Stimmung befand er sich, wenn er den Thurm um eine neue Steinlage in die Höhe wachsen sah. Er versenkte dann die Fäuste in die Taschen seiner Seemannsjacke noch etwas tiefer als gewöhnlich und lachte mit dem Ausdrucke befriedigten Grimms vor sich hin; einfach, weil er des sonderbaren Glaubens war, der Regierung einen ungeheuren Schabernack zu spielen, wenn er mit seinem Thurmbau dennoch über den Deich emporragte.

Nun, die Behörde machte sich daraus nicht das Geringste, aber sie warf ein Auge auf den Alten, als er mit souveräner Verachtung aller Gesetze den Fuß des Deiches abzugraben anfing. Er machte es so schlau, daß man eine Weile nichts davon merkte. Aber eines Tages sah der Beamte, welcher die Schutzbauten des Ufers unter sich hatte, auf ein Viertel der Deichhöhe landseits wunderschöne Nelken und Goldknöpfchen blühen, und beim genaueren Nachschauen fand er, daß Grimmer schon zwei Terrassen heimlich annectirt hatte.

Das gab von oben her nicht nur ein Donnerwetter, sondern es war auch ein hübsches Stück Geld Strafe zu zahlen; für die Wiederinstandsetzung wurde eine Rechnung gemacht, die wie alle fiscalischen Rechnungen nicht klein war; endlich ergab sich daraus eine verschärfte Aufsicht auf diese Maulwurfsarbeit und von Seiten des Onkels bitterer Haß gegen Alles, was Obrigkeit hieß.

Den Haß hätte man ertragen können, aber es sollte leider nicht dabei bleiben.

Eckwarden liegt an einer meilenlangen

Digitized by Google

Bucht der deutschen Nordseeküste, zwei Wegstunden von einer Hafenstadt entfernt, welche mit dem Binnenlande durch eine Eisenbahn in Verbindung steht. Der ganze Küstensaum ist Watt, ein verschlickter Meeresgrund, der bei Ebbe bloßgelegt wird und zur Zeit der Flut beiläufig acht Fuß Wassertiefe hat. In der Stadt wird ansehnlicher Handel mit Colonialproducten getrieben; es fehlt auch nicht an der Ausfuhr von Vieh, Kartoffeln und Getreide. Natürlich hat die Zollbehörde alle Vorkehrungen getroffen, um sich nichts, was versteuerbar wäre, entgehen zu lassen; in der Oeffnung der Föhrde liegt ein Zollkutter, dessen Böte Tag und Nacht auf dem Gewässer kreuzen; in der Stadt ist ein Zollamt, und zahlreiche Beamte haben die traurige Pflicht, ihr Dasein auf der windbestrichenen Krone des Deiches spazieren zu führen. Man hätte also vollgültigen Grund, die Weisheit der Behörde zu bewundern, wenn es in Eckwarden nicht Leute gäbe, welche noch schlauer sind.

Das Dorf liegt an einer kleinen Einbuchtung des großen Hafengewässers und hat keine eigene Schifffahrt, von den Fischerböten abgesehen, welche der Bevölkerung zum täglichen Seegewerbe dienen. Die Bucht kann wegen des Deiches, der dem Uferbogen folgt, von rechts und links nicht eingesehen werden, und weil der Obrigkeit Alles, was sich verbirgt, verdächtig sein muß, wird diese Uferstelle von den Zollbeamten unter besonders zärtliche Aufsicht genommen. Trotzdem kommt es dann und wann vor, namentlich wenn die Flutzeit in die Mitte der Nacht fällt und wenn die Nacht dunkel, stürmisch oder regnerisch ist, daß am Morgen das Auge eines patrouillirenden Beamten auf einen Schoner oder eine kleine Brigg fällt, welche unmittelbar am Dorfe, in den Schlick eingebettet, auf dem Trockenen liegt, hülflos wie ein gestrandeter Fisch und unschuldsvoll wie ein Säugling, denn gewöhnlich sitzt der Capitän in der Frühsonne an Deck und raucht eine Morgenpfeife als untrügliches Zeichen der Reinheit seines Gewissens.

Wenn der Beamte sich nach den näheren Umständen erkundigt, erfährt er, daß das Fahrzeug in der Nacht hier aufgelaufen ist, unkundig des richtigen Weges, daß eine unverdächtige Ladung im Raume liegt, welche nach der benachbarten Stadt bestimmt ist, und wenn der Gefoppte Miene macht, seinen Unmuth laut werden zu lassen, bekommt er von der alten Theerjacke einige zarte Andeutungen darüber zu hören, daß nicht alle Menschen Hallunken seien, daß die im Zollkutter ja auch Augen im Kopfe hätten und dergleichen mehr.

So einfältig sind nun die Zollbeamten überall nicht, an Redensarten von dieser Sorte zu glauben, und wenn sie sich auch mit hämischen Bemerkungen vom Schiff wieder hinunter complimentiren ließen, so dachten sie sich doch ihr Theil dabei; und damit bin ich wieder bei meinem Onkel Grimmer.

Denn weil es schon von der schändlichen Unterwühlung des Deiches her keinen im Dorfe gab, welcher der Behörde verdächtiger war, und da der alte Capitän sich einmal in seinen Zorn gegen die Gewalt verbissen hatte, so schnüffelten die Grünröcke am eifrigsten um sein Haus herum und thaten ihm, dem Himmel sei's geklagt, nicht so Unrecht damit. Ich kann davon ein Stückchen erzählen.

Ich bin nämlich ein kleiner Beamter mit einem Gehalt, das ich gar nicht nennen mag, und wohne fünfzig Meilen von der Küste in einer Gegend, welche der Rauch vieler Fabrikschornsteine schwarz färben würde, wenn nicht ab und an der Regen des Himmels ein Einsehen hätte Alt bin ich noch nicht, aber der Actenstaub bekommt mir ebenso wenig wie der Schornsteinrauch, und weil ich noch ledig bin (zum Heiraten reicht das Bischen

Digitized by Google

Gehalt nicht!), kann ich mir alle Jahre einmal den Luxus gestatten, an einem billigen Orte auf ein paar Wochen andere Luft zu schöpfen.

Mit meinem Onkel Grimmer stehe ich im Briefwechsel; das will sagen, daß wir alle zwei bis drei Jahre Anlaß hatten, uns den Tod irgend eines nahen oder entfernten Verwandten mitzutheilen, worauf die andere Partei in einem gefühlvollen Condolenzschreiben ihre Theilnahme ausdrückte. Das wäre Alles gewesen, wenn der Onkel nicht auf diesem Wege mir verwandtschaftlich immer näher gerückt wäre, dergestalt, daß ich unter sorgfältiger Erwägung aller einschlagenden Bestimmungen aus dem Erbrechte eines Tages die überraschende Entdeckung machte, daß ich Grimmer's einziger Verwandter und Erbe geworden war. Denn der Onkel hat Geld, für meine Verhältnisse sogar viel Geld; und obgleich ich in christlicher Gesinnung dem Alten ein ewiges Leben wünsche, so interessirt mich doch ein Verwandter, von dem ich nach menschlicher Berechnung eines Tages zu erben hoffen darf, mehr als ein anderer, der vielleicht noch den Anspruch erhebt, meine kümmerliche Einnahme mit mir zu theilen.

In diesem Jahre erhielt ich von dem Onkel den ersten Brief, welcher nicht von einem Todesfalle handelte, einfach, weil Keiner übrig war, der sterben konnte in unserer Verwandtschaft, ausgenommen wir Beide, und man vermeidet gern, darüber von sich selbst zu sprechen. Ich erfuhr vielmehr aus diesem Briefe die Geschichte von der Gicht, die Ansiedelung in Eckwarden, den Thurmbau und die unbegreifliche Auflehnung des Alten gegen die Staatsgewalt, auch was die Sache für Folge hatte. Das war im Frühjahr. Vier Wochen später, nachdem ich mit der nöthigen Wärme geantwortet, begegnete mir das Unerhörte, daß ein zweiter Brief vom Onkel kam, in dem er mich ganz herzlich einlud, ein paar Sommerwochen bei ihm auf Besuch zuzubringen.

Erbonkel sind oft wunderliche Leute, sagte ich mir; vielleicht machte ich einen glücklichen Griff, wenn ich annahm, vielleicht verschuldete ich mit der Ablehnung eine folgenschwere Entfremdung. Und da mir das Geld knapper war als gewöhnlich, denn die bestimmt erwartete Gehaltserhöhung von fünfzig Thalern jährlich war wegen finanzieller Mißstände im Staate leider ausgeblieben, so versicherte ich mich, daß ich zur rechten Zeit auf Urlaub rechnen durfte und antwortete umgehend, daß ich kommen würde.

Ich kann mich nicht zu der von manchen Leuten aufgestellten Ansicht bekennen, daß es fein sei, sich nicht nöthigen zu lassen. Im Gegentheil finde ich, man kommt erst bei der zweiten, oft bei der dritten Nöthigung dahinter, ob ein Anerbieten ernst gemeint ist. So machte ich es auch mit dem Onkel. Als die Zeit heranrückte, zu der ich meinen Besuch versprochen hatte, schrieb ich schnell noch einen Brief, in dem ich es sorgfältig vermied, von der Reise ein Wort zu verlieren, und erst dann, als mich eine von allerhand seemännischen Ausdrücken des Aergers und der Ungeduld wimmelnde Antwort über die Aufrichtigkeit seiner Gefühle beruhigt hatte, packte ich leichten Herzens eine große Reisetasche, die sich in der Hand tragen ließ, und machte mich, zunächst vermittelst der Eisenbahn, auf den Weg nach Eckwarden.

Ich sagte schon, daß die Bahnlinie etwa eine Meile von dem Dorfe entfernt ihr Ende erreicht. Ich hatte also noch einen Weg zu Fuß zurückzulegen, der in Anbetracht der Reisetasche und weil ich das Fußwandern wenig gewohnt bin, länger als zwei Stunden dauern sollte. Aber die Zeit wurde mir nicht lang und der Weg nicht beschwerlich, denn es wehte ein kühler Wind von Norden herunter, und

Digitized by Google

die sonderbare Gegend, die mit meinem Wohnorte höchstens den Himmel, aber sonst nichts gemein hatte, fesselte meine Aufmerksamkeit, so daß ich keine Ermüdung spürte.

Eine Beschreibung dieser in meinem Leben außerordentlichen Fußwanderung kann ich mir schon deshalb ersparen, weil mir in Eckwarden Erlebnisse ganz anderer und viel interessanterer Art bevorstanden. Ich führe nur an, daß es mich zuerst ängstigte und später angenehm unterhielt, eine Straße zu wandern, welche unter den Füßen wie ein Moosteppich geräuschlos nachgab, und daß ich wirklich zwei volle Stunden, eher noch eine Kleinigkeit mehr, gebrauchte, bis ich die thurmlose Kirche von Eckwarden vor mir sah, wie sie sich gegen eine graugrüne unendliche Mauer am Horizont abzeichnete.

* * *

Die vermeintliche Mauer war der Deich, an dem Onkel Grimmer's Haus lag. Ich war ein Kind, als ich den damals noch jugendlichen Capitän, der auch vielleicht erst Steuermann war, zum letzten Mal gesehen hatte, und obgleich ich über keine Erinnerung an dieses vergangene Ereigniß mehr verfügte, sagte ich mir beim Anblick einer breitschulterigen Figur, welche, die Hände in die Taschen einer blauen Seemannsjacke versenkt, in der Thür des merkwürdigen Hauses mit dem Thurme stand, daß dies der Onkel sein müßte. Mich verrieth meine Reisetasche, und so gab es für unser Erkennen keine Schwierigkeit.

„Grüß Gott, Onkel Grimmer!" sagte ich also zu ihm.

„Guten Tag, mein Junge!" antwortete er, wobei er mir mit solcher biederen Herzlichkeit die Hand drückte, daß mich die Gelenkknochen noch am nächsten Tage schmerzten. „Du siehst nicht gut aus, Junge!" meinte er dann.

„Das macht die Stubenluft!" entschuldigte ich mich, und weil er es offenbar gut zu mir meinte, so verlor ich die Schüchternheit schnell, mit der ich eigentlich den ganzen Weg über an den Verwandten gedacht hatte.

Ich gehöre nämlich zu meiner eigenen Verzweiflung unter die schüchternen Beamten, welche Jeden um Entschuldigung bitten möchten, daß sie überhaupt auf der Welt sind. Eine andere Sorte trägt die Nase hoch in den Wind und weiß sich vor Selbstgefühl kaum in der Halsbinde zu lassen; sie wissen, daß sie die Grundsäulen des Staates sind. Eine Mittelclasse, Beamte, die gerade so wie andere vernünftige Menschen mitten im Leben stehen, habe ich noch nicht kennen gelernt; entweder es fehlt uns am Selbstbewußtsein oder es ist zu viel davon vorhanden.

Wie bereits gesagt, gehöre ich zu den Bescheidenen, die es auch wohl deswegen im Leben nicht weiter bringen, nicht einmal zu einer Gehaltszulage, ich kam daher mit dem Onkel in der ersten halben Stunde auf den besten Fuß, und seine alte griesgrämige Wirthschafterin, die mir kein freundliches Gesicht zum Empfang machte, fing nach einer Stunde schon zu lächeln an. Ich wurde natürlich in dem Thurmhause einquartiert und bekam dort eine allerliebste Giebelstube, wie ich sie zu Hause nicht besser habe.

Ich fand keinen rechten Schlaf, denn an die fremdartigen Geräusche, welche Wind und Wogen verursachten, war ich nicht gewöhnt. Ich kenne von daheim wohl die ewig wechselnden Stimmen der Frühjahrs- und Herbststürme, wenn sie mit den kreischenden Wetterfahnen spielen und durch die Schornsteine heulen, aber ich wußte noch nichts von dem gleichmäßigen, ununterbrochenen, nicht einmal in der Stärke wechselnden Brausen, mit dem der Wind wie ein unversiegbarer Strom über das Küstenland

Digitized by Google

fährt. Und noch weniger kannte ich das Anschwellen, das Niederklatschen und das Erlöschen der Wellen, auch ein Endloses in seiner unerbittlichen Wiederkehr, und obgleich nur das Geräusch davon zu meinen Ohren drang und ich noch nicht Zeit gefunden hatte, den ersten Blick auf das Meer hinaus zu werfen, sah ich doch im unruhigen Halbschlummer diesen phantastischen Tanz der Gewässer genau so vor mir, wie ich ihn hinterher mehr als einmal mit bewundernden Augen und fast gelähmten Sinnen geschaut habe.

Schon am nächsten Tage machte ich meine ersten Ausflüge, und der brave Onkel ließ es sich nicht verdrießen, mir die Schönheiten der Gegend anzupreisen, obgleich, von der Wasseraussicht abgesehen, wirklich nichts daran zu bewundern war. Denn Eckwarden besteht aus höchstens hundert Häusern, die ein wenig zerstreut um die kleine Bucht liegen; dahinter reckt sich landeinwärts ein flaches, saftgrünes Wiesenland, auf dem Kühe weiden, aber sonst nichts Erbauliches zu sehen ist. An jenem Tage fesselte mich wenigstens die Neuheit der Gegend, aber ich sah voraus, daß es mit diesem Reize sehr bald ein Ende nehmen würde. Blieben nur noch die Menschen übrig, und davon ließ sich unter dieser nicht sehr wohlhabenden Fischerbevölkerung, die zur starken Hälfte aus Schmugglern bestand, erst recht nichts erwarten. Aber die Luft war äußerst gesund, versicherte mich der Onkel, und daran mußte etwas Wahres sein, denn als ich zum Mittag nach Hause kam, erfreute ich mich trotz des verdorbenen Magens vom Tage vorher eines unbegreiflichen Hungers.

Am Abend ließ mir der Onkel die Wahl, ob wir uns den Schlummergrog daheim brauen oder im Wirthshause zu uns nehmen wollten, und da ich dies Getränk durchaus nicht ertragen kann und in der Schenke eher unbemerkt davon zu kommen glaubte, entschied ich mich für den letzteren Fall.

Das Wirthshaus sah nicht anders aus als in meiner Heimat alle Dorfschenken; die Wände rauchgeschwärzt, eine blakende Oellampe an der Decke, undurchdringliche Rauchwolken den Raum anfüllend. Aber während ich mich daheim, wenn ich in seltenen Fällen solche Locale betrat, bescheiden an dem der Thür nächsten Tische niederließ, weil ich weiß, daß die Bauern städtische Gesellschaft nicht lieben, bekam ich diesmal auf der vornehmsten Bank den Ehrenplatz.

Mein Onkel ist ohne Zweifel die angesehenste Person in dem Dorfe; selbst der Schulze spricht seine Rede nicht so gewichtig und findet eher Widerspruch als der alte Grimmer. Nun, es hat auch wohl Keiner so viel wie er von der Welt gesehen und profitirt, und obgleich viele unter den versammelten Dorfbewohnern ernste, wettergefurchte Gesichter und kluge Augen haben, so stammt ihre Lebensweisheit doch nur aus einem Kreise, der mit dem Horizont von Eckwarden zusammenfällt.

Zwei Männer gehörten zu unserer Tischrunde, welche aus der Gesellschaft hervorzuragen schienen: der Schulze Matthies, ein Fischer wie die übrigen, ein Mann von kleiner gebeugter Figur, den Kopf von eisgrauen Haaren bedeckt, ein Gesicht mit zahllosen feinen Furchen und spärlichem Bartwuchse, darin ein müder, leidender Zug, namentlich um die Augen; der andere der Müller und Bäcker Treugott, der einzige Mensch im Dorfe, der mit dem Wasser nichts Anderes zu schaffen hatte, als daß er es in seinen Teig rührte, denn die Mühle ließ er vom Winde drehen; und dies Doppelgewerbe ernährte ihn besser, als Fischfang oder Küstenschifffahrt es im Stande gewesen wären. Außerdem war er, wie ich im Laufe des Gespräches erfuhr, ein geborener Berliner, und dieser

Digitized by Google

Menſchenſchlag producirt wenig Seehelden, wenn man von einer gewiſſen Leidenſchaft abſieht, Fiſche von Spannenlänge mit der Angel zu fangen oder die vertrauensſeligen Inſaſſen eines Spreebootes in Lebensgefahr zu bringen.

Meiſter Treugott war ſehr geſprächig und fand bei jedem dritten Worte Gelegenheit, eine Berliner Erinnerung einzuflechten; und da ich von der Hauptſtadt nichts weiter wußte, als was man darüber hört und lieſt, ſo intereſſirte mich der Mann ſo lange, bis mir Tabaksrauch und Alkoholgeruch zu viel wurden und ich Eile hatte, den Onkel zum Aufbrechen zu bewegen. Beim Scheiden wurde noch verabredet, daß ich dem Schulzen und dem Müller morgen nachbarliche Beſuche machen ſollte.

Ich fing an, mich zu acclimatiſiren; ich merkte das an meinem geſunden Schlafe, in dem mich die ungewohnten leiblichen Genüſſe dieſes Tages ſchon nicht mehr ſtörten, und obgleich mich allmählich das Bewußtſein durchdrang, daß ich auf dem beſten Wege ſei, ein liederlicher Menſch zu werden, was ſich für einen pflichttreuen Beamten nicht ſchickt, ſo hatte doch in dieſen zwei kurzen Tagen der Leichtſinn ſo große Fortſchritte gemacht, daß mir mein Gewiſſen keine nennenswerthen Beſchwerden verurſachte.

Aber etwas Anderes gab es noch, was mich vor dem Einſchlafen eine Viertelſtunde über lebhaft beſchäftigte, nämlich das unerhörte Schimpfen des Onkels auf Alles, was Obrigkeit hieß. Ich hatte ſogar zu meiner Beſchämung ſehen müſſen, wie der Alte am letzten Vormittage, als hundert Schritte von uns ein Zollbeamter vorüberging, ingrimmig ausſpuckte. Einem Erbonkel darf man in ſolchen Ueberzeugungsſachen nicht in die Quere kommen, dachte ich bei mir; aber ich wiederholte mir doch Abends im Bette das Gelöbniß: was ich in dieſer Beziehung auch noch zu hören bekommen würde, mich in meiner Beamtenpflicht tiefſter Loyalität gegen alle hohen Behörden durch nichts erſchüttern zu laſſen.

Damit ſchlief ich ruhigen Gewiſſens ein und wurde in irgend einem Augenblicke der rabenſchwärzeſten Nacht durch ein Geräuſch geweckt. Es war ſonderbar; zuerſt kam ein hartes Rauſchen ein paar Secunden lang, aber die Wellen des Meeres waren es nicht, ſondern ein raſchelnder Gegenſtand wurde gegen dieſelbe Hauswand gerieben, an welcher mein Bett ſtand, und es kam von der Höhe herunter und endete an meinem Ohre; dann folgten fünf weiche Schläge, wie etwa die Fußtritte eines Menſchen klingen müſſen, der auf Socken eine ſchwere Laſt trägt; dann gab es das Geräuſch eines weichen, kniſternden Falles. Wieder folgten die fünf Schläge, und der geheimnißvolle Vorgang begann von Neuem mit dem Niederraſcheln, den fünf Schlägen, dem Fall und den letzten fünf Schlägen.

Ich bin von Natur nicht furchtſam, und ich glaube ſogar, daß ich zu Hauſe in vertrauter Umgebung in ähnlichen Lagen wirklichen Muth entwickeln würde, wenn es darauf ankommt. Aber da es mit dieſen regelmäßig wiederkehrenden Tönen offenbar nicht auf mich abgeſehen war, ſo rief ich mir nur die Thatſache in das Gedächtniß zurück, daß ich vor dem Schlafengehen, einer alten Gewohnheit gemäß, die Thür doppelt verſchloſſen hatte und daß mein Zimmer im oberen Stockwerk lag, worauf ich unter ſo außergewöhnlichen Umſtänden auf einen muthvollen Entſchluß verzichtete, die Decke über den Kopf zog und allmählich, nachdem ſich mein Herzpochen langſam gegeben hatte, wieder einſchlief.

Im Lichte des nächſten Morgens intereſſirte mich die Sache ſehr lebhaft. Als wir unten beim erſten Frühſtück ſaßen (man gewöhnt es ſich merkwürdig

Digitized by Google

leicht an, des Tages zweimal zu frühstücken, wenn man seine Ferien in dieser appetitreizenden Seeluft zubringt!), erzählte ich dem Onkel mein nächtliches Abenteuer, was ihn gar nicht in Erstaunen setzte. Im Gegentheil, er nickte verständnißvoll dazu, als wüßte er mehr von der Sache, aber als ich ihn nach dem Zusammenhange fragte, sah er mich mit einem ziemlich malitiösen Lächeln an und sagte zu mir (ich werde es nie vergessen!): „Laß nur gut sein, mein Junge! Auf das Käsenäpfchen läßt sich kein Dornenstrauch pfropfen! Ich nehm's dir nicht übel, daß du ein zahmer Beamter geworden bist, der Teufel hole sie alle, obgleich es auch solche Käuze geben muß! Aber gerade darum ist dir besser, wenn du dich um manche Dinge nicht kümmerst, die hier zu Lande vorkommen. Es sind Gespenster von Fleisch und Bein, darauf verlasse dich, und wenn ihnen etwas in den unrechten Weg kommt, machen sie nicht viel Federlesens. Laß dir dein Frühstück nur schmecken!"

So sagte der Onkel und überließ es mir, meinen Theil dabei zu denken.

Ich war eigentlich nur über das auffallende Gleichniß von dem Käsenäpfchen etwas pikirt, denn eine gewisse Anzüglichkeit schien darin zu liegen. Aber einem Erbonkel, bei dem man zu Gaste ist, muß man Einiges nachsehen, und so ärgerte ich mich nicht weiter; im Grunde war seine Rede doch wohl gut gemeint. Gleichwohl konnte ich den Gedanken an dieses nächtliche Geheimniß lange nicht los werden, einfach wohl, weil mir jede Erklärung dafür fehlte und weil man in fremder Umgebung doppelt geneigt ist, alles Unbekannte von der unheimlichen Seite anzusehen.

Ich machte mich nach dem Kaffee daran, das Programm des Vormittags fortzusetzen, indem ich meine Besuche bei dem Schulzen und dem Müller abzustatten beschloß. Der Onkel schützte irgendwelche Abhaltung vor und ließ mich allein gehen; verirren konnte ich mich in Eckwarden schon gar nicht, denn die Mühle lag auf einer kleinen Anhöhe, überall sichtbar, und dicht dabei stand das Schulzenhaus.

* * *

Eine gewisse natürliche Standesneigung führte mich zuerst in das Haus des Schulzen; der Mann war doch eine wirkliche Obrigkeit im Dorfe. Das Gebäude sah äußerlich recht wohnlich aus mit seinen sauberen Fenstern, in denen Blumentöpfe standen, und allerlei Zeichen in dem vortrefflichen Zustande des Ziegeldaches und des Wandputzes ließen mich folgern, daß es in den letzten zehn Jahren neu gebaut sei. Dem gegenüber verlor das nur durch einen Bretterzaun geschiedene Müllerhaus, obgleich auch dieses die übrigen Wohnungen im Dorfe an äußerlicher Wohlhabenheit überragte.

Ich fand den Schulzen in Gesellschaft einer jungen Dame beim zweiten Frühstück und wurde mit der formlosen Herzlichkeit aufgenommen, die ich ohne Zweifel meinen verwandtschaftlichen Beziehungen zum Onkel verdankte. Eine Aufforderung zur Theilnahme an der Mahlzeit lehnte ich nicht ab, denn ich hatte in den wenigen Tagen meines Hierseins begriffen, daß das Nöthigen keine ortsübliche Gewohnheit ist. Die junge Dame ging auch schon, ohne meine Erwiderung abzuwarten, hinaus, brachte, was man in feiner Gesellschaft ein Couvert nennt, und setzte sich wieder an ihren Platz.

„Meine Tochter!" sagte der Schulze mit einer Handbewegung. Wir verbeugten uns Beide; warum ich nicht vorgestellt wurde, weiß ich nicht.

Obgleich ich an Damengesellschaft nicht gewöhnt bin und, wenn das Unglück mich dahin führt, in der Regel einen linkischen

Digitized by Google

und verlegenen Eindruck mache, war ich doch in dieser Beziehung ohne Befürchtungen nach Eckwarden gekommen. Ich fühlte mich deshalb unbehülflicher denn je, als ich wider alles Vermuthen bei dem Schulzen Matthies kein Fischermädchen, sondern eine wirkliche junge Dame vorfand.

Das Mädchen war, so viel ich in meiner Verlegenheit beobachten konnte, ganz einfach, aber städtisch gekleidet. Da war von keinem kurzärmeligen Mieder, von keinem faltenreichen Knierock die Rede; sie trug ein Kleid, über dessen Schnitt und Muster ich bei meiner Unkenntniß solcher Dinge nichts weiter zu sagen weiß, als daß die jungen Damen meines Wohnortes sich ebenso zu kleiden pflegen. Aber das erschien mir nebensächlich gegenüber der unbestreitbaren Thatsache, daß das Mädchen außergewöhnlich hübsch war. In die Augen hatte ich nur ganz vorübergehend geblickt, weshalb ich davon nicht mehr zu sagen wußte, als daß sie groß und ernst waren; aber ich sah ein sehr üppiges aschblondes Haar, das auf dem Hinterkopfe verknotete Flechten bildete, einen vollen, wohlgebildeten Hals und vor Allem eine bewußte und maßvolle Art der Bewegung, aus der ich wenigstens so viel entnahm, daß jene ein gutes Stück unbefangener war als ich.

Ich habe aus früheren Jahren her die Angewohnheit, mich in jedes hübsche Mädchen, dem ich eine Weile in das Gesicht sehen kann, zu verlieben, und für einen Mann, dem sein Einkommen das Heiraten nicht erlaubt, ist das, meine ich, ein entschuldbarer und zugleich wohlfeiler Luxus. Es war ein wenig störend, daß die Tochter des Schulzen durchaus nicht lächeln wollte, aber am empfindlichsten berührte es mich, als sie im Laufe unserer Unterhaltung mich bei meinem amtlichen Titel nannte. Von Frauenzimmern liebe ich das nicht; ich lasse mich gern als Mensch betrachten und nicht daran erinnern, daß ich eigentlich eine beklagenswerthe und noch immer nicht heiratsfähige Arbeitsmaschine bin.

Nun, ich mußte es mir ja gefallen lassen, und auf die Dauer hinderte mich auch diese zurückhaltende Behandlung nicht, wie gewöhnlich in meine Liebesthorheit zu fallen. Wir plauderten über allerhand höchst gleichgültige Dinge, wie das Menschen, welche sich in ihrem Leben noch nicht gesehen haben, in der Regel zu thun gezwungen sind, und ich fand, daß das Mädchen (der Vater nannte sie Dorothea) eine städtische Erziehung genossen haben mußte. Sie sprach sehr verständig, aber auch sehr ruhig, und wenn sie an das Ende eines längeren Satzes kam, schien es mir immer, als ob durch die leiser und in tieferen Lauten ausklingende Stimme etwas wie ein Beben ging, als ob sich eine Erinnerung hineinmischte, welche nur mit Mühe eine laute Klage unterdrückte. Dazu stimmte der ganze Eindruck, den die Erscheinung machte; in den Gesprächspausen blickten die Augen des Mädchens weltvergessen, müde und traurig.

Auch der Alte sah nicht wie ein freier Mann aus; außer den Jahren gab es offenbar noch etwas in seinem Leben, was ihn drückte und seine Stimme milderte. Nur einmal, als ich davon sprach, daß ich auch im Müllerhause einen Besuch vorhätte, fuhr es wie ein Flackern des Zornes durch die müden Augen des Mannes, und als ich dabei einen Blick auf das Mädchen warf, fand ich ihre Mundwinkel herabgezogen und einen solchen Ausdruck der Verachtung auf ihrem Gesicht, daß ich mir sagen mußte, zwischen den beiden Nachbarhäusern herrsche nicht das beste Einvernehmen.

Ich sollte darüber in Kürze mehr erfahren. Beim Abschiede drückte ich meinem freundlichen Wirth, der zum Wiederkommen einlud, warm die Hand und hätte beinahe einen Verstoß gegen die dörfliche

Digitized by Google

Sitte begangen, als ich mich von Dorothea mit einer bloßen Verbeugung verabschieden wollte. Nein, sie reichte mir freiwillig die Hand, die mir warm und weich vorkam, auch über Erwarten zierlich, aber es lag auch nicht der leiseste Versuch eines Druckes darin, der meine einstweilen noch zaghaften Gefühle ermuthigt hätte.

Beim Müller fand ich ein anderes Haus. Ich wurde von dem Manne, der ein starker Fünfziger sein mochte, sehr wortreich aber auch gut gemeint, glaube ich, in ein Zimmer geführt, in dem es großstädtisch, wenn auch nicht prahlerisch aussah, und mußte mich an einen Tisch setzen, den die kleine runde Müllersfrau gerade mit einem opulenten Frühstück besetzte. Natürlich sollte ich zulangen, und als ich mich damit entschuldigte, daß ich erstens überhaupt nicht an das Frühstücken gewöhnt sei und zweitens eben davon herkäme, nämlich vom Schulzen, wurde der Mann ganz entrüstet darüber, daß ich ihm die Ehre nicht erweisen wollte, die mir bei seinem Nachbar Matthies keine große Anstrengung gekostet hätte.

Um des lieben Friedens willen aß ich also noch ein paar Bissen und trank auch — ich kann auf das Gewissen versichern, daß es sonst nicht meine Gewohnheit ist! — ein paar Schnäpse, die ganz abscheulich schmeckten und von denen der Müller mit großem Stolze behauptete, daß er sich diese Sorte schon seit zwanzig Jahren nach einem von Alters her in der Familie überlieferten Recepte selbst braute.

Als ich mit dem letzten Schluck gerade in eine gewisse Stimmung gelangt war, in der mir verschiedene Dinge ganz egal sind, kam ein langer Bursche herein, etwa achtundzwanzig Jahre alt, der die Mütze in eine Ecke warf und sich mit einem kurzen Gruße mir gegenüber an den Tisch setzte, auch ohne weitere Nöthigung zu Messer und Brot griff.

„Mein Sohn!“ sagte der Müller, gerade wie der Schulze „Meine Tochter“ gesagt hatte; aber der Müllerjunge hatte Lebensart im Leibe, denn er streckte mir seine Hand über den Tisch entgegen und sagte wie ein gebildeter Mensch: „Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen!“

Im Uebrigen war der Sohn dem Alten wie aus den Augen geschnitten. Der Müller maß wohl seine neun Zoll preußisches Militärmaß, der Junge natürlich auch; und wenn bei dem Alten mit den Jahren eine mäßige Beleibtheit sich angefunden hatte, so konnte man bei Herrn Treugott junior mit der Zeit auch darauf rechnen. Sie hatten spitze Nasen und große Münder mit auffallend dünnen Lippen; es lag wahrscheinlich hieran, daß ihnen das Sprechen so wenig Beschwerde machte, denn auch in diesem Punkte gaben sich Beide nichts nach. Vor dem Vater, der sein Gesicht sauber rasirt hielt, hatte der Sohn einen dünnen, hochblonden Schnurrbart voraus; die Augen waren an Beiden blau, aber etwas stark verwässert.

Mit diesen Leuten, zu denen die recht muntere Frau nur auf einige Minuten hinzukam, aber ohne sich zu setzen, statt dessen sie zum Zeichen der Ruhe die Arme in die Seiten stemmte, unterhielt ich mich eine halbe Stunde lang, ohne meinerseits viel dazu beizutragen, denn jene führten das Gespräch so ziemlich allein. Aber in meiner durch die Getränke angeregten Stimmung war ich neugierig geworden, über das Verhältniß der beiden Nachbarhäuser zu einander etwas Näheres zu erfahren, und deshalb brachte ich das Gespräch so geschickt wie möglich auf den Schulzen.

Da hatte ich sie im Augenblicke im richtigen Fahrwasser. Der alte Müller begann wie ein Gassenkehrer auf den Hungerleider zu schimpfen, der, anstatt den Anderen im Dorfe mit gutem Beispiel voranzugehen, die Zinsen für seine Hypotheken nicht bezahlte. Und dabei sei das

Digitized by Google

Volk noch obenein hochmüthig; als ob ein solider Geschäftsmann nicht der beste Freier für das Mädchen wäre! Darauf ergriff der Junge das Wort und zog über die Zierpuppe her, die sich jahrelang mit einem Menschen umhergezogen hätte, der sie schließlich im Stiche ließ; eigentlich sei es lächerlich, um solche abgelegte Liebe noch die Hand zu rühren. Es war erbaulich anzuhören, mit welcher Einmüthigkeit Vater und Sohn ihre Gefühle über die Bewohner des Nachbarhauses äußerten, wie der eine immer dem anderen durch Kopfnicken und bekräftigende Interjectionen zustimmte, bis sie endlich zu den unausbleiblichen Schlußfolgerungen kamen, daß man dem Volke die Sache noch eintränken müsse und daß das kein gutes Ende nehmen würde.

Um Jemandem etwas einzutränken, dazu sahen Beide wie geschaffen aus, namentlich wenn es darauf ankam, mit den Fäusten zu argumentiren; aber auch mit dem bloßen Maulwerk waren sie nicht zu verachtende Gegner.

Ich wußte nun genug, um mir die Geschichte zusammenzureimen, und nahm, wie man begreifen wird, für die Leute im Schulzenhause Partei; natürlich nur bei mir selbst und ohne ein Wort davon laut werden zu lassen, denn ich hätte sonst in der Stimmung, in welcher sich das würdige Paar befand, den heilen Zustand meiner Gliedmaßen auf das Spiel gesetzt.

Als ich mich von meinen Wirthen verabschiedete, waren wir die besten Freunde, denn man liebt diejenigen Leute, zu denen man sich ab und zu von Herzen ausschimpfen kann. Ich ging in nachdenklicher Stimmung nach Hause, entschlossen, über diese Geschichte mit dem Onkel zu reden.

* * *

Der Onkel war gerade im Begriff, sich zu Tisch zu setzen, als ich ankam, und natürlich konnte ich hier die regelmäßige Mittagsmahlzeit erst recht nicht ausfallen lassen. Dieser Tag steht mir wegen der immer qualvoller werdenden Mahlzeiten (ich befand mich jetzt der vierten gegenüber!) im schrecklichen Gedächtniß, aber ich aß mit der Todesverachtung eines Fahnenträgers beim Sturm einer Schanze, um den Onkel in guter Laune zu erhalten.

Beim dritten Glase Wein kam ich auf meine Besuche zu sprechen und rückte mit der Frage ins Feld, wie es eigentlich zu der Feindschaft der beiden Familien gekommen sei. Onkel Grimmer, schon von Natur ein gesprächiger Mann und hinter einer guten Schüssel noch besonders aufgelegt, ließ sich zu der Erzählung nicht nöthigen, die ich hier mit meinen Worten wiedergebe, weil sie in seiner kernigen Seemannsweise nicht recht präsentabel wäre.

Es gehört dazu ein Dorf, Namens Rüstersiel, das anderthalb Stunden von Eckwarden liegt, gleichfalls an der Küste, aber nach dem Ausgange der Bucht zu Rüstersiel ist ein Kirchdorf; der Pastor heißt Elmenreich und hatte einen Jungen, der gerade wie ich Bernhard getauft war. Ein Pastor kann an die Erziehung seiner Kinder mehr wenden als die meisten anderen Menschen, wenn kein Geld, so doch Kenntnisse und christlichen Charakter, aber er kann es auch nicht verhindern, daß die Kinder aus der Art schlagen. Bernhard war ein tüchtiger und gut unterrichteter Bursche geworden, aber, wie das einmal im Blute dieser Küstenbewohner liegt, als er das sechzehnte Jahr erreicht hatte, befiel ihn ein unbezwingbares Verlangen, zur See zu gehen. Der Pastor war, obgleich er sich andere Pläne mit dem Sohne gemacht, in allen Stücken ein christlicher Mann, sagte ja und Amen, als Gegenvorstellungen nichts fruchten wollten, und ließ Bernhard ziehen, nachdem er, so gut es anging, für ihn gesorgt hatte.

Der Junge schlug ein, wurde in ein

Digitized by Google

paar Jahren Matrose, ging auf eine Seemannsschule, brachte es zum Steuermann und weil seine Fahrzeit noch nicht voll war, um das Examen für große Fahrt zu machen, so hatte er vor etwa zwei Jahren Heuer auf einem Hamburger Schiff genommen, das nach Westindien gehen sollte.

Eckwarden hat keinen eigenen Seelsorger, sondern ist nach Rüstersiel eingepfarrt, obgleich es sich schon vor mehr als hundert Jahren eine armselige Kirche, an der noch heutigen Tages der Thurm fehlt, gebaut hat. Dies erklärt, weshalb Pastor Elmenreich auch in Eckwarden ein allbekannter Mann war, und von den Sonntagen, an denen er hier zu predigen hatte, verging keiner, ohne daß er in dem befreundeten Schulzenhause einen Besuch gemacht und eine Flasche Rothwein leeren geholfen hätte. War der Junge einmal zu Hause, so kam er wohl mit dem Vater herüber, und nachdem das erste Mal ein Zufall gespielt, wurde schon vom nächsten Sonntage ab eine unverbrüchliche Gewohnheit daraus, denn Bernhard hatte, wie es Seemannsgewohnheit ist, beim ersten Sehen sein Herz an die hübsche und wohlerzogene Schulzentochter verloren.

Es dauerte nicht vier Wochen, so war aus den jungen Leuten ein Liebespaar geworden, daß heißt, sie hatten sich ihre Gefühle in einer heimlichen Laube des Gartens gestanden und hielten für das größte Geheimniß, was alle Welt im Dorfe wußte. Natürlich erfuhren es auch die Alten und waren zufrieden damit, ohne sich etwas anmerken zu lassen, vielleicht weil sie aus eigener Erfahrung ihrer Jugend wußten, daß die Heimlichkeit um ein Liebespaar die holdesten Zauber spinnt.

Als der Zeitpunkt herankam, da Bernhard seine westindische Reise antreten mußte, ging alles Geheimthun in die Brüche, denn die jungen Leute geizten nun mit dem Augenblicke und konnten es nicht mehr aushalten, in Gegenwart der Väter fremd zu thun; auch trieben die Seufzer und die bangen, nassen Augen ihr verrätherisches Spiel, und wenn aus zwei fröhlichen, leichtherzigen Menschen solche kopfhängerische Jammerbilder werden, hilft kein Blindseinwollen mehr. Es wurden also Bekenntnisse gemacht, es gab die üblichen Prüfungen der Herzen, ob auch der rechte Ernst dahinter sei, und als Alles in gehöriger Ordnung befunden wurde, feierte man im Schulzenhause zu Eckwarden eines Tages eine Verlobung, wie sie im Dorfe noch nicht dagewesen war.

Acht Tage lang genoß Bernhard noch das Glück, seine Braut vor aller Welt Augen küssen zu dürfen, dann reiste er nach einem herzbrechenden Abschiede davon, schrieb aus Hamburg täglich einen Brief von acht Quartseiten, gab in Plymouth ein dickes Tagebuch zur Post, das von der prosaischen Behörde als Packet berechnet wurde, und dann dauerte es eine lange Weile, wenigstens für die bräutliche Ungeduld lang, bis von den capverdischen Inseln die nächste Nachricht kam.

Es war zugleich die letzte, denn Bernhard Elmenreich blieb von nun an verschollen. Für das Mädchen, das über die Postverhältnisse einer solchen westindischen Reise auf das genaueste unterrichtet war, folgte zuvörderst eine Zeit geduldigen Harrens und des Zehrens von der Vergangenheit; dann, als die überseeische Post kam, ohne den fälligen Brief zu bringen, gewannen andere Gefühle schnell die Oberhand: Ungeduld, Besorgniß, Angst! Es wurde schon zur Erlösung, als der Schulze Matthies an den Hamburger Rheder einen Brief schrieb, in dem er um Nachricht über das Schicksal des Schiffes bat.

Die Antwort blieb zunächst vierzehn Tage aus, und was sie dann brachte, war eine trostlose Wirklichkeit. Die „Lüttje

Digitized by Google

Dörte", wie das Schiff hieß, hatte nach den capverdiſchen Inſeln den nächſten Beſtimmungshafen nicht erreicht, und es war von keinem anderen Küſtenpunkte her eine Nachricht über das Schiff eingelaufen. Nach der Berechnung des Rheders mußten Proviant und Waſſer ſchon ſeit mehreren Wochen aufgezehrt ſein, auf irgend eine Weiſe war alſo eine Kataſtrophe über die unglückliche Mannſchaft gekommen. Man habe dieſen Brief verzögert in der Erwartung, inzwiſchen angenehmere Nachrichten geben zu können, aber jeder Tag dieſer peinigenden Ungewißheit habe den Verluſt des Schiffes mehr und mehr zur Gewißheit erhoben. Es bliebe noch die Hoffnung übrig, daß die Beſatzung ſich an eine uncivilisirte Küſte gerettet habe, um gelegentlich aufgeleſen zu werden. Solche Fälle ſeien ſo häufig, daß man die Möglichkeit getroſt ins Auge faſſen könnte.

Dorothea Matthies war ein Mädchen, dem man ſolche Wege zu hoffen gar nicht erſt zu zeigen brauchte. Sie liebte ihren Bernhard mit einem zärtlichen und ſtarken Herzen, denn es gab in der weiten Gegend Keinen, der ſich mit dem vortrefflichen Burſchen meſſen konnte; ſie hatte auch das deutliche Gefühl, daß die Vernichtung dieſes Liebesfrühlings ſo gut wie der Abſchied vom Daſein für ſie war, und da ſie nicht ſcheiden wollte, ſondern ihr Recht auf einen Antheil am irdiſchen Glück feſthielt, ſo hoffte ſie auf Bernhard's Wiederkehr. Auch als nach einiger Zeit ein zweiter Brief von dem Hamburger Rheder die Nachricht brachte, daß an der weſtafrikaniſchen Küſte Trümmer an das Land geſpült und mit Beſtimmtheit als die Reſte der „Lüttje Dörte" erkannt waren, verlor das Mädchenherz nicht den Muth, weiter zu hoffen.

Die Jugend iſt ſo leichtgläubig, wenn ſie liebt, daß ſelbſt die körperhafte Wirklichkeit ſie nicht aus der Welt der Träume zurückrufen kann. Dorothea wollte nun einmal nicht daran glauben, daß die kurze Glücksſonne für immer erloſchen ſei, und ſo blieb ſie denn ſtark im Hoffen, obgleich das fröhliche Lachen von einſt ſchon lange verſchwunden war und ihre ernſten Augen mit der Zeit auch das Lächeln verlernten.

Der Müller Treugott hatte als Nachbar an dieſen guten und böſen Schickſalen getreuen Antheil genommen, bis ſein Sohn eines Tages von der Wanderſchaft zurückkehrte. Der junge Mann war an ſich ſchon des Vaters Ebenbild, aber nachdem er zur Vollendung ſeiner Erziehung ein Jahr in Berlin gearbeitet hatte, wurde er nicht nur eine neue, ſondern auch eine ſtark vermehrte Auflage des Alten. Er hatte natürlich die Werthſchätzung für ländliche Gewohnheiten völlig verloren, und als er anfing, ſich nach einer Frau umzuſehen, wie die Eltern wünſchten, konnte ſein Blick nur auf die Schulzentochter fallen, welche allein über der bäuerlichen Erziehung ſtand.

Das geſchah, als Dorothea nach einjähriger Trennung von dem Geliebten längſt die Gewißheit von dem Untergang des Schiffes erlangt, aber die vertrauende Stärke der Hoffnung auf eine Rückkehr Bernhard's noch nicht verloren hatte. Und der Müllersſohn hätte damals ein viel angenehmerer Menſch ſein können, als er in Wirklichkeit war: ſeinen Korb hätte er dennoch bekommen.

Menſchen von milder Geſittung mußten, wenn ſie unter ſothanen Umſtänden die Werbung überhaupt für angebracht hielten, die Herzensgründe des Mädchens achten; aber die beiden Treugotts waren aufgeblaſene Geſellen, ſtolz auf ihr Geld und ihre ſogenannte Bildung, und ſie nahmen die Sache für eine perſönliche Kränkung, ohne ihre Abſicht vorläufig aufzugeben. Bei dem Müllersſohne war es Herzensſache, denn ſoweit er einer ſolchen Regung überhaupt fähig ſchien,

Digitized by Google

hatte er sich in das Mädchen verliebt und gab die Partie nicht auf; eines Tages, sagte er sich, wird die bestimmte Nachricht kommen, daß der junge Elmenreich nicht mehr lebt, und das Mädchen alsdann weniger spröde sein. Er hütete sich, seinen Aerger so laut werden zu lassen, daß die Verbindung mit dem Schulzenhause hätte aufhören müssen, und machte von Zeit zu Zeit kleine Anläufe, ohne bessere Resultate zu erzielen.

Der alte Müller hatte keinen anderen Grund als persönlichen Stolz, das Heiratsproject seines Sohnes zu unterstützen, denn bei dem Schulzen war kein großes Geld zu erwarten; nur weil Dorothea mit Recht für das schönste und gebildetste Mädchen des Dorfes galt, war sie ihm als Schwiegertochter willkommen. Von diesem Standpunkte aus, der mit Herzensneigungen nichts zu thun hatte, fing es Meister Treugott praktisch an, seinen Willen durchzusetzen, indem er so deutlich, wie dies seiner rücksichtslosen Natur zusagte, den Nachbar an seine Geldverpflichtungen erinnerte.

Ich sagte schon, daß Schulze Matthies kein reicher Mann war; man kann zufrieden sein, wenn man unter der Fischerbevölkerung dieser Küsten auch nur mäßigen Wohlstand findet, denn das Gewerbe ist an und für sich nicht einträglich, und was viele arbeitsame Jahre erworben haben, vernichtet oft eine einzige Sturmesnacht wieder: Schiffe, Haus, Habe und Ackerfrucht. Den Schulzen hatte vor beiläufig zehn Jahren eine Feuersbrunst, die sein Haus verzehrte, stark zurückgebracht, und der Neubau war nur unter Beihülfe einer ansehnlichen Hypothek, welche der reiche Müller Treugott vorschoß, möglich gewesen. Aber es wollte mit dem alten Matthies, der überdies fast mehr, als seine Kräfte erlaubten, an die Erziehung des einzigen Kindes wendete, nicht mehr recht vorwärts gehen. Auf eine lange Weile nahm ihm der Tod seines Weibes den Lebensmuth, und als das Unglück mit dem Predigersohn hinzukam, das der Alte viel hoffnungsloser auffaßte als das Mädchen, war er ein gebrochener Mann.

Diese Hypothek war die Stelle, an welcher der Müller seinen Hebel ansetzte, und wenn er damit seinem Jungen auch noch keine Frau verschaffte, so bereitete er dem Nachbar doch Verlegenheiten, denn für ländliche Besitzungen ist der Credit nicht so schnell gefunden, und mit dem Zinszahlen hatte es schon einmal gehapert.

So weit reichte die Erzählung meines Onkels Grimmer. Für mich war es nicht schwer, Partei zu nehmen, so wenig ich auch zu helfen vermochte, denn mit meiner Armuth konnte der Schulze nichts anfangen und Dorothea nichts mit meiner verschwiegenen Liebe. Aber da ich in meinen Mußestunden ein wenig zur Romantik neige, so dachte ich mir, daß der gütige Himmel hier ein Einsehen haben und mit irgend welchen überraschenden Ereignissen, von denen ich nicht eine Ahnung hatte, eines Tages helfen würde.

* * *

Aus der nachfolgenden Woche datirt meine Entdeckung, daß ich einiges Talent für die diplomatische Laufbahn haben muß. Ich bin sonst ein grundehrlicher Mensch, und Niemand kann mir aus meinem Berufe eine Handlung nachsagen, die einen Vorwurf verdient hätte; meine hohen Vorgesetzten sind noch immer mit meiner Pflichttreue zufrieden gewesen. Aber hier in Eckwarden fing ich an zu heucheln, nämlich im Müllerhause. Ich blieb mit den Leuten im Verkehr, wenngleich ganz gegen meine Neigung; jedoch täuschte ich mich nicht in der Vermuthung, daß die beiden Männer, welche schon bei dem ersten Be-

Digitized by Google

kanntwerden ihr Herz gegen mich ausgeschüttet hatten, mir auch für die Folge nicht mißtrauen würden, und hier bot sich die Gelegenheit, dem Schulzen mit meinen schwachen Kräften zu helfen. Vielleicht hat man gerade wegen meines bescheidenen Wesens so oft ein Zutrauen zu mir, bei dem ich mir noch hülfloser als sonst vorkomme; gewiß ist, daß die Treugotts, Vater und Sohn, mich wegen ihrer Gefühle und Absichten gegen das Schulzenhaus ins Vertrauen zogen und daß ich meine diplomatischen Künste unverzüglich in Thätigkeit setzte.

Als der Alte mir das nächste Mal von der Hypothek zu reden anfing und seine Absicht andeutete, sie zu kündigen, führte ich meinen unschuldigen Onkel ins Feuer und deutete vorsichtig an, daß der Schulze bei ihm nicht vergeblich anklopfen würde. Wie ein zweites Mal die Rede darauf kam, wurde ich deutlicher und glaubte schon von einer Abrede für diesen Fall zu wissen, und schließlich wurde es, natürlich mit allerlei schlauen Hinterthüren, die Meister Treugott nicht merkte, eine sichere Thatsache, daß die Hypothek für den Schulzen in Onkels Schubfach schon bereit lag. Das machte den Müller nachdenklich, denn die Wirkung, welche er sich von der Kündigung versprach, wäre in solchem Falle in das Gegentheil umgeschlagen. Er hörte infolge dessen überhaupt auf, von dieser Absicht zu sprechen, weil er sich dachte, daß die Hypothek in seiner Hand immer noch eine Verpflichtung des Schulzen einschloß, wenn sich auch einstweilen nicht mehr damit anfangen ließ.

Den Jungen aber machte ich bei aller seiner Schlauheit im Handumdrehen dumm, indem ich ihn ahnen ließ, daß in Dorothea's Herzen sein (nämlich des Müllerssohnes) Bild sich schon einen besseren Platz müßte erworben haben, als er glaubte. Ich hätte meine Anzeichen dafür, aber ich dürfte nichts verrathen, und so weiter. Das verfing so leicht, wie ein altes Scheunendach Feuer fängt, und auch von dieser Seite hörte vorläufig das Schimpfen und Anfeinden auf. Ich wurde im Müllerhause eine geschätzte Person, mit der man immer etwas Heimliches zu tuscheln hatte, während ich im Grunde genommen doch ganz erbärmlich log, denn von Allem, was ich den Beiden erzählte, blieb kein Wort wahr.

Inzwischen war ich im ganzen Dorfe bekannt geworden, was freilich nicht viel sagen will. Aber es diente mir zur lehrreichen Unterhaltung, diesen durch Zähigkeit und Tüchtigkeit ausgezeichneten Menschenschlag, in welchem trotz der äußeren Gelassenheit die Leidenschaften gerade so heiß brennen können wie unter südlicher Sonne, im Umgange zu studiren.

Ich hatte ziemlich Alles kennen gelernt, was die Gegend überhaupt zu bieten vermochte. In dem Thurme des Onkels war mir manche angenehme Stunde verflossen, indem ich mich an dem Anblick des Meeres weidete und die Segel mit dem Fernrohr verfolgte; ich war auch bei schönem Wetter mit den Fischern hinausgefahren bis über die Hafenenge weg und hatte ihrer Arbeit zugeschaut. Es waren Alles neue Wunder für mich, was sie aus der Tiefe zogen, das unzählige Meeresgewürm, das mit den Fischen in die Netze kam; ich konnte mich nicht satt daran sehen. Mein Verhältniß im Hause des Onkels war das beste, behaglichste von der Welt; der Alte war freundlich und gut, nur daß die Schale seemännischer Rauhheit den edlen Kern verhüllte, und seine alte Wirthschafterin hatte für mich in ihrem Herzen keinen besseren Platz gefunden als den eines Kindes, das mit allen Mitteln todt zu füttern sie sich verpflichtet hielt.

So waren acht Tage dahingegangen; am Montag hatte ich Eckwarden zum ersten Male betreten und heute war Dienstag der nächsten Woche.

Digitized by Google

Vom Morgengrauen an zeigte der Tag ein unangenehmes Gesicht; Kälte, Wind und Regenschauer machten es im Freien unbehaglich. Als ich mit dem Onkel beim ersten Frühstück saß, fiel mir zweierlei an ihm auf, nämlich daß er übernächtig aussah und daß er alle fünf Minuten die Uhr zu Rathe zog. Er schien mir auch zerstreut, denn mehr als einmal gab er confuse Antworten; aber als ich nach seinem Befinden fragte, lachte er mich aus, und ich erinnerte mich hinterher, daß nirgends der Stolz auf eine eisenfeste Gesundheit größer ist als unter den Seeleuten. Nach dem Frühstück verschwand er, und als ich selbst mich zu einem Spaziergange längs des Deiches entschloß, sah ich ihn oben in dem Glaskasten seines Thurmes stehen und mit dem Fernrohr das Meer mustern.

Es war neun Uhr Morgens und der Strom kenterte, wie die Seeleute sagen, das heißt, wir hatten niedrigstes Wasser und die Flut begann zu kommen. Von der Krone des Deiches herab war der Anblick des Meeres grau, wüst und unheimlich. Das Watt lag trocken; in den Rinnsalen zogen sich noch immer dünne Wasserfäden seewärts, alle Boote waren in den zähen Schlamm halb versenkt. Aber weiter draußen an der Grenze des Wassers tobte die Brandung weißschäumend, und wie ich in den Anblick versunken eine Weile dastand, sah ich, daß sich jede kommende Welle weiter emporfraß. Der Schaumstreifen rückte langsam näher; die Wasserrinnen des Watts machten schon zuckende Bewegungen, und einzelne Flutstrahlen schossen in den Einschnitten höher gegen den Strand hinauf. Die Wolken zogen in aufgelösten, durch einander wimmelnden Haufen über den Himmel, dazu sang der bewegte Luftraum eine monotone Melodie.

Ich hätte diesen düsteren Anblick gern länger genossen, aber der Wind, der hier oben sein freiestes Reich hatte, machte mich trotz des zugeknöpften Rockes frieren. Ich ging also hastigen Schrittes meinen Weg weiter, denn ich scheute mich, wieder umzukehren, weil ich mich ungern vom Onkel verspotten ließ und die salzige Luft in Ansehung meines Actenstaubdaseins für recht heilsam hielt.

Ein Mann begegnete mir, den ich in der Nähe als einen Zollbeamten erkannte. Er grüßte und blieb stehen. Ich beeilte mich, dem höflichen Manne etwas Angenehmes zu sagen, und bemerkte, indem ich mir die frierenden Hände rieb: „Sie müssen sich Ihr Brot bei solchem Wetter sauer verdienen!“

„Könnte Einem leichter gemacht werden!“ sagte er brummig. „Das wilde Volk hier weiß gar nicht, wie es uns am schlimmsten plagen soll; man ist seines Lebens nicht mehr sicher!“ Und dabei nahm er den Büchsenriemen von der Schulter und ließ den Kolben der Waffe schwer auf den Erdboden fallen.

Das Gesprächsthema war mir unangenehm, denn ich mußte zugleich an meine dienstliche Stellung und an den Onkel denken. Ich machte also eine harmlose Bemerkung über das Unwetter, das vermuthlich für die nächste Nacht bevorstand, wenn sich der Wind nicht legte, aber der Beamte wollte sich die schöne Gelegenheit, seinen Unmuth zu äußern, nicht entgehen lassen und war sofort wieder bei dem fatalen Thema.

„Kann einen ordentlichen Tanz geben,“ meinte er, „wenn es auch ungewöhnlich für die Jahreszeit ist. Sechs Wochen weiter hätten wir eine Springflut, daß der Deich hier wackeln sollte. Na, für die Schmugglerbande ist es eine verlorene Nacht, das Wetter ist auch solchen Kerls noch über. Was macht denn Ihr Herr Onkel?“

Ich sah den Mann ganz erstaunt an; daß er mich kannte, überraschte mich schon, denn ich war ihm meines Wissens noch

Digitized by Google

nicht begegnet, und nun gar der unvermittelte Uebergang von den Schmugglern auf das Befinden meines Onkels. Ich faßte mich dennoch einigermaßen und dankte für die Nachfrage, und weil mir das verstörte Aussehen des Onkels wieder einfiel, sagte ich, daß er anscheinend eine schlechte Nacht gehabt hätte, er wäre mir angegriffen vorgekommen.

„Schlechte Nacht?“ wiederholte der Mann, und dann ließ er einen langsamen Blick über die Küsten der Bucht schweifen, wobei er schließlich eine halbe Wendung machte und mit den Augen an dem Thurm unseres Hauses hängen blieb. Ich machte, ohne mir etwas dabei zu denken, diese Bewegungen nach, denn ich war neugierig, was der Beamte so plötzlich zu suchen hatte, und als ich bei dem Glaspavillon ankam, fand ich diesen leer. Man konnte es trotz der Entfernung deutlich sehen, denn in der gegenüberliegenden Scheibe zeichnete sich das Dach der Kirche ab.

„Ich will Ihnen was sagen,“ wandte sich der im grünen Rock plötzlich wieder zu mir, indem er beide Hände um die Mündung seiner Büchse legte und mich mit einem höhnischen Lächeln ansah; „die Menschen sind schlau, das muß man ihnen lassen, aber unser Herrgott ist manchmal noch schlauer. Vierundzwanzig Stunden schlechten Wind und dann an der unrechten Stelle eine ordentliche Brandung voraus, das macht durch jede Rechnung einen Strich. Na, der Himmel gesegne es ihnen!“

Mich konnte er damit nicht meinen, denn ich hatte mit dem Manne noch nichts zu thun gehabt. Aber er machte ein ingrimmiges Gesicht, als er mir zum Abschiede zunickte, die Büchse unter den Arm nahm und seines Weges ging.

Ehrlich gestanden, hatte ich von alle dem so gut wie nichts begriffen. Ich liebe es überhaupt nicht, wenn die Leute in allgemeinen Redensarten zu mir sprechen, weil ich nicht weiß, was ich davon auf mich beziehen soll; gerade heraus ist mir lieber als um die Ecke, vom Büreaustil natürlich abgesehen. Anstatt also das aufregende Naturspiel der heranströmenden Flut zu beobachten, verschwendete ich meine Zeit mit unfruchtbarem Nachdenken über das Gehörte und kam gerade in dem Augenblicke nach Hause, als sich der Himmel verfinsterte und in der Höhe der Luft jenes verdächtige Rauschen sich hören ließ, das einen Regenguß andeutet. Ich sah nur noch mit einem Blicke zu dem Thurme auf, und da stand richtig der Onkel wieder, das Glas in der Hand und nach dem Meere ausschauend.

Mit dem unfreundlichen Vormittage wußte ich nichts weiter anzufangen, als einen Gang durch das Dorf zu machen, und als ich dabei, natürlich ganz zufällig, an dem Schulzenhause vorüberkam, öffnete der Alte ein Fenster und lud mich zum Nähertreten ein. Wir setzten uns auf das altmodische Sopha in der Wohnstube und plauderten eine halbe Stunde von nichtssagenden Dingen. Erst nach einer Weile kam Dorothea in das Zimmer, ganz entzückend in ihrer hausmütterlichen Küchenschürze, und, es war merkwürdig, zum ersten Male nannte sie mich mit Namen, als sie mir die Hand reichte; wenn ich mich nicht sehr täuschte, lächelte sie sogar ein wenig. Es war heute ohne Zweifel der Tag der Räthsel für mich. Ich wurde aus dem Mädchen nicht klug, wie ich aus dem Zollbeamten und aus dem Onkel nicht klug geworden war; aber was Dorothea anbetrifft, so hatte dies Nichtverstehen die sehr wohlthuende Empfindung zur Folge, daß die Tochter des Schulzen mich liebenswürdig behandelte, was auch die Ursache sein mochte.

Wir sprachen vom Wetter und die ganze Unterhaltung dauerte kaum einige Minuten. Das Mädchen ging, indem sie mir mit einem freundlichen Kopfnicken wieder

Digitized by Google

die Hand gab, und weil mir das Zimmer darauf erdrückend öde vorkam, so verabschiedete ich mich bald von dem Schulzen.

„Wird wohl wieder oben stecken!“ antwortete mir die Wirthschafterin, als ich sie zu Hause nach dem Onkel fragte. Und richtig: als ich die etwas beschwerliche Treppe hinaufgestiegen war, stand Onkel Grimmer wieder auf seinem Posten, das Glas vor den Augen.

Ich wußte nun schon, daß der Capitän mit der Neugierde nicht gern etwas zu thun hatte. Ich sagte ihm also nur, daß die Suppe auf dem Tische stände, und machte noch die gut gemeinte Bemerkung, daß er bei seinem Podagra sich doch nicht so viel mit Treppensteigen abmühen solle. Aber ich bekam darauf überhaupt keine Antwort, wie auch über Mittag keine einzige passende; der Onkel war noch zerstreuter, noch unruhiger als am Morgen; das Essen schmeckte ihm nicht, und er war schon fertig, als ich mich eben mit einem ganz vortrefflichen Rostbraten (die alte Argen versteht das ausgezeichnet!) beschäftigen wollte.

„Laß dich nicht stören!“ meinte er beim Davongehen, und das that ich auch, denn so gern ich ihm meine Theilnahme bewiesen hätte, mußte ich doch wenigstens die Ursache seiner Verstimmung kennen. Mein Appetit war ausgezeichnet; wenn das so weiter ging, durfte ich wirklich neugierig sein, wie viel ich über drei Wochen wiegen würde!

Ich habe von diesem Tage nur noch zu erwähnen, daß mich das Tosen der Brandung zur höchsten Flutzeit aus dem Nachmittagsschlafe weckte und daß ich von dem Onkel nichts mehr zu sehen bekam. Gegen Abend hatte das Geräusch nachgelassen; ich hörte zwar den Wind noch heulen, wie den ganzen Tag über, aber das Wasser war wieder gegangen, und da ich mich darauf beschränkte, ein paar Stunden zu lesen und mein Tagebuch zu vervollständigen, was ich als gewissenhafter Beamter täglich thue, so machte mich die Langeweile müde und ich ging früh zu Bett.

Aber in dieser Nacht sah es mit der Ruhe nur kläglich aus. Das Geräusch von Wind und Meer steigerte sich mit der steigenden Flut, und es schien sich gegen den Tag verdoppelt zu haben. Ich konnte vor dem Klirren der Fenster lange nicht zum Schlaf kommen, und als ich mich endlich vom Sturme einsingen ließ, weckten mich Geräusche im Hause. Ich hörte Thüren gehen, Tritte und unterdrückte Stimmen; es bewegte sich an der Thür meines Zimmers auf und nieder, als ob ein Gespenst davor Wache hielt; dann kam es die Treppe herauf, Geflüster, Tritte wieder hinab, endlich das Klingen der Hausthür.

Meine Neugierde war diesmal stärker als die Furcht. Die Stubenthür war verschlossen und verriegelt, ich konnte also einen Blick aus dem Fenster wagen. Draußen war die Nacht nicht vollkommen dunkel, denn das Gewölk zog in zerrissenen Fetzen über den Sternenhimmel, der um diese Jahreszeit von der untergegangenen Sonne einen deutlichen Schimmer zurückbehält. Es war still draußen, bis auf die Geräusche der Natur; die Straße fand ich vollkommen menschenleer. Aber da regte es sich plötzlich an der Ecke des Hauses, dicht unter meinem Fenster; ein dunkler Körper, halb hervorragend, nun zögernd sich aufrichtend: eine Menschengestalt! Kein Geräusch wurde laut, nur daß sich etwas Schwarzes durch die Nacht bewegte, hatte mich aufmerksam gemacht.

Ich zitterte an allen Gliedern, denn von diesem heimlichen Treiben verstand ich nichts weiter, als daß es das Licht scheute und mir Furcht machte. Zu den Geräuschen im Hause hatte mehr als ein Mensch gehört, und sie hatten sich seewärts entfernt; hier war ein einzelner Mann, der erst jetzt hinter der Hausecke hervor-

Digitized by Google

lugte, und er trieb sein Gewerbe landwärts, also heimlich vor den anderen. So suchte ich zu enträthseln, indem ich mich immer mehr verwirrte. Schließlich forderte die Natur ihr Recht, und ich stieß aus gepreßter Kehle einen Ruf hervor, mit dem ich mich schon öfter von dem Banne der Angst befreit habe: „Holla! Wer ist da?“ Husch! war die Gestalt verschwunden, als hätte sie die Erde verschluckt.

Jetzt war es auch mit meiner Kraft dahin. Hätte ich einen Laut der Antwort erhalten, gleichgültig was, es wäre mir eine Erlösung gewesen; aber dies gespensterhafte Verschwinden war mehr, als ich noch ertragen konnte. Ich warf das Fenster wieder zu und war mit einem Sprung im Bett, vergraben unter den Decken, so daß ich eine Weile nichts Anderes hörte als das Hämmern meines Herzens und das Pochen des Blutes in den Schläfen.

Ich erzähle Alles, wie es sich zugetragen hat, und ich denke, ich habe mich meiner Offenherzigkeit nicht zu schämen. Wenn ich Soldat wäre, verdiente ich füsilirt zu werden, das will ich zugeben; ein furchtsamer Soldat ist schlimmer als gar keiner. Aber ich bin ein friedliebender Beamter; ich habe auch meinen Muth, aber er ist von anderer Art. Ich möchte Sie einmal vor meine tägliche Arbeit setzen und Ihnen dabei sagen, daß Sie nun Ihr ganzes Leben über nichts Anderes mehr zu thun haben als dies: Tag für Tag acht Stunden über an den Stuhl gefesselt zu sein und nun schreiben, schreiben, schreiben! Und dabei dürfen Sie keine Cigarren rauchen, denn es ist im ersten Paragraphen der Hausordnung verboten, und kein Glas Bier trinken, ganz davon abgesehen, daß Ihr Einkommen solchen Luxus schon an sich nicht mehr gestattet, zumal wenn Sie die Thorheit begehen, zu heiraten und Kinder zu erzeugen, die Sie doch auch erziehen wollen! Sehen Sie, dieses Los auf mich zu nehmen und es vergnügten Herzens zu tragen, das ist mein Muth, und ich schäme mich deshalb nicht, zu erzählen, daß ich in jener unheimlichen Nacht die Decke über den Kopf zog und es damit ungefähr so machte, wie ich es in der Naturgeschichte vom Vogel Strauß gelesen habe, obgleich auch dies wie viele Dinge, welche in meiner Kinderzeit Wahrheit waren, heutzutage nicht mehr wahr sein soll.

Ich konnte durchaus nicht einschlafen. Hundertmal fühlte ich mich versucht, einen Blick nach der gespensterbergenden Hausecke zu werfen, und ebenso oft versagte mir der Muth. Wenn der Wind am Fenster rüttelte, reckte ich entsetzt den Kopf aus den Kissen, denn es war mir, als ob die Hand der schwarzen Gestalt zu öffnen versuchte, und die Furcht wich nicht einmal vor der Gewißheit, daß ich mich zwanzig und mehr Fuß über dem Erdboden befand. Der Zustand war so entsetzlich, daß ich in einen unnatürlichen Schweiß kam, ohne dadurch irgend welche Erleichterung zu spüren, denn die Angst vor dem Ungewissen, Unsichtbaren ist unendlich größer als die Furcht einer greifbaren Gefahr gegenüber.

Was mich endlich erlöste, war ein Geräusch, das sich vom Deich herüber näherte, ein gleichmäßiges, allmählich stärker werdendes Stampfen, das nur meine geschärften Sinne aus dem Getöse des Wetters heraushören konnten. Vor der Thür gab es einen Halt und flüsternde Stimmen, dann klang das Schloß, es tappte wieder auf der Treppe und nach einer Weile — seltsam! — ging an meinem Ohre dieselbe gleichmäßige Reihenfolge von Geräuschen vorüber wie in der zweiten Nacht meines Hierseins: ein Rascheln die Wand herab, fünf sanfte Schläge, ein gedämpfter Fall und wieder fünf Schläge.

Ich athmete tief auf und fühlte mich wie von einem Alpdrucke befreit. Denn

Digitized by Google

dies geheimnißvolle Treiben gehörte zum Hause, also auch zu mir; der Onkel mußte darum wissen, und wenn er mir auch damals, als ich fragte, keine Auskunft gegeben hatte, so bargen diese Heimlichkeiten doch keine Gefahr für mich.

Mit dem Muthe war auch plötzlich wieder meine Neugierde da. Auf den Flur hätte ich mich noch immer um keinen Preis der Welt hinausgewagt, aber vielleicht ließ sich aus dem Fenster etwas erspähen. Geräuschlos wie eine Katze stieg ich aus dem Bette und versuchte auf die Straße hinunterzublicken. Ich sah nichts als grauschwarze Nacht, ein vorspringendes Gesims schränkte zudem die Aussicht ein. Ich bewegte also vorsichtig den Fensterknebel um seine Achse und öffnete die Scheibe. Noch immer nichts. Der Deich schwarz und bewegungslos, die Straße öde, die Luft mit einem gleichmäßigen Brausen angefüllt, nur am Himmel gespenstige Bewegung. Aber dort! An der Hausecke!

Es überrieselte mich kalt wie vorher, denn die schwarze Gestalt war wieder da, lautlos gegen die Mauer gelehnt, auch ohne Bewegung, aber ich erkannte die Umrisse wieder, die mich vorhin mit Entsetzen erfüllt hatten. Ich rührte mich nicht, und der da unten auch nicht. Aber diesmal war meine Angst nicht groß genug, um sich wieder in einem Schrei Luft machen zu müssen, sondern ich zog mich nach einer Weile unhörbar zurück, bis meine Augen die unheimliche Mauerecke nicht mehr trafen, und da stand auch schon ein plötzlicher Entschluß vor mir.

Ich legte die Entfernung zurück, welche mich von der Thür trennte, drehte in einer unbegreiflichen Regung von Muth Schlüssel und Riegel und steckte den Kopf durch die klaffende Oeffnung. Der Flur war dunkel wie die Nacht, aber ein schmaler, blendender Lichtstreifen trennte ihn in zwei Hälften, und die Geräusche, welche ich im Bette vernommen hatte, machten sich mit größerer Stärke hörbar. Tapp! tapp! ging es, tapp! tapp! tapp! „Pst!“ machte ich halblaut. Todtenstille! „Pst!“ wiederholte ich. Nicht ein Laut! „Pst!“ zum dritten Male. Jetzt bekam ich Antwort. Eine Hand faßte meine Brust etwas unsanft und eine tiefe Stimme sagte halblaut: „Plagt dich der Teufel, Junge?“

„Ihr werdet belauscht, Onkel!“ flüsterte ich, ohne mich auf weitere Erörterungen einzulassen.

„Wo?“

„Hier!“ Ich zog ihn in das Zimmer hinein dem Fenster zu. Der Rock des Onkels war naß, wie aus dem Wasser gezogen.

„An der rechten Hausecke! Still!“ hauchte ich in sein Ohr, dann lehnten wir uns Beide mit verhaltenem Athem in die Nacht hinaus.

Es war Alles wie vorher: die öde Straße, das Geräusch des Windes, die Flucht der Wolken — die schwarze gegen das Haus gedrückte Gestalt!

Ich war schon wieder im Zimmer, als der Onkel noch immer starr wie ein Steinbild in seiner Stellung verharrte. Plötzlich zog er mit einer jähen Bewegung den Kopf zurück. „Der Schurke!“ sagte er leise, dann ging er mit hastigen, gedämpften Schritten hinaus, die Thür hinter sich offen lassend.

Ich stand rathlos, aber nur eine Minute lang; da war er schon wieder, und nun stand er am Fenster, einen Gegenstand zwischen den Händen bewegend. Ich sah ein schwaches Blinken im Lichte, und es überlief mich von Neuem eiskalt. Ich stürzte auf das Fenster los und griff nach der Waffe. „Um Gottes willen, Onkel, keine Gewaltthat!“ sagte ich, aber eine ungestüme Bewegung antwortete mir, und in der instinctiven Regung, daß hier ein Warnungsruf von mir im Stande sein würde, ein entsetzliches Unglück zu ver-

Digitized by Google

hüten, lehnte ich mich zum Fenster hinaus und suchte mit den Augen die Hausecke.

Die Gestalt war verschwunden!

„Der Teufel auch! Er hätte einen Denkzettel verdient!“ sagte der Onkel, der meiner Bewegung gefolgt war. Dann schloß er das Fenster, ohne an weitere Vorsicht zu denken, legte seine Hand, die sich naß und kalt anfühlte, auf meine Schulter und sagte in dem launigen Tone, den ich an guten Tagen von ihm gewohnt war: „Nun leg dich zu Bett, mein Junge; du wirst so wie so einen tüchtigen Schnupfen davon haben. Schlafe ohne Sorgen, es geschieht dir nichts Böses, und kümmere dich nicht weiter um Kleinigkeiten!“

Ich war von den Ereignissen dieser Nacht schon so abgehärtet gegen weitere Empfindungen, daß ich mich über diese Aeußerung des Onkels nur noch oberflächlich ärgerte. Kleinigkeiten nannte er das! Von gespensterhaften Erscheinungen belauert zu werden, unheimliche Geräusche zu hören, mit Schußwaffen Menschenleben zu — —. Ich mußte zweimal hinter einander heftig nießen, was mich daran erinnerte, daß ich nun schon eine ungemessene Zeit umherwandelte, mit nichts als einem Hemd bekleidet.

Ich befolgte also schleunigst den Rath des Onkels und legte mich wieder in das Bett, diesmal ohne jedes Herzklopfen, obgleich das sonderbare Geräusch wieder da war. Ich machte mich mit kaltem Blute daran, eine Erklärung dafür zu finden. Tapp! tapp! ging es. Tapp! tapp! — — — Tapp! — — —

Dann war es mit dem Geräusch und mit meinem Grübeln zu Ende, ich muß ganz plötzlich im festesten Schlafe gelegen haben.

* * *

Als solider Beamter führe ich zu Hause die regelmäßigste Lebensweise; ich gehe im Sommer um zehn Uhr, im Winter um neun Uhr zu Bett, stehe im Sommer um sechs Uhr auf, aber im Winter eine Stunde später, weil es Morgens noch dunkel und das Zimmer kalt ist. Wenn man darüber vierunddreißig Jahre alt geworden wie ich, so rächt sich jede Abweichung auf das schwerste, und am Morgen nach den Ereignissen der geschilderten Nacht schlief ich einen wahren Todesschlaf, bis Frau Argen mich wecken kam. Ich sollte nur schnell kommen, unten sei etwas los, sagte sie noch in mein schwerfälliges Erwachen hinein.

Ich ermunterte mich allmählich, und als ich sah, daß die Uhr über neun zeigte, bekam ich, obgleich es unter diesen Urlaubsverhältnissen ganz überflüssig war, einen heftigen Schreck, der mich nun desto schneller auf die Füße brachte. Mein Schnupfen war richtig da, ich merkte das, als ich mich räuspern wollte und zuerst nicht konnte, aber ich widmete dieser Erscheinung, die mich unter anderen Verhältnissen lebhaft beschäftigt hätte, einstweilen keine Aufmerksamkeit, denn es kam mir im Hause etwas geräuschvoller als sonst vor, und dabei kehrte mir die Bemerkung der alten Wirthschafterin in die Erinnerung zurück.

Als ich in das Frühstückszimmer trat, fiel mein Blick auf zwei Herren in Uniformen, welche mit dem Onkel in einer Gruppe zusammenstanden und wahrscheinlich bisher gesprochen hatten; wahrscheinlich, kann ich nur sagen, denn mein Eintritt erfolgte unter tiefem Schweigen Aller und wurde durch die funkelnden Brillengläser des einen der Männer scharf beobachtet. Bevor ich dazu kam, meinen guten Morgen zu sagen, hatte sich der Fremde bereits mit den Worten: „Ah, wen haben wir denn da?“ zu mir gewendet.

„Mein Neffe!“ antwortete Onkel Grimmer.

„Bitte, lassen Sie mich fragen!“ lehnte

Digitized by Google

der Herr mit der Brille ab. „Sie heißen?“ Das galt nämlich mir.

Ich nannte trotz meines Erstaunens meinen Namen, denn wer mich so bestimmt fragen konnte, sagte ich mir als Beamter, der mußte auch ein Recht dazu haben.

„Sie sind?“ ging das Examen weiter.

„Beamter!“ sagte ich.

„Beamter! Das genügt mir nicht. In welcher Dienststellung?“

Ich gab nähere Auskunft.

„Wie kommen Sie hierher?“ lautete die nächste Frage.

Der Mann war von einer sträflichen Neugierde, aber da er ein höherer Zollbeamter war, so beantwortete ich die Frage gehorsamst dahin, daß ich der Neffe meines Onkels und zum Besuch hier sei. Ich hätte von meiner vorgesetzten Dienstbehörde vier Wochen Urlaub erhalten.

„Sie haben sich erkältet?“ fragte der Herr weiter.

Ich drückte meinen Dank für die Theilnahme aus; es sei nur ein unbedeutender Schnupfen, setzte ich hinzu.

„Bei welcher Gelegenheit?“

Aha! dachte ich, die Fragestellung will auf einen bestimmten Zweck hinaus. Ich mußte zunächst einen inneren Kampf der Beamtenpflicht gegen die Anhänglichkeit an meinen Erbonkel bestehen, bevor ich noch ziemlich fassungslos antworten konnte: „Ich bin das Klima hier nicht gewohnt; es ist bei uns im Binnenlande zu dieser Jahreszeit trocken und warm.“

„Sie sind verlegen geworden!“ fuhr mich der Herr Steuerrath an.

„Es ist im Allgemeinen ein schüchterner Junge,“ glaubte sich der Onkel für mich ins Zeug legen zu müssen; aber er kam damit übel an.

„Ueberlassen Sie die Untersuchung mir, Herr Grimmer, wenn ich bitten darf!“ meinte der Herr mit der Brille, wobei die Schlußworte ihrer Betonung nach ungefähr dasselbe sagten, was eine Faust bedeutet, die man Jemandem unter die Nase hält.

„Weshalb wurden Sie verlegen?“ sollte ich mich verantworten; aber nun hatte ich während der Zwischenrede des Onkels Zeit gefunden, mich wieder zu fassen, und sagte ganz geläufig: „Bitte gehorsamst um Vergebung, Herr Rath! Als pflichttreuer Beamter ein Verhör bestehen zu müssen, verwirrt mich. Ich habe geglaubt, durch mein dienstliches Verhalten niemals zu einem Verdachte Anlaß gegeben zu haben.“ Gleichzeitig verband ich einen gekränkten Blick mit einer angemessenen Verbeugung, was den Herrn zu beruhigen schien.

„Unverdächtig!“ murmelte er vor sich hin; dann wandte er sich wieder zu dem Onkel. „Also nun die Haussuchung, Herr Grimmer, so sehr ich eine solche Maßregel auch bedauere. Sie hätten durch ein Geständniß sich und uns die Sache sehr erleichtern können.“

Mein Onkel lachte in seiner lustigen Weise auf. „Wir sind uns darüber ja schon einig gewesen,“ sagte er. „Sehen Sie sich mein Häuschen nur an.“

Die Herren schritten zur Thür, während ich mich mit dem Gefühl großer Erleichterung dem Kaffeetisch näherte. Aber das Schicksal wollte es anders.

„Bitte, begleiten Sie uns!“ sagte der Herr mit der Brille zu mir, wobei er eine einladende Handbewegung machte.

„Wenn der Herr Rath erlauben,“ wagte ich schüchtern einzuwerfen, „ich habe noch keinen Kaffee getrunken.“

„Keine Umstände!“ schnitt mir der Gestrenge mit einem ungeduldigen Aufklopfen des Fußes das Wort ab. „Ich kann auf Ihre Begleitung nicht verzichten!“

Natürlich fügte ich mich, und wir begaben uns auf die Wanderung, welche im hintersten Kellerloch anfing und bis in die Dachspitze hineinging, wobei selbst-

Digitized by Google

redend keine Ecke des Thurmes unberückſichtigt blieb. Frau Argen machte, als die Reihe an ihr Zimmer kam, den Verſuch, mit einer Kohlenſchaufel thatſächlichen Widerſtand zu leiſten, und wurde nur durch das begütigende Zureden des Onkels einigermaßen beruhigt. Der Herr Rath inſpicirte bei dieſer ziemlich langwierigen Arbeit alle diejenigen Stellen, bei denen er ſich nicht zu bücken brauchte; der Unterbeamte, den er mitgebracht, mußte unter die Betten kriechen und in jeden Raum, der allenfalls eine Maus verbergen konnte, die Naſe ſtecken.

Im Schlafzimmer des Onkels wurde die erſte wichtige Entdeckung gemacht. An einem Riegel hing ein Anzug, unter dem ſich eine Waſſerpfütze gebildet hatte. Dabei lagen hochſchäftige Seeſtiefel, bis über die Knöchel mit naſſem Schlamm überzogen. Es knüpfte ſich an dieſen Fund ein beſonderes Verhör, das der Onkel, wie ich zu meiner Beſchämung geſtehen muß, in unwürdiger Weiſe ins Lächerliche zog. Der Beamte ſtellte eine Menge Fragen, die Onkel Grimmer ſo boshaft wie möglich beantwortete. Schließlich konnte der Regenguß und der Koth gerade ſo gut von geſtern wie aus der letzten Nacht herrühren, denn ich habe ſchon an mir ſelbſt die Erfahrung gemacht, daß Dinge, welche an dieſer Küſte einmal naß werden, ſchwerlich noch einmal vollkommen trocknen, und den Beamten war dieſe merkwürdige Thatſache gleichfalls nicht unbekannt. Was ich von dieſem naſſen Rocke mehr wußte, verſchwieg ich, denn gegen Blutsverwandte zu zeugen, iſt ſchon nach dem Geſetze Niemand verpflichtet.

Endlich gelangten wir in die Bodenräume und natürlich auch in mein Zimmer. Meine Neugierde war jetzt ungefähr ſo hoch geſtiegen wie meine Beſorgniß, denn an der Wand, neben welcher das Bett ſtand, hatte ich nun zweimal die räthſelhaften Geräuſche gehört, welche, wie ich wußte, zu den heimlichen Geſchäften der letzten Nacht gehörten; je näher ich ihrer Löſung kam, deſto größer wurde die Gefahr der Entdeckung.

Ich muß hier ein kurzes Wort über die Localität ſagen. Das Haus hatte fünf Fenſter in der Längsfront, im Giebel die Thür in der Mitte und jederſeits ein weiteres Fenſter. Dem entſprach die Eintheilung in zwei Zimmerfluchten, nach vorn deren drei, nach hinten zwei und die Küche. Eine Treppe zum oberen Stockwerk lag der Eingangsthür gegenüber am Ende des Flures und ließ neben ſich nur noch eine kleine Thür frei, welche in den Thurm führte.

Oben gab es überhaupt nur zwei einander gegenüberliegende Zimmer in den Giebeln, das meinige über der Eingangsthür und ein anderes unbenutztes am Thurme, das ſein kümmerliches Licht durch zwei ſchmale, hohe Glasſcheiben bezog, welche wegen der abgeſtumpften Thurmecken in dieſer Wand noch möglich waren. Zwiſchen beiden Zimmern wäre freier Bodenraum geweſen, wenn nicht eine ganze Reihe von Lattenverſchlägen das ſchräg niederfallende Dach verdeckt hätte. Da die Giebelzimmer ſenkrechte Seitenwände hatten, ſo mußte jederſeits gegen das ſchräge Dach ein Raum von dreieckigem Querſchnitt übrig bleiben, und hier war ich an der Stelle, welche vielleicht zu einer Entdeckung führte.

Die Beſichtigung ſeitens der Zollbeamten wurde oben wenn möglich noch peinlicher. Wo in den Lattenverſchlägen Gerümpel lag, wurde es durchwühlt; in die Kohlenhaufen wurden Breſchen gelegt, und als wir endlich zu den bewußten Dachecken kamen, mußten ſogar Lichter herbeigeſchafft werden, denn es war hier vollſtändig dunkel. Der Zugang fand nur durch einen der Lattenverſchläge ſtatt, nicht vom freien Bodenraum her; man hatte dann eine längliche Diele vor ſich,

Digitized by Google

von der aus sich der Dachwinkel ohne Abgrenzung bis an den gemauerten Giebel vertiefte.

Ich war den Beamten auf den Fersen. Ein Licht in der Hand kroch ich in denjenigen Winkel hinein, der neben meinem Bette sich hinzog; aber diese Neugierde fand nicht die geringste Nahrung. Die Wände waren so kahl, daß sich nicht eine Maus hätte verbergen können. Als ich, wahrscheinlich mit dem Ausdrucke der Enttäuschung auf dem Gesicht, zurückkehrte, begegnete ich einem Blicke des Onkels, der mir sagte, daß er meine Absicht durchschaut habe und sich über meinen Mißerfolg belustige.

Wir wären am Ende gewesen, aber über den Giebelstuben gab es feste Decken, darüber also noch zwei letzte Räume. Eine Leiter wurde herbeigeschleppt, und der Unterbeamte mußte hinauf, freilich nur, um nach wenigen Augenblicken mit der Auskunft zurückzukehren, daß nichts weiter als Staub dort oben zu finden sei.

Das Gesicht des Steuerrathes war im Laufe dieser Untersuchung, welche zwei Stunden in Anspruch nahm, immer verbissener geworden; nach dem letzten Mißerfolge schien es mir, als ob der Mann sich zu schämen begann. Gegenüber den sehr gereizten Verhören, die er mit uns angestellt hatte, war deshalb auch der Abschied, den er endlich nahm, fast farblos. Er drückte ein flüchtiges Bedauern über die Störung aus und bemerkte, daß er sich nur auf bestimmte Angaben hin zu diesem Verfahren entschlossen habe. Mein Onkel setzte Allem, was er seit dem Morgen überhaupt gesprochen, dadurch die Krone auf, daß er dem Beamten das nächste Mal mehr Glück wünschte, und darauf ging die unwillkommene Gesellschaft davon, indem sie wahrscheinlich vor der Thür gerade so ein unchristliches Fluchen anfing, wie der Onkel drinnen vernehmen ließ.

Die gute Frau Argen hatte einen ausgezeichneten Kaffee frisch gebraut, aber er wollte mir, obgleich ich erst jetzt, nachdem die Aufregung zu Ende war, meinen nüchternen Zustand gewahr wurde, nicht recht schmecken. Ich kam über den Gewissensconflict nicht so leicht hinweg, denn ich habe ein ausgeprägtes Bewußtsein dessen, was als Beamter meine Pflicht ist, und hier war ich dabei thätig gewesen, die Obrigkeit zu täuschen. Andererseits aber sagte ich mir, daß nach den Ereignissen der Nacht und nach dem, was soeben geschehen, eine Auseinandersetzung mit dem Onkel nothwendig war, und ich fühlte einige Bangigkeit, ob ich mit meiner Einmischung in diese Dinge nicht seinen Unwillen erregt hätte. Ich hütete mich deshalb, das erste Wort zu nehmen, und würgte die Bissen hinunter, während der Capitän, nach seiner Gewohnheit die Hände in den Taschen, durch das Zimmer wanderte.

Das dauerte eine Viertelstunde, dann schien er einen Entschluß gefaßt zu haben. Er blieb mir gegenüber am Tische stehen, und es entspann sich zwischen uns folgende sonderbare Unterhaltung.

„Ich habe noch gar nicht gefragt, mein Junge, wie viel Einkommen du eigentlich hast," sagte er zu meinem gerechten Erstaunen, denn auf diese Einleitung war ich nicht gefaßt.

Ich nannte also mein bescheidenes Gehalt, aber ich sagte das in einem Tone, als wäre ich gar nicht im Stande, das schwere Geld durchzubringen. Bei einem Erbonkel muß man so vorsichtig sein, sich nicht für hülfsbedürftig zu halten. Indessen die Zahl sprach nun einmal für sich selbst, und der Alte schüttelte den Kopf.

„Verdammt wenig!" sagte er. „Nicht einmal die Ehrlichkeit wird damit bezahlt! Hast du keine Lust zu heiraten, Junge?"

Wenn ich schon nicht wußte, was mein Einkommen mit der Haussuchung von

Digitized by Google

vorher zu thun hatte, so wurde mir diese Frage noch viel räthselhafter. Ich mußte mich von meiner Ueberraschung erholen, bevor ich antworten konnte:

„Das hat keine Eile, lieber Onkel! Wenn ich mir durch Diensteifer und Pflichttreue erst ein höheres Gehalt erworben habe, kann ich vielleicht daran denken. Haben Sie eine passende Partie für mich?“ versuchte ich zu scherzen.

Aber dem Alten war nicht zum Spaßen zu Muthe. Er überhörte meine Frage und machte einen Gang durch das Zimmer; dann blieb er wieder bei dem Tische stehen und sagte:

„Gefällt's dir bei mir, Junge?“

„Außerordentlich, bester Onkel!“ beeilte ich mich zu bekräftigen.

„Ein Bischen langweilig hier,“ fuhr er fort; „kein rechter Umgang! Auch die Gegend ist höchstens für so einen alten Seebären zu brauchen, wie ich bin. Junges Blut will bessere Unterhaltung haben.“

Mir wurde ganz bange; dieser Anfang, dachte ich, wird damit enden, daß er mich nach Hause schickt; ich werde unbequem.

„Aber lieber Onkel,“ antwortete ich ziemlich kleinlaut, „haben Sie mich denn schon klagen hören? Ich bin mit tausend Freuden zu Ihnen gekommen, erhole mich gründlich, unterhalte mich auf das beste und habe Sie von Herzen lieb gewonnen, obgleich wir uns kaum acht Tage kennen. Sie machen sich keinen Begriff davon, bester Onkel, wie einem einsamen, unbedeutenden Menschen ums Herz ist, wenn er bei seinem einzigen lebenden Verwandten eine so freundliche Aufnahme findet. Das macht wieder für viele Jahre Muth!“

„Brav, mein Junge, freut mich!“ sagte der Alte, indem er mir die Hand über den Tisch reichte. „Du willst also bleiben?“

„Wenn Sie mich noch ein paar Tage leiden wollen?“

„Unsinn, ein paar Tage! So lange dir der alte Murrkopf nicht unausstehlich wird!“

Damit nickte er mir zu, und weil ihm wohl ein Bischen weich um das Herz geworden war, machte er sich von Neuem auf den Weg die Stube entlang. Ich war aufrichtig gerührt über diesen unerwarteten Herzenserguß und eben im Begriff, mit frischem Muthe an eine Entschuldigung meiner nächtlichen Einmischung zu gehen, als der Alte wieder stehen blieb und mit einem ganz neuen Gedanken begann.

„Kannst du einen Riemen gebrauchen?“

„Einen Riemen?“ fragte ich, auf das höchste erstaunt.

„Na, nenne es meinetwegen ein Bootsruder, wenn es auch ein Unsinn ist. Hast du schon im Boot gesessen?“ erklärte er sich deutlicher.

„Ich erinnere mich aus meiner Kindheit her —“ wollte ich meine Bekenntnisse anfangen, aber Onkel Grimmer unterbrach mich mit seinem lustigen Lachen und sagte: „Laß nur, mein Junge; das ist lange her! Hast du zu einer kleinen Fahrt Lust?“

„Sehr gern, Onkel,“ sagte ich, „wenn dabei auf meine thätige Mitwirkung nicht gerechnet wird.“

„Der Teufel auch!“ meinte er, „wer kann das vorhersagen! Aber es soll dir nicht mehr zugetraut werden, als du leisten kannst!“

„Dann bin ich mit Vergnügen von der Partie!“ entschied ich mich, freilich ohne zu ahnen, in welches Meer von Leichtsinn ich mich damit stürzen sollte.

Unsere Unterhaltung war für diesmal zu Ende. „Wir sprechen noch weiter darüber!“ meinte der Onkel noch, und dann ließ er mich mit meinem Kaffeefrühstück allein, das mir jetzt ausgezeichnet mundete.

* * *

Digitized by Google

Obgleich ich nicht den Anspruch erhebe, ein Mann von Geist zu sein, habe ich doch eine starke Abneigung gegen das Wetter als Gesprächsthema. Die Begriffe „schön" und „schlecht" sind nämlich, obgleich sie am häufigsten gebraucht werden, gar keine positiven Eigenschaften des Wetters, sondern sie werden von der Zweckmäßigkeit bestimmt, und dieser Gesichtspunkt ist bei jedem Menschen ein anderer. Dasselbe Wetter hat also in unserer Werthschätzung alle Zwischenstufen vom schönsten bis zum schlechtesten zu passiren, ohne daß sich ein Wölkchen zu verschieben braucht, und Jeder hat von seinem Standpunkte aus Recht — nur, wie ich eben sehe, ich nicht, denn ich bin schon wider Willen in das Fahrwasser dieser alltäglichen Thorheit gerathen.

Und doch werden wir nicht darüber hinwegkommen; denn wie das Wetter wirklich ein bestimmender Factor im Leben der Menschen ist, so wird dieser Gesichtspunkt geradezu absorbirend für einen kleinen, furchtsamen Beamten aus dem Binnenlande, der seine erste Bootsfahrt auf offenem Meere machen soll, während er den Wind heulen und die Wogen branden hört.

Als ich nach dem Frühstück ins Freie hinaustrat, gewann dies Naturschauspiel, das schon sonst das Interesse der Neuheit für mich gehabt hatte, bedeutend an Reiz insofern, als ich mit der Phantasie die Situationen mir ausmalte, in welche ein kleines Boot bei solchem Wetter gerathen könnte, wobei ich nicht vergaß, im Interesse des Gleichgewichtes von den Insassen die halsbrechendsten Capriolen ausführen zu lassen. Ich dachte mir nämlich in meinem Unverstande, daß man als seekundiger Mensch im Stande sei, durch geschickte Vertheilung und Verschiebung des Gewichtes den Kampf mit der Wogengewalt erfolgreich zu bestehen.

Es war seit gestern keine wesentliche Veränderung eingetreten; nur der Wind wehte weniger heftig und die mit reißender Schnelligkeit gegen den Strand strömende Flut ging in minder hoher Brandung.

Als ich den ersten Blick auf das Gewässer zu meinen Füßen warf, sah ich jedoch eine wirkliche Veränderung in der Scenerie, nämlich dicht am Strande eines jener Tjalkschiffe, die man häufig an dieser Küste sieht, auf den Wellen tanzend und bemüht, sich vom Ufer so weit frei zu machen, bis es den Wind zum Hinauskreuzen fassen konnte. Zwei Männer hatten den Anker aus dem Grunde geholt und machten ihn fest; ein Boot mit drei anderen Männern, durch eine Trosse mit dem Schiffe verbunden, schwamm weiter draußen auf den Wellen, und indem die Leute sich mit Anstrengung aller Kräfte in die Riemen legten (man sieht, ich bin in Bezug auf Seetechnik für Belehrung nicht unzugänglich!), versuchten sie, gegen Wind, Wellen und Strom das Schiff hinauszuschleppen.

Ich sah diesem Schauspiel mit doppeltem Interesse zu; einmal, weil es immer die Erwartung spannt, wenn ungleiche Kräfte sich messen und die Sympathie des Zuschauers sofort bei dem Schwächeren ist, und sodann hatte ich zu der Annahme einigen Grund, dies Fahrzeug könnte zu den Ereignissen der letzten Nacht in enger Beziehung stehen. Nebenbei war es in Ansehung dessen, was mir bevorstand, lehrreich zu beobachten, wie sich die Wellen gegen ein unschuldiges Boot benahmen, und wenn ich auch constatiren mußte, daß die Menschen darin mit dem Leben davonkamen, so war der Anblick für meinen noch unerprobten Seemuth doch kein aufheiternder.

Es dauerte auch nicht lange, so gab man den erfolglosen Versuch auf. Nachdem sich die Leute durch Geschrei verständigt hatten, rasselte der Anker wieder

Digitized by Google

in die Tiefe und das Boot kehrte zurück. Mit besonderer Spannung beobachtete ich den Moment des Anbordspringens der Insassen, weil ich mir dies bei unruhigem Wasser besonders schwer vorstellte, und obgleich das Experiment dreimal mit Erfolg gemacht wurde und von Leuten, welche dieser Aufgabe doch durch langjährige Uebung gewachsen waren, so fand ich das Schauspiel nichts weniger als ermuthigend.

Im Uebrigen war mir die Anwesenheit dieses Fahrzeuges, von dem gestern Abend noch keine Spur sichtbar war und das heute in der Frühe schon wieder das Weite suchen wollte, durchaus nicht verwunderlich; was mir der alte Capitän verheimlichte, wußte ich mir nun schon selbst zusammenzureimen, und so zog ich denn auch nicht in Zweifel, daß das Schiff bereits vor meinem Onkel den Besuch der Steuerbeamten bekommen hatte. Daß diese letzteren auch jetzt noch von dem Schiffe Notiz nahmen, bewies mir eine Gestalt, welche sich auf der äußersten rechten Landspitze der Bucht dunkel gegen den Horizont abhob und, nach einem Gegenstande zu urtheilen, auf den sie beide Hände stützte, nichts Anderes als einer der patrouillirenden Grünröcke war.

Daß während des Mittagessens von der Bootfahrt nicht wieder gesprochen wurde, beruhigte mich. Der Onkel stopfte sich nach Tisch eine Kalkpfeife voll jenes langgeschnittenen Tabaks, der mir, ohne daß ich ihn jemals geraucht habe, entsetzliche Beschwerden verursacht; und als er darauf seinen zerlesenen Band über Nordpolarreisen hervorsuchte — die einzige Lectüre, welche er sich gestattete —, ergriff ich vor der Rauchatmosphäre die Flucht und ging zu dem Schulzen Matthies.

In dem Besuchszimmer links ging es geräuschvoll her. Ich hörte die Stimme des Müllers Treugott herausschallen, und weil die Anwesenheit dieses heimlichen Feindes nichts Gutes bedeuten konnte, so versprach ich mir von meiner Dazwischenkunft ein Ende des Streites, klopfte flüchtig an die Thür und trat ein, ohne mich erst einladen zu lassen.

Die beiden Männer standen sich gegenüber wie ein paar Kampfhähne; Treugott schrie und gesticulirte so ungeschlacht wie möglich, der Schulze verhielt sich maßvoller, aber ich sah doch, daß ihm die Stirnadern geschwollen waren. Ich kam dazwischen wie ein Maß Oel auf ein stürmendes Gewässer. Augenblickliche Stille trat ein, dann zogen sie mich in das Zimmer und der Müller erzählte mir die haarsträubende Geschichte, jeden Augenblick von einem Einwurf des alten Matthies unterbrochen. Da sich an diese Zwischenreden stets eine längere Debatte knüpfte, war ich ein paar Male genöthigt, an die Fortsetzung der Erzählung zu erinnern.

Ein Huhn des Müllers, wie er sagte, eine besonders rare Art, war durch ein Loch im Grenzzaun in den Hof des Nebengrundstückes geschlüpft; der Hund des Schulzen hatte es so lange gejagt, bis es in seiner Angst den Zaun überflog; aber die Erschöpfung war zu groß gewesen: drüben hatte ein Herzschlag dem jungen Leben ein Ende gemacht.

Das war Alles, und nur die hartnäckige Rechtsanschauung zweier Bauern konnte aus dieser Sache eine Haupt- und Staatsaction machen. Treugott verlangte auf der Stelle Entschädigung, der Schulze verweigerte sie, weil auf seinem Hofe kein fremdes Huhn etwas zu suchen habe. Jeder wollte von mir sein Recht anerkannt haben, und da ich die Gesetzgebung dieses Landestheiles aus meiner Dienstpraxis her nicht kannte, so versuchte ich einstweilen zu besänftigen. Die beiden Gegner waren jedoch schon weiter gekommen, wie ich gleich zu hören bekam; meine Dazwischenkunft hatte nur eine

Digitized by Google

Wiederholung zur Folge gehabt. Der Müller bestätigte, indem er mich zum Zeugen aufrief, die Kündigung der Hypothek und erklärte dem Vater Dorotheens, daß er seinem Sohne untersagt habe, sich mit einem Bettelmädchen zu befassen; der Schulze meinte, der Berliner hätte sich nun wohl genug Körbe geholt; die Trauben müßten ja wohl sauer sein.

So dauerte der Wortstreit wohl zehn Minuten lang; Treugott gab eine kernige Abfertigung, ergriff die Thür, um mit Eclat abzugehen, bekam noch eine treffende Antwort mit auf den Weg, kehrte noch einmal um, seinen letzten Trumpf auszuspielen, und schließlich spielte die Sache zwischen Thür und Angel hin und her, bis mir sanftmüthigem Menschen die Geduld riß. Ich drückte hinter der letzten Redewendung des Müllers die Thür in das Schloß und schob den Riegel vor. Von draußen erfolgte noch ein Versuch, zu öffnen, und als dieser infolge meiner Vorsichtsmaßregel mißlang, wurde etwas geschrien, was ich nicht verstand, denn ich hatte eben angefangen, dem alten Matthies meine Entrüstung über die Scene auszudrücken. Aber wir waren noch nicht zu Ende, denn von der Straße her drohte der Müller nochmals durch die Scheiben herein, und es schien mir, als ob der Blick, welcher diese Geste der Faust begleitete, mich suchte.

Mit dem alten Manne war für jetzt nichts mehr anzufangen, er hatte sich einmal zu einer Gemüthserregung fortreißen lassen, die zunächst ihr Recht behauptete; Vernunftgründe verfingen nicht, und ein harmloses Gespräch über ein anderes Thema fand kein Ohr. Es war mir ganz recht, daß sich Dorothea nicht blicken ließ, denn in meiner mißglückten Vermittlerrolle hätte ich keinen Staat gemacht. Ich ging also bald wieder, hütete mich aber, in das Bereich der Fenster des Müllerhauses zu kommen, denn ich hatte ein instinctives Gefühl, als ob dort irgend eine heimtückische That auf mich lauerte.

Zu Hause erzählte ich dem Onkel die Geschichte, und aus seiner Antwort konnte ich entnehmen, daß er auf den Müller sehr schlecht zu sprechen war. Bisher hatte ich von dieser Abneigung nichts Sonderliches merken können; die beiden Männer verkehrten auf leidlich gutem Fuße mit einander, wenn auch von einer Freundschaft dabei keine Rede war. Aber meine Schilderung dieses Auftrittes empörte den Onkel, und es machte mir besondere Freude, als er ohne jede Anregung meinerseits seine Bereitwilligkeit ausdrückte, dem Schulzen in der Geldangelegenheit aus der Noth zu helfen, wenn sich sonst Niemand fände.

Inzwischen rückte der Abend heran und der Wind frischte auf, wie es häufig bei einbrechender Dunkelheit geschieht. Die Ebbe war verlaufen und in einer halben Stunde mußte die Flut einsetzen; wenn die Stärke des Windes zunahm, durften wir wieder einer geräuschvollen Nacht entgegengehen. Auch die Wolken verdichteten sich, und einige Male waren schon kurze, heftige Regenschauer gefallen. Den Vergnügungsreisenden kann ich aus Ueberzeugung Gegend und Klima nicht empfehlen.

Wir mußten wegen der frühen Dunkelheit um neun Uhr eine Lampe anzünden und saßen in gemüthlichster Stimmung am Tische; der Onkel war von einer so liebenswürdigen Herzlichkeit gegen mich, wie ich ihn nur an diesem Tage kennen gelernt hatte.

„Machen Sie uns einen steifen Grog, Alte," sagte er, als Frau Argen die Reste des Abendessens hinaustrug. Ich wollte für meinen Antheil um einen größeren Wasserzusatz bitten, aber der Capitän legte dagegen Verwahrung ein.

„Laß nur, mein Junge, zum Ausschla-

Digitized by Google

ſen wirſt du hoffentlich noch kommen," ſagte er, und ich fand nichts Außergewöhnliches darin, denn ich hoffte bereits in einer halben Stunde meine Verſäumniß aus der vergangenen Nacht nachzuholen.

Als der Grog kam, koſtete ich und fand ihn entſetzlich, während der Onkel beifällig dazu nickte; aber ich hatte in den wenigen Tagen meines Hierſeins doch ſchon ſo viel Ueberwindung gelernt, um einen herzhaften Schluck zu nehmen und, obgleich mir der Athem ausblieb, heuchleriſch zu ſchwatzen.

„Das bekommt!" ſagte der Alte und ging hinaus. Mir fuhr der Gedanke durch den Kopf, daß ich dies Alleinſein benutzen könnte, einen heimlichen Waſſerzuſatz zu machen, aber weil mir noch zur rechten Zeit einfiel, daß ich damit nur eine Verlängerung der Qual und keine Verminderung des Spiritusgenuſſes erreichte, unterließ ich es.

Nach einer Weile kam Grimmer wieder, im Arme ein paar jener häßlichen Oelröcke, mit denen ſich die Fiſcher bei ſchlechtem Wetter bekleiden.

„Das kennſt du noch nicht," ſagte er ſchmunzelnd.

„Doch, Onkel!" behauptete ich. „Geſehen wenigſtens; mag bei Regenwetter ganz praktiſch ſein."

Der Alte nickte. „Probir mal!" meinte er, und da er ſeinen Spaß daran hatte, ging ich bereitwillig darauf ein und ſchlüpfte in einen der widerſpenſtigen Röcke. Ich ſah ohne Zweifel ſo aus wie ein Eskimo in Sommergarderobe, denn der Onkel lachte laut auf und ſagte: „Vielleicht paßt der andere beſſer!"

Ich fuhr alſo aus dieſem Labyrinth wieder heraus und in ein anderes hinein, deſſen Aermel zuſammenklebten und mit dem Krachen geſpaltenen Holzes aus einander brachen, und dabei dachte ich, ob der Alte etwa die ſonderbare Marotte hätte, mir für meinen von Kohlenrauch erfüllten Wohnort ein ſolches Kleidungsſtück zum Geſchenk zu machen. Der zweite Rock paßte ein wenig beſſer zu meiner unbedeutenden Figur, beſonders, wenn ich die Aermel um ein Anſehnliches zurückſchlug, um überhaupt meiner Hände anſichtig zu werden, und wenn am unteren Saum ein halber bis ein ganzer Fuß aufgenäht wurde.

Als ſich der Capitän an mir ſatt geſehen hatte, durfte ich mich wieder zum anſtändigen Menſchen machen, und wir ſetzten uns an den Tiſch, als ob nichts vorgefallen wäre. Alte Leute haben manchmal wunderliche Einfälle, dachte ich bei mir; wenn ſie ſo harmlos bleiben wie dieſer, kann man ſie ertragen.

Nach einer Viertelſtunde kam Frau Argen herein und fragte, ob noch etwas gefällig wäre.

„Alles in Ordnung?" erwiderte der Onkel die Frage mit einer anderen.

Die alte Frau nickte ſtumm.

„Dann machen Sie noch zwei Steife," ſagte der Capitän, wogegen ich aber für meinen Antheil auf das heftigſte proteſtirte; denn ich merkte ſchon nach dem erſten Glaſe, daß eine unnatürliche Schwatzhaftigkeit ſich meiner bemächtigte.

„Kann nicht ſchaden!" wollte zwar der Onkel noch zureden, aber ich blieb diesmal hartnäckig und drohte mit Ausreißen. Es kam alſo nur noch ein Glas, bei deſſen Anblick mich ſchauderte, und der Onkel trank es in langſamen, aber anſehnlichen Zügen leer.

Darüber war wieder eine Viertelſtunde vergangen, und ich war bereits zu der Ueberzeugung gelangt, daß es meine Zeit ſei, zu Bett zu gehen. Als Grimmer ſich anſchickte, ſeinen letzten Schluck zu nehmen, klopfte es gegen die Stubenthür, ſo daß ich zuſammenſchreckte.

„Herein!" brummte der Onkel, der mit dem Rücken gegen die Thür ſaß, ohne ſich umzuwenden.

Digitized by Google

Eine Figur trat ein, mit der ich vor Kurzem einige Aehnlichkeit gehabt hatte: ein Mann im schlotternden Regenmantel, auf dem Kopfe einen Oelhut mit tief hängender Krempe, den er langsam herunterzog.

„Guten Abend zusammen!“ sagte der Mann. Ich erkannte einen Fischer des Dorfes, mit dem ich schon gelegentlich ein paar Worte gewechselt hatte.

Wir erwiderten den Gruß, und der Onkel sagte:

„Nun, Mordhorst?“

„Hm!“ machte der Mann, aber diesem Räuspern folgte nichts weiter als eine Schwenkung mit dem Hute, aus der ich nichts herauslesen konnte.

„Alles in Ordnung? die Burschen zusammen?“ fragte der Capitän weiter.

„Hm!“ war die Antwort, wiederum von der Hutbewegung begleitet.

„Wir kommen, Mordhorst!“ schloß Onkel Grimmer, indem er den Rest seines Glases trank, worauf der Mann mit einem Kopfnicken sich wieder zur Thür hinausschob.

Ich war ein wenig überrascht von dieser mir unverständlichen Unterhaltung und muß den Onkel wohl nicht mit dem klügsten Gesicht angesehen haben; denn er verzog das seinige zu einem behaglichen Lächeln und sagte: „Du hast mir versprochen, eine Bootsfahrt mitzumachen, Junge. So zieh deinen Oelrock an und nimm dir einen alten Filzhut von mir; das Boot wartet.“

* * *

Ich war vollkommen sprachlos. In dem Augenblicke, in dem ich zu Bette gehen wollte, wurde mir diese Bootsfahrt zudictirt, als sei es auf die angenehmste Ueberraschung abgesehen. Mein erster Blick fiel auf die Wanduhr: sie zeigte ein halb nach zehn; der zweite auf die Fenster, gegen welche der Sturm eine Wolke von Regen peitschte, daß sie klirrten.

Der Onkel sah mich an und ich sah ihn wieder an. Ich glaubte zu bemerken, daß in seinem Lächeln etwas wie Bosheit lag, und da gab es in meinem Inneren einen plötzlichen Ruck. „Er soll keine Ursache haben, mich zu verhöhnen!“ sagte ich mir, und wie ich später die Sache überlegte, hat wohl nur der ungewohnt starke Grog mir den Muth dazu gegeben, denn eigentlich hatte ich ein Gefühl wie Frost. Ich besann mich jedoch auf ein Gesicht, das meine Gefühle vollkommen verbarg, und sagte, indem ich nach dem einen der Regenröcke griff:

„Wenn Sie erlauben, Onkel, nehme ich diesen hier; er ist ein wenig enger und kürzer als der andere.“

Ich erzielte einen großartigen Erfolg mit dieser Kaltblütigkeit. Mein Onkel war es diesmal, der das überraschte Gesicht machte; erst allmählich wurde der Ausdruck vergnügter Befriedigung daraus. „Recht so!“ meinte er mit einem kurzen Kopfnicken, worauf er zu dem zweiten Oelrock griff. Auf dem Vorflur versahen wir uns mit Hüten, dann ging es in die Nacht hinaus.

Die Finsterniß war zunächst undurchdringlich, der Himmel so schwarz wie ein Kohlensack, und da ich mich auf die unbequeme Hülle, unter der mir heiß wurde, noch nicht verstand, so suchte ich meinen Weg hinter dem Onkel her tapsend und unsicher. Der Regen klapperte hörbar gegen meine Außenseite, und weil sich von der Hutkrempe bereits nach zwanzig Schritten eine Traufe und um eine Minute weiter schon eine Gosse bildete, welche auf meiner Nasenspitze sich zur Cascade entwickeln wollte, so schlug ich die Huträndер nieder, womit ich vermuthlich einem Fliegenpilze leidlich ähnlich sah.

Digitized by Google

Es ging einen ſchlüpfrigen Fußſteig hinauf bis zur Krone des Deiches; der Wind faßte uns, und ich hatte Mühe, den Abhang nicht wieder hinunterzurollen; das Brauſen des Meeres lag in der Tiefe vor mir, und ich war nicht mehr im Stande, auch nur den kleinſten Reſt von Muth aufzutreiben. Aber die Scham überwog: umzukehren wäre mein moraliſcher Tod geweſen.

Nun ging es wieder abwärts gerade in das Toſen der Elemente hinein; ſalzige Tropfen ſchlugen mir in das Geſicht, und ich ſchritt vorwärts mit dem Gefühl eines Menſchen, der mit verbundenen Augen einem Abgrunde entgegengeht. Jetzt hörte ich Stimmen: wir waren an Ort und Stelle! Mein Auge, das ſich allmählich an die Dunkelheit gewöhnt, unterſchied einen ſchwarzen Körper, der mit den Wellen der Brandung auf und nieder ſchwankte; von dort rührten die Stimmen her.

„Nun durch, mein Junge!“ ſagte der Onkel mit halber Stimme zu mir. „Mit den Wölfen muß man heulen!“ Und dabei ſtieg er in das Waſſer hinein und ich mit einem ganz unbeſchreiblichen Gefühl hinter ihm drein. Ich watete; die Wellen ſchlugen über meine Kniee hinauf. Jetzt waren wir am Boote. Mit einem leichten Sprunge befand ſich mein fünfundfünfzigjähriger Onkel drinnen, worauf ich Vierunddreißigjähriger mit der Gewandtheit eines jungen Hundes hinterdreinkletterte. Ich plumpte zwiſchen eine Gruppe von Geſtalten und bekam eine Bank unter den Körper; aber links und rechts ſtieß ich gegen Riemen, und da ich aus Erfahrung wußte, daß ſie in der Bewegung noch ſtörender ſein konnten, kroch ich zwiſchen den Menſchen hindurch über die Bänke weg, bis ich die Spitze des Bootes vor mir hatte. Ich klemmte mich hinein, zuſammengekauert, das Geſicht gegen das Fahrzeug gekehrt.

„Alles in Ordnung?“ hörte ich von der anderen Seite her, alſo vermuthlich vom Steuer aus, meinen Onkel halblaut fragen, und da keine Antwort kam, commandirte er: „Alſo vorwärts!“

Die Riemen tauchten in das Waſſer, und der erſte unſichere Schlag überſchüttete mich mit einer naſſen Flut, die ich indeſſen ſehr gering achtete, denn ich ſaß da, mit beiden Händen an den Bord geklammert und mit dem Bewußtſein, daß der nächſte Augenblick mein letzter ſein würde. Vor meinem inneren Blick ging es wie eine Viſion vorüber: die warme Schreibſtube daheim mit dem ſtrengen Geruch der Acten, der Kuhſtall aus dem Feriendorfe; die Reue, wie oft ich über mein Sclavendaſein gemurrt, und der Gedanke, wie friedlich es ſich doch mit vierhundert Thalern jährlich in ſicheren monatlichen Raten leben läßt.

Mir war ganz weich geworden; ich fühlte, daß ich auf dem Wege des Verbrechens ſei, ich, der Beamte mit dem unbefleckten Gewiſſen und dem anerkannten Pflichtgefühl! Dann dachte ich an den Tod, an den ſchlechten Geſchmack des Salzwaſſers, das ich auf den Lippen fühlte, und an — —

Ich bückte mich etwas zu ſpät; eine Welle war über meinen Kopf und Rücken hinweggegangen und plätſcherte nun um meine Füße. Ich hörte ein tiefes Lachen vor mir und eine halblaute Stimme ſetzte hinzu: „Wird nicht die letzte ſein!“

Das machte mir wieder Muth; ich wollte beliebig viele dieſer Wellen über mich weggehen laſſen, vorausgeſetzt, daß keine davon die letzte war.

Ich reckte ſchon den Kopf, um mich umzublicken, denn ich begann mich an die ſchrecklichen Bewegungen des Bootes zu gewöhnen. Was ich ſah, war nicht ermuthigend: ein Bild, dunkelgrau in Schwarz und darüber ein bleifarbener Schimmer am Himmel. Ringsum tobte

Digitized by Google

ein verwirrendes Gewimmel der Gewässer, lauter tanzende Wasserzungen, alle gegen das Boot anleckend, drüber hinausfahrend, daß ich mich in einem Augenblicke dreimal bückte, und immer die Erwartung täuschend. Das Fahrzeug flog wie ein Ball auf den Wellen umher, und ich, der ich wie ein Keil darin saß, theilte genau sein Schicksal.

Wir nahmen eine zweite Welle über, das heißt: ich allein nahm sie über mich, und die Anderen begnügten sich damit, in den Ueberresten ihre Stiefel anzufeuchten. Ich fand schon etwas wie eine humoristische Regung bei diesen kleinen Zwischenfällen; so ein Oelrock ist doch nicht übel, sagte ich zu mir selber, denn ich fühlte mich warm und trocken darunter, abgesehen davon, daß nach dem Waten durch das Wasser meine Stiefel noch bis an den Rand gefüllt waren.

„Du kannst mal ein Bischen ausschöpfen, Junge. Gebt ihm eine Schaufel hinüber!“ hörte ich die gedämpfte Stimme meines Onkels sagen.

Ich begriff zwar nicht, was damit zu thun sei, aber es wurde mir ein Gegenstand in die Hände gedrückt, dessen Benutzung ich durch Tasten errieth. Ich bückte mich und stieß mit der Stirn gegen die nächste Ruderbank. Es kam mir lächerlich vor, auf den Schmerz zu achten; ich zog den Hut tiefer in das Gesicht und wühlte in dem Wasser. Eine erschreckende Flut spülte uns schon um die Füße; offenbar hing unser Aller Rettung von meiner Thätigkeit ab. Die ersten beiden Schaufeln schüttete ich mir über den Körper, von der dritten an ging es schon besser. Nach einer Minute rann mir der Schweiß über den Rücken, aber ich schöpfte mit unermüdlicher Beharrlichkeit, und das Wasser verschwand bis auf einen Rest, dessen ich mit meinem Instrument nicht habhaft werden konnte. Endlich durfte ich verschnaufen: wir waren für das Erste gerettet, sagte ich mir mit einem Gefühl des Stolzes.

Es war so still im Boote, als wäre es ein Todtenschiff; die Riemen kreischten nicht einmal in den Dollen, denn man hatte sie umwickelt, und das Geräusch der schwer arbeitenden Männer verschlang das Brausen des Meeres.

Ich wußte nichts von der Zeit, die während dieser unheimlichen Fahrt verrann; aus der Richtung, die wir verfolgten, glaubte ich errathen zu können, daß wir in die offene See hinaushielten, und da das Auge nirgends auf einen Punkt traf, der in den rastlos arbeitenden Gewässern wie unverrückbares Land ausgesehen hätte, so schloß ich, daß die Landspitzen der Eckwardener Einbuchtung längst hinter uns lagen. Mein Muth hatte sich allmählich an dem Gleichmuth der Uebrigen aufgerichtet; die Gefahr war für mich nicht größer als für meine stumme Gesellschaft; wenn sie es leicht nahmen, hatte auch ich nicht nöthig, in jedem Augenblick an das Ende zu denken. Ich wurde sogar schon neugierig darauf, was der Zweck dieser sonderbaren Fahrt sein würde und welche Abenteuer uns noch bevorstanden, und wenn nicht eine übergenommene Welle mich veranlaßte, zu meinem Schöpfzeug zu greifen, befiel mich in Augenblicken der Unthätigkeit schon eine Regung von Ungeduld.

„Nehmt mal die Riemen hoch, Männer!“ hörte ich wieder von der anderen Spitze des Bootes her die Stimme meines Onkels. „Wir müssen bald am Platze sein!“

Ich konnte wirklich noch erstaunen. In dieser Umgebung von tanzenden Wellenkämmen beging der Alte die Lächerlichkeit, von einem „Platze“ zu sprechen, als ob es ein Stiefmütterchenbeet hier gab, um welches vier Bäume stehen oder eine Urne mit Inschrift auf dem Sandsteinsockel! Die Riemen blieben also in

Digitized by Google

der Schwebe, und die nächste Folge war, daß eine Welle von noch nicht dagewesener Größe mich auf einige Augenblicke unter sich begrub. Aber die Anderen kümmerten sich nicht weiter darum, auch nicht, als unmittelbar darauf eine zweite Welle folgte und mich eindringlich an meine Pflicht mahnte.

Während ich, den Kopf unter der nächsten Ruderbank, im Wasser wühlte, hörte ich den einen der Männer sagen: „Verdammt schwer, hier etwas zu sehen, Capitän; ich denke, wir sind über Land hinaus!"

„Aham!" machte der Alte. „Aber ich sehe noch nichts! Wie ist es mit dem Strom?"

Ein Paar beugten sich über Bord, um sich zu überzeugen, wohin das Wasser trieb, aber das Licht reichte nicht aus, eine bestimmte Wahrnehmung zu machen.

„Ich denke, wir werden ungefähr Mitternacht und höchste Flut haben," sagte wieder Einer, während ich alle Kräfte anstrengte, mich der einschlagenden Wassermassen zu erwehren.

„Na, dann vorwärts an die Riemen!" entschied der Capitän. „Und wenn du mit deinem Schöpfen zu Ende bist, kannst du mir helfen, nach vorn auszuschauen!"

Ich bezog diese letzte Bemerkung auf mich und sagte: „Jawohl, Onkel!" Als sich die Männer wieder in die Riemen legten, hörte meine schwere Bedrängniß auf; ich hatte das Boot, das starke Fahrt machte, in wenigen Minuten leer geschöpft und stellte dann Versuche an, mich umzuwenden. Das verbesserte meine Lage durchaus nicht; denn während ich bisher in dem Spitzenwinkel des Bootes wie ein Keil eingeklemmt gesessen, mußte ich nun bei voller Frontveränderung mich mit einer bescheidenen Ecke der letzten Ruderbank, auf welcher schon ein arbeitender Mann saß, begnügen und die Füße gegen eine Querleiste am Boden stemmen, ohne dadurch diejenige Stabilität zu erlangen, die allein nach meiner Ansicht mich vor unglücklichen Zufälligkeiten bewahren konnte. Gleichwohl war ich schon so weit an die Gefahr meiner Lage gewöhnt, daß ich weitere Sicherheitsmaßregeln verschmähte und mit Anstrengung die Wasserwüste vor mir absuchte.

Der Onkel hätte nicht gut einen Ungeschickteren dazu wählen können, denn meine Augen hatten noch nicht die Gewohnheit angenommen, im Dunkel zu sehen, auch machte die unaufhörliche, regellose Bewegung, das Durcheinanderwimmeln unzähliger werdender und verschwindender Gestalten einen Eindruck auf mich, wie ich ihn bisher nur in Eckwarden kennen gelernt hatte und zwar infolge zu reichlichen Genusses von starkem Grog. Ich mußte zeitweise die Augen schließen, um überhaupt noch zu sehen.

Jetzt strömte ein Regenguß nieder, und auf Minuten legte sich auf Alles um mich her ein Schleier. Die Dunkelheit überzog sich mit einem lichteren Grau, aber der Blick reichte nicht über den engsten Kreis hinaus. Ich hörte halblaute Flüche aus dem Boote, und obgleich mir diese unchristliche Unsitte auf das äußerste verhaßt ist, fühlte ich mich doch stark versucht, einzustimmen; ich war innerlich so rabiat geworden über dies trostlose Vergnügen, daß ich ein ordentliches Verlangen hatte, irgend etwas Unnatürliches zu begehen.

In dem Augenblicke, als die Wolke vorüber war und ich mich anschickte, wieder mit Fleiß auszuschauen, sagte der Onkel: „Halt da! Ein Licht voraus!"

Die Riemen ruhten im Moment und die Männer wandten sich wie auf Commando um; ich selbst suchte verzweiflungsvoll nach dem Lichtpunkte, der mir entgangen war. Ich hätte nicht nöthig gehabt, mich zu schämen, denn wie ich sogleich erfuhr, war das Finden nicht leicht.

Digitized by Google

Der Horizont war ringsum und ringsum auch das Gewimmel der Wellen; ein leuchtender Gegenstand in dieser Kreislinie konnte nur für Augenblicke sichtbar werden, um sofort wieder hinter bedeckenden Wellen zu verschwinden. Ich merkte die Schwierigkeit daran, daß jeder der Männer, welcher das Licht sah, es durch einen Ausruf anzeigte, und diese Rufe folgten einander nur vereinzelt und in längeren Pausen.

Endlich war auch mir das Glück günstig; ein Blinken sah ich vor den Augen, aber es war wie ein einfallender Stern, den im nächsten Augenblicke der Raum verschlingt. Ich machte gerade so unwillkürlich meinen Ausruf wie jeder Andere und wartete in fieberhafter Spannung auf die Wiederkehr.

„Vorwärts, Leute!“ rief der Onkel. „Wir müssen vorläufig darauf los! Nur im letzten Nothfall nehmen wir eine Rackete!“ Und die Riemen tauchten in das Wasser.

Allmählich wurden die Augenblicke, in denen sich das Licht über dem Wasser zeigte, häufiger und länger; wir hatten es Alle gesehen und konnten es schon trotz der Unterbrechungen mit den Augen verfolgen. Daraus mußte geschlossen werden, daß wir uns der Lichtquelle schnell näherten, obgleich unser Boot weit nach rechts abhielt. Ich war durch diese Erscheinung so völlig in Anspruch genommen, daß ich an mein Amt als Wasserschöpfer erinnert werden mußte, wenn eine Welle in das Boot schlug; mein eigener Zustand war mir so gleichgültig geworden, daß ich für mich kaum noch vorhanden war.

Nun verschwand das Licht überhaupt nicht mehr, und aus seinem Fortschreiten bemühte ich mich zu berechnen, wann wir zusammentreffen würden. Trotzdem war die Täuschung vollkommen, denn mit einer unglaublichen Plötzlichkeit sah ich das Licht aus einer dunkleren Masse hervorstrahlen, und fast zugleich begegneten sich zwei Ausrufe.

„Ahoi, das Schiff!“ rief mein Onkel mit aller Kraft seiner Lungen.

„Boot ahoi!“ schrie eine Stimme aus der Nacht zurück.

„Capitän Grimmer! Werft ein Tau herüber!“ schrie es bei uns wieder.

Der Moment schien mir nicht so kritisch, wie er es ohne Zweifel war. Das fremde Schiff kam aus der Dunkelheit herausgeschossen, die Segel waren im matten Schimmer undeutlich zu sehen; jetzt war es nicht vor, sondern über uns und nur eine kurze Wendung des Bootes bewahrte uns vor dem Zusammenstoße. Ich hörte, wie über mir Blöcke kreischten und die Raaen mit den Segeln schwerfällig gegen den Mast klappten, dann ging ein Schwirren durch die Luft, ein Zischen fuhr über mich weg und ich bekam einen schweren Schlag auf den Kopf, so daß er zwischen meinen Schultern beinahe verschwand. Aber da mir eine Erleuchtung sagte, daß es das verlangte Tau sei, was mich getroffen, griff ich in das Schwarze hinein und hatte das Glück, einen Gegenstand zu fassen, der mich im nächsten Augenblicke beinahe über Bord gerissen hätte, wenigstens fuhr ich wie der Blitz von meiner Bank herunter in die Spitze des Schiffes hinein, wo ich festgeklemmt blieb, die Arme vor mich hingestreckt und nur deshalb mit der Kraft der Verzweiflung an das Tau geklammert, weil ich mir sagte, ich sei erst recht verloren, wenn das fahrengelassene Seil mich packte und hinausschleuderte.

Glücklicherweise dauerte diese Situation nicht lange, wenn auch für meine Gefühle eine Ewigkeit; ich merkte, daß hinter mir im Boote das Tau festgemacht wurde und daß es nicht mehr an der inneren Handfläche zerrte; ich konnte also vorsichtig loslassen und mich wieder aufrichten. Vor dem Bug unseres Bootes brauste eine schäumende Brandung, und

Digitized by Google

ich hatte das körperliche Gefühl, daß wir mit ungeheurer Geschwindigkeit davongerissen wurden. Zu meiner Linken stieg es riesengroß schwarz auf, und unaufhörlich fühlte ich die harten Stöße des Bootes gegen eine Holzwand; mit der ausgestreckten Hand konnte ich diese unheimliche Nachbarschaft berühren.

„Achtung!“ hörte ich aus der Höhe eine Stimme. Im nächsten Augenblick plumpte ein Gegenstand in unser Boot hinein, von den Männern halb aufgefangen. „Achtung!“ kam es wieder von oben, und wieder folgte ein Fall. Das dauerte ununterbrochen so einige Minuten; die Ballen verschwanden, sobald sie das Boot erreichten, mit fieberhafter Schnelligkeit unter den Ruderbänken, am Ende wurde mir einer zugeschoben, den ich in der Bootsspitze unterbrachte; ich durfte von nun ab auf einen bequemeren Sitz rechnen, denn dieser Körper, in dickes Segeltuch gehüllt, fühlte sich elastisch an.

„Zwölf Ballen!“ rief eine Stimme von oben.

„All right!“ schrie mein Onkel zurück. „Macht das Ende los!“

„Halt!“ hörte ich es wieder von oben. „Ist da noch ein Platz für einen blinden Passagier?“

„Wir sind von Eckwarden!“ antwortete es aus dem Boote.

„Ist recht! Dahin will ich!“ bestätigte der in der Höhe.

„Na, dann vorwärts, aber schnell!“ entschied der Onkel.

Es dauerte nicht eine halbe Minute, bis ein zweites Tau niedergelassen und unten glücklich aufgefangen wurde; dann erschien ein schwarzer Körper über uns, gewandt niederklimmend und schließlich mit einem Sprunge in das Boot plumpend.

„Alles in Ordnung?“ hörte ich den Onkel ungeduldig fragen.

„Alles in Ordnung!“ bestätigte eine frische Stimme, die ich bisher noch nicht vernommen hatte.

„Dann Vorsicht da vorn! Werft los!“

Die Vorsicht war nöthig, denn im Augenblicke darauf zischte das Haltetau über mich weg, und fast gleichzeitig verschwand die Schiffswand, welche ich soeben noch berührt hatte, in der Finsterniß. Der Schimmer der Segel erlosch ebenso schnell, wie das Rauschen der Brandung vor dem Kiel unseres Bootes erstarb.

* * *

An den Wellen, welche plötzlich gegen die Seiten des Fahrzeuges klatschten, dann wie im tanzenden Wirbel von vorn über mich herfielen, merkte ich, daß wir eine Wendung machten; die Riemen tauchten wieder in das Wasser, und dann spürte ich, daß der Wind mit uns über die Wogen fuhr und sie vor uns her trieb.

Ich richtete mich also so bequem wie möglich auf meinem Ballen ein, aber das Gefühl verhältnißmäßiger Behaglichkeit, auf das ich mich eben vorbereitete, wurde durch eine neue Erscheinung wieder gebannt. Ich saß mit dem Gesicht gegen das Boot, also seewärts, gekehrt, den Rücken dem Lande zu, wie ich vermuthete. Ein heller Lichtschein fuhr über das Wasser, und als ich mich nach rechts wandte, sah ich den leuchtenden Streifen einer Rakete durch die Nacht aufsteigen. Wir hörten den schwachen Knall in der Höhe, und ein Regen von Leuchtkugeln folgte, welche der Wind landwärts warf. Aber der Augenblick dieser Erscheinung hatte hingereicht, um das ganze Bild meinem Gedächtnisse einzuprägen: die schaumglänzende, wüstbewegte Wasserwelt ringsum, die leuchtenden Segel des in der Ferne davoneilenden Schiffes; zur Rechten die schwarze Uferlinie, die Landspitze, von welcher das Signal ausgegangen war, und endlich zwischen uns

Digitized by Google

und dem Lande ein Boot auf den Wellen tanzend.

„Teufel!“ hörte ich, als Alles wieder in schwarze Nacht versunken war, Onkel Grimmer sagen. „Sie waren doch schlauer als wir! Legt euch in die Riemen, Leute, daß sie uns nicht das Land abschneiden!“

Es gab einen fühlbaren Ruck, als die Männer im Boot die Riemen mit verdoppelter Kraft durch das Wasser zogen. Ich war durch die Ereignisse dieser Nacht bereits so eingeweiht in das geheimnißvolle Treiben, an dem ich Theil nahm, daß ich die Lage sofort begriff. Von unserer Abfahrt konnte schwerlich etwas entdeckt sein, aber man hatte auf das nächtliche Unternehmen gerechnet; die Rakete vom Ufer her, das Boot auf dem Wasser erwiesen, daß seitens der Zollbeamten Vorbereitungen getroffen waren; man verfolgte uns nach einer Vorausberechnung, welche nicht trügen zu sollen schien.

„Laßt mich einmal an den Riemen!“ sagte die fremde Stimme, und den Onkel hörte ich hinzufügen: „Das Steuer kann jetzt auch ein Anderer nehmen, ich bin noch frisch!“ Es wurden, ohne daß sich die Geschwindigkeit des Fahrzeuges verminderte, einige Plätze gewechselt, dann aber merkte ich die neuen Kräfte an dem Zittern unseres Bootes, welches, anstatt sich von den Wellen heben zu lassen, sie schaumsprühend durchschnitt.

Daß System in den Vorkehrungen unserer Verfolger lag, bewies eine zweite Feuergarbe, welche von demselben Küstenpunkte aufstieg und von verschiedenen: „Verdamm mich!“ aus dem Boote begleitet wurde. Da mein Blick instinctiv zuerst auf die Verfolger fiel, glaubte ich zu sehen, daß sich die Entfernung verringert hatte.

„Sie kommen gegen uns auf!“ meinte einer von den Männern. „Wir müssen noch Steuerbord halten!“

Das Boot machte eine Drehung, und ich sagte mir dabei, daß uns diese veränderte Richtung von unserer Wohnung entfernen und, wenn wir überhaupt glücklich das Ufer erreichten, zu einer nächtlichen Fußwanderung nöthigen mußte; keine erbauliche Perspective für mich, aber dies Gefühl des Bedauerns hatte ich nur so nebenbei, denn ich war, seit sich die Lage zu verwickeln begann, mit Leib und Seele bei der Sache und in diesem Augenblicke ein so wüthender Schmuggler wie nur Einer.

Beim Scheine der nächsten Rakete wurde der Erfolg des veränderten Curses deutlich sichtbar. Das feindliche Boot befand sich nicht mehr seitwärts um ein Weniges voraus, sondern es schnitt unser Kielwasser, als es uns bemerkte; die Entfernung hatte sich, obgleich ich sie nicht zu schätzen vermochte, wenigstens nicht wieder verringert; gleichwohl waren die vier Menschen, die in jenem Boote saßen, ohne Anstrengung zu zählen.

Durch die Nacht kam eine Stimme über das Wasser, welche unverständliche, vom Winde zerrissene Worte rief. Eine Pause folgte. Wieder ein Ruf, ebenso verworren wie zuvor und wieder die Stille.

„Gebt Acht, es giebt etwas!“ stieß der Onkel kurz hervor. „Wenn die nächste Rakete kommt, bergt euch!“

Ich begriff durchaus nicht, was kommen könnte, aber da war das Rufen zum dritten Male; die Stimme gab sich vergebliche Mühe, gegen Wind und Wettergebraus verständlich zu werden.

Es wurde kein Laut bei uns gesprochen; in fieberhafter Spannung hörte ich das schwere Athmen der Männer im Boote und bohrte die Augen in die Dunkelheit. Es verging eine Pause, die mir unendlich schien. Dann schoß es wieder in die Höhe wie vorher, die Leuchtkugeln breiteten wiederum ihr Licht über das wüste Schauspiel und von dem fremden Boote, auf das ich den Blick gerichtet hielt, fuhr ein

Digitized by Google

Blitz daher, ein Knall folgte, dann das Geräusch eines niederfallenden Körpers.

„Sie machen Ernst!“ hörte ich in meiner grenzenlosen Verwirrung den Onkel sagen. „Vorwärts, was die Riemen halten wollen! Ist Jemand getroffen?“

„Ich glaube, ich habe mit dem Dinge Bekanntschaft gemacht; der Arm will nicht mehr,“ antwortete die fremde Stimme.

Der Capitän stieß einen Fluch aus. „Dann muß der Junge den Riemen nehmen!“ setzte er hinzu, und da ich ganz plötzlich begriffen hatte, stieg ich mit ungewöhnlicher Gewandtheit über die Ruderbänke weg, bis mich Jemand beim Arm faßte und „hier!“ sagte. Der Mann schob mir den Riemen in die Hand und rückte bei Seite; ich tauchte das Holz in das Wasser und begann im Tacte der Uebrigen zu arbeiten, als gälte es mein Leben.

„Sobald wir am Lande sind, nimmt Jeder von euch zwei Ballen und dann über das Moor!“ sagte der Onkel im kurzen Befehlstone. „Wie ist's mit Euch, Fremder? Seid Ihr schwer getroffen?“

„Wird hoffentlich nicht schlimm sein,“ meinte die fremde Stimme. „Es wurde mir nur ein Bischen sonderbar eben.“

„Ihr bleibt bei mir und dem Jungen! Jeder nimmt ein paar Riemen!“ lautete der Befehl. „Um das Boot brauchen wir uns nicht zu kümmern, das liegt morgen früh trocken!“

Ich sagte kein Wort, denn ich hatte meine Aufgabe vollkommen verstanden. Bei dem Scheine einer neuen Rakete waren wir noch im Stande, die undeutlich gewordenen Umrisse des verfolgenden Bootes wahrzunehmen, aber es blieb unwahrscheinlich, daß wir von dort aus bei dem schwachen Lichte noch gesehen wurden; der hellere Schimmer reichte nur noch hin, unmittelbar vor unserem Bug die schwarze Landlinie zu zeigen, und der Schein war kaum erloschen, als uns eine Welle auf den Strand warf.

„Vorwärts, Leute, und Jeder geht seinen besonderen Weg!“ sagte der Onkel, wobei er seine Stimme wieder mäßigte.

Im Nu waren die Männer über Bord gesprungen und ein hastiges Treiben begann. Die Ballen wurden hervorgezogen und Einer belud den Anderen; ich sah Keinen davongehen, aber unsere Gesellschaft verringerte sich schnell. Ich plumpte in das Wasser hinaus, wie ich es von Allen gesehen hatte, und es fiel mir dabei nicht mehr ein, daß ich mich auf ungewöhnlichen und beschwerlichen Wegen befand, so gleichgültig war ich im Laufe dieser Nacht gegen jede Anstrengung geworden; ich ergriff meine Riemen, die mir auf der Schulter schwerer vorkamen als im Wasser, und dann wartete ich, bis nur noch zwei Gestalten um mich waren.

„Das wäre ja noch einmal glücklich abgegangen,“ sagte der Onkel mit einem vergnügten Lachen. „Wir können nun wie friedliche Leute nach Hause gehen.“ Damit machten wir uns auf den Weg, an der Grasnarbe des Deiches in die Höhe klimmend, und wanderten auf der Krone hinter einander. Wir hatten noch zweimal das Schauspiel, daß von der Landspitze drüben Raketen aufstiegen, und mit Leichtigkeit sahen wir das Zollboot, dieselbe Richtung verfolgend, welche uns gegen das westliche Ufer geführt hatte. Nach dem Erlöschen der Lichter wurde die Nacht nicht mehr so dunkel, wie sie während der Ausfahrt gewesen war, denn über den östlichen Himmel hatte sich allmählich ein fahler Schein gebreitet, der erste Bote des anbrechenden Morgens.

Wir waren eine Viertelstunde gewandert, als sich die Masse des Thurmes von Onkel Grimmer's Hause zu unserer Rechten erhob. Es ging einen abschüssigen und von den häufigen Regengüssen schlüpfrigen Fußsteig hinab, aber ich hatte noch nicht den Fuß des Deiches erreicht, als uns ein lautes „Halt!“ zum Stehen

Digitized by Google

brachte. Ein halbes Dutzend Menschen bildete einen Kreis um uns und ein paar Blendlaternen leuchteten auf.

„Zum Donnerwetter!“ sagte der Onkel im Tone des Erstaunens. „Ist es mit den Ueberraschungen noch nicht zu Ende?“

„Woher kommen Sie?“ fragte einer der Fremden, in denen sich ohne Anstrengung Zollbeamten erkennen ließen.

„Ist das eine Art, wie man friedliche Bürger chicanirt?“ fuhr der Alte auf, und es erregte meine Bewunderung, mit welcher Geschicklichkeit er es verstand, sich in künstlichen Zorn zu reden. „Draußen fliegen die Kugeln umher, als ob Unsereins eine wilde Gans wäre, und nun wird Einem der Weg zur eigenen Hausthür noch versperrt? Macht Platz, Männer, oder es geschieht ein Unglück!“ und damit machte der Onkel Miene, von dem Riemen gewaltsamen Gebrauch zu machen.

„Halt, Capitän Grimmer!“ fiel einer der Beamten ein; „wir sind hier Diener des Gesetzes; lassen Sie sich nicht zu einer Unbesonnenheit hinreißen! Wir suchen Contrebande und sind im Rechte, wenn wir Leute, die in früher Morgenstunde von See kommen, einen Augenblick aufhalten. Wollen Sie uns sagen, was Sie draußen zu thun hatten?“

„Sie werden darüber noch Näheres erfahren!“ antwortete der Onkel, immer in zorniger Erregung. „Der arme Bursche hier hat seine Ungeduld, nach Hause zu kommen, mit einer Kugel im Arm büßen müssen.“

„Wer sind Sie?“ wandte sich der Beamte an unseren Begleiter, der bisher stumm geblieben war.

Ich richtete zum ersten Male den Blick auf den von einer Laterne hell beleuchteten Fremden und sah eine jugendliche kräftige Gestalt vor mir, in eine dicke Seemannsjacke gehüllt, ein offenes, bartloses Gesicht, mager, mit intelligenten Augen; um den Mund spielte ein sardonisches Lächeln.

„Der Capitän sagte Ihnen schon; ein armer Seemann, der vor Ungeduld nicht früh genug nach Hause kommen konnte und nun den Schaden davon hat.“

„Ihr Name, Herr?“ fragte der Beamte.

„Bernhard Elmenreich, früher einmal Steuermann auf der ‚Lüttje Dörte‘,“ antwortete der Fremde.

* * *

Ich bedauere lebhaft, an dieser Stelle eine neue Schwäche bekennen zu müssen, wenngleich ich hoffe, für diesmal auf die Nachsicht jedes billig Denkenden rechnen zu dürfen. Der Name, der soeben genannt wurde, war die letzte und nicht die kleinste Ueberraschung, welche ich in dieser Nacht erlebte; ich hörte ihn noch in dem vollen Bewußtsein, daß ein Todtgeglaubter wieder zum Leben zurückkehrte und Glück und Freude im Uebermaß bringen werde, aber es war mir dabei, als ob meine Gedanken plötzlich still ständen, und ich machte eine innerliche heftige Anstrengung, sie wieder in Bewegung zu bringen. Darüber wurde mir heiß, immer heißer und dann gab es einen Ruck in mir, mit dem ich zu denken aufhörte. Ich fiel um, wie mir hinterher erzählt wurde, wie ein Mehlsack, so plötzlich, daß nicht einmal ein Arm bereit war, mich aufzufangen.

Man wird gut thun, wenn man sich meinetwegen um keine künstliche Erklärung bemüht: ich war einfach am Ende meiner physischen Kräfte, oder vielmehr, ich war schon darüber hinaus, und auf die übernatürlichen Anstrengungen, zu denen mich die wechselvollen Abenteuer dieser Nacht unbewußt angeregt hatten, folgte eine desto energischere, blitzschnelle Reaction.

Da man nicht über Dinge reden soll, von denen man nichts weiß, so begnüge ich mich, da fortzufahren, wo ich wieder in das Leben zurückkehrte, nämlich in

Digitized by Google

meinem angenehmen Bette in der Giebelstube und zwar übergossen von einer Flut warmen Sonnenscheins.

Ich richtete mich auf und sah die breite Gestalt meines Onkels in der Fensternische stehen, den Rücken gegen das Zimmer gekehrt. Bei dem Geräusch, das ich machte, wandte er sich lebhaft um und trat an mein Bett.

„Na, wie steht's, Junge?" fragte er.

„Danke, Onkel!" sagte ich, ein wenig überrascht von dieser ungewohnten Aufmerksamkeit, denn ich fand im Augenblicke noch keine Erinnerung an die vergangenen Ereignisse. „Ich habe lange geschlafen, scheint mir," fügte ich entschuldigend hinzu.

„Der Teufel auch! Es war nachgerade Zeit, daß du aufwachtest! Ich habe mir die Beine in den Leib gestanden!"

„Aber, bester Onkel," antwortete ich erstaunt, „warum bemühen Sie sich um mich? Es ist doch nicht das erste Mal, daß ich —"

Hier unterbrach ich mich, denn ich fand plötzlich die erste Erinnerung, an welche sich mit der Schnelligkeit des Gedankens eine vollkommene Vorstellung von Allem, was sich ereignet hatte, knüpfte.

„Ich sehe, mein Junge, du kommst endlich dahinter," nickte mir der Alte zu, worauf er einen Stuhl an mein Bett rückte und sich setzte. „Darum bin ich eben hier; man hat ja auch noch sein Bischen Gewissen! Verdamm mich, wenn es nicht Zeit wird, daß man als alter Kerl endlich zur Vernunft kommt! Siehst du, Junge, du bist mein einziger Verwandter auf der Welt, und wenn ich einmal abfahre, gehört dir, was ich zusammengespart habe. Laß nur!" wehrte er mir, als ich ihn unterbrechen wollte, „ich will von ganz anderen Dingen reden. Du bist eine gute Seele und ein harmloses Wässerchen, wie sich das vielleicht für einen Beamten schickt, aber nicht für eine alte Theerjacke, wie ich bin. Laß gut sein, Junge," fuhr er mit einer Handbewegung fort, die eine Unterbrechung verhindern sollte, obgleich ich gar nicht die Absicht hatte, zu reden. „Ich weiß schon, was du sagen willst, und du sollst Recht behalten für deinen Theil, obgleich jedes Ding zwei Seiten hat. Da kommen wir nicht zusammen, es mag auch so gut sein. Es hat mich gefreut, daß du deinen alten Onkel besucht hast; ein langweiliges Geschäft für junges Blut, aber es ist mir eine Freude gewesen und wird es hoffentlich noch eine Weile bleiben. Hm, eigentlich will ich von etwas Anderem reden! Siehst du, ich habe es bis heute mit billiger Waare und gegen diese verdammten Grünröcke gehalten; du bist ein Beamter, der es mit dem Staate halten soll. Na, das konnte so nicht gehen; du hast mehr erfahren, als dir gut ist, und schließlich, dachte ich, würde dich das im Zorn von deinem alten Onkel wegtreiben. Das habe ich mir überlegt und bin auf den Gedanken gekommen, dich zu einem richtigen Pascher zu machen; bloß einmal, aber dann heißt es doch: Mit gefangen, mit gehangen! Das ist nicht christlich, willst du sagen," fuhr der Onkel fort, obgleich ich vor Erstaunen über diesen höllischen Plan noch immer nichts sagen wollte, „aber ich dachte es auch wieder gut zu machen. Ich kann es nicht mit ansehen, wenn du bei deinen lumpigen vierhundert Thalern langsam verhungerst; ich werde dir vierhundert zulegen. Es ist von dem Deinigen, ich verbrauch's nicht! Und wenn du nun ein vernünftiger Junge bist, dann vergiebst du deinem alten Onkel diesen dummen Streich und freust dich, daß wir so gut davongekommen sind. Gilt's?" damit reichte mir der Alte seine schwielige Hand, in die ich mich, von einer instinctiven Gefühlserregung gedrängt, die meinige zu legen beeilte.

Digitized by Google

Ich mußte zunächst die Rührung hinunterschlucken, ehe ich antworten konnte. Aber der Onkel begnügte sich, mit einem kräftigen Händedruck mir die Thränen in die Augen zu pressen, und dann lief er davon wie auf der Flucht vor meiner Erwiderung. Ich saß noch eine lange Weile aufrecht im Bett und dachte über die Sache mit derjenigen Gewissenhaftigkeit nach, welche mir im Allgemeinen eigen ist und nur in der Verblendung der letzten Nacht abhanden gekommen war. Das Anerbieten des Onkels war vor meinem Rechtlichkeitsgefühl eigentlich ein Handel um mein Gewissen, der Preis für meinen Antheil an der Schuld. Ich war freilich nur das Opfer einer List geworden, ein ahnungsloses und, wie die Ereignisse sich folgten, willenloses Opfer. Aber auch mit aller Wissenschaft der heimlichen Dinge, die sich um mich ereigneten, hätte ich niemals zum Verräther an dem Onkel werden können, höchstens wäre es ein Streit der Beamtenpflicht gegen die Stimme des Blutes geworden. Mein Schweigen war also nicht zu erkaufen, es war umsonst gesichert, aber meine Theilnahme an diesem Treiben wäre mir, wenn ich bewußt hätte daran gehen sollen, um keinen Preis feil gewesen.

So blieb an der Handlungsweise des Onkels schließlich nichts Anderes übrig als der Drang, mich für eine schwere Nacht und für manchen inneren Kampf zu entschädigen, am Ende nur die verwandtschaftliche Liebe, die aus gutem Herzen geben wollte. Und dennoch, sagte ich mir wieder, war es eine gewissenlose Handlung, für die ich entschädigt werden sollte; und wenn es schon an sich meine Schuldigkeit als Beamter und meine Pflicht als ein die Gesetze achtender Staatsbürger war, den Onkel von seinem verbrecherischen Treiben abzubringen, wie viel mehr mußte ich mich sträuben, aus meiner Mitwissenschaft an dem Geheimnisse noch obenein Nutzen zu ziehen. — Gott weiß, wie gut ich das Geld gebrauchen konnte, aber nicht um diesen Preis war mein Gewissen feil; wenn ich eine nutzbringende That dagegen einlegte, vielleicht den Onkel veranlaßte, für die Zukunft das Schmuggelgeschäft aufzugeben: das wäre noch eine Sühne meiner eigenen Schuld gewesen; und von der Gewissenslast befreit, wäre ich durch die verwandtschaftliche Gabe ein glücklicher Mensch geworden.

Damit hatte ich endlich den richtigen Weg für mich gefunden, und nachdem ich mich zu dieser Klarheit durchgerungen, was für die beschränkte Lebenslage eines kleinen Beamten schwerer ist, als man glauben wird, verirrte sich meine Phantasie auf ein Weilchen in das Schlaraffenland mit achthundert Thalern Jahreseinnahme. Aber nicht auf lange, denn ich sagte mir, daß man seine Träume nicht mit Dingen beschäftigen soll, die noch nicht sind. Ich bin wirklich zu einem Menschen geworden, dem die Realität über Alles geht, trotz der kleinen Schwärmereien, die ich mir als kostenlosen Luxus gestatte.

Damit zu Ende, kleidete ich mich an und ging nach unten. Der Onkel sah mich zuerst ein wenig mißtrauisch an, wahrscheinlich weil er die Besorgniß hegte, daß ich ihm noch einige Schwierigkeiten machen würde, und der Alte bewies auch in diesem Punkte wieder den Scharfsinn eines Mannes, der mit dem Pfunde einer reichen Lebenserfahrung zu wuchern versteht.

Ich setzte mich mit niedergeschlagenen Augen an den Kaffeetisch; ich überlegte einen Augenblick, denn eine wichtige Sache will auch verständig angefaßt werden.

„Lieber Onkel," fing ich dann zu reden an, „ich kann Ihnen erst jetzt für das freigebige Anerbieten danken, das Sie mir eben gemacht haben; ich war so über-

Digitized by Google

raſcht, daß ich nicht gleich Worte finden konnte, und Sie gingen zu ſchnell wieder davon. Aber ich kann Ihre Güte ſo nicht annehmen! Ich bin Beamter und nicht nur als ſolcher den Geſetzen Achtung ſchuldig, ſondern der Reſpect ſteckt überhaupt einmal in mir, auch wenn ich nicht Beamter wäre. Sie haben mich in der vergangenen Nacht zu einem verbrecheriſchen Unternehmen verleitet, das ich verabſcheue und das mein Gewiſſen beſchwert; wenn ich obenein noch Geld von Ihnen annehme, würde mir das wie ein Kaufpreis für meine Schuld vorkommen und ich hätte keine ruhige Stunde mehr. Sie können vor mir unbeſorgt ſein, ich werde meinen einzigen Verwandten auf der Welt nicht verrathen, mein Stillſchweigen brauchen Sie nicht zu bezahlen; aber daß Sie mich —"

Weiter kam ich in meiner Rede nicht, denn der Onkel unterbrach mich, indem er ſich von ſeinem Stuhle erhob und beide Fäuſte in die Taſchen ſteckte.

„Nun ſei ſo gut und laß mich auch einmal zu Worte kommen," ſagte er, und zwar mit einer Sanftmuth, die ihm ohne Zweifel ſein ſchlechtes Gewiſſen anempfahl. „Es iſt weit gekommen, wenn man ſich als alter Kerl von ſeinem eigenen Neffen ſo muß abkanzeln laſſen und — verdamm mich! — wenn der Schlingel noch obenein Recht hat! Erſtens, mein Junge, verſtehſt du ſo etwas überhaupt nicht, denn davon kann nur eine richtige Theerjacke vernünftig reden, und zweitens habe ich mir die Geſchichte ſchon den ganzen Morgen über hergebetet und du brauchſt nicht noch einmal davon anzufangen. Aber wenn man von den Behörden chicanirt wird, wie das deinem alten Onkel ergangen iſt, dann wird ein ordentliches Seemannsgemüth rebelliſch und ſieht, wie es wieder zu ſeinem Schaden kommt. Das iſt die ganze Sache! Habe meinen Lebtag über keinen Seeraub oder ſonſtige unreinliche Gewerbe betrieben, und es iſt mir nicht im Traume eingefallen, als ich hierher zog, daß mich noch in alten Tagen der Teufel plagen würde. Aber das Volk hier herum iſt einmal ſo, man kommt da hinein, man weiß nicht wie, obgleich es ſich für einen Capitän, der ſein eigenes Schiff gefahren hat, nicht recht ſchicken mag. Biſt du nun zufrieden, Junge?"

Ich hatte bisher ſtill vor mich hingenickt, weil mich dies Bekenntniß des Alten rührte; aber als er aufhörte, ſchüttelte ich wieder den Kopf und ſagte: „Lieber Onkel, Sie haben mir —"

Es war wieder ein mißglückter Verſuch zu reden, denn der Capitän unterbrach mich von Neuem, indem er mit einer Hand auf den Tiſch ſchlug und ſagte:

„Verdamm mich, Junge, wenn du es nicht wie ein Zahndoctor aus Einem ſtückweiſe herausholſt! Das iſt abgemacht, ein dicker Strich durch, kommt nicht wieder vor! Ich will meine Tage in Ruhe verleben, habe kein Verlangen nach dem Stockhauſe und was ſie ſonſt noch für Martern erfinden. Dumme Streiche, weiter nichts! Iſt abgethan!"

Er ſagte das mit lebhafter Geſticulation und ſchüttelte den Kopf umher, daß man bange darum werden konnte; aber mir wurde dabei leicht um das Herz, und indem ich dem Alten ſcharf in die Augen ſah, fragte ich: „Alſo keinen Schmuggel mehr, Onkel, keine Hehlerei, keinen Conflict mehr mit den Zollbehörden?"

„Der Teufel ſoll mich holen, wenn das nicht abgemacht iſt!" fluchte der Alte.

„Ihre Hand darauf, Onkel?" wollte ich wenigſtens Sicherheit haben.

„Topp, mein Junge!" ſchlug der Onkel ein, aber er hielt meine Hand feſt und ſagte: „Und wegen des Geldes, das bleibt, wie wir abgemacht haben; nur aus gutem Herzen, hat nichts mit der Geſchichte zu thun?"

Ich mußte lächeln und ihm die Hand

Digitized by Google

drücken. „Wenn Sie durchaus wollen, bester Onkel," sagte ich, „dann kann ich es gebrauchen und nehme es mit dankbarem Herzen an."

Darauf drückten wir uns von Neuem verständnißvoll die Hände, und nun, da das Schwerste überwunden, wurde der Alte lustig und begann, während ich mich an dem kalt gewordenen Kaffee erquickte, zu erzählen.

Zunächst von der nächtlichen Zollaffaire; wie die Beamten uns, als ich ohnmächtig geworden war, ziehen ließen, um in derselben Stunde noch an vielen Stellen des Dorfes Haussuchungen abzuhalten. Nirgends wurde, wie der Alte mit schwer verhehltem Triumph erzählte und ich mit widerstreitenden Empfindungen anhörte, das Geringste gefunden; in manchen Häusern boten sich untrügliche Spuren dafür, daß die Männer erst vor Kurzem heimgekehrt waren, aber trotz der abenteuerlichen Erklärungen, welche einzelne der Fischer für ihre nächtliche Fahrt abgaben, mußte es bei dem bloßen Verdacht sein Bewenden behalten.

Als ich an dieser Stelle in erklärlicher Neugierde eine Frage that nach den nächtlichen Geräuschen, welche mich wiederholt beunruhigt hatten, lachte der Onkel auf und sagte: „Ganz einfach, mein Junge; doppelte Wände, zwei Fuß Zwischenraum, obenauf eine Klappe, die kein Teufel findet; bah! Wer wird sich um Kleinigkeiten kümmern!"

Ich verstand, nachdem ich in dies heimliche Handwerk einmal praktisch eingeführt war, die Andeutung vollkommen und nickte stumm dazu; aber erst, als der Onkel eine Handbewegung gemacht hatte, welche andeutete, daß das vergangene, abgethane Dinge seien, fragte ich nach unserem Bootsgast, aus dem sich so unerwartet eine fast mythisch gewordene Person herausgeschält hatte.

„Das ist eine Geschichte zum Erstaunen," antwortete der Onkel mit lebhaftem Interesse; „wie ein Märchen! Die Schußwunde hat nichts zu bedeuten, wird ihm nun im Schulzenhause schnell genug geheilt werden. Ein Teufelskerl, dieser Bursche! Schiffbruch an der Goldküste, er der Einzige, der das Land erreicht. Drei schauderhafte Monate bei dem Niggervolk, dann von einem englischen Kriegsschiff aufgefischt. Natürlich gepreßt, Briefe unterschlagen, reißt in Westindien aus, wird gegriffen und jedesmal in Eisen gelegt, wenn ein Hafen in Sicht kommt. So geht's um das Cap Horn, im Hafen von Arica gelingt's ihm endlich davonzukommen; macht eine nächtliche Schwimmtour von zwei Stunden, erreicht ein holländisches Schiff, das nach Ostasien gerade die Anker lichtet. In Canton giebt er die ersten Briefe zur Post, vier Wochen später hört er, daß der Postdampfer bei Ceylon im Typhon zu Grunde gegangen ist. Inzwischen auf der Rückreise, schweren Sturm im indischen Meer, große Havarie in der Capstadt, nimmt auf einer deutschen Bark eine Stelle, wechselt in Portsmouth das Schiff und da ist er; sind richtige zwei Jahre, ohne daß ein Brief hergekommen wäre."

Ganz genau verstand ich diese aphoristische Erzählung nicht, denn meine seemännischen Kenntnisse reichten dazu nicht aus; aber was dem Onkel plausibel schien, durfte ich füglich nicht in Zweifel ziehen. Was sich denn im Schulzenhause zugetragen habe, wollte ich weiter wissen.

„Na, ich bin nicht dabei gewesen," meinte Onkel Grimmer; „für solche empfindsamen Dinge bin ich nicht zu brauchen. Aber du kannst jeden Augenblick hinübergehen und dir den Jubel ansehen."

Ich that das zwar nicht gleich, aber als mich Nachmittags mein Weg zufällig an dem Hause des Schulzen Matthies vorbeiführte, wurde ich gesehen und hineingenöthigt. Ich fand einen Kreis über-

Digitized by Google

glücklicher Menschen beisammen, den Pfarrer Elmenreich darunter, den der Sohn in Eile herbeigeholt hatte. Ich habe niemals ein so schönes Menschenantlitz gesehen, wie Dorothea mir heute zeigte, und da ich nicht mehr zu den Kindern gehöre, welche die Hände nach den Sternen recken, so stimmte ich herzlich in den Glücksjubel ein, obgleich ein Tropfen Wehmuth in meinem Freudenkelche schwamm.

Ich blieb nicht lange dort und kehrte auf einem Umwege nach Hause zurück.

Im Wirthshause, an dem ich vorüberkam, sah ich zur ungewöhnlich frühen Tagesstunde eine zahlreiche Versammlung. Als müßiger und neugieriger Mensch trat ich ein und wurde mit großer Herzlichkeit aufgenommen. Man debattirte über ein Thema, das meine Aufmerksamkeit fesselte. Es stand fest, daß der Müller Treugott gegen die Zollbehörde den Denuncianten gespielt hatte, Capitän Grimmer hatte ihn spioniren gesehen, hieß es. Es handelte sich nun um eine Vergeltungsmaßregel, und nachdem die verschiedenartigsten Vorschläge verworfen waren, einigte man sich zu einer Resolution, daß dem Müller für alle Zukunft die Kundschaft der Versammelten entzogen und dieser Beschluß zu einer allgemeinen Maßregel des Dorfes erhoben werden sollte.

Mit dem Gefühle grausamer Genugthuung verließ ich die raucherfüllte Schenkstube und bin damit am Ende meiner Ferienabenteuer.

Ich verbrachte meinen ganzen Urlaub in Eckwarden, und obgleich sich in den zwei Wochen, welche ich noch übrig hatte, keine aufregenden Scenen mehr ereigneten, hatte ich durchaus nicht über Langeweile zu klagen, denn ich war, der Himmel mag wissen, auf welche Weise, im Dorfe ein populärer Mann geworden.

In meinem Wohnorte widmete ich mich mit doppeltem Eifer wieder meinen dienstlichen Pflichten und wurde schon am dritten Tage durch einen Brief vom Onkel überrascht, welcher einen Hundertthalerschein einschloß.

Bei dieser angenehmen Gewohnheit ist der Onkel bis heute geblieben. Meine Umstände sind so glänzende geworden, daß ich gegenwärtig im Begriffe stehe, mich zu verheiraten. Wer meine Schüchternheit kennt, wird sich darüber wundern; ich gestehe offen, daß es an sich auch eine sonderbare Geschichte ist, wie ich zu meiner reizenden Braut gekommen bin, aber ich muß diejenigen, welche meiner anspruchslosen Erzählung vielleicht freundliche Theilnahme schenken würden, auf ein anderes Mal vertrösten. Der Mann darf über solche Dinge eher plaudern als der Bräutigam, und ich habe noch drei lange Wochen bis zur Hochzeit!

Digitized by Google

Georg Friedrich Händel.

Von

Otto Gumprecht.

Wie in den letzten Jahrzehnten die gesammte der Tonkunst gewidmete Literatur das erfreulichste Wachsthum und Gedeihen aufweist, so ist auch namentlich die musikalische Biographie mit einer bis dahin beispiellosen Liebe, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gepflegt worden. Otto Jahn's bahnbrechendem Werke über Mozart ist eine ganze Reihe ähnlicher in großem Stile angelegter und ausgeführter Werke auf dem Fuße gefolgt. Chrysander hat von Händel's Leben und Schaffen den eingehendsten Bericht erstattet, Thayer aus der Beethoven-Legende den historischen Kern herausgeschält. Unsere Kunde von Haydn und Bach sollte durch die Forschungen E. F. Pohl's und Spitta's wesentlich gefördert und bereichert werden. Vorbild ist ihnen Allen die Jahn'sche Arbeit gewesen, diese Musterbiographie sowohl im Hinblick auf die Fülle des mit unsäglicher Mühe und Ausdauer ganz neu zu Tage gebrachten thatsächlichen Materials wie auf die bei dessen Sichtung und Verwerthung befolgte wissenschaftliche Methode. Zu einem umfassenden Capitel der Kunst- und Culturgeschichte hat sich das hier dargebotene Lebensbild erweitert und vertieft. Nicht als fertiges Product, sondern als Werdender und Wachsender gelangt sein Held zur Anschauung. Bloßgelegt sind überall die tausendfältig sich verzweigenden Zusammenhänge zwischen ihm und der vorangegangenen Entwickelung wie dem innersten geistigen Gehalt der Zeit, in die er gestellt gewesen. Gleich einem mächtigen Baum mit Krone, Aesten, Laub, Blüthen und Früchten, aber auch mit dem gesammten Erdreich, das seine Wurzeln umklammern, so und nicht anders tritt uns die Gestalt des Meisters gegenüber.

Aus mehr als einer Quelle entspringt unser Drang, etwas Näheres über die Schicksale derer zu erfahren, welche als Priester und Propheten im Reich des Schönen gewaltet. Wie jede Wohlthat, so knüpft auch die Freude an den Schöpfungen der Kunst ein enges persönliches Band zwischen dem Gewährenden und Empfangenden. Ein Werk, das seinen Meister lobt, gewinnt ihm nothwendig unsere Liebe, und zwar gilt diese, einem ganz natürlichen Zuge des Herzens folgend, keineswegs nur dem schaffenden und bildenden Künstler, sondern zugleich dem gesammten Menschen. Wir wollen den letzteren von Angesicht zu Angesicht schauen, den warmen Druck der stets zum Geben geöffneten Hand spüren, an allem Glück und Leid, das ihm beschieden gewesen, unseren vollen Theil haben.

Aber nicht allein in einer gebieterischen Forderung des Gemüths, auch in einem rein ästhetischen Bedürfniß hat die biographische Wißbegier ihren Grund. Sicherlich soll das Kunstwerk seine Erklärung in sich tragen, uns keine Räthsel aufgeben, deren Lösung wir außer ihm selbst zu

Digitized by Google

ſuchen hätten. Die Kenntniß ſeiner Entſtehungsgeſchichte hat ſchlechterdings nichts zu ſchaffen mit unſerem Urtheil über den ihm innewohnenden Werth. Während das letztere ſich lediglich an den objectiven Thatbeſtand hält, eröffnet uns aber dafür jene die lohnendſten Einblicke in die verborgene Werkſtätte der auf die Darſtellung des Schönen gerichteten Thätigkeit. Sie zeigt uns den Künſtler bei ſeiner Arbeit, giebt darüber Beſcheid, warum dieſe gerade ſo und nicht anders gerathen mußte.

Kaum minder als die Güte gehört die Fülle der Production zu den Kennzeichen des echten Genius. Je weiter, reicher, urſprünglicher er geartet iſt, einen um ſo geringeren Bruchtheil ſeines Weſens pflegt jedes einzelne unter ſeinen Gebilden zu offenbaren. Ganz kund und zu eigen giebt er ſich uns nur in der Geſammtheit ſeines Schaffens. Die hier zum Ausdruck gelangte künſtleriſche Perſönlichkeit gewinnt jedoch erſt Blut und Leben durch die hinzutretende biographiſche Betrachtung. Dieſe füllt die Lücken der Entwickelung aus, die ſo häufig zwiſchen zwei einander unmittelbar folgenden Werken ſich bemerklich machen, löſt die ſcheinbaren Widerſprüche, kurz ſie ordnet und verſchmilzt die zerſtreuten Züge nicht bloß zum harmoniſchen Geſammtbilde, ſondern läßt dasſelbe auch unter unſeren Augen entſtehen und ſich vollenden.

Kein anderes Kunſtwerk iſt zugleich mittheilſamer und verſchwiegener, unzweideutiger und räthſelhafter als das muſikaliſche. Dem innerſten Kern des Gemüthes entſtammend, erſtattet es wahrhaftigſten, erſchöpfendſten Bericht über ſeine Geburtsſtätte. Auf jede weitere Frage bleibt es aber die Antwort ſchuldig. Alle Verſuche, es über ſeine Natur hinaus redſelig zu machen, fälſchen das Weſen der Sache, ſetzen an deſſen Stelle ein nichtiges Bilder- und Gedankenſpiel der phantaſirenden Willkür. Seine ganz beſondere Bewandtniß hat es darum mit unſeren Beziehungen zu den großen Meiſtern im Tonreich. Dieſe, deren eigenſten Herzſchlag wir in ihren Werken vernehmen, ſind doch wieder, ſo weit es ſich nur um das von den letzteren abgelegte Zeugniß handelt, in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt. Hierin liegt der Grund, weshalb wir ſo begierig jeder biographiſchen Kunde lauſchen, welche, das Charakterbild des Künſtlers durch das des Menſchen ergänzend, die in den Tönen lebende und webende Individualität zu einer Geſtalt von Fleiſch und Blut verkörpert.

Die werthvollſte Ausbeute haben die fünf muſikaliſchen Schriftſteller, deren eben gedacht worden, aus dem Staub der Bibliotheken und Archive emporgehoben und für alle Zukunft vor der Vergeſſenheit gerettet. Sie ſind insgeſammt mit dem rühmlichſten Fleiß und Eifer zu Werke gegangen. Kein Einſatz an Kraft und Zeit ſchien ihnen zu groß für die Aufgabe, die ſie ſich geſtellt. Ihre bändereichen Arbeiten machen freilich eine kleine Bibliothek aus und bieten uns alles Andere eher als müheloſen Genuß. Sie wenden ſich an einen enger geſchloſſenen Leſerkreis, nicht an die Maſſe der Muſiktreibenden und Muſikgenießenden. Vielleicht darf deshalb jeder Verſuch, wenigſtens einen Theil der hier aufgehäuften Schätze in handliche Münze umzuſetzen, auf einigen Dank rechnen, und zwar in um ſo höherem Maße, wenn ſolche Vermittelung zugleich recht Vielen einen Wegweiſer zu den reichhaltigen Quellen würde, aus denen ſie ſelbſt ſchöpfen konnte.

Leider iſt das Werk, das der folgenden Skizze zu Grunde liegt: „G. F. Händel, von Friedr. Chryſander“ (Leipzig, Breitkopf und Härtel), nicht über die ſchon 1867 erſchienene erſte Hälfte des Schlußbandes hinausgekommen. Daß der Verfaſſer um die Ermittelung und Sichtung des ebenſo ſchwer zugänglichen wie verworrenen Stoffs die dankenswertheſten Verdienſte ſich erworben, daß er eine Menge alter Irrthümer berichtigt, zahlreiche bisher unbekannte Thatſachen zu Tage gebracht, werden auch diejenigen bereitwillig anerkennen, die keineswegs geneigt ſind, jeden ſeiner äſthetiſch-kritiſchen Wahrſprüche zu unterſchreiben. Denn immer wieder klingt uns aus dieſer Lebensbeſchreibung das: „Er, der Herrlichſte von Allen“ entgegen. Man kann mit Chryſander und ſeinem Freunde Gervinus — ihm iſt das Buch gewidmet — einer Meinung über die kaum hoch genug anzuſchlagende kunſtgeſchichtliche Bedeutung Händel's ſein und dennoch über ein-

Digitized by Google

zelne Partituren des Meisters sehr verschieden denken und urtheilen. Vieles, das jenen Beiden für ære perennius gilt, stellt sich der unbefangenen Auffassung als welkes, längst vom Baume des Lebens zu Boden gewehtes Laub dar, im eigenen Vergehen neues Entstehen fördernd. Der hier erhobene Vorwurf trifft jedoch die Meisten, die sich Jahre hindurch mit heißem Bemühen in die Betrachtung einer einzelnen, das geistige Mittelmaß weit überragenden Persönlichkeit versenkt. Keinem Anderen ist eine nach allen Seiten gerechte Würdigung so sehr erschwert als gerade dem Biographen. Fast immer hat ihm die Vorliebe für seinen Helden die Feder in die Hand gegeben, und je näher er diesem im Verlauf der Arbeit tritt, um so angelegentlicher wird sein Herz Partei nehmen. Denn bekannt ist die Erfahrung, daß die beharrliche Beschäftigung mit einem Gegenstand unser Gemüth nicht gleichgültig läßt, daß der stetig auf den nämlichen Punkt gerichtete Blick verschönernde Kraft gewinnt. Die an den Künstlern von ihrem Biographen geübte Kritik geräth darum gar leicht in die Gefahr, die Rolle des Richters mit der des Advocaten zu vertauschen, selbst in den sterblichsten Gebilden der Unsterblichen echteste Offenbarungen des Genius zu gewahren.

Georg Friedrich Händel erblickte den 23. Februar 1685 — genau vier Wochen später, am 23. März, empfing ein dem Eisenacher Rathsmusikanten Johann Ambrosius Bach geborenes Knäblein in der Taufe die Namen Johann Sebastian — zu Halle das Licht der Welt. Der Großvater, Kupferschmied seines Zeichens, war aus Schlesien eingewandert, der Vater, Georg Händel, geb. 1622, hatte sich durch Fleiß, Geschick und Ausdauer vom Barbier zum sächsischen und kurbrandenburgischen geheimen Kammerdiener und Leibchirurgen, außerdem zu einem angesehenen Bürger und Hausbesitzer emporgearbeitet. Den Grund zu seinem späteren Wohlstand legte er, wie es scheint, durch eine frühzeitige Heirat. Noch nicht einundzwanzig Jahre alt, vermählte er sich mit der Wittwe seines Meisters, die ihm Geschäft und Kundschaft zubrachte. Sechs Kinder wurden ihm in dieser 1682 durch den Tod der Frau gelösten Ehe geboren. Nicht volle sieben Monate blieb Meister Görge Wittwer; obwohl bereits im einundsechzigsten Jahre stehend, führte er am 23. April 1683 Jungfrau Anna Taust, die Tochter des Pastors in Giebichenstein, geb. den 8. Februar 1651, heim. Unter den vier Kindern, die sie ihm schenkte, war Georg Friedrich das zweite. Die vereinigten Vorzüge der Eltern fielen ihm als Erbtheil zu: des Vaters geistige und körperliche Gesundheit, sein starker Wille, klarer, praktischer Blick und die ausdauernde Tüchtigkeit in der Führung des Tagewerks; dazu kam der Gemüthsreichthum der Mutter, ihr frommer, ernster Sinn, die treue Liebe zu den Eltern und die hohe Reinheit des Herzens, die sie stets bewährte. Auch der Kindheit Händel's fehlten nicht die mancherlei Zeichen und Wunder, durch welche sich der musikalische Genius anzukündigen pflegt. Der Vater, der aus seinem Liebling einen Juristen machen wollte, ihn im Geist schon mit dem Doctorhut geschmückt sah, begann über das unabläßige Spiel mit den Tönen bedenklich die Stirn zu runzeln und entfernte klüglich aus der Nähe des Knaben Alles, was der unliebsamen Neigung Nahrung geben konnte. Dieser wußte sich indessen ein kleines Clavichord zu verschaffen, das er unter dem Dach verbarg, um, wenn Alles im Hause schlief, nach Herzenslust zu üben und zu phantasiren. Manche Nacht hat er es so getrieben, als ein äußeres Ereigniß eine plötzliche Wendung herbeiführen und den winzigen Musikus mit seinem Instrument aus dem nothgedrungenen Versteck erlösen sollte. Der Vater machte einen Ausflug nach der benachbarten herzoglich sächsischen Residenz Weißenfels, und für sein Leben gern hätte ihn der damals etwa siebenjährige Sohn begleitet. Da aber alle seine Bitten und Thränen vergeblich blieben, lief er mit rascher Entschlossenheit dem Wagen ein gutes Stück Weges nach und erzwang so die Erfüllung seines Wunsches. In Weißenfels stand die Tonkunst in besonderen Ehren; dort war der Vater der deutschen Musik, Heinrich Schütz, geboren und bis in sein hohes Alter, das er zu siebenundachtzig Jahren brachte, vielfach aus- und eingegangen. Der kunstliebende Fürst unterhielt eine gute Capelle, die den jungen Händel mit

Digitized by Google

in ihre Uebungen und in den Gottesdienst zu nehmen pflegte. Eines Tags hob ihn der Organist auf die Orgel und forderte ihn auf, nun zu zeigen, ob er etwas könne. Der Herzog war zugegen, folgte mit gespannter Theilnahme dem Experiment und als es glänzend ausschlug, ließ er den kleinen Virtuosen vor sich rufen, füllte ihm die Taschen mit Gold und drang zugleich in den Vater, der gedeihlichen Entwickelung einer so offenbaren Gottesgabe nichts weiter in den Weg zu legen; gelehrte Studien könnten ja daneben auch getrieben werden. Die fürstlichen Worte verfehlten nicht ihre Wirkung. Das Musiciren ward freigegeben, und gleich nach der Rückkehr kam der Knabe in die Lehre des Halleschen Organisten Zachau. Er hatte an ihm einen geschickten, treuen, liebevollen Präceptor, der ihn auf der Orgel, dem Clavier und in der damals mit solchen Uebungen stets Hand in Hand gehenden Satzkunst unterwies. Denn wie ehedem die Schauspieler vor Allem auch auf das Improvisiren sich verstehen mußten, ebenso erwartete man von jedem echten und rechten Musikus, daß er selber fähig sei, etwas Gescheidtes zu erfinden. Dem Schüler war freilich sein eigener Genius der beste Lehrmeister. Diesem folgend, studirte der wißbegierige Autodidakt mit rastlosem Fleiße alle Vocal- und Instrumentalsachen, deren er nur habhaft werden konnte. Er griff zur Geige, zur Oboe und ruhte nicht eher, bis er sämmtlichen Factoren des Orchesters ihre Art abgelernt. Zugleich verwerthete er als Componist aufs emsigste die solchergestalt gewonnenen theoretischen und praktischen Kenntnisse. Während ihm später von seinen zahllosen Jugendarbeiten sechs dreistimmige Sonaten für zwei Oboen und Baß, die er im zehnten Jahre verfaßt, zufällig wieder unter die Augen kamen, sagte er lächelnd: „Ich componirte damals wie der Teufel, am meisten für die Oboe, die mein Lieblingsinstrument war.“ Der Bildungsgang unseres Meisters weist eine überraschende Aehnlichkeit mit dem seines Zeitgenossen, des 1681 in Magdeburg geborenen Georg Philipp Telemann auf, vielleicht des fruchtbarsten unter sämmtlichen Tonsetzern, der so viel geschrieben wie Bach und Händel zusammengenommen. Er hatte im zwölften Lebensjahre schon eine Oper verfertigt, von seinem rastlosen Feuereifer getrieben, bereits als halbwüchsiger Knabe nicht bloß mit dem Clavier, der Violine, der Flöte, sondern auch mit der Oboe, der Traverse, dem Schalümo, der Gambe, dem Contrabaß und der Quintposaune sich bekannt gemacht.

Von einer Reise, die der Hallesche Chirurg 1696 nach Berlin in Begleitung des Sohnes machte, nahm dieser manche neue Eindrücke und Anregungen heim. Der prachtliebende Kurfürst Friedrich III., dem schon die preußische Königskrone im Sinne lag, und seine Gemahlin Sophie Charlotte, Leibnitz' Schülerin und Freundin, ließen es sich angelegen sein, auf dem rauhen Boden der Mark den Segnungen des Geistes eine Stätte zu bereiten. Mit dem Glanz der Wissenschaften und Künste sollte sich ein Hof umgeben, der unter dem großen Kurfürsten nur den militärischen Zuschnitt des ganzen Staates widergespiegelt. Die „philosophische Königin“ war der Musik nicht minder zugethan als der metaphysischen Speculation. Dank der gründlichen Unterweisung, die ihr in Hannover durch Steffani zu Theil geworden, konnte sie sich mit jedem Capellmeister messen. Sie pflegte am Clavier die Concert- und Opernaufführungen zu leiten, während Prinzen und Prinzessinnen mit sangen, spielten und tanzten. Namhafte Virtuosen aus aller Herren Ländern saßen im Orchester. Die ganze künstlerische Herrlichkeit war freilich nur von kurzer Dauer, eine vorschnell gezeitigte Blüthe, die unter dem musenfeindlichen Regiment des Soldatenkönigs rasch dahinwelkte. Erst ein halbes Jahrhundert später brach für das geistige Leben der preußischen Hauptstadt der wirkliche Frühling an. Lediglich italienische Musik war in Berlin wie damals fast durchweg in Deutschland hoffähig. Der allerhöchsten Gnade erfreuten sich besonders der Clavierspieler Attilio Ariosti und der Componist Giovanni Bononcini. Jener fand außerordentliches Wohlgefallen an dem Halleschen Wunderkinde, stundenlang saß er mit ihm vor dem Instrument. Ganz anders der hochfahrende Bononcini. Wie wenn er ein Vorgefühl davon gehabt, daß ihm in Händel der gewaltige Gegner

Digitized by Google

heranwüchse, welchen er später in England während eines zehnjährigen erbitterten Kampfes vergeblich niederzuringen getrachtet, zeigte er bereits dem Knaben nur Kälte und Abneigung. Pries man dessen erstaunliche Fertigkeit auf dem Clavier und im Generalbaß, so zuckte er ungläubig die Achseln, und um der redseligen Bewunderung ein Ende zu machen, legte er ihm eine chromatische Cantate mit hinzugefügtem Grundbaß vor. Groß war indessen die Beschämung des Italieners, als die schwierige Aufgabe in einer Weise gelöst wurde, die selbst dem gewiegtesten Praktiker nicht zur Unehre gereicht hätte. Der Kurfürst, dem man die Sache berichtet, machte dem alten Händel den Antrag, die Kosten für die weitere Ausbildung des Sohnes, namentlich auch für einen längeren Aufenthalt in Italien, zu übernehmen. Es scheint jedoch, daß die stillschweigend vorausgesetzte Verpflichtung zu lebenslänglichem Hofdienst wenig nach dem Geschmack des Vaters gewesen, dieser auch noch immer die Hoffnung gehegt, sein Georg Friedrich würde trotz Allem die ihm zugedachte juristische Laufbahn dereinst einschlagen. Genug, Beide kehrten nach Halle in ihre bisherigen Verhältnisse zurück. Händel, dem Mattheson später bezeugte, er habe „nebst seiner ungemeinen musikalischen Wissenschaft gar keine andere Studia gemacht", absolvirte die lateinische Schule und ließ sich 1702, treu dem Willen seines schon fünf Jahre früher verstorbenen Vaters, bei der juristischen Facultät immatriculiren. „Es ist ein weiterer Beweis (sagt Chrysander) von dem soliden Grund, auf dem diese Familie ruhte, von der schönen Einigkeit, die in ihr waltete. Das äußere Leben mit dem inneren in Einklang zu bringen, ist das Bestreben jedes kräftigen Menschen, und wie sehr mußte unser Georg Friedrich danach Verlangen tragen. Dennoch hat er solches niemals eigenmächtig oder vorzeitig durchsetzen wollen. Bei allem übermächtigen Genie, das in Händel lebte, hat er seinen Eltern nie durch Geniestreiche kummervolle Nächte gemacht. Erst, als er ein gesetztes Alter und jene wunderbare innere Reife erlangt hatte, lenkte er mit Aller Einwilligung in die Bahn ein, welche der angeborene Beruf ihm anwies, und versuchte nun, ob's ihm nicht gelingen wollte, das, was ihm der studiosus juris gekostet, bei der Musik wieder herauszuschlagen."

Der jugendfrische Geist, der die seit acht Jahren begründete, rührig emporstrebende Friedrichs-Universität beherrschte, war ganz geeignet, eine Fülle der fruchtbarsten Keime in die empfängliche Seele des Jünglings zu senken. Man darf annehmen, daß auf seine Entwickelung die Lehren des Thomasius, des siegreichen Gegners der Hexenbrenner, des beherzten Vorkämpfers für das Recht, das mit uns geboren ist, des echt deutschen Mannes, welcher der Muttersprache die Heimat auf dem Katheder gewonnen, nicht ohne Einfluß geblieben sind. Ueber das akademische Leben des Meisters hat sich indessen nichts Näheres ermitteln lassen und wir haben es fortan nur noch mit dem Musiker zu thun. Daß er als solcher sich bereits einen Namen gemacht, geht aus der Selbstbiographie Telemann's hervor, der 1701 mit der Absicht nach Leipzig ging, dort lediglich den juristischen Studien obzuliegen, aber unterwegs „durch die Bekanntschaft mit dem damals schon wichtigen Hrn. Georg Friedr. Händel beynahe wieder Notengifft eingesogen hätte". Nachdem der Eine wie der Andere Alles gethan, den elterlichen Wünschen zu willfahren, mußten sie zuletzt doch der gebieterischen Stimme ihrer Natur Folge leisten. Es kam zwischen ihnen zu einem engen schriftlichen und mündlichen Verkehr, sie tauschten ihre Compositionen aus, förderten und bestärkten sich gegenseitig in dem Streben nach freiem melodischen Ausdruck oder, um mit Telemann zu reden, in der Freude an jenen „muntreren Töngens", für welche die damals noch gänzlich in der Abhängigkeit vom Orgelstil befangene deutsche Musik keinen Raum hatte. Gleich dem Freunde in Leipzig fand auch Händel in Halle reichen Anlaß zu schöpferischer Bethätigung. Er schrieb mehrere Hundert Cantaten für die musikalischen Aufführungen, die nach gutem alten Brauch jeden Sonn- und Festtag bald in dieser, bald in jener Kirche veranstaltet wurden. Auch das Organistenamt hat er ein Jahr lang versehen. Er war das ungenannte „lutherische Subject", dessen Anstellung mit einem Gehalt von sechsundsechzig Thalern

Digitized by Google

die Prediger und Aeltesten der reformirten Dom- und Schloßkirche in einer an den König gerichteten, den 13. Jan. 1702 datirten Eingabe befürworteten. Mancher seiner Altersgenossen würde diesen Dienst als willkommene Lebensversorgung betrachtet haben. Ihn zog es jedoch unwiderstehlich fort aus der engen, klein-

Georg Friedrich Händel.

bürgerlichen Heimat nach einem weiteren, anspruchsvolleren Schauplatz. Er hat später, so lange die von ihm zärtlich geliebte Mutter am Leben war, noch häufig in Halle geweilt, aber immer bloß als Gast. Seine zahlreichen Jugendarbeiten sind bis auf einen kleinen Bruchtheil spurlos verschwunden. Was von ihnen noch übrig, trägt durchweg den Zachau'schen Stempel und läßt uns deshalb den Verlust nur in biographischem Interesse bedauern.

Vor allen übrigen deutschen Städten zeichnete sich zu Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Hamburg durch die eifrige Pflege und Gönnerschaft aus, deren sich in seinen Mauern die Tonkunst erfreute. „Es hieß allgemein (bemerkt Chrysander), von dem, was Deutschland an Poeten, Musikern und Sängern besitze, seien die sinnreichsten, geschicktesten und trefflichsten dort beisammen; wer seine Sache verstehe, finde hier am leichtesten Beachtung und Brot. Dazu die bunte Welt und das freie Leben." Während an den Höfen der Fürsten nur ausländisches Wesen gehegt und geschätzt wurde, fand in der alten Hansestadt unter dem Schutz eines freien, kräftigen Bürgerthums, in der überquellenden Fülle fest begründeten, durch rastlose Arbeit von

Digitized by Google

Geschlecht zu Geschlecht sich mehrenden Wohlstandes jeder künstlerische Wettkampf mit der Fremde, alles frische, fröhliche, von nationalem Geist beseelte Streben und Wagen den günstigsten Boden. Die 1678 errichtete Bühne am Gänsemarkt war die erste, in welcher das deutsche Musikdrama eine Stätte fand. Zunächst gelangten nur geistliche Singspiele zur Aufführung, von 1692 an wurden sie durch die weltliche Oper verdrängt. Für die Mannigfaltigkeit des Repertoires sorgte das unerschöpfliche Talent Reinhard Kaiser's, der, geringe Unterbrechungen abgerechnet, ein Menschenalter hindurch an der Spitze des ganzen Unternehmens stand und die Functionen eines Theaterpächters, Directors und Componisten in sich vereinigte.

Kein gelehrter Musiker, sondern, wie Telemann sagt: „ein Züchtling der Natur", besaß er Alles, dessen die Gesangsbühne bedarf: überschwänglichen Reichthum der melodischen Erfindung, kräftige Frische und geschmeidige Feinheit des Ausdrucks, eine außerordentliche Fähigkeit, das Ohr der Menge zu fesseln, lauten Widerhall in ihrem Gemüth zu wecken. Seine 120 Opern weisen manchen noch heutigen Tags wirksamen Tonsatz auf. Das Theater spielte im geistigen Leben der Stadt eine hervorragende Rolle, es setzte Rath und Bürgerschaft in Bewegung, brachte die Geistlichkeit in Harnisch, gab den Stoff zu endlosen literarischen Händeln, zu einem Wust von Pamphleten, in denen fast durchweg Philisterhaftigkeit und Flegelei das Wort führen. Das an vielverheißenden Keimen so reiche Hamburger Singspiel blieb ohne jeden Einfluß auf die weitere Entwickelung der Gattung. Sobald die Stimmen der Sänger am Gänsemarkt verhallt, waren auch die Kaiser'schen Partituren verschollen, und erst der Eifer neuerer Forscher hat sie aus dem Versteck der Bibliotheken und Archive hervorgezogen. Als am Ende des achtzehnten Jahrhunderts die nationale deutsche Oper sich die Bühne abermals zu erobern begann, mußte man wieder ganz von vorn anfangen.

Im Sommer 1703 kam Händel nach Hamburg. Mattheson, Sohn eines Acciseeinnehmers, damals noch erster Tenorist bei der Oper, außerdem fertiger Orgel- und Clavierspieler, behender Componist, später Secretär bei der englischen Gesandtschaft und während eines halben Jahrhunderts die gewichtigste kritische Autorität — er hat mehr als fünfzig Bände über Musik geschrieben —, führte ihn in die neuen Verhältnisse ein, verschaffte ihm Lectionen und auch eine Stelle bei der zweiten Violine im Theaterorchester.

Sie unternahmen den 17. August eine gemeinschaftliche Reise nach Lübeck, machten unterwegs Doppelfugen „da mente, non da penna" und spielten auf allen Orgeln und Clavieren der Stadt. Buxtehude, Organist an der Marienkirche, war hochbetagt, eine neue Besetzung des von ihm bekleideten Amtes, des einträglichsten seiner Art in ganz Deutschland, bald zu erwarten, und sie wollten sich darauf hin die Verhältnisse in der Nähe betrachten. Die herrschende Sitte verpflichtete bei solchen Gelegenheiten den Nachfolger, die Wittwe oder eine von den noch ledigen Töchtern des Vorgängers zu heiraten. Anna Margaretha Buxtehude war aber eine überreife Jungfrau, um volle zwölf Jahre älter als der 1681 geborene Mattheson. Durch die Aussicht, sie als Gattin heimführen zu müssen, wurde den Freunden die Bewerbung um die Stelle des Vaters gründlich verleidet, zumal dem jüngeren der beiden, dessen Blicke schon sehnsüchtig über die Alpen in das gelobte Land der freien Kunst schweiften. Für alle kleinen Dienste, die ihm in jenen Tagen Mattheson erwiesen, machte sich später der eitle, zänkische Mann durch Angriffe und Verdächtigungen der gehässigsten Art reichlich bezahlt. Händel rückte bald vom Violinpult zum Dirigentenplatz am Clavier empor. Als eines Tags — am 5. December 1704 — Mattheson in der Aufführung der von ihm componirten „Kleopatra", nachdem er den Antonius gesungen und zum Schauder und Entzücken des Publikums den Todeskampf des Helden mit großer Naturwahrheit veranschaulicht, ins Orchester herabstieg, um seiner Gewohnheit gemäß selber während der letzten halben Stunde die Leitung der Oper zu übernehmen, wich unser Künstler, der gefallsüchtigen Gespreiztheit und gönnerhaften Ueberhebung des Anderen schon längst müde,

Digitized by Google

nicht von der Stelle. Beim Verlassen des Theaters kam es zwischen den Beiden zu einem heftigen Wortwechsel und sogar zu einem Zweikampf auf offener Straße. Ein gefährlicher Stoß Mattheson's glitt zum Glück an einem breiten Metallknopf auf der Brust seines Gegners ab, der ihn dann mit zerbrochener Klinge heimschickte. Trotz des störenden Zwischenfalls stellte sich bald wieder ein kameradschaftliches Verhältniß her. Händel hat in Hamburg eine Passion nach dem Evangelium Johannis und drei oder eigentlich vier Werke für das Theater geschrieben, die einzigen, die er zu deutschen Worten gesetzt, nämlich „Almira", „Nero" und die zwei Abende füllende Oper „Florindo und Daphne". Alle diese Partituren verrathen noch deutlich den Neuling. Es gilt das namentlich von den dramatischen Erstlingen des Componisten, dem hier Kaiser und Scarlatti die Vorbilder waren. Besondere Gunst fand beim Publikum die Almira; sie wurde vom 8. Januar bis zum 25. Februar 1705 zwanzigmal gegeben und erregte Kaiser's bittere Eifersucht. Die sinnbestrickende Atmosphäre, die das Theaterwesen zu umgeben pflegt, ließ den Jüngling unangetastet. Trotz aller Leichtfertigkeit und sittlichen Verwilderung rings um ihn her blieb sein Leben makellos. Den Inhalt eines von der Mutter gesandten Geldbriefes schickte er unberührt zurück und fügte noch ein Geschenk hinzu. Händel's künstlerische Erziehung vollendete sich in Italien, wohin er um Neujahr 1707 aufbrach. Er hatte, Dank seinem Fleiß und seiner Sparsamkeit, die für die damalige Zeit recht beträchtliche Summe von zweihundert Ducaten zurückgelegt. Statt sich dem Gefolge eines ihm gewogenen toscanischen Prinzen anzuschließen, zog er vor, aus eigenen Mitteln die Reise zu bestreiten.

Bis auf den heutigen Tag ist Italien das heißbegehrte Ziel deutscher Hoffnung und Sehnsucht. Noch immer pilgern wir über die Alpen, um uns zu erfrischen und zu läutern an den Segnungen einer gütigeren Natur, dem Duft und der Farbenpracht des Südens, den Reizen der Landschaft, der heiteren Lebensfülle und Genußfreudigkeit im Charakter eines Volkes, welches die kräftigere Ursprünglichkeit des Empfindens und den feinfühligeren Schönheitssinn als Erbtheil der erlauchten Ahnen sich bewahrt, endlich an den auf Schritt und Tritt rings umher verschwenderisch ausgestreuten Schätzen der Kunst, den beredten Zeugen einer mehr als zweitausendjährigen, in der fast ununterbrochenen Arbeit der einander ablösenden Generation sich fortsetzenden Cultur. Nicht bloß unsere Dichter, Musiker, Maler und Bildner, sondern Alle, deren Seele nicht ganz versunken ist in hausbackene Gewöhnlichkeit, werden in der unmittelbaren Berührung mit dem classischen Boden mehr oder weniger jene innere Wiedergeburt an sich erfahren, welche einst in dem allgemein menschlichen wie künstlerischen Entwickelungsgang Goethe's eine so bedeutsame Wendung vorbereiten sollte. Freilich hat es auch zu keiner Zeit an Leuten gefehlt, die von ihrer Wanderung kaum etwas Besseres heimbrachten als die Erinnerung an Hitze, staubige Landstraßen, zänkische Vetturine und theure Wirthshausrechnungen. So versichert uns einer ihres Schlages, der gefeierte Hamburger Dichter Brockes: „Auch ich war um 1703 in Italien; es ist mir aber dort nichts Sonderliches begegnet."

Mit den italienischen Wallfahrten der deutschen Musiker im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert hatte es nun aber noch seine ganz eigene Bewandtniß. Was die Heimat an künstlerischer Anregung und Belehrung bot, konnte nur denjenigen frommen, die ihren Beruf ausschließlich im Dienst der Kirche zu üben gedachten. Die von den gelehrten niederländischen Tonmeistern des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts nach Italien verpflanzten Keime hatten in dem fruchtbaren, für alle Hervorbringung des Schönen so geeigneten Erdreich feste Wurzeln geschlagen, sich dort zur herrlichsten Frühlingspracht entfaltet. Wo auch nur einer jener alten wackeren Sendboten erschienen, da war um ihn eine Schar gelehriger Jünger versammelt gewesen, in deren treuer Obhut und Pflege die Musik, bisher entweder scholastische Wissenschaft oder rohestes Handwerk, zur folgsamen Willensvollstreckerin der schöpferischen Phantasie, zur freien, vom Widerschein des Ideals umflossenen und durchleuchteten Kunst erwuchs. Aus den ihr in Rom, Venedig, Toscana, Neapel gegrün-

Digitized by Google

deten Schulen verbreitete sich die Freude an den Tönen über das ganze Land. Die italienische Cultur war der aller anderen Nationen um Jahrhunderte vorangeeilt. Das Volk, das von den Römern stammt, hatte den geistigen Zusammenhang mit dem Alterthum nie gänzlich verloren. Es ist das erste gewesen, das den Weg zur griechischen Literatur, der vornehmsten Quelle aller humanen Bildung, wiedergefunden. Die aufgehende Sonne der Renaissance weckte auf sämmtlichen Gebieten des Geistes eine Fülle frischen, jungen Lebens. Ihren licht- und wärmespendenden Einfluß spürte aber nicht am wenigsten gerade diejenige Kunst, von der die Hellenen auch kein einziges sinnfälliges Denkmal der Nachwelt hinterlassen. Mancher beredte Mund aus ihrer Mitte hat uns gekündet, in wie hohen Ehren die Musik bei ihnen gestanden; allein spurlos verhallt sind die Klänge, welchen das zur Feier seiner Feste versammelte Griechenvolk gelauscht. Je unbestimmtere, verschwommenere und doch zugleich idealere Vorstellungen man vom antiken Tonwesen hatte, um so freier war das Feld, um so erfinderischer und wagemuthiger das durch keine unmittelbaren Vorbilder eingeengte und gegängelte Streben. Am überschwänglichsten offenbart sich die Schöpferkraft des Menschengeistes, während er einen bisher noch unberührten Stoff ergreift. Der musikalische Genius der Italiener, der in kürzester Frist für alle vocalen und instrumentalen Gattungen die Grundformen festgestellt, hatte damit etwas der innersten Natur nach durchaus Neues mit staunenswerther Sicherheit in die Erscheinung gerufen. Deshalb wollte auch schon Heinrich Schütz — einer der ersten in der langen Reihe deutscher Tonkünstler, die zu den Füßen der venetianischen und römischen Meister gesessen — seine Landsleute „an die von allen vornehmsten Componisten gleichsam Canonisirte Italienische Classicos Autores“ gewiesen haben, denn „deren unvergleichliche Opera werden denenjenigen, die solche absetzen und mit Fleiß sich darinnen umbsehen, in einem und dem anderen Stylo als ein helles Liecht fürleuchten“.

Man könnte fast behaupten, daß diejenige Gattung, in welcher der musikalische Productionsdrang des für die Darstellung des Schönen so hochbegabten Volkes am vollsten und nachhaltigsten sich bethätigen sollte, ihm von Haus aus als unbewußtes Ziel vorgeschwebt. Unter den denkbar günstigsten Verhältnissen kam in Florenz um das Jahr 1600 die Oper zur Welt. Die köstlichsten Geschenke hatten die Musen ihrem jüngsten Kinde in die Wiege gelegt: eine mit Wohllaut getränkte, durch erlauchte Dichter geklärte und verfeinerte Sprache, eine hochentwickelte, auf zahllosen Bühnen gepflegte Schauspielkunst, fest umschriebene dramatische Charaktere, gesangslustige und gesangskundige Kehlen in Hülle und Fülle, endlich die ausgestaltete Melodie, den süßen Kern des gesammten Tonwesens. Während die aus der Vereinigung aller dieser wie von selbst einander zustrebenden Elemente hervorgegangene Schöpfung immer ausschließlicher die Phantasie der italienischen Poeten und Musiker beherrscht, sich deren bestes Vermögen zugeeignet, fehlte es in Deutschland geraume Zeit an jeder für das Gedeihen der Oper nothwendigen Bedingung. Da war noch keine classische Literatur, welche für die Schöpfungen der Schwesterkunst die Sprache urbar gemacht hätte. Mehrere Menschenalter hindurch zeigte diese die Brandmale, die ihr der große Krieg mit rauher Faust aufgedrückt. Armselig, ungelenk, verkommen, zu einem barbarischen Gemisch durch die Abfälle entstellt, welche das fremde Söldnervolk zurückgelassen, mußte sie sich damit begnügen, nur für die nächsten Zwecke des täglichen Lebens die nothdürftige Vermittlerin abzugeben. Auf der Bühne tummelten sich die wandernden Schauspielertruppen. Je roher die Zurichtung war, in der sie ihre dem Ausland entlehnten Stücke dem Publikum darboten, um so sicherer durften sie auf dessen Beifall rechnen. Was Deutschland aus eigenen Mitteln an Kunstgesang aufzubringen vermochte, kam lediglich dem Gottesdienst zu statten. Die vorzeitige Blüthe des Hamburger Singspiels erscheint unter solchen Verhältnissen ebenso wunderbar wie ihr rasches Dahinwelken erklärlich.

An dem ehemals alle Culturstätten überschattenden Baum der italienischen Tonkunst ist gegenwärtig die Oper der einzig grüne Zweig. Sie fuhr fort, immer neue Nahrung aus dem unversieglichen

Digitized by Google

Born der Melodie zu schöpfen, nachdem schon längst die gesammte Kirchen-, Orchester- und Kammermusik im Mutterlande der Schönheit so gut wie heimatlos geworden. Dennoch pflegen in dem Entwickelungsgang unserer modernen Theatercomponisten die Lehr- und Wanderjahre jenseits der Alpen zu fehlen, und das hat seinen guten Grund. Die italienische Bühne, für Händel, Hasse, Gluck, Mozart die hohe Schule des dramatischen Gesanges, nimmt im heutigen Tonleben eine weit bescheidenere Stelle ein. Sie sah nicht nur neben sich in der französischen und deutschen zwei jüngere Schwestern fröhlich emporwachsen, sondern trug auch seit dem Beginn unseres Jahrhunderts ein überwiegend nationales Gepräge. Namentlich der letztere Umstand ist von Gewicht, denn die Wiedergeburt, deren sie durch ihn theilhaftig geworden, konnte sich lediglich auf Kosten ihrer universalen Bedeutung vollziehen. Mit dem aus dem Volksmund ihr zugeführten Realismus und Sensualismus war die edle Plastik, der vorbildliche Charakter, die Gemeingültigkeit der von ihr einst geschaffenen Formen und Ausdrucksweisen schlechterdings unvereinbar. Wohl haben auch noch Rossini, Bellini, Donizetti, Verdi im Norden und Westen vielstimmigen Widerhall geweckt, aber was will die von ihnen geübte Einwirkung heißen gegenüber der kunstgeschichtlichen Mission jener alten Meister, deren Werke zwar längst Staub und Moder geworden, die jedoch als echte Pfadfinder im grenzenlosen Reiche der Phantasie der ganzen weiteren Entwickelung Richtung und Ziel gewiesen! Ihnen gebührt der unvergängliche Ruhm, von dem gesammten Darstellungsmaterial Besitz ergriffen, es geläutert, geschmeidigt, den Geboten des künstlerischen Willens dienstbar gemacht zu haben. Die italienische Oper hatte damit ihre vornehmste Aufgabe erfüllt. Nachdem sie die dem musikalisch-dramatischen Gestaltungsdrang entsprechenden Formen ausgebildet, war es ihr beschieden, von dem bisher erstrebten classischen Ideal sich immer mehr zu entfernen, um nun dafür die Wurzeln desto tiefer in den heimischen Boden zu senken.

Händel's dreijährige italienische Wanderung ist eine Periode ungetrübten Glückes, ein langer sonniger Frühling gewesen. Alles, was in der jugendlichen Künstlerseele während dieser Zeit sich geregt, gekeimt, erblüht, sollte später zur reichsten Ernte ausreifen. Von einem Ende zum anderen hat er das Land durchstreift. Florenz und Venedig, Neapel und namentlich Rom, wohin es ihn immer wieder zog, stritten sich um den hochwillkommenen Gast. Kunst und Natur, Menschen und Dinge überschütteten ihn wetteifernd mit einer Fülle der fruchtbarsten Anregungen und Eindrücke. Wo er erschien, öffneten sich dem caro Sassone, dem unvergleichlichen Meister auf der Orgel und dem Clavier, die Pforten der Paläste und die Herzen ihrer Bewohner. Auf den Händen trug ihn die vornehme italienische Gesellschaft, damals die gebildetste und anziehendste der Welt. Ihr Mittelpunkt war die 1690 in Rom gegründete „Arcadia", jene berühmte Schäfer-Akademie, in welcher künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen mit den liebenswürdigsten Umgangsformen und aristokratischem Lebensgenuß zur heitersten Harmonie sich vereinigten. Vier Päpste gehörten ihr an, sämmtliche Cardinäle, der König von Portugal, der Kurfürst von Bayern, der König und die Königin von Polen, die Großherzogin von Florenz, viele italienische Fürsten, Grafen und Edle nebst ihren Frauen, hohe geistliche und weltliche Würdenträger, die namhaftesten Gelehrten und Künstler. Allein in Rom zählte die „Arcadia" über sechshundert Mitglieder, in ganz Italien fünfzehnhundert. Gleich bei seiner Ankunft in der ewigen Stadt gerieth Händel mitten unter die Schäfer und Schäferinnen, die in des Marchese Ruspoli schattigem Garten am Monte Esquilino sich zu versammeln pflegten. Sie machten ihm nicht allein Rom zur zweiten Heimat, ihr Ansehen und ihre Empfehlungen bahnten ihm auch in Florenz und Neapel die Wege. Alle Kränze, die das Schicksal seinen Auserwählten bereit hält, häufte es mit königlicher Freigebigkeit auf das Haupt des zweiundzwanzigjährigen Künstlers. Cardinäle und Edle dichteten Loblieder zum Preise des deutschen Apoll, und manches schöne Auge blickte bewundernd und verlangend zu dem blonden hochgewachsenen Fremdling empor. Zu den Lorbeeren, die er als Spieler und bald auch als Componist erntete, fügte die

Digitized by Google

Liebe ihre Rosen. Einige Spuren deuten auf eine Herzensgeschichte, die ihm die Trennung von seinem geliebten Rom noch schwerer machte. Da jedoch sämmtliche Einzelheiten bis auf den Namen und Stand der Dame, wahrscheinlich einer Schäferin der Arcadia, in Dunkel gehüllt sind, ist hier alles Weitere unserer Phantasie überlassen. Wie in Hamburg, so blieb Händel auch in Italien gegen alle Gefahren und Verlockungen gefeit, die ihn in der sinnbethörenden Welt der Lampen und Coulissen auf Schritt und Tritt umgaben. Die damals achtzehnjährige Vittoria Tesi, später eine der gefeiertsten Gesangsgrößen, deren aufblühendes Talent zu seinen glänzenden Theatererfolgen in Florenz und Venedig nicht wenig beigetragen, verschwendete an ihn umsonst die Beweise ihrer Gunst. Gleich ihr vermochte keine Armide diesem Rinald etwas anzuhaben. Noch eine andere Versuchung war an seinem geraden ehrlichen Sinn gescheitert. In Rom bemühte man sich, ihn für die alleinseligmachende Kirche zu gewinnen. Aber schon die ersten auf dies Ziel gerichteten Fragen und Andeutungen wies er mit der treuherzigen Erklärung zurück, er besitze weder Geschick noch Beruf zu dogmatischen Speculationen, soviel müsse er jedoch versichern, daß er festiglich entschlossen sei, Zeit seines Lebens in demjenigen Bekenntniß zu verharren, welchem er durch den Glauben seiner Eltern und die Taufe angehöre.

Noch in weit höherem Maße als alle dem jugendlichen Meister zu Theil gewordenen Zeichen der Liebe und Bewunderung mußte ihn die Wahrnehmung beglücken, wie sein Genius in der Berührung mit der sonnigen Kunst des Südens emporwuchs und erstarkte. Mehr und mehr streifte er ab, was ihm von steifem, eckigem, scholastischem Wesen aus der deutschen Organistenschule bisher angehaftet, immer freier und leichter fügten sich seine Töne in die fließenden Linien der Schönheit. Zur Würde gesellte sich die Anmuth, zum Ernst die Weichheit und Milde. Händel hat zwei Opern in Italien geschrieben, „Rodrigo“ und „Agrippina“, die eine für Florenz, die andere für Venedig. Die Lagunenstadt gab zu jener Zeit in Sachen des Theaters etwa ebenso den Ton an wie heutigen Tages Paris. Sie war die Königin des Luxus, der Mode des high life, das Stelldichein einer aus aller Herren Ländern herbeigeströmten erlesenen Gesellschaft, die wichtigste Station auf den Erziehungsreisen der Prinzen und des jungen begüterten Adels. Von ihr allein wurden drei Gesangsbühnen unterhalten, deren Repertoire die berühmtesten Meister, Alessandro Scarlatti, Antonio Lotti und viele Andere, mit Neuigkeiten versorgten. Manche auswärtige Potentaten gehörten zu den Logenabonnenten, so z. B. bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Fürsten aus dem Hause Braunschweig-Hannover. In der ganzen musikalischen Welt hallte der von den Venetianern der „Agrippina“ gespendete Beifall wieder. Die Hamburger erinnerten sich 1708 mit Stolz ihrer durch mehrere Jahre „dem anitzo in Italien so hochbeliebten und berühmten Monsr. Hendeln“ erwiesenen Gastfreundschaft. In Rom und Neapel entstanden außer zahlreichen Cantaten und Chansons bereits einige Arbeiten, jener Gattung angehörig, welcher der Meister für alle Zeit den Stempel seines eigensten Wesens aufgeprägt. Er hat „La resurrezione“ als Oratorium, „Il Trionfo del Tempo e del Disinganno“ und „Aci, Galatea e Polifemo“ als Serenaden bezeichnet, weil der erstere Name nur für biblische Tondichtungen üblich war. Von dem sicilianischen Schäferspiel wird noch weiterhin die Rede sein. Die andere Serenade ist in drei verschiedenen Redactionen auf uns gelangt. Für eine 1737 in London stattgehabte Aufführung von Neuem hervorgesucht und überarbeitet, erhielt sie wiederum zwanzig Jahre später ihre endgültige Gestalt und mit dem nunmehr englischen Texte den Titel „The Triumph of Time and Truth“. Im Hinblick auf dies Oratorium ruft Chrysander aus: „Unter den vielen persönlichen Bezügen der Händel'schen Muse, die so unmittelbar zum Herzen sprechen, ist dieser nicht der geringste, daß das idealste und reinste Werk aus seiner Jugend auch der Schlußstein seiner großen Kunstthaten werden sollte. Er arbeitete zu allerletzt daran in den wenigen lichten Augenblicken, die die Tage seiner Blindheit erhellten, bis in sein zweiundsiebzigstes Jahr, und führte es auf im dreiund-

Digitized by Google

siebzigsten, 1737. Der Grundstock der alten Gesänge ist beibehalten, doch etwa der dritte Theil des Ganzen theils aus anderen Werken gezogen, theils ganz neu gesetzt; er kündigte es auch an als ‚aus dem Italienischen genommen mit verschiedenen neuen Zusätzen und Aenderungen'. Gleichsam wie von selbst ging es in englische Sprache über, und ebenso mühelos nahm es die vollere oratorische Gestalt an. Nun erst ist es so geworden, daß man dabei ausruhen mag."

Händel wurde 1710 zum kurfürstlich hannoverschen Capellmeister ernannt. Sein Amtsvorgänger Agostino Steffani und Baron Kielmannsegge, deren Bekanntschaft er in Venedig gemacht, vermittelten die Anstellung. Unter den Arbeiten des ersteren ragen besonders die Kammerduette als wahre Cabinetstücke ihrer Art hervor. Steffani, geb. 1655, verband mit vielseitigem Wissen und Können die feinen, geschmeidigen Formen des vollendeten Weltmannes. Für den geistlichen Beruf ursprünglich bestimmt, hatte er die kanonischen Weihen empfangen. Seine ausgebreitete Bildung, persönliche Liebenswürdigkeit, wie namentlich seine in Sachen des Glaubens stets an den Tag gelegte duldsame Gesinnung gewannen ihm Leibnitz' Freundschaft. Solche Katholiken schwebten dem Philosophen vor, während er an dem Versöhnungswerk zwischen den drei christlichen Confessionen arbeitete. Dem hannoverschen Hof machte sich der italienische Abbate nicht nur als Musiker, sondern auch als gewandter Diplomat werth und nützlich. In der Hierarchie hat er es später bis zum Bischof in partibus infidelium, im Staatsdienst zum kurpfälzischen Geheimrath gebracht. Ehe Händel vom neuen Wirkungskreis Besitz ergriff, stattete er — wie im sicheren Vorgefühl, daß seines Bleibens in Deutschland nicht lange sein würde — jenem Volke einen Besuch ab, in dessen geistigem Leben und Schaffen ihm fortan eine der hervorragendsten Rollen zufallen sollte. Die erste für London (er traf dort im Spätherbst 1710 ein) geschriebene Oper war der „Rinaldo". Nur vierzehn Tage hatte die Arbeit an dem Werke gedauert. Es fand außerordentlichen Beifall, wurde bis zum 2. Juni 1711 nicht weniger als fünfzehnmal gegeben und soll dem Verleger der Gesänge 1500 Pfund eingebracht haben. Im Vorwort zum Libretto klagt dessen Verfasser: „Der Herr Händel, der Orpheus unserer Zeit, hat mir bei seinem Componiren kaum Zeit gelassen, den Text niederzuschreiben." Nachdem der Meister etwa ein Jahr lang seinen Dienst in Hannover versehen, zog er abermals über den Canal, um von nun an den deutschen Boden immer bloß als flüchtiger Gast wieder zu betreten. Während der ganzen Folgezeit hat er nur noch ein einziges Werk vollendet, zu welchem ihm die Muttersprache die Worte geliefert. Mit der von ihm 1717 in Musik gesetzten Passion des Hamburger Dichters und Rathsherrn Brockes — Kaiser, Telemann und Mattheson haben denselben Text componirt — trug er der Stadt für alles Gute, das er ehedem in ihr genossen, seinen Dank ab.

Wohl dürfen die Engländer Händel den Ihrigen nennen. Er hat nicht allein fast durch ein halbes Jahrhundert in ihrer Mitte gelebt, und zwar seit 1726 als vollberechtigter, durch Beschluß des Oberhauses naturalisirter Brite — auch nur bei ihnen, im Schoße eines großen freien Volkes gegenüber einem nach Tausenden zählenden Publikum, in hellster, weitester Oeffentlichkeit konnte die Kunst gedeihen, wie er sie verstanden und geübt. In Deutschland war zu jener Zeit kein Raum für Künstler seines Schlages, der ganze Zuschnitt des Lebens, innerlich und äußerlich betrachtet, viel zu knapp, kleinlich und spießbürgerlich, um dem auf die Darstellung des Schönen gerichteten Drang der Phantasie Licht und Luft für seine holden Gebilde zu gewähren. Das gesammte Dichten und Trachten der Menschen galt hier dem Kampfe um das nackte Dasein. Von allen idealen Gütern hatte unser Volk nur die Gewissensfreiheit aus dem großen Kriegsbrande gerettet. Was die Gemüther über die gemeine Noth und Sorge erhob, war lediglich der so schwer erkämpfte Glaube, der trostreiche Aufblick zu einer durch ihn verbürgten besseren Welt. Geraume Zeit hat darum auch die wiedererwachende deutsche Kunst ihre einzige Nahrung aus dem Gedanken- und Empfindungsgehalt der Reformation geschöpft. Die zahlreichen Fürstenhöfe umgaben sich zwar mit einem gewissen gei-

Digitized by Google

stigen Luxus, aber die von ihnen gepflegten exotischen Zierpflanzen blieben Treibhausgewächse, die allein für die vornehme Gesellschaft blühten und dufteten, an denen das im Schweiß seines Angesichts arbeitende Volk keinen Theil gehabt. Dem deutschen Musiker fehlte bis tief hinein in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts das Publikum. Wie mächtig er auch die Stimme erhob, auf irgend welchen volleren Widerhall durften seine Töne nicht zählen. Daheim hatte er die Wahl, entweder gleich dem großen Thomaner Cantor in genügsamer Beschaulichkeit seinem Gott und dem eigenen Genius zu dienen oder in den Prunksälen der landesherrlichen Paläste den geliebkosten Italienern und Franzosen den Vortritt zu lassen. Wen es wie unseren Meister trieb, zu den Massen zu reden, der mußte ins Ausland gehen. Wir haben gesehen, daß einst dem Jüngling die Orgelbank zu eng und niedrig gewesen. Der stolze, unabhängige Sinn des zum Vollgefühl seines Vermögens gelangten Mannes konnte nimmermehr den ihm gemäßen Beruf in der täglichen Sorge für den musikalischen Zeitvertreib des hannoverschen Hofes finden.

London hatte bereits an Wohlstand, Umfang, an Fülle und Mannigfaltigkeit großstädtischen Lebens sämmtliche Metropolen des Festlandes weit überholt. Alle Elemente, aus denen sich noch heutigen Tages die englische Gesellschaft aufbaut, waren schon damals zu ihrer naturgemäßen Entwickelung und harmonischen Ausgleichung gediehen. Um den Thron ein Adel mit fürstlichem Einkommen und fürstlichen Ansprüchen und um diesen wieder ein freies, starkes Bürgerthum, aus dessen Reihen er sich fort und fort erneuerte, wie auch in sie seine jüngeren Söhne zurücktraten. Die Sprache war durch Jahrhunderte von dem Geist hervorragender Dichter und Denker befruchtet worden, ihr hatte der größte Genius, der je im Reiche der dramatischen Poesie gewaltet, unvertilgliche Spuren aufgeprägt. Voll Sang und Klang ist ehedem dieselbe Insel gewesen, die gegenwärtig fast ihren gesammten Musikbedarf aus der Fremde beziehen muß. Nationale Weisen, so reich an Zahl und Gehalt wie die alten englischen und schottischen Lieder, konnten lediglich dem Munde eines musikalisch gearteten Volkes entströmen. Bei keinem Dichter finden wir die Tonkunst häufiger erwähnt und lauter gepriesen als bei Shakespeare. Diese hätte aber nimmermehr den bevorzugten Platz in seinem Herzen und in seinen Werken eingenommen, wäre sie nicht damals heimatliches Gewächs gewesen. Zu einer Zeit, da in Deutschland der weltliche Chorgesang kaum die ersten unbeholfenen Versuche gemacht, sich aus dem lastenden Bann des Kirchenstils zu lösen, begegnet uns unter den englischen Madrigalen eine Reihe der zartesten, duftigsten Gebilde: Wein-, Tanz- und Liebeslieder, die mit geschmeidiger Freiheit und Zierlichkeit der Formen köstliche Frische des Ausdrucks verbinden. Henry Purcell, der Orpheus Britannicus, geb. 1658, gest. 1695, hat nicht nur Händel zu seinem Utrechter Te-Deum das Vorbild geliefert, er ist auch auf dem dramatischen Gebiete als der unmittelbare Vorläufer unseres Meisters zu betrachten. Gleich diesem an den Italienern geschult, trachtete er mit dem ihnen entlehnten Rüstzeug Werke von selbständiger Bedeutung zu schaffen. Er war ein hochbegabter Componist und dabei ein nachdenklicher Künstler, der wie später Gluck die innersten Beziehungen zwischen Poesie und Musik sich klar zu machen versuchte. Seine Aeußerungen über diesen Punkt zeugen von einem hellen, weiten beweglichen Geiste. Wohl darf man es eine seltsame culturgeschichtliche Erscheinung nennen, daß der Quell der Töne, der einst so fröhlich im Herzen des englischen Volkes gesprudelt, nun schon längst gänzlich versiegt ist. Offenbar sind hier dieselben Ursachen im Spiele, durch welche die Heimat Shakespeare's der für jede Art dramatischer Production unfruchtbarste Boden geworden. Die Sorge um Hab und Gut, um Macht und Einfluß nimmt dort ausschließlich die besten Kräfte in Anspruch. Vor dem Getümmel des Weltmarktes, den rasselnden Fabriken, dem endlosen politischen Parteihader sind die Musen geflohen und mit ihnen ihr ganzes buntes Gefolge aus dem holden Traumreich der Phantasie.

Händel hat 1712 bis 1715 vier italienische Opern vollendet: „Il Pastor Fido", „Theseus", „Silla" und „Amadis". Sein

Digitized by Google

erstes, zu englischen Worten gesetztes Werk ist das Utrechter Te-Deum aus dem Jahre 1713. Noch viermal hat er später den nämlichen Text componirt, zuletzt 1743. In dem gewaltigen Dettinger Te-Deum, dem bis auf den heutigen Tag unübertroffenen Muster der Gattung, fanden diese Arbeiten ihren Abschluß. Der hannoversche Hof vermerkte es sehr übel, daß sein Capellmeister an keine Rückkehr dachte, daß er sogar gewagt, statt sich daheim nützlich zu machen, in einer Geburtstagsode die jenem äußerst verhaßte Königin Anna als Friedensstifterin zu feiern. Händel's Stellung in London schien deshalb gänzlich unhaltbar geworden, nachdem die englische Krone den Welfen zugefallen. Die Aufführung seiner sogenannten Wassermusik, mit der er auf Kielmannsegge's Rath König Georg I. bei Gelegenheit einer Themsefahrt überraschte, gewann ihm jedoch von Neuem dessen volle Gunst. Er leitete nun wieder die Hofconcerte, unterrichtete auch täglich die jungen Prinzessinnen auf dem Clavier und im Contrapunkt, während ihm sein bisheriger Gehalt von zweihundert Pfund verdreifacht wurde. Zu den eifrigsten Gönnern unseres Meisters gehörte der prachtliebende Herzog von Chandos. Seine mit dem verschwenderischsten Luxus ausgestattete, nur neun englische Meilen von der Hauptstadt gelegene Villa, in der er auf fürstlichem Fuße lebte, war ein Sammelpunkt der vornehmen Gesellschaft. Die dort veranstalteten Feste und Aufführungen wurden regelmäßig in den Londoner Blättern angekündigt. Händel, mehrere Jahre lang des Herzogs Hausgenosse, trug durch sein Orgelspiel und seine Compositionen nicht wenig bei, den künstlerischen Glanz der kleinen Residenz zu erhöhen. Er schrieb für Cannons 1717 bis 1720 zwölf Anthems (der Name bezeichnet eine Mischgattung von Motette und Cantate), die Vorläufer seiner großen alttestamentlichen Tondichtungen, sein erstes Oratorium „Esther" und „Acis und Galathea". Mit der oben erwähnten, in Neapel entstandenen Serenade hat das letztere Werk kaum mehr als den Titel gemein. War jene noch gänzlich befangen in der Abhängigkeit von den italienischen Vorbildern, so ist in dieses mit den englischen Worten ein neuer Geist eingezogen. Die Formen sind weit breiter, der Ausdruck gesättigter, die Gesänge der Solostimmen von Chorsätzen umrahmt.

Unser Tondichter stand jetzt im sechsunddreißigsten Jahre, fast die volle erste Hälfte seines Lebens lag hinter ihm, und mit stolzer Genugthuung durfte er auf sie zurückblicken. Versucht und bewährt hatte er sich bereits auf sämmtlichen Gebieten musikalischen Schaffens und Gestaltens, als Orgel-, Clavier- und Orchestercomponist, im sinnbethörenden Zauberkreis der Bühne wie im ernsten keuschen Priesterdienst der dem Höchsten und Heiligsten zugewandten Muse. Wir sahen ihn den durch seinen Genius gewiesenen Weg ruhigen, festen Schrittes verfolgen, sind Zeugen einer Entwickelung gewesen, die durch ihre Harmonie und Gesetzmäßigkeit das reinste Wohlgefühl im Beschauer hervorruft. Auch an äußerem Lohne jeder Art hatte es dem Meister bisher nicht gefehlt. Unabhängig von den Launen eines Brotherrn, an kein Amt geschmiedet, sondern als freier Künstler die Kunst übend, von der Aristokratie der Geburt und des Geistes gefeiert, viel umworben, gleich einem der Ihrigen betrachtet, war er weit über die Häupter aller seiner Berufsgenossen in Deutschland zu den sonnigen Höhen des Glücks emporgestiegen. Strenge innere Folgerichtigkeit gewahren wir nun zwar im ganzen Verlauf dieses Lebens, aber seine zweite Hälfte, obschon mit einer Periode hellsten Glanzes beginnend, ist doch voll Kämpfe und Bedrängnisse gewesen. Wenn Händel's gesammte Kraft zunächst durch die Oper in Anspruch genommen wurde, so dürfen wir darin kein Abirren von der ihm vorgezeichneten Bahn erblicken. Seine künstlerische Mission, den Aufbau des Oratoriums, vermochte er nur zu vollenden, nachdem er Besitz vom musikalischen Drama ergriffen, dessen Darstellungsmaterial sich gänzlich zu eigen gewonnen. Keine andere Schule konnte ihm so förderlich sein wie diese, gar nicht hoch genug anzuschlagen ist der Erwerb, den er ihr verdankt. Sie bot ihm das Recitativ, die Arie, den mehrstimmigen Gesang, kurz alle von ihr ausgebildeten Formen als geschmeidige Ausdrucksmittel dar, machte ihn aufs innigste vertraut mit der Natur des herrlichsten, aber auch eigenwilligsten unter sämmtlichen Klangwerkzeugen, mit

Digitized by Google

dem Wesen und der Leistungsfähigkeit der menschlichen Kehle, gab deren unbeschränkte Herrschaft über die Herzen in seine Hand, lehrte ihm endlich jene Klarheit und Gemeinfaßlichkeit der Gestaltung, durch welche er der gewaltige Volksredner in Tönen, ein so siegreicher Führer und Beweger der Massen geworden.

Ein regelmäßig wiederkehrendes soziales Uebel ist der krankhafte Durst nach mühelosem Gewinn und ungebändigtem Genuß, der in gewissen Perioden die menschliche Gesellschaft überfällt. Diese geistige Epidemie pflegt gewöhnlich dann auszubrechen, wenn durch irgend ein großes weltgeschichtliches Ereigniß Friede, Wohlstand und Gedeihen auf längere Zeit verbürgt scheinen. Wir selbst haben es noch eben erlebt, wie das Goldfieber bis in das innerste Mark unseres Volkes gedrungen, unmittelbar nachdem sich ihm mit dem neu errichteten Reiche der schönste Traum deutscher Hoffnung und Sehnsucht verwirklicht. In jenen Tagen, da die Krönung Georg's I., die durch sie rechtlich und thatsächlich bekräftigte Ausschließung der Stuarts den schweren Sorgen um die Sicherheit des Staates und der Verfassung zunächst ein Ende gemacht, bot England ein ganz ähnliches Schauspiel dar. Alle Schichten der Gesellschaft riß die wilde Jagd nach dem Glück mit sich fort, die kleinsten Leute und den höchsten Adel, ja sogar Glieder der königlichen Familie, wie den Prinzen von Wales, der gelegentlich 40000 Pfund als Gründerlohn einheimste. Die Börse schien das Herz der Nation zu sein, Schlag auf Schlag wurden gewaltige Massen neuer Spielpapiere ausgeboten, zahllose Handels-, Colonisations-, Minen-, Industrie- und Baugesellschaften, eine prahlerischer und phantastischer als die andere, ins Leben gerufen. Zu den schillerndsten Blasen, welche die wunderliche Zeit aufwarf, gehörte die königliche Akademie der Musik, ein Theaterunternehmen, das sowohl die Gewinn- wie die Vergnügungssucht der dabei Betheiligten befriedigen sollte. Ein auf 50000 Pfund bemessenes, in Jahresraten einzuzahlendes Gründungscapital war durch Zeichnungen zusammengebracht. Die Actionäre hatten den Anspruch auf einen Platz und erhofften zugleich fette Dividenden. Noch in manchem anderen Betracht war die neue italienische Gesangsbühne in Haymarket ein zwitterhaftes Geschöpf. Weil der König einen Jahreszuschuß von 1000 Pfund verheißen, der Lord of the King's household als Governor den Vorsitz im Directorium hatte, durfte sie sich The Royal Academy of Music nennen. Sie war jedoch nichts weniger als ein Hoftheater nach unseren Begriffen. Dem Charakter eines solchen entsprach weder ihre Entstehung, der dieser anhaftende geschäftliche Beigeschmack, noch die Art der Verwaltung, die in den Händen eines jährlich gewählten, aus dem Puty-Governor, dem Treasurer und vierundzwanzig Directoren bestehenden Ausschusses lag. Giovanni Bononcini, Attilio Ariosti und Händel theilten sich in die musikalische Leitung und versorgten das Repertoire mit neuen Werken. Geeignete Gesangskräfte waren in Dresden und Düsseldorf durch unseren Meister geworben. Er erfreute im Herbst 1719 den sächsischen Hof mit seinem Clavierspiel und empfing, glücklicher als Bach, der ein Jahr vorher bei gleichem Anlaß leer ausgegangen, einen Ehrensold von hundert Ducaten.

Die königliche Akademie für Musik wurde am 2. April 1720 eröffnet. Zu ihren Sternen gehörten Francesca Cuzzoni, die goldene Leier genannt, der Castrat Senesino und seit 1726 die schöne Faustina, die bekanntlich später als Gattin des kursächsischen Capellmeisters Hasse und Geliebte seines Herrn eine so einflußreiche Rolle in Dresden gespielt. Jene beiden erhielten je 2000 Pfund, die andere 2500 Pfund für die Saison. Zunächst erlebte die Akademie goldene Tage; von allen übrigen Theatern aufs heftigste gehaßt und beneidet, bildete sie einige Jahre lang den glänzenden Mittelpunkt in den öffentlichen Lustbarkeiten der englischen Hauptstadt. „Unsere jetzigen Vergnügungen anlangend (schrieb Gay den 3. Febr. 1723 an Swift), ist Alles ausschließlich musikalisch; ich meine, lauter Fideln, Violoncells und Oboen, keineswegs poetische Harfen, Lyren und Flöten. Keiner darf sagen: ich singe, ausgenommen Eunuchen und Italienerinnen. Jedermann ist jetzt ein so großer Kenner von der Musik, als man es zu Ihrer Zeit von der Poesie war; und Leute, die nicht eine Melodie

Digitized by Google

von der anderen zu unterscheiden wissen, disputiren täglich über die verschiedenen Stile von Händel, Buononcini und Attilio. Homer, Virgil und Cäsar sind jetzt vergessen oder wenigstens um ihr Ansehen gekommen; denn in allen gebildeten Gesellschaften Londons kommt man täglich darin überein, Senesino für den größten Mann zu erklären, der jemals lebte." Der Briefschreiber hat später seinen Landsleuten die sogenannte Bettleroper (Beggar's Opera) beschert, die, am 29. Jan. 1728 zum ersten Male aufgeführt, zahllose Wiederholungen erlebte. Ein derber, übermüthiger, nach den verschiedensten Seiten hin scharfe Geißelhiebe austheilender Humor frohlockte in diesem, mit allbekannten volksthümlichen Weisen, Märschen, Tänzen, Gesellschaftsliedern, uralten Balladen- und neuesten Gassenmelodien reichlich durchflochtenen musikalisch-dramatischen Mummenschanz. Verhöhnt werden die Walpole'sche Mißregierung, das politische Parteigezänk, die Laster und Modethorheiten des Adels, namentlich auch die fashionable Tollheit der Castraten- und Primadonnenbegeisterung. Den Verfall seiner Kunst, die gegen sie an den Tag gelegte Gleichgültigkeit beklagend, ruft der Schauspieler Colley Cibber aus: „Die ganze Species italienischer Sänger ist von einem so angeborenen phantastischen Hochmuth und solcher Caprice besessen, daß eine vernünftige Leitung derselben (wenigstens hier in England) fast unmöglich ist. Durch diese Gemüthsart geriethen unsere musikalischen Affairen zu einer Zeit, als wir noch nicht durch Schaden klug gemacht waren, in eine Verwirrung, aus welcher kein Ausweg schien. Wer hat seiner Zeit nicht darüber gelacht! Aber noch lächerlicher war, daß diese kostbaren Canarienvögel zeitweilig die ganze Körperschaft unserer Musikliebhaber ansteckten. Damen verweigerten einander den Besuch, weil sie verschiedenen musikalischen Parteien anhingen. Cäsar und Pompejus brachten die Römer nicht in hitzigere Theilstellungen als ihre heroischen Landsmänninnen Faustina und Cuzzoni unseren musikalischen Staat." Am 6. Juni 1727 geriethen die beiden in heftigster Eifersucht gegen einander entbrannten ersten Sängerinnen sich in die Haare, und schon am 1. Juni des folgenden Jahres mußte die Akademie ihre Thätigkeit beschließen. Mannigfaltige Umstände hatten sich vereinigt, ihr den Untergang zu bereiten: finanzielle Mißverwaltung, innerer Zwiespalt, die allmählich erwachende nationale Reaction, ja sogar politische Beweggründe, denn die italienische Oper war das Schoßkind des Hofes und schon deshalb vielen Leuten ein Dorn im Auge. Die Gesammtzahl der in neun Jahrgängen veranstalteten Aufführungen beträgt 487, wovon 245 auf Händel, der mit zwölf neuen Werken im Repertoire vertreten gewesen, 108 auf Buononcini, 55 auf Ariosti, 79 auf verschiedene andere Componisten fielen.

London hatte schon sehr bald wieder seine italienische Oper, auf die der Hof nicht verzichten mochte. Die 1729 eröffnete neue Akademie für Musik war weit einheitlicher organisirt als ihre Vorgängerin. Während ausschließlich unserem Meister die künstlerische Leitung oblag, übernahm der vielgewandte Schweizer Impresario Heidegger die geschäftliche Verwaltung. Jener war zuvor, um ein allen Anforderungen entsprechendes Personal zu werben, in Italien gewesen, hatte dort seinen alten Freund Steffani wiedergesehen und auf dem Rückweg zum letzten Mal die Mutter umarmt. Sie starb den 27. December 1730, mit ihren Gedanken bei dem fernen Sohne weilend und gleich diesem am Abend des Lebens erblindet. Immer zahlreicher und heftiger wurden inzwischen die Angriffe gegen die Oper im Haymarkettheater. Der dem König aufsässige Theil der Aristokratie, geführt vom Kronprinzen, verband sich auf der einen Seite mit den Italianissimi, auf der anderen mit den eifersüchtigen englischen Schauspielern und Musikern, um das von dem deutschen Capellmeister, dem Günstling des Hofes, geleitete Unternehmen zu Fall zu bringen. Der Presse ein willkommenes Ziel für ihre giftigsten Pfeile, mußte es Spott, Hohn, Verleumdungen der gehässigsten Art über sich ergehen lassen. Nicht bloß mit dem Wort und der Feder suchte man dem Gegner beizukommen, auch seine besten Sänger wurden ihm abspenstig gemacht. Diese Ueberläufer bildeten die Kerntruppen einer vom frondirenden Adel gegründeten zweiten italienischen Oper, die den 29. Decbr. 1733 wider die Akademie ins Feld rückte.

Digitized by Google

Der schlaue, gewinnsüchtige Heidegger streckte nach dem Schluß der Saison die Waffen. Händel jedoch, einen vorsichtigen Rückzug für unvereinbar haltend mit dem Gebot der künstlerischen Ehre, hat den Kampf noch volle drei Jahre fortgesetzt, ihm sein ganzes Vermögen, ja sogar seine bis dahin unerschütterte Gesundheit zum Opfer gebracht. Er sollte wenigstens die Genugthuung haben, daß die gegnerische Oper das Ende der seinigen nicht überlebte. Nachdem jene, Dank ihrem Farinelli — dem berühmtesten unter sämmtlichen Castraten, den später die Gnade eines gemüthskranken Königs mit Reichthümern überhäufte und zum spanischen Granden erhob — einige Zeit allen Londonern die Köpfe verrückt, machte sie die Erfahrung, daß in der Welt nichts launenhafter und unbeständiger ist als die Gunst des Publikums. Beide Bühnen sahen sich 1737 genöthigt, ihre Pforten zu schließen, die englische Hauptstadt war nachgerade der fremden Canarienvögel und der von ihnen gespendeten Gesangsleckerbissen gänzlich überdrüssig.

Man vergegenwärtige sich doch nun einmal des Meisters aufreibende Thätigkeit während der letzten siebzehn Jahre. Ihnen gehören außer einigen Werken, von welchen gleich noch die Rede sein wird, die folgenden achtundzwanzig Opern an: Radamisto, Muzio Scevola, Floridante, Ottone, Flavio, Julius Cäsar, Tamerlane, Rodelinda, Scipio, Alessandro, Admeto, Ricardo, Siron, Tolomeo, Lothario, Partenope, Poro, Ezio, Sosarme, Orlando, Ariadne, Orestes, Ariodante, Alcina, Atalanta, Giustino, Arminio, Berenice, denen noch die Serenade Parnasso in Festa und das Tanzspiel Terpsichore sich anreihen. Zu der Herkulesarbeit, die sich der Tonsetzer abgefordert, kam die rastlose Sorge um die Beschaffung und stets bereite Leistungsfähigkeit aller im musikalischen Drama zusammenwirkenden Factoren: die tägliche Capellmeisterplage mit dem Orchester und den Sängern, die Leitung zahlloser Proben und Aufführungen, der nie ruhende Kampf mit der Habsucht und Eitelkeit meuterischer Castraten und Primadonnen. Keine Grenzen kannte der Hochmuth der verhätschelten Italiener. Daheim längst gewöhnt, in den Componisten und Dirigenten nur unterthänige Handlanger zu erblicken und sie als solche zu behandeln, lehnten sie sich gegen jede künstlerische Zucht auf. Diesmal sollten sie indessen ihren Herrn und Meister finden. Als die Cuzzoni sich hartnäckig weigerte, die ihrem Beifallsbedürfniß vermeintlich nicht entsprechende erste Arie der für sie geschriebenen Theophane in Händel's „Ottone" zu probiren, sprang der riesenstarke Mann mit den zornsprühenden Worten vom Clavier auf: „Daß Sie ein leibhaftiger Teufel sind, weiß ich, aber Sie sollen wissen, daß ich Beelzebub bin, der Teufel Oberster!" packte die Widerspenstige, riß sie ans offene Fenster, hoch und theuer schwörend, sie bei jeder ferneren Weigerung hinabzuschleudern. Niemand kann zween Herren dienen und noch viel weniger zwei eifersüchtigen, um die Gunst des Theaterpublikums streitenden Weibern. Mit dem Erscheinen der Faustina wurde Händel's Lage noch weit mißlicher. Mochte er noch so unparteiisch zu Werke gehen, auf der Goldwage den jeder der Beiden in den Mund gelegten Zündstoff des Beifalls abwägen, der ihn bestürmenden Bitten und Klagen, Vorwürfe und Thränen war kein Ende. Er schärfte darum auch, der gemachten Erfahrungen eingedenk, in einem den 19. Juni 1730 nach Florenz in Engagements-Angelegenheiten gerichteten Briefe seinem Agenten ein, bei der Abschließung der Contracte nichts von ersten, zweiten und dritten Partien zu erwähnen: „denn das hindert uns in der Wahl des Dramas und ist auch sonst noch in vieler Hinsicht lästig". Mehr denn alle durch den Handwerksneid der Berufsgenossen — wessen Buononcini fähig war, mag man daraus entnehmen, daß er sich nicht entblödete, bei der Akademie für alte Musik ein Lotti'sches Madrigal als seine Arbeit einzureichen — durch unbotmäßige Sänger, nationale Vorurtheile und deren tausendfältigen Widerhall in der Tagespresse dem Meister bereiteten Kränkungen und Bitternisse traf ihn die 1737 über sein Opernunternehmen hereingebrochene Katastrophe und die sie begleitenden Umstände. Stumm, trotzig, lediglich der eigenen Kraft vertrauend, hatte er nur mit Thaten den Widersachern geantwortet, und jetzt fand er nicht nur in seinem künstlerischen Selbstgefühl sich aufs tiefste ver-

Digitized by Google

letzt, sondern auch seine bürgerliche Ehre bedroht. Die gesammten, in besseren Tagen zurückgelegten Ersparnisse — sie beliefen sich auf 9000 Pfund — waren von der Oper verschlungen. Er mußte deshalb den Sängern für ihre rückständigen Forderungen Schuldscheine ausstellen und hat diese später auf Heller und Pfennig eingelöst. Die Folge der schweren Sorgen und übermenschlichen Anstrengungen war ein Schlaganfall, der ihm die rechte Seite lähmte. Um zu gesunden, ging er im Spätsommer 1737 nach Aachen. Er badete und schwitzte dreimal so lange als andere Patienten und fühlte sich schon in den ersten Tagen erheblich gestärkt und bald völlig wiederhergestellt. Namentlich hatte auch die so kunstgeübte Hand ihre ganze frühere Kraft und Geschmeidigkeit zurückgewonnen. Als einst Beethoven von schwerem Krankenbett sich wieder erhoben, schrieb er sein herrliches Quartett-Adagio in lydischer Weise und nannte es „Dankgebet eines Genesenen". Auch Händel hat bei gleichem Anlaß dem gebieterischen Drange gehorcht, in frommen Tönen auszusprechen, wovon sein Herz voll war. Er wallfahrte zu einem Frauenkloster, in dem sich die beste Orgel der Stadt befand, und sang in einem wortlosen Hallelujah das Lob des Herrn. Von den Nonnen, die mit staunender Andacht dem gewaltigen Spiele gelauscht, wurde aber die heilige Cäcilia ob des an ihrem Schützling verrichteten Mirakels gepriesen.

Wer hätte noch nicht den geistigen Segen an sich erfahren, den wir aus glücklich überstandener Krankheit heimbringen. Der gewohnten Thätigkeit, den einander rastlos drängenden Forderungen des Augenblicks uns entrückend, gewährt sie dem Gemüth Zeit und Anlaß zu ungestörtester Sammlung und Beschaulichkeit. Sonst in unseren Gedanken nur mit dem Gestern, Heute und Morgen beschäftigt, übersehen wir das Leben als zusammenhängendes Ganzes. Knospen, die lange fest verschlossen in der Seele geruht, brechen plötzlich auf; Stimmen, die bis dahin geschwiegen oder deren leise Mahnung wir im Werkeltagsgetriebe überhört, beginnen mit unwiderstehlicher Gewalt zu reden; werthlos dünkt uns dann wohl mancher vorher aufs begierigste erstrebte Besitz, während Anderes, das wir früher mißachtet, ungeahnte Bedeutung gewinnt. So bewirkt nicht selten diese stille Einkehr in uns eine Umkehr des ganzen Menschen, der mit der Genesung zugleich einer inneren Wiedergeburt theilhaftig wird. Solche Umwandlung hat sich offenbar in dem Wesen Händel's während seiner Krankheit vollzogen. Verblichen war der Glanz, in welchem die Gesangsbühne und die auf ihr errungenen Erfolge ihm ehedem sich dargestellt. Fest und klar stand vor seinem Geiste ein weit höheres Ziel. Zwar schrieb er in den nächsten drei Jahren noch fünf italienische Opern: Faramondo, Serse, Jupiter in Argos, Imeneo, endlich 1740 Deidamia, das letzte Werk, das er für das Theater gesetzt; aber das Herz hatte keinen Theil mehr an diesen Arbeiten, deren Aufführung er auch nicht in Person geleitet. Sie wurden von ihm auf Bestellung geliefert, weil er dadurch am raschesten die Mittel sich verschaffte, die mit dem Schuldgefängniß drohenden Gläubiger zu befriedigen. Den zur vollen Reife gelangten, über sämmtliche Mächte des Tonreichs unbeschränkt gebietenden Meister forderte die religiöse Kunst zurück in ihren heiligen Dienst. Ihr hatte er einst die Erstlinge seiner Muse dargebracht und auch später der treuen Jugendgenossin sich nie gänzlich entfremdet. Das den Utrechter Frieden feiernde Te-Deum und Jubilate zählt zu den ersten der englischen Periode angehörigen Compositionen. Händel's mehrjährige Thätigkeit in Cannons war vor Allem der künstlerischen Weihe des Gottesdienstes gewidmet gewesen. In der Zeit seiner höchsten Theatertriumphe und aufregendsten Theatersorgen fand er Muße und Stimmung für eine Reihe monumentaler Tonschöpfungen. Er schrieb 1727 bei Gelegenheit der Thronbesteigung Georg's II. jene vier durch die strahlende Pracht des Klangwesens an das Hallelujah im Messias gemahnenden Krönungsanthems, in welchen wir den Jubel eines ganzen Volkes, dessen aus voller Brust seinem König zujauchzenden Heilruf zu vernehmen glauben. Debora und Athalia wurden 1733 componirt, ihnen folgte 1736 das Alexanderfest. Nicht lange, nachdem unserem Meister die ausschließliche Leitung der italienischen Oper zugefallen, veranstaltete er mit deren Personal in den ihr zur Verfügung stehenden

Digitized by Google

Theaterräumen Oratorien-Aufführungen. Wir finden ihn ferner im Sommer 1733 in Oxford, wo er, einer Einladung der Universität nachkommend, Esther, Debora, Athalia und Acis und Galathea zu Gehör brachte. Von 1737 bis 1740 entstanden das Begräbnißanthem für Königin Caroline, Saul, Israel in Aegypten, die kleine Cäcilienode und l'Allegro, il Pensieroso, ed il Moderato. Hier bricht Chrysander's Biographie ab, die fast den gesammten Stoff zu dieser Skizze geliefert. Indem ich mir für eine spätere Gelegenheit die eingehendere Würdigung des Tondichters und seiner Werke vorbehalte, soll zum Schluß nur noch ein rascher Blick auf den letzten Lebensabschnitt geworfen werden.

Wahrlich, man darf es eine providentielle Fügung nennen, daß Händel schon in jungen Jahren, als er noch die volle Fähigkeit besaß, mit der neuen Heimat geistig zu verwachsen, den seiner kunstgeschichtlichen Sendung einzig entsprechenden Schauplatz betreten. Nicht bei uns, nicht in Italien, allein in England bot sich ihm der Inbegriff aller für den Ausbau des Oratoriums nothwendigen Vorbedingungen dar. Ein germanisches und protestantisches Volk nahm den kerndeutschen, mit der ganzen Kraft und Festigkeit seines starken, treuen Herzens der evangelischen Lehre zugethanen Künstler bei sich auf. Es hatte, wie einst Israel, dessen Ruhm und Preis so viele der gewaltigsten Händelschen Werke künden, für seinen Glauben gelitten, geblutet, ihn heldenmüthig gegen äußere und innere Feinde vertheidigt. Gewiß war auch unseren Voreltern ihr evangelisches Bekenntniß über Alles theuer. Während aber der große Krieg die gesammte deutsche Cultur um Jahrhunderte zurückgeworfen, haben die Religionskämpfe den Wohlstand des englischen Volkes nur wenig geschädigt, seine geistige Kraft erheblich gesteigert. Aufs getreueste spiegelt die Literatur der beiden Nationen diesen Gegensatz wider: „Der für die Sünden der Welt gemarterte und sterbende Jesus aus den vier Evangelisten in gebundener Rede vorgestellt" von Barthold Heinrich Brockes war seiner Zeit ein nicht minder bewundertes und verbreitetes Erbauungsbuch als ein Menschenalter später Klopstock's Messias. Bis zur Unersättlichkeit schwelgten alle weich geschaffenen Seelen in der unsäglich schwülstigen, geschmacklosen, spießbürgerlichen, von Thränen und Blut triefenden Dichtung des Hamburger Rathsherrn. Unter den Vielen, die sie in Musik gesetzt, begegnet uns auch Bach. Er hat ihr einzelne Beiträge zum Text seiner Johannespassion entlehnt, aber die mit rührseliger Grausamkeit in den Wunden des Heilands wühlenden Verse erfuhren dabei mancherlei Veränderungen und zwar, wie Spitta meint, durch den Componisten selbst. Von unermeßlicher Bedeutung war der Umstand, daß Händel sich nicht länger an Poeten von Brockes' Schlage gewiesen sah, daß ein Milton, Dryden und eine ganze Schar ehrenwerther, von so trefflichen Vorbildern angeregter und geschulter Talente nun seiner Töne harrten. Die Sprache, in der sie gedichtet, ist gewiß arm an Wohllaut und fügt sich mit ihren trüben Vocalen, ihren stumpfen, verkrüppelten Consonanten nur widerwillig dem Munde der Sänger. Dieser Mangel wurde jedoch reichlich aufgewogen durch den gesunden, von Kraft und Leben strotzenden, der Phantasie des Componisten breitesten Spielraum gewährenden Empfindungsgehalt. Was lag viel an der rauhen Schale, wenn sie nur einen edlen Kern barg! Wohl lechzt die weit sinnlicher geartete, weit gefallsüchtigere Oper nach süßem, auf der Zunge schmelzendem Wortklang. Anders aber das Oratorium, das nicht im Fleische, sondern im Geiste wandelt. Auf dem dürren Stamme der durch und durch conventionellen italienischen Poesie oder der damals in Deutschland dem Musiker sich darbietenden erbaulichen und beschaulichen Dichtungen wären nimmermehr Früchte gewachsen wie das Alexanderfest, Israel, der Messias.

Jeder Künstler bedarf eines seiner Gaben gewärtigen, deren Sinn und Bedeutung verstehenden oder wenigstens ahnenden Publikums. Nur in England konnte Händel ein solches um sich versammeln, bloß hier war günstiger Boden für die von ihm nach seinem Bruch mit der Bühne alljährlich zumeist in der Fastenzeit veranstalteten großen Oratorienconcerte, an denen er sich als Dirigent, Componist und Virtuose betheiligte. Gewöhnlich vor dem Schlußchor pflegte er einen längeren Orgelvortrag einzuschalten. Die

Digitized by Google

höchste Bethätigung schöpferischen Vermögens fiel bei ihm wie bei Gluck und Haydn in den Herbst des Lebens. Sechsundfünfzig Jahre alt, hat er der Welt den Messias geschenkt, der den 22. August begonnen, den 14. Sept. 1741 vollendet, also in der unglaublich kurzen Frist von drei Wochen geschrieben wurde. Weiterhin folgten noch Samson 1741, Semele, Dettinger Te-Deum 1743, Herakles, Belsazar 1744, Gelegenheits-Oratorium, Joseph, Judas Makkabäus 1746, Josua, Alexander Balus 1747, Salomo, Susanna 1748, Theodora 1749, die Wahl des Herakles 1750, Jephtha 1751, Sieg der Zeit und Wahrheit (letzte Bearbeitung) 1757. Die Oratorienconcerte bürgerten sich nur sehr allmählich im englischen Musikleben ein. Dem scheinheiligen Eifer galten sie für sabbathschänderische Lustbarkeiten, die keine christliche Obrigkeit dulden dürfe. Als wiederholte Aufführungen des Israel und Allegro wenig eingebracht, fand sich ein Verehrer des Meisters veranlaßt, zu dessen vermeintlichem Besten in der Tagespresse das Wort zu ergreifen. In dem an das Publikum gerichteten, den 4. April 1741 datirten Bettelbrief heißt es u. A.: „Sollen wir ihn so gänzlich verlassen, daß er Noth litte in einem Lande, dem er so lange diente? Es kann nicht sein! Und wenn wir nicht für ihn sorgen wollen, so laßt uns doch an uns selber denken und bemüht sein, unseren lange besessenen Ruf in der gebildeten Welt zu bewahren; und wenn Alter oder Kränklichkeit, wenn selbst ein Stolz, der so unzertrennlich von Mannesgröße zu sein pflegt, beleidigt hat, laßt es uns übersehen gleich den Flecken in der Sonne. Ich möchte wünschen, ich könnte im Stande sein, diejenigen Herren, welche sich durch irgend etwas in dem Betragen dieses großen Mannes beleidigt fühlen (denn ein großer Mann in der musikalischen Welt bleibt er, was auch seine Mißgeschicke nun zu spät dagegen sagen mögen), ich möchte wünschen, sage ich, diese Männer bereden zu können, ihm wieder ihre Gunst zu schenken und ihn von der grausamen Verfolgung jener kleinen Wichte zu befreien, welche, das Mißvergnügen dieser Vornehmen benutzend, selbst die Zettel zu seinen Vorstellungen wieder herunterreißen, unmittelbar nachdem er sie angeklebt hat, und noch tausend andere kleine gehässige Streiche ausführen, um ihm Beleidigung und Schaden zuzufügen. Möge die Oeffentlichkeit Sorge tragen, daß er nicht Noth leide: dies wäre eine unverzeihliche Undankbarkeit." Wie schwer mußten derlei unberufene Freundschaftsdienste den stolzen, seines Werthes vollauf bewußten Künstler demüthigen. Er hat indessen tapfer ausgehalten und ist aus dem Kampf als rühmgekrönter Sieger hervorgegangen. Dublin, von wo er, mit Gold und Lorbeeren überhäuft, den 13. August 1742 nach neunmonatlicher Abwesenheit heimgekehrt, scheint die Wiege seines neuen Glücks gewesen zu sein. Die Oratorienconcerte wurden nun auch in London fashionabel und, Dank dem allmächtigen Zauber dieses Wortes, ein Sammelpunkt für die Aristokratie der Geburt, des Besitzes und der Bildung. König Georg II. pflegte nie in ihnen zu fehlen. Von seinem Nachfolger wird aber berichtet, daß er in einer 1784 veranstalteten Aufführung des Messias bei den Klängen des Hallelujah wie vor einer himmlischen Erscheinung auf die Kniee gesunken, während das ganze Auditorium desgleichen that. Bis zu dieser Stunde ist in den drei vereinigten Königreichen der Händel-Cultus ein Theil der Landesreligion. Nicht geringere Ehren, als wir Shakespeare erweisen, genießt der deutsche Meister jenseit des Canals. Er ist der Held der sogenannten Monstreconcerte im Krystallpalast und in Exeter-Hall, der großen Musikfeste zu Birmingham, Manchester und Dublin. Seine Werke bilden den Hauptbestand des Repertoires, nach Tausenden zählen oft die zum Vortrag aufgebotenen Sänger und Spieler.

Händel's Charakter entsprach seiner äußeren Erscheinung. In dem athletischen Körper wohnte ein eiserner, auf jeden Kampf mit Menschen und Dingen gerüsteter Wille. Die unbeugsame Energie, von der dies Künstlerleben durchweg Zeugniß ablegt, sie bildet auch in den Schöpfungen des Tondichters den fest und stetig hervortretenden Grundzug. Ihr verdankte einst der Knabe, daß ihm der Verkehr mit den geliebten Tönen gestattet worden. Sie befähigte den Jüngling, sich, lediglich auf die eigene Kraft gestellt, seinen Weg zu

Digitized by Google

bahnen, beschützte ihn vor den Ueberredungskünsten bekehrungseifriger Cardinäle und vor den Liebesnetzen verführerischer Sängerinnen; dieselbe unbeugsame Energie hat endlich den streitbaren Meister durch Unverstand, Verblendung und Bosheit rings um ihn her zu dem ihm vorgesteckten Ziele geleitet. Allgemein bekannt und gefürchtet waren seine gewaltigen Zornausbrüche. Wir haben gesehen, wie schnell er widerspenstige Primadonnen zu zähmen verstand. Als Carestini sich in den Sinn kommen ließ, die ihm zugewiesene Arie Verdi prati zurückzuschicken, weil sie seiner Stimme nicht zusage, stürzte der Componist in die Wohnung des Castraten und donnerte ihn mit den Worten an: „Sie Esel; weiß ich nicht besser, was Ihnen frommt!“ Beim Probiren eines eben zu Papier gebrachten Tonstücks wollte der Verfasser des Textes die Musik, die nach seiner Meinung den Worten nicht entspräche, geändert haben. „Meine Musik soll nichts taugen? Ich sage dir, sie ist gut, ist sehr gut — deine Worte taugen nichts — gehe hin und mach bessere Worte zu meiner Musik!“ lautete die ingrimmige Erwiderung. Burney, der eine Zeit lang in dem von Händel geleiteten Orchester mitgeigt, erzählt: „Die Stimme, mit welcher er am Schlusse einer Arie Chorus! zu rufen pflegte, war wirklich fürchterlich; und bei den Proben seiner Oratorien pflegte er sehr heftig zu werden, wenn der Prinz und die Prinzessin von Wales nicht zu rechter Zeit in den Musiksaal traten; doch so groß war die Verehrung, mit welcher Se. königl. Hoheit ihn behandelte, daß man den Prinzen, indem er zugab, Händel habe Grund gehabt, sich zu beschweren, äußern hörte: Wirklich, es ist hart, diese armen Leute (er meinte die Spieler) so lange vom Stundengeben und anderen Geschäften abgehalten zu haben. Wenn aber die Ehrendamen oder sonstige weibliche Begleiter des Hofes während der Aufführung plauderten, so fürchte ich, daß der moderne Timotheus nicht bloß fluchte, sondern auch Namen rief; doch die Prinzessin von Wales pflegte dann mit gewohnter Milde und Sanftmuth zu sagen: Still, still! Händel ist böse. Die harmonische Vereinigung wunderbarer Geistes- und Körperkräfte, welche seine imposante Persönlichkeit bildete, verlieh einem solchen Auftreten erst den rechten Nachdruck und bei allem Ungewöhnlichen eine maßvolle Würde. Seine Körperkraft war so groß, daß er stundenlang mit gekoppelter Orgel spielen konnte. Seine spätere Corpulenz gab seinem Ansehen zwar etwas Bärenhaftes, was in Witzen und Spottbildern ausgebeutet wurde, scheint aber seinem Spiele nicht im mindesten hinderlich gewesen zu sein.“

Händel ist gleich Beethoven unvermählt gestorben. Es heißt, er hätte das Herz von mehr als einer unter seinen Schülerinnen, insgesammt vornehmen Damen, sich gewonnen, die von beiden Theilen beabsichtigte Ehe wäre aber jedesmal an äußeren Hindernissen gescheitert. Von seiner wahrscheinlich sehr ausgebreiteten Correspondenz — er bediente sich bei ihr in der Regel der französischen Sprache — sind uns nur wenige Blätter erhalten, die durchweg den Stempel geschäftsmäßiger Trockenheit und steifster, gemessenster Höflichkeit tragen. Man soll aber darum nicht glauben, daß er bloß in Tönen zu denken und zu reden verstanden. Die Biographen haben eine Menge geflügelter Worte von ihm aufbewahrt, wie sie nur dem schlagfertigsten Humor zu Gebote stehen. Geistreiche Briefe gehörten in jener Zeit noch nicht zum guten Ton. Wer auf seine persönliche Würde etwas hielt, beobachtete im schriftlichen Verkehr die strengste Förmlichkeit und sandte, die Perücke stets auf dem Haupt, selbst den nächsten Freunden und Verwandten seine Grüße. Außer der Muttersprache, der in seinem Munde der breite sächsische Dialekt anhaftete, waren dem Meister das Lateinische, Italienische und Englische geläufig. Im Gegensatz zur Mehrzahl der Berufsgenossen, Liebhaber und Kenner der bildenden Künste umgab er sich mit deren Schöpfungen. Manches werthvolle Gemälde brachte er von seinen italienischen Reisen heim, deren letzte in das Jahr 1733 fiel. Er wußte einen guten Trunk nach Gebühr zu würdigen, war auch den Freuden der Tafel nicht abhold. Die Zeitgenossen schildern ihn als vollendeten Gentleman sowohl in seinem äußeren Auftreten wie in seiner ganzen Denk- und Handlungsweise. In allen geschäftlichen Angelegenheiten verfuhr er mit großer

Digitized by Google

Umsicht und Klugheit. Während gerade so vielen hervorragenden Musikern die Gabe versagt geblieben, ein Vermögen zu sammeln und zu erhalten, ist er zu ansehnlichem Wohlstande gelangt. Dennoch hing sein Herz nicht am Golde, die Kunst war ihm stets letzter und höchster Zweck. Zu dem Wesen dieser vornehmen, in jedem Betracht groß angelegten Natur gehörte auch eine seltene Uneigennützigkeit. Als er 1717 die Vaterstadt wiedersah, nahm er sich aufs hülfreichste Zachau's darbender Wittwe an. Den Verein für die Unterstützung armer Musiker und das Findlingshospital in London darf man seine Pflegekinder nennen. Er hat beiden selbst in sorgenschweren Tagen beträchtliche Summen zugewandt, durch drei Concerte den Grund zum Gedeihen des einen gelegt, ihn auch letztwillig mit tausend Pfund bedacht und zum Besten des anderen alljährlich den Messias aufgeführt. Von der echten Frömmigkeit Händel's, der Stärke seines religiösen Gefühls ist wiederholt die Rede gewesen. In der heiligen Schrift wußte er sich so gründlich bewandert, daß er die von den Bischöfen ihm übersandten Worte zu den Krönungsanthems mit der Erklärung ablehnen durfte: „Ich habe meine Bibel wohl gelesen und werde für mich selbst wählen." Auch die Zusammenstellung des Messias-Textes soll von ihm herrühren.

Samson's Klage: „O süßes Licht! wie härmt mich dein Verlust," gehört zu den schönsten Gesängen in dem Oratorium, welches diesen Namen trägt. Das uns durch die Töne des Meisters so ergreifend vor die Seele gebrachte Schicksal hat später ihn selbst getroffen; er ist gleich Bach in den letzten Lebensjahren erblindet gewesen. Still und gefaßt trug er die Heimsuchung, die nicht einmal seiner rastlosen Thätigkeit ein Ziel zu setzen vermochte. Er änderte und besserte unermüdlich an den in den Oratorienconcerten aufgeführten Werken, wobei ihm sein Famulus Schmidt zur Hand ging, ist auch noch häufig als Orgelvirtuose vor dem Publikum erschienen. Stets harrte dieses mit athemloser Spannung des Augenblicks, da der greise Meister, gewöhnlich von einem Knaben geleitet, die zu dem königlichen Instrument emporführenden Stufen hinanschritt. Die Zeitgenossen sprechen von Händel's Orgelspiel nur in den überschwänglichsten Ausdrücken, namentlich waren seine genialen Improvisationen weit und breit berühmt als höchste Wunder der Stegreifkunst. Der große Thomaner Cantor ist der Einzige gewesen, der es ihm hierin gleich gethan, ihn vielleicht noch überragt hat. „Insbesondere (sagt der kundige Mattheson) geht wohl Händeln so leicht keiner im Orgelspielen über; es müßte Bach in Leipzig sein." Den 13., nach Anderen den 14. April 1759 schloß der nunmehr Vierundsiebzigjährige für immer die schon lange vorher umnachteten Augen. Während Bach so mittellos gestorben, daß zwei seiner Töchter in ihren alten Tagen der öffentlichen Mildthätigkeit anheimfielen, hinterließ Händel ein Vermögen von 20000 Pfund. Ungleich jenem hat er auch die Freude erlebt, einen beträchtlichen Theil seiner Compositionen im Stich erscheinen zu sehen. Die letzte mit seinem marmornen Standbild geschmückte Ruhestätte ward ihm in Westminster bereitet, der nationalen Ruhmeshalle des englischen Volkes. Die Vaterstadt hat ihm ein von Hermann Heidel ausgeführtes Denkmal errichtet, die Verlagshandlung von Breitkopf & Härtel in Leipzig eine bis jetzt noch nicht zum Abschluß gelangte Gesammtausgabe seiner Werke veröffentlicht.

Ueber Telephonie.

Von

Wilhelm Rollmann.

Wir kamen doch neulich zu Streite,
Und Ihr behauptetet steif und fest,
Nicht reiche der Geist in die Weite;
Die Gegenwart nur,
Die lasse wohl Spur,
Doch Niemand wirk' in die Ferne,
Sogar nicht die himmlischen Sterne.
Nun seht! Soeben ward mir zur Seit'
Der geistige Süßtrank verschüttet,
Und gleich darauf hat er dort hinten so weit
Dem Knaben die Weste zerrüttet."

So der Dichter. Die „Wirkung in die Ferne", von der sein lachender Mund eine Probe giebt, ist, so scheint es, die Losung unserer Tage geworden. Wir sehen und hören, wir schreiben und sprechen aus weiter Ferne, in oft ungemessener Weite. In rascher, ja fast zu rascher Folge mehren sich die sinnreichen Vorrichtungen, die als dienende Geister Schrift und Wort in die Ferne tragen, und schon denkt man daran, dem allzeit gefälligen Leitungsdraht auch die Vermittelung von Bildern anzuvertrauen. Wer will nach den Erfahrungen der letzten Jahre das Problem für unmöglich halten? Das Jagen und Suchen nach neuen Entdeckungen ist zur Leidenschaft geworden, seitdem neben den ruhigen Forschern, die sich durch die Sucht nach Neuem nicht die Freude an ihrer stetigen Arbeit rauben lassen wollen, auch zahlreiche „Erfinder" thätig sind.

Die akustischen Erfindungen, über die ich berichten will, sind in den letzten Jahren gemacht, haben aber trotzdem sich im Verkehrsleben schon ein weites Feld erobert und erregen wegen der scharfsinnigen Verwendung bekannter physikalischer Thatsachen mit Recht allgemeines Interesse.

Der Laut der Stimmen dringt vom Mund zum Ohr, so lange die Erde bewohnt ist; doch haben Jahrtausende vorübergehen müssen, ehe die Culturvölker über das Wie dieser allstündlichen Uebertragung zur Klarheit kamen. Noch Baco schreibt die Fortpflanzung des Schalles in der Luft einer gewissen geistigen Art von Bewegung zu. Die Schwierigkeit des Verständnisses liegt darin, daß man zu unterscheiden hat zwischen der Fortbewegung der Luft, durch welche der Schall nicht getragen wird, und den kleinen sich fortpflanzenden Schwingungen, die sich rasch ausbreiten, aber die bewegten Lufttheilchen an ihrer Stelle lassen. Der zierliche Ring des Rauchers bewegt sich langsam weiter, während die Worte, die erst nachher demselben Munde entflohen, ihm weit vorauseilen. Deshalb fragt auch der als Physiker berühmte Bürgermeister von Magdeburg, Otto v. Guericke: „Wie könnte der Ton durch die Bewegung der Luft fortgepflanzt werden? Finden wir doch, daß diese Bewegung in der stillen Luft besser vor sich geht, als wenn sie vom Winde bewegt wird." Doch will ich nicht verschweigen, daß Guericke zum Theil dadurch zu seiner irrigen Ansicht geführt wurde, weil er aus seinen Versuchen wußte, daß eine Glocke auch in dem leeren Raume der Luftpumpe noch

Digitized by Google

hörbar sei, ein Resultat, dessen Ursprung in der Unvollkommenheit seines Apparates gesucht werden muß.

Durch zahlreiche Versuche ist seitdem entschieden, daß die Fortpflanzung des Schalles identisch ist mit dem Weitertragen der Bewegungen des tönenden Körpers durch die Luft oder irgend ein anderes Medium. So viele Schwingungen, als die tönende Saite macht, ebenso viele Wellen erzeugt sie in derselben Zeit in der Luft, die mit einer Geschwindigkeit von 333 m in der Secunde fortschreiten. Im Wasser beträgt diese Geschwindigkeit etwa 1400 und im Eisen 5000 m. Wie schnell das geflügelte Wort aber auch ist, weit reicht sein Flug nicht, denn die nach allen Seiten fortschreitende Wellenbewegung wird eben dadurch sehr rasch geschwächt. Schon auf dreihundert Schritte muß das laute Commando durch Hornsignale ersetzt werden. Nur unter besonders günstigen Umständen, wozu namentlich eine ganz gleichmäßige Dichte der Luft gehört, trägt die letztere den Schall erheblich weiter. Es giebt davon Heinrich W. Klutschack in seiner Schilderung der Schwatka'schen Franklin-Expedition: „Als Eskimo unter den Eskimos", ein auffallendes Beispiel. Auf dem Rückmarsche vom großen Fischflusse nach der Küste der Hudsonsbai hatten die muthigen Wanderer am 3. Januar 1880 eine Durchschnittstemperatur von — 56° C. Klutschack spricht von den Wirkungen dieser intensiven Kälte und sagt unter Anderem: „Die Fortpflanzung der Schallwellen ist bei großer Kälte ebenfalls bemerkenswerth. Auf eine Strecke von drei Meilen (englisch) kann man den Schlitten hören, wie er mit einem knirschenden Tone über das blanke Schneefeld gleitet. Das Bemerkenswertheste ist aber die auffallend reine Atmosphäre. Ein Hügel in einer Entfernung von fünfzehn Meilen, falls er am Horizont sichtbar ist, zeigt seine Umrisse gerade so deutlich und scharf, als wäre er bloß zwei Meilen entfernt." Die letztere Notiz spricht klar für die ruhig gleichmäßige Beschaffenheit der Luft, und gerade diese Gleichartigkeit des Fortpflanzungsmediums, verbunden mit der ebenen Schneefläche, über die der Schall ohne Hindernisse dahinglitt, sind es, die ihn so weit hörbar machten. An anderen Orten gemachte Beobachtungen sprechen dafür. Ich könnte solche von der Rügen'schen Küste anführen, wo Worte, über ruhiges Wasser in nächtlicher Stunde gesprochen, auf zwei bis drei Seemeilen gehört wurden. Bei Tage stört oft ein einziger Sonnenblick die weite Hörbarkeit der akustischen Signale, welche bei bedecktem Himmel gut vernommen wurden. Die Erwärmung durch Sonnenstrahlen bringt eben locale Veränderungen in der Dichte der Luft hervor, stört also deren gleichmäßige Beschaffenheit und damit das Fortschreiten der Schallwellen.

Daß auch im Wasser der Schall weit getragen wird, haben die classischen Versuche von Colladon und Sturm erwiesen. Durch die ganze Breite des Genfer Sees zwischen Thonon und Rolle konnten sie den Ton einer im Wasser angeschlagenen Glocke mit einem gleichfalls ins Wasser tauchenden Hörrohre auf 14000 m deutlich vernehmen.

Will man jedoch die Schallwellen möglichst ungeschwächt versenden, so folgt man am besten dem Beispiele Biot's, der als Erster constatirte, daß die Verhinderung der Ausbreitung der Schallwellen ein wirksames Mittel sei, die Sprache weit zu tragen. Durch einen Röhrenstrang von 3000 Fuß Länge konnte man die an dem einen Ende leise gesprochenen Worte am anderen deutlich vernehmen. Daß dies Mittel der Communication seitdem vielfach angewendet ist, weiß Jeder.

Da durch feste Körper der Schall besser geleitet wird als durch Luft, so ist es vortheilhaft, die Röhre durch einen Eisendraht zu ersetzen, wenn sich ein Anlegen desselben an feste Körper vermeiden läßt. Durch einen 600 m langen, straff ausgespannten Draht, dessen beide Enden an Resonanzböden — Cigarrenkasten — befestigt waren, konnte Weinhold in Chemnitz Worte, die halblaut gegen den einen Resonanzkasten gesprochen waren, am anderen deutlich vernehmen. Die Resonanzböden können auch durch gespannte Membranen ersetzt werden, die durch einen leichten Faden oder dünnen Draht verbunden sind. Der Faden kann dabei an beliebig vielen Punkten von elastischen Fäden getragen werden, kann auch Winkel bilden, wenn man ihn nur in den Ecken wieder elastisch befestigt. Frei-

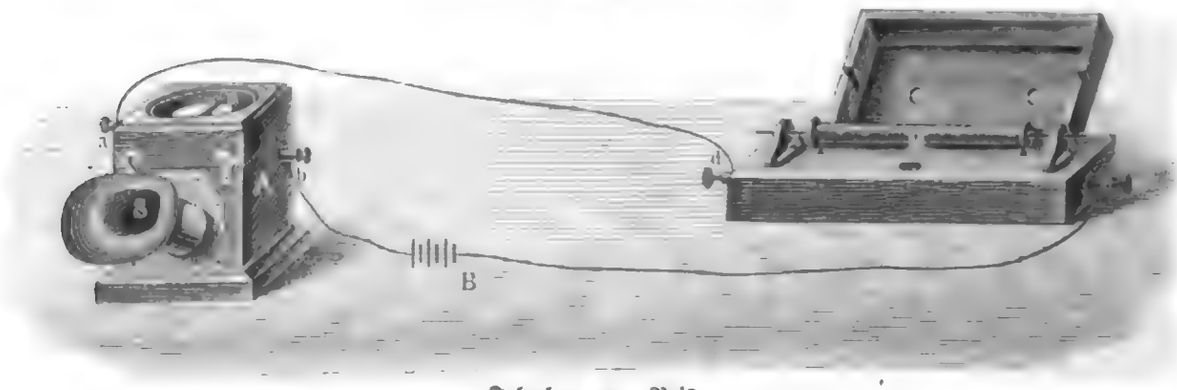
Digitized by Google

lich trägt dies „Fadentelephon" nicht weit, wird auch durch Wind und Wetter leicht gestört und hat deshalb keinen Eingang in die Praxis gefunden; aber es ist dadurch in hohem Grade interessant, daß es uns zeigt, wie gespannte Membranen im Stande sind, alle Schwingungen fast vollkommen aufzunehmen und andererseits die Laute und Geräusche der Sprache wieder hervorzubringen, wenn sie auf mechanische Weise in Schwingungen versetzt werden. Das Fadentelephon überträgt die tonlose Flüstersprache, das elektrische Telephon vermag das nicht.

Aus allem bisher Angeführten geht indeß hervor, daß die Schallwellen nur eine relativ geringe Fernwirkung haben. Dabei ist ihre Fortpflanzung unzuverlässig. Freilich wurde das Bombardement von Kopenhagen am 2. und 5. Sept. 1807 in Kolberg gehört, das heißt in einem Abstande von 38 Meilen; ein andermal aber war es unmöglich, Signalschüsse in einer Entfernung von einem Kilometer zu vernehmen. Es war also nothwendig, daß ebenso, wie einst der optische Telegraph dem elektrischen weichen mußte, die weit langsameren Schallschwingungen Hülfe beim galvanischen Strome suchten.

Der Erste, welcher diesen Weg betrat und das Problem, wenn auch in eingeschränkter Weise, löste, war der 1874 gestorbene Lehrer Friedrich Reis in Friedrichsdorf bei Frankfurt am Main. Am 26. October 1861 zeigte er der physikalischen Gesellschaft zu Frankfurt seinen Apparat vor. Dies Reis'sche Telephon besteht aus einem Absender und einem Empfänger, welche beide in den Stromkreis einer galvanischen Batterie eingeschaltet sind. Der Absender empfängt die zu übermittelnden Töne und der in einem entfernteren Raume aufgestellte Empfänger reproducirt dieselben. Figur 1 und 2 zeigen den Apparat in ein viertel Größe. Der Absender ist ein würfelförmiger Kasten von Holz, in dessen vorderer Wand der Schalltrichter S eingesetzt ist. Der Deckel des Kastens ist kreisförmig durchbrochen und diese Oeffnung mit einer straff gespannten Blase geschlossen. Auf der Mitte dieser Membran ist ein Platinplättchen festgekittet (der Durchschnitt des Deckels, Fig. 2, zeigt dies deutlicher). Durch einen dünnen Kupferstreifen steht das Platinplättchen mit der Klemmschraube a in leitender Verbindung. Ueber der Membran ruht ein leichter Winkel von Blech i g h. Bei g berührt er mit einem Platinstift das Plättchen p; bei i taucht er mit einem zweiten Platinstift in ein Quecksilbernäpfchen k, das seinerseits mit der Klemmschraube b in Verbindung steht. Das Ende h ist durchbohrt und wird mittelst einer durchgehenden Spitze l gegen Verschiebung geschützt. Legt man nun den Mund an den Schalltrichter S und singt hinein, so wird durch die Schallwellen die Membran in Schwingungen versetzt. Hebt sie sich infolge einer Luftverdichtung, so wird auch der Platinstift mitgehoben, senkt sie sich dagegen, so kann ihrer raschen Bewegung der Stift nicht sofort folgen, es entsteht also eine Unterbrechung des von der Batterie B ausgehenden Stromes; solche Unterbrechungen müssen selbstverständlich den Schwingungen der Mem-

Fig. 1.



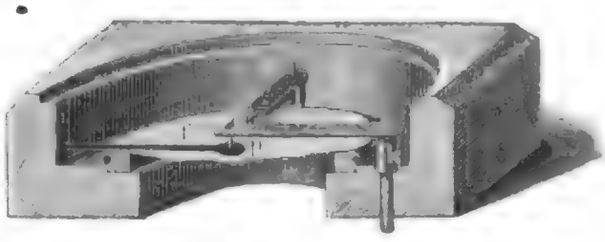
Telephon von Reis.

Digitized by Google

bran ſtets gleichzeitig ſein. Der Apparat bietet alſo ein Mittel, den von der Batterie B kommenden Strom iſochron mit den Schwingungen der geſungenen Töne zu unterbrechen. Von der Batterie und der Klemme a wird nun der Leitungsdraht zu der Empfangsſtation geleitet, wo er den dort aufgeſtellten Apparat durchläuft, der die pulſatoriſchen ſich raſch folgenden Ströme wieder in Schall verwandelt. Der Empfänger iſt ein Elektromagnet, deſſen Eiſenkern von der Größe einer Stricknadel iſt. Die mit Kupferdraht umwickelte Rolle M, welche ihn umgiebt, iſt auf einem Reſonanzkaſten befeſtigt, der zur Verſtärkung des Schalles mit einem Deckel geſchloſſen werden kann. Die Drahtenden der Rolle führen zu den Klemmſchrauben d und e, in welchen die vom Abſender kommenden Leitungsdrähte befeſtigt werden. — Wenn nun ein continuirlicher Strom den Empfänger durchläuft, ſo iſt der Eiſenſtab magnetiſirt, Töne hört man dann aber nicht. Wird dagegen in den Schalltrichter geſungen, ſo wird, wie oben gezeigt, der galvaniſche Strom intermittirend; der Magnetismus des Eiſenkerns vergeht und entſteht wieder gleichzeitig mit dem Strome, und bei jedem dieſer beiden Vorgänge läßt der Elektromagnet einen leiſen, trockenen Ton hören, der ſich zuſammenſetzt aus dem Longitudinalton des Stäbchens und einem klirrenden Geräuſch. Da nun beim Singen die pulſatoriſchen Ströme in raſcher Folge auftreten, ſo ſetzen ſich die einzelnen ſchwachen Geräuſche im Elektromagneten zu einem Tone zuſammen, der dem einer Kindertrompete gleicht. Die geſungene Melodie giebt der Empfänger ſehr deutlich wieder, Worte hört man in derſelben nicht, und noch weniger iſt es möglich, geſprochene Worte zu übertragen. Es erſcheint auffallend, daß ein und derſelbe Longitudinalton des Eiſenſtäbchens im Stande iſt, hohe und tiefe Töne hervorzubringen, doch muß man bedenken, daß nur die verſchieden raſche Folge der Impulſe es iſt, welche die Höhe eines Tones bedingt, nicht aber der Eigenton des einzelnen Stoßes. Letzterer hat ſicher Einfluß auf die Klangfarbe, nicht aber auf die Höhe des Tones.

Die Urſache des galvaniſchen Tönens iſt ſo gedeutet. Im unmagnetiſchen Eiſen ſind ſchon alle einzelnen Moleküle Magnete, aber ihre magnetiſchen Achſen liegen nach den verſchiedenſten Richtungen durch einander, ſo daß ſie eine Geſammtwirkung nach außen nicht ausüben können. Wird nun ein ſolches Eiſen von einem galvaniſchen Strome in vielen Windungen umfloſſen, ſo richtet derſelbe die Achſen aller Molekularmagnete einander parallel, und es iſt nun der Stab ein Magnet. Beim Verſchwinden des Stromes hört dieſer Parallelismus der kleinen Magnetachſen wieder auf. Mit dieſer Erklärung ſtimmt die Thatſache überein, daß ein Eiſenſtab beim Magnetiſiren länger wird und beim Aufhören des Magnetismus ſich wieder verkürzt.

Fig. 2.



Telephon von Reis; Durchſchnitt des Deckels.

Reis' Telephon hat durch den Erfinder ſelbſt und auch durch Andere einige Verbeſſerungen erfahren, die es fähig machten, auch Worte zu übertragen, aber nur in mangelhafter Weiſe. Reis erreichte dies zum Theil dadurch, daß er das galvaniſche Tönen durch die Stöße eines Ankers erſetzte, der vor einem Elektromagnet leicht beweglich aufgehängt war. Jedes Pulſiren des Stromes bewirkte ein Anziehen des Ankers, alſo einen hörbaren Schlag, der lauter war als der Ton des Eiſenkerns. Die einzelnen Schläge des Ankers gaben in ihrer mehr oder minder raſchen Folge höhere oder tiefere Töne.

Eine praktiſche Verwendung hat dies Telephon nicht gefunden, es verblieb in den phyſikaliſchen Cabineten, denen es ein intereſſanter Apparat für die mehrfache Umwandlung von Kräften war. Der ſchöne Gedanke von Reis lebte aber fort, arbeitete fruchtbringend weiter in vielen Köpfen und wurde die Grundlage für ſpätere Unterſuchungen und Erfindungen im Gebiete des Fernſprechens.

Der Erſte, dem es gelang, das Ei des

Digitized by Google

Columbus auf die Spitze zu stellen, war A. Graham Bell in Boston, ein geborener Schotte aus Edinburgh, der seit etwa zehn Jahren in den Vereinigten Staaten lebt. Als Taubstummenlehrer beschäftigte er sich mit akustischen Versuchen. Die Untersuchungen von Helmholtz über das Wesen der Tonfarben führten ihn zu dem Schlusse, daß, wenn durch einen galvanischen Strom Töne übermittelt werden sollten, ihre Höhe, Fülle und Klangfarbe nur dadurch erreicht werden könne, daß die Stärke des Stromes zu- und abnehme wie die Bewegung der Lufttheilchen oder des tönenden Körpers. Solche Ströme nannte Bell undulatorische, wellenartige, im Gegensatze zu den intermittirenden, die in Reis' Telephon thätig sind. Der undulatorische Strom nimmt also den Schallwellen analog allmählich an Stärke zu und ab, er tritt nicht plötzlich in ganzer Stärke auf, um dann ebenso zu verschwinden wie der intermittirende Strom.

Wie es scheint, begann Bell im Jahre 1872 seine Versuche, und im Mai 1877 stellte er das heutige Telephon her. Es war das eine lange, mühevolle Arbeit, die Bell mit eisernem Fleiße durchführte, bis der Erfolg seine Anstrengung krönte. Wir können nicht den Weg des Erfinders verfolgen, sondern halten uns an das vollendete Werk: das Telephon, wie es im Wesentlichen noch jetzt überall gebraucht wird. Geber und Empfänger desselben sind völlig gleich, ein Vorzug, der sogleich in die Augen springt. Ein zweiter Vortheil ist der, daß eine galvanische Batterie nicht gebraucht wird. Bevor ich aber den Apparat beschreibe, ist es nöthig, einiger physikalischer Thatsachen kurz zu gedenken.

Nähert man dem Pole eines Magneten ein Stückchen Eisen, so wird dasselbe desto stärker magnetisch, je mehr es sich dem Magnetpole nähert; es wirkt aber seinerseits auch auf den Magneten ein und verstärkt dessen Magnetismus. Der umgekehrte Vorgang hat statt, wenn man das Eisenstückchen wieder entfernt. Nun denken wir uns auf den Magnetpol eine Rolle geschoben, die aus vielen Windungen eines feinen Kupferdrahtes besteht. Die freien Enden des Drahtes sollen mit einander in Verbindung stehen. Wiederholt man nun den Versuch mit dem Nähern und Entfernen des Eisenstückchens, so wird jede Verstärkung des Magnetismus in dem Drahte einen galvanischen Strom erzeugen, der mit wachsender Intensität so lange fließt, als die Annäherung dauert, bei der Entfernung des Eisens aber an Stärke wieder abnimmt bis zum Verschwinden. Das ist der undulatorische Strom, welcher in Bell's Telephon wirksam ist.

Figur 3 zeigt den Längsschnitt des kleinen Instrumentes, welches etwa 10 bis 15 cm Länge hat. Der Holzcylinder, welcher die wirkenden Theile des Apparates umschließt, ist der Länge nach durchbohrt, und in dieser Durchbohrung liegt der Magnetstab f. Auf sein oberes Ende ist eine kleine Rolle geschoben, die mit isolirtem feinem Kupferdraht umwickelt ist, dessen Enden g und h zu den Klemmschrauben i und k führen. Das untere Ende des Magneten ist mit der Schraube u am Gehäuse befestigt. Dicht über dem Magneten ist eine dünne runde Eisenmembrana eingeklemmt, welche beim Telephoniren abwechselnd als Trommelfell und Kehlkopf functionirt. Das Mundstück b hält diese Membran und hat eine Oeffnung von etwa 2 cm, durch die man auf die Membran sieht. Die von den Klemmen i und k ausgehenden Leitungsdrähte führen zu einem zweiten Telephon, welches dem abgebildeten in Allem gleich ist. Spricht man nun gegen das Mundstück, so geräth die Membran in Schwingungen, d. h. sie nähert und entfernt sich abwechselnd vom Magneten und erzeugt dadurch die eben besprochenen Inductionsströme, welche, da beide Telephone in demselben Leitungskreise enthalten sind, auch die Rolle des Empfängers durchlaufen und abwechselnd den Magnetismus seines Magneten verstärken und schwächen. Dadurch wird aber die Eisenmembran des Empfängers ebenfalls in Schwingungen versetzt, die sich der Luft des Schalltrichters mittheilen und als Töne und Worte gehört werden. Die Schwingungen der Membranen beider Apparate müssen nicht nur an Zahl gleich sein, sondern auch in ihrer Weite (Größe) in gleichem Verhältniß zu einander stehen. Höhe und Klangfarbe der Töne werden deshalb genau reproducirt, so daß man nicht nur die Worte deutlich versteht,

Digitized by Google

ſondern auch eine bekannte Stimme ſofort wiedererkennt.

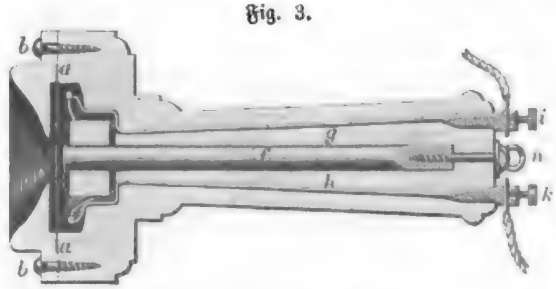
Wie überraſchend die geiſterhafte Wirkung des Fernſprechers für Jeden iſt, der ihn zum erſten Mal ans Ohr legt, zeigt folgende harmloſe kleine Geſchichte. Ein Stralſunder Kaufmann beſitzt eine Telephonleitung von ſeinem Comptoir in der Stadt zum Lager am Hafen. Eines Tages beſucht ihn Herr Krüger, und da eben telephoniſch verhandelt wird, wünſcht er einen Verſuch zu machen. Er weiß, daß der Sohn des Hauſes ſich auf der Hafenſtation befindet, und vertraut daher dem metallenen Trommelfell in der Sprache Fritz Reuter's die Worte an: „Gun Morrn, Korl!“ Sofort antwortet das Telephon: „Guten Morgen, Onkel Krüger!“ — „Dunner! Woans weit dei Jung, dat ik hir bün?“ ruft unter allgemeiner Heiterkeit der Onkel.

Wenn nun auch die Eiſenmembran im Stande iſt, die Töne der Sprache treu wiederzugeben, ſo vermag ſie nicht dasſelbe bei den Sprachgeräuſchen. Deshalb werden durch das Telephon die geſprochenen Worte klangreicher, und auch der Geſang klingt weicher und tonreicher, als wenn er direct gehört wird. Siemens konnte mit dem oben erwähnten Fadentelephon das Ticken einer Taſchenuhr durch einen 20 m langen Faden noch deutlich hören, wenn die Uhr 8 cm vom Schallbecher entfernt war. Direct war die Uhr noch in 130 cm Abſtand hörbar. Daraus berechnet ſich, daß das Fadentelephon $^1/_{260}$ der Schallſtärke übertrug. Ein empfindliches elektriſches Telephon übertrug das Ticken der Uhr gar nicht, ebenſowenig die tonloſe Flüſterſtimme und kaum merkbar den Schlag zweier Eiſenſtücke gegen einander. Alle dieſe Geräuſche bringen ſchnelle, unregelmäßige Schwingungen hervor, gegen welche die Eiſenmembran unempfindlich iſt.

Trotz der deutlichen Hörbarkeit der vom Telephon übermittelten Töne iſt ihre Stärke doch nur ſehr gering. Bei einem Verſuche, welchen Siemens mit einer Spieldoſe anſtellte, übertrug das Telephon im günſtigſten Falle etwa $^1/_{10000}$ der aufgenommenen Schallſtärke. Nur die außerordentliche Empfindlichkeit und der ſehr große Umfang unſeres Hörorganes machen es uns möglich, die leiſe Sprache des Telephons noch zu verſtehen.

Die im Telephon auftretenden inducirten Ströme ſind ungemein ſchwach. Ein italieniſcher Phyſiker, Galileo Ferraris, fand, daß ein Strom von ſolcher Intenſität, um im Telephon einen hörbaren Ton hervorzurufen, faſt neunzehn Jahre gebrauchen würde, um durch Zerſetzung von Waſſer einen Cubikcentimeter Knallgas zu erzeugen. Aehnlich fand Pellat, daß durch die Abkühlung von einem Gramm Waſſer um einen Grad eine hinreichende Kraft entwickelt werden würde, um in einem Telephon 10000 Jahre hindurch einen hörbaren Ton hervorzubringen. Es muß auffallen, daß die laute Stimme nur eine ſo geringe Wirkung hat, aber es iſt zu bedenken, daß bei den wiederholten Umformungen von Bewegungen und Kräften, die beim Telephoniren auftreten, immer ein Verluſt von lebendiger Kraft durch Umwandlung in Wärme ſtatt hat, die für den Zweck des Apparates ohne Wirkung bleibt.

Fig. 3.



Bell's Telephon-Durchſchnitt.

Eines der auffallendſten Momente, welche das Telephon bietet, liegt für den Phyſiker in den Schwingungen der ſtarren Eiſenmembran, welche im Stande iſt, alle Luftſchwingungen, die das Sprechen erzeugt, mitzumachen und alle Töne wiederzugeben. Vor der Erfindung des Telephons hätte man das kaum für möglich gehalten, und auch jetzt noch ſind Form und Verlauf dieſer Schwingungen nur ungenügend bekannt.

Das Eiſenplättchen des Telephons macht nur ſehr kleine Schwingungen, aber

Digitized by Google

auch dann, wenn man die Vibrationen durch Anwendung dünnerer, biegsamerer Membranen bedeutend vergrößert, ist das Auge nicht im Stande, die raschen Bewegungen zu verfolgen. Man hat daher mit gutem Erfolge das Mittel angewendet, durch die tönenden Körper selbst die Schwingungen aufzeichnen zu lassen. Dies Princip der Tonschrift wendet auch Edison bei seinem Phonographen an. Eine Spitze, die auf der Mitte einer gespannten Membran befestigt ist, wird einem Staniolblatte gegenübergestellt, das um einen Cylinder gelegt ist. Rotirt nun der Cylinder und die Platte schwingt, so macht die Spitze Eindrücke in das Staniolblatt, die den Schwingungen entsprechen. In gase mit und die Flamme vibrirt ihnen entsprechend. Durch einen rotirenden Spiegel analysirt man nun die Flamme, das heißt man zieht sie in die Breite und sieht dann einen leuchtenden Zackenstreifen. C in Figur 4 stellt dessen Umrisse für den Vocal a dar, und es ist die Aehnlichkeit mit der darüberstehenden Curve nicht zu verkennen.

Wenn man nun auch durch ein solches Verfahren die Schwingungen der elastischen Platte nachweisen kann, so ist man doch noch weit davon entfernt, zu wissen, in welcher Weise sich die ganze Platte an diesen Bewegungen betheiligt; daß sie das aber bei den verschiedenen Vocalen auch in wesentlich verschiedener

Fig. 4.

Tonschriften.

Figur 4 zeigt die Zeile A die Eindrücke, welche entstehen, wenn der Buchstabe a gegen die Membran gesungen wird. Es ist leicht zu sehen, daß jede Schallwelle dieses Vocales sich aus vier einzelnen Schwingungen zusammensetzt. Läßt man über die Erhöhungen und Vertiefungen dieser Schriftzüge den einen Arm eines leichten Hebels gleiten, während der andere längere Arm mit seiner feinen Spitze auf einer vorbeibewegten berußten Glasplatte schreibt, so wird die Schrift des Phonographen in die Wellenlinie B umgewandelt, die das Profil der Vertiefungen darstellt. Es hat dasselbe große Aehnlichkeit mit den König'schen Flammenbildern für den gleichen Vocal. König leitet in eine kleine Kapsel, die an der einen Seite durch eine Membran geschlossen ist, Leuchtgas. Die Kapsel trägt einen Brenner, dessen Flamme etwa einen Centimeter lang ist. Singt man nun gegen die Membran, so theilen sich deren Schwingungen dem eingeschlossenen Leucht-

Art thun wird, ist wahrscheinlich. — Schon der Hauch des Mundes, den man beim Singen gegen eine reine, spiegelnde Fläche stoßen läßt, bringt für jeden Vocal ein verschiedenes Bild hervor, wie jüngst Guébhard gezeigt hat. Haucht man gegen ein Stückchen Glas, so wird die Oberfläche getrübt wie eine beschlagene Fensterscheibe. Die Untersuchung mit der Loupe zeigt, daß der Ueberzug aus lauter kleinen, neben einander stehenden Wassertröpfchen besteht. Wendet man aber nach Guébhard statt des Glases eine reine Quecksilberfläche an, so setzt sich der Wasserdampf auf dieser nicht tropfenweis ab, sondern fließt in einander und bildet eine zusammenhängende dünne Wasserschicht, die ebenso wie Seifenblasen die schönsten Irisfarben zeigt. Auch auf Glas lassen sich diese prachtvollen Interferenzfarben hervorbringen, wenn man dasselbe vorher so reinigt, daß man mit einem benetzten Seifenstückchen darüber hinstreicht und es dann mit einem

Digitized by

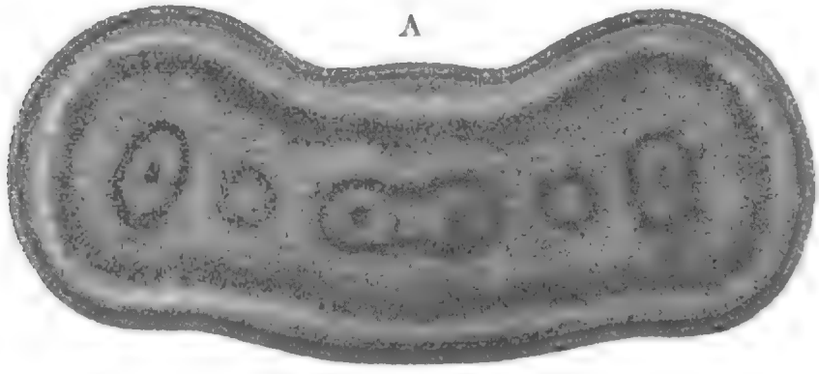
reinen Tuche trocken reibt. Singt man nun gegen die Queckſilber- oder Glasfläche aus einem Abſtande von 3 bis 4 cm wenige Secunden lang ſcharf, aber ohne Anſtrengung, bei möglichſt natürlicher Stellung der Stimmorgane, einen Vocal, ſo erſcheint das aus concentriſchen farbigen Curven beſtehende Hauchbild, deſſen Form für jeden Vocal eine andere iſt.

Figur 5 zeigt, freilich ohne den Reiz der Farben, das Hauchbild des Vocales A. Es iſt hervorſtechend vor allen anderen durch die mehrfachen Centra, die es enthält, ſo daß man eher glauben möchte, der Hauch ſei aus ſechs Röhren gekommen

taucht denſelben in Seifenwaſſer, ſo erhält man ein dünnes, ebenes Häutchen, das ſich empfindlich gegen jeden Ton zeigt. Es erſcheinen beim Singen auf ſeiner Oberfläche die zierlichſten Figuren in Farben. Man ſieht farbige Bänder in regelmäßiger Bewegung, und insbeſondere tritt eine Anzahl kleiner Wirbel auf, die um feſte Centra rotiren. Mach in Prag wies ſchon im Jahre 1873 auf dieſe Häutchen hin als beſonders geeignet zum Studium der Membranſchwingungen. Es kann aber nicht meine Aufgabe ſein, die unendliche Mannigfaltigkeit dieſer Figuren zu verfolgen.

Profeſſor Blake von der Brown-Uni-

Fig. 5.



Hauchbild.

als aus der einen Mundöffnung. Die in Figur 6 enthaltenen Bilder der übrigen Vocale ſind nur ſchematiſch gezeichnet. Man erkennt aber leicht ihre charakteriſtiſchen Verſchiedenheiten.

In welcher Weiſe durch die Stellung der Mundwerkzeuge und namentlich wohl der Zunge die Form der Luftſtröme bedingt wird, iſt noch nicht einleuchtend. Die Conſonanten oder Sprachgeräuſche wird man ſchwerlich auf ſolche Weiſe bildlich darſtellen können, da, wenn es auch gelingen ſollte, das Momentane des Conſonantengeräuſches zu erfaſſen und feſtzuhalten, es doch nicht möglich ſein wird, bei der Ausſprache den Vocal ganz fortzulaſſen.

Ein anderes Mittel, die Schwingungen dünner Membranen zu verfolgen, bietet ſich in den Seifenblaſen. Es kann ſich Jeder davon durch einen leichten Verſuch überzeugen. Schließt man nämlich Daumen und Zeigefinger zu einem Ringe und

verſität in Providence (Rhode-Island) hat die Schwingungen, welche die Eiſenmembran beim Sprechen macht, photographiſch aufgezeichnet. Zu dem Ende ſtellte er vor der Membran einen beweglichen kleinen Spiegel auf, der mit der Membran durch ein Zwiſchenſtäbchen verbunden war. Die Schwingungen des Eiſenplättchens brachten infolge dieſer Anordnung beim Spiegel Drehungen hervor um eine in ſeiner Ebene liegende Achſe. Nun wurde ein Bündel Lichtſtrahlen auf den Spiegel geworfen und nach erfolgter Reflexion durch eine Linſe zu einem leuchtenden Punkte vereinigt, der auf eine photographiſche Platte fiel. Beim Vorbeiziehen der Platte zeichnet der Lichtpunkt auf dieſelbe eine gerade Linie. Spricht man aber gegen die Membran und ſetzt ſie dadurch in Schwingungen, ſo bewegt ſich gleichzeitig der Spiegel, und der Lichtpunkt ſchreibt auf die vorübergezogene empfindliche Platte

zed by Google

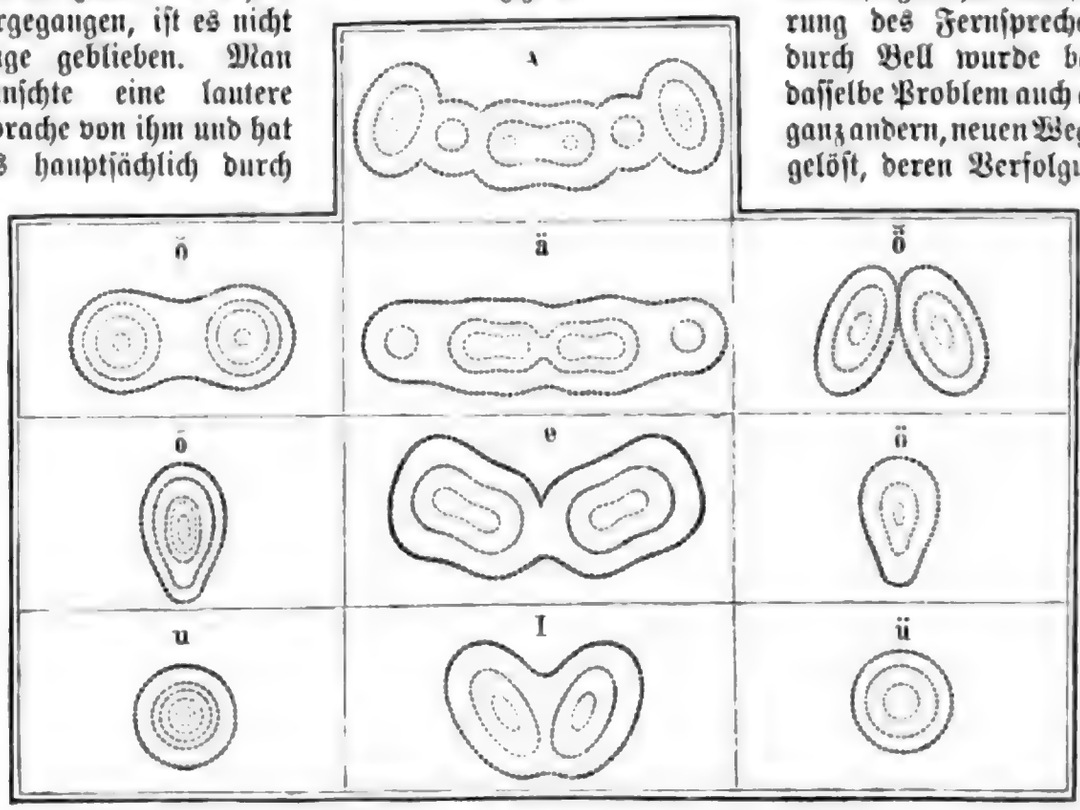
die Tonschrift. Eine Probe dieser Schrift giebt Figur 7.

Das Lesen solcher Phonogramme ist eine Aufgabe der Zukunft. Ebensowenig können wir aus ihnen schon schließen, wie das Stückchen Eisenblech im Telephon es macht, wenn auch leise, doch fast ebenso gut zu singen und zu sprechen wie ein Mensch, der dazu Kehlkopf, Luftröhre, Gaumen, Zunge, Zähne und Lippen gebraucht. Doch:

Wer will denn Alles gleich ergründen,
Sobald der Schnee schmilzt, wird sich's finden.

So, wie das Telephon aus der Hand Bell's hervorgegangen, ist es nicht lange geblieben. Man wünschte eine lautere Sprache von ihm und hat das hauptsächlich durch

Fig. 6.



Umrisse von Hauchbildern.

Verstärkung der Inductionsströme des Magneten erreicht. Zu dem Zwecke hat man dem Magneten die Form einer Stimmgabel oder eines fast geschlossenen Ringes gegeben, oder man hat mehrere Magnete verwendet und zwar immer so, daß die sich nahestehenden Pole der Eisenmembran dicht gegenübergestellt wurden. Da ferner der Magnetismus im weichen Eisen weit beweglicher ist als im Stahl, so befestigte man an den Magnetpolen Schuhe von Eisen, bald massive, bald aus Bündeln dünner Eisendrähte zusammengesetzte. Jeder dieser Schuhe wird nun mit einer Drahtrolle armirt, in denen die Inductionsströme gleiche Richtung haben, sich also addiren. Solche verbesserte Telephone sind hergestellt von Siemens in Berlin, Fein in Stuttgart, Ader in Paris und von vielen Anderen. Um den Empfänger einer Telephonnachricht zu avertiren, hat man auch Rufapparate verschiedener Art ersonnen. Siemens z. B. steckt in die Mündung des Schalltrichters eine kleine Zungenpfeife, deren Ton man im ganzen Zimmer hört. Nach erfolgtem Anruf und Zurückgabe desselben wird die Pfeife entfernt und das Sprechen beginnt. Nach der erfolgreichen Ausführung des Fernsprechens durch Bell wurde bald dasselbe Problem auch auf ganz andern, neuen Wegen gelöst, deren Verfolgung mich aber zu weit führen würde, obschon genug des Interessanten zu berichten wäre.

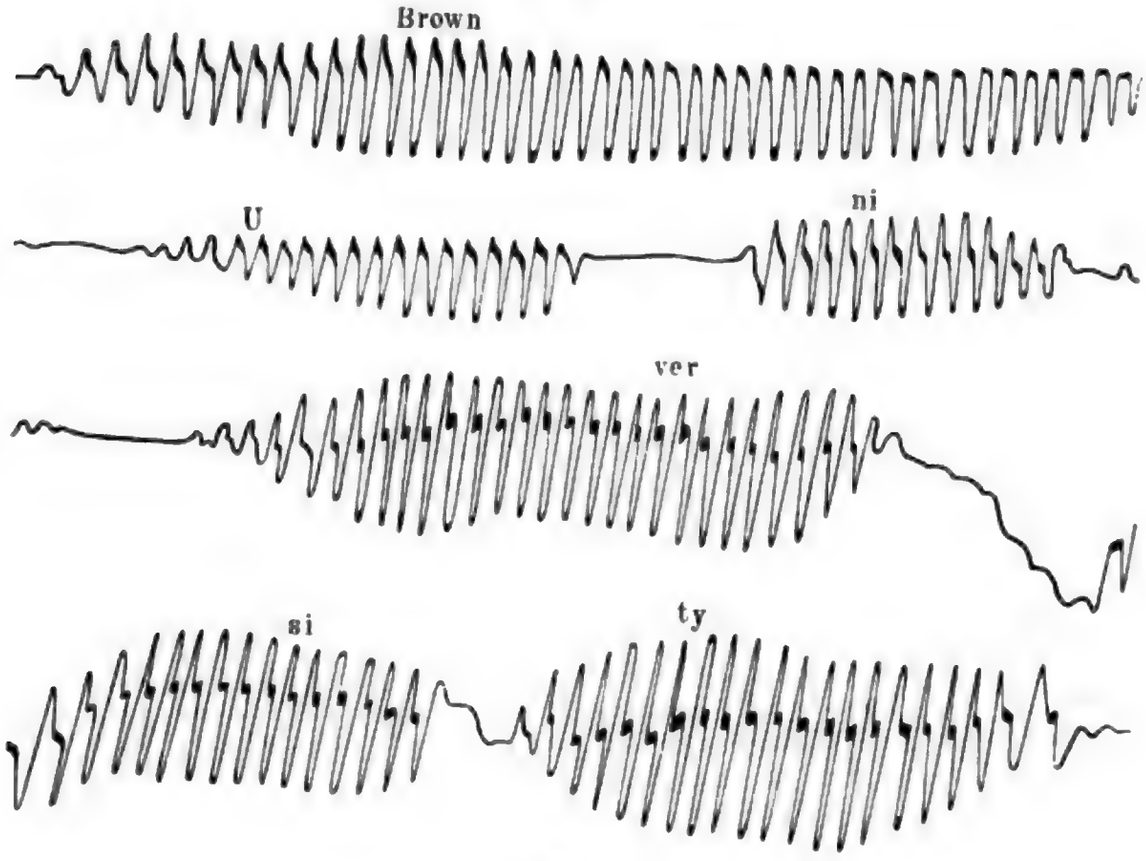
Eine Erfindung indeß darf ich nicht übergehen, weil dieselbe in Verbindung mit Bell's Telephon Erfolge errungen von ungeahnter Tragweite. Ich meine das Mikrophon von R. Lüdtge und Hughes, den Glanzpunkt der elektrischen Ausstellung in Paris.

Figur 8 stellt den Apparat von Hughes in einer seiner einfachsten Formen dar. Zwei Resonanzbrettchen B und D sind unter rechtem Winkel an einander gefügt. An dem senkrechten Brettchen sitzen die beiden Kohlenstückchen C und C_1. Die-

Digitized by Google

ſelben haben, C unten und C_1 oben, koniſche Vertiefungen. In dieſelben iſt das an beiden Enden zugeſpitzte Kohlenſtäbchen A loſe eingefügt. Die Kohlenſtückchen C und C_1 ſtehen mit den Leitungsdrähten E und F in Verbindung, in deren Kreis eine galvaniſche Batterie und ein Telephon eingeſchaltet ſind. Auf der einen Station befinden ſich nun das Mikrophon und die Batterie, auf der zweiten das Telephon. Die urſprüngliche Beſtimmung des Inſtrumentes war, kleinſte Bewegungen hörbar zu machen, daher ſein Name. Legt man z. B. auf das Brettchen D eine Taſchenuhr, ſo hört man auf der weit entfernten zweiten Station durch das Telephon ſehr deutlich ihr Ticken; ja, man kann es hören, wenn mit einem weichen Pinſel über das Reſonanzbrettchen geſtrichen wird oder wenn eine Fliege darüber hinläuft.

Fig. 7.



Tonſchrift.

Singt oder ſpricht man gegen das Reſonanzbrettchen, ſo reproducirt das Telephon alle dem Mikrophon anvertrauten Töne. Die wunderbare Wirkung des kleinen Apparates beruht in der den leiſeſten Bewegungen genau entſprechenden Veränderlichkeit des Contactes zwiſchen den Kohlenſtückchen und der damit zuſammenhängenden Veränderung in der Stärke des Stromes. Hughes ſelbſt charakteriſirt die Wirkung ſeines Inſtrumentchens mit folgenden Worten: „Die Aufgabe, welche das Mikrophon löſt, beſteht darin, in den Schließungsbogen eines elektriſchen Stromes einen Widerſtand einzuſchalten, der ſich ändert in genauer Uebereinſtimmung mit Schallſchwingungen, ſo daß ein undulirender elektriſcher Strom von einer conſtanten Quelle aus entſteht, deſſen Undulationen nach Wellenlänge, Höhe und Form ein genaues Abbild der Schallſchwingungen ſind.“ Das Mikrophon leiſtet alſo in ganz vorzüglicher Weiſe das, was der Unterbrecher von Reis nur unvollkommen ausführte. Die Berührung der Kohlenſtückchen wird infolge ihrer Schwingungen bald loſer, bald inniger, und ebenſo ändert ſich ihre Leitungsfähigkeit für den Strom.

Das Mikrophon erzeugt alſo nicht ſelbſt

galvanische Ströme, sondern ändert, den Tonschwingungen entsprechend, nur deren Stärke und übermittelt diese elektrischen Wellen dem Telephon, durch welches sie hörbar werden. Die weit größere Empfindlichkeit des Mikrophons gegenüber dem Sender von Reis beruht also darin, daß beim Mikrophon keine Unterbrechung, sondern eine Aenderung des Contactes eintritt; dem Telephonsender gegenüber darin, daß dieser selbst elektrische Ströme erzeugen muß, während das Mikrophon nur ihre Stärke ändert.

Um das Mikrophon möglichst für alle Töne empfindlich zu machen, schaltete man statt des einen Kohlenstäbchens deren mehrere in den Stromkreis ein. Die Mikrophone der Pariser Oper, deren Leitungsdrähte nach dem mehrere Kilometer entfernten Industriepalaste, der elektrischen Ausstellung, geführt waren, standen zu beiden Seiten des Souffleurkastens. Um die Erschütterungen des Bodens unschädlich zu machen, hatten sie schwere Bleiplatten mit Gummifüßen als Unterlagen. Jedes dieser Mikrophone bot dem Durchgange des galvanischen Stromes zehn Kohlenstäbchen, die unter einer Resonanzplatte in zwei Reihen angeordnet waren. Den vom Mikrophon aufgenommenen Gesang reproducirte das Telephon in ausgezeichneter Weise, während die Töne der Hörner, der Trommel und Pauke zu stark sind.

„Im Theatersaale der Ausstellung," sagt H. W. Vogel, „wurden jeden Abend durch Ader'sche Telephone Hornquartette eines entfernten Café chantant laut und für Viele gleichzeitig hörbar reproducirt. Sehr angenehm ist diese telephonirte Musik aber nicht. Sie erscheint fast noch stärker im Klang verändert als die telephonirte menschliche Stimme, die bekanntlich einen eigenthümlich spitzen Ton annimmt. Der Klang der Musik ist schnarrend und häßlicher als Fagot."

Etwas stärkere Ströme bringen im Telephon Töne hervor, die das Ohr fast schmerzlich berühren, und so wirken auch die durch starke Töne hervorgerufenen Stromschwankungen unangenehm.

Auch in Berlin sind vor Kurzem die Vorstellungen des Opernhauses telephonisch übertragen, und es läßt sich wohl annehmen, daß diese kleinen Anfänge bald größere Ausdehnung haben werden.

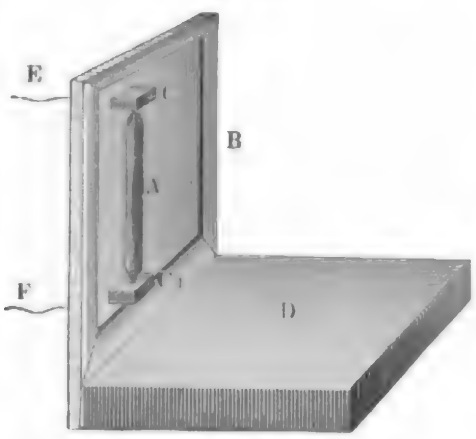
Für den sprachlichen Verkehr hat sich das Telephon bereits einen großen Wirkungskreis erobert. Seine leichte Anwendbarkeit, die Keiner erst zu erlernen braucht wie das Telegraphiren, und die Unmittelbarkeit des telephonischen Verkehrs geben ihm einen großen Vorzug vor dem Telegraphen. Auf weite Entfernungen ist es aber schwierig, die schwachen elektrischen Ströme des Telephons zu leiten, deshalb ist der Fernsprecher auf den kleinen Dienst im Inneren der Städte und in ihrer nächsten Umgebung angewiesen. Von einer oder mehreren Centralstellen laufen die telephonischen Leitungsdrähte über die Dächer fort nach den verschiedenen Endpunkten, von denen jeder durch Vermittelung der Centralstelle mit jedem anderen Endpunkte sprechen kann. Berlin besitzt gegenwärtig über 1300 km telephonischer Leitung mit etwa fünfhundert Stationen. Wenn diese Worte gedruckt sind, werden die Zahlen nicht mehr richtig sein, da die Entwickelung dieses Verkehrs rasch fortschreitet. Wie rapide das geschieht, zeigt Amerika. Nur neun Städte mit mehr als 10000 Einwohnern und nur eine mit mehr als 15000 hatten vor Kurzem noch gar keine telephonische Einrichtung. Von der Bell-Telephone-Company waren 132692 Instrumente für den Verkehr geliefert.

Die vielseitige Ausnutzung des telephonischen Verkehrs tritt uns besonders in einem interessanten Berichte des kürzlich verstorbenen Eisenbahntechnikers Max Maria von Weber entgegen. In einer großen Mittelstadt des Staates New-York besuchte Weber eine befreundete Familie. „Die freudig überraschte Dame vom Hause empfing mich auf das liebenswürdigste, aber sofort, nachdem wir uns die Hände geschüttelt, langte sie nach dem auf der Lehne ihrer Boudoircauseuse liegenden Telephon und rief aus: ‚Ich verfüge über Sie, wir fahren aus, ich zeige Ihnen die Stadt, Sie diniren bei uns mit einigen Leuten, die Ihnen nützen können; heute Nachmittag segeln wir mit meiner Dampfjacht auf dem Niagara, morgen fahren Sie in die Oelregion, übermorgen und später sind wir auf unserer Villa. Jetzt rufe ich meinen

Digitized by Google

Mann auf seinem Büreau, melde Sie an, bespreche unsere Pläne, dann bestelle ich meine Equipage, die ich seit dem Telephon aus dem Hause entfernt habe, lade Ihnen die Leute zum Diner, bespreche das Nöthige mit Maschinisten und Steward wegen Fahrt und Souper auf der Jacht; dann soll Ihnen mein Mann den Zug auf der Oelregionbahn bestellen, und endlich habe ich Vielerlei mit unseren Wirthschaftsleuten auf der Villa zu verhandeln.' — ‚Und wann soll das Alles besorgt werden?' fragte ich. — ‚O, sehen Sie sich die Albums dort an, gehen Sie einen Gang durch den Garten; ich habe es nicht gern, wenn man mir zuschaut, wenn ich telephonire. Es sieht so häßlich aus! Dann soll Alles besorgt sein,' sagte die liebenswürdige Frau lächelnd. Ich blieb aber doch und sah und hörte staunend, wie sie sich erst mit dem Gemahl ausführlich verständigte. Dann wurden die Adressen auf dem Centralbüreau umgeschaltet, drei, vier Familien zum Diner geladen, zusammen mindestens achtundzwanzig englische Meilen weit wohnend; zwei davon antworteten umgehend. Dann wurde die Equipage gerufen, längere Zeit mit der Bemannung des kleinen im Eriesee liegenden Dampfschiffes verhandelt und das Menu des Souper auf demselben im Detail festgestellt. Dann kam die Villa daran, wo die Verwalterin erst wieder telegraphisch von der Meierei geholt werden mußte — und endlich ließ sich der Gemahl wieder vernehmen, daß auf der Oelregionbahn Alles besorgt sei. Nach zwanzig bis fünfundzwanzig Minuten setzte die liebenswürdige Dame das Telephon aufathmend von den Lippen und sagte: ‚Das war ein Stück Arbeit! Jetzt mache ich Toilette und räume meiner Köchin das Feld am Telephon. Auf Wiedersehen!' Sie schlüpfte hinaus, und die Köchin, eine würdige Person, fast eine Matrone, trat ans Telephon, das sie ebenso gewandt handhabte wie ihre elegante Herrin. Und da hörte ich denn zu meinem Staunen die Braten, Fische, Gemüse, das Obst für das Diner bei den großen Händlern in der Stadt bestellen, mit jedem derselben über Quantität und Qualität deliberiren — von der Köchin — telephonisch. Als guter Deutscher hatte ich — während Dame und Dienerin über einen Flächenraum von einigen Quadratmeilen befahlen, verhandelten, anordneten — dagesessen und überrechnet, welche Zeit an Billetschreiben, Botengängen, Droschkenfahrten ꝛc. wohl die Arbeit erfordert haben würde, die hier Frauenhand und -Mund in vierzig Minuten that — und ich kam dabei, Alles gut gelingend berechnet, auf mindestens vierzig Arbeitsstunden, unter so und so viele Leute vertheilt."

Fig. 8.



Mikrophon von Hughes.

Zum Schlusse sei noch einiger anderer Verwendungen gedacht, die das Telephon zum Theil in Verbindung mit dem Mikrophon gefunden hat.

Wenn der Astronom Beobachtungen anstellt, für welche auch die Bestimmung der Zeit erforderlich ist, so bleibt das Auge fest vor dem Ocular des Fernrohrs, während gleichzeitig das Ohr die Schläge einer nahen Pendeluhr zählt. Um nun das Ticken der Uhr dem Beobachter in eine bequeme Nähe zu bringen, wendet Dr. W. Meyer in Genf die Uebertragung des Schalles durch Mikrophon und Telephon an. Es kann so dieselbe Uhr in verschiedenen Räumen der Sternwarte gleichzeitig benutzt werden. Ja, es wird möglich sein, den Meridian-Durchgang eines Sternes nach den Schlägen einer in Berlin aufgestellten Uhr auch in Königsberg zu beobachten und so für die Feststellung von geographischen Längen genaue Daten zu erhalten.

In größeren Entfernungen kann man die Kugeln der Handschußwaffen nicht einschlagen sehen, weshalb es schwierig

Digitized by Google

ist, die Flugzeiten zu bestimmen. Ein am Scheibenstande aufgestelltes Telephon hebt die Schwierigkeit, indem es den Moment des Einschlagens der Kugel nach einer beliebigen Stelle hin sofort berichtet.

Auch zur Belauschung der Erdbeben hat man das Telephon verwendet und mit demselben noch die verschwindend kleinen seismischen Bewegungen hörbar gemacht. Es wird zu dem Zwecke ein Mikrophon tief in der Erde aufgestellt und dessen Erschütterungen werden im Telephon behorcht. Das donnernde Getöse des Vesuv hörte man in einer Entfernung von mehr als 160 km als lautes metallisch klingendes Geräusch. Ein andermal ließ das Telephon ein Getöse wie Musketenfeuer hören, so laut, daß der Beobachter fürchtete, ein in der Nähe schlafendes Kind könne davon aufwachen.

Solche Beobachtungen legten natürlich den Gedanken nahe, das Mikrophon im Vorpostendienste zu gebrauchen. Man meint, daß ein in die Erde versenktes Instrument den Umkreis von mehr als 200 m Radius decken wird und daß ein einigermaßen geübtes Ohr recht gut unterscheiden könne, ob sich einzelne Menschen, eine Truppe im Marsche, Cavallerie oder Geschütze nähern. Dasselbe gilt unzweifelhaft für den Minenkrieg.

Eine andere Anwendung haben die beiden Instrumente bei einem schon von Dove construirten Apparate gefunden, dem Differential-Inductor. Der Apparat sendet durch Mikrophon und Telephon entgegengesetzte elektrische Ströme von gleicher Stärke, die sich also aufheben. Im Telephon wird dann kein Schall vernommen, wenn auch das Mikrophon durch das Ticken einer Uhr, auf deren Sockel es steht, erschüttert wird. Legt man nun in die eine Drahtrolle des Inductors ein Stückchen Metall von der Größe einer Krone, so ändert sich dadurch die Stärke des einen Stromes und man hört sofort das Ticken der Uhr. Der Apparat ist so empfindlich, daß man an der Stärke des Tickens eine echte Münze von der falschen unterscheiden kann.

Es sind hiermit die Anwendungen des Telephons nicht erschöpft, aber ich fürchte, zu viel zu bringen, und breche ab.

Digitized by Google

Alte Erinnerungen und alte Monumente.

Von

Adolf Bastian.

Während meines Aufenthaltes in Birma im Jahre 1861 wurden dort Gerüchte laut von der Auffindung großer Tempel- und Palaststädte, die kürzlich entdeckt seien irgendwo dahinten in dem fernsten Theile Hinterindiens; das war ziemlich Alles, was man zu sagen wußte — ziemlich gleichgültig auch bei der in manchen Köpfen ungeklärten Geographie der Halbinsel —, und erst als mich die Fortsetzung der Reise nach Siam brachte, kam in diese Nachrichten allmählich mehr Licht, bis sie sich dann mit meiner Ankunft in der Hauptstadt nach dortigen Mittheilungen auf dem Boden einer bestimmten Localität, in Cambodia, fixiren ließen.

Viel gewonnen war damit im Grunde allerdings nicht, denn Cambodia war für die Erdkunde damals nur ein Namenslaut, nicht viel faßlicher als der mysteriöse Klang, mit welchem dasselbe Wort bereits aus fernem Alterthum in den indischen Heldengesängen herübertönt. Dieses heilige Land der Sage und Dichtung hat man vielfach umhergetragen, um einen würdigen Ruheplatz dafür zu finden, da der noch heute gleichnamigen Gegend von vornherein die Ebenbürtigkeit abgesprochen wurde.

In der That gehörte bisher Cambodia, in Hinterindien versteckt, zu den unbekanntesten Oertlichkeiten der Erde.

War von Hinterindien überhaupt unsere bessere Kenntniß sehr neuen Datums zu rechnen — die Birma's eigentlich erst seit dem zweiten Kriege der Engländer (kaum schon seit dem ersten): seit dem Friedensschluß und der von Yule begleiteten Gesandtschaft; dann die von Siam etwa seit dem durch Bowring abgeschlossenen Vertrage, da die momentane Aufhellung unter Ludwig XIV. rasch wieder für Europa in das frühere Dunkel zurückgefallen war — mußte also, wie gesagt, für diese beiden mächtigsten Königreiche der Halbinsel unsere Kenntniß bis zum Jahre 1861 als eine äußerst beschränkte und lückenhafte erachtet werden, so galt dies in noch weit vollerem Maße von dem auf der Halbinsel selbst unsicher schwankenden Territorium Cambodia's, dem streitigen Besitzthum zwischen Thai und Annam, die sich dort Jahrhunderte hindurch für blutige Entscheidungen ihre Schlachtfelder gewählt hatten.

Um diese Kriege, um die Reiche, die damals dort und Jahrtausende früher entstanden und versanken, hat sich unsere Weltgeschichte nie gekümmert und sich um so weniger kümmern können, weil ihr selbst die geographischen Vorarbeiten gefehlt haben würden.

Für Cambodia steht kein Name eines Reisenden verzeichnet. In den periodisch lebhaften Handelsbeziehungen mit den Häfen des Irawaddi und Menam, während des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, findet sich gelegentliche Erwähnung des Landes, aber immer nur

Digitized by Google

kürzeste Notiznahme, selbst bei der holländischen Landreise nach den oberen Laosländern. Der erste Reisende, der sich Cambodia zum Ziele gewählt, war der Franzose Mouhot, und er wurde auch sogleich belohnt durch den Anblick jener Prachtbauten, mit denen fortan sein Name, als der des Entdeckers, in archäologischen Annalen verknüpft sein wird.

Zu der Zeit, von der dieser Artikel spricht, hatten indeß auch Mouhot's Reisen noch kaum eine Beachtung gewonnen. Die Europäer in Bangkok, die zum Theil seiner persönlichen Bekanntschaft sich erinnerten, vermochten darüber hinaus nur wenig von dem zu erzählen, was er ausgeführt habe. Man wußte, daß er dem Klima erlegen war, und man beklagte seinen Verlust, sei es als eines Freundes, sei es als des strebsamen Forschers.

Was es mit den Monumenten auf sich habe, deren Auffindung in einer aus seinen Briefen und Tagebüchern verlautenden Kunde von Europa nach Siam zurückgebracht worden; wie es sich mit solchen Steinbauten in Cambodia, einer tributären Provinz Siam's, verhalten möchte, darüber war man sich in Bangkok, obwohl dies die Hauptstadt, dennoch nicht recht klar. Englischer Consul war damals unser berühmter und geographisch hochverdienter Landsmann Sir Robert Schomburgk, der auch für ethnologische und archäologische Gesichtspunkte lebhaftes Interesse besaß, aber trotz mehrfacher Gespräche darüber konnte er keine Materialien zur Aufhellung der cambodischen Frage geben. Von den Einheimischen ließ sich nicht viel Auskunft erwarten. Wer sollte nach dem oberen Cambodia gereist sein und wozu? Die wenigen Handelsbeziehungen mit dem armen Nachbarlande ließen sich zur See abmachen, und sonst wurden nur einige der höheren Beamten durch ihren Beruf in die inneren Bezirke geführt und dann nicht häufig gewechselt.

Auch muß ich gestehen, daß ich von der in der europäischen Colonie Bangkoks herrschenden Gleichgültigkeit betreffs der Monumente aus dem cambodischen Alterthum gleichfalls angesteckt war und mich während der in Siam verbrachten Monate nur wenig darum gekümmert habe.

Um so mehr bin ich dem Repräsentanten siamesischer Gelehrsamkeit, einem König in dieser wie in seinem Volke, für die werthvollen Hinweise verpflichtet, deren volle Bedeutung erst später zur Anerkennung kam. Als ich bei einer der Audienzen Cambodia zur Sprache brachte, ergab sich sehr bald, daß ihm die Existenz solcher Bauten, wie die von Mouhot beschriebenen, recht wohl bekannt sei, aber er behandelte sie so wenig als etwas Außerordentliches oder Außergewöhnliches, daß ich seine Meinung darüber (in dem Ton buddhistischer Indifferenz gegen irdischen Tand vorgebracht) auch meinerseits wieder auf einen gewöhnlichen Maßstab herabstimmte. Wenn ich dieselben zu besuchen beabsichtigen sollte, würden mir officielle Empfehlungen zur Verfügung gestellt werden; außerdem notirte mir der König die Titel einiger auf die cambodische Geschichte bezüglicher Bücher in der Palastbibliothek.

Diese habe ich zum Theil übersetzt (meistens im ersten Bande der „Völker des östlichen Asien" veröffentlicht); und da durch das Studium derselben mein Interesse wieder etwas angefacht war, hatte ich, als die Zeit der Abreise von Bangkok gekommen, damit auch den Entschluß gefaßt, den Weg über Cambodia einzuschlagen.

Auf der Landreise, bei der anfangs Büffelkarren, später Elephanten zum Vehikel dienten, trafen sich die ersten Anzeichen dessen, was zu erwarten stand, an den Steinbrücken* von Lamseng; und einige Tage später fand ich mich umfangen von der Wunderwelt, die sich in der Pracht von Angkhor-Vaht versteinert hat, der einzige Europäer momentan, dessen Augen sie gesehen, da Mouhot die seinigen bereits geschlossen hatte.

In diesen so unerwartet an das Tageslicht getretenen Zeugen des alten Cambodia und seiner Cultur stehen wir, was

* Die in meinem damaligen Bericht an die Royal Geographical Society (Vol. 35) erwähnten Brücken fehlen bei den auf dem Landwege nachfolgenden Reiseberichten, da die gewöhnliche Straße über Teicho vorgezogen wird. Erwünscht wäre ihre weitere Beachtung, die sie auf meiner cursorischen Durchreise nicht erhalten konnten, da ich völlig unvorbereitet auf die Ueberraschungen kam, die mich erwarteten, und also außer Stande, sie entsprechend zu bewältigen. So waren auch die von einem einheimischen Maler angefertigten Zeichnungen nur in geringer Zahl herzustellen, und habe ich mich in einem im „Ausland" 1867 veröffentlichten Artikel bereits darüber ausgesprochen.

Digitized by Google

nicht verkannt werden darf, vor einem der wichtigsten Geschichtsprobleme, dessen Tragweite sich noch schwer ermessen läßt. Diese Monumente liegen unter historischen Constellationen, wie sie sich auf der Erde kaum zum zweiten Male wiederholen können, einmal genau auf jener bedeutungsvollen Markscheide, welche die Geschichte des asiatischen Continentes in eine östliche und westliche Hälfte theilt, und dann auf einem Kreuzungspunkt, der solcher Doppeltheilung der Wege noch eine dritte Straße zufügt, in die Inselwelt des Archipelagos hinausführend, vielleicht aus Asien hinaus bis in einen anderen Continent.

Die Bevölkerung der hinterindischen Halbinsel bekundet bereits in der Bezeichnung als Indochinesen, die man ihr beigelegt hat, ihre Doppeltheilung. In Birma und Siam überwiegt das indische Element und haben sich indische Alphabete den monosyllabischen Sprachen adaptirt, in Tonquin und Annam dagegen hat sich chinesisches Gepräge auch im Alphabet der ihnen zugehörigen Sprache bewahrt. So treffen also, auf einem neutralen Boden gleichsam, hier Ausläufer der zwei mächtigsten Culturkreise, der beiden dominirenden auf der Erde, des arischen und turanisch-mongolischen, mit einander zusammen, und zwar, wie wohl zu beachten, ist dieser Punkt neben der großen Heer-

Bei Verwundung Lambavat's, des Bärenfürsten, unter Sugriva's Heerführern, bringt Hanuman die Heilpflanze des Berges Rishabha, worüber Jubel und Freude im Affenheer, mit Rama und Lakshmana im Hintergrunde. (Fries an dem Portal des Tempels von Bajet.)

Digitized by Google

straße des Nordens der einzige, an welchem sie überhaupt zusammentreffen, da sie (von den secundären Infiltrationen durch östliche und westliche Pässe nach Vorderindien abgesehen) für ihren ganzen Verlauf in der Centralmasse des Continentes streng von einander geschieden sind, bis sie dann an der äußersten Spitze zusammenstoßen. Gerade in Cambodia, als dem eigentlichen Mittelpunkt der Halbinsel, treten diese Durchkreuzungen, wie nicht anders zu erwarten, am lebhaftesten hervor und hatten für China, seit Remusat's Mittheilungen über die dortige Gesandtschaft des dreizehnten Jahrhunderts, auch bereits die Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Betreffs Indiens lassen sich in den siamesischen Chroniken die Spuren brahmanischer* Einwanderungen auch auf dem Landwege verfolgen, aufklärende Streiflichter über Ptolemäus' Berichte für die Vorgeschichte Siams oder (vor der Zeit Phaya Ruang's) Cambodia's werfend.

So, wie bemerkt, begegnen sich gerade hier die Träger von Asiens Doppelcultur: die Schüler des chinesischen Weisen, von betriebsamen Kaufleuten begleitet, und die Propheten vedischer Worte, als Leiter von Wanderungen.

Hierzu aber kommt noch ein Drittes: die Monumente Cambodia's blicken hinaus in jene buntgestaltete Inselwelt, innerhalb welcher der asiatische Continent in den benachbarten verläuft, und wie sie dort hinausschauen, so spiegeln sie von dort zurück; denn, wie sie verborgen in den Wäldern des Tale-Sap geschlummert, so ragen in der Stille mancher Inseln geheimnißvolle Denkmale hervor, von Zeiten einstiger Macht und Größe kündend und von regem Verkehr im weitesten Umkreis, den die Jünger Buddha's, wie es scheint, zu durchziehen gewohnt gewesen.

Die vielfachen Fragen, die hier durch einander laufen und von denen jede ihre gesonderte Beantwortung verlangt, werden erst bei einer systematischen Verarbeitung der von meiner letzten Reise aus dem Archipelagos mitgebrachten Materialien eine entsprechende Berücksichtigung finden können, sobald Muße dafür geboten ist, und mag nur beiläufig bemerkt sein, daß der persönliche Besuch der javanischen Tempelmonumente (1880) die im Jahre 1863 erweckte Vermuthung ihres Zusammenhanges mit den cambodischen neu bestätigt hat.

Im Uebrigen kann ich nicht besser thun, als diejenigen Leser, welche sich über diese cambodischen Monumente zu unterrichten wünschen, auf ein kürzlich erschienenes Werk zu verweisen: Delaporte, Voyage au Cambodge, Paris 1880. Meinem Besuche im Jahre 1861 sind seitdem andere gefolgt, von Engländern, Holländern, Franzosen, und besonders den letzteren verdanken wir bedeutsame Bereicherungen unserer Kenntniß über Land und Leute, da ihnen in Saigon nicht nur der bequemste Ausgangspunkt für diese Untersuchungen geboten, sondern seit einigen Jahren Cambodia selbst unter ihrem Protectorat annectirt worden ist. Zu verschiedenen Malen bereits sind Expeditionen von der Regierung ausgerüstet, um die Ruinenstätten methodisch zu erforschen, und besonders erfolgreich hat Delaporte gearbeitet, der dem Museum Khmer umfangreiche Vermehrungen zugeführt hat. Das oben genannte Buch ist mit trefflich ausgeführten Zeichnungen geschmückt, meist Originale des Verfassers, sowie mit Plänen und Karten.

In Uebereinstimmung mit andern Augenzeugen,* in Uebereinstimmung mit dem englischen Geschichtschreiber der Architektur, der seit Entdeckung der assyrischen Monumente die der cambodischen** für die wichtigsten erklärt, redet auch unser Autor mit des Gegenstandes würdigen Worten von der Bedeutung desselben:

* „Völker des östlichen Asien" Bd. I, S. 289 und folgende.

* In style and beauty of architecture, solidity of construction and magnificent and elaborate carving and sculpture, the great Nakhon-Vat has no superior, certainly no rival standing at the present day. (Vincent.) — Les Archéologues anglais placent les œuvres de l'ancien Cambodge bien au-dessus de celles de l'Inde. L'art Khmer, en effet, résume en même temps qu'il les surpasse les arts de toutes les contrées dont le Cambodge occupe géographiquement le centre. En France, c'est donc autour de la collection Khmer que devront se grouper plus tard tous les monuments d'archéologie de l'extrême Orient. (Delaporte.)

** In an architectural point of view, they are more astonishing. (Fergusson.)

Digitized by Google

„Die Kunst Cambodia's, aus Durchkreuzung indischer und chinesischer hervorgegangen, gereinigt, veredelt durch Künstler, welche man die Athener des fernen Ostens nennen könnte, tritt uns in der That als der vollendetste Ausdruck des menschlichen Geistes entgegen, für jene weite Ausdehnung Asiens, die sich vom Indus bis zum Stillen Ocean erstreckt."

Ueber dasjenige der Monumente, das von dem Missionär Cerri als die große „Peterskirche aller Indier" bezeichnet wurde, giebt Delaporte folgende Beschreibung und Schilderung:

„Angkhor-Vaht, die ‚königliche Pagode', ist das besterhaltene unter den Denkmalen Cambodia's und zugleich dasjenige, dessen Gesammtheit noch heute mit einem Blick zu umfassen ist. Dieses großartige Bauwerk, von dem Mouhot in seiner ersten begeisterten Bewunderung sagen zu können glaubte, daß es mit Ehren neben unsere bedeutendsten Bauten gereiht werden dürfe und daß es an Größe alle Kunstwerke Griechenlands und Roms übertreffe, ist vielleicht um ein Geringes kleiner als Ponteay-Chma und etwas größer als Prea-Khan (in Angkhor) und Melea. Wie diese ist es von einem Park, einer Ringmauer und einem Graben umgeben. Eine fast einzig dastehende Ausnahme ist es, daß seine Hauptfront gegen Abend gewendet ist. Von der nach dieser Richtung hin liegenden Außenseite des Parkes betreten wir es.

Indra auf Airāvata oder Erāvata, dem dreiköpfigen Elephanten.

Zuerst begegnen wir einem ebenen Vorplatz, eingefaßt mit großen neunköpfigen Drachen und phantastischen Löwen; dann folgt eine ausgedehnte Wasserfläche, begrenzt von Quais, weiter eine Brücke mit zwei Säulengängen, von deren Mitte aus breite Treppen bis zum Wasser hinunterführen (sämmtliche Alleen sind mit Nagas, alle Treppen von unten bis oben mit Löwen besetzt); endlich im Hintergrunde statt einer einfachen Festungswehr eine schöne Säulengalerie bis zum Rande des heiligen Sees, mit drei Mitteleingängen, über welchen ausgezackte Thürme, und an den beiden Endseiten zwei große Vorwölbungen für Wagen und Elephanten sich befinden. Auf den Seiten dichtes Pflanzengebüsch, weiterhin die Gruppe der fünf höchsten Thürme des Tempels, fast unsichtbar geworden in der Mitte unzähliger Palmengipfel. Dies ist der majestätische Anblick, der sich plötzlich wie durch Zauberschlag vor dem entrollt, der auf dem Wege unter der dunklen Waldkronenwölbung hindurch die Grabenlinie erreicht, die scharf die Grenze der Holzung abschneidet.

Die Brücke ist 80 m lang. Ueberschreitet sie, tretet durch die große Pforte und den gewölbten Gang, von dem schon gesprochen, und hier entwickelt sich vor euch das zweite zauberhafte Bild.

Einen halben Kilometer vor euch, am Ende einer breiten Allee mit schlanken Borassus-, Kokus- und Bambusgebüschen eingefaßt, entfaltet sich der Tempel in seiner Gesammtheit. Seine gewaltige, glänzend graue Masse sticht lebhaft gegen

Digitized by Google

das ihn umgebende dunkle Grün ab und steigt gewissermaßen aus der Flut selbst empor, als rage er aus den beiden heiligen Wassern heraus, die seine Füße bespülen.

Das Monument hat drei Etagen: die erste besteht aus einer schönen Säulengalerie von 250 m Längenfront; die zweite aus einer etwas kürzeren Galerie, diese hat Fenster mit hervortretenden Untergittern und hohe Thürme an den Eckseiten; die dritte aus einer gleichen Galerie, die auf hohem Festbau ruht und deren schon höhere Thürme ihrerseits von dem Thurm des Allerheiligsten überragt werden.

Schreitet nun durch die Allee und laßt auf jeder Seite ein schönes Bauwerk liegen, das halb unter der überwuchernden Vegetation verschwindet. Die blauschimmernde Fläche der heiligen Seen dehnt sich nach dem Tempel zu; darüber glänzt der innere kiesige Flächenraum eines ebenen Vorplatzes, eingefaßt von einem mit Bildhauereien gezierten Sandstein-Unterbau und einem Geländer; in der Mitte tritt eine kreuzförmige Terrasse mit Auszahnungen und einer Einrahmung von kleinen Säulen hervor; diese Terrasse liegt vor dem Haupteingang und bildet einen Theil eines ersten, sowohl nach innen wie nach außen hin liegenden Unterbaues von nicht weniger als 2500 m Umfang bei 4 m Höhe. Er ist von prächtigen, vortrefflich gezeichneten Modellirungen bedeckt; nicht ein Decimeter seiner Oberfläche ist ohne feine Ueberarbeitung; Akanthusverzierungen, laubumrankte Drachenmäuler, Perlen, aufgeblühte Blumen, in runder Rauten- oder Elipsenform zusammengefaßt, Arabesken, die kleinen Gesichtern als Einfassung dienen, und tausend andere reizende Meißelwerke verwandeln das Gestein in einen wahren Spitzenschleier.

Auf diesem Unterbau lagert die erste Außengalerie, schöner noch als die von Ta-Prohm und Melea. Sie allein schon, von nahe betrachtet, macht einen großartigen Eindruck mit ihrem Säulengang, an dessen Enden elegante Eckvorplätzchen liegen, durch deren Pfeiler hindurch das Grün der Pflanzenwelt und der blaue Himmel glänzen; noch schmücken sie schöne Giebel, während die etagenartig über einander aufgesetzten Dächer sich bis zu 20 m Höhe erheben und den Rest des Gebäudes dem Blick entziehen. Ihre Pfeiler sind mit Bildhauerarbeit überdeckt: Götter, Heilige, Bajaderen in gerippten und gewölbten Bogen, in einander verschlungene Verzierungen, Laub- und sonstiger Schmuck, für den es nicht einmal einen Namen giebt — und alles das sich fortwährend von oben bis unten erneuernd. Säulenknäufe, Simse, Friese sind überreich mit feinstem Ornament ausgestattet — es ist ein Wunderwerk bildnerischer Feinheit.

Ausgedehnte Höfe liegen innerhalb dieser ersten Galerie, in denen tiefe und lange Reihen anderer Bildnereien unserem Auge begegnen, auf allen Mauern glänzende Giebel und zahllose Engel des Paradieses.

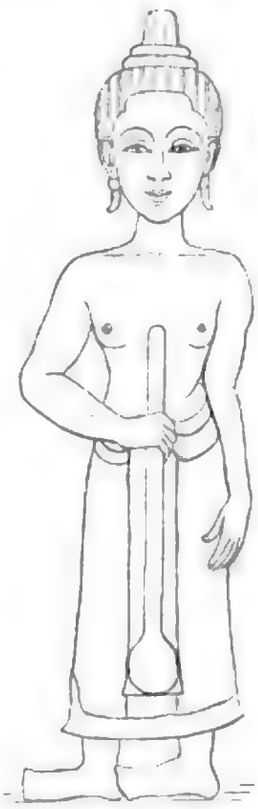
Vierzehn Treppen, von denen elf unbedeckt und drei unter Ueberwölbungen, haben die Anlage von kleinen, mit sehr reichen Säulen umgebenen Höfen veranlaßt; sie führen — über einem Unterbau mit Doppeltreppenansatz — zur zweiten Galerie hinauf, zu der mit thurmbesetzten Ecken.

Wenn man sie — der Achse von Westen nach Osten folgend — durch die Hauptpforte durchschreitet, trifft man auf einen neuen, dreitheiligen, festen Unterbau, der sich steil 15 m hoch erhebt. Zwölf ebenfalls steile Treppen — drei auf jeder Seite — machen mit ihren hundertundvier etagenartig über einander gestellten Löwen und anderen prächtigen Reliefs einen ergreifenden und großartigen Eindruck; sie verdecken die steilen rauhen Seitenflächen. An dem großen, platten Dache befindet sich die dritte Galerie. Von den dort hinaufführenden Stufen aus umfaßt das Auge ein wunderschönes Panorama: all die ungeheuren unteren Bauten des Tempels, die Wasserbassins, den riesigen Park mit Mauer und Gräben und die umliegende Landschaft; aber dies glänzende Schauspiel verschwindet plötzlich, sobald man in den geschlossenen Oberraum tritt, dessen Balustradenfenster vollständig den Blick nach außen hin hemmen.

Wir befinden uns hier in einem großen, hoch oben in freier Luft liegenden Hofe, den ein Doppelkloster und zwei durchbrochene Galerien umgeben. Jeder Pfeiler der Säulengänge wie der Thürme zeigt von oben bis unten in reicher Meißelarbeit Götter, Betende, Heilige, anmuthig

Digitized by Google

gebildete Frauen, und von dieser salbungsvollen Menge, so weit schon über dem Erdboden, dem Himmel näher gerückt, fühlt man sich wie von einem Hauche aus dem Allerheiligsten überweht. In der That liegt es da vor uns, auf einem obersten zweistufigen Unterbau zwischen den beiden durchbrochenen Galerien, an die es sich durch über einander gestellte Pfeiler anschließt, die eine Art von Säulengang um die Grundlage bilden. Dies Allerheiligste ist ein prachtvoller Thurm, von oben bis unten mit reicher Bildhauerarbeit bedeckt, dessen jetzt halb eingefallene Spitze einst sich 65m hoch erhob. Er ist von allen Seiten festgeschlossen, so daß man nirgend einen Zutritt bemerkt, und Allen, Priestern wie Gläubigen, muß es genügen, draußen vor dem auf den vier geschlossenen Thoren in vergoldeten Basreliefs dargestellten Sakya-Mouni sich demüthig niederzuwerfen.



Tempelfigur von den Ruinen Banon's.

Selbstverständlich verdient jedes einzelne der auf sämmtlichen Theilen dieser Bauten dargestellten Kunstwerke ganz besonders hervorgehoben zu werden. Um nicht noch einmal auf alle Details einzugehen, werde ich nur von der hinteren Wand der großen Galerie sprechen, die eine Totallänge von fast 1000 m hat und die von einer ununterbrochenen Reihe von Basreliefdarstellungen bedeckt ist, welche Tausende von Gestalten umfassen. Diese, wie bemerkt, rechtwinkelige Galerie ist, den Eck- und Mittelthüren entsprechend, in achtundzwanzig Zimmer und in acht 50 bis 100 m lange Säle getheilt; diese liegen zwischen der äußeren Doppelsäulenreihe und der Hintermauer, auf der sich jene großen Scenen entrollen.

In der nördlich liegenden Hälfte sind es gewaltige Kämpfe, unter denen man Episoden aus dem ‚Ramayana' erkennt, dem Heldenkampfe des Königs von Ayodia, Rama (siebente Umwandlung Wischnu's), gegen Ravana, König von Ceylon, der ihm seine Gattin, die schöne Sita, geraubt hat. Hier aber ist es nicht die Legende, wie sie der Phantasie des indischen Dichters entsprossen: es ist ein fabelhaftes Heldengedicht, in welchem der (Khmer-) Dichtergenius wahrscheinlich die Thaten der Götter mit denen der Eroberer der Cambodia zusammengeschmolzen.

Diejenigen der Krieger, die an diesem Kampfe Theil nehmen, deren Namen uns durch Ueberlieferung bewahrt worden, sind ebenfalls Helden aus dem Brama-Gedicht. Valmiki übrigens, so oft abgebildet in Indien, ist niemals in so vollendeter Weise dargestellt als durch den khmerischen Bildhauer von Angkhor-Vaht.

Den Details dieser großen Scenen schicken wir einige allgemeine Bemerkungen voraus.

Die Krieger, selbst wenn sie Könige oder Götter darstellen, überragen an Körpergröße fast um nichts ihre Soldaten; aber ihre Stellung ist voll stolzer Schönheit, man möchte sie zuweilen für Helden Homer's halten, für Werke irgend eines großen Künstlers Griechenlands. Die bösen Gottheiten und phantastischen Dämonen im Gegentheil sind an ihren fratzenhaften Gesichtszügen und ihrer Riesenstatue erkenntlich.

Die bedeutendsten unter den Kriegern, in den verschiedenen Kampfesmomenten dargestellt, zeigen sich auch in sehr verschiedenen Stellungen in wechselnder Haltung: bald ganz hinten auf ihrem Streitwagen oder auf der Kruppe der Pferde, bald ganz vorn auf dem Kopfe ihrer Elephanten oder auf der Spitze der Deichselstange, noch über das Gespann hinausragend, um zum unmittelbaren Handgemenge mit dem Feinde zu kommen; ein Zwerg, in malerischer Haltung, ist ihr Wagenlenker, und wie heftig auch das Kampfgewühl sei, immer sind sie von zahlreichen Dienern umgeben, die, unbekümmert um den Kampf, Sonnenschirme, Fliegenwedel und andere Zeichen der Macht über ihre Köpfe erheben.

Treten wir jetzt durch die Hauptpforte und wenden wir uns zur linken Seite: da ist die Verkörperung des siebenten Ge-

Digitized by Google

sanges aus dem Ramayana — ‚der Sang des Kampfes'. Das Heer der Affen, Bundesgenossen des Helden Rama, sind im Handgemenge mit den Jakshas oder Dämonen; der Kampf selbst läßt sich nicht beschreiben, die Kämpfenden, in fester Umschlingung, streiten wuthvoll. ‚Gegenseitig schlagen sie sich nieder: einer wirft den anderen hin, während dieser ihn selbst zu Falle bringt, nimmt den gefangen, der ihn erfassen will, beißt den, der ihm die Zähne eindrückt.'

Voll Wuth ist das Gesicht der Vierhänder; die einen schlagen ihre Gegner mit Keulen nieder, die anderen ergreifen, beißen und zerreißen sie zwischen den schrecklichen Kinnbacken.

‚Gebrochen unter der Wucht dieser Fäuste, die wie der Blitzschlag niederwirft, stürzen die Führer der Jakshas wie riesige Bäume vom Sturm niedergeschmettert.'

Hier zerbricht der Heldenaffe Hunissi (Hanuman) in schrecklichem Umfassen in einem Griff zweien phantastischen, an Streitwagen gespannten Löwen die Hüften. Weiter hin, wüthend ein Felsstück in der Rechten schwingend, zeigt er mit der Linken auf den Feind und trägt auf seinen Schultern einen Krieger zum Kampfe gegen einen vielköpfigen Riesen. Es ist dies die erste der beiden großen Schlachten, die Rama seinem fürchterlichen Feinde geliefert. Ravana hat ein großes Blutbad unter den ihm entgegenstehenden Helden angerichtet, eben hat er den Ansturm des Affen Hanuman zurückgestoßen und Laksama, Rama's Bruder, niedergeworfen; aber alle diese Niederlagen erhöhen nur Grimm und Zorn des tapferen Kämpfers.

Hören wir den Dichter:

‚Und den Muth des mächtigen Dämons sehend und die Leichen so vieler Helden des Affenheeres, warf er sich Ravana mitten im Kampfe entgegen. Steige auf meinen Rücken, rief ihm der Affe zu, und bezwinge jenen stolzen Dämon. — Ja, erwiderte der Held und stieg schnell auf, kampfesungeduldig und im heißen Wunsche, seinen furchtbaren Feind zu tödten.

Getragen von Hanuman, wie einst Indra selbst vom Elephanten Airavata, sah der Männerkönig auf dem Schlachtfelde Ravana auf seinem Streitwagen. Bei diesem Anblick stürzte sich der streitbare Held mit hocherhobener Keule auf ihn, wie einst zornerfüllt Wischnu auf Wirotschana, und seine Bogensaite mit Donnerschlag ertönen lassend, rief Rama mit schallender Stimme: Halt ein, halt ein, Herrscher der Yatawas; nachdem du mir solche Schmach angethan, wohin, Tiger der Raksasas, willst du dich wenden, um dich meiner Rache zu entziehen?'

An einer anderen Stelle nimmt Wischnu selbst am Kampfe Theil, sein Riesenvogel trägt ihn im schnellen Fluge dahin. In gewaltigem Schwunge wirft er, Vogel und Weib in eins, einen ochsenbespannten Streitwagen über den Haufen, während er zugleich vier Rosse niederschmettert. Weiterhin verlöscht er die Flammen, die aus einem Diskus hervorbrechen, den ein Jaksha, aufrecht stehend auf einem Rhinoceros,* schüttelt, und von da reißt er seinen Herrn zum Kampfe fort gegen manche andere Gottheit.

Dort auch ist der Riesenvogel Lenker eines Streitwagens, auf dem ein bogenbewaffneter Krieger, dessen Waffe eine Art von flachem Diskus umgiebt.

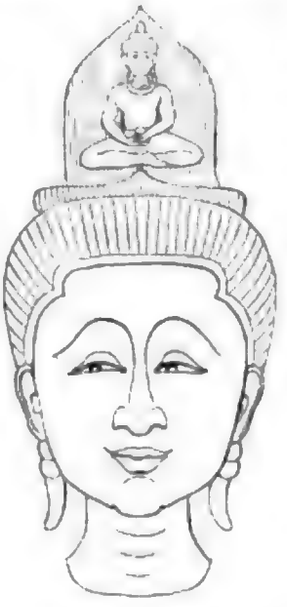
Auf einer anderen Stelle bekämpft irgend eine Gottheit, die einen Elephanten bestiegen, eine andere von Drachen gezogene. Weiter wieder trägt König Schlange einen Gott in die Lüfte, dann sieht man einen Jaksha auf einem Wagen, gezogen von einem einhörnigen Hirsche, und eine andere Gottheit, davongetragen von einem phantastischen Vogel, halb Schwan halb Adler (vielleicht die heilige Hansa). Auf einem anderen Punkte endlich ist der Kampf Phra-Phirouts, des königlichen Vorgängers Rama's, in Ayuthia gegen Phrabat Iseasat, der der Sage nach von fünfzehnhundert Lanzen durchbohrt fällt.

Unter den Scenen, welche die kleinen Zimmer schmücken, meist Einzelgebilde in zierlichen Rahmen, nennen wir: Frauen, in einem Garten Blumen pflückend; Hahnenkämpfe, angestachelt von Männern oder Affen; Kähne; Sita, umgeben von ihren Dienerinnen. Dann im Walde Gruppen frommer heiliger Leute, Betende um einen Büßer herumsitzend, der einen Dreizack in der Hand hält, während bärtige und geflügelte Einsiedler über ihm schweben.

* „Völker des östlichen Asien" Bd. IV, S. 98.

Digitized by Google

Dann einer, in flehender Bitte auf den Knieen, der sich in seinem Elend an Siva wendet.* Treten wir jetzt in die südöstliche Galerie. Der ganze große Saal ist der Geschichte Ananta's, des Königs Schlange, gewidmet, berühmte Geschichte in Cambodia, verherrlicht durch die phantastischen Ausschmückungen der Bauten von Angkhor-Thom und Prea-Khan. Zuerst sieht man das Ungeheuer im Meere, mitten unter einer Masse von anderen Schlangen, Fischen, Krokodillen und Amphibien, wohl beobachtet bis in die kleinsten Kleinigkeiten hinein. Dann ist es um den Berg Meru gerollt, die Weltachse, die Wischnu in Schildkrötengestalt auf seinem Rücken trägt, um sie davor zu bewahren, in die Meerestiefe zu sinken. Dämonen fassen die Schlange beim Kopfe, Götter am Schwanze; ihre entgegengesetzten Anstrengungen drehen den Meru herum, und aus dem so gebutterten Milchmeere geht Amriti, der Unsterblichkeitstrank, hervor. Auf der zusammengeringelten großen Schlange sitzt eine vierhändige Gottheit, und auf dem Gipfel des Berges kniet ein kleines Persönchen,** neugierig die Scene von oben beobachtend, und wahre Guirlanden von Engeln ziehen sich vom einen Ende des Saales zum anderen, um den Himmel anzudeuten.



Die Gedankengeburt der Dhyana Buddha.

Der von den Bonzen aufbewahrten Ueberlieferung nach stellen die Basreliefs der südlichen Galerie die drei Welten dar;*** die Mauer hat eine horizontale Dreitheilung: oben der Himmel, in der Mitte die Erde und unten die Hölle.

Auf der Erde sieht man Scenen des gewöhnlichen Lebens: Leute mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt, Mütter ihre Kinder tragend und liebkosend. Die wichtigste dieser Bildungen ist diejenige, die den Zug des Königs Bautumo-Sauriyong,† des Gründers von Angkhor, darstellt. Auf der einen Seite bieten ihm Hofleute Geschenke dar, auf der anderen empfängt er die Huldigung knieender Wilden, kenntlich an ihrem langen Haarbüschel. Die vornehmen Herren werden in Sänften getragen. Vor einem sechzehnarmigen Gott, auf einem Ochsen (vielleicht Siva),* theilt sich der Zug in zwei Theile; die einen stürzen in die Hölle hinunter, die anderen steigen zum Himmel empor. Dort, inmitten von Gottheiten in Gärten herumwandelnd oder in ihren Palästen, lustigen Constructionen mit fein ausgeschnittenen Bedachungen auf schlanken Säulchen mit reichstem Schmuck, ist der König mehrfach dargestellt, umgeben von den Damen seines Hofes und zahlreichem Gefolge; hier vertauscht er den wilden Kopfputz seiner Krieger gegen Blumenkränze und Mützen in Form kleiner dreirampiger Thürme; dort sitzt er in einem Pavillon, ihm zur Rechten die Wilden mit hochgestrichenen Haaren, zur Linken diejenigen von ihnen, die er in sein Gefolge aufnimmt und die man an ihrer Haartracht erkennt.**

Seine Räthe und Minister tragen auf der Stirn in Hornform geflochtene Haare. Unter der Menge, die den Zug ansieht, befinden sich Wilde mit Affenschwänzen.

In der Hölle sind die Willensvollstrecker des Gottes Jama — starke Männer, barttragend, vollständig ausgerüstet, mit Säbeln und Keulen bewaffnet; sie tragen Schnurr- und Ringbart — mit einem Worte, sie gleichen ganz und gar den kämpfenden Kriegern in der Westgalerie, während die Verdammten — klein, verkümmert, abgemagert, häßlich, mit hervorstehendem Munde und unordentlich herabhängenden oder auf dem Kopfe aufgethürmten Haaren — den Typus der erbärmlichsten und wildesten indo-chinesischen Racen zeigen.

---

* „Völker des östlichen Asien" Bd. IV, S. 97.

** „Geographische und ethnologische Bilder", S. 479. Jena 1873.

*** So wurde es mir von den Mönchen gedeutet; s. „Völker des östlichen Asien" Bd. IV, S. 99.

† Patbumma-Surivong (aus dem Sonnengeschlecht des Lotus); s. „Völker des östlichen Asien" Bd. IV, S. 98.

* Mitragupta (nach der Beischrift).

** „Völker des östlichen Asien" Bd. IV, S. 100.

Digitized by Google

Diese Elenden erleiden die scheußlichsten Qualen; sie werden gehängt, gekreuzigt, zwischen glühenden Eisenplatten zusammengedrückt, müssen siedende Flüssigkeiten verschlucken, werden mit Säbelhieben zerfleischt, mit eisernen Spitzen durchbohrt, von Hunden gebissen, von Tigern oder Schlangen verschlungen, von gehörnten Thieren oder Elephanten in die Luft geschleudert, in Flammen oder auf eiserne Zacken geworfen oder in Mörsern zerstampft — kurz, die menschliche Phantasie vermag keine schauderhaftere Behandlung zu erdenken.

Es bleiben uns nur noch die Basreliefs der südwestlichen Façade zu betrachten. Sie sind von ganz besonderem Interesse, weil wir aus ihnen den Grad der Civilisation erkennen, zu dem die verschiedenen Racen, die die indo-chinesischen Lande bewohnt haben, gelangt waren. Sie stellen eine große Procession dar, im Angedenken an die, welche zur Zeit der Gründung der Stadt Angkhor veranstaltet worden.* Sie zieht zwischen lachendem Gebüsch dahin, im Schatten großer, mit Vögeln, Eichhörnchen und Affen belebter Bäume. Der König geht an der Spitze; ihm folgt die Königin, in einer Sänfte getragen und umgeben von ihren Frauen; hinter ihr die Prinzen, in Tragsesseln; dann die Generale mit ihren Truppen, einige von ihnen zu Pferde, die Waffen schwingend, andere auf stolzen Elephanten in kühner Heldenstellung, und endlich die Soldaten, gut und truppweise geordnet, jede Abtheilung mit besonderen Feldzeichen, Waffen und Kleidung. Eine Gruppe bärtiger Männer bietet dem Könige Geschenke dar. Den Schluß der Procession bildet ein Haufen Wilder, die Frangen als Schmuck tragen und mit Schnüren hochgebundene Haarbüschel.

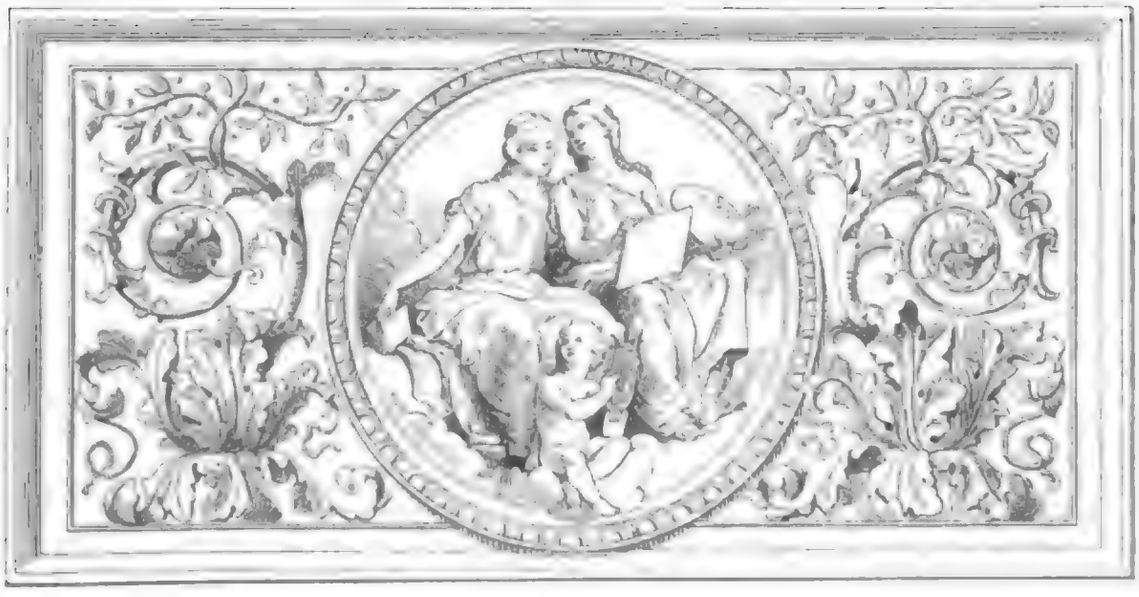
Und nun, nach einem Gesammtüberblick über dies großartige Werk der Basreliefs von Angkhor-Vaht, fragen wir uns, welcher Grundgedanke wohl in ihrer Auffassung zu suchen sei? Scheint es dann nicht, als wäre es der eines asiatischen Ramses, gewiß voll frommer Ehrfurcht den Göttern gegenüber, aber vor Allem danach trachtend, der Nachwelt die dauernde Erinnerung an die Eroberer Cambodia's, die die Civilisation dorthin getragen, zu bewahren?"

So weit Delaporte (S. 205 bis 229). Die Identificirungen mit den Scenen des Ramayana und weiteren Erklärung der Sculpturen, wie sie sich mir bei meinem Besuche vermuthungsweise aufdrängten,* werden mit den jetzt hinzutretenden Hülfsmitteln der Forschung (besonders auch in Prof. Kern's Entzifferung der Inschriften geliefert) im Anschluß an die einheimischen Traditionen ihre ferneren Ausführungen zu erhalten haben.

* „Völker des östlichen Asien" Bd. I, S. 393 bis 455.

* „Völker des östlichen Asien" Bd. IV, S. 97 u. flgd.

Digitized by Google



Der palatiniſche Berg.

Eine römiſche Studie

von

Ludwig Meyer.

II.

Das Herrſcherhaus der Flavier, welches an die Stelle der Cäſaren trat, mußte eine andere Haltung beobachten. Sein Ruhm und Glanz war von jungem Datum, es beſaß nicht eine Autorität, wie alte Erinnerungen ſie verleihen, und ſo war es gezwungen, ſich auf die öffentliche Meinung zu ſtützen, auf ihre Klagen zu hören und ihnen eifrig Rechnung zu tragen. Unter allen unſinnigen Unternehmungen Nero's hatte vielleicht keine die Bürger ſo furchtbar erbittert wie die Erbauung des Goldenen Hauſes; es erinnerte an eine der ſchrecklichſten Calamitäten dieſer Regierung, an den Brand Roms, den, ſo hieß es, Nero ſelber angelegt hatte, um ſich die gewünſchten Baugründe leichter zu verſchaffen. Kaum war das Feuer gelöſcht, ſo hatte er, wie ein Geſchichtſchreiber ſich ausdrückt, gierig die Ruinen des Vaterlandes benutzt, ſich einen prachtvollen Palaſt zu errichten. Entrüſtung erregte der Anblick dieſer Felder, Gärten und Wieſen, die an die Stelle ſo vieler ärmlicher Häuſer getreten waren — mitten in einer von Menſchen wimmelnden Stadt dieſer ganze ungeheure Raum, den eine einzige Wohnung füllte. „Rom," ſo klang es aus den Spottverſen, „wird bald nur noch ein einziger Palaſt ſein. Macht euch bereit, ihr Bürger, nach Veji auszuwandern, wenn anders nicht auch Veji ſelbſt von Cäſar's Haus verſchlungen wird." Auch ſehr theuer waren dieſe Herrlichkeiten. Die Architekten des Kaiſers rechneten nicht, und der Schatz war immer leer; um ihn zu füllen, nahm man wie gewöhnlich ſeine Zuflucht zu Confiscationen und zu Morden, dergeſtalt, daß das Goldene Haus an alle Verbrechen zu erinnern ſchien, die es gekoſtet hatte. Die neuen Kaiſer, weit entfernt es zu vollenden, zerſtörten es vielmehr. Die großen Flächen,

Digitized by Google

die es bedeckte, wurden zum Theil der öffentlichen Benutzung wieder zugänglich gemacht; man behielt nur so viel, als zur Errichtung mehrerer kostbarer Bauten erforderlich war. An der Stelle der Teiche Nero's wurde das Flavische Amphitheater errichtet, das heute den Namen des Colosseums führt. Auf dem Esquilin begann der Bau der Thermen, die später nach Titus benannt wurden, und am Fuße der Straße zum Palatin, auf der Via Sacra, erinnerte ein zierlicher Triumphbogen an die Einnahme Jerusalems. Diese Gebäude, durch welche die neue Dynastie sich populär zu machen suchte, hatten vor denen Nero's den Vorzug, daß das Volk sie benutzte. „Rom," sagte ein Dichter, „hat wieder von sich selbst Besitz ergriffen; Dank dir, o Kaiser, dient jetzt, was das Vergnügen eines einzigen Menschen war, dem Nutzen Aller."

So waren also die Kaiser wieder zum Palatin zurückgekehrt, und diesmal, um ihn nicht mehr zu verlassen. Vespasian und Titus übten die Politik des Augustus: für die Monumente, die für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, sparten sie keinen Aufwand, während sie selbst einfach, mehr wie Privatleute denn wie Herrscher lebten. Sie hatten, so scheint es, mit den alten, nach dem Brande wiederhergestellten Kaiserpalästen vorlieb genommen; aber diese Einfachheit war nicht nach dem Geschmack ihres Nachfolgers, des Domitian. Diesen plagte die Bauwuth oder, nach Plutarch's Ausdruck, die „Baukrankheit". Wenige Herrscher haben gleich prachtvolle Gebäude errichtet; sein Palast soll der schönste von allen gewesen sein. Ein Mensch, der sich anbeten ließ, der befahl, daß man ihn in den Bittschriften, die man an ihn richtete, „Herr und Gott" anredete, konnte nur ein „Heiligthum" bewohnen; so nannte er selbst sein Haus und so mußten es die Anderen nennen. Es war natürlich, daß er versuchte, sich eines zu bauen, das dieses Namens würdig wäre.

Den Grundriß dieses Palastes, der die Bewunderung der Mitwelt war, haben die Ausgrabungen der siebziger Jahre vollständig an das Licht gebracht. Wir haben es hier mit keiner ganz neuen Entdeckung zu thun. Um den Anfang des vorigen Jahrhunderts ließ Franz I., Herzog von Parma, dem dieser Theil des Hügels gehörte, ihn durch den gelehrten Bianchini ausgraben. Man fand eine beträchtliche Ruinenmasse und erkannte sofort, daß dieselbe dem domitianischen Palaste angehören mußte. Damals befand er sich in viel besserem Zustand als heute; in mehreren Räumen waren bedeutende Reste der ursprünglichen Decoration erhalten. Nachdem man Alles, was sich fortschaffen ließ, entfernt hatte, um damit die farnesischen Museen zu schmücken, wurden die Ruinen wieder mit Erde zugedeckt und blieben so noch anderthalb Jahrhunderte geschlossen. Nun hat sie uns P. Rosa für immer zurückgegeben, und da sie diesmal vollständiger aufgeräumt und freigelegt worden sind, da ferner der allgemeine Plan des Gebäudes leicht zu reconstruiren ist und der Vorstellung, die wir uns von einem Palaste machen, vortrefflich entspricht, so ist dies auch diejenige Stelle des Palatin, welche die Fremden am liebsten besuchen und von der sie die lebhafteste Erinnerung bewahren. Auch fehlt es dem Betrachter nicht an gelehrten Hülfsmitteln, die das Verständniß erleichtern und ihn in den Stand setzen, sich von der Gesammtdisposition und den Einzelheiten genaue Rechenschaft zu geben. So hat u. A. Ferdinand Dutert als Schüler der französischen Akademie in Rom diese schönen Ruinen sofort nach ihrer Freilegung zum Gegenstand gründlicher Studien gemacht. In einem Restaurationsversuch zeigt er uns den Bau, wie er heute ist und wie er zu Ende des ersten Jahrhunderts ausgesehen haben muß.

Wir haben es auch hier mit einem römischen Hause zu thun, das nach demselben Plan wie alle übrigen erbaut ist, jedoch mit dem Unterschiede, daß die Verhältnisse größer sind und daß ihm zwei wesentliche Theile fehlen. Denn erstens hat es nicht, wie sonst gewöhnlich, ein Atrium: man tritt direct in den großen Saal ein, und zweitens besitzt es nicht die „fauces" genannten Corridore, die in der Regel zu beiden Seiten des Empfangzimmers lagen und zwischen den für die Fremden offenen und den der Intimität des Familienlebens vorbehaltenen Gemächern den Verkehr vermittelten. Auch ist dies ja durchaus kein gewöhnliches Haus, das wie die anderen mitten in einer Straße liegt und sich vor Fremden und Zudringlichen schützen muß. Es liegt auf einem Hügel, der in seiner

Digitized by Google

ganzen Ausdehnung dem Kaiser gehört und den nur derjenige betritt, den der Kaiser empfangen will. Was hier das Atrium, d. h. den Hof, der bei den Privatleuten als Raum zum Warten diente, ersetzt, ist der den Palast umgebende Platz selbst, die area Palatina. Eine Stelle bei Aulus Gellius zeigt uns die Freunde oder Clienten des Kaisers, wie sie jeden Morgen heraufkommen, um ihn zu begrüßen, und auf diesem Platze, wie sonst bei Privatleuten im Atrium, auf sein Erwachen warten. Aus demselben Grunde brauchten auch die Communicationen zwischen den Vorderräumen und dem Peristyl nicht im Inneren und versteckt zu liegen. Denn da der Platz zum Palast gehörte und einen Theil desselben bildete, so konnten die äußeren Säulenhallen, die ihn von allen Seiten umgaben, ohne Schwierigkeit den Dienst der inneren Corridore versehen.

Auf jenem steilen Anstieg (clivus Palatinus), der sich, wie gesagt, beim Titusbogen von der Heiligen Straße abzweigte und seit Romulus der gewöhnliche Zugang zum Palatin war, gelangte man zum Palaste Domitian's. Am Ende dieser Straße lag die Hauptfaçade der kaiserlichen Burg. Unter einem prächtigen, von Säulen, deren steinerne Stützen man aufgefunden hat, getragenen Porticus öffneten sich drei Thore. Das mittlere führte zu einem der größten und kühnsten Räume, die man kennt. Es war unzweifelhaft der Empfangssaal; Rosa hat für ihn seinen antiken Namen „tablinum" beibehalten. Hier ertheilte der Herrscher seine Audienzen, hier empfing er die Gesandten der Könige oder der fremden Völker, die Abgeordneten der Provinzen, die ihm die Glückwünsche und Huldigungen seiner fernsten Unterthanen darzubringen kamen. Für den Fortschritt, den die monarchischen Sitten seit Augustus gemacht hatten, ist dieser Saal ein sprechendes Zeugniß. An seiner Hinterwand, der Eingangsthür gegenüber, erblicken wir eine Apsis, in welcher ohne Zweifel der Thron des Kaisers seinen Platz gehabt haben muß; denn Domitian hatte einen Thron: mit ihm hielt die Etikette der orientalischen Monarchien ihren Einzug an den Hof der Kaiser. Statius, sein Lieblingsdichter, gab ihm offen den Namen „König", den Cäsar anzunehmen nicht gewagt hatte, und er wußte wohl, daß er ihm dadurch zu mißfallen keine Gefahr lief. Der Größe des Saales entsprach seine Ausschmückung. Bianchini erzählt, er habe bei der Entdeckung bewundernswerthe Reste seiner einstigen Herrlichkeit gefunden. Rings an den mit dem köstlichsten Marmor bedeckten Wänden erhoben sich sechzehn achtundzwanzig Fuß hohe korinthische Säulen von wunderbarer Arbeit. Acht große von einem Giebel gekrönte Nischen, wie die im Pantheon des Agrippa, bargen ebenso viele Kolossalstatuen aus Basalt; zwei von ihnen, ein Bacchus und ein Herkules, wurden noch an Ort und Stelle gefunden. Zu beiden Seiten der Eingangsthür standen zwei Säulen aus Giallo antico, die man für zweitausend Zechinen verkaufte; die Schwelle bildete ein Stück griechischen Marmors von so gewaltiger Größe, daß man daraus die Platte des Hauptaltars einer Kirche machte. Alle diese Reichthümer sind zerstreut worden; kaum blieben längs der Wände oder auf dem Boden einige Bruchstücke des Marmors, der einst Alles bedeckte, übrig, und diese Bruchstücke sind allzu dürftig, als daß sie uns von der alten Herrlichkeit dieses Saales eine Vorstellung geben könnten.

Das Tablinum liegt zwischen zwei anderen Räumen von ungleicher Größe, die sich ebenfalls auf den Eingangsporticus öffnen. In dem kleineren glaubte man eine jener dem Cultus der Familiengötter geweihten Hauscapellen zu sehen, doch ist diese Bestimmung ziemlich unsicher.* Dagegen kann bezüglich des anderen Raumes kein Zweifel sein: es war eine Basilica, d. h. ein Saal für Gerichtssitzungen. Noch sind alle Theile desselben deutlich zu erkennen; vor der halbkreisförmigen Apsis, wo die Richter saßen, ist sogar noch ein beträchtliches Stück der marmornen Balustrade übrig, welche sie von den anderen Anwesenden trennte. Hier also war es, wo der Kaiser in allen Civil- oder Criminalsachen, die vor ihn gebracht wurden, Recht sprach. Auf dieses Vor-

* Bianchini behauptet, es sei dort ein Altar gefunden worden, der noch Spuren des Feuers und der Opferreste trug; zu der Zeit aber, als der Kaiserpalast zerstört wurde, waren fast drei Jahrhunderte vergangen, seitdem das Christenthum triumphirte und kein Heide mehr die Wohnung der Cäsaren betrat.

Digitized by Google

recht seiner Stellung legte Domitian hohen Werth; den Ruf eines strengen Pflegers der Gerechtigkeit wollte er sich erwerben, und so ahndete er erbarmungslos bei Anderen alle Vergehen, die er sich selbst so leicht verzieh.

Hinter diesen drei Sälen, welche die ganze Breite des Palastes einnehmen, liegt das Peristyl (s. Abbildung S. 645), ein weiter von Hallen umgebener Hof von mehr als dreitausend Quadratmeter Grundfläche.* Noch erblicken wir hier die Reste der cannelirten Säulen aus karischem Marmor, welche das Dach trugen, und Platten aus numidischem Marmor, welche die Mauern bedeckten. An der Hinterwand des Peristyls, dem Tablinum gegenüber, führt eine breite Thür zum Speisesaale des Palastes, dem Triclinium. Martial sagt, vor Domitian habe der Palatin kein der Cäsaren würdiges Triclinium gehabt; er wünscht dem Kaiser Glück dazu, daß er eines erbaut habe, das ihm ebenso schön erscheine, wie der Speisesaal des Olymps, ein Raum, „wo die Götter Nektar trinken und aus den Händen des Ganymedes den heiligen Becher empfangen könnten." Das ist ein kühner Vergleich, doch ist zuzugeben, daß der Saal, als er noch unversehrt war, sehr schön gewesen sein muß. Nach römischer Sitte waren darin drei Tafeln aufgestellt: zwei längs der Seitenwände, die Haupttafel aber der Eingangsthür gegenüber in einer Art prachtvoll ausgestatteter Apsis, in der noch ein Theil des Fußbodenmosaiks aus Porphyr, Serpentin und Giallo antico erhalten ist. An dieser Tafel saß der Kaiser mit den höchsten Würdenträgern. Die Mitte blieb für die Bedienung frei. Auf jeder Seite öffneten sich fünf große Fenster, zwischen denen Säulen aus rothem Granit standen, auf zwei Nymphäen. Noch sieht man in der Mitte des westlichen derselben die Reste eines mit kleinen Nischen geschmückten marmornen Bassins; in den Nischen waren einst Statuen aufgestellt. Von den Bänken aus, auf denen die Gäste während der Mahlzeit lagen, konnten sie sehen, wie das Wasser der Springbrunnen emporstieg und von Stufe zu Stufe zwischen grünem Rankenwerk, zwischen Marmor und Blumen in Cascaden herabfiel. Von diesem geschmackvollen Speisesaale ist bei den Schriftstellern der Zeit häufig die Rede. Domitian, der eine Ehre darein setzte, für einen Freund und Kenner der Literatur zu gelten — er hatte in seiner Jugend Verse gemacht, die seine Schmeichler göttlich fanden — zog manchmal auch Poeten an seine Tafel. Statius, dem diese vielbeneidete Ehre zu Theil wurde, hat uns sein Entzücken darüber in einer seiner „Silvæ" geschildert. Es ist ein wahres Delirium: er versichert, beim Eintritt in den kaiserlichen Speisesaal habe er sich mitten unter die Sterne versetzt geglaubt; es sei ihm vorgekommen, als nähme er an der Tafel Jupiter's selber Platz. „Bist du es denn wirklich, den ich sehe", so spricht er zum Herrscher, „dich, den Besieger und Vater der unterworfenen Welt, dich, die Hoffnung der Menschen und die Sorge der Götter? So bin ich also in deiner Nähe! Inmitten der Becher und der Schüsseln, die die Tafel bedecken, betrachte ich dein Angesicht!" Und schnell fügt er hinzu: „Ich gestehe, nicht der ganze kostbare Aufwand des Mahles, nicht diese von elfenbeinernen Säulen getragenen Tafeln aus Eichenholz, nicht dieses Heer von Sclaven war's, was meine Blicke auf sich zog; den Kaiser allein sehnte ich mich zu schauen, nur ihn habe ich betrachtet. Nicht losreißen konnte ich meine Augen von diesem ruhevollen Antlitz, das aussah, als ob es den Glanz seines Glückes unter einer Miene heiterer Majestät mildern und mäßigen wollte; doch es gelang ihm nicht, seine Hoheit zu verbergen: wider seinen Willen strahlte sie auf seinen Zügen. Bei seinem Anblick hätten die fernsten Völker, die wildesten Barbarenhorden ihren Herrn erkannt!" Bedenkt man, daß es sich hier um Domitian handelt, so scheinen solche Lobpreisungen stark übertrieben; aber freilich, die Ehre, die der Herrscher dem Statius erwiesen hatte, gehörte zu denen, die den Poeten den Kopf verdrehten. Martial erklärt, er würde, wenn Jupiter und Domitian ihn am selben Tage zu Tische lüden, keinen Augenblick schwanken: er ließe den König der Götter und ginge zum Kaiser.

* Es war bisher noch nicht möglich, den ganzen Raum freizulegen; die Terrassen der Villa Mills bedecken einen breiten Streifen des Terrains.

Digitized by Google

Von allen dieſen großen Sälen haben wir heute nur noch Theile des Marmorbodens, Säulenbaſen und einige Mauerſtücke übrig; der Reſt iſt vernichtet. Aber das Zeugniß der gleichzeitigen Schriftſteller reicht aus, uns von dem, was wir verloren haben, eine ungefähre Vorſtellung zu geben. Einſtimmig preiſen ſie die Weiträumigkeit und die gewaltige Höhe des Gebäudes. In ihrer übertreibenden

Das Stadium des Domitianus.

Sprache rühmen ſie, „wenn man es betrachte, glaube man den Pelion auf dem Oſſa zu erblicken; ſeine Wölbungen durchbrächen den Aether und ſähen den Olymp in größerer Nähe; kaum vermöchten die Augen von unten das Dach zu unterſcheiden; des Giebels Gold fließe zuſammen mit des Himmels Strahlenglanz.“ Sie ſprechen uns von der unendlichen Maſſe der Säulen, „die ſtark genug wären, das Himmelsgewölbe zu ſtützen, während Atlas ſich ausruhte“; ſie zählen alle Marmorarten auf, die als Wandſchmuck benutzt wurden, ja ſie verweilen bei dieſen pomphaften Schilderungen mit ſo viel Nachdruck und Wohlgefallen, daß wir, ohne daß ſie es wollen, auf den Gedanken kommen, es müſſe in der Ausſtattung des Baues viel Verſchwendung und Uebermaß geherrſcht haben. Einfachheit war zu Domitian's Zeit nicht mehr beliebt. Der Geſchmack des Publikums und das Talent der Künſtler waren unſicherer geworden. In Sachen der Schönheit war man des Gelingens nicht mehr ſo gewiß wie früher, ſo ſtrebte man denn vor Allem nach Pracht und Reichthum — die gewöhnliche Richtung aller Künſte, wenn der Niedergang beginnt. Beſonders war der Herrſcher ſelbſt ein leidenſchaftlicher Freund dieſes ausſchweifenden Aufwandes; ein Spaßvogel verglich ihn mit König Midas, der Alles, was er berührte, in Gold verwandelte.

Dieſer gewaltige Palaſt enthält außer den beſchriebenen Räumen noch viele andere weniger wichtige, dagegen fehlen darin alle inneren Gemächer, deren das Privatleben bedarf. Auch diente er in der That nur der officiellen Repräſentation;

Digitized by Google

gewohnt haben die Kaiser anderswo. Ihre eigentliche Wohnung scheint zu allen Zeiten das Haus des Augustus oder das des Tiberius gewesen zu sein. Um aus diesem letzteren, ohne den Vorplatz passiren zu müssen, zum Palaste Domitian's zu gelangen, hatte man eine unterirdische Galerie angelegt, die noch vorhanden ist und mit dem oben besprochenen Kryptoporticus in Verbindung steht (vgl. Plan 7). Auf diese Weise war das Leben der Kaiser so zu sagen in zwei Theile getheilt: den einen, ohne Zweifel den weniger angenehmen, brachten sie in diesem prachtvollen Palaste zu, auf dessen Thor Nerva die Worte „Ædes publicæ" geschrieben hatte, um kundzugeben, daß Jedermann dort eintreten und sein Recht suchen könne; die übrige Zeit bewohnten sie ein minder prächtiges, aber ruhigeres, bequemeres, besser für das Familienleben eingerichtetes Haus, wo sie nach Erledigung ihrer kaiserlichen Geschäfte nach des Antoninus schönem Wort das Vergnügen genießen konnten, „Menschen zu sein".

Seit einem Jahrhundert — dem besten der Kaiserherrschaft — hatten die Cäsaren ihren Wohnsitz in den alten Palästen, als Septimius Severus auf den Gedanken kam, einen neuen zu erbauen. Die Gelegenheit dazu bot ihm vielleicht der schreckliche Brand, der zu Ende der Regierung des Commodus den Palatin verheerte; der wahre Grund für sein Vorgehen war aber sicher ein anderer. Jede neue Dynastie empfindet das Bedürfniß, durch große Unternehmungen auf die Phantasie des Volkes einen Eindruck zu machen. Besonders das auf die Antonine folgende Herrscherhaus, wie um dadurch Verzeihung für seine fremde Herkunft zu erhalten, wollte zeigen, daß es sich viel mit Rom beschäftigte, daß ihm sein Schmuck und seine Verschönerung am Herzen lag. Severus, wie Alle, die sich plötzlich zu einer hohen Stufe des Glücks emporschwingen, fürchtete stets, man möchte sich seiner Vergangenheit erinnern, und so wollte er ihr Andenken auslöschen. Als er einmal, so wird erzählt, mit einem obrigkeitlichen Amt bekleidet, in seine Heimat kam, sei einer seiner alten Freunde ihm in der Freude des Wiedersehens um den Hals gefallen; er aber habe ihn durchpeitschen lassen, um ihn zu lehren, einen Beamten des römischen Volkes mit mehr Förmlichkeit zu empfangen. Dadurch, daß er an Pracht und Aufwand mit seinen Vorgängern wetteiferte, glaubte er sicher, sich ihrer Nachfolge würdig zu zeigen. Durch den Bau eines Palastes, der den Namen seiner Familie trug, wollte er von dem kaiserlichen Hügel Besitz ergreifen.

Es war eng geworden auf dem Palatin; für die neuen Anlagen fing der Raum an knapp zu werden. Noch blieb jedoch ein freier Platz gegen Süden, gegenüber dem Cälius, längs der Via Triumphalis, zur Verfügung. Dort war weniger gebaut worden, weil dort der Boden in sanften Abhängen zur Ebene abfällt und für einen großen Bau kein gleichmäßiges Terrain hergiebt. Indessen hatte sich Domitian's Palast gewissermaßen bis dahin erstreckt: durch eine Reihe noch wenig bekannter Räume communicirte das oben erwähnte, eine so bedeutende Fläche bedeckende Peristyl mit dem Hause des Augustus, das Domitian auf diese Weise in seinen weiten Palast mit einbezogen hatte. Jenseits des Hauses des Augustus hatte er ein — heute völlig freigelegtes — Stadium (s. Abbildung S. 641) erbaut. So nannte man eine zu Wettläufen von Menschen oder zu Athletenspielen bestimmte Art des Circus. Es war dies eine Lieblingsbelustigung der Griechen: an keinem Schauspiel fand dies Künstlervolk größeres Gefallen, als wenn schöne nackte Körper in Uebungen voll Abwechselung ihre Kraft und Anmuth entfalteten. Die Römer, die nur das Unschickliche und Gefährliche dieser Uebungen sahen, liebten sie anfangs nicht. Unter den Kaisern aber fanden sie doch später Geschmack daran, und besonders war es Domitian, der sie ihnen annehmbar machte und sie daran gewöhnte. Er erbaute für diese Spiele auf dem Marsfelde den großen Circus, dessen Gestalt und Grundriß noch heute die Piazza Navona zeigt. Gern führte er dabei den Vorsitz, in griechischem Gewande, die Schultern mit einem Purpurmantel bedeckt, eine goldene Krone auf dem Haupte. Es ist also nicht überraschend, daß er auch in seinem Palast ein Stadium haben wollte, um dort für sich allein und für seine Freunde ein Schauspiel veranstalten zu können, das er auf dem Marsfelde mit allen Römern

Digitized by Google

theilte. Gewiß machte es ihm Spaß, mit dem Schnellläufer oder dem gewandten Athleten, den er später dem Volke zeigen sollte, vorher in Gesellschaft einiger Kenner eine Probe anzustellen. Der Ort, wo diese Feste stattfanden, muß prächtig gewesen sein; die halbrunde Loge (Exedra) des Kaisers — sie besteht aus zwei übereinander liegenden Sälen, deren höherer dem Anschein nach der schönere war — ist wiedergefunden worden (vgl. Plan 8). Rings um den ganzen Circus liefen, eine über der anderen, zwei von marmornen Säulen getragene Hallen. Man kann sich vorstellen, welchen Anblick diese Räumlichkeiten gewähren mußten, wenn der Herrscher in seiner Loge saß und die Höflinge, glücklich im Mitgenuß der kaiserlichen Vergnügungen, sich in den Säulengängen drängten.

Jenseits dieses domitianischen Stadiums, gerade auf der Ecke des Hügels, gegen Osten und Süden, erbaute Severus seinen Palast. Enorm müssen die Kosten dieser Anlage gewesen sein, denn ehe man den Palast selbst errichten konnte, war der Boden, auf dem er sich erheben sollte, so zu sagen erst zu schaffen. Derselbe senkt sich, wie wir eben sahen, in sanften Abhängen zu Thale; nun wurde er durch ungeheure Unterbauten, welche aus über einander errichteten steinernen Arkaden bestanden, aufgehöht. Diese Substructionen sind noch vorhanden; die Erde, die sie einst bedeckte, ist verschwunden, und so sieht man von allen Seiten die gewaltigen Bogenreihen, seltsame Gruppen mit einander bildend, eine über der anderen aufsteigen. So hoch scheinen sie, solches Staunen erregen sie bei dem, der sie von den umgebenden Straßen aus betrachtet, daß man ihnen manchmal die Ehre erwiesen hat, sie für den Kaiserpalast selbst zu halten; und doch sind sie nur dessen Fundamente und Unterboden; über ihnen erhob sich der eigentliche Palast des Severus. Von diesem sind einige noch feste Mauern übrig, die höchsten und besterhaltenen auf dem ganzen Palatin. Eine von ihnen trug eine prachtvolle Treppe, die zu den oberen Geschossen hinaufführte. Aber von allen diesen imposanten Ruinen erweckt nichts so großes Interesse wie die Ueberreste der auf den Circus Maximus hinabschauenden kaiserlichen Loge (vgl. Plan 9). Sie lag gleich neben dem Palaste selbst, so daß der Kaiser den Wagen- und Pferderennen beiwohnte, ohne sein Haus zu verlassen. Sie bestand aus einem geschlossenen Saale, wo der Kaiser und seine Familie ausruhen konnte, und einer Terrasse, von wo der Blick den ganzen Circus beherrscht. Die Aussicht, die man von hier genoß, wenn eines der großen Feste vor sich ging, die das ganze römische Volk versammelten, muß wundervoll gewesen sein. Heute ist das lange und schmale Thal, das sich zwischen dem Palatin und dem Aventin ausdehnt, eines der traurigsten und armseligsten Quartiere Roms. Damals war es ein ungeheures Hippodrom, geschmückt mit Säulen, Obelisken, Statuen, umgeben von Marmorstufen, auf denen sich während der öffentlichen Spiele an 400000 Schaulustige drängten. Unvergleichlich war die fieberhafte Aufregung dieser Menschenmasse, wenn bei dem Publikum beliebte Pferde und Wagenlenker laufen sollten. Die Zuschauer, sagt Lactantius, waren selbst das seltsamste Schauspiel: allen Zwischenfällen des Rennens folgten sie mit Leidenschaft; sie gesticulirten, schrieen, heulten, schnellten von ihren Sitzen empor; Jeder ergriff für eine andere „Faction" Partei; Hohn und Spott, ermunternder Zuruf und Beifallklatschen schwebte über den blau oder grün, weiß oder roth gekleideten Wagenlenkern, die dort unten rings um die Spina ihre Kreise zogen. Von dem Augenblick an, wo der das Fest leitende Beamte das Zeichen zum Ablauf gab, indem er ein weißes Tuch in die Arena warf, bis zu dem Augenblick, wo der glücklichste Wagen nach Zurücklegung der Distanz das Ziel erreichte, erhob sich aus der Mitte dieser Versammlung ohne Gleichen ein entsetzlicher Lärm, ähnlich dem Brausen und Rauschen des Meeres. Die Kaiser nahmen Theil an der allgemeinen Aufregung. Sie hatten gleichfalls ihre bevorzugten Lieblinge unter den Pferden und Wagenlenkern und sahen nicht gern, daß diese besiegt wurden. Hier in dieser kaiserlichen Loge, die ein glücklicher Zufall uns erhalten hat, mag sich jener seltsame Auftritt zugetragen haben, den uns Herodian erzählt. Man hatte sich erlaubt, einen Wagenlenker der

Digitized by Google

von Caracalla begünstigten blauen Faction auszupfeifen; da gab der Kaiser seiner Leibwache Befehl, die Schuldigen zu bestrafen. Die Soldaten stürzten auf die Stufen des Circus und tödteten, um der Mühe der Auswahl überhoben zu sein, Alles, was ihnen erreichbar war. Es gab eine unbeschreibliche Scene der Verwirrung und des Gemetzels, die dem Kaiser, dem von seiner Loge aus nichts davon verloren ging, großen Spaß gemacht haben muß.*

Septimius Severus ist der letzte Kaiser, der sich eine neue Wohnung bauen ließ; nach ihm gerieth die Herrschaft der Kaiser in allzu kläglichen Verfall, als daß sich einer solche Verschwendung hätte erlauben können. Mit der Aufzählung der auf dem Palatin errichteten Paläste bin ich also zu Ende; doch gab es dort außer den Wohnungen der Kaiser noch andere Gebäude: neben dem Fürsten selbst war auch seine Leibwache und seine Dienerschaft unterzubringen. Obschon diese Häuser für Soldaten und Sclaven gewiß weniger sorgfältig und kostbar angelegt waren, so sind doch an verschiedenen Stellen des Hügels Spuren von ihnen übrig geblieben. Am Fuß der palatinischen Straße, in der Nähe des Titusbogens, haben die Ausgrabungen eine große Anzahl mehr oder weniger geräumiger Zimmer freigelegt;* nach Rosa's Meinung war in ihnen die wachehabende Prätorianercohorte einquartiert. In der That ist es eine wahrscheinliche Annahme, daß die Caserne neben dem Haupteingang zum Palatin lag. Hier also war es, wo nach Tacitus der unglückliche Piso, den Galba adoptirt hatte, bei der ersten Nachricht von Otho's Rebellion die Soldaten der Leibwache versammelte und an sie jene ehrliche und schwermüthige Ansprache hielt, die so wenig dazu angethan war, die Herzen der Prätorianer zu gewinnen. Viel interessanter als diese formlosen Ruinen, deren Bestimmung ja im Ganzen ziemlich zweifelhaft ist, sind die am entgegengesetzten Ende, nach dem Velabrum hin gelegenen. Dort entdeckte man eine ganze ziemlich gut erhaltene Straße; sie hieß, wie wir wissen, der „Victoria-Aufstieg" (clivus Victoriæ) — auch sie ein Rest vom Rom der ersten Zeiten. Man betrat sie durch die „Porta Romana", eines der Thore, deren Ursprung auf Romulus zurückgeführt wurde. Von hier stieg ein schmaler und steiler Weg zum Hügel empor. Die auf beiden Seiten von hohen Häusern flankirte Straße kann niemals sehr hell gewesen sein; aber noch viel dunkler wurde sie, seit Caligula bei Vorrückung der Terrassen für seinen Palast sie zum Theil überbaute. Die rechte, an den Hügel gelehnte Seite dieser Straße war sicher ein Theil der zu den Kaiserpalästen gehörigen Nebengebäude. Betreten wir die noch vorhandenen halbverschütteten Räume und hat sich das Auge erst an diese Dunkelheit gewöhnt, so bemerken wir mit Ueberraschung, daß diese finsteren Gemächer, die zuerst kaum für Sclaven gut genug schienen, manchmal mit hoher Eleganz decorirt sind. In vielen sind Stuckbekleidungen und Mosaiken erhalten, manche zeigen noch anmuthige Malereien an den Wänden, an einem der Balcone ist noch das hübsche Marmorgeländer unversehrt. Waren diese Häuser, wie es wahrscheinlich ist, von der Dienerschaft des Herrschers bewohnt, so hatten jeden-

* Hochberühmt war noch ein anderer Theil des Severuspalastes. Am Fuße des Hügels, dem Cälius gegenüber, hatte der Kaiser längs der Via Triumphalis einen dreigeschossigen Porticus, das sogenannte Septizonium erbaut. Aus ihm wollte er den Haupteingang zum Palaste machen; aber der Präfect von Rom, vielleicht ein Anhänger der alten Gebräuche, ließ an der Stelle, wo das Thor hätte sein sollen, die Bildsäule des Kaisers errichten und vereitelte so dessen Absicht. Das Septizonium war nun bloß noch ein prächtiger Zierbau, der sonst keinen praktischen Zweck hatte. Er stand gegenüber der Straße, auf der man aus Afrika nach Rom kam, und deshalb behaupteten die Spötter, Severus habe diesen Bau nur errichtet, um seine Landsleute gleich bei ihrer Ankunft in Staunen zu versetzen. Glücklich hatte das Septizonium ohne größeren Unfall das ganze Mittelalter überdauert. Es war noch fast unversehrt, als es Papst Sixtus V. gefiel, es zu zerstören und die Säulen für eine Kirche, die er gerade restaurirte, zu verwenden. So gab die Wiedergeburt der Künste das Signal zur Verstümmelung und Zerstreuung der schönsten Kunstwerke. Oft wurden antike Monumente, welche die Ostgothen verschont, ja sogar restaurirt hatten, von den Päpsten zerstört. Hat nicht Paul V., um die Fontana Paolina zu schmücken, die bewundernswerthen Reste des Minervatempels auf dem Nervaforum zerstört? Più Goto de' Goti!

* Vgl. Plan 10. Die hier entdeckten Ruinen scheinen aus sehr später Zeit zu stammen. Visconti und Lanciani sind zu der Annahme geneigt, daß sie zu Bauten des Kaisers Maximinus gehören.

Digitized by Google

Blick von Sadowa auf Chlum und die Höhen von Lipa.

falls die hervorragendsten Sclaven und Freigelassenen sie inne, so zu sagen die Aristokraten unter den kaiserlichen Hausgenossen. Da gab es Menschen ohne Vaterland und ohne Namen, auf Griechenlands Märkten gekauft, um deren Gunst die größten Herren sich bemühten, denn diese Menschen beherrschten den Kaiser und regierten oft thatsächlich das Reich. Nachdem sie es zu Geltung und Reichthum gebracht, lebten sie geduldig, nur um sich nicht vom Herrscher zu entfernen, in diesen Räumen ohne Luft und Licht, gerade wie sich unter Ludwig XIV. die erlauchtesten Persönlichkeiten, die Besitzer großer Stadthäuser und schöner Schlösser, in den ungesunden Gemächern von Versailles zusammendrängten, um nur immer unter den Augen des Roi Soleil zu leben, in seinem Glanze sich zu sonnen. Wenn aber diese Sclaven oder Freigelassenen nicht aus ihren finsteren Räumen auf dem Kaiserberge weichen zu sollen meinten, so wollten sie doch dieselben so viel als möglich ausschmücken und der hohen Stellung ihrer Bewohner würdig machen; anders läßt sich wenigstens dieser Luxus an Malereien und Marmor, diese Verschwendung schöner Ornamente auf Mauern, wo man sie kaum bemerken konnte, nicht erklären.

Auf der anderen Seite des Palatin, in der Nähe des großen Circus, fand man eines der alten Häuser, die, nachdem der Hügel von den kaiserlichen Palästen mit Beschlag belegt war, conservirt und zur Unterbringung des Hofgesindes benutzt wurden (vergl. Plan 12). Dies Haus war, vielleicht zu verschiedenen Zeiten, von Soldaten und Sclaven bewohnt. Die Räume rings um das Atrium sind voll von jenen eingeritzten oder mit Kohle hingemalten Inschriften, welche bei den Italienern graffiti heißen. Gewöhnlich rühren sie von Soldaten her, die sich Veteranen des Kaisers (veteranus domini nostri) nennen; einige enthalten beißende Epigramme, in denen sich der Veteran darüber beklagt, wie geringen Vortheil ihm seine Dienste gebracht haben.* Aus anderen Inschriften scheint hervorzugehen, daß sich in diesem Hause einmal die Schule für die jungen Sclaven (pædagogium) befand, in welcher die Kinder, die dazu bestimmt waren, den Herrscher zu bedienen, seine Umgebung zu bilden, ihm Gesellschaft zu leisten, ihn durch ihre Unterhaltung zu erheitern, eine sorgfältige Erziehung genossen. Von diesen Kindern haben mehrere auf den Wänden Inschriften hinterlassen, die beweisen, daß die Schule ihnen wenig Vergnügen machte und daß sie froh waren, wenn sie dieselbe verlassen durften. Hier fand sich auch die berühmte, vielbesprochene Caricatur, die heute im Kircherschen Museum aufbewahrt wird. Sie zeigt einen Mann mit Eselskopf am Kreuze; links, etwas tiefer darunter, blickt ein ebenso roh gezeichneter Mensch, der die Hand erhebt und sie dem Munde nähert, auf den Gekreuzigten. Den Vorgang erläutert eine griechische Inschrift des Inhalts: „Alexamenos betet seinen Gott an.“ Offenbar handelt es sich um die Verspottung eines Christen. Soldat oder Sclave des Kaisers, war Alexamenos, der die neue Lehre bekannte, die Zielscheibe des Hohnes seiner Kameraden; aber muthig ertrug er ihn und verleugnete inmitten dieser feindlichen Welt nicht seinen Glauben. Im Jahre 1870 fand Visconti eine Inschrift, in der er denselben bekennt; sie ist wahrscheinlich von ihm selbst geschrieben und lautet: Alexamenos fidelis. Obgleich das Christenthum frühzeitig in das Haus der Cäsareneindrang, ist dies doch die einzige von ihm auf dem Palatin zurückgebliebene Erinnerung.

* * *

So lang diese Studie auch schon ist, so halte ich es doch für nützlich, noch einige Worte hinzuzufügen: nachdem wir die Gebäude, die jedes Jahrhundert auf dem Palatin erstehen sah, einzeln aufgezählt und beschrieben haben, müssen wir versuchen, uns Rechenschaft zu geben von dem Eindruck, den das Ganze machen mußte. Versetzen wir uns also in das dritte Jahrhundert, in die Zeit, als Sep-

* In einem dieser Zimmer fand man auf der Mauer das Bild eines kleinen Esels, der ein Mühlrad dreht. Darunter stand geschrieben: „Quäle dich nur, mein Eselein, wie auch ich mich habe quälen müssen; es wird dir wohl bekommen.“ (Labora, asello, quomodo ego laboravi, et proderit tibi.) Die hübsche kleine Zeichnung ist kürzlich durch ein Unwetter zerstört worden.

Digitized by Google

timius Severus eben den letzten aller kaiserlichen Paläste erbaut hat, und stellen wir uns vor, daß wir in einem der immer seltener werdenden Augenblicke, da das Reich ruhig und siegreich ist, den weltberühmten Hügel besuchen. Er ist jetzt ganz und gar das Eigenthum der Cäsaren; ganz allein hausen dort ihre Familie, ihre Krieger, ihr Hofgesinde. Er trägt Bauten aus sehr verschiedenen Zeiten; einige von ihnen gehen auf die Anfänge der Stadt zurück, werden jedoch mit höchster Sorgfalt und Pietät erhalten und restaurirt. Keine Ruine beleidigt das Auge; die Cäsaren leiden nirgends eine solche: in ihrem Reiche darf nichts elend und trostlos aussehen, das würde der „Glückseligkeit" ihrer Regierung Schande machen. Weiß man doch, wie einer von ihnen die Gesellschaften, die sich zum Ankauf der großen Domänen gebildet hatten und die dann, nachdem sie durch Parcellirung der Terrains einen großen Gewinn gemacht, nicht daran dachten, die Häuser, für welche sich kein Käufer fand, zu unterhalten, ohne Weiteres auflöste. Der Kaiser ist empört über dies Verfahren; in seinem Erlasse erklärt er, es sei dies „ein mörderischer Handel, feindlich dem Frieden der Welt", ein Handel, der das öffentliche Wohlergehen gröblich verletze — „anstatt die Felder mit Ruinen zu bedecken, zieme es sich vielmehr für ein so begnadigtes Jahrhundert, neue Häuser zu bauen und dadurch das Glück des Menschengeschlechtes in um so helleres Licht zu setzen". Diese Grundsätze mußten begreiflicherweise auf dem Palatin noch mehr als anderswo zu praktischer Geltung kommen; es ziemte sich, im Umkreis der Kaiserpaläste Alles in gutem Stande zu erhalten. So ließ man denn trotz aller Nöthe, in die das Reich gerieth, hier oben niemals etwas verfallen, und hierdurch erklärt es sich, daß sich auf diesem Berge auch das älteste Gemäuer bis zur Ankunft der Barbaren erhalten hat.

Es gab also auf dem Palatin Denkmäler aus allen Zeiten; sein großes Interesse für den Besucher bestand darin, daß er auf beschränktem Raume gewissermaßen die ganze Geschichte Roms enthielt. Seit der Zeit, da „die Rinder des Arkadiers Evander sich hier lagerten", bis zu dem Tage, da die afrikanisch-orientalische Severus-Dynastie hier ihren Sitz aufschlug, hatte hier jedes Jahrhundert irgend ein Andenken hinterlassen. Er barg die Hütte des ersten Königs und den Palast des ersten Kaisers; hier wies man die Stätte, wo die großen Consularen der Republik und die besten Kaiser gewohnt hatten. Hier konnte man alle Wandlungen des nationalen Gottesdienstes verfolgen: der Tempel des Jupiter Stator, der Apollotempel, der Tempel der Göttermutter mahnten nach einander an die Epoche, da Rom sich noch mit den Gottheiten Latiums begnügte; dann an die, da es die Götter Griechenlands bei sich eindringen ließ; endlich an die Zeit, da es die überspannten Culte des Orients herbeiholte, die es mit ganz neuen religiösen Bedürfnissen bekannt machten und der Religion der Juden und der Christen den Weg bahnten. Voll Pietät besuchte man alle diese Denkmäler; die ältesten, obschon die einfachsten, wurden nicht am wenigsten gefeiert. Die Römer glichen nicht den Emporkömmlingen, die sich ihrer niedrigen Herkunft schämen und sie zu verbergen trachten; im Gegentheil, sie waren stolz darauf, denn an ihr konnten sie um so besser die Länge des zurückgelegten Weges messen. Keiner Epoche ihrer Geschichte versagten sie ihre Dankbarkeit; sie wußten, daß alle Jahrhunderte mitgearbeitet hatten am Ruhme Roms. Aller politische Haß, alle Parteivorurtheile vermochten nicht, sie gegen irgend Jemand ungerecht zu machen; wie hitzig auch einst die alten Kämpfe gewesen waren, die Zeit hatte Alles beschwichtigt und gestillt, und von der Vergangenheit war nichts mehr übrig als das ewig lebende Andenken an die dem Vaterlande erwiesenen Dienste. Der Patriotismus eines Römers des dritten Jahrhunderts setzte sich aus ebenso viel Bewunderung für die Helden der Republik als für die großen Kaiser zusammen, und mit den gleichen Gefühlen der Verehrung und des Stolzes besuchten die Römer aus allen Gebieten des Reiches die Hütte des Romulus, das Haus des Cicero und den Palast des Augustus.

Was jedoch dominirte, was auf dem Palatin die meisten Erinnerungen hinterlassen hatte, war die Kaiserzeit. Es ist nicht ganz richtig, wenn man sagt, es habe hier „der Palast" der Cäsaren (Palazzo

Digitized by Google

de' Cesari) gestanden, wie die Aufschrift der Farnesischen Gärten lautet; denn diese Bezeichnung erweckt die Vorstellung, als ob es dort nur eine einzige gewaltige Wohnung gegeben hätte, die von den neuen Kaisern, wenn sie den Hügel bezogen, unaufhörlich vergrößert und verschönert wurde — etwa wie die Tuilerien oder das Berliner Schloß. Vielmehr war der Palatin das Quartier der Paläste. Es gab fünf verschiedene; ein jeder trug den Namen des Herrschers, der ihn erbaut hatte. In unseren modernen Hauptstädten findet sich nichts Aehnliches. Wenn sich heute ein Fürst aus Laune oder Eitelkeit eine neue Wohnung bauen will, so wählt er den Platz dazu fast immer sehr entfernt von der alten. Gerade auf den Wechsel kommt es ihm an: er sucht eine andere Lage und Umgebung, neue reizende Aussichtspunkte. Die beiden Hauptresidenzen der Päpste, der Vatican und der Quirinal, liegen an entgegengesetzten Enden Roms. Hier dagegen ist Alles auf demselben Hügel vereinigt: er war der Wohnsitz des Kaiserreichs geworden; der Herrscher schien gar nicht mehr anderswo residiren zu können. Dio berichtet, daß die Orte, wo die Kaiser auf ihren Reisen sich aufhielten, den Namen „Palatium" erhielten.

Diese Anhäufung von Palästen mußte auf die Besucher einen gewaltigen Eindruck machen. Stellen wir uns einen gescheidten, wißbegierigen Provinzialen vor, wie es deren damals viele gab, einen Gallier, einen Afrikaner, einen Spanier: er kam, jenes Rom zu schauen, von welchem auf dem ganzen Erdkreis die Rede ging. Auch wenn er die Kaiserfora schon durchschritten und die Herrlichkeiten des Capitols bewundert hatte, mußte der Palatin ihn noch in Staunen versetzen; leicht können wir uns das Schauspiel, das sich seinen Blicken bot, vorstellen: die Ausgrabungen ermöglichen eine ziemlich genaue Herstellung der Topographie des Hügels. Kam man den oft erwähnten clivus Palatinus herauf und schritt unter dem alten Thor des Romulus hindurch, bei dem Tempel des Jupiter Stator, so hatte man vor sich die Façade des domitianischen Palastes. Dieser, auf den das Auge früher als auf die übrigen fiel, war auch von allen der wichtigste, derjenige, der am besten der Majestät der Cäsaren zu entsprechen schien. Der freie Platz rechts zwischen ihm und dem Thore, die area Palatina, theilte die Kaiserpaläste in zwei getrennte Gruppen. Die eine derselben umfaßte das Haus des Tiberius und das des Caligula und stand auf der Nordseite des Hügels, längs des Velabrum und des Forum; die andere Gruppe setzte sich aus drei verschiedenen Palästen zusammen, von denen jeder seine eigene Façade, seinen besonderen Eingang, seinen eigenthümlichen Charakter hatte, die jedoch unter einander in Verbindung standen und bei besonderen feierlichen Gelegenheiten auch ein Ganzes, einen einzigen Palast bilden konnten. Neben dem des Domitian lag, mehr nach Süden gerückt und auf dieser Seite an den Rand des Hügels grenzend, das Haus des Augustus; in gleicher Linie, ein wenig weiter hin, erhob sich, die ganze Südecke des Palatin bedeckend, der Palast des Severus. Der Rest des Hügels, soweit ihn nicht Tempel und geschichtliche Bauten einnahmen, diente zur Unterbringung der kaiserlichen Sclaven und Freigelassenen.

So sehr wir nun auch den Palatin bewundern — könnten wir ihn so sehen, wie er im dritten Jahrhundert war, ich glaube, wir müßten doch einige Vorbehalte machen. Unser Geschmack hat sich an Mancherlei gewöhnt, und so macht er auch hier gewisse Ansprüche, die nicht völlig befriedigt werden würden. Die Zugänge und nächsten Umgebungen der Kaiserpaläste würden uns Modernen wahrscheinlich etwas ärmlich und dürftig vorkommen; der clivus Palatinus ist nicht breit, der clivus Victoriæ ist noch schmaler, die area Palatina scheint auch nicht sehr geräumig. War Domitian's Palast so hoch, wie Statius rühmt, so weiß man wirklich nicht recht, wohin sich der Betrachter stellen konnte, um die ganze Höhe zu übersehen. Im Inneren würden uns diese prachtvollen Wohnungen schon mehr gefallen. Die Säle, die Höfe, die Säulenhallen würden unsere Bewunderung erregen. Dagegen würde es uns recht überraschen, hier keine Gärten zu finden. Wollten die Kaiser in der freien Natur leben, so verließen sie Rom. Ganz nahe bei der Stadt, am Albanersee, bei Tibur, besaßen sie reizende Villen; dort weilten

Digitized by Google

sie, so lange es ihnen gefiel. Wollten sie die Freuden des echten, schmucklos rauhen Landlebens genießen, des rus verum barbarumque, so gingen sie weiter fort; bekannt ist, wie glücklich Antoninus war, wenn er hinausziehen und auf seinen großen Gütern in Latium seine Weinlese halten konnte. Damit begnügten sie sich; prunkvolle Gärten, wie reiche Leute sie heutzutage gern bei ihren Häusern anlegen, haben die Kaiser, wie es scheint, auf dem Palatin niemals gehabt.* Nur Nero theilte schon damals unseren heutigen Geschmack; doch geschah dies vielleicht weniger aus Liebe zur Natur, als weil es ihm ein stolzes Vergnügen gewährte, der Natur Gewalt anzuthun. Wälder, mitten in die Stadt gezaubert, zehn Wegstunden vom Meere ein Salzwasserteich im eigenen Hause — das war noch nicht dagewesen, das schien ihm so recht eines Cäsaren würdig.

Von den erwähnten Bedenken abgesehen, würde, glaube ich, die Schönheit der Bauten auf dem Palatin uns Heutigen ebenso imponiren als den Römern der Kaiserzeit. Aus verschiedenen Epochen stammend, wiesen sie zwar Mannigfaltigkeit, aber doch nicht eine so bunte Verschiedenheit auf, daß sie ein empfindliches Auge beleidigt hätte. Oft hatten Feuersbrünste, die chronische Plage des alten Rom, sie betroffen. Jedesmal wurden sie schnell wieder aufgebaut, denn Rom glich nach dem Worte Martial's dem Phönix, der sich im Brande neu verjüngt, und bei der Restaurirung paßte man sie immer ein wenig dem Geschmack des Tages an. Auf diese Weise hatte sich die auffallende Ungleichartigkeit, an der man hätte Anstoß nehmen können, gemildert, und doch blieb noch immer genug Verschiedenheit übrig, um durch den Reiz des Gegensatzes die Aufmerksamkeit des Besuchers zu fesseln. Jeder der Paläste hatte seinen besonderen Charakter und seine eigenthümlichen Vorzüge. Der des Augustus war einfacher und von ernsterem Geschmack, der Domitian's kostbar bis zur Verschwendung, der des Severus trug jenen Stempel des Grandiosen, den wir auch in der Anlage der Caracallathermen wiederfinden. Das Innere der Gemächer aber war mit unvergleichlicher Pracht geschmückt; Säle und Hallen glichen wirklichen Museen, in denen die Meisterwerke aller Zeiten vereinigt waren. Schon Plinius sagt, daß man zu seiner Zeit die Arbeiten der ausgezeichnetsten griechischen Künstler dort fand; die folgenden Kaiser, besonders Hadrian, der feine Kenner, der leidenschaftliche Kunstfreund, müssen die Sammlung außerordentlich bereichert haben. Und damit nichts fehlte, gab es hier oben auch seltene und werthvolle Bücher im Ueberfluß. Die beiden Bibliotheken im Apolloporticus, die lateinische und die griechische, ferner die Büchersammlung im Hause des Tiberius waren in der ganzen Welt berühmt.

Und nun die Lage des Kaisersitzes! Sie war der Schönheit der Bauten würdig. Cicero sagt, daß der Palatin der schönste Punkt Roms war. Dort hatte man die ganze Stadt zu seinen Füßen; das Auge beherrschte fast alle berühmten Monumente, mit welchen Republik und Kaiserthum sie geschmückt hatten. „Welch edlere Stätte," sagt Claudian, „konnten sich die Herren der Welt zum Aufenthalt wählen? Auf diesem Hügel hat die Macht mehr Größe, sie scheint sich ihrer Kraft deutlicher bewußt zu sein. Dort erhebt der Palast der Monarchen über dem Forum sein stolzes Haupt und sieht zu seinen Füßen die Tempel der Götter, gereiht im Kreise um ihn gleich schützenden Vorposten. Erhabenes Schauspiel! Von dort sieht das Auge über den Altären des donnernden Jupiter die Giganten am tarpejischen Felsen hängen, sieht das getriebene Gold der Thore des Capitol, sieht auf dem Giebel der Tempel, die sich überall die Räume der Luft anmaßen, die Statuen, die in den Wolken zu schweben scheinen; weiterhin erblickt es jene geschnäbelten Säulen, mit dem Erz der erbeuteten Schiffe bekleidet; jene auf dem Gipfel der höchsten Berge errichteten Bauten, kühne Schöpfungen, mit welchen

* Im Palaste Domitian's werden „Gärten des Adonis" erwähnt, doch können dieselben nur sehr klein gewesen sein. Unter diesen „Adonisgärten" (Ἀδώνιδος κῆποι) verstanden die Syrer und Aegypter keine wirklichen Gärten, sondern Töpfe oder mit Erde gefüllte Körbchen, in denen Gewächse zur Zeit des Adonisfestes schnell getrieben wurden. In wenigen Tagen blühten diese Pflanzungen auf, aber ebenso schnell gingen sie auch wieder ein — ein Abbild des frühen Todesgeschickes, das den Gefeierten getroffen.

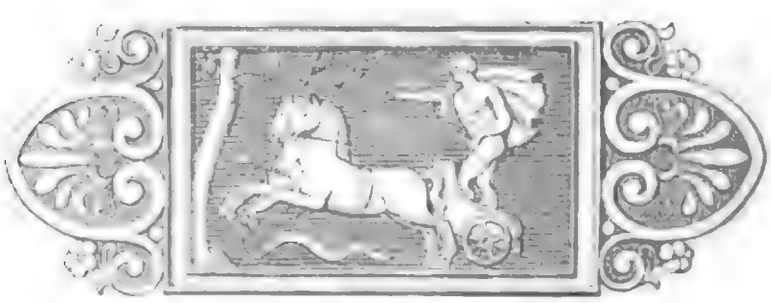
Digitized by Google

die Menschenhand das Werk der Natur bereicherte; jene unzähligen Triumphbogen, beladen mit der Beute der Völker. Ueberall trifft der Glanz des Goldes die geblendeten Blicke und ermüdet durch sein beständiges Funkeln die zitternden Augensterne."

Verschwunden ist diese ganze Herrlichkeit, dahin sind die Cäsaren, dahin die kaiserliche Majestät; von diesen Marmorpalästen, von deren Höhe der entzückte Dichter die goldenen Gebäude des Forum betrachtete, sind nur noch die Grundmauern übrig — Ruinen, welche die Zeit über einen wüsten und einsamen Hügel streute und von denen das Auge auf andere Ruinen niederblickt. Wenn wir uns aber nur mit Mühe vorstellen können, was diese Ruinen einst gewesen, so wollen wir uns des Urtheils der Besucher in den letzten Zeiten des westlichen Reiches erinnern. Diese glaubten nicht, daß irdische Pracht und Herrlichkeit noch weiter gehen könne. Denn hierher, wo zu den Zeiten der Republik die bescheidenen Häuser der römischen Bürger auf die Stadt, auf den noch freien Staat hinabsahen, in diese Bauten, die unter Nero wie ein fressend Feuer um sich griffen, ihre Mauern schonungslos über die anderen Hügel ausdehnten, Alles vor sich niederwarfen und die Stadt zu verschlingen drohten, strömte, „den Neid des Sonnengottes erregend", aller Glanz und alle Majestät des römischen Weltreiches, alle Phantastik des Orients, alle Lust und aller Zauber, die einst in den Klängen des Orpheus, in den Farben des Apelles, in den Strophen des Anakreon gelebt.

So erschien denn dem späten Zeugen dieser zwar schon altersmüden, schon wankenden, aber doch noch aufrechten Herrlichkeit der palatinische Bezirk als das Ideal einer Monarchenresidenz. Alle Paläste der Welt haben sich in der Folge nach ihm genannt. Seit dem dritten Jahrhundert bezeichnet das Wort Palast (palatium), das vom Namen des palatinischen Berges abgeleitet ist, im Lateinischen und im Griechischen die Wohnung eines Herrschers. Von dort ist es in die modernen Sprachen übergegangen gleich dem Worte „Cäsar" (Kaiser), das die Barbaren in dem Augenblick, da sie das Reich zerstörten, pietätvoll übernahmen, um aus ihm den schönsten Titel zu machen, den man der höchsten Gewalt geben konnte.

Die Schatten aber, die der Klang der alten Namen heraufbeschwört — hier an der Geburtsstätte dieser Namen wandeln sie noch immer, und beredter als alle Geschichtschreiber erzählt von ihnen dem sinnenden Wanderer das stumme Todtenantlitz und die Oede dieses Berges, recht sine ira et studio.



Digitized by Google

Chemiſche Induſtrie und Wald.

Von

Auguſt Vogel.

Schon von jeher iſt es aufgefallen, daß die deutſche Sage, das deutſche Märchen ſich vorzugsweiſe im Dickicht des Waldes bewegt. Wir erinnern nur an Dornröschen, Schneewittchen, Rothkäppchen, Genovefa — Figuren und Bilder, die unſere deutſche Jugend mit Entzücken erfüllen und auch in den Tagen des Alters unſerem Herzen frohe Walderinnerungen wecken. Wohl kaum kann ſich der deutſchen Nation hinſichtlich des weitverbreiteten Verſtändniſſes der Poeſie des Waldes eine andere zur Seite ſtellen; findet doch das deutſche Lied, „wie es der Wald erzeugt", allenthalben in unſerem Gemüthe Widerhall. „Was ſich der Wald erzählt" — wie viel Schönes und Anmuthiges iſt uns ſchon unter dieſem Titel von Dichtern und Schriftſtellern geſpendet worden; der Titel ſchon, der den Wald ſelbſt recitirend einführt, kennzeichnet treffend die deutſche Auffaſſung des Waldes.

Nicht nur die Phantaſie des claſſiſchen Alterthums verlegte unheimliche Schrecken in das Düſter des Waldes, auch bei den Israeliten ſcheint der Wald Schauplatz des Schauerlichen geweſen zu ſein. Wenigſtens wenn in den Büchern des alten Teſtamentes vom Walde die Rede iſt, ſo knüpfen ſich daran immer Erzählungen von wilden Thieren, Räubern, blutigen Kämpfen, Gewaltthaten u. ſ. w. Jeſaias (10, 34) vergleicht mit einem dichten Walde das zügelloſe aſſyriſche Heer: „Der Herr wird die Aeſte des Waldes mit Macht verhauen und, was hoch aufgerichtet ſteht, verkürzen, daß die Hohen geniedrigt werden. Und der dicke Wald wird mit Eiſen umgehauen werden und Libanon wird fallen durch die Mächtigen." Die Wirkungen des Zornes Gottes werden mit einem Blitze verglichen, der einen Wald in Flammen ſetzt (Pſ. 83, 15). Uebrigens waren nach den Nachrichten des alten Teſtamentes die Wälder Paläſtina's den germaniſchen Wäldern an Ausdehnung und Dichte keineswegs vergleichbar. Auch waren ſie durch die unaufhörlichen Verheerungen des Landes bei feindlichen Einfällen nach und nach ſo vermindert, daß man ſchon zu Zeiten der Könige allerlei Geſtrüppe, Stroh und getrockneten Viehmiſt zur Feuerung verwenden mußte. Die im alten Teſtamente oft erwähnten herrlichen Cedernwälder auf dem Libanon waren nicht Eigenthum Paläſtina's, ſondern eigneten den Phöniziern. Dagegen gehörten der Fichten- und Tannenwald auf dem Antilibanus, der Eichenwald auf dem Gebirge Baſan, die Wälder an den Grenzen des Stammes Juda und Benjamin, auf dem Carmel, Thabor und den übrigen Bergen und viele andere kleinere Wälder und Gebüſche, theils auf Gebirgshöhen, theils an den Ufern des Sees Merom und des ganzen Jordan, den Bewohnern dieſes Landes Der berühmte Palmenwald bei Jericho iſt nicht zu den eigentlichen Wäldern zu rechnen, da der

Digitized by Google

Palmenbaum, wie bekannt, mehr seiner Früchte wegen gepflanzt wurde.

Da uns eine freundliche Muse nicht zur guten Stunde die Sprache der Bäume gelehrt, so können wir die wundersamen Dinge, wie solche sich der Wald erzählt, nicht vernehmen und unserem geneigten Leser in gefälliger Form darbringen; wir vermögen ihm nicht zu berichten gleich dem sinnigen Dichter des Sommernachtstraumes von der Romantik des Waldes, von der dunklen Waldschlucht, bevölkert von der geheimnißvollen Schar neckischer Elfen, vom heimlichen Waldesfleck,

> Wo wilde Quendel blühn,
> Wo Primel und Viole nickt im Grün,
> Wo dichtgewölbt die Geisblattranken kosen
> Mit Hagedorn und süßen Moschusrosen.

Wir müssen uns daher darauf beschränken, so gut es eben geht, etwas Weniges zu erzählen von dem, was uns der Wald gewährt. Und hierzu habe ich persönlich besondere Veranlassung durch das erwünschte Zusammenwirken mit meinem Freunde Ebermayer, welcher ja, wie bekannt, als der Erste das Waldesdunkel mit dem Lichte chemischer Forschung zu erhellen verstanden. Nachdem durch die Lehre der Liebig'schen Mineraltheorie schon früher die umfangreichsten Kenntnisse über die naturgesetzlichen Grundlagen des Ackerbaues und deren Verwerthung in der Landwirthschaft Eingang gefunden hatten, war solches bis vor Kurzem auf dem Gebiete der Forstwirthschaft nicht der Fall, über die Productionsgesetze der Waldbäume waren kaum Anfänge der Erkenntniß vorhanden. Prof. Dr. Ebermayer hat zuerst diese Lücke erkannt und zu ihrer Ausfüllung mit hervorragender Kraft den einzig richtigen Weg angebahnt. Als echter Naturforscher von der Ueberzeugung durchdrungen, daß nur gründlich naturwissenschaftliche Bildung das Fundament der rationellen forstlichen Productionslehre bilden könne, hat Ebermayer zum ersten Male eine systematische Bearbeitung der Naturgesetze des Waldbaumes in Verbindung mit den schon längst anerkannten Naturgesetzen des Ackerbaues gegeben und gerade damit den innigen Zusammenhang dieser beiden Productionsgebiete an der Hand wissenschaftlicher Forschung anschaulich gemacht. Der naturwissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete der Forstwirthschaft war zunächst die Aufgabe gestellt, durch exacte Untersuchungen, Versuche und Beobachtungen die Naturgesetze zu bestimmen, auf welche der Waldbau sich gründet und welche die Pflanzenproduction beherrschen. Der Forstwirth hat bei der Pflanzenzucht nach diesen Grundsätzen zu handeln, und derjenige wird der beste Praktiker sein, welcher die erkannten Gesetze richtig anwendet und auf deren Grund sich über die Arbeiten und Vorgänge im Walde Rechenschaft geben kann. Der Mangel naturwissenschaftlicher Vorbildung — seiner Zeit ein verzögerndes Hinderniß für Aufnahme der Liebig'schen Lehren — war bei Einführung chemischer Principien in die Forstwirthschaft nicht mehr so störend als Mißstand fühlbar, Dank den jahrelangen Bemühungen leistungsfähiger Unterrichtsanstalten, welche zur Verbreitung chemischer Kenntnisse auf forstwirthschaftlichem Gebiete mit Glück gewirkt hatten.

Bei Besprechung des Nutzens und der Bedeutung des Waldes denkt man gewöhnlich des Waldes nur als Holzlieferanten — als einer Vorrathskammer für Nutz- und Brennholz — höchstens der aus dem Holze gewonnenen Holzkohle; nicht ohne dankbare Anerkennung bleibt wohl auch der Einfluß des Waldes auf Luft und Boden, somit auf das Klima, auf den Wasserreichthum der Länder, auf die Regulirung des Wasserstandes der Bäche und Flüsse, indem der Wald einerseits Ueberschwemmungen verhütet, andererseits durch seinen Einfluß auf die Speisung der Quellen dem Wassermangel vorbeugt. Einst waren, wie bekannt, die ausgedörrten Hochebenen Kleinasiens, die Euphratwüste und das baum- und daher wasserlose Iran, voll lustiger Paradiese, wie es Hagion, Oros und Kolchis heute noch sind. Wer jetzt das kahle Cypern sieht, das Kalkeiland mit seinen Glutweinen und seiner Baum- und Wassernoth, der wird es kaum für möglich halten, daß eine früher zu üppig strotzende und fast unbesiegbare Waldvegetation die größte Calamität der alten Insulaner war. Berücksichtigt man nun noch den notorischen Einfluß des Waldes auf die Gesundheitsverhältnisse eines Landes, erwähnt man dessen Wirkung auf das Gemüthsleben des Menschen, der Waldeinsamkeit ästhe-

Digitized by Google

tische Seite, mitunter in begeisterter poetischer Darstellung, so glaubt man natürlich, hiermit dem Walde vollkommen erschöpfende Anerkennung gewidmet zu haben. Dies ist doch nicht ganz zur Genüge der Fall. Der Wald übt nämlich noch nach einer anderen Seite hin unmittelbar wichtigen Einfluß aus: er ist ein nützlicher Geselle der chemischen Industrie, und die Verwerthung einzelner Waldproducte nimmt von Jahr zu Jahr größeren Umfang an.

Wir wissen, eine jede Pflanze nimmt einen Theil ihrer Nahrung aus dem Boden auf. Die Wurzeln sind im Erdreiche unermüdet thätig, und wenn wir die ungeheure Ausdehnung der Baumwurzeln berücksichtigen, so ergiebt sich hieraus von selbst die außerordentliche ungewöhnliche Arbeit des Waldes im Schoße der Erde. Die Pflanzenwurzel nimmt unter Anderem thätigen Antheil an der Fabrication der Pottasche, indem sie dem Boden die darin enthaltene Pottasche entzieht; der berühmte Chemiker Runge hat gewiß ganz Recht, wenn er die Pflanze mit einem gewandten Chemiker vergleicht, „sie weiß oft die Stoffe schärfer und bestimmter zu scheiden als der Mensch mit seinen chemischen Hülfsmitteln.“ In dieser Beziehung — als Pottaschenfabrikant — ist der Wald von großem chemisch-industriellen Werthe. Die gewöhnlich als Heizmaterial dienenden Holzarten unserer Wälder enthalten durchschnittlich 2 pro mille Pottasche und diese liefern uns die Waldbäume in ihrer Asche. Der Feldspath und die dahin gehörenden Mineralien des Bodens: Leucit, Ortoklas, Porphyr, Basalt u. a., sind als Hauptvorrathsmagazin für den Bedarf alles Kalis auf Erden anzuführen. Allein im Feldspath ist das Kali in einer sehr schwer löslichen Verbindung mit Kieselerde und Thonerde enthalten; Chemiker und Mineralogen wissen, wie mühsam es ist, aus dieser festen Verbindung das Kali abzuscheiden, und wenn wir darauf angewiesen wären, die sechs bis fünfzehn Procent Kali des Feldspathes aus diesem Mineral auf künstlich-chemischem Wege herauszulocken — die Pottasche wäre wohl heutzutage noch ein ziemlich kostbares Material. Die unterirdisch-chemische Thätigkeit der Wurzeln des Waldbaumes hat der Technik und Industrie diese reiche Quelle werthvollen Bodenmaterials erschlossen, und so ist der Wald, wenn er schon zu unserer Heizung gedient, noch ein mächtiger Hebel der Technik geworden.

Seit Jahren schon wird aus den grünen Kiefernadeln fabrikmäßig eine Faser dargestellt, die unter dem Namen Waldwolle in den Handel kommt und als Material für Watte, Bettdecken, Matratzen u. s. w. unmittelbar Anwendung findet. Das Sammeln der Nadeln geschieht während der Wintermonate in Schlägen und Durchforstungen in der Weise, daß die Arbeiter die kleinen Zweige mit den Nadeln abbrechen oder abschneiden und diese auf Schlitten nach Hause bringen, wo am langen Winterabend die ganze Familie sich mit dem Abpflücken der Nadeln beschäftigt. Zunächst werden die getrockneten Kiefernadeln gebrüht, wobei sich zwei geschätzte Nebenproducte ergeben: Kiefernadelextract und Kiefernadelöl, eine Art Terpentinöl. Aus einem Centner Nadeln erhält man siebzig bis achtzig Gramm dieses Oeles, welches als wirksames Einreibungsmittel bei rheumatischen Leiden bekanntlich verwendet wird. Die gebrühten Nadeln werden unter Stampfen bei beständigem Zufließen von Wasser so lange bearbeitet, bis die harte Hülle der Nadeln sich losgelöst hat. Vermittelst einer Presse wird die gereinigte und getrocknete Waldwolle in Ballen von einem Centner Gewicht geformt und so in den Handel gebracht. Um sich einen Begriff zu machen von der Größe dieses unmittelbar dem Walde entnommenen Industriezweiges, mag nur hervorgehoben werden, daß eine Fabrik in Oberschlesien zur Bereitung von 1300 Centnern Waldwolle jährlich ungefähr 4000 Centner rohe Kiefernadeln verarbeitet, und zwar drei verschiedenartige Sorten Waldwolle: die feinste Sorte zu Steppdecken, wozu für einen Centner zehn bis zwölf Centner Nadeln nothwendig sind; dann die mittlere Sorte, gewöhnliche Waldwolle, vorzugsweise zur Polsterung von Eisenbahnwaggons erster und zweiter Classe gebraucht und pro Centner drei bis vier Centner rohe Kiefernadeln erfordernd; endlich die grobe Sorte Waldwolle, zur Ausfüllung der Zwischenwände der Eisenbahnwaggons vorzugsweise verwendet; sie unterscheidet sich nur wenig von den rohen Nadeln. Die Bedeutung dieses Wald-

Digitized by Google

industriezweiges ergiebt sich aus dem Handelswerthe dieser drei Sorten: ein Centner der feinsten Waldwolle kostet zur Zeit 50 Mark, ein Centner der mittelfeinen Waldwolle kostet 30 Mark, ein Centner der groben Waldwolle kostet 13 Mark 50 Pfennige. Als Polsterungsmaterial der Möbel hat die Waldwolle für sich oder mit Roßhaaren vermischt verdiente Beachtung gefunden, da sie betreffs der Bequemlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt und außerdem den wohl zu berücksichtigenden Vortheil bietet, daß sie völlig gegen Motten Schutz gewährt.

Auch zur Herstellung eines reinen Luxusartikels — eines Genußmittels ersten Ranges — liefert uns der Wald freigebig passendes Material. Wer kennt nicht das so ausgezeichnete Aroma der Vanille, wie solches uns eben die kostbare Vanillenschote liefert? — ein kostbares Gewürz, da selbst die beste im tropischen Amerika vorkommende Vanillensorte (Epidendron Vanilla) nur selten über zwei Procent Vanillin, die Quintessenz dieses Aromas, enthält. Der Saft der Nadelholzwälder liefert uns, wie neuere Forschungen gelehrt, dieses werthvolle Genußmittel vollkommen übereinstimmend in allen seinen Eigenschaften mit dem echten Vanillin aus der Vanillenschote gewonnen. Wir können hier auf die genauere Beschreibung der etwas umständlichen Methode der Herstellung des Vanillins aus dem Safte der Fichte nicht wohl eingehen, dies um so weniger, als zum richtigen Verständniß der hierbei vorkommenden Umsatz- und Oxydationsvorgänge ausführlichere, speciell chemische Kenntnisse nothwendig erscheinen, als wir solche dem geneigten Leser zumuthen dürften. Es genügt anzuführen, daß aus dem Safte der von Mitte Mai bis Mitte Juli gefällten Nadelhölzer (Fichten, Kiefern, Tannen, Lärchen u. a.) nadelförmige, atlasglänzende, durchsichtige Krystalle (Coniferin) gewonnen werden, welche durch Oxydation auf verschiedenen Wegen in Vanillin überführbar sind.

Seit Jahren schon wird dieses Waldproduct aus dem Safte der Nadelhölzer fabrikmäßig hergestellt. Obgleich der Saft eines Fichtenbaumes von mittlerer Größe eine Ausbeute an Vanillin gewährt, deren Werth ungefähr 80 Mark beträgt, so ist doch das Vanillin der Wälder immer noch wegen der Herstellungskosten ziemlich theuer. Indeß steht der Preis desselben weit unter dem Handelswerthe der natürlichen Vanille; es wird deshalb auch schon vielfach als Ersatz der natürlichen Vanille von Conditoren zum Würzen und Parfümiren, von Chocoladenfabrikanten, Liqueur- und Essenzenfabriken benutzt, auch dem Cognac zugesetzt, um demselben ein feines Aroma zu ertheilen, und es ist wohl keine Frage, daß mit der Zeit dieses Waldproduct dem Vanillenhandel bedeutende Concurrenz bereiten werde.

Berücksichtigen wir noch, daß der Wald uns Harz und Pech liefert, Gerbstoff, Eichelkaffee, Holzessig, Kienruß, Kork aus der Korkeiche, Salicin aus der Weidenrinde u. s. w., so darf man gewiß anerkennen: der Wald ist nicht nur Holz- und Kohlenlieferant, er bietet uns, abgesehen von dem Palmfett der Tropenwälder, außerdem eine ganze Musterkarte der verschiedensten nützlichen Erzeugnisse, wofür wir ihm zum wärmsten Danke verpflichtet sind und daraus Veranlassung nehmen müssen, ihm, dem Walde, dem Spender so werthvoller Gaben, auch in dieser Rücksicht besondere Pflege zu widmen. Je mehr wir überhaupt erkennen, daß der Wald ein mächtiges Glied im Reiche der Natur ist und daß wohlgepflegte und im richtigen Verhältnisse zur Gesammtfläche stehende Waldungen eine wesentliche Bedingung der Fruchtbarkeit eines Landes sind, desto mehr muß es pflichtschuldige Aufgabe sein, dem Lande einen genügenden, gut gepflegten Waldbestand zu erhalten. Von der Gesammtfläche Bayerns sind vierunddreißig Procent bewaldet. Nach dem Urtheile Sachverständiger dürfte diese Bewaldung für die geographische Lage und für die Terrainverhältnisse Bayerns ausreichend sein. Abgesehen von dem bedeutenden finanziellen Nutzen, welchen der Wald gewährt, ist auch durch so manche werthvolle Nebenproducte die Blüthe der Industrie, des Handels und der Gewerbe an das gute Gedeihen des Waldes geknüpft.

Johann Joachim Winckelmann

und seine Stellung zur deutschen Literatur von 1755 bis 1757.

Von

Julian Schmidt.

„Wir würden unglücklich sein," schreibt Moses Mendelssohn Sept. 1755 in den „Briefen über die Empfindungen", „wenn sich all unsere Empfindungen auf einmal zu reinen und deutlichen Vorstellungen aufheiterten. Weder völlig deutliche noch völlig dunkle Begriffe vertragen sich mit dem Gefühl der Schönheit: jene nicht, weil unsere eingeschränkte Seele keine Mannigfaltigkeit auf einmal deutlich zu fassen vermag; diese nicht, weil sie sich der Wahrnehmung entziehen. Alle Begriffe der Schönheit müssen zwischen den Grenzen der Klarheit eingeschlossen sein. Der Künstler darf im Augenblick des Schaffens das Gesetz nicht allzu deutlich vor Augen haben.

„Das Vergnügen an der sinnlichen Schönheit ist bloß unserem Unvermögen zuzuschreiben. Wir ermüden, wenn unsere Sinne eine allzu verwickelte Ordnung auseinander legen sollen. Wesen, mit schärferen Sinnen begabt, müssen in unseren Schönheiten ein ekelhaftes Einerlei finden, und was uns ermüdet, kann ihnen Lust gewähren. Gott, der alles Mögliche auf einmal übersieht, hat kein Gefallen am Schönen. Nur die äußere Gestalt der Dinge hat er mit sinnlicher Schönheit bedeckt, um die Sinne endlicher Geschöpfe zu reizen. Unter der Haut liegen gräßliche Gestalten verborgen: alle Gefäße sind ohne scheinbare Ordnung in einander verschlungen; kein Ebenmaß, keine sinnlichen Verhältnisse. Wie sehr würde der Schöpfer seinen Zweck verfehlt haben, wenn er nichts als Schönheit gewesen wäre!

„Der Zweck der Schöpfung ist himmlische Vollkommenheit, nicht wie sie die Sinne fassen, sondern wie sie die Vernunft begreift: das Vergnügen an der verständlichen, in sich gegründeten Vollkommenheit ist unendlich erhaben über dem Vergnügen am Sinnlichen oder, wie wir Irdischen sie nennen, an der Schönheit."

So ungefähr lautete das Glaubensbekenntniß der Leibnitz'schen Schule; bereits ein halb Jahr vorher — Juni 1755 — hatte Winckelmann in Dresden eine Schrift herausgegeben, in welcher Deutschland ein neues entgegengesetztes Evangelium verkündet wurde: „Gedanken über die Nachahmung griechischer Künstler." Es war in den nämlichen Tagen, da Kant in Königsberg seine „Naturgeschichte des Himmels" schrieb.

Die Bewohner der norddeutschen Marken hatten länger mit der Noth des Lebens zu kämpfen, sie kamen später zum Genuß; aber im Verhältniß zur Entbehrung steigerte sich bei einer ideal angelegten Natur die Sehnsucht, und im Ringen mit den dürftigsten Verhältnissen wuchs Muth und Kraft.

Digitized by Google

Der Sohn eines armen Schuhflickers zu Stendal in der Altmark, hatte sich Winckelmann auf der Schule seiner Vaterstadt durcharbeiten müssen, bis es ihm im zwölften Jahre gelang, in das Kölnische Gymnasium nach Berlin zu kommen. Im einundzwanzigsten Jahre ging er auf die Universität Halle, wo er hauptsächlich von der Unterstützung seiner Landsleute lebte. Seine große Bücherkenntniß veranlaßte den Kanzler v. Ludewig, ihn zum Ordnen seiner Bibliothek zu benutzen; seine philosophischen Grundbegriffe empfing er von dem Leibnitzianer Baumgarten.

Darauf trieb er sich einige Jahre als Informator umher, bis er im fünfundzwanzigsten Jahre ein Conrectorat in Seehausen (Altmark) annahm. Die Einkünfte waren so karg, daß er bei wohlhabenden Bürgern sich Freitische erwirken mußte. Er studirte die Classiker so eifrig, daß er selbst in den Winternächten, nachdem er bis Mitternacht gearbeitet, im Pelz in seinem Lehnstuhl schlief, um früh um vier bei der Lampe weiter zu studiren. „Ich habe den Schulmeister mit großer Treue gemacht und ließ Kinder mit grindigem Kopf das Abc lesen, wenn ich während dieses Zeitvertreibs sehnlichst wünschte, zur Kenntniß des Schönen zu gelangen und Gleichnisse aus dem Homer betete."

Im dreißigsten Jahre erhielt er bei dem Grafen Bünau auf Nöthenitz bei Dresden eine Stelle in dessen Bibliothek mit einem sehr kargen Gehalt; sein Hauptgeschäft war, Auszüge aus den Chroniken für die Reichsgeschichte des Grafen zu machen. „Ich schrieb den ganzen Tag alte Urkunden aus und las das Leben der Heiligen und Nachts den Sophokles. Ich rief mir beständig zu: *τέτλαθι δή, κραδίη· καὶ κύντερον ἄλλο ποτ' ἔτλης*!"

Aus dem Bücherstaub heraus sehnte er sich nach frischem farbigem Leben, sein Trost in Nöthenitz war der häufige Besuch in Dresden; schon von Halle aus war er einmal dahin gepilgert, die Kunstschätze zu bewundern.

Für die Kunst hatten die Auguste viel gethan. In einer Zeit, wo noch das Kostbarste zu haben war (1722), begann die Sammlung der Gemäldegalerie; gleich darauf der Ankauf der Antiken. „Dresden," schreibt Winckelmann, „ist jetzt Athen für die Künstler!" Der herrschende Geschmack war das Rococo, aber in seiner edelsten Spielart. Der Zwinger mit seinen Cascaden und seiner Orangerie sah aus wie eine grandiose Decoration für die glänzenden Hoffeste, zwecklos aber malerisch; ebenso feierte in der 1751 vollendeten katholischen Hofkirche der Inbegriff des Pittoresken seinen Triumph. August der Starke hatte seine Residenz in eine steinerne Stadt verwandelt, die bei allen Reisenden Bewunderung erregte. Im Großen Garten war jedes Fleckchen mit Marmorwerken besetzt, im Stil Bernini's: Centauren, Faune und Satyrn tummelten sich in lüsternen Bewegungen, in weißem Marmor durch das frische Grün; ohne Adel, aber naturgetreu und doch phantastisch. Dieser Rahmen wurde mit entsprechenden Festen ausgefüllt. Hasse, der Gatte der Faustina Bordoni, schrieb jährlich zwei italienische Opern für den Hof; ein Ballet im Carneval von 1753 kostete 36000 Thaler.

Wenn aber die gegenwärtige Malerei einen weichlichen Charakter zeigte, so wurde durch die neuen Ankäufe, die Tizian, Correggio, Paul Veronese u. s. w., der Sinn für das Idealschöne geweckt; 1753 wurde die Sixtinische Madonna aufgestellt.

„Die Galerie in Dresden," schreibt Winckelmann 1753, „enthält nunmehr ein würdiges Werk von Rafael's Hand: die Madonna, mit einem Gesicht voll Unschuld und zugleich einer mehr als weiblichen Größe, in einer selig ruhenden Stellung, in derjenigen Stille, welche die Alten in den Bildern ihrer Gottheiten herrschen ließen; das Kind auf ihren Armen, über gemeine Kinder erhaben durch ein Gesicht, aus welchem ein Strahl der Gottheit durch die Unschuld der Kindheit hervorzuleuchten scheint. Die Zeit hat viel von dem Glanz dieses Gemäldes geraubt, die Seele belebt es noch jetzt."

Eine andere Welt ging ihm auf als die armselige seiner Altmark. Zudem war Dresden der Sammelplatz tüchtiger Künstler und Kunstkenner, bei denen er sich Raths erholen konnte. Vor allen der Maler Oeser, reich an Entwürfen, der bei Allem, was für die Kunst in Dresden geschah, die Hand im Spiele

Digitized by Google

hatte; Dietrich, Techniker von erstem Rang, der ohne eigentliche Schöpferkraft allen Stilarten gerecht wurde; Canaletto, der eben seine berühmten Landschaften aufstellte. — Lippert in seiner Daktyliothek predigte den Cultus der Grazien, die er hauptsächlich in den antiken Gemmen vertreten fand; Geh.-Rath v. Hagedorn, der jüngere Bruder des Dichters, pries das Idealschöne und verlangte, alles Häßliche aus der Kunst unbedingt zu verbannen; Algarotti, ehemals Friedrich's Günstling, behauptete, die griechische Mythologie mit ihren Tritonen und Oreaden, die vor der Phantasie der Künstler scherzten, und ihren Göttergeschlechtern sei der Kunst viel günstiger als das Christenthum mit seinen finsteren Leidensgeschichten.

So ausgiebig indeß der Aufenthalt zu Dresden an neuen Kunstanschauungen war, so wurde dadurch Winckelmann's Sehnsucht nur noch gesteigert, in den Mittelpunkt alles Kunstlebens vorzudringen, die Antike an der Quelle zu studiren, in Rom als Römer zu leben. Wieder erwachte die Sehnsucht des deutschen Barbaren nach dem Süden, seiner schönen Natur, seinen Kunstschätzen, seinen Göttern. In Leibnitz' Leben war der italienische Aufenthalt nur eine Episode gewesen; bei Winckelmann steigerte sich die Sehnsucht zur Leidenschaft.

Unter den vornehmen Fremden, die von Dresden aus Nöthenitz besuchten, um sich in der Bibliothek des Grafen umzusehen, war auch der päpstliche Nuntius Archinto. Er lernte Winckelmann's gediegene Kenntnisse schätzen und machte ihm den Vorschlag, nach Rom zu gehen mit der Aussicht auf eine Stelle in der Vaticanischen Bibliothek: aber unter der Bedingung des Uebertritts. Die Unterhandlungen, welche der Beichtvater des Königs, Pater Rauch, leitete, zogen sich zwei Jahre hin: Archinto wollte so wohlfeil als möglich kaufen, und Winckelmann zitterte, seinem Gönner, dem Grafen Bünau, zu mißfallen.

Die Idee war ihm nicht neu: schon im zweiundzwanzigsten Jahre hatte er eine Wallfahrt nach Rom vorgehabt; den Unterhalt hoffte er gegen das Versprechen des Uebertritts in den Klöstern zu finden. Er war wirklich von Halle bis Frankfurt a. M. gekommen; der Krieg (1740) hatte ihn genöthigt umzukehren. In der Schule hatte er trotz aller Strafen während der Religionsstunden gewöhnlich im Homer gelesen; in seinem Abgangszeugniß aus Halle hieß es: „Die Facultät hat über seinen Seelenzustand nichts Genügendes erfahren; da er aber in ihren Vorlesungen erschienen ist, darf sie hoffen, daß er einige Frucht mitnehmen werde." Auf sein inneres Leben hatte die Religion, in der er aufwuchs, keinen Einfluß geübt, er lebte in Bildern und Träumen aus Griechenland.

In Dresden, wo der Hof einer anderen Confession angehörte als das Volk, dachte man über diese Dinge leicht; aber Graf Bünau galt als guter Protestant.

„Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiæ!" schreibt Winckelmann am 9. Januar 1753 an einen Freund in Nöthenitz, der ihn liebevoll warnte. „Man muß die gemeine Bahn verlassen, sich zu erheben. — Gott und die Natur haben wollen einen Maler, einen großen Maler aus mir machen, und beiden zum Trotz sollte ich Pfarrer werden. Nunmehr ist Pfarrer und Maler an mir verdorben. Allein mein ganzes Herz hängt an der Kenntniß der Malerei und Alterthümer. Hätte ich noch das Feuer, das ich durch ein heftiges Studium verloren, ich würde weiter in der Kunst gehen. Nunmehr habe ich nichts vor mir, worin ich mich hervorthun könnte, als die griechische Literatur. Ich kenne keinen Ort geschickter als Rom, dieselbe aufs höchste zu treiben. — Du kannst dir einbilden, daß der Antrag des Pater Rauch nicht sine conditione sine qua non geschah. — Eusebia und die Musen sind streitig bei mir, aber die Partei der letzteren ist stärker. Die Vernunft, die in solchem Fall das Gegentheil thun sollte, tritt derselben bei. Sie ist der Meinung, man könne aus Liebe zu den Wissenschaften über etliche theatralische Gaukeleien hinsehen; der wahre Gottesdienst sei allenthalben nur bei wenig Auserwählten in allen Kirchen zu finden. — Der Finger des Allmächtigen, die erste Spur seines Wirkens in uns ist unser Instinct. Wie sollte es mein Gewissen verletzen, wenn mich Jemand, der mich befördern will, nöthigt, ihm und seinen Glaubensgenossen in Dingen, die in göttlicher Offenbarung

Digitized by Google

nicht gegründet sind, sie aber auch nicht umstoßen, beizupflichten? Ich würde ebenso wenig sündigen als ein Professor zu Wittenberg, der die Formulam concordiæ unterschreibt, ohne sie gelesen zu haben. — Wie müßte man thun, wenn man ein Komödiant geworden wäre? Ich müßte gedenken, ich hätte oder erhielte so viel Geschick, ein paar Jahre eine lächerliche Person zu spielen."

„Bisher" (21. Febr.) „habe ich den Pelz noch nicht gewendet." Eine gütige Erklärung Bünau's hat ihn ganz gerührt. „Der gnädige Herr! ich wollte seine Fußstapfen küssen! Ich will ihm dienen mit Leib und Leben. Ich thue den entscheidenden Schritt nicht, bevor ich ihn gesprochen."

Ein Jahr darauf, am 12. Juli 1754: „Mein Bruder! ich habe leider den unglücklichen Schritt gethan. Mit wie viel Unruhe und Kummer ich an diesen äußersten Entschluß gegangen bin, das weiß mein Gott. Alea jacta est, es ist nichts weiter zu machen." — Merkwürdig ist, wie er sich nun die Sache zurechtlegt: ein ganz neues Motiv schiebt sich ein, dessen Zusammenhang mit der Hauptsache dunkel bleibt.

„Der Begriff einer heroischen Freundschaft, welche diese und alle meine Veränderungen zum Grunde hat, wird vielleicht ein Abenteuer scheinen und könnte veranlassen, mich für einen irrenden Ritter zu halten. Ich weiß wohl, dergleichen Freundschaft, wie ich suche und cultivire, ist ein Phönix, von dem Viele reden und den Keiner gesehen... Eine von den Ursachen der Seltenheit dieser größten menschlichen Tugend liegt in der Religion, in der wir erzogen sind. Auf Alles, was sie befiehlt oder angreift, sind zeitliche und ewige Belohnungen gelegt; der Freundschaft ist im ganzen Neuen Testament nicht einmal dem Namen nach gedacht." — So motivirt Winckelmann am 17. September 1754 dem Grafen seinen Uebertritt. Wie das zusammenhängen soll, ist nicht ersichtlich; die Freundschaft scheint eine fixe Idee zu sein — aber eine sehr merkwürdige.

Auch die Schule Klopstock's wie die Schule Gleim's trieb den Cultus der Freundschaft mit Schwärmerei. Aber bei Winckelmann ist es doch etwas Anderes: die Freundschaft steigert sich bei ihm zur maßlosen Leidenschaft. Nur in Shakespeare's Sonetten tritt eine ähnliche Stimmung hervor.

Endlich war die Auseinandersetzung mit Bünau erfolgt. „Ich falle Ew. Excellenz demüthig zu Füßen," schreibt er ihm am 12. September 1754. „Ich lasse mir nicht einfallen, mich denenselben persönlich zu zeigen; allein ich hoffe, das Herz voll Menschenliebe, das meine vielen Fehler gnädig übersehen, werde zuletzt menschlich über mich urtheilen. Die Götter, spricht Homer, geben den Sterblichen nur immer auf einen Tag ihr abgemessenes Theil Vernunft. — Scham und Betrübniß erlauben mir nicht, mehr zu schreiben." — Von Lessing's Haltung gegen die Großen hatte Winckelmann nichts.

Ihm unbewußt wirkte wohl noch ein anderes Motiv mit, eine artistische Vorliebe für den italienischen Katholicismus der Renaissance. Correggio's Madonna in der Dresdener Galerie — jene fast ausschweifend sinnliche Lust, in der Himmel und Erde freudetrunken das Evangelium der allgemeinen Seligkeit verkünden; jenes Gewirr heiter bewegter Engelgestalten, die nur an die antiken Amoretten erinnern, in keiner Weise an die christlichen Seraphim: — in dieser bunten Fabelwelt fühlte sich Winckelmann viel mehr zu Hause als in den Betstuben des Pietismus, in den Disputationen der Orthodoxen und Rationalisten, in den Nebelgebilden der Messiade.

Da er mit allen guten Gründen sich seinen Schritt doch immer nicht ganz zurechtlegen konnte, drückte er sich wiederholt cynisch darüber aus; die Stellen sind auch insofern von Interesse, da man bei seiner Ueberschwänglichkeit oft übersieht, was für ein Fonds von Derbheit und guter Laune in ihm lag. „Anfänglich," schreibt er am 10. März 1755, „da mich einige Ketzer, die mich kennen, in der Messe knieen sahen, habe ich mich geschämt, allein ich wurde dreister. Es würde mich aber Niemand sehen, wenn ich nicht die Messe hörte von elf bis zwölf, da Musik ist. Mein Vater hat, wie ich nunmehr anfange zu merken, keinen Katholiken aus mir machen wollen, er hat mir ein gar zu dünnes empfindliches Knieleder gemacht. Im Winter habe ich meinen

Digitized by Google

Manchon untergelegt, im Sommer werde ich bloß darum ein Paar Schlaghandschuhe bei mir führen müssen, um andächtig zu knieen. Ich merke, es fehlt mir noch sehr viel zu meiner Seligkeit. Wenn ich mit der rechten Hand die Kreuze machen soll, so meldet sich die linke zum großen Aergerniß derer, die neben mir sind; ich glaube gar, die heiligen Väter haben auf einem Concil einen wichtigen Canon darüber entworfen. Ich habe auch von Neuem gebeichtet, allerhand schöne Sachen, die sich besser in Latein als in der Frau Muttersprache sagen lassen. Sieben Vaterunser und sieben Ave Maria sollte ich beten; in der ersten Beichte waren es zwei von jeder Art mehr, und mit Recht. Du siehst, daß die heilige Kirche eine sehr gütige Mutter ist; sollte ich dir nicht bald Lust machen, Katholik zu werden?"

Zum Theil entsprangen diese Cynismen aus einem geheimen Groll, zu einem immerhin zweideutigen Schritt genöthigt worden zu sein; aber sie drücken seine wirkliche Stellung zur Kirche aus. Nur um in Rom griechische Marmorbilder anzubeten, hatte er sich zur alleinseligmachenden Kirche bekannt, und hinter den seelenvollen Augen der rafaelischen Madonna sah er die Reize der griechischen Helena.

Im October 1754 siedelte Winckelmann vollständig nach Dresden über. Er wohnte bei Oeser, der ihm Unterricht im Zeichnen gab. Pfingsten 1755 überreichte er die „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke" dem König selbst. Er hatte nur fünfzig Abdrücke machen lassen, sehr vornehm ausgestattet, die verschenkt wurden; gleich darauf griff er sie in einer Gegenschrift an und vertheidigte sie in einer dritten. Die Schrift ist das Programm einer neuen Geschmacksrichtung, das man aber aus dem Wust gelehrter Notizen herausschälen muß.

Der gute Geschmack hat sich zuerst unter dem griechischen Himmel gebildet; er hat sich selten weit von Griechenland entfernt, ohne etwas zu verlieren.

Bei der Bildung der Griechen wirkte zunächst der Einfluß eines sanften und reinen Himmels. Frühzeitige Leibesübungen gaben dieser Bildung die edle Form: Gymnasien, olympische Spiele. Ihre Kleidung that der bildenden Natur keinen Zwang an. Alle Lebensfunctionen waren so geleitet, schöne elastische Körper und Bewegungen zu bilden, und die Künstler hatten täglich Gelegenheit zur Beobachtung des Schönen.

Bei den modernen Malern und Bildhauern, selbst bei Rafael, bleiben die schönsten Köpfe hinter den schönsten Köpfen der Natur zurück; die Griechen dagegen bringen das Schönste wie aus dem Handgelenk hervor; fast alle ihre Münzen zeigen Köpfe, vollkommener in der Form, als wir sie in der Natur kennen; weiter kann der menschliche Begriff nicht gehen! Daher entdecken wir in den Antiken sicherer, wenigstens schneller das Schöne als in der Natur; die Nachahmung der Alten ist der einzige Weg, groß zu werden.

Die Natur strebt, das Vollkommene hervorzubringen, aber es gelingt ihr nie ganz. Die griechische Kunst versteckt das Schlechte und läßt das Große und Wesentliche deutlicher hervortreten; sie sammelt in einem einzigen Gesichtspunkt, was in der Natur zerstreut liegt; sie sucht in den verschiedenen Individuen das schönste Auge, das schönste Kinn u. s. w. und vereinigt das Alles in einer typischen Figur.

Unter keinem Volk ist die Schönheit so hoch geachtet worden als bei den Griechen; sie war fast ein Verdienst. In der griechischen Geschichte finden wir die schönsten Leute angemerkt. Wettspiele der Schönheit wurden bereits in den ältesten Zeiten angeordnet; am Fest des philesischen Apoll war auf den gelehrtesten Kuß unter jungen Leuten ein Preis ausgesetzt. Jede schöne Person suchte sich den Künstlern gefällig zu zeigen, weil diese den Preis der Schönheit bestimmten; dadurch hatten diese Gelegenheit, die Schönheit täglich vor Augen zu sehen; sie zeigte sich ihnen unverhüllt.

Es war der griechischen Nation eigen, alle ihre Werke mit einem Charakter der Freude zu bezeichnen; die Musen lieben keine Gespenster. Auf keinem ihrer Denkmale ist eine fürchterliche Vorstellung; sie vermeiden dergleichen noch mehr als gewisse unglückliche Worte. Das Bild des Todes erscheint vielleicht nur auf einem einzigen alten Stein.

Das allgemeine Kennzeichen der griechischen Meisterstücke ist eine edle Einfalt und stille Größe in der Stellung wie im

Digitized by Google

Ausdruck; dadurch erheben und erweitern sie unseren Geist. Wie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag noch so wüthen, so zeigen die griechischen Figuren bei aller Leidenschaft eine große und gesetzte Seele. Der Laokoon des Künstlers erhebt kein Geschrei wie bei Virgil; der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele sind durch den ganzen Bau mit gleicher Stärke gleichsam abgewogen: wir wünschen, wie dieser große Mann das Elend ertragen zu können!

Eigentlich ist die griechische Kunst das Abbild eines inneren Schauens; sie will nicht die Natur nachahmen, sondern sich über die Natur erheben; sie will Götter schaffen. In der Fülle des wirklichen Schönen schuf sie sich gewisse allgemeine Begriffe vom höchsten Schönen. Von diesen Ideen geleitet, brachte die Hand der griechischen Künstler Gestalten hervor, welche, von menschlicher Nothdurft gereinigt, sich in das Reich reiner Schönheit erheben, die keine Begierde weckt, die da ist wie eine nicht durch Hülfe der Sinne empfangene Idee, und den Geist in einen Traum seliger Entzückung versetzt. Das höchste Ziel der Kunst geht auf Dinge, die nicht sinnlich sind. Die ganze griechische Kunst zeigt uns sinnliche Figuren, in welchen allgemeine Begriffe dichterisch gebildet werden. Die griechische Mythologie enthält ein förmliches System solcher Allegorien: der Polytheismus bestimmte den Gang der griechischen Kunst.

Nur Bilder der höheren Allegorie, die etwas zu denken geben, in denen etwas Räthselhaftes liegt, geben Kunstwerken die wahre Größe. Ein Kunstwerk rührt um so mehr, je mehr Unerwartetes man in ihm entdeckt, je mehr es reizt, in den verborgenen Gedanken einzudringen.

Wir Modernen werden in unserem Schaffen gelähmt, weil wir keine feststehende Symbolik und Mythologie haben: jeder Künstler muß mit seinen Idealen auf eigene Hand anfangen. Durch dies Uebermaß der Originalität, das sich schon bei Michel Angelo andeutet, wurde Bernini verführt, seine Bilder in der gemeinen Natur oder unter Geschöpfen eines unbekannten Himmels zu suchen.

Unser ganzes modernes Leben widerstrebt der Kunst. Unser Geist wird, bis er abnimmt, unedel genährt; der unmündige Verstand, welcher wie eine zarte Rinde den Einschnitt behält und erweitert, wird mit bloßen Tönen ohne Begriffe unterhalten; das Gehirn, das gleich einer Wachstafel nur eine gewisse Anzahl Bilder fassen kann, ist mit Träumen erfüllt, wenn die Wahrheit Platz nehmen will. Wir streben gelehrt zu sein, das heißt zu wissen, was Andere gewußt haben. — Wir scheuen uns vor dem Neuen und Großen, selbst unsere Tugenden fälschen unseren Adel, sie gewöhnen uns an niederträchtige Geduld.

Mit dieser Erstlingsschrift Winckelmann's von 1755 — die im Urtheil über die moderne Civilisation in Rousseau's Ideen einschlägt — beginnt für Deutschland die Wiederaufnahme der Renaissance. Die Kunst war der so lange vergebens gesuchte Schlüssel für das Verständniß der Antike. Bisher hatte man sie nur antiquarisch durchforscht, nun wurde sie von einem enthusiastischen Auge in ihrer Ganzheit empfunden. Die Plastik eröffnete dann auch den Zugang zur griechischen Dichtung, aus der Gruppe der Niobiden lernte man die Kunstform des Sophokles begreifen.

Die Schrift wirkte unmittelbar und augenblicklich; schlagend ist die Bekehrung Mendelssohn's. „Was die Natur zerstreut hat, sammelt der Künstler in einem einzigen Gesichtspunkt und bemüht sich, es so vorzustellen, wie es die Natur vorgestellt haben würde, wenn Schönheit ihre einzige Absicht gewesen wäre; er erhebt sich insofern über die Natur." — Auch über die künstlerische Anlage der Modernen denkt er wie Winckelmann: „Was wäre noch Enthusiasmus in unseren vernünftelnden Zeiten! Die Zeiten sind vorbei, da die Statuen angebetet wurden, da noch die Tempel Wohnungen der Götter waren und die Gedichte zum Unterricht und zur Erbauung einer großen Versammlung vorgelesen wurden. Unsere Tempel sind Häuser, worin sich Menschen zum Gottesdienst versammeln, unsere Bildsäulen stehen zum Ergötzen da, oder eine einförmige Aussicht zu unterbrechen. Wir unterrichten uns in Compendien, erbauen uns in Predigten und lesen Gedichte zur anständigen Zeitverkürzung, zur edlen Erholung von mühsamen Geschäften und

Digitized by Google

Goethes Leben Vergleichung. Es ist ihm hervorragendes zweites Genie. Ein Vergleich mit Goethe ist freilich nicht möglich. Aber in der großartigen Objektivität, in der großen Einfachheit seiner Lebensanschauung, in der Reinheit seiner Gesinnung, in der Tiefe seiner Empfindung, in der Klarheit seiner Gedanken, in der Kraft seiner Sprache, in der Vollendung seiner Darstellung, in der Universalität seiner Bildung, in der Originalität seiner Persönlichkeit, in der Größe seiner Erfolge, in der Bedeutung seiner Wirkungen, in der Unsterblichkeit seines Ruhmes ist Winckelmann ein Genius ersten Ranges.

Johann Joachim Winckelmann.

Alles, was in unserem Leben Winckelmann, Wolfgang Müller von Königswinter und Rudolf Haym, Winckelmann und Goethe, Winckelmann und die griechische Kunstwelt, Johann Joachim Winckelmann und sein Jahrhundert, und Winckelmann und sein Werk zu den bedeutendsten Erscheinungen gehört, das ist in diesem Buche zusammengefaßt. Wenn wir diese Bücher lesen und überall, wohl in jedem, auch in dem kleinsten Aufsatze, Neues finden, Neues lernen, Neues erfahren, dann wissen wir, daß wir es mit einem Buche zu thun haben, das nicht nur Wissen, sondern auch Können ist. Und wenn wir dann noch das Buch weglegen, dann wissen wir, daß wir es mit einem Buche zu thun haben, das nicht nur Wissen und Können ist, sondern auch Leben.

Digitized by Google

mehr und mehr von der mächtigen Natur bezwungen.

Winckelmann's Schrift hatte augenblicklich gezündet; aber dauernd konnte sie nur wirken, wenn auf das Wort die That folgte, wenn der Enthusiast die volle Autorität eines unbestrittenen Kenners in die Wagschale legte.

Endlich erhielt Winckelmann vom König das verheißene Jahrgehalt von zweihundert Thalern und reiste eilig ab. Nach achtwöchentlicher Reise kam er am 18. Nov. 1755 in Rom an. Auf dem päpstlichen Stuhl saß Benedict XIV. Lambertini, ein jovialer Greis (achtzig Jahre), der Winckelmann schon am 8. Januar 1756 eine Audienz gewährte.

Aus Deutschland schied Winckelmann ohne Kummer; er hoffte nun alle Pedanterie und alle kleinlichen Vorurtheile abgeschüttelt und die Einheit seines Lebens gefunden zu haben. Die Begeisterung hatte ihm eine neue Jugend geschafft.

Gleichwohl fühlte er sich in Italien zuerst fremd und isolirt. Wohl schwelgte er in den Reizen der Natur, in den unermeßlichen Schätzen der Kunst, in dem großen Blick auf das historische Wesen; er freute sich an der Ungebundenheit eines Lebens, das kein Beamtenthum, keine Polizei und keine Standesunterschiede kannte. Aber es gelang ihm erst, alle diese übermächtigen Eindrücke zu bewältigen und in Genuß zu verwandeln, als er einen Mann fand, der ihn durch seine reifere Erfahrung leitete und zurechtwies: den Maler Rafael Mengs (siebenundzwanzig Jahre), an den ihn Dietrich empfohlen hatte. Mengs, ein Böhme, war schon im dreizehnten Jahre von seinem Vater nach Rom genommen und im sechzehnten in Dresden als Hofmaler angestellt; mit Erlaubniß des Hofes war er nach Rom zurückgekehrt, dort katholisch geworden und hatte sein Modell, Margerita, ein schönes italienisches Bauermädchen, geheiratet. Jetzt arbeitete er an dem großen Altargemälde für die katholische Kirche in Dresden. Winckelmann wohnte in seiner Nähe, war täglich in seinem Hause, studirte und schrieb bei ihm: sie faßten sofort den Entschluß, gemeinsam eine Geschichte der Kunst auszuarbeiten.

Sieht man heute das Dresdener Altarbild an, so scheint es unbegreiflich, wie Winckelmann von ihm eine neue Epoche datiren, wie er es neben die Meisterstücke der Renaissance stellen, griechischen Geist in ihm finden konnte.

Klopstock, an den man bei Winckelmann wiederholt sich erinnert, zeigt, wenn er sich im Messias oder in den Oden an ein poetisches Bild wagt, was nicht selten geschieht, einen ähnlichen Geschmack wie Mengs: auch ihm kam es hauptsächlich auf die lyrische Stimmung des Bildes an. Hier einige Proben.

Während des Weltgerichtes sieht Gott unter den Auferstandenen auch Eva auf einem Hügel: „sie lächelte weinend ... mit fliegenden Haaren, ausgebreiteten Armen, mit glühender Wange, mit vollen innigen Tönen der Mutterstimme, wie noch nie sie ein Engel vernahm," flehte sie um Gnade für ihre Kinder. Die Veranlassung zu dieser Stelle, wie Klopstock noch im hohen Alter erzählte, war ein Traum. „Wäre ich Maler gewesen, so hätte ich mein halbes Leben damit zugebracht, Eva, die äußerst schön und erhaben war, so zu bilden, wie ich sie sah." Das Ende des Traumes fehlt indeß in der angeführten Stelle: „ich sah zuletzt mit Eva nach dem Richter in die Höhe, mit Ehrfurcht und langsam erhobenem Gesicht, erblickte sehr glänzende Füße und erwachte schnell." Ein anderes Beispiel:

„Einst am Tage des Herrn, als auf der kommenden Dämmerung Flügel vor mir die einsamen freudigen Stunden vorbeiflohen und ich forschte, kam die heilige Sionitin (die Muse) gegen mich her. So war mir noch nie die Prophetin erschienen, so viel Ewigkeit hatte noch nie ihr Antlitz getragen ... Die Wange glüht' ihr, es stieg zusehends in die glühende Wang ihr schnelle Bläße, die Lippe rufte stammelnde Donner, und ernst her schaute das Auge. Fast entsank die Harfe der starrenden Hand, und die Krone bebt' um ihr fliegendes Haar. Dann erhob sie sich wieder, dann kam ihr jenes Lächeln der ewigen Ruh in ihr Antlitz herunter. Dann, mit hundert Flügeln geflügelt, mit Schwingen des Sturmes, stiegen die erstgebornen der Seele, die wahrsten Gedanken auf zu Gott. So sah mein Auge sie, starrt' in die Nacht hin. Mit der Linken berührt' ich die Erde, mein Grab, und die Rechte hub ich gegen den Himmel

Digitized by Google

empor . . .“ — Ganz in derſelben Weiſe, nur mit unerheblichen Modificationen erſcheint ihm ſpäter die Teutone u. ſ. w.

Wenn Klopſtock von der Ueberzeugung ausging, der echte Künſtler müſſe groß denken und empfinden, ſo theilte Winckelmann dieſe Ueberzeugung völlig. Der Künſtler, der den Laokoon geſchaffen, müßte nach ihm die Stärke des Geiſtes in ſich ſelbſt fühlen, welche er ſeinem Marmor einprägte. Beide gingen auf den Enthuſiasmus aus; aber Klopſtock wollte nur der Poeſie höheren Schwung verſtatten, in der Proſa war er nüchtern und trocken, Winckelmann's enthuſiaſtiſche Proſa kam ihm überſchwänglich vor.

Winckelmann hatte einen großen Vorzug vor Klopſtock: er hatte bereits viel gedacht und gelernt, ſeine Begeiſterung war geſättigt mit Ideen, er ſuchte mit der Macht ſeines Gefühls die Bildung zu beherrſchen. Er ſchämte ſich ſeiner Begeiſterung nicht, er ſuchte Worte für das Unausſprechliche und fand ſie; er fand für ſeine Begeiſterung den articulirten melodiſchen Ton.

Im capitoliniſchen Muſeum lagen ihm nun Kunſtſchätze aus allen Zeiten vor, und er faßte ſofort den Plan, die ungeheure Maſſe hiſtoriſch zu bewältigen und ihrer Entwickelungsſtufe gemäß in wenig große Gruppen zuſammenzufaſſen; wo ihm das Material verſagte, ergänzte er es durch Divination. „Ich glaube, ich bin nach Rom gekommen, denen, die Rom nach mir ſehen werden, die Augen zu öffnen.“ — „Rom iſt unerſchöpflich, und man macht immer neue Entdeckungen. Wenn einmal ein Papſt kommen ſollte, der mehr Geſchmack, mehr Liebe zum Alterthum hat als dieſer, der nichts thut als über die ganze Welt lachen und den Charakter eines Buffo auch in ſeinem hohen Alter nicht abgelegt hat, ſo werden noch Sachen ans Licht kommen, beſſer als Alles, was wir haben.“

Nicht aus müßiger Neugier war er nach Rom gekommen. „Mir ſchien die Schönheit zu winken; vielleicht eben die Schönheit, die den großen Künſtlern erſchien und ſich fühlen, begreifen und bilden ließ. In ihren Werken habe ich ſie zu erkennen geſucht.“ Er ſah ſie an, um ſie bewundern zu lernen, um die Gründe für ſeine Bewunderung zu finden und vor einer Verſammlung von Kennern Rechenſchaft darüber zu geben. Er analyſirte und beſchrieb ein Kunſtwerk nach dem anderen; er bemühte ſich, mit unabläſſiger Feile aus dieſen Beſchreibungen auch im Stil vollendete Kunſtwerke zu machen; das Schöne ſollte nicht bloß empfunden, ſondern in Worten anſchaulich dargeſtellt werden, wie es Klopſtock mit der Muſik verſucht hatte.

Die Beſchreibung des vaticaniſchen Apoll wurde ſchon zu Anfang des folgenden Jahres fertig.

„Sie iſt das höchſte Ideal der Kunſt unter allen Werken des Alterthums. Ueber die Menſchheit erhaben iſt ſein Gewächs, ſein Stand zeugt von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in Elyſium, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre und ſpielt in ſanfter Zärtlichkeit auf dem ſtolzen Gebäude ſeiner Glieder. Geh mit deinem Geiſt in das Reich unkörperlicher Schönheiten und verſuche Schöpfer einer himmliſchen Natur zu werden, um den Geiſt mit Bildern, die ſich über die Materie erheben, zu erfüllen: denn hier iſt nichts Sterbliches, noch was die menſchliche Dürftigkeit fordert. Keine Adern noch Sehnen erhitzen und regen dieſen Körper: ein himmliſcher Geiſt, der ſich wie ein ſanfter Strom ergoſſen, hat die ganze Umſchreibung dieſer Figur erfüllt. Er hat den Python verfolgt, und ſein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe ſeiner Genügſamkeit geht ſein erhabener Blick wie ins Unendliche, weit über ſeinen Sieg hinaus. Verachtung ſitzt auf ſeinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in ſich zieht, bläht ſich in den Nüſtern ſeiner Naſe und tritt bis in die ſtolze Stirn hinauf. Aber der Friede, welcher in einer ſeligen Stille auf derſelben ſchwebt, bleibt ungeſtört, und ſein Auge iſt voll Süßigkeit, wie unter den Muſen, die ihn zu umarmen wünſchen. Sein weiches Haar ſpielt wie die zarten und flüſſigen Schlingen edler Weinreben, gleichſam von einer ſanften Luft bewegt, um das göttliche Haupt; es ſcheint von den Grazien mit holder Pracht auf ſeinem Scheitel gebunden.“

Auf den Apoll folgte die Beſchreibung des Laokoon: „Eine Natur im höchſten Schmerz, nach dem Bild eines Mannes

Digitized by Google

gemacht, der die bewußte Stärke des Geistes gegen denselben zu sammeln sucht. Indem sein Leiden die Muskeln aufschwellt und die Nerven anzieht, tritt der mit Stärke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirn hervor, und die Brust erhebt sich durch den beklemmten Odem und durch Zurückhaltung des Ausbruchs der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschließen. Das bange Seufzen, welches er in sich zieht, erschöpft den Unterleib und macht die Seiten hohl, welches uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden aber scheint ihn weniger zu beängstigen als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zum Vater wenden und um Hülfe schreien, denn das väterliche Herz offenbart sich in den wehmüthigen Augen und schwimmt wie in einem trüben Duft auf denselben." — „Dies," fügt Winckelmann hinzu, „können nur Sonntagskinder sehen; aber es ist kein Hirngespinnst."

„Der Mund ist voll Wehmuth und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber ist sie mit Schmerz vermischt, welcher mit einer Regung von Unmuth wie über ein unwürdiges Leiden in die Nase hinauftritt, dieselbe schwülstig macht und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüstern offenbart. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz und Widerstand, wie in einem Punkt vereinigt, mit großer Weisheit gebildet. Indem der Schmerz die Augenbrauen in die Höhe treibt, drückt das Sträuben wider denselben das obere Augenfleisch gegen das obere Augenlid zu ..."

Mit einer Begeisterung, die ins Mystische überspringt, machte sich Winckelmann an den Torso des Herkules: in ihm wird der Held und der Gott zugleich sichtbar. — „Wo die Dichter aufgehört haben, hat der Künstler angefangen. Jene schwiegen, sobald der Held unter die Götter aufgenommen und mit der Göttin der ewigen Jugend vermählt war; dieser zeigt ihn uns in einer vergötterten Gestalt und mit einem gleichsam unsterblichen Leib ... Die Wirkung und Gegenwirkung der Muskeln ist mit einem weisen Maß von abwechselnder Regung und schneller Kraft wunderwürdig abgewogen ... Wie in einer anhebenden Bewegung des Meeres die zuvor stille Fläche in einer neblichten Unruhe mit spielenden Wellen anwächst, wo eine von der anderen verschlungen und aus derselben wiederum hervorgewälzt wird: ebenso sanft aufgeschwellt und schwebend gezogen fließt hier eine Muskel in die andere, und eine dritte, die sich zwischen ihnen erhebt und ihre Bewegung zu verstärken scheint, verliert sich in jene, und unser Blick wird gleichsam mit verschlungen ..."

„Scheint es unbegreiflich, außer dem Haupt in einem anderen Theile des Körpers eine denkende Kraft zu zeigen, so lernt man hier, wie die Hand eines schöpferischen Meisters die Materie geistig zu machen vermag. Mich däucht, es bilde mir der Rücken, welcher durch hohe Betrachtungen gekrümmt scheint, ein Haupt, das mit einer frohen Erinnerung seiner erstaunenden Thaten beschäftigt ist; und indem sich so ein Haupt voll Majestät und Weisheit vor meinen Augen erhebt, so fangen sich an in meinen Gedanken die übrigen mangelhaften Glieder zu bilden ..."

„Durch eine geheime Kunst wird der Geist durch alle Thaten seiner Stärke bis zur Vollkommenheit seiner Seele geführt, und in diesem Torso ist ein Denkmal derselben, welches ihm kein Dichter errichtet. Der Torso giebt keinem Gedanken von Gewaltthätigkeit und ausgelassener Liebe Platz, in der Ruhe und Stille des Körpers offenbart sich der gesetzte große Geist ... Diese edle Form einer so vollkommenen Natur ist gleichsam in die Unsterblichkeit eingehüllt, und die Gestalt ist bloß wie ein Gefäß derselben; ein höherer Geist scheint den Raum der sterblichen Theile eingenommen zu haben. Es ist derjenige, der auf dem Oeta von den Schlacken der Menschlichkeit gereinigt worden."

— „Voll Betrübniß bleibe ich stehen, und wie Psyche anfing, die Liebe zu beweinen, nachdem sie dieselbe kennen gelernt, so bejammere ich den unersetzlichen Schaden dieses Herkules, nachdem ich zur Einsicht seiner Schönheit gelangt bin." —

Wenn die griechischen Göttergestalten nach Winckelmann die Idealität eines bestimmten Begriffs vertraten, so lag doch auch die Sehnsucht nahe, das reine Ideal,

Digitized by Google

das Ideal an sich, sichtbar zu machen. „Die Schönheit ist jedem Alter eigen, aber mit der Jugend gesellt sie sich vornehmlich. In den jugendlichen Formen ist jene große Einheit, in der die Grenzen unmerklich eine in die andere fließen. Die Griechen haben vorwiegend die Jugend gebildet und auch Greise mit einer Art Jugendlichkeit angehaucht. In einigen jungen Helden haben sie sich so hoch in den Begriff der Schönheit erhoben, daß selbst das Geschlecht zweideutig ist. In Bacchus' Gesicht zeigt sich eine unbeschreibliche Vermischung männlicher und weiblicher schöner Jugend und ein Mittel zwischen beiden Naturen." Winckelmann billigt durchaus die Statuen der Hermaphroditen.

Diesen Begriffen entspricht der ursprüngliche, hohe Stil der Griechen — von dem freilich in Rom nicht viel zu sehen war — weniger als der darauf folgende schöne Stil. „Die Grazie des Phidias ist wie die himmlische Venus, beständig und unveränderlich. Eine Gesellin aller Götter, scheint sie sich selbst genug und bietet sich nicht an, sondern will gesucht werden. Sie ist zu erhaben, um sich sehr sinnlich zu machen, denn das Höchste hat, wie Plato sagt, kein Bild. Mit den Weisen allein unterhält sie sich, dem Pöbel erscheint sie störrisch und unfreundlich; sie verschließt die Bewegungen der Seele in sich und nähert sich der seligen Stille der göttlichen Natur."

„Die Grazie des schönen Stils dagegen läßt sich herunter von ihrer Hoheit und macht sich mit Milde denen, die ein Auge auf sie werfen, theilhaftig. Wie Juno den Gürtel der Venus nahm, um dem Jupiter liebenswürdiger zu erscheinen, so suchten die Meister des schönen Stils die hohe Schönheit mit einem sinnlichen Reiz zu begleiten und die Großheit durch Zuvorkommen geselliger zu machen." In diesem Stil ist der Gegensatz zwischen Natur und Kunst völlig aufgehoben; er ist der Höhepunkt des Schaffens.

Dreizehn Jahre ist Winckelmann in Rom geblieben; durch seine begeisterten Schilderungen wurde nun dieser Ort für Deutschland wieder, wie zur Hohenstaufenzeit, der Gegenstand der Sehnsucht, der Mittelpunkt der gebildeten Welt, das gelobte Land der Ideale. Langsam aber unaufgehalten breitete sich diese rein ästhetische Weltanschauung, dieser Cultus des Griechenthums über alle Kreise aus, die aus dem gemeinen Alltagsleben hinausstrebten, bis sie endlich in der Blüthe unserer classischen Zeit zum vollen Durchbruch kam. Es ist eine völlige Umkehr des deutschen Idealismus. Die Achtung vor den Griechen verwandelt sich in Begeisterung, das moderne Leben giebt dem antiken Raum, der Geist der Analyse weicht dem Streben nach voller fertiger Anschauung. Die Jugend berauschte sich an diesen halb trunkenen Dithyramben, wie sie sich noch eben an Klopstock's Seraphen berauscht; sie vernahm nicht bloß von den griechischen Göttern mit Entzücken, sondern ebenso von der ungebundenen Sitte Roms, wo vornehme Cardinäle den armen Privatgelehrten, den der Hochmuth und die Pedanterie der deutschen Facultäten und Aemter abstieß, familiär behandelten, als wäre er auch ein Mensch. Diese Sehnsucht nach dem Land der Ideale wurde um so lebhafter, je trüber es in der Wirklichkeit aussah.

„Europa," schreibt Voltaire in seiner Geschichte Ludwig's XV., „hat keine schöneren Tage gesehen als die von 1744 bis 1755. Der Handel blühte von Petersburg bis Cadix, die schönen Künste standen überall in Ehren, alle Völker verkehrten mit einander: Europa glich einer großen Familie, die sich nach ihren Zwistigkeiten geeinigt hat." — Bei dem Erdbeben von Lissabon (November 1755) hatte die Philosophie an der Vorsehung gezweifelt, da eine halbe Stadt unterging: ein größeres Unglück kam nun über die Welt, der siebenjährige Krieg, der drei Welttheile grausam verheerte.

Digitized by Google

Donna Dolores.

Novellette

von

Theodor Stromer.

Ein kleiner Kreis von Gästen versammelte sich allabendlich in der gastlichen Posada des Don Pedro an der Promenade von Barcelona nach Gracia. Der Wein war gut, der Garten mit der traulichen Laube anziehend; am anziehendsten aber und immer fesselnd des Wirthes schönes Töchterlein Donna Dolores.

Durch einen Freund dort eingeführt, verlebte ich in diesem zumeist aus Künstlern und Gelehrten bestehenden Kreise so manchen angenehmen Abend. Der „Pare", wie wir, statt Padre, den Wirth in catalonischer Mundart nannten, machte diesem Kosenamen alle Ehre und sorgte in der That wahrhaft väterlich für unser Wohlbefinden durch das Beste, was Küche und Keller aufzuweisen hatten.

Wenn wir so in theils ernster, theils heiterer Unterhaltung ein paar Stunden verplaudert und die nicht zu unserer „Tertulia" gehörenden Gäste das Restaurant verlassen hatten, brachte Vater Pedro nicht selten seine Guitarre herbei und griff darauf einige Accorde, worauf in der Regel auch Donna Dolores erschien, um in unserer Mitte den ihr stets reservirten Ehrenplatz einzunehmen. Dann ergriff sie den ihr dargereichten „Porron", ein seltsam geformtes und einem Destillirkolben ähnliches Trinkgefäß, das den Wein durch eine Röhre dem Munde zuführt, ohne daß letzterer das Glas berührt, — und nun erst, nachdem sie lächelnd den ersten Trunk gethan, empfanden wir Alle jene Behaglichkeit, welche uns diese Posada so lieb und werth machte. Selbst der alte Hermano Gabriel, ein Mönch aus dem benachbarten Kloster, schmunzelte und meinte launig, daß ein Liedchen von Dolores des Leibes Wohl und der Seele Frieden keinen Abbruch thue, eine Ansicht, die von uns Allen und sogar von dem greisen Professor Hablador auf das lebhafteste unterstützt wurde.

Donna Dolores war nicht nur ein ungewöhnlich schönes, sondern auch ein sehr begabtes Mädchen. In ihrer äußeren Erscheinung ein echtes Kind des Südens, war sie schlank gewachsen, eher klein als groß, außerordentlich graziös und von einer quecksilberartigen Beweglichkeit. Ihr ovales, leicht gebräuntes Gesicht mit den feingeformten Zügen, der geraden Nase, dem ausdrucksvollen Mund und dem reizenden Grübchen im Kinn glich dem einer Madonna, während die mandelförmig geschnittenen dunklen Sammetaugen nur in Momenten ernsten Sinnens an Murillo's himmlische Virgenes erinnerten. Diese Augen mit ihren schön gezeichneten Brauen und langen schattigen Wimpern hatten es uns Allen angethan; sie konnten so schwärmerisch blicken, daß ein Dichter sich zu den schwungvollsten Dithyramben begeistert fühlte, aber sie strahlten auch zuweilen ein Feuer aus, daß Hermano Gabriel sich

Digitized by Google

um seines Seelenheils willen wiederholt bekreuzigte und ein „Valgame Dios!“ (Gott behüte mich!) hören ließ.

Doch solche flammenden Blitze bekamen wir nicht oft zu sehen. Eine seltene Harmonie schien Donna Dolores zu beseelen. Lebhafter nur glänzten ihre Augen, wenn sie mit ihrer herrlichen Altstimme eines der beliebtesten Volkslieder sang und dabei von ihrem Vater auf der Guitarre begleitet wurde. Diese Lieder haben einen eigenen Reiz, aber man muß sie im Lande selbst hören, um ihre Schönheit nachzuempfinden. Im tiefblauen Aether schwimmt leuchtend und fast tageshelles Licht verbreitend der Mond, und mit dem berauschenden Duft des Jasmin vermischen sich die Töne und nehmen angesichts der holden Sängerin alle unsere Sinne zugleich gefangen. Wenn dann die Cadenzen bald schnell und hüpfend, bald in getragenen Tönen in der Stille der Nacht emporsteigen und z. B. die Verse:

Mirad, como brillan las olas
En la aurora matutinal!
(Seht, wie die Wellen blitzen
Im Morgensonnenstrahl!)

in unser Ohr tönen, so fühlen wir den ganzen Zauber des wonnigen Südens und widerstehen nicht der Versuchung, den Refrain

Que bueno debe ser!
(Wie so köstlich muß das sein!)

mitzusingen. Ja, Hermano Gabriel vergaß sich einmal sogar so weit, daß er fortfuhr: „Una niña hermosa etc.“ (ein hübsches Mädchen), wofür er sich am folgenden Tage zu kasteien versprach, was ihm jedoch Donna Dolores lachend verbot.

* * *

Es war Ende Mai 1874. Wieder saßen wir in der Laube, vor welcher farbige Lampions hingen, die vom Abendwinde leicht hin und her bewegt wurden. Die Unterhaltung drehte sich begreiflicher Weise um das Hauptereigniß jener Zeit: den Carlistenkrieg. Einige der Herren hielten zu Don Carlos, andere wünschten Serrano den Sieg. Die Discussion wurde eine sehr erregte. Am lebhaftesten betheiligte sich daran Don Pablo, ein schöner junger Mann, der als teniente (Lieutenant) bei den Regierungstruppen stand und einen kurzen Urlaub in Barcelona verbrachte. Er schien ein Freund des Hauses zu sein. Dolores hatte ihn augenscheinlich sehr gern, denn stets leuchteten ihre Augen, wenn er kam, und sie erwies ihm zahllose kleine Aufmerksamkeiten, die auf eine ernste Zuneigung schließen ließen. Während sie nun in der Küche nach dem Rechten sah, war eine Bemerkung zu Gunsten der Carlisten gefallen, worauf Don Pablo die Armee des Kronprätendenten Brandstifter und Marodeurs nannte. Sein Gegner antwortete nicht minder scharf, indem er sich über die wiederholten Niederlagen der Truppen Serrano's moquirte. Der Streit drohte einen bedenklichen Charakter anzunehmen, als Donna Dolores erschien. Sie brachte auf einem Teller mostachones, ein Mandelgebäck mit Zucker und Gewürz.

„Qué tenéis?“ fragte sie erstaunt. — „Nada, nada!“ beeilte sich Don Pablo, der bei ihrem Anblick aufgestanden und ihr entgegengegangen war, zu erwidern. „Wir sprachen von Politik; lassen wir das jetzt bei Seite. — Viva Doña Dolores, el buen genio de nuestra tertulia!“ — Und wir stießen Alle gern an auf das Wohl dieses guten Genius. Damit war die Harmonie wieder hergestellt und die Politik aus unserer Unterhaltung ausgeschlossen.

„Also Sie reisen morgen zu Ihrer Truppe zurück?“ fragte Professor Hablador.

„Si, Señor,“ antwortete der Lieutenant mit einem Seitenblick auf Dolores, die plötzlich erblaßte.

„O Dios mio, que mala ventura, la guerra!“ (Welches Unglück ist doch der Krieg!) seufzte Fray Gabriel.

Ein Moment des Schweigens trat ein, jenes Schweigens, das eine seltsame Beklemmung erzeugt. Wir fühlten, daß hier zwei Herzen für einander schlugen, die sich vergeblich mühten, das Weh der bevorstehenden Trennung zu verbergen. Der eine und der andere der Gäste führte sein Glas zu Munde, jedoch ohne wie sonst zu trinken. Es schien, als ob der Wein plötzlich sauer geworden sei. Da machte der „Pare“ diesem peinlichen Schweigen ein Ende, indem er zu seiner Guitarre griff und präludirte. Die Töne kamen zuerst zwar etwas verworren her-

Digitized by Google

vor, aber allmählich klärten sie sich zu einer herrlichen Melodie, die jeder Spanier kennt und welche überall wahrhaft begeisternd wirkt.

„Canta Vd.! — Si canta!“ (Singen Sie!) baten mehrere der Herren zugleich.

„Heute nicht,“ wehrte Dolores ab, „heut bin ich nicht dazu aufgelegt.“

„Und wenn auch ich darum bitte?“ wandte sich Don Pablo an das schöne Mädchen.

„Es imposible!“

„Nichts ist unmöglich!“ bemerkte mit etwas erzwungenem Lächeln der Vater, „laß uns nur versuchen.“

Und er setzte mit seiner tiefen Baßstimme ein:

Voy á partir, mi dulce Emilia,
La suerte cruel lo exige asi!

Jetzt begannen auch Donna Dolores und Don Pablo:

Patria y honor, todo me oblige,
Mi corazon se queda en ti!
Oigo la voz de la victoria,
Debo partir hoy! que dolor!*

Einem Choral ähnlich gleitet dieser Gesang in getragenen Tönen dahin und erinnert lebhaft an die spanische Muse, die ernst und majestätischen Schrittes durch die Nationaldichtung wandelt.

Noch waren die Töne nicht verhallt, als Dolores weinend davoneilte. Niemand hielt sie zurück, Jeder ehrte ihre Empfindungen. Der Rest des Abends verging in melancholischer Stimmung. Früher als sonst löste sich die Gesellschaft auf und trat in kleinen Gruppen den Heimweg an.

Als wir bereits eine Strecke gegangen waren, fiel mir ein, daß ich beim Austausch von Visitenkarten meine Brieftasche wieder einzustecken vergessen hatte. Ich bat meine Begleiter, ihren Weg fortzusetzen, und kehrte in die Laube zurück. Hier hörte ich, nachdem ich den vermißten Gegenstand gefunden, hinter dem benachbarten Gebüsch sprechen. Es waren die Stimmen von Dolores und Pablo.

„Alma de mi alma,“ schluchzte die erstere, „ich kann ja nicht von dir lassen!“

„Mi querida Dolores, fasse dich und vertraue meiner Liebe!“

„Und wenn du fielest oder verstümmelt würdest . . .?

„Gott und die heilige Jungfrau werden mich schützen!“

. . . „Pablo, ich begleite dich, ich folge dir!“

„Aber Dolores — denk an deinen alten Vater.“

„O Dios mio! — Ich Unglückliche! Warum muß ich dich so lieben! — Wär ich doch ein Mann, um an deiner Seite kämpfen und sterben zu können!“

„Lebe und bete für mich! Die Jungfrau wird dich erhören und unseren Waffen den Sieg verleihen. Wir kämpfen ja für Ehre und Vaterland, wie wir noch soeben gesungen. Ich folge unseren glorreichen Fahnen, aber mein Herz bleibt bei dir. Bald, so Gott will, ist der unselige Bruderkrieg zu Ende, und dann hole ich mir meine holde Dolores.“

„Ehre und Vaterland . . . sie fordern Blut und gebrochene Herzen! — Um diesen Preis . . . o Gott, ich weiß vor Schmerz nicht . . . was ich rede . . .“

„Blicke auf zu den Sternen, Dolores; sieh, wie sie funkeln und uns Hoffnung — Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen herabstrahlen. Dies möge uns ein gutes Zeichen sein. . . Und nun leb wohl . . . Gott schütze dich und . . . unsere Liebe!“

„Pablo!“

Ein Schmerzensschrei der Verzweiflung durchhallte die stille Nacht. Ich ging leise von dannen und dachte: Wie viele solcher Abschiedsscenen hat der blutige Krieg doch verschuldet! Menschen, die sich nie gesehen, zerfleischen, morden sich, oft um einer — Chimäre willen.

* *
*

Wenige Tage nach jener Abschiedsscene mußte ich Barcelona verlassen und kehrte in die Heimat zurück. Wohl blieben die Erinnerungen noch einige Zeit lebendig, aber endlich verblaßten sie doch, wie dies ja zu geschehen pflegt. Da, an einem rauhen Herbsttage desselben Jahres, als ich eben des sonnigen Südens gedachte, brachte mir der Briefträger ein Schreiben

* Ich muß scheiden, meine süße Emilia,
Das grausame Schicksal will es so.
Vaterland und Ehre, Alles zwingt mich dazu,
Doch mein Herz bleibt bei dir.
Ich höre den Siegesruf,
Muß heut dich verlassen! O welcher Schmerz!

Digitized by Google

mit ſpaniſchem Poſtſtempel. Die große, etwas ungelenke Handſchrift war mir nicht bekannt, und ſo las ich denn zuerſt die Unterſchrift: „Su amigo y servidor Hermano Gabriel.“

Ein Lebenszeichen von meinen Freunden in Barcelona! Der brave Mönch hatte alſo ſein Verſprechen nicht vergeſſen! Wie mochte es ihnen ergehen? Und ich las, was ich hier in wortgetreuer Ueberſetzung wiedergebe.

„Barcelona, am 3. October 1874.

Diligentibus Deum cooperantur in bonum! ſagt ſchon Agricola. Ja, wer Gott zum Freunde hat, dem ſchadet keine Creatur. Auch unſere jungen Freunde Dolores und Pablo haben an ſich die Wahrheit dieſes Wortes erfahren.

Alldieweil der Allmächtige mich, ſeinen niedrigſten Knecht, noch immer ſeiner Gnade würdiget, bin ich im Stande, Ihnen meine Zuſage zu halten und zugleich einem Wunſch der guten Dolores zu willfahren, indem ich Ihnen über das Ergehen dieſer getreuen Seele, welche die heilige Jungfrau dauernd in ihren Schutz nehmen möge, etwelche Nachrichten gebe. Es ſind nun ſchon über vier Monde verfloſſen, ſeitdem des Höchſten Wille uns aus einander geführet hat. In dieſer Zeit iſt unſer armes Land durch die Kriegesfurie ſchwer heimgeſuchet worden und auch unſer kleiner Kreis hier von dem Unglück nicht unberühret geblieben. Sintemalen aber doch alle Dinge zu unſerem Beſten dienen, ſo haben unſere Seelen dabei keinerlei Schaden erlitten.

Dulcis confecto rite labore quies, ſagte ich ſo manches Mal, wenn ich nach des Tages Laſt und Mühen bei unſerem braven Don Pedro einkehrte und mich an einem Mäßchen Ampurdan erquickete. Das that dem alten morſchen Körper ſo wohl, daß ich mich ſchon den ganzen Tag hindurch auf dieſe leibliche Erbauung freute, womit ich keine Sünde begangen zu haben glaube, denn Gott hat ja den Wein um des Menſchen und nicht den Menſchen um des Weines willen geſchaffen. Das Letztere ſagte mir auch mein Töchterlein Dolores, die mich allabendlich erwartete, um mit mir über ihren Don Pablo zu ſprechen. Ach, amanti amentes! das arme Kind dachte immer nur an ihn.

Mitte Juni war's, da wollte ſie, daß ich ſie ins Kriegslager begleite. Valgame Dios, ſagte ich, wie kannſt du von mir alten Mann Derartiges verlangen? Aber ſie ließ nicht nach und bat und flehte, daß ich verſprach, beim Prior um einen Dispens zu bitten. Und ſiehe, ſelbiger wurde mir gewähret, da auch Don Pedro dem Herrn Prior den Wunſch ſeiner Tochter vorgetragen und ſich dankbarlichſt erboten hatte, ein Stück Kloſterweinberg um Gotteslohn zu bearbeiten. Das Mädchen war voller desiderio nach dem Pablo, welchen wir ſchon todt oder doch verwundet wähneten. Sie weinete immerfort. Ja, ja, dum femina plorat, decipere laborat; der Plan war mit Zähren geſchweißet worden. Nun mußte ich alter Mann dem Kind zu Willen ſein und unſer Ränzel ſchnüren, das Vater Pedro mit Allem füllete, was den Leib letzen und ergetzen konnte. So traten wir denn unter Gottes Schutz die Reiſe an.

Das Dampfroß trug uns mit Windesſchnelle unſerem Ziele entgegen. Am 24. Juni trafen wir in Logrono ein, wo wir große Heeresſäulen an uns vorüberziehen ſahen. Man ſprach davon, daß es bei Eſtella zu einer Entſcheidungsſchlacht kommen würde. Dort hielt der Carliſtengeneral Dorregaray die Höhen beſetzet, welche Concha's Truppen ſtürmen ſollten. Wir mietheten gegen hohen Preis zwei Eſelein, von deren Rücken aus wir die Regimenter beſſer unterſcheiden konnten, und folgten den muthigen Streitern gottergebenen Herzens. Ach, es war gar traurig, alle dieſe Menſchenmaſſen zu ſehen und mit jedem Einzelnen zu denken: Wer weiß, wie nahe mir mein Stündlein! Wohl ſangen ſie, aber in ihren Herzen mag's nicht geklungen haben.

Wie man uns ſagte, waren die Cazadores, bei denen Pablo ſtand, an der tête oder Spitze der Hauptmacht Concha's. Auch hörten wir, daß der Herr den jungen Kriegsmann bisher gnädiglich beſchirmet hatte. Das war Balſam für das kranke Herz Dolorens, die wieder neu belebt fürbaß ritt. Doch währete dieſe Freude nicht lange, denn als wir uns Eſtella näherten, hörten wir ein gewaltiges Donnern und Dröhnen. Meineten zuerſt, es ſei ein Gewitter, war aber nicht der Donner Gottes, ſondern der Menſchen,

die mit Kanonen und anderen Mordgewehren auf einander schossen und sich zu tödten trachteten. Jetzund erschraken wir gewaltiglich und wußten in dem Gedränge nicht mehr wo ein und aus. Also erging's uns am 26. Junius. Und immer erschrecklicher wurde das Schießen. Nunmehro sahen wir auch viele Todte und Verwundete, die noch vor wenig Augenblicken in voller Lebenskraft dem Feinde entgegengetreten waren. Jetzt trug man sie blutend von hinnen. Dolores und ich gaben den Blessirten von unserem Wein, bis die Bockshaut geleert war.

Plötzlich, es mochte in der sechsten Abendstunde sein, sahen wir durch den dicken Pulverdampf eine dunkle Masse herannahen. Es prasselt und blitzt und rast wie im Fluge vorbei. Zwei unserer Batterien ziehen sich, von den Carlisten verfolgt, im schnellsten Trabe zurück. Da kommt auch das Bataillon Cazadores, das, wie man mir sagte, zu ihrer Bedeckung dienete, aufgelöst nach. Es ist dasselbige, bei welchem Don Pablo teniente. Wir spähen und lugen aus, aber wir können ihn nicht entdecken. Von Kugeln umsaust, steigen wir von unseren Thieren, um uns zu salviren. In diesem Moment bricht vor uns der Fahnenträger zusammen. Dolores springt hinzu und entreißt ihm, schneller als ich es erzählen kann, die Fahne. Viva la España! ruft sie und hält so Einige zurück. Andere folgen. Da entschwindet sie meinen Blicken. Ich gehe ihr nach, kann sie jedoch nicht wiederfinden.

Voller Besorgniß um das tollkühne Mädchen durchwandere ich suchend das blutige Gefilde. Endlich, bei schon anbrechender Dunkelheit, sehe ich Dolores, von einem Haufen Soldaten umjubelt. Man hatte sie mit einem Kranz geschmückt. Sie trug noch immer die Fahne, aber sie sah zu Tode ermattet aus. Als ich in ihre Nähe kam, erblickte ich eine Tragbahre. Auf selbiger lag, bleich und mit Blut bedeckt, Don Pablo. Sein linker Arm war in Binden gehüllt. Seien Sie ohne Sorge, sagte ein nebenstehender Arzt, der Brave wird am Leben bleiben; er hat nur einen Schuß durch den Arm erhalten und ist jetzt vom Blutverlust erschöpft. Morgen transportiren wir ihn nach Logrono.

Und also geschah es. Dolores pflegte ihn wie eine Mutter. Welche Freude, als er wieder zur Besinnung kam! Dann, als es sein Zustand gestattete, brachten wir ihn nach Barcelona. Jetzt kann ich mich kurz fassen, sintemalen der Herr Alles so gnädiglich gefüget hat. — Gestern feierte Don Pablo, der zum Capitano avanciret ist, mit Dolores Hochzeit. Das Bataillon hatte einen wunderschönen Brautkranz gespendet und noch ein besonderes Ehrenzeichen gesandt. Am Abend saßen wir wieder fröhlich in der Laube. Dolores sang und Alle stimmten ein: Que bueno debe ser!" —

Ja, „wie schön muß das sein", jetzt im sonnigen Süden, dachte auch ich, als ich, mit der Lectüre des Briefes zu Ende, den mit Schnee vermischten Regen gegen die Fenster prasseln hörte. Herrliches Land, du hast Alles, was die Natur nur zu geben vermag, aber dir fehlt doch Eines — der innere Frieden!

Digitized by Google

Correſpondenzen.

Aus Neapel.

Von

Woldemar Kaden.

Neapel, im Juni 1882.

Als der alte Held Garibaldi im Jahre 1860 ſein Felſeneiland Caprera verlaſſen, auf dem Feſtlande eine Handvoll Leute zuſammengerafft und mit dieſen modernen Argonauten ein Schifflein beſtiegen hatte, um drüben auf Sicilien der bourboniſchen Welt in Waffen Trotz zu bieten, dann glücklich auch die Wachſamkeit der vor dieſer Inſel kreuzenden Schiffe zu täuſchen wußte, in Marſala landete, die Königlichen zu Calatafimi ſchlug, ſich einen Weg, einen blutigen Weg beim Ponte dell' Ammiraglio öffnete und in das wohlbefeſtigte und verwahrte, von dreißigtauſend Soldaten vertheidigte Palermo einzog, mitten durch Ruinen und brennende Häuſer, mitten im dichten Kugelregen, hoch zu Roß, lächelnd, von keiner Kugel berührt, wie ein antiker Kriegsgott, dem der Sieg ſich beugen muß, — konnte er nicht verfehlen, auf die erregte Phantaſie dieſes Südlandvolkes einen lebhaften Eindruck zu machen, den Eindruck eines Meſſias, eines Gottgeſandten. Dieſer Eindruck ward verſtärkt durch die Figur Garibaldi's ſelbſt: die kräftige Geſtalt in dem rothen Hemd, dem flatternden Mantel, das männlich ſchöne Antlitz, von einer blonden Mähne umwallt, mit den Feueraugen, die ſo ſanft, ſo erlöſend blicken konnten, und doch ſo wild und begeiſternd, wenn es galt, die Scharen in den Kampf zu führen... Und das bewegte, um des Führers Leben bangende Volk ſah ihn auf Piazza Pretoria, den die feindlichen Kanonen und Flinten beſtrichen, ſah ihn, wie er auf ſeinem Rößlein hielt, ſtill, geduldig, freundlich blickend, gleichgültig, nur eine leichte Gerte in der Hand, den Splittern der Granaten und den ſein Ohr umpfeifenden Kugeln folgend, als ob ſie ihm nichts anhaben könnten ... das Volk ſtaunte, bewunderte — und damals war es, wo es ſich ſeinen Garibaldi-Mythus ſchuf.

Die Schutzheilige Palermo's iſt die heilige Roſalia; hoch auf dem Monte Pellegrino in den Felſen drinnen ſteht ihr Heiligthum, und an ſie zu glauben, auf ſie zu vertrauen, mehr als auf Gott-Vater-Sohn und alle Heiligen des Himmels zuſammengenommen, iſt das erſte und fürnehmſte Gebot des palermitaniſchen Volkes; den Namen Roſalia muß der Säugling an der Mutterbruſt ſchon lallen lernen, und wenn Roſalia Verwandte hätte, ſie würden ſich gleicher göttlicher Ehren erfreuen. Sie hatte aber einen, das Volk fand es bald heraus. Der Geſchlechtsname Roſaliens iſt Sinibaldi. Die Aſſonanz iſt da: Sinibaldi-Garibaldi! Das genügte dem Volke; was brauchte es weiter Zeugen, wozu Taufregiſter nachſchlagen? Garibaldi war ein Nachkomme der Schutzheiligen Roſalia, und jene Gerte, mit der er die Kugeln von ſich abwehrte, hatte ſie ihm gegeben, und ſo war er auch gekommen, gerade ihre Stadt zuerſt von der Knechtſchaft zu erretten. Und wer genau hinblickte, ſah um Garibaldi's Haupthaar auch den Heiligenſchein.

Wirklich ſang man in jenen Tagen durch die Straßen Palermo's das Lied:

Ich ſah in Monreal ihn eines Tages,
Wie ſeine Augen helle Blitze ſchoſſen:
Der iſt nicht ſterblich, iſt nicht unſres Schlages,
Und keine Kugel iſt für ihn gegoſſen;

Digitized by Google

Denn Bruder sei er, sagt' mir eine Nonne,
Der heiligen Rosalia, unsrer Wonne,
Die hat ihm einen Talisman gesandt,
Den sie gewebt mit ihrer eignen Hand.
Der Engel Michael kam aus Himmelsweiten
Und gab ihm einen Stern auf seine Stirne;
Der wird dich durch das hohe Meer geleiten,
Der zeigt den Weg dir durch der Berge Firne.
Bewegt er sich, siehst du ihn hell brilliren,
So sporn dein Roß und laß dein Volk marschiren,
Und bleibt er plötzlich stehn mit hellem Schein,
So blas zum Angriff, und der Sieg ist dein!

Und dann, ehe man dem Stadt-, dem Landesheiligen Altäre bauen, ehe der Weihopferrauch ihm betäubend zu Kopfe steigen konnte, war er verschwunden, war er wieder in seine mehr als bescheidene, ärmliche Einsiedelei auf der Felsenklippe Caprera eingezogen, arm, wie er gekommen, ein Cato, da er nach großem Triumphe die Schätze einer Welt nach Rom gebracht, wieder zu seinem Pfluge zurückkehrte, reich nur an der höchsten bürgerlichen Tugend, der Entsagung, reich im Bewußtsein, sein Vaterland, sein geliebtes Volk von dem alten Sclavenjoche befreit zu haben.

Und die Jahre gingen über die stille Insel hin, die Jahrzehnte, und schon begann die Sage ihren Schleier über das weltferne Eiland zu breiten; dem Volke war der alte Held schon lange todt, so frisch und kräftig er auch in seinen Erzählungen lebte; Andere glaubten und hielten fest daran, daß er ein ewiges Leben lebe, ein Garibaldi konnte ja nimmer sterben. Und wenn der sicilische oder calabrische Bauer in seinen wilden Bergen drin das Lämpchen vor dem Garibaldibild wie vor einem Heiligenbilde anzündete, so dachte er vielleicht gar nichts als: Das ist unser Garibaldi, den wir zu verehren haben — und rückte an seiner Wollenmütze zum Gruß.

Aber zweiundzwanzig lange Jahre, und Krankheit und Kummer und Wind und Wetter hatten die blonden Haare gebleicht, hatten das Feuer in den Augen ausgelöscht, die schwertgewohnten Arme, die Kniee, deren Druck das Schlachtenroß einst so muthig gehorcht, gelähmt, den Löwen gezähmt und in die Fesseln eines Krankenstuhles gebannt, in dem er das Ende seiner Tage herbeisehnte.

Wer ihn auf Caprera so gesehen, berichtete von dem armen lahmen Heroen mit Thränen in den Augen; aber Niemand glaubte, und das Volk sagte: „Das ist ein anderer Garibaldi."

Auch die Neapolitaner, die ihn in höchster Vollkraft gekannt, wollten es nicht glauben, und als es diesen Frühling hieß, Garibaldi werde in die schöne Stadt am Golfe kommen, um sich in dieser wonnigen Luft gesund zu athmen, da rüstete die Stadt sich zu bunten, lärmenden Festen, wie einst, da sie ihm entgegenging mit Fahnen, Musik, dem donnernden Gesang der Garibaldi-Hymne und dem begeisternden, Tag und Nacht nie endenden Ruf: Evviva Garibaldi!

Auch die Neapolitaner wollten es nicht glauben, bis sie ihn sahen, den alten Recken, gebrochen an Leib und Seele, in sich hineingesunken, das Haupt mit den schmerzentstellten, gramgefurchten Zügen zur Brust geneigt: ein sterbender Mann, der nicht einmal mehr Kraft hatte, den Todesgruß hinaufzuwinken zu den Stufen des mit vielen Tausenden besetzten Amphitheaters des Posilipo: Moriturus te salutat. Aber das neapolitanische Volk ließ sich nicht halten; wohl weinten viele Augen, aber die Stimmen donnerten wie Auferstehungsdrommeten in den Halbschlummer des Alten hinein: „Es lebe Garibaldi! Der Held von Mentona, er lebe! Der Führer der Tausend hoch!"

Da soll der Alte sein Haupt geschüttelt und mit der gichtgelähmten Hand ein leises abwehrendes Zeichen gemacht haben. Dachte er in diesem Augenblicke darüber nach, welch unglückliches Wesen ein alter Held ist? — O ja, es ist eine hohe Gunst der Götter, auf dem Schlachtfelde zu sterben, die breite Wunde in der Brust, mitten in der Bahn zum Siege im hohen Mittag zu fallen, wo er dann mit dem frischen Lorbeer bestattet wird. Aber ein trauriges Ding ist es um einen Helden, dem der raschelnde, dürr und dünn gewordene Lorbeer nur dient, seinen Kahlkopf und andere Schwächen und Gebrechen des rücksichtslosen Alters zu verstecken; und Rheumatismus, Gicht und Darmkatarrh sind keine Krankheiten für einen Helden.

Und die Ehren, die man solch lebensmüdem Manne erweist, was sind sie anders als anticipirte Funeralien?

Nichts Anderes waren die Feste, die man bei Gelegenheit der sicilianischen Vesper-Feier in Palermo dem halbtodten Manne bereitete, nur daß das Volk Siciliens besser disciplinirt war als das Neapels. Die alte Begeisterung, die vor mehr als vier Lustren so Großes auf Sicilien gewirkt, flammte auch diesmal bei der Kunde von des geliebten Mannes Kommen in Aller Herzen auf, Palermo war im Fieber, und in fiebernder Ungeduld harrten Tausende und Tausende mit Fahnen und Kränzen, die Meisten im strömenden Regen, durchnäßt, frierend von Mitternacht an bis in die siebente Morgenstunde hinein, wo der Erwartete endlich eintraf. Auch hier sollte der Jubel losbrechen — da ward aber das Wort ausgegeben, das einfache Wort, kein Befehl: „Garibaldi leidet! Garibaldi braucht Ruhe!" Und wie er, in seinem Wägelchen getragen, auf dem Perron erschien, da ging es wie ein elektrischer Schlag durch die Menge; die Hüte und

Digitized by Google

Mützen wurden herabgerissen, aber kein Ruf ward laut, kein Arm hob sich, keine Fahne ward geschwenkt, denn mit Thränen sagte Einer leise zum Anderen: „Garibaldi leidet! Garibaldi braucht Ruhe.“ Und sie ließen ihn vorüber, und erst als er weit weg war, gingen auch sie wieder heim zu ihren Häusern.

Aber wenn der Leib des Helden schon dahin war, sein Geist schwebte sichtlich über den palermitanischen Feiertagen: Enthusiasmus und — Ordnung schaffend.

Die kühleren Menschen Deutschlands haben keine Idee davon, was südlicher Enthusiasmus zu bedeuten hat und wie dieses Volk seine Helden liebt und verehrt. Garibaldi war aber auch ein echter Volksheld, der keine officielle Uniform, der die Uniform des Volkes trug. Dem Volke war er entsprungen, für das Volk wirkte er. In den Helden Homer's und Plutarch's finden wir Garibaldi vorgezeichnet. Denselben Haß, dieselbe Liebe, alle ihre Tugenden wie Laster, gleiche Kühnheit und Thorheiten, ihre Fehler, ihren Trotz, Alles echt menschlich, nichts ideal göttlich, finden wir in ihm wieder. Er war ein spätgeborener Held des alten Griechenland, des alten Rom.

Oder klingt es nicht wie Märchen, wie Legenden aus jenen Zeiten, wenn wir noch einmal vor unseren Augen jene unter dem aufwirbelnden Staub umgestürzten Throne und unter dichtem Pulverrauche sich vollziehenden Ereignisse vorüberziehen lassen: Palermo im Aufstand — Garibaldi führt seine Tausend von Genua nach Marsala — von Marsala nach Palermo — Triumph der Revolution in ganz Sicilien — im Sturmschritt, die zündende Flamme voraus, von Palermo nach Messina — der Völkerfrühling bricht an — Sicilien ist frei! Aber weiter mit Geist und Feuer, weiter! Triumph vor ihm her! Triumph im Gefolge! Von Messina geht's über die Meerenge hinüber — die Revolution schreitet, eine rächende Furie, durch Calabrien, das alte Lucanien greift zu den Waffen — Neapel öffnet seine Thore: der zitternde König wirft seine Krone hinter sich und flieht nach Gaeta — Garibaldi, ein Triumphator, zieht in Neapel ein: das stolze Königreich beider Sicilien ist nicht mehr...

Und heute?

Heute liegt er, ein stiller Mann, von der Siegerin Zeit in den Staub gestreckt, in dem kleinen schmalen Felsengrabe, das ihm die Liebe bereitet, an dem ihm die Liebe und Verehrung einer großen Nation die letzten Ehren bereitet. Garibaldi ist todt! Wie ein erschreckender Blitz drang diese Kunde von Caprera herüber in die Hauptstadt Italiens, in die Nachbarstädte, in die Dörfer, bis in die letzte arme kleine Hütte auf dem letzten Gipfel des Apennin, und nur wenig Augen blieben trocken; auch das ganz junge Geschlecht, das seine Thaten nur vom Hörensagen kannte, brachte sein Thränenopfer dar und scharte sich in seiner Trauer um die Alten im weißen Haar, die einst jene heroischen Tage mit den Waffen in der Hand erlebt hatten. Wer nicht weinte, das sind die, welche überhaupt nie und nirgend weinen: die Vaterlandslosen, die Vaterlandsfeinde, denen der lebende Garibaldi ein steter Protest, der todte eine Beruhigung war.

An der Leichenfeier auf der fernen Insel konnten nur Wenige theilnehmen, und das in diesen Tagen ob des Todes seines geliebten Sohnes mehr als gewöhnlich stürmisch erregte Meer verwehrte auch noch Vielen von diesen, an die Ruhestätte des Todten heranzutreten. Aber dessen bedurfte es nicht: das ganze Land war in tiefer Trauer, und wo dieser Trauer Ausdruck gegeben ward, geschah es in wahrhaft großartig erhebender Weise. Großartig und erhebend in Rom, Florenz, Mailand, Neapel und Palermo und allen anderen Städten, großartig und erhebend auch in den Dörfchen, deren etwa nach Fünfzigen oder Hunderten zählenden armen Einwohner oft nur barfuß zur Feier zusammentreten konnten.

Und einst wird die Zeit kommen, wo die Enkelkinder dieses Geschlechts andächtig lauschen werden der Geschichte des kühnen Führers wie die griechischen Völker dem Sange Homer's, wie das neapolitanische Volk noch jetzt hier dem Erzähler lauscht, der ihm das Leben und die Thaten des „Orlando Furioso“ declamirt. Auch Garibaldi war von Natur mit einer entschiedenen Neigung zu einem abenteuerlichen Leben begabt, einer Neigung, die ja gleichzeitig die Quelle des Ruhmes und des Unglücks ist. Nicht alle seine Handlungen mögen vielleicht einst vor der Geschichte bestehen; mag sie aber noch so streng mit ihm ins Gericht gehen und genaue Rechenschaft von ihm verlangen über seine ungeduldigen sturmähnlichen Kühnheiten, sie wird dennoch nicht umhin können, ihn zu bewundern seiner Entsagung wegen, seiner hohen Opferfähigkeit, seiner glühenden Vaterlandsliebe wegen, die ihm das Herz mit Flammenbrand erfüllte.

Digitized by Google

Literariſche Mittheilungen.

Neuere Gedichte.

Wem, der ſich am gemüthreichen deutſchen Liederſchatz erfreut, wäre nicht eine neue Gabe Albert Möſer's willkommen? Wem wäre der ſinnige Poet nicht bekannt, der durch ſeine weihevolle Stimmung, ſeine Tiefe der Empfindung, ſeine reine Formvollendung einen Ehrenplatz unter den zeitgenöſſiſchen Lyrikern behauptet? Seine vorliegenden neuen Gedichte: **Schauen und Schaffen** (Stuttgart, Levy u. Müller), ſtellen ſich ihren Vorgängern: „Nacht und Sterne", und ſeinen ſchönſten Sonetten würdig an die Seite. Einer Fülle vermiſchter Dichtungen, unter denen unter anderen „Die alte Buche" von wahrhaft Goethe'ſchem Geiſt dictirt ſcheint, folgen ſchwungvolle Oden und Hymnen, graziöſe Balladen und Romanzen, darunter echte Perlen der Dichtkunſt, wie: „Der Bildhauer des Nero", „Lieder der Weſtgothen in Spanien". Tritt auch gelegentlich die Subjectivität des Dichters in der gewiſſen Behaglichkeit, mit der er rein perſönliche Regungen, Begegnungen und Beziehungen detaillirt, ſtark in den Vordergrund, ſo geſchieht dies doch ſelten ohne Reflexe auf das allgemein Menſchliche. Die „Idyllen" bewegen ſich ebenfalls in dieſer behaglich verweilenden Tonart, während die „Kaiſerlieder" mit mächtigem, bilderreichem Pathos dahinrauſchen.

Nicht der poetiſchen Phyſiognomie nach, doch dem künſtleriſchen Werth des genannten Werkes gemäß reihen ſich ihm am nächſten an die **Gedichte** von Ernſt Zitelmann. (Berlin, W. Hertz.) Sind jene Möſer'ſchen Dichtungen einer ernſteren, elegiſcheren Lebensauffaſſung entſproſſen, ſo weht in dieſen ein freierer, frohſinnigerer Hauch, ein jugendlicheres „Schauen und Schaffen". Von herzſtärkender Friſche iſt die erſte Abtheilung: „Hinaus in die Welt", von einfacher Schönheit die Sammlung: „Liebesgedichte." Einen kräftigeren Accord ſchlägt der Dichter in dem Abſchnitt „Paſſion" an, in welchem er das Leid der Trennung, der Sehnſucht, das unwiederbringlich Verlorene poetiſch verklärt. In den Liedercyklen: „Geneſung" und „Aus allen Tagen" ſchildert der Dichter Idyllen aus dem alltäglichen Leben mit volksthümlicher Schlichtheit und Innigkeit. Von bezauberndem Reiz ſind jene der Rückkehr in die Heimat gewidmeten Strophen. Alles in Allem zeigt ſich in dieſen Blättern eine ungewöhnliche Begabung, frei von jeder gemachten Schöngeiſterei und bombaſtiſchen Phraſenhaftigkeit.

Eine ähnliche ehrliche Wahrhaftigkeit, ja Treuherzigkeit der Dichtungsart charakteriſirt den Verfaſſer der „Lieder eines fahrenden Geſellen", Rudolf Baumbach. Sein in Leipzig bei A. G. Liebeskind erſchienenes neues Gedicht: **Frau Holde**, iſt von hervorragendem poetiſchem Werth. Die Sage iſt auf das glücklichſte mit der Wirklichkeit verpflochten. Die Darſtellung feſſelt von Blatt zu Blatt. Die ſcharfgezeichneten Geſtalten heben ſich in wirkſamem Contraſt von der märchenhaften, mondbeglänzten Tannenwaldlandſchaft ab, welche den Hintergrund zu der lieblichen Erzählung von des Spielmannes und ſeiner Ilſe Lieb und Treue und vom Walten der verzauberten Frau Holde bildet. Wahrlich, derartige Leiſtungen ſind im Stande, die durch übermäßig ſich ſpreizenden Machwerke talentloſer Poetaſter in Mißcredit gekommene Lyrik beim Publikum wieder zu Ehren zu bringen. — In höchſt geſchmackvoller Ausſtattung iſt neuerdings auch eine Auswahl von Gedichten aus: **Enzian**, ein Gaudeamus für Bergſteiger von Rudolf Baumbach, erſchienen. Herzerquickende Gemüthsfriſche und liebenswürdiger Humor vereinigen ſich in dieſer Sammlung, die in mehreren Ab-

Digitized by Google

theilungen lyrische Ergüsse und drollige Geschichten darbietet.

Hifthornklänge aus deutschem Wald (Leipzig, Paul Wolff) betitelt sich eine Sammlung von Gedichten und poetischen Erzählungen „zu Waidmanns Heil und Kurzweil" von Dr. Rich. Winchenbach. Diese Jagd-, Wald- und Haidelieder singen dem freien, fröhlichen Jägerleben ein begeistertes Lob. Es sind einzelne prächtige Stimmungsbilder und Naturscenen voll sicherer Contour und farbenbunter Beleuchtung, so „Der Brunftthirsch", „Leben im Sommerwald", „Winterwald" und die sämmtlichen „Haidebilder". Durch alle diese Lieder klingt eine männlich-zuversichtliche, gottvertrauende Gesinnung, welche im stärksten Gegensatz steht zu der bei den neueren jungen Dichtern sich kundgebenden und mit Vorliebe betonten pessimistischen Richtung.

Zu den letzteren gehört auch Julius Hart, der in seinem Opus **Sansara** (Bremen, Kühtmann) sein bemerkenswerthes Talent noch immer von jenem schwülen, einem dunstigen, ungesunden Abendnebel zu vergleichenden, in üppig-infernalischen Bildern schwelgenden Pessimismus angekränkelt zeigt. Bekanntlich ist „Sansara" in der indischen Religionsanschauung der Gegensatz zu „Nirvana", der völligen Vernichtung in Gott; der Dichter hat also damit an die Unvollkommenheit dieser Welt mahnen wollen.

Von größerer Einfachheit in der Form, doch dem Inhalt nach ebenfalls von Hart'scher Schwüle angeflogen, ist das Fragment von C. Oswald: **Alard** (Bremen, Kühtmann), das indessen vereinzelte recht ansprechende Stellen enthält.

Seltsam berührt nach diesen von modernem Geist erfüllten Gaben die alterthümliche, chronikenhafte Art, mit welcher J. Arany **König Buda's Tod** besingt. (Uebers. von A. Sturm [Leipzig, Wilhelm Friedrich.]) Dieses Werk, welches, wie der Uebersetzer versichert, in der ungarischen Literatur gleich einer „nationalen Offenbarung" angestaunt wird, behandelt hauptsächlich die sagenhafte Auffassung Etzel's, weniger die noch viel ungewissere Gestalt seines Bruders Buda, welcher dem Epos den Titel giebt. Diese in dem Versmaß des Nibelungenliedes geschriebene Arbeit ist in ihrer Sorgfalt anzuerkennen, und es erscheint begreiflich, daß sie in ihrer Heimat bewundert und laut gepriesen wird. In Deutschland dürfte sie weniger Anklang finden, da dem Helden vorweg sowohl das ethische wie das sympathische Moment fehlt. Dieser „gute Buda", der kein anderes Verdienst besitzt, als ein tüchtiger Schlemmer und Schläfer zu sein, der sich freiwillig in die Gewalt des jüngeren Bruders Etzel überliefert, dann, von Weibereinfluß aufgestachelt, einen immer heftigeren Zwiespalt heraufbeschwört, der erst durch Brudermord sein grauenhaftes Ende findet, ist keine deutschen Gemüthern ansprechende Aufgabe der Dichtung; da gefällt uns der ältere sagenhafte, mit dem späteren „Etzel" identische „Attila" trotz seines wilden, blutdürstigen Uebermuthes doch besser, fehlt ihm doch wenigstens der ritterliche Nimbus nicht! Daß Gott in diesem Braven sein eigenes Schwert auf die Erde trägt, dessen Besitz die Ursache zum Brudermord wird, ist eigenthümlich. Eigenthümlicher noch, daß dem Schöpfer nach vollbrachter Blutthat „Ihm eine große Zähre an hoher Wimper thaut". Im sechsten Gesang wird durch Einschiebung der Sage vom Wunderhirsch die Abstammung der Magyaren von den Hunnen nachgewiesen. Ob hieraus für erstere ein culturhistorisch schmeichelhafter Nimbus entsteht, dürfte zweifelhaft sein.

In demselben Verlage erschienen: **Legenden und Gedichte.** Aus dem Spanischen des Becquer, übersetzt von A. Meinhardt. Der jung verstorbene Verfasser dieses Werkes, ein unglücklicher Dichter, der von Lorbeer träumte und dem die Dornenkrone bitterer Enttäuschungen zu Theil wurde, scheint von deutscher Herkunft gewesen zu sein. Vielleicht ist es diesem Umstande zuzuschreiben, daß die zwiespältig zusammenwirkenden Naturanlagen eines tief empfindsamen Gemüths und einer rastlosen südlichen Phantasie seine Richtung wie seine Mißerfolge bestimmten. Vorwiegend drückt sich in Becquer's Leistungen der überschwängliche Seelenschmerz eines mit dem Leben Zerfallenen und zugleich eine Ueberfülle phantastischer Vorstellungen aus. Sowohl die Legenden wie die Gedichte zeigen sich trotz einiger gelungener Einzelheiten nicht zu ihrem Vortheil von diesem Ueberschwang der Gefühle beeinflußt.

Ferner liegt aus demselben Verlage vor Band VI des Magazins für die Literatur des Auslandes, enthaltend: **Lieder des Athanasios Christopulos** nebst einer Auswahl von Gedichten hellenischer Zeitgenossen, im Versmaß der Originale übertragen von August Boltz. Christopulos wird der „hellenische Mirza-Schaffy" genannt. Leider erhält man aus den vorliegenden Proben einen nur schwachen Begriff der ihm nachgerühmten Gabe naiver Volksdichtung und schalkhaften Humors: vielmehr läßt sein Scherz attische Würze vermissen, und in den Liebesgedichten drängt sich die Nachahmung anakreontischer Dichtung auffällig hervor, wie beispielsweise „Der Dornstich" eine äußerst matte Copie des reizenden „Pfeil des Eros" ist. („Ein Bienchen schlief in Rosen".) D. Paparigopulos, ein in jugendlichem Alter verstorbener talentvoller Dichter liefert ein ansprechendes elegisches Gedicht: **Meine Seele.** Unter den anderen Beiträgen ist auch eine **Fahrt des Dionysos** von dem griechischen

Digitized by Google

Gesandten in Berlin, A. R. Rangabé, vertreten.

Band X der genannten Sammlung enthält: **Aus beiden Hemisphären.** Englische Dichtungen des neunzehnten Jahrhunderts, übertragen von Edm. Freiherr v. Beaulieu-Marconnay. Dieser stattliche Cyklus vereinigt u. A. die Namen Byron, Thomas Moore, Alfred Tennyson, Elisabeth Barett-Browning u. s. w. Der Uebersetzer hat sich möglichst an Rhythmus und Reimform gehalten und gelang ihm eine charakteristische Wiedergabe der Originale recht gut. Einiges minder Originelle und Werthvolle hätte wegbleiben können, freilich nicht das poetische trostlose „Lied vom Hemde" von Thomas Hood, „Der Regentag" von H. W. Longfellow, noch das an die wehmüthig-herben, eintönigen Sclavenweisen mahnende: „Jänki Dudl" von Dr. Scheckburg.

Diesen ausländischen Dichtungen reihen sich am nächsten die **Gedichte** von Bayard Taylor an. (Berlin, Schleiermacher.) Taylor's Dichtungen sind dem deutschen Publikum durch Strodtmann's Uebersetzungen zum Theil schon bekannt. Karl Bleibtreu hat ebenfalls und zwar bei Lebzeiten Taylor's und unter dessen Zustimmung eine große Zahl seiner Poesien übersetzt und in vier Abtheilungen classificirt: 1) Dichtungen aus dem Orient, 2) Des Dichters Tagebuch, 3) Romanzen und Lyrik, 4) Balladen und Anderes. Des Verewigten Festigkeit des Charakters und Klarheit der Sprache prägt sich in dieser poetischen Hinterlassenschaft auf das entschiedenste aus. Mit Recht meint der Uebersetzer: „Wenn er auch nicht den Schwung und die Tiefe des großen Engländers (Shelley) erreicht, so ist er ihm dafür an allgemeiner Verständlichkeit und Gestaltungskraft überlegen. In seinen farbenglühenden orientalischen Gedichten erinnert er übrigens mehr an Freiligrath als an die englischen Vorgänger. Er hat sein vielbewegtes Leben in diesen lyrischen Gedichten niedergelegt, von seinen Irrfahrten in Asien, Afrika, Europa, Californien bis zu seiner stillen Häuslichkeit in Cedarcroft, wo der müde Odysseus, nachdem er vieler Menschen Städte gesehen, Ruhe und Frieden fand.

Für die weiter vorliegenden Gedichte mag eine allgemeine Uebersicht genügen. **Die Schwertlieder eines Freiwilligen** aus dem Feldzuge 1870 bis 1871 von Dr. F. H. O. Weddigen (Essen und Leipzig, A. Silbermann) reihen sich der Unzahl patriotischer Kundgebungen an, ohne besonderen Anspruch auf dichterischen Werth. Eine gefällige Gabe ist das Büchlein: **Stimmen der Weihnacht.** Aus dem Spanischen übertragen von Dr. Johann Fastenrath. Die verschiedenen Empfindungen aus dem Leben der Glücklichen und Unglücklichen, der Freien und Armen zur Zeit des schönsten religiösen Familienfestes gelangen in diesen „Stimmen" zu warmempfundenem Ausdruck. Ein ehrsamer Bäckermeister W. Daniel besingt in seinem **Feld- und Waldblumenstrauß** (Bleicherode, W. Niehoff) mit entschiedener Begabung, liebenswürdigem Humor und einem heiteren frommen Glauben an alles Gute und Schöne die Licht- und Schattenseiten des irdischen Lebens. Die Hofbuchhandlung von A. Kiepert in Breslau veröffentlichte Gedichte des Freiherrn G. v. Dyherrn: **Auf hoher Flut,** in denen sich, zwar nicht immer correct im Bilde und in der Fassung, doch von großer Gemüthsinnigkeit getragen, des Verfassers eigenartige, sanfte Melancholie getreulich widerspiegelt. Aehnlich sympathisch berührt die epische Dichtung von Jean Bernard: **Zwei Herzen und ein Schlag** (Leipzig, Ed. Wartig), die in modernem Gewande die mittelalterliche Geschichte von der unbeirrten Treue zweier Freunde berichtet. **Die schöne Melusine,** Märchen in zwölf Gesängen von A. Forstenheim, liefert zu dem Moritz v. Schwind'schen Aquarellencyklus einen anmuthigen Text. Auffallender Weise befindet sich unter den vorliegenden Dutzenden poetischer Ergüsse nur ein einziges Werk von satirischem Inhalt: **Unhold, der Höhlenmensch** und Anderes von Max Haushofer (München, Ackermann). Der vorweltliche Höhlenmensch, der von den nachbarlichen Pfahlbürgern übel behandelt wird und sich auf die Sohlen macht, höhere Cultur zu suchen, die ganze Welt durchstreift, bis er die heißersehnte „höhere Cultur" endlich in — China entdeckt, bald jedoch von derselben bestens gelangweilt, in einem fabelhaften „Lemurien" ein unbekanntes Ende findet, stellt der Phantasie und dem Witz des Verfassers ein treffliches Zeugniß aus. Auch vor der dichterischen Behandlung philosophischer zeitgemäßer Ideen schreckt er nicht zurück, wie sein gedankenvolles humoristisches Gedicht: „Aus der Präexistenz" beweist.

Eine willkommene Erscheinung sind die Gedichte des frühverstorbenen Murad Efendi, dessen Sammlung vermischter Poesien unter dem Titel **Ost und West** in dritter Auflage versendet wurden (Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung). Hier offenbart sich ein aus frischer, reicher Quelle sprudelndes Talent, das im „Buch der Liebe" und in den „Tagebuchblättern" Einzelnes von großer Tiefe des Gefühls und glücklichstem Ausdruck zu gestalten weiß. Bildliche Extravaganzen wie das vor dem „eigenen Herzen niederknieende bessere Selbst" oder wie der als „Hammer" fungirende Blick der Geliebten stören nur selten den im Ganzen wohlthuenden Eindruck der augenscheinlich von Mirza-Schaffy's Kunst inspirirten Dichtungen. Murad Efendi ähnlich in der kunstvollen Diction und der geistigen Reife

Digitized by Google

erscheint Karl Neuleaux, wohl ein Verwandter des bekannten volkswirthschaftlichen Kritikers. Seine **Vaterländischen Sonette** enthalten eine Reihe interessanter „Städtebilder", in welchen der deutschen Heimat berühmtesten Orten ein charakterisirendes Lob gesungen wird. Was aber im Anhang „Drei Speerwürfe den Vivisectionisten" mit der Illustration eines zum „Lebendiggerschnittenwerden vorbereiteten Hundes" an dieser Stelle soll, erscheint fraglich. So ergreifend auch des Autors Schrei der Empörung ist über die stumme Qual des gemarterten Thieres, er paßt nicht zu dem durchgängig beschaulich-betrachtenden Inhalt des Heftes, das in München bei Karl Merhoff erschien. — Erinnerung an bedeutungsvolle Thaten und Selbstgeschautes begeisterte W. Anhäuser in seinen **Gedichten** (Trier, Verlag der Fr. Lintz'schen Buchhandlung) und zwar hauptsächlich in der zweiten Abtheilung: „Zum Gedächtniß an eine große Zeit" zu Tönen von ansprechender Innigkeit. Das schwunghafte Gedicht: „Die Brüder" u. A. erinnert an die patriotischen Klänge der Freiligrath'schen Muse.

Eine dankheischende Aufgabe war es, der etwa zwanzig Jahre alten bekannten Sammlung französischer volksthümlicher Dichtungen verschiedener, auch ungenannter Poeten, herausgegeben von Mme. P. Fouré, zu einer verjüngenden Neubelebung zu verhelfen. Professor O. Kamz hat sich dieser Aufgabe, **La France lyrique, album des meilleures Poésies lyriques des auteurs français** einer sorgfältigen neuen Durchsicht und Vervollständigung zu unterziehen, mit einem Fleiß und einem Geschick hingegeben, die um so größere Anerkennung fordern, als dies Unternehmen einem entschiedenen Bedürfniß entgegenkommt. So ausgezeichnet sich das Buch zum Schulgebrauch wie auch für die Hand- und Hausbibliothek seiner Zeit bewiesen, seit seinem Erscheinen hat Frankreichs Lyrik so zahlreiche neue Blüthen getrieben, während andererseits Manches von dem Alten für den modernen Sinn an unmittelbarem Werth und anregender Wirkung verloren, daß es einer Unterlassungssünde geglichen hätte, wäre das Werk nicht endlich in ein zeitgemäßeres Gewand gekleidet worden. Wie es jetzt vorliegt, enthält es bis zu François Coppée alle lyrischen Dichter Frankreichs, die irgend auf diese Bezeichnung Anspruch haben. Wie billig, sind die Namen Lamartine's, Béranger's, La Fontaine's, Victor Hugo's am zahlreichsten vertreten. Daß gerade der eigenartige Wohllaut der französischen Sprache über manche Gedankenleerheit und Phrasenhaftigkeit leicht hinwegtäuscht und darum in ihm eine Gefahr liegt, wird besonders dem deutschen Dichter, der gegen manche sprachliche Härte seines eigenen Idioms anzukämpfen hat, sofort offenbar. Einzelnes, wie das läppische „Le petit mari", wäre besser fortgeblieben. Eine minder umfangreiche Sammlung desselben Herausgebers vereinigt **Frankreichs schönste Kinderlieder und Jugendgedichte.** Sie gruppirt innerhalb des für die Jugend und Schule abgemessenen Rahmens ihren Stoff nach den Lebensgebieten jedes großen Volkes in Natur, Vaterland, Familie, Jugend, menschliches Leben und Religion.

Eine ganz merkwürdige Physiognomie zeigt Helene v. Engelhardt in ihrem **Wein-Album.** 2. Aufl. (Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel.) Wären die Gedichte nicht dem mit Namen bezeichneten Gatten gewidmet und durchgängig in Inhalt und Anrede an ihn gerichtet, man könnte kaum anders als auf einen männlichen Verfasser schließen, der in schalkhaftem Uebermuth für seine liebe-, leben- und weindurstigen Gesänge gerade einen weiblichen Pseudonym als Autor-Etiquette wählte. Der Verdacht wird durch die Glut des Colorits und die kecke jugendkräftige Lebensphilosophie, welche den meisten dieser Gedichte eigen ist, nur bestärkt. Bemerkenswerth ist auch die Sicherheit der Form und der oft sarkastische Humor, der sich z. B. in den Versen „Das war in Capo d'Istria" ausspricht.

In ganz anderer Weise weiß eine zweite Dichterin die Aufmerksamkeit des Lesers zu erregen. Die **Gedichte** von Mia Holm (Berlin, Julius Bohne) sind zum größten Theil erotischer Natur, bleiben jedoch frei von jeder herkömmlichen Sentimentalität und zerfließenden Süßlichkeit. Sie besingen in einfacher, ungekünstelter Weise, mit immer anmuthendem Ausdruck, der Liebe unerschöpflich räthselhaftes, wunderbares Wechselspiel in Lust und Leid, in Langen und Bangen.

Von stiller Insel betiteln sich die Lieder und Gedichte von August Naaff. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Sie zeichnen sich durch Tiefe der Empfindung und künstlerische Behandlung aus. Einzelnes wie die Idylle „Im Großvaterhause" mahnt durch die schlichte gemüthvolle Art des Bildes an die besten Muster dieser Gattung. — Launiger, mit gelegentlichen ironischen Seitenhieben auf die „Schule Amor's" giebt sich Wilhelm Berger in seinen poetischen Erzählungen: **Von den Inseln und aus See** (Bremen, Dierckjen und Wichlein), während dasselbe Thema von Paul Waldfried in **Bertha und Rudhart**, B. Freisinn **Renata** und E. Harmening **Mirjam**, endlich von Max Martersteig in **Delta und Ruben** mit mehr oder minder Glück und Geschick dichterisch erklärt wird. Das letztgenannte Gedicht (erschienen bei A. G. Liebeskind in Leipzig) ist eine Liebesnovelle aus der ersten christlichen Zeit, in morgenländische Poesie getaucht. Die kindliche Hirtin Delta, die ihr tragisches Geschick

Digitized by Google

mit stoischem Gleichmuth trägt, und ihr leidenschaftlicherer Jugendfreund Ruben, der sie und die Heimat verläßt, um dem Ruf des Messias zu folgen, und die Geliebte erst auf dem Scheiterhaufen der Märtyrer wiederfindet, sind von düsterem Reiz, den das schöne Gleichmaß der Verse noch berückender macht. Auch Guido Eckardt bietet in seinen **Gedichten** manches Erfreuliche, während jene von Eugen Reichel leider zu viel des Unbedeutenden enthalten, um trotz einigem Gelungenen nachhaltigeren Eindruck zu hinterlassen. Ein Gleiches gilt von **Schneeflocken** von A. C. Strahl, **Erstlinge** von W. Erich, von den **Funken** des Heinz von der Donau, den **Samenkörnern** von Otto Rocca und wie die vielversprechenden Titel mehr lauten. Originell aber nicht angenehm berührend sind die „metaphysischen Gedichte" **Aus der Dornenhecke** von Margarethe Halm, welche sich in einer gewissen Burschikosität gefällt, die kaum den beabsichtigten Eindruck hervorrufen dürfte.

In kurzen Worten sei der vier Bände **Dichtungen** von R. O. Consentius gedacht. Sie enthalten Dramen, eine Nachahmung von Goethe's Faust, deren Zweck schwer einzusehen ist, da weder der gedankliche noch der poetische Gehalt ein solches Experiment zu rechtfertigen vermag, und Derartiges mehr, nebst allerhand Gedichten von oft recht mangelhafter Form und zweifelhaftem Werthe.

Am besten kommt denen, die da Dichter sein möchten, ohne die ursprüngliche Kraft dazu in sich zu tragen, ein entwickeltes Gefühl für die freie Natur und für das bunte, vielbewegte Thierleben, das sich in ihr tummelt, zu Hülfe. Die „launigen zoopoetischen Waldgesänge" **Beim Kuckuck** von H. Adler (Frankfurt am Main, Wilh. Erras) machen das Treiben der Vogelwelt und anderer zwei- und vierbeiniger Bewohner des Waldes und diesen selbst zum Gegenstande einer liebenswürdigen humoristischen Betrachtung, der es nicht an poetischer Auffassung fehlt. Nur verwendet der Autor gar zu barocke Bilder; scheut er sich doch nicht, gar die liebe Sonne selbst zu seinem — Backofen zu degradiren! Auch fehlt es ihm noch sehr an der Beherrschung der Form.

Um mit einigen erfreulichen Erscheinungen zu schließen, erwähnen wir noch: **In der Sommernacht.** Novelle in Versen von Carl Caro. (Wien, L. Roßner.) In formschönen Versen giebt sich hier die hervorragende Begabung und vielseitige Bildung eines Dichters zu erkennen, unter dessen Führung man gern sich nach Venedig und Rom versetzt, wo die leidenschaftliche Empfindung seines Liebespaares durch Natureindrücke und den Zauber der Kunst stimmungsvoll gehoben wird; aber auch bei der Rückkehr in die nordische Heimat versteht er durch Schilderung landschaftlicher Reize die weitere Entwickelung des tragisch endenden Conflictes fesselnd zu gestalten. — In ähnlicher Weise hat uns **Dornröschen**, ein Liebeslied in zehn Gesängen von Wilhelm Röseler (Garding, H. Lührs und Dircks) angesprochen. Dem alten Märchenstoffe neues Leben einzuhauchen, ihn in einzelnen Zügen originell umzugestalten, ist der ungemein gestaltungskräftigen Phantasie des Dichters überraschend gelungen. Ein Hauch liebenswürdigen Humors durchzieht das Gedicht, die Gestalten drängen sich in märchenhaft bunter Fülle, bis zum Schlusse Alles in hellem Jubel harmonisch gelöst wird. Die schöne Ausstattung macht das empfehlenswerthe Buch zum festlichen Geschenke geeignet. — Auch das romantische Gedicht: **Der letzte Wendenkönig** von G. von Wildenradt (Leipzig, A. G. Liebeskind) ist nicht nur durch die geschmackvolle Ausstattung, sondern weit mehr durch die hervorragende Begabung des Autors, der hier ein wirklich fesselndes Epos geschaffen hat, empfehlenswerth. — Die **Gedichte** von Stephan Milow, die sich bereits einen geachteten Platz erworben haben, sind in einer neuen und beträchtlich vermehrten Auflage reich ausgestattet bei A. Bonz & Comp. in Stuttgart erschienen.

Literarische Notizen.

Heimaterinnerungen an Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker. Von Julius Rodenberg. (Berlin, Gebr. Paetel.) Wer das Buch läse und sich dabei nicht fortwährend des ersten Wortes im Titel erinnerte, dem würde es ungefähr ergehen wie Jemand, der ein Musikstück spielen wollte, ohne auf die vorgeschriebene Tonart zu achten. Heimaterinnerungen! schwermüthig holdes Wort, das in jedes Menschen Seele wiederklingt, immer anders und im Grunde immer dasselbe; immer dieselben traurig-süßen Melodien wachrufend, dasselbe Paradies vor die bewegte Seele zaubernd, erfüllt von einem Sonnenschein, wie wir ihn nie wieder sahen, mit einem Vogelsang, wie wir ihn nie wieder hörten, mit den Gestalten und Gesichtern von Menschen, die uns die unverwüstlichen Typen wurden für die unzähligen alle, die nach ihnen kamen und von denen — ach! — die meisten jetzt nur noch durch unsere Träume wandeln!

Digitized by Google

Aus dieser Stimmung, die sich nicht mehr definiren, sondern nur nachfühlen läßt, ist das anmuthige Büchlein geschrieben; und nur wer sich in dieselbe zu versetzen vermag und also dem Verfasser nachfühlen kann, wird ihn verstehen und ihm gerecht werden. Wird verstehen, warum er mit solchem pietätvollen Eifer den leisesten Jugendspuren seiner Helden nachforscht und nachgeht — Spuren, in die er ja selbst, wenn auch eine Reihe von Jahren später, die eigenen Füße setzen durfte; — wird es in der Ordnung finden, wenn er diese Partien von der beiden Männer Lebensläufen mit sorgsamem Pinsel bis ins Feinste ausmalt, während er die späteren — die literarische, künstlerische, politische Bedeutung derselben eigentlich erst constituirenden — eben nur und manchmal kaum noch andeutet. Ja, aus der identisch-heimatlichen Quelle der Erinnerung fließt auch erst die Berechtigung der unmittelbaren Nebeneinanderstellung der zwei Landsleute, die außer dieser Landsmannschaft und einer Jugendfreundschaft, welche, wie aus dem Buche ersichtlich, nicht für das ganze Leben vorhielt, kaum etwas gemeinsam haben. Vor Allem aber muß der Leser der Zauberquelle eingedenk bleiben, so oft er merkt, daß sein nüchternes Urtheil über den Charakter oder die Leistungen der Helden von denen des Autors mehr oder weniger weit abweichen will. Ich hätte besser gesagt: des Helden, denn in dem Buche wie im Leben spielt der geniale Dingelstedt durchaus die erste Rolle, und der brave Oetker tritt nur von Zeit zu Zeit aus dem dunklen Hintergrund hervor, in den ihn seine Selbstlosigkeit, sein politisches Märtyrerthum und seine Krankheit bannen. Daraus ist dem Verfasser kein Vorwurf zu machen: wie hätte ihm, dem Dichter, der Dichter im Leben nicht mehr ans Herz gewachsen sein sollen als der Politiker? und wie sollte jetzt sein retrospectiver Blick nicht mit größerer Innigkeit und man darf wohl sagen: mit größerem Verständniß auf jenem weilen als auf diesem? Und wenn diese Liebe hier und da nicht eben blind, aber doch vielleicht ein wenig allzu nachsichtig ist; wenn ein und der andere Leser dafür hält, daß jene lichten Höhen, zu denen empor Dingelstedt mit allen Kräften rang, nicht eben die sind, nach welchen der Adler strebt; daß der Vielgewandte und Vielgewanderte nicht immer Zeit oder Lust hatte, es mit den Dingen und Menschen und — den eigenen beredten Worten allzu genau zu nehmen — nun, der Verfasser von „Heimaterinnerungen" ist eben kein Zeuge im Schwurgericht: er hat freilich auch wie dieser nichts wie die Wahrheit zu sagen; aber die ganze Wahrheit? Wohl, er muß auch die sagen, nur in einem milden, versöhnlichen Ton, in einem Ton der verständnißinnigen Liebe und vermittelnden Freundschaft. Und das ist, was Rodenberg in seinen „Heimaterinnerungen" gethan hat und wofür ihm alle verständigen und feinfühligen Leser dankbar sein werden.

Fr. Sp.

Brehm's Thierleben. Chromo-Ausgabe. Mit 170 Tafeln in Farbendruck, nach dem Leben ausgeführt vom Maler Olof Winkler. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) Das Ideal der Illustrirung eines naturgeschichtlichen Werkes ist selbstverständlich die farbige Darstellung der Objecte — heißt es in der Vorbemerkung zu dieser neuen Ausgabe des berühmten Werkes. Mit Recht. Der so eifrig gepflegte und in dieser Pflege zusehends gedeihende Naturssinn des modernen Menschen begnügt sich nicht mehr mit den grauen Schattenbildern der ihm aus seinem Schweifen in Wald und Feld, aus dem Besuch der zoologischen Gärten vertrauten Thiergestalten; er will sie: die alten bekannten — und die unbekannten erst recht! — in möglichster Leibhaftigkeit sehen; und wie wäre diese Leibhaftigkeit zu erreichen ohne die Farbe, mit welcher die Natur ihre Geschöpfe schmückte oder — ausrüstete! Wissen wir doch heutzutage oder, wenn das zu viel gesagt ist, sind wir doch dem tiefen Sinn auf der Spur, welcher verborgen liegt in dem, was den unbefangeneren Menschen bis jetzt nur ein heiteres, launenhaft-üppiges Spiel der Natur schien! Will sich doch immer mehr das große Wort bewähren: daß die Natur weder Kern noch Schale hat und Alles, was sie ist, mit einem Male ist! Läßt sich doch gar nicht absehen, zu welchen Tiefen der Erkenntniß wir auf dem Wege kommen werden, in welchen das orphische Wort deutet und auf welchem die moderne Naturforschung jetzt — nach des unsterblichen Darwin Vortritt — so muthige Schritte thut! So ist es denn nicht der egoistische Wunsch, durch ein immerhin sehr kostspieliges, aber doch nur täuschendes Mittel, die Käufer anzulocken; so ist es die richtige Einsicht in den Stand der modernen Wissenschaft und die gerechten Forderungen des Publikums, was die thätige Verlagshandlung bewogen hat, sich die Aufgabe der Colorirung des Werkes zu stellen und den mancherlei sich in den Weg thürmenden Schwierigkeiten zum Trotz zu lösen, selbstverständlich so weit das in einem ersten energischen Anlaufe möglich war. Denn vorläufig ist die Colorirung nur eine partielle, sich auf ein Blatt oder zwei Blätter pro Heft beschränkende. Aber, was noch nicht erreicht ist, kann und wird erreicht werden, vorausgesetzt, daß das Publikum dem bedeutenden Unternehmen die rege Theilnahme entgegenbringt und erhält, auf welche die Verlagshandlung rechnen muß und zu der wir unsererseits freundlich und dringend mahnen möchten. — Uns liegt, indem wir diese Zeilen schreiben, der erste des auf zehn Bände berechneten Werkes, die erste

Digitized by Google

Abtheilung der „Vögel" enthaltend, vor, denen noch zwei Bände gewidmet sein werden, ebenso wie die „Säugethiere" es auf die gleiche Anzahl bringen, während die „Fische, Kriechthiere, Insecten und Niederen Thiere" sich, wie billig, je mit einem Bande begnügen müssen. Ein stattlicher Halbfranz-Einband (à 2 Mk.) ist den Abnehmern zur Verfügung gestellt und wird mit seinen folgenden neun — wir zweifeln nicht daran — bald jede solide Hausbibliothek schmücken. —n.

* * *

Unter dem Titel: **Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zum Ausgang des Mittelalters in den Erzählungen deutscher Geschichtschreiber** von Dr. Georg Erler, erscheint in Leipzig bei Alphons Dürr ein interessantes Werk, das dem Geiste unserer Zeit, in welcher auch der Laie nach den Quellen wissenschaftlicher Forschung fragt und gern sich selbst ein Urtheil bilden will, in besonderer Weise entspricht. „Es war in der großen Zeit des Erwachens deutschen Nationalgefühls, nach den glorreichen Siegen der Freiheitskriege, als der Grundstein zu der großen Sammlung der mittelalterlichen Geschichtswerke Deutschlands, den Monumenta Germaniæ, gelegt wurde. Nicht unbekannt ist es, mit welchem Eifer und welcher Opferfreudigkeit der Freiherr v. Stein das gewaltige Unternehmen unterstützte," heißt es in der Vorrede. Es ist darin weiter betont, daß andere Nationen solche Sammlungen historischer Quellenwerke damals bereits besaßen, während die Zerstückelung Deutschlands sie unmöglich gemacht hatte. Möge denn dieses neue Unternehmen, welches die Quellen der deutschen Geschichtsschreibung aus den Zeiten vor der Buchdruckerkunst dem größeren Publikum zugänglich machen will, in seiner Art ebenso einem Bedürfniß entgegenkommen wie ihrer Zeit die Monumenta. Allerdings wird es mancher Gelehrte gewagt finden, die spärlichen und oft durch beschränkte Anschauungen und persönliche Vorurtheile getrübten handschriftlichen Quellen fast unverändert Jedermann zu erschließen, aber die Zeit ist gekommen, in welcher auch das größere Publikum dazu reif geworden ist, sich Klarheit zu verschaffen, woher die Historiker schöpfen. Entgegen der Angabe des Titels ist der Herausgeber genöthigt gewesen, für die ältesten Zeiten deutscher Geschichte auf Griechen und Römer zurückzugreifen, dann folgen die Gothen, Gallier, Angelsachsen und Longobarden, an welche sich Einhard, Thegan, Witukind, Nithard und weitere chronistische Aufzeichnungen anfügen. Der Verfasser hat die einzelnen Abschnitte fortlaufend mit einander verknüpft. Bis jetzt sind mehrere Lieferungen erschienen. Wir kommen auf das Ganze zurück.

Der Orden der Odd-Fellows. Bearbeitet von Dr. Andräas. (Leipzig, E. Grimm.) Von England ausgehend, hat sich der Odd-Fellow-Orden während der letzten Jahrzehnte namentlich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika einer großen Verbreitung zu erfreuen gehabt und ist von dort aus auch nach Deutschland herübergekommen, wo er, mit Rücksicht auf die allgemeinen Humanitäts- und Wohlthätigkeitsbestrebungen, die er zu seiner Aufgabe gemacht hat, vielfache Theilnahme fand. Eine Darstellung seines Wesens, seiner Geschichte und Organisation ist deshalb auch für deutsche Leser von Interesse, so daß das vorliegende hübsch ausgestattete Buch in den betheiligten Kreisen gewiß einem Wunsche entgegenkommt.

Für die Redaction verantwortlich: Friedrich Westermann in Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Digitized by Google

Versand-Geschäft Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig,

Königlich Sächs. Hoflieferanten.

Wir empfehlen hiermit allen Rauchern unser reichhaltiges Lager von

Cigarren aus importirten Tabaken

laut endstehender Preistabelle und bemerken, dass die von uns offerirten

Probekisten von 25 Stück per Sorte

einen Versuch ausserordentlich erleichtern. — Wir werden auch in diesem Artikel suchen, unseren Kunden das Beste und Preiswürdigste zu liefern, und bitten um Versuchsaufträge.

Name der Cigarre	*Façon der Cigarre*	*Charakter der Cigarre*	*Preis:* per Kiste von 25 St. Mk.	Pf.	per Kiste v. 100 St. Mk.	Pf.	Bei Abn. v. 1 Mille Mk.	Pf.
Punch	gross	mittelkräftig	1	—	3	75	36	50
El Floron	mittelgross	„	1	15	4	—	39	—
La Unidad	„	„	1	25	4	50	44	—
Loreley	gross	„	1	25	4	50	44	—
El Salida	mittelgross	kräftig	1	20	4	30	42	—
El Gusto	kurz, dick	ziemlich leicht	1	30	4	60	45	—
El Damiento	Trabuco-Façon	mittelleicht	1	30	4	60	45	—
La Dadiva	volles Façon	mittelkräftig	1	30	4	60	45	—
Mi Pasion	„ „	leicht, mittelkräftig	1	40	5	—	49	—
Felicitas	kleines „	„ „	1	40	5	—	49	—
La Claridad	mittel- „	mild	1	40	5	—	49	—
La Partura	volles „	mittelkräftig	1	50	5	25	51	50
Titania	grosses „	leicht und mild	1	50	5	50	54	—
La Corona	lg. gross. „	„ „ „	1	60	5	50	54	—
El Brillante	mittel- „	mittelkräftig	1	75	6	—	59	—
El Globo	„ „	„	1	75	6	—	59	—
Las Elfas	kl. schlk. „	leicht und piquant	1	80	6	—	59	—
El Universo	mittel- „	voll und kräftig	1	75	6	—	59	—
La Patria	dickes „	leicht	1	80	6	—	59	—
Laura	gr. Kneif. „	mild und mittelkr.	1	85	6	25	61	—
Graciosidad	mittel- „	fein, mild	2	—	7	—	69	—
La Mariposa	kleines „	ziemlich kräftig	2	—	7	—	69	—
La Cancion	„ „	fein piquant	2	—	7	—	69	—
La Resulta	längl. gross. Façon	mittelkräftig	2	—	7	—	69	—
Casa de Campo	gross. volles „	voll und kräftig	2	25	8	—	78	—
El Rico	mittel-Façon	fein, mittelkräftig	2	25	8	—	78	—
La Driada	langl. kleines Façon	fein, piquant	2	40	8	50	83	—
El Picarillo	kleines dünnes „	sehr piquant	2	50	9	—	88	—
La Importancia	kleines Façon	mittelkräftig	2	75	10	—	97	—
El Verano	mittel- „	sehr piquant	2	80	10	50	102	—
La Estafetta	„ „	mittelkräftig	3	30	12	—	117	—
El Regalo	gr. Londres- „	kräftig	4	—	15	—	145	—
					Per Kiste von 50 St.			
La Heroina	kurz, dick. Façon	mittelkräftig	2	50	4	75	90	—
La Conveniencia	gross. voll. „	„	2	60	4	75	92	—
La Historia	Regalia-Façon	mittelkr. zieml. voll	2	60	4	75	92	—
Intimo	gross Regalia-Façon	mittelkräftig	3	—	5	75	112	—
La Autoridad	mittel-F. spitz. Kopf	fein, piquant	3	25	6	—	115	—
Armida	kleines mittel-Façon	mild	3	75	7	—	135	—
La Nobleza	dickes Conch- „	mittelkräftig	4	50	8	50	165	—
La Corona de España	Regalia-Façon	mittelkr. zieml. voll	5	25	10	—	190	—

Die Cigarren sind sämmtl. in den Grundfarben **Claro, Colorado claro, Colorado** u. **Maduro** am Lager.

Mey's Economia.

Vorzügliche Cigarre aus importirten Tabaken.

Diese Cigarre wird lose, unsortirt verpackt, um dieselbe durch Ersparung der Sortir- und Verpackungskosten ausserordentlich billig in den Consum zu bringen.

Preis per Kiste von 50 Stück 3 Mk.; per Kiste von 100 Stück Mk. 5,75; per Mille 56 Mk.

Unter 50 Stück kann nicht abgegeben werden.

Rabatt kann auf Cigarren **nicht** bewilligt werden, dagegen führen wir Aufträge darauf von **20 Mark an portofrei** aus: innerhalb Deutschland, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Der Millepreis tritt ein, wenn mindestens 1000 Stück Cigarren in $^1/_{10}$ Packung, resp. $^1/_{20}$ Packung bei denjenigen Sorten, die wir nur in $^1/_{20}$ Packung anbieten, wenn auch in verschiedenen Preislagen, auf einmal entnommen werden.

Als ganz vorzügliche Cigarrenspitzen empfehlen wir:

Nicotin-Aufsauge-Spitzen

(Weichselrohr mit Bernstein-Mundstück). Per Stück 1 Mark, per $^1/_2$ Dtzd. 5 Mark.

Diese Cigarrenspitze besteht aus zwei zusammengeschraubten Theilen, die auseinander genommen werden können. In die ausgebohrte Röhre legt man dann täglich ein erbsengrosses Stück weisse Watte, welche die Feuchtigkeit des Rauches aufsaugt und daher verhindert, dass dieselbe bis in den Mund kommt.

Versand-Geschäft Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig,

Königl. Sächs. Hoflieferanten.

Berliner Tageblatt

Mit seinen Illustrierten Beiblättern „Der Zeitgeist", „Der Weltspiegel", „Technik und Wirtschaft", „Blick in die Zeit", „Deutsche Landwirt"

„Bekämpfen wir Unrichtigkeit, Unrecht und Unwahrheit!"

Ankündigung der Verlagsbuchhandlung Rudolf Mosse, Berlin SW 68, Jerusalemer Straße 48–49

die grösste und verbreitetste Zeitung Deutschlands!

Ausgabe A (Morgenausgabe) mit Handelsteil, Ausgabe B (Abendausgabe) mit Börsenteil, Ausgabe C (Sonntagsausgabe) mit Kunst- und Literaturblatt, Ausgabe D (Montagsausgabe) mit Sport- und Reiseteil

Täglich mehrmalige Berichte aus Börse und Handel

Ausführliche Berichte über Sport und Spiel

Regelmäßige Beilagen: Technik und Wirtschaft, Landwirtschaftliche, Humoristische, Illustrierte, Literarische, Modenbeilage, Kinderbeilage, Rätselecke, Briefkasten, Ratgeber, Reisebeilage, Verlosungsliste, Verzeichnis der Gewinne, Verzeichnis der Ziehungstermine, Verzeichnis der Ziehungsorte, Verzeichnis der Ziehungsliste, Verzeichnis der Ziehungsliste, Verzeichnis der Ziehungsliste

26. Jahrg. September 1882. Heft 312.

SEP 13 1882

Westermann's illustrirte deutsche Monats-Hefte

herausgegeben von

Friedrich Spielhagen

Inhalt.

Josef Hoffmann: Architekten von Heute: Josef Hoffmann. (Mit 7 Abbildungen) 657
Hans Tietze: Die Wiener Werkstätte 661
Ludwig Hevesi: Die Wiener Werkstätte und Josef Hoffmann. (Mit 6 Abbildungen) 669
Wilhelm Bode: Der Schlafzimmer in den Ausstellungen der Kunstgewerbe-Museen. (Mit 4 Abbildungen) 679
Hans Tietze: Die Wiener Werkstätte. (Mit 4 Abbildungen) 685
Walter Berdrow: Der Klavierbau und die Zukunft 687
Ernst Schur: Die Wiener Werkstätte 691
Otto Stoeß: Wiener Möbel-Tischler und Tischlerin 693
Ernst A. Schaur: Stoff und Kleider in Druckfarben 744
Ludwig Hevesi: Die Wiener Werkstätte. (Mit 3 Abbildungen) 745
Ausstellungen: Wien. Kunstgewerbeschule des Österreichischen Museums. (Mit 3 Abbildungen) — Wien. Kunstschau. (Mit 3 Abbildungen) — Wien. Kunstgewerbeschule des Österreichischen Museums. (Mit 3 Abbildungen) 749
Literarische Neuigkeiten: Neue Bücher 807
Kleine Nachrichten: Wien. Neue Bücher. — Wien. Das Wiener Bilder-Buch. — Wien. Die Wiener Werkstätte. — Wien. Die Wiener Werkstätte. — Wien. Die Wiener Werkstätte

Perikles, der Sohn des Xanthippos.

Novelle

von

Haus Hoffmann.

Dem Prieſter Panagiotis Chryſikopulos zu Gaſturi auf der Inſel Korfu wurde an einem Dreifaltigkeitsfeſte ein Mägdlein zur Taufe gebracht, auf welches nicht allein deſſen Eltern, ſondern auch alle anderen zahlreich verſammelten Zuſchauer mit ganz auserleſenem Antheil blickten. Es war den Eltern, einfachen Bauersleuten, nach zwölfjähriger kinderloſer Ehe am Pfingſtſonntage gerade unter dem Glockenläuten geſchenkt worden; am ſelben Tage, ja ſehr wahrſcheinlich zur ſelben Stunde hatte ein Fieberkranker in der Nachbarſchaft eine merkliche Erleichterung ſeines Zuſtandes gefühlt; eine Frau hatte einen ſchon aufgegebenen Ohrring plötzlich in einem Strumpfe wiedergefunden; ein Eſel war ſehr hoch von einem Felſen geſtürzt, ohne ſich weſentlich zu verletzen — diejenigen, welche behaupteten, dieſer Fall habe ſich ſchon am Tage zuvor ereignet, wurden ſchnell überſtimmt — einige Himmelskundige hatten aus ſicheren Anzeichen ſchlechtes Pfingſtwetter prophezeit: es war aber gerade der prächtigſte Sonnenſchein geweſen. Als das Kind nun ſeinen erſten Weg zur Kirche that, geſchah dies unter einem fernen majeſtätiſchen Donner gleich als unter einem himmliſchen Glockengeläute; dicht vor der Thür des Hauſes kroch eine ſchillernde Schlange langſam über den Weg, und die Taufhandlung ſelbſt wurde ein wenig dadurch geſtört, daß die Wehemutter ganz laut ihren Nachbarn mittheilte, ſie habe in ſtiller Nacht über der Wiege dieſes Säuglings ein äußerſt freundliches Gewiſper vernommen, das

Digitized by Google

nichts Anderes als die Stimme der Mören gewesen sein könne.

Das Kind erhielt den Namen Kalomira und blieb fortan ein Augenmerk der ganzen Gemeinde.

Es zeigte sich bald, daß die allgemeine Erwartung von einem besonders begnadeten Wesen des kleinen Geschöpfes vollständig berechtigt war. Es gedieh nicht nur selbst in trefflichster Gesundheit und in einer Schönheit, die sogar in Gasturi, dessen Frauen doch dieserhalb weithin berühmt sind, Aufsehen erregte, sondern offenbar ließ es auch seine Umgebung an dem sichtbaren Himmelssegen Theil nehmen. Zunächst bemerkte man an den Eltern eine sehr bedeutsame Wandlung. Dieselben waren bisher als ein ziemlich verlottertes, faules und schmieriges Pärchen bekannt gewesen, da sie doch für Niemanden als sich selbst zu sorgen hatten; jetzt auf einmal, nachdem ein kleiner Esser mehr im Hause war, besserten sich ihre Glücksumstände in überraschender Weise. Man sah sie hübsch gekleidet auch am Werktag einhergehen, sie hielten ihr Haus in einiger Ordnung, aßen gut und wußten doch noch ein Sümmchen alljährlich nach der Olivenernte zurückzulegen. Da war es denn kein Wunder, daß sie nun beständig guter Dinge waren, indeß sie früher allzu häufig sich und ihre Nachbarn ärgerlich angeknurrt hatten.

Dieses Alles beobachtete am besten Panagiotis Chrysikopulos, welcher von Natur ein kluger und scharfblickender, wie auch höchst wohlwollender Mann war. Derselbe stammte zwar von Korfu, woselbst schon sein Vater und sein Großvater an verschiedenen Orten des Priesteramtes gewaltet hatten, er war jedoch längere Zeit auf der Nachbarinsel Kephallenia thätig gewesen, und als er von dorther in seine jetzige Gemeinde versetzt wurde, merkte er rasch mit einigem Mißbehagen, daß seine korfiotischen Landsleute sich von jenen früheren Beichtkindern sehr beträchtlich und nicht zu ihrem Vortheil unterschieden. Die Kephallenier nämlich sind überall von Hause aus ernst, fleißig und tüchtig, und wenn ihnen der bergig schroffe Boden ihres Landes nicht freiwillig mühelose Gaben bietet, so wissen sie ihm durch Sorgfalt und Ausdauer desto reichere Frucht zu entlocken. Und so wenden sie auch auf ihre Wohnstätten und sonst ihr äußeres Wesen mehr Aufmerksamkeit, kurz sie sind ein anständiges, stilles und allerdings auch etwas kopfhängerisches Geschlecht, an dem ein Volkswirth und ein guter Geistlicher seine aufrichtige Freude haben muß. Ganz anders fand nun Panagiotis seine Gasturier und allerwärts sonst die Leute von Korfu geartet; fröhlich und sorglos lebten sie in den Tag hinein, ließen sich von ihrem über die Maßen freigebigen Lande dankbar ernähren, mit so wenig Arbeit es irgend möglich zu machen war, sammelten unter ihren prachtvollen Oelbäumen die allmählich herabfallenden Früchte — nicht daß sie solche erst mühselig schüttelten oder abschlugen —, weideten ihre Lämmer auf dem fetten Rasen darunter in Frieden, und nur sehr maßvoll trieben sie hier und da auch ein wenig Weinbau oder Gemüsezucht, als welche beide eine unverhältnißmäßig große Anstrengung des Leibes erfordern. Dafür aber verstanden sie alle Fest- und Ruhetage, deren Zahl doch nicht verächtlich ist, mit ehrlichster Hingebung und tadelloser Kunst des Genießens zu feiern.

Nun konnten sie sich bezüglich dieses ihres etwas lockeren Wesens allerdings mit einigem Fug auf ihre legitime Abstammung von der glückseligen Nation der uralten Phäaken berufen, auch waren sie bei alledem im Großen ein heiter-liebenswürdiges Völkchen, wie auch recht viel bitterliche Armuth bei der unerschöpflichen Fruchtbarkeit ihres Bodens nicht

Digitized by Google

gefunden ward. Trotzdem wünſchte ſie der wackere Chryſikopulos ein wenig anders, etwas arbeitſamer und auch um ein Geringes ſäuberlicher in ihrem Aeußeren; er hatte freilich mit allen Predigten bisher gegen die feſtgewurzelte Eigenthümlichkeit des ſüßen Nichtsthuns ſo gut wie gar nichts ausrichten können.

Da machte er jetzt die Bemerkung, daß ein ihm ſo recht beſonders anſtößiges Paar wie die Eltern der kleinen Kalomira auf einmal ganz von ſelbſt energiſch den Weg der Beſſerung beſchritt, und weil er ſehr bald auch die Urſache deß erkannte, ſo kam er auf den Gedanken, ob es nicht angehen möchte, mit einem gleichen Mittel auf die ganze Gemeinde ſtill-heimlich einzuwirken.

In dieſer wohlerwogenen Abſicht begann er damit, jenen zufällig erwachſenen Volksglauben von der wunderbaren Segenskraft der Kalomira jetzt ſelber künſtlich mit allem Nachdruck aufzupflegen, indem er das Kind unter ſeiner Aufſicht allerhand kleine Wunderzeichen und glänzende Heilungen vollbringen ließ. Und weil er zugleich ausſprengte, an heimlichen Böſewichtern müſſe dieſe himmliſche Kraft unwirkſam bleiben, ſo fand ſich Niemand, von dem nicht alles Kopf- und Zahnweh, Gliederreißen, Huſten und Schnupfen bei Annäherung des Kindes bereitwillig entwich, während Panagiotis allerdings ſchwereren Gebreſten mit Sorgfalt aus dem Wege ging, denn er bedachte, daß gegen den Tod auch dieſes Wunderkräutchen nicht gewachſen war.

Nachdem auf ſolche Weiſe der allgemeine Glaube genügend gekräftigt war, ſchärfte der Prieſter all ſeinen Beichtkindern ein, es ſei geziemend, daß ein Jeglicher der gutthätigen Kalomira ſeinen Dank in einem kleinen laufenden Zinſe von ſeinem Verdienſt abzutragen ſuche. Damit ſie aber ſelbſt durch ſolche dauernde Steuer nicht in Schaden kämen, ſei es ja nur nöthig, daß ſie jeden Tag ein ganz klein wenig, nur etwa eine und die andere Minute länger als ſonſt arbeiteten, um ihre früheren Ernten in gleicher Fülle zu erhalten.

Das leuchtete Allen ein; Keiner wagte ſich dem kleinen Tribut zu entziehen, um nicht auch ſein Antheilsrecht an dem allgemeinen Segen zu verlieren. Weil aber Jeder wußte, daß er zuvor mit ſeiner Arbeit nur gerade ſo viel verdient hatte, als er zum nothdürftigſten Leben gebrauchte, ſo plagte ihn alsbald die Sorge, fortan mit ſeinen Einkünften nicht mehr zurechtzukommen, und er wirthſchaftete zu aller Sicherheit um ſo viel fleißiger darauf los, als ob er mindeſtens um das Zehnfache beſteuert wäre. So kam es, daß die kleine Kalomira der freien Gaben die Fülle genoß und zugleich ihre Segensmacht auf das allerſchönſte am ganzen Körper der Gemeinde ſich offenbarte. Der Wohlſtand des Dorfes wuchs zuſehends von Jahr zu Jahr, der Anbau des Feldes mehrte ſich, die Häuſer gewannen ein netteres Anſehen und nicht minder die Menſchen ſelbſt; und das Alles geſchah, ohne daß dies Völkchen irgend etwas an ſeiner alten Fröhlichkeit und Feſtesluſt eingebüßt hätte.

Panagiotis Chryſikopulos lächelte mit heiterem Stolz zu ſeinem Erfolge; das Kind aber ward wie billig immer mehr der Abgott des ganzen Dorfes. Wo es in ſeiner jungen Schönheit ſich zeigte, da wurden alle Geſichter hell; wo die Leute unter den Bäumen ſaßen, Oliven ſammelnd, und Kalomira hüpfte ſpielend vorüber, da flogen die Hände noch einmal ſo ſchnell, und wenn ſie gar, wie es der Prieſter ſie in aller Stille gelehrt, auf ein Augenblickchen freundlich mit angriff, da ſchien es, als ob ein guter Geiſt die Körbe füllte, ſo ſchnell ſtrotzten ſie bis zum Rande von den edlen Früchtchen. Dann küßten die Leute ihr dankbar die

Hände, und sie ließ sich solche frommen Huldigungen ohne Kummer gefallen. Auch von ihren Gespielen verschmähte sie nicht die gleiche Ehrerbietung huldreich entgegenzunehmen, ja allmählich mehr und mehr schon zu verlangen. Und seit sie einmal zu einem Jungen, der etwas unsauber gekleidet war und ein gar zu arges Rotznäschen ihrer Hand näherte, laut gesprochen hatte: „O pfui doch, wie darf ein solches Ferkel meine Hand küssen?“ da ging ein Schrecken durch die Schar der Kinder, und keines wagte künftig anders als in reinlichem Gewande und mit vorwurfsfreier Nase ihrer Nähe zu genießen. Und von den Kindern lernten das hinwiederum auch die Eltern.

Unter solchen Umständen konnte es nicht leicht anders kommen, als daß dies beglückte junge Wesen, da es immer nur freudige Gesichter sich gegenüber sah, auch selber durchaus ähnlichen Gemüthes wurde und so in der Folge wiederum seine innere herrliche Heiterkeit mit unbewußtem Danke segnend auf alle seine Wohlthäter zurückstrahlte. Nebenbei freilich blieb es nicht aus, daß sich früh ein kleiner Hochmuthsteufel ihr in den Nacken setzte, ihr das Näschen kräftig in die Höhe reckte und ihren Kindergeberden eine seltsam possirliche Würde lieh. Denn da alle Anderen sie für eine Art Gnadenprinzessin oder gar Heilige ansahen, wie hätte sie selbst sich diesem frohen Glauben verschließen sollen? Geht doch dem Menschenkinde nichts so wohlig ein als das stattliche Bewußtsein, ein auserlesen Werkzeug Gottes zu guten Zwecken vorzustellen.

Ein Unglück nur betraf sie während ihrer ganzen Kinderzeit: ihre beiden Eltern starben kurz hinter einander mitten im besten Gedeihen ihres Hauses. Doch sogar dieses Mißgeschick schlug ihr gleich wieder zu einem neuen Glücke aus. Der Priester Chrysikopulos nämlich nahm sie in sein Haus auf, in welchem er bis dahin kinderlos mit seiner Gattin gelebt hatte, und leitete mit klugem Sinne ihre weitere Erziehung. Zwar weiß man ja, daß hellenische Dorfgeistliche nicht eben große Gelehrte zu sein pflegen, aber sie verstehen doch meistens ganz gut zu lesen und zu schreiben, und so lernte auch die Pflegetochter etwas von diesen Künsten.

Eines Tages saß die nun zehnjährige Kalomira friedlich im Grase und hütete ihre Lämmer unter den Oelbäumen, hatte auch ein Körbchen mit Orangen neben sich stehen, die sie als Geschenke ihrer andächtigen Verehrer gesammelt hatte. Da trat ein Knabe zu ihr, der um einige Jahre älter und ihr völlig fremd war, denn er stammte aus einem anderen Dorfe, dem benachbarten Benizze unten am Meeresstrand. Er aber kannte sie — ihr Ruhm war nicht auf ihren Heimatsort beschränkt geblieben —, und mit sittsamer Geberde näherte er sich, ihr mit Handkuß und ähnlicher Feierlichkeit seine Reverenz zu machen. Er war jedoch von Herzen ein Schalk und glaubte nicht viel von ihren Gnadengaben, oder meinte doch, dieselben hätten nur für Gasturi Gültigkeit; und so war es denn eitel Uebermuth und Bosheit, was er mit dem Kinde vorhatte. Während er sich scheinbar so rührend demüthigte und die linke Hand fromm vor Brust und Stirn hob, stibitzte unterdessen die rechte mit ausnehmender Gewandtheit eine Orange nach der anderen aus dem Körbchen und stopfte sie hurtig in die weiten Taschen seiner blauen Pluderhosen. Und als er mit diesem Unternehmen zu Ende gekommen war, sprang er laut lachend auf, lief bergabwärts von dannen und warf erst aus sicherer Entfernung einen spöttisch-frechen Blick zu der Beraubten zurück.

Er meinte nun sicherlich, sie würde alsbald in einen unbändigen Zorn verfallen und ihm also der Genuß zu Theil werden, das verhimmelte Geschöpf in einem

Digitized by Google

nur allzu menſchlichen Seelenzuſtand zu erblicken. Das geſchah jedoch nicht, ſondern das Kind war dermaßen erſchüttert durch die unerhörte That, daß es gar nicht einmal die Kraft zu einem Zornesausbruch ſammeln konnte, vielmehr immer noch ganz verſtört daſaß und dem Räuber ſtumm mit klagenden Blicken nachſchaute, recht wie eine Märtyrerin ihren Bedrängern gegenüber ſich geberden ſoll.

Das ſchlug ihm nun doch gar wunderlich auf die Seele; haſtigen Laufes machte er ſich fort aus dem Bereich dieſer ſchrecklich heiligen Kinderaugen und ſtand nicht eher ſtill, als bis er ſein heimiſches Dorf und ſeines Vaters Haus am Strande erreicht hatte. Hier ſetzte er ſich rittlings auf ein umgekehrtes Fiſcherboot, zog die Orangen hervor und verſpeiſte ſie eine nach der anderen mit ſo großer Eile, als könnte er mit ihnen zugleich das heimlich nagende Angſtgefühl hinabſchlucken. Noch vor der Vollendung dieſer Arbeit überraſchte ihn ſein Vater, und da derſelbe die vielen umhergeſtreuten Schalen erblickte, ſchwante ihm nichts Gutes, denn er kannte ſein Pflänzchen, und er ſprach:

„Perikles, du Schelm, wo haſt du dieſe Orangen geſtohlen?“

Solches Donnerwort des Vaters bedeutete für dieſen jungen Perikles gemeiniglich ein nicht unwirkſames Surrogat des Gewiſſens; diesmal aber weckte es die halb ſchon aufgerüttelte Reue zu ganz beſonders kräftigem Leben, und obwohl er nichts eingeſtand, nahm er ſich im Stillen um ſo ernſtlicher vor, ſein Unrecht an dem Kinde nach Kräften wieder gut zu machen. Natürlich mußte er zu allererſt der Geſchädigten eine mindeſtens gleiche Anzahl von Früchten wieder zuſtellen. Das war nicht ſchwer: er brauchte ja nur über des erſten beſten Nachbarn Mauer zu ſteigen und zu pflücken, ſo viel er bedurfte. Wurde er dabei betroffen, ſo gewann er eine Tracht Prügel; doch das war ein Uebel, welches immerhin noch zu den erträglichen gehörte, wie eine breite Baſis von Erfahrung ihn gelehrt hatte. Allein er wünſchte noch ein Uebriges zu thun, eine Extrabuße zu erlegen; nur wußte er noch nicht, worin dieſelbe beſtehen ſollte.

In ſolchen Sorgen lief er am nächſten Tage einſam den weiten Weg in die Stadt Kerkyra, indem er meinte, beim Anblick ſo vieler aufgeſpeicherter Schätze daſelbſt werde ihm ſchon irgend ein kluger Gedanke kommen. Denn er war von Natur kein erfindungsarmer Kopf und war ſich deſſen auch wohl bewußt. Nicht umſonſt und nicht ohne Selbſtbeſinnung trug er den Namen Perikles, vielmehr ſtand in ſeiner Seele mit glänzenden Zügen die in der Schule empfangene Wahrheit verzeichnet: „Perikles, der Sohn des Xanthippos, zeichnete ſich aus vor allen Hellenen durch Weisheit, Beredſamkeit und mancherlei bürgerliche Tugend.“

Er pflegte deshalb auch ſeinen Vater beharrlich Xanthippos zu nennen, während demſelben doch eigentlich nur der ſchlichte Name Spiro zukam, welchen die meiſten Einwohner der Inſel tragen.

Indem nun Perikles ſich in ſolcher Abſicht durch die engen Gaſſen der Stadt trollte, fiel ihm an einem Schaufenſter ein hübſches rothes Band ins Auge, von der Art, wie es ſich dort zu Lande die Weiber ins Haar zu flechten gewohnt ſind, und es erwachte in ihm die Begierde, dasſelbe zu beſitzen und als ein zierliches Sühnopfer zu verwenden. Da er jedoch über keinerlei Geldmittel verfügte, ſo ſtand er lange und blickte mit ernſt-andächtigen Augen zu dem kleinen Gegenſtande ſeiner Wünſche empor.

So merkte er nicht, wie ein Mann in europäiſcher Kleidung nicht weit von ihm ſtehen blieb und ſich mit erfreuter Miene in ſeinen Anblick gerade ſo vertiefte wie

er selbst in den des rothen Bändchens. Endlich trat dieser Herr zu ihm, klopfte ihm freundlich auf die Schulter und fragte, wonach er hier so sehnsuchtsvoll hinaufschaue. Perikles bat ihn ohne Zögern gerade heraus, jenes Bändchen für ihn anzukaufen. Und der fremde Herr erklärte sich wirklich bereit, ihm hierin willfährig zu sein; nur forderte er seinerseits den Gegendienst, daß der Knabe sich von ihm solle conterfeien lassen. Er sei nämlich ein italienischer Photograph, der jedoch nicht nur wahrheitsgetreue Porträts gewöhnlicher Menschenkinder, sondern auch schöne Heiligenbilder zu verfertigen wisse. Er bediene sich aber dazu menschlicher Vorbilder, wie sie ihm durch den Ausdruck des Gesichts und durch die Gestalt geeignet schienen, diesen oder jenen Heiligen vorzustellen. So habe jetzt Perikles in seinem anständigen Hinaufblick ihm eine treffliche Verwendbarkeit für ein Bild Sanct Johannes des Vorläufers verrathen, da er auch gerade in dem rechten Alter sei, noch ein Knabe und doch nicht mehr allzu weit von den Jünglingsjahren entfernt.

Der Knabe zeigte keinerlei Abneigung gegen einen so ehrenden Gebrauch seiner Person und folgte dem Italiener, nachdem dieser das Band für ihn erstanden, durch einige Gassen und über einige Treppen hinauf in dessen Werkstatt. Hier mußte er sich rasch seiner levantinischen Gewänder vom Fez bis zu den Schnabelschuhen entledigen und ward dafür mit einem Hammelfell umgürtet und mit einem Stabe versehen, auch wühlte der Meister ihm die schwarzen Haare ziemlich gewaltthätig durch einander, wußte aber diese prächtige Willkür doch wieder durch unmerkbare künstlerische Gesetze reizvoll zu umschreiben. Dahinter befestigte er einen alten mit Goldpapier beklebten Tonnendeckel, obgleich derselbe im langen Dienst als Heiligenschein schon ein wenig erblindet war. Zum Schluß hieß er den Knaben die schönen Augen zu der gläsernen Bedachung emporheben und empfahl ihm als einen festen Anhaltspunkt, um nicht mit den Blicken zu irrlichteriren, fast gerade über seinem Haupte eine gewisse merkbare Spur, welche ein vorüberfliegender Vogel daselbst bewirkt hatte. So erzielte er einen herrlich schwärmerischen Blick, dessen inbrünstiger Ausdruck noch durch die heftige Angst erhöht wurde, welche den jungen Heiligen ergriff, als er die dunkle Mündung des wunderbaren Apparates gleich einem drohenden Kanonenrohr auf sich gerichtet sah und dazu den Meister viele mystische Zahlen murmeln hörte.

Nachdem diese stille Qual überstanden war, wurde Perikles mit der Verheißung entlassen, es werde zur besondern Belohnung seiner Anstelligkeit ihm ein Exemplar der Abzüge zur Verfügung gestellt werden. Und wie er nach aufgeregtem Harren einige Tage später sein Bildniß abzuholen kam, durfte er mit Recht gar freudig erstaunen, welch einen prächtigen Sanct Johannes er in den Händen hielt.

Als am anderen Morgen Kalomira früh aus der Thür ihres Hauses trat, fand sie auf der Schwelle einen kleinen Berg von Orangen prächtig aufgebaut, und oben darauf lag, mit einem rothen Haarband umwickelt, ein sauberes Heiligenbildchen, welches, nach den Attributen und dem sonstigen Anschein zu urtheilen, Sanct Johannes den Vorläufer darstellte. Auf der Rückseite aber stand ein kurzer, sehr geheimnißvoller Spruch geschrieben, dessen Beziehung die Empfängerin nicht sogleich zu enträthseln vermochte: „Perikles, der Sohn des Xanthippos, zeichnete sich aus vor allen Hellenen durch Weisheit, Beredsamkeit und mancherlei bürgerliche Tugend.“

Da nun Kalomira weder das Aussehen jenes frechen Burschen genugsam ihrem Gedächtniß eingeprägt hatte, um ihn in

Digitized by Google

ſo frommer Verkleidung wiederzuerkennen, noch von ſeinem Namen etwas wußte; da ſie zudem die ganze Angelegenheit längſt vergeſſen hatte, ſo fehlte ihr jeder Anhalt, den Zuſammenhang auch nur zu ahnen.

Sie nahm alſo Perikles einfach als den Namen des Heiligen an und dachte ſich unter demſelben etwa einen Miſſionsprediger in den Zeiten dunklen Heidenthums, der ſich ſchon im jugendlichen Alter ſo große Verdienſte erworben, daß er Sanct Johannes dem Vorläufer in allen Stücken ähnlich geworden ſei. Auch wies das ſchöne Antlitz ſehr deutlich die auf der Rückſeite des Bildes angegebenen Vorzüge: auf dieſen feingeſchwungenen Lippen war die Weisheit ſichtbarlich zu Hauſe, und die großen emporgehobenen Augen ſprachen laut von der innerlichen Beredſamkeit einer feurigen Seele; und an ſeinen mancherlei bürgerlichen Tugenden zu zweifeln, fand Kalomira nicht den geringſten Grund.

Darum hängte ſie ihren heiligen Perikles getroſt an der Wand ihres Kämmerleins auf, ſo daß die Inſchrift den Augen der Menſchen entſchwand; ſie ließ auch Andere ruhig bei dem Glauben, daß es ein Sanct Johannes ſei. Denn es ſchien ihr gar ſchmeichelhaft, ſo eine Art geheimen Privatheiligen zu beſitzen, von dem Niemand ſonſt etwas zu wiſſen ſchien und der ihr gleichſam durch beſondere Offenbarung zugekommen war. Sie fand überdies, dieſer Heilige zeige im Unterſchied von den ſeelenloſen Geſichtern und den todten Augen auf anderen Bildern ein mehr anmuthendes, menſchlich lebendiges Weſen, ſo daß man zu ihm Vertrauen faſſen und ſich in etwas gemüthlicheren Gebeten mit ihm unterhalten konnte. Und wirklich erhielt von dieſer Zeit an ihre Frömmigkeit und ihr Gebetseifer einen bedeutſamen Aufſchwung, während ſie ſich bis dahin mehr paſſiv heilig verhalten und nur ſelber Opfer der Andacht duldſam entgegengenommen hatte.

Nach dieſem Vorgange lebte Kalomira einige Jahre ohne andere weſentliche Störungen ihrer Ruhe weiter, und ihre Schönheit ward ſchier alle Tage augenfälliger. Als ſie ſich nun dem jungfräulichen Alter ſichtlich nahte, ward ſie ein Gegenſtand tiefen Nachſinnens für ihre Pflegemutter, Frau Paraſkevula, die Gattin des Panagiotis. Dieſe nämlich hatte klar erkannt, welch reichen Schatz irdiſchen Segens ſie ſelbſt und ihr Haus an dieſem Wunderkinde hatte; ſie ſah aber auch ein, daß dieſes Glück vorausſichtlich ein gar ſchnelles Ende nehmen müßte, ſobald die Tochter nach der Weiſe anderer Mädchen, von der Gewalt natürlicher Liebe ergriffen, ſich einem Manne zu eigen gäbe und dieſem alle jene ihr zufließenden Ehrengaben und Steuern mit in ſein Haus hinüberführte. Je mehr ſie dieſen traurigen Fall überdachte, deſto heftiger wurden ihre Beklemmungen, weil ſie eine gute Hauswirthin war, die redlichen Gewinn und Beſitz von Herzen liebte. Darum beſchloß ſie, dem drohenden Uebel bei Zeiten entgegenzuarbeiten und womöglich dem ſchönen Kinde alle Heiratsgedanken von vornherein zu verleiden.

Auch fand ſie bald ein ſinnreiches Mittel, der angehenden Jungfrau ohne Kloſtermauern auf freien Füßen ein ſtill bindendes Cölibatsgelübde aufzudringen. Sie glaubte plötzlich zu entdecken, daß ſie von böſen Ahnungen wie von einer Krankheit gepeinigt werde, und ließ ſich eines Abends in die Kirche einſchließen, um daſelbſt zu ſchlafen. Denn wie bekannt, iſt ein ſolcher Tempelſchlummer leicht mit Heilkraft und offenbarenden Träumen geſegnet. Und wirklich konnte ſie am nächſten Morgen mit begeiſterter Geberde aller Welt verkünden, der heilige Spyridon, der große Schutzherr von

Digitized by Google

Korfu, sei ihr im Traum erschienen und habe ihr das Geheimniß anvertraut, daß der von Kalomira ausströmende himmlische Segen streng an deren Magdthum gebunden sei und alsbald von ihr weichen würde, wenn sie je mit einem Manne in liebende Gemeinschaft träte.

Infolge dieses Orakelspruches ward es nicht allein eine dringende Angelegenheit der ganzen Gemeinde, über die jungfräuliche Unnahbarkeit des Gnadenkindes sorgsam zu wachen, sondern, was auch so noch die Hauptsache war, Kalomira selbst ließ sich unschwer überreden, in freiwilliger Jungfräulichkeit ihre Pflicht sowohl als ihren Stolz und ihre Ehre zu erblicken, da sie sich nicht anders die glänzende Stellung im Volke dauernd bewahren konnte, die ihrem hochfahrenden Seelchen schon unentbehrlich schien. So rüstete sie sich denn, die Schwelle des reifen Mädchenalters mit gefaßtem Anstand und einer wuchtigen Verachtung aller Jünglinge und deren verliebter Bestrebungen zu überschreiten. Sie wandelte unter den Menschen einher wie eine Göttin, fremd irdischen Schwachheiten, und nie verweilte ihr Auge mit einigem Antheil auf der Gestalt auch der stattlichsten Burschen. Und nachdem sie solche Uebungen zwei oder drei Jahre lang ehrlich betrieben hatte, durfte sie mit einigem Rechte für gefeit gelten wider die Anfechtungen des Liebesgottes. Auch verminderte sich zu allem Ueberfluß die äußere Gefahr mit jedem Jahre, weil bei der unabänderlichen Kälte ihrer Mienen kein Mann mehr wagte, sie anders als mit andachtsstillen Blicken zu verehren, ohne Hoffnung und ohne das süße Begehren, welches so leicht im offenen Herzen den freundlichen Widerhall weckt.

Um so mächtiger ward nun Kalomira überall als eine angehende Heilige ausgerufen. Und sie nährte ihr einsames Herz mit solchem Stolz, da es an warmer Menschenliebe täglich ärmer ward und sich aus ihrem Antlitz mehr und mehr die kindliche Heiterkeit und Frische verlor, die sonst darin gewohnt hatte. Selbst ihr großes Lebenswerk des Heilens und Segenspendens war nicht mehr so wie sonst ein freies Ausstrahlen der innerlichen Huld und Güte, sondern geschah am meisten nur aus prunkendem Pflichtgefühl.

Und dennoch gab es eine Stelle, wo sie allemal demüthig wurde: das war vor ihrem Bilde des heiligen Perikles. Den übrigen Heiligen mochte sie sich allgemach so ziemlich ebenbürtig erachten.

Einmal geschah es, daß dem Dorfe Benizze ein böser Mißwachs des Weines drohte. Da beschloß diese Gemeinde in der höchsten Noth, sich zur Abwehr des Schadens für Geld und gute Worte das Wunderkind von Gasturi zu leihen. Die Verhandlungen darüber gediehen zu gutem Ende; Benizze zahlte hundert Drachmen an Gasturi und erhielt Kalomira für den Nießbrauch eines Tages ausgeliefert, nicht ohne etliche Clauseln wegen peinlicher Fernhaltung gewisser Indiscretionen.

Nun zogen die Bürger von Benizze in so feierlichem Zuge den Schlangenweg nach Gasturi hinauf, als gälte es den Leichnam des heiligen Spyridon selbst in Procession herumzutragen. Kalomira ward ihnen entgegengeführt und übergeben, jedoch nur in der schützenden Begleitung angesehener Männer und Frauen ihrer Heimat. Sie erschien in schneeweißer Kleidung, vom Kopf bis zu den Füßen mit grünem Laub und Kranzwerk behangen. Ein wallender Schleier von hochgelber Farbe umfloß gleich einer Weiheflamme ihr Antlitz, das wie von überirdisch strenger Schönheit leuchtete. Ihre Augen hielt sie groß aufgeschlagen und ließ sie ruhig hin und her über die Menge gleiten, denn sie sah nur die Menge, nicht die einzelnen Menschen. Als

Digitized by Google

der Zug solchergestalt nach Benizze hinabgewallt war, strömte die regellose Schar der Weiber, Kinder und jungen Leute herbei, drängte sich hier und dort an die begnadete Jungfrau und strebte zum mindesten ihr Gewand zu berühren und zu küssen. Die Glücklicheren drückten ihre Lippen fromm und zagend auf die segnenden Hände, welche sich still bald rechts, bald links auf eines Kindes Haupt legten, das die Mutter ihnen entgegenhielt.

Wohl hatte ein und der andere junge Bursche mit etwas keckerer Lust auf den Anblick der gepriesenen Schönen gelauert, doch wenn sie nahte mit dem regungslosen Antlitz, dann fühlten auch sie nur kalt-andächtigen Schauer und waren froh, wenn sie von ihrem heiligen Auge nicht getroffen wurden. Unter diesen Jünglingen war auch Perikles, der sich den Sohn des Xanthippos nannte. Derselbe stand wider seine sonstigen Gewohnheiten etwas schüchtern abseits, denn seine lange vergessene Jugendsünde war ihm auf einmal wieder heimlich drückend auf das Herz gefallen. Aber dennoch fand ihn zufällig ihr Blick, da sie diesen mehr auf die ferner Stehenden als unmittelbar vor sich zu richten pflegte; und sogleich bemerkte er ein eigenes Aufleuchten in ihren kalten Augen, das jedoch kein freudig Grüßen war, vielmehr gemischt aus Schreck und staunender Frage. Auch hatte das seinen guten Grund; nämlich dieser Fremdling erschien ihr beim ersten Anblick wie altbekannt und vertraut, und doch wußte sie sich keineswegs zu entsinnen, daß sie ihn je in der Wirklichkeit gesehen hätte. Es war nur, als habe ein Traum ihn ahnend ihr vorausgezeigt.

Vielleicht daß Perikles sich diesen Eindruck, den er machte, leidlich zu erklären wußte; jedenfalls verschwand bei dem ersten Schimmer menschlicher Regung in ihrem Blicke für ihn die kühle Wolke heiliger Unnahbarkeit, und von einem sanften Schauer ergriffen, stieß er sich gewaltsam durch das Volk in ihre Nähe und preßte mehr als einen herzlichen Kuß auf ihre fest ergriffene Hand. Kalomira, so unerfahren sie auch in solchen Dingen war, empfand dennoch auf der Stelle, daß diese Küsse anders geartet waren als all die gewohnten Berührungen der Andacht. Ein Schreck durchzuckte sie, und laut aufschreiend, verhüllte sie ihr erglühendes Antlitz tief in ihren Schleier.

Daran erkannte ihre heimatliche Leibwache schnell, was geschehen sein mußte. Ein grimmiger Tumult erhob sich und pflanzte sich fort weithin ins Volk hinein, und ehe Perikles recht zur Besinnung kam, fielen von allen Seiten wuchtige Fäuste und bald auch Knüttel und Stangen auf ihn nieder. Und es war vielleicht nicht diese jüngste Sünde allein, welche hier in ausgiebigster Weise von seinen Mitbürgern an ihm gerächt wurde; denn er hatte niemals für einen tadellosen Ruf unter den Seinigen Sorge getragen. Er wehrte sich jedoch mit prächtiger Kraft und Gewandtheit, rannte hier einen der Bedränger über den Haufen, wich dort einem groben Schlage aus, bis es ihm zuletzt gelang, den dichten Kreis zu durchbrechen und in dem weiten Oelwald zu verschwinden, der sich vom Meere über die Hügel bei Gasturi aufwärts erstreckt. Die Wenigen, welche ihn noch dahin verfolgten, kehrten bald mehr oder weniger blutrünstig und mit sehr widersprechenden Aussagen über sein Verbleiben zurück, aus deren vergleichender Betrachtung jedoch ziemlich wahrscheinlich wurde, daß ihn der Teufel selbst oder auch nur ein Dämon geringeren Ranges am Ende zu sich genommen und menschlichen Blicken entrückt haben müsse.

Inzwischen schleppten die Gasturier ihr lebendiges Heiligenbild noch verhüllt in die sichere Heimat zurück, wo es alsbald in sein Kämmerlein abseits eilte, um den

Digitized by Google

eigenthümlichen Vorfall in gesonderter Andacht mit dem privaten Heiligen näher durchzunehmen. Hier entdeckte sie aber beim ersten Blick die auffällige Aehnlichkeit desselben mit dem kecken Burschen von Benizze, und es ergriff sie zuerst fast ein stilles Grauen, danach aber eine ernstliche Reue, weil sie sich sagen mußte, sie habe jenen armen Jüngling durch ihr unbedachtes Gebahren in große Uebel verstrickt, und das ursprünglich aus einem Grunde, der doch stark zu seinen Gunsten hätte sprechen sollen, nämlich daß er einem so trefflichen Heiligen bewundernswürdig ähnlich sah.

Diese Erwägung machte ihrem Geiste bei genauerer Betrachtung des Bildes immer nur mehr zu schaffen, so daß sie am Ende die drückende Stubenluft nicht mehr ertrug, sondern einen nachdenklichen Gang in den Oelwald unternahm, um in seiner Frische ihre leis fiebernde Stirn zu kühlen. Es war doch eine große Ueberraschung, die sie in sich zu verwinden hatte.

Nachdem sie eine gute Strecke gewandert war, kam sie zu der einsamen Ruine eines eingestürzten Hauses, wie solche nicht gar selten auf der Insel mitten in blühenden Pflanzungen gefunden werden. Das Gemäuer war gänzlich von Epheu umsponnen, und mancherlei wildes Kraut wucherte in den Rissen der locker gefugten Steine. Hier gedachte sie ein wenig auszuruhen, denn die Stelle war anmuthig und man konnte den Berg hinab durch die krausen Stämme und das Laub hindurchschauen bis aufs Meer. Eben wollte sie sich ins Gras niederlassen, als sie hinter sich ein leises Aechzen vernahm, welches sie anfangs erschreckte, denn es konnte etwa von dem trauernden Genius des jämmerlich verlassenen Hauses herrühren. Sie fühlte sich indessen persönlich vor dämonischen Einflüssen völlig sicher, und nachdem sie einige Kreuze geschlagen, wuchs ihr der Muth und die Neugier; sie getraute sich einen Schritt vorwärts zu thun und in das Gewirre der Kräuter einen forschenden Blick zu schießen. Da sah sie, daß sie nichts Schlimmeres als einen Menschen vor sich hatte, der dort regungslos lag und allein durch das Aechzen ein Zeugniß von seinem Leben gab. Vorsichtig schob sie die Gräser ein wenig zurück und erkannte das Antlitz des Jünglings von Benizze, der ihre Gedanken in so wunderlicher Weise beschäftigte.

Ihr erster Antrieb war, sich so schnell als möglich der Nähe seiner immerhin nicht ganz klaren Person zu entziehen. Nur ward es ihr eilig klar, daß er nicht etwa von friedlichem Schlaf umfangen ruhte, sondern bei dem Aufruhr übel zugerichtet war und hier bewußtlos im Fieber und allem Elend lag, verstoßen und fern dem Mitleid eines Menschen. Denn, dachte sie, ich darf ja nicht einmal eines Anderen Beistand anrufen, sonst würde ich ihn nur noch grausamer gefährden und seinen Feinden in die Hände liefern.

Bei dieser Betrachtung ward seit langer Zeit zum ersten Mal ihr Herz ein wenig tiefer erweicht, und unvermerkt faßte sie aus reinem menschlichen Erbarmen den Entschluß, für den Verunglückten etwas zu thun, das weder ihre Pflicht war noch ihrer Heiligkeit förderlich sein konnte. Denn es zwang sie, diesmal geheim auf krummen Wegen zu wandeln, wozu sich ihr Stolz sonst nimmer bequemt hätte.

Sie zog sich also sachte aus dem Gemäuer heraus und eilte in geradester Richtung zurück zu ihrem Hause. Hier füllte sie in der Stille ein Körbchen mit Wein, Oel, Früchten und anderen Speisen und wandelte damit ruhig durch das Dorf, als ob sie einen gewöhnlichen Kranken besuchte, wußte es aber bald zu machen, daß sie zwischen zwei Häusern abseits glitt und sich durch die hohen Oelbäume verlor.

Digitized by Google

Unter dieſer Weile war Perikles aus ſeinem Schlaf oder ſeiner Betäubung erwacht, und nachdem er ſich langſam die böſen Ereigniſſe des Tages ins Gedächtniß gerufen, begann er ſeine einzelnen Glieder zu befühlen, wie viele derſelben zerbrochen oder gänzlich zerquetſcht ſein möchten. Doch die Prüfung ergab ein überraſchend günſtiges Reſultat; zwar fand er kaum eine Stelle ſeines Leibes, die völlig von Hieb oder Stoß verſchont geblieben war, aber keiner von dieſen hatte ein gewiſſes anſtändiges Mittelmaß überſchritten, ſo daß er ganz leidlich im Stande war, ſich zu bewegen und zu erheben, wenn ihn auch dabei ein dumpfes Schmerzgefühl vom Haupt bis zu den Füßen bedeckte. Vor Allem machte ein brennender Durſt ſich ſo gewaltſam geltend, daß er ſich bereits anſchickte, die ſchützende Ruine zu verlaſſen und ſo gut es ging ſich zu irgend einer Quelle zu ſchleppen, als ſein ſcharfes Ohr einen leichten Tritt bergabwärts vernahm und er mit freudigem Erſtaunen der nahenden Jungfrau anſichtig ward.

Zwar wollte er anfangs kaum ſeinen Augen trauen; doch wie ein gewiegter Feldherr in einem flüchtigen Augenblick zugleich die Stellung des Feindes überblickt, ſeine Motive und Abſichten enträthſelt, den eigenen Schlachtplan daraus entwickelt und Jenem entgegenarbeitet, ſo durchſchaute der raſche Burſche ahnend blitzſchnell den ungefähren Zuſammenhang, und wie er die etwas zaudernde und ängſtliche Miene des Mädchens bemerkte, warf er ſich hurtig wieder der Länge nach ins Gras zurück, ächzend und ſich mäßig krümmend, als ob er vor Schmerzen völlig von Kräften ſei. Durch dieſes Kunſtſtück gab er in der That dem ſcheuen Kinde das Verlangen und den Muth zugleich, heranzutreten und das fromme Werk der Hülfe zu beginnen.

Als ſie ſich nun vorſichtig und ängſtlich über ihn beugte, hob er langſam ſeine Lider empor und ſchaute mit dem rührendſten Blicke flehender Hülfloſigkeit zu ſeiner Samariterin auf, ohne ſich ſonſt zu regen oder ein Wort zu ſprechen. Denn er merkte, daß er ſie erſt durch ſeine anſcheinende Unkraft und Zerſchlagenheit vertraulich machen mußte. Da ſeine Augen auf dieſe Weiſe wieder völlig den ſchwärmeriſchen Ausdruck eines Sanct Johannes des Vorläufers gewannen, ſo ward ihr Herz von doppeltem Erbarmen bewegt, und ſie fing an, etwas kühner zu Werke zu gehen. Sie flößte einige Tropfen Wein über ſeine Lippen, ſchälte und zerſtückte einige Orangen und fütterte ihn ſorglich, bis ſie meinte, ihn nun hinreichend geſtärkt zu haben, daß er des Weiteren ſich ſelbſt bedienen könnte. Darauf erhob ſie ſich ſtill, nahm ihr Körbchen auf, nachdem ſie deſſen Inhalt ihm in bequeme Nähe gelegt hatte, und wollte ihn ſich ſelbſt und der Heilkraft der Natur überlaſſen. Sobald er deſſen inne ward, ſchloß er raſch wieder die Augen, als ob er vor Schwäche in neue Bewußtloſigkeit verfiele. Da blieb ſie ſtehen, lehnte ſich gegen die Mauer und ſchaute ihn an. Und indem er auch ſeinerſeits durch einen unmerklichen Spalt ſeiner Lider hindurchblinzelte, genoſſen ſie Beide in aller Stille eine Zeit lang des gegenſeitigen Anblicks.

Währenddeſſen entdeckte Kalomira mit innerlicher Verwunderung, wie ihr noch gar nicht der Gedanke gekommen war, die ihr verliehene himmliſche Segenskraft, die ſich an anderen Kranken ſo oft bewährt, auch in dem vorliegenden ſchweren Falle zu erproben. Sogleich machte ſie ſich daran, das Verſäumte nachzuholen, beugte ſich noch einmal über den Ruhenden und legte leiſe ihre weiche Hand auf ſeine Stirn, ein kräftiges Gebet dazu murmelnd.

Der Kranke regte ſich nicht. Ihr ſelbſt aber fuhr von der Berührung ſeines

Digitized by Google

Hauptes ein seltsamer Schauer durch die Glieder, der sie furchtbar dünkte und süß in einem Empfinden, der sie aufscheuchte zugleich und festhielt mit stillem berückendem Zauber. Sie fühlte das Blut fiebernd in seinen Schläfen pochen und glaubte zu merken, wie es sich wallend in ihre eigenen Adern hinübergoß und von der leise zuckenden Hand aufströmte in ihr eigenes Haupt und die heftig erglühenden Wangen. Da riß sie sich endlich gewaltsam empor und trat einen fluchtähnlichen Rückzug an. Und so schien es, als sei an ihr weit mehr noch als an ihrem Patienten ein innerliches Wunder geschehen.

Perikles war nun wieder allein und seinen Gedanken überlassen. Allerdings fühlte er sich in Wahrheit gekräftigt genug, daß er ohne allzu große Beschwerde hätte wandeln können, wohin es ihm beliebte. Es beliebte ihm jedoch, an Ort und Stelle zu bleiben und noch eine Zeit lang weiter den armen Kranken zu spielen. Er befand sich hier in leidlicher Sicherheit vor seinen erbitterten Landsleuten, und der Platz war freundlich genug. Frühling war es und auch die Nacht nicht mehr zu kalt; köstlich aber ruhte es sich in der schon starken Glut der Mittagssonne, wie sie gesänftigt ward durch die hohen Oelbäume und den feuchten Hauch des Meeres, der mit leiser Regung bis zu ihm heraufzog. Darum schien es ihm gut zu verweilen, und ungern hätte er die verfallene Hütte mit einem fernen Palast vertauscht.

Kalomira kam mit neuen Gaben am nächsten Tage und an dem folgenden auch und versah wortlos mit ruhigem Eifer wie das erste Mal ihren Dienst. Es war ihr, als ob sie zu einem mutterlosen Kinde käme, das ihr desto lieber ward, je völliger sein verlassenes Leben in ihre Hand gelegt war.

Nachdem aber der dritte Tag über dieser stillen Pflege hingegangen war, begann sie allgemach zu erstaunen, wie doch dieses Siechthum so ganz hartnäckig andauern könne und weder durch ihre heilsame Nähe noch durch ihre irdische Sorgfalt im geringsten gebessert zu werden schien. Der Verdacht eines falschen Spieles aber vermochte ihre reine und hochherzige Seele auch nicht einen Augenblick zu berühren, und so wuchs denn nur ihr Mitleid und ihre Sorge so sehr, daß sie sich des Abends vornahm, ihn bei dem nächsten Besuche frei und ernsthaft über seine Leiden zu befragen, vielleicht daß sie ihm dann besser helfen konnte.

Wie sie aber am anderen Tage wieder vor ihm stand und nun reden wollte, hatte er seine Augen groß zu ihr aufgeschlagen, und das verwirrte sie so stark, daß ihr plötzlich die Erinnerung abhanden kam, mit welchem Worte sie ihre Ansprache hatte beginnen wollen. In Verlegenheit stand sie da, bis der Jüngling selbst sich ihrer Noth erbarmte und endlich den Mund aufthat.

„Habe Dank, schöne Heilige!“ sagte er mit bescheidener Stimme.

Da that sie ein rasches Stoßgebet zu ihrem heiligen Perikles und fragte leise:

„Welches ist dein Leiden und womit kann ich es heilen?“

Der Leidende besann sich eine kleine Weile, dann zuckte flüchtig ein schlaues Lächeln um seinen Mund, und er sprach:

„Meine Landsleute haben mir den Leib zerschlagen, aber mehr noch die Seele, als sie mich von deinem Angesicht vertrieben, da ich doch nichts that noch begehrte, als diejenige recht inbrünstig zu verehren, der alle Ehre gebührt. Weil aber meine Seele so schwer getroffen ist, bin ich hülflos geworden wie ein Kind und vermag meine Glieder nicht mehr zu rühren. Auch weiß ich nur ein Mittel zu meiner Genesung: das wäre, wenn du selbst mich als ein Kind betrachten wolltest und mit mir verführest, wie du oft mit

kleinen Kindern gethan haſt, wenn ſolche erkrankt waren und ihre Mütter ſie nicht zu beruhigen vermochten."

„So will ich dir noch einmal die Hände auf das Haupt legen und dich ſegnen, vielleicht daß du geſundeſt," ſagte ſie raſch mit heimlichem Erſchrecken.

„Nein," entgegnete Perikles, „ſo pflegſt du mit Erwachſenen zu thun, ich aber bin jetzt ein Kind an Kraft und Sinn; man hat mir aber geſagt, du vermögeſt Kinder dadurch zu beruhigen und zu heilen, daß du ſie leiſe auf den Mund küſſeſt."

Bei dem bedenklichen Wort erbebte Kalomira in ihrem Herzen, denn er hatte die Wahrheit bezüglich der Kinder gehört; und ſie gedachte in Zorn zu gerathen und ihm ein ſo ungebührliches Verlangen mit allem frommen Ernſte zu verweiſen. Doch da ſie ſah, wie ſeine Augen bittend und unſchuldig gleich denen eines rechten Kindes zu ihr aufblickten, und wie er hier ſo wehrlos vor ihr lag, gewannen Rührung und Mitleid wieder die Oberhand, und ſie meinte ſogar eine deutliche innere Stimme zu vernehmen, welche mit dringendem und lieblichem Antriebe rieth, dem flehenden Wunſche des Unglücklichen zu willfahren. Und wie ſie an ſtille geiſtliche Offenbarungen gewöhnt war und ein Recht darauf zu haben glaubte, wußte ſie auch diesmal ſolchem Rath ſich nicht zu widerſetzen. Sie überlegte aber ſogleich auch weiter, daß im Grunde doch Niemand ſehe noch wiſſe, wenn hier in der Waldeinſamkeit ein ungewöhnliches Ding geſchähe, und gewann zuletzt einen klugen Rath in ihrem Herzen.

„Schwöre mir," ſagte ſie haſtig, „daß du heute noch, falls du geſundeſt, dieſe Inſel verlaſſen und nimmer wiederkehren willſt, ſo mag ich allenfalls thun nach deinem Begehren und dich heilen."

Perikles bewegte zuerſt ſehr traurig das Haupt bei dieſer Zumuthung; alsbald aber ſetzte ſich wieder der Schalk auf ſeine Lippen, doch nur einen Augenblick, ſo daß Kalomira es nicht wahrnahm; dann ſagte er laut mit feierlicher Miene:

„Allzu hart wäre es, wollteſt du mich um dieſer Sache willen auf alle Lebenszeit in die Fremde ſchicken; aber ein Jahr lang mag ich dir willfahren, und alſo ſchwöre ich beim heiligen Nikolaos, der die Seefahrer beſchirmt, wenn du mich heileſt, will ich noch heute ein Schiff beſteigen und dieſe Inſel Kerkyra verlaſſen, und will mein Haupt auf ihrem Boden nicht zur Ruhe legen während eines ganzen Jahres, es ſei denn, daß du ſelbſt aus freiem Willen mich des Gelübdes entbindeſt."

„Dies wird nimmermehr geſchehen," ſprach Kalomira zu ſich ſelber, und zugleich dachte ſie, ein Jahr ſei eine ſchöne Zeit und lang genug, ſo kleine Dinge in Vergeſſenheit zu bringen, und darum machte ſie ſich zu dem guten Werke bereit, um nur die unangenehme Sache ſo ſchnell als möglich aus der Welt zu ſchaffen. Sie kniete zu dem Kranken ins Gras und ſtreifte den Schleier vom Mund zurück, behielt ihn aber in der Hand, um ſogleich nach gethaner Arbeit die Lippen zu wiſchen. Darauf neigte ſie ſich leiſe und furchtſam über ihn, der ſtill lag wie ein Lämmchen, machte die Lippen ſo ſpitz, als ſie nur konnte, und berührte ſeinen Mund loſer und flüchtiger wie ein Vöglein, das ſeinen Schnabel ins Waſſer taucht.

Sie konnte aber gewiß nicht ahnen, welch ungeheure Heilkraft dieſem überzarten Kuſſe innewohnte: auf der Stelle ſprang der Jüngling, alles Siechthums ledig, mit friſcher Kraft ſeiner Glieder feurig empor und vermochte ſogleich das erſchrockene Mädchen zu faſſen und in dankbarer Erwiderung mehrmals auf den Mund zu küſſen, aber nicht wie ein flüchtiges Vöglein, ſondern wie ein rechter Mann, der ein ſchönes Weib in ſeinen Armen hält.

Digitized by Google

Freilich nur für wenige Secunden blieb sie betäubt und dem Manne hingegeben, schnell regte sich wieder die Heilige in ihr gewaltig, sie stieß den Uebergesunden von sich mit gesammelter Kraft, daß er unsanft gegen die Mauer fiel, und dann stand sie glühend mit geballten Fäusten da und rang nach Worten, sie dem Verräther ins Gewissen zu schleudern. Sie war aber noch so verwirrt, daß ihr zunächst gar nichts Anderes einfiel als eine Frage, die ihr zwar schon lange im Sinne gelegen hatte, die sie jedoch kaum in einem viel unpassenderen Augenblick hätte herausprudeln können als eben jetzt.

„Wie heißest du?“ rief sie mit der ganzen Strenge eines in sich selber unsicheren Zornes.

„Perikles, der Sohn des Xanthippos,“ erwiderte er, sich rasch wieder aufraffend mit einem beträchtlichen Anflug von Stolz.

Diese sachliche Auskunft vernichtete den letzten Rest ihrer Fassung mit einem Schlage; sie machte ein Gesicht, als ob die Erde sich unter ihr aufthäte, und ohne noch ein Wort zu sagen, floh sie mit den Geberden vollster Verzweiflung jählings von dannen.

Perikles stand einen Augenblick verdutzt über eine so wunderliche Wirkung seines Namens, rasch aber hob er wieder das Haupt empor und sprach mit klugem Lächeln hinter der Enteilenden her:

„Perikles, der Sohn des Xanthippos, zeichnete sich aus vor allen Hellenen durch Weisheit, Beredsamkeit und mancherlei bürgerliche Tugend!“

Als Kalomira in ihre Kammer zurückgekehrt war, riß sie mit Hast das verrätherische Bild von der Wand, denn sie hatte beschlossen, es zu vernichten und als ein Sühnopfer dem Vorläufer Johannes darzubringen, dessen rechtmäßigem Dienst sie sich, wie sie nun einsah, jahrelang zu Gunsten eines falschen Propheten entzogen hatte, obzwar ihrem einfältigen Sinne der Hergang dieses bösen Spieles noch immer nicht völlig klar geworden war. Rasch setzte sie die vom Winter her im Becken zurückgebliebenen Kohlen in Brand und warf mit bebender Hand das leichte Blatt hinein, das augenblicks in lodernden Flammen aufging. Noch einmal lasen ihre Augen mitten aus der Glut die schön geschriebenen Worte „Perikles, der Sohn des Xanthippos“, dann war das Papier verzehrt; sie aber spürte zugleich ein so großes Leid, als ob die Flamme an ihrem eigenen Herzen nagte. Und daran erkannte sie, daß sie recht gehandelt und daß es die höchste Zeit gewesen war.

Allein zu schnell erkannte sie auch, daß sie das Opfer zu einem Theile vergeblich gebracht hatte: denn nur frischer und leuchtender, wie aus den Gluten neu erstiegen, stand die Gestalt des lebendigen Urbildes vor ihren Augen und ward um so deutlicher, je fester sie dieselben schloß und mit den Händen bedeckte.

Da ward sie von heißer Verwirrung und Angst erschüttert; ganz unmöglich schien es ihr, sich vor den Leuten fürder zu zeigen und ihre Segenskräfte spielen zu lassen, denn sie fühlte, daß ihre selbstgewisse Heiligkeit einen schmerzlichen Riß erhalten habe. Ein verborgenes Feuer brannte in ihrem Herzen und auf ihren Lippen, das kein frommes Opferfeuer war.

Sie dachte daran, dem Chrysikopulos das Geschehene zu beichten — aber sie meinte schon ein spöttisch-feines Lächeln um seine Lippen zu sehen und seine ruhige Stimme zu hören, wie er sprach: „So gieb es auf, etwas Besonderes unter dem Volke zu sein, du hast das Deinige gethan und deinen Lohn dahin; entschließe dich denn, ein still-zufriedenes Menschenkind mit den anderen Frauen zu sein ...“ Nein, sie wollte nicht aus ihrem Himmel fallen, nicht einer entthronten Königin gleichen ... sie wollte ihre Pflicht erfüllen.

Digitized by Google

Darum faßte sie endlich den Entschluß, still das Haus und das Dorf zu verlassen und sich der Einsiedlerin Anastasia zu vertrauen, bei der, wie sie wußte, schon manches arme Mädchen Trost und Rath gefunden hatte. Schnell packte sie einige schlichte Gaben für die Nonne zusammen und wanderte durch den Oelwald hinab an den kleinen Golf Kaliopulos, der einst der berühmte Hafen der alten Kerkyräer war. Am Ausfluß dieses nun verschlammten, schilfumkränzten Beckens liegen zwei winzige Inselchen oder Klippen, deren jede ihr Heiligthum trägt: eine Capelle und ein klösterlich Haus für die Hüter derselben. Auf der kleineren, die kaum einen Steinwurf vom jenseitigen Ufer entfernt und von einem ruhig wandelnden Menschen leicht in einer Minute zu umschreiten ist, hauste in frommer Einsamkeit die ehrwürdige Anastasia und pflegte ihres Kirchleins.

Zu ihr ließ sich Kalomira hinüberrudern, und ihr vertraute sie in aufgeregter Beichte unter Seufzen und Schluchzen die schlimme Lage ihres Schicksals und daß sie bitterlich darum sorge, der göttliche Segen müsse von ihr gewichen sein; denn sie selber verspüre den Muth nicht mehr, ihr heiliges Amt mit Freuden auszuüben, seit sie so heftige Küsse eines Mannes auf ihren Mund empfangen.

Als sie dies Bekenntniß geendigt, strich Anastasia ihr mit der Hand den Schleier völlig vom Gesicht und blickte sie so unerbittlich forschend an, daß die Jungfrau noch viel tiefer als zuvor erröthete und in heftige Thränen ausbrach. Dann sagte die Greisin: „Es ist schon manchem ehrbaren Mädchen ähnliche Unbill widerfahren, ohne es in großen Schaden zu bringen, falls die Sache nur in der Stille begraben und nicht mit Gewalt unter die Leute gebracht wurde. So wird es auch nicht allzu schwer sein, mit mäßiger Bußübung dich von dieser Sünde, zumal sie doch völlig wider deinen Willen geschehen ist, in ziemlicher Eile gründlich zu reinigen. Willst du aber lieber zuvor in Einsamkeit dein eigenes empörtes Herz beruhigen und prüfen, so bleibe bei mir einige Tage oder auch Wochen, so es nöthig wird. Ich gebe dir eine Kammer über der meinen, dort halte dich stille, bete und schaue aufs Meer hinaus. Wenn aber dann die Trübe und Verwirrung deines Herzens nicht von dir geht, so ist dir wahrlich ein größer Uebel widerfahren, als du selber glauben magst, und wir werden ernstere Mittel gebrauchen müssen, um dich zu heilen."

Die Nonne lächelte ein wenig bei diesen Worten; Kalomira küßte ihr die Hände und bat demüthig, auf ihrer Klippe mit ihr verweilen zu dürfen, bis sie mit sich selber wieder werde zurecht gekommen sein. Da faßte Anastasia sie freundlich bei der Hand und führte sie ein Treppchen hinauf in ein niederes Gemach, in welchem sich kein Geräthe vorfand als ein dürftiges Lager und ein Betschemel. Dort ließ sie ihren Gast allein, stieg wieder hinab und begab sich zu dem noch harrenden Fährmann. Diesem befahl sie, nach Gasturi zu gehen und dem Priester daselbst zu berichten, wohin sich seine Tochter einstweilen zurückgezogen habe. Denn sie wußte, daß er und alle Anderen alsdann ohne Sorge um dieselbe sein würden.

Kalomira blickte dem Zurückrudernden aus ihrem kleinen Fenster nach; und nun sah sie, wie von der Nachbarklippe, welche Pantokrator oder auch „das Schiff des Odysseus" genannt wird, ein anderer Nachen abstieß und rasch von der Seite auf jenen zustrebte. Ein Mann saß darin, der dem Fährmann winkte und, als er ihn erreicht hatte, einige Worte mit ihm zu wechseln schien. Darauf kehrte er mit langsameren Schlägen zu seinem Eiland zurück, ohne daß Kalomira

Digitized by Google

sein Gesicht erblicken konnte. Sie wußte, daß dort in dem kleinen Kloster nur zwei Mönche hausten und Tag für Tag beschaulich unter den hohen Cypressen lustwandelten, und sie wunderte sich ein wenig, daß die stillen Einsiedler so große Neugier zeigten, wer bei ihrer Nachbarin zu Gaste gekommen sei. Denn einen anderen Grund schien ihr die kurze Unterredung nicht gehabt zu haben.

Als es Nacht wurde, traten die Sterne glänzend am Himmel hervor, und es ward eine unendliche Stille rings auf dem Wasser, das wie ein schimmernder Spiegel dalag; und manchmal, wenn ein Fisch in die Höhe sprang, ringelte sich die Flut und sprühte wie von goldenen Funken. Da meinte Kalomira zu empfinden, wie recht ihr die Nonne gerathen, sie solle aufs Meer hinausschauen, denn schon begann leise eine freundliche Ruhe in ihr Herz zu ziehen. Wie es aber etwas später wurde, stieg der Mond empor mit so rother Glut, als sollte die Sonne aufgehen und das Treiben des Tages schon wieder beginnen. Kalomira trat von dem Fenster zurück und kniete nieder, in dem tieferen Dunkel zu beten, denn noch war zum Schlafen ihr Blut nicht genügend besänftigt.

Plötzlich schlug ein klarer Gesang vom Meere herauf an ihr erschrockenes Ohr: sie meinte diese Stimme zu erkennen, ob sie gleich erst wenige Worte von derselben vernommen hatte, auch verstand sie den Sinn und die Weisen: es waren kleine feurige Liebesliedchen, wie sie unter dem jungen Volk des Landes üblich sind. Sie hatte dergleichen nächtliche Gesänge oft genug vor den Fenstern der Nachbarstöchter gehört, doch nie, so schien es ihr, von einer so sanften und sehnsüchtigen Stimme, auch hatten sie nie ein anderes Gefühl als ernste Verachtung in ihr erregt. Auch das war heute anders; sie fürchtete sich vor den verlangenden Tönen. Nur hoffte sie noch, daß es ein Trug ihrer Sinne wäre oder auch die Nereiden, welche zu dieser Nachtstunde aus dem Wasser tauchten, um sie singend zu necken und ihr Herz zu bethören, daß es seiner heiligen Pflichten vergäße. Denn sie wußte, die Nereiden seien zwar wunderschön von Gestalt und meist auch freundlichen Sinnes, allein dem Christenthum nicht allzu wohlgesinnt. Sie wagte aber durchaus nicht, wieder ans Fenster zu treten, sondern lag angstvoll auf ihren Knieen, bis sie zuletzt die innere Unruhe nicht mehr ertragen konnte und zu ihrer Beschützerin hinabeilte.

Sie fand dieselbe noch nicht im Bette, aber doch über ihrem Rosenkranz ein wenig eingenickt, so daß sie von dem Gesang da draußen nichts vernommen haben konnte. Kalomira weckte sie auf und erzählte ihr hastig ihre neuen Fährnisse.

Anastasia aber schüttelte das Haupt und sprach: „Wie meinst du, daß solches Singen von den Nereiden stamme? Warum sollten sie die Stimme eines Mannes annehmen? Mir scheint es weit leichter, zu vermuthen, daß jener Jüngling, den du fliehest, hier in der Nähe sei und seine lockenden Liedchen anstimme."

„Das ist nicht möglich," sagte Kalomira, „er hat mir ja geschworen!"

„So hat er den Eid gebrochen," erwiderte die Einsiedlerin ruhig.

„Nein, nein!" rief das Mädchen sehr heftig, „das hat er nicht, das kann er nicht, das ist nicht möglich!"

„Wer läßt dich dessen so gewiß sein? Es hat schon mancher Mann, wenn die Begierde ihn trieb, seines Eides vergessen."

„Nein, dieser nicht! Eidbrüchig kann dieser nicht sein! Mein Herz sagt es mir so sicher und laut, daß ich ihm glauben muß; dieser Jüngling kann kein Verbrecher an dem Heiligsten sein!"

Da nickte Anastasia dreimal mit dem Haupte und sprach: „Ach, wehe einem

Digitized by Google

armen Mädchen, wenn ihm das Herz etwas ſagt! — So bleibe du denn hier und rede noch ein wenig weiter mit deinem Herzen, denn ich fürchte, es wird dir noch viele Widerrede machen. Ich aber will indeſſen um deinetwillen in meinen Nachen ſteigen und etwas in die nächtliche Kühle hinausfahren, um deiner Nereiden ein bischen auf den Zahn zu fühlen."

Nach dieſen Worten that die Alte, hüllte ihr Antlitz in einen weißen Schleier, ſchritt hinaus, löſte den Nachen und ruderte mit rüſtigen Armen in einem weiten Kreiſe um ihr Inſelchen herum. Sie brauchte ſich nicht anzuſtrengen, denn bald kam ihr ein anderes Boot mit begieriger Eile entgegen, und als es ganz in ihrer Nähe war, zog der nächtliche Schiffer die Ruder ein und breitete die Arme ſehnſüchtig aus, als wollte er die Nahende umfangen.

Die wackere Anaſtaſia aber hob ſchnell ihr eines Ruder mächtig drohend empor und ſchlug zugleich den Schleier zurück, daß der Mond auf ihr Antlitz ſchien: das war ehrwürdig und ſchön, aber keineswegs jung oder reizend, und jetzt zumal war es faſt ſchrecklich zu ſehen in ſeinem ehrlichen Zorn.

„Eidſchänder!" rief ſie ihm zu. Und Perikles fuhr ſo haſtig zurück und ließ die Arme ſinken, als hätte ihn das ſchwere Ruder wirklich geſchlagen.

Er wußte ſich indeſſen noch ziemlich ſchnell zu faſſen, und weil er merkte, daß dieſe Einſiedlerin ſein Geheimniß wußte, erwiderte er kräftig: „Nicht doch, Mutter, du irrſt, mein Eid iſt unverletzt. Ich habe geſchworen, binnen Jahresfriſt mein Haupt nicht mehr auf unſerer Inſel Kerkyra zur Ruhe zu legen, und dieſen Schwur halte ich treulich. Denn ich wohne nun zur Nacht bei den zwei Mönchen hier auf dem Eiland Pantokrator, das iſt nicht Kerkyra, und wenn ich bei Tage wandernd das Land drüben betreten will, ſo wehret mein Eid es mir mit nichten."

An dieſer Rede erkannte Anaſtaſia, daß ſie es mit einem gewitzten Burſchen zu thun hatte, und es ward ihr ſehr bange um ihren Schützling. Sie konnte ihn wegen des Eides aber nicht mehr ſtrafen und fragte nur ſtrenge: „Warum verfolgſt du unſere fromme Jungfrau und ſtöreſt ihre Ruhe? Sie verſchmäht dich gänzlich und will nichts von dir wiſſen."

Perikles beſann ſich nur kurz auf eine Antwort und ſagte gelaſſen: „Wenn Kalomira gar nichts von mir wiſſen will, was kann es ihre Ruhe ſtören, wenn ich auf freiem Meere meine Lieder ſinge? Ja, wie weiß ſie dann, daß ſie ihr gelten und nicht etwa dir, Mutter Anaſtaſia? Biſt du doch weithin angeſehen und Jedermann hält dich hoch, und ich nicht am wenigſten. Doch ich erkenne, daß ſie ihr Ohr ein wenig meinem Singen öffnet, und das nehme ich mir zu einem guten Zeichen. Wohl weiß ich, warum ihr Herz ſich ſträubt und ſich wider ſich ſelber ſetzt: ſie möchte ihren Heiligenſchein vor dem Volke wahren und die Ehren nicht gern einbüßen, die ſie bisher genoß; darum verſtockt ſie ſich gegen die Liebe und gegen mich, der ich allein wagte, um ſie zu werben, den Leuten beider Dörfer zum Trotz, die mir darum feind ſind und mich bitterlich verfolgen. Und ich bin deß nun müde, und höre du denn genau, was ich thun will, um zu einem Ende zu kommen. Ich will der Stolzen eine neue Wette bieten, die ſie von mir befreie, wenn ſie will, und einen neuen Eid thun, der klarer ſei und mich ſicherer binde. Ich bitte dich, verkündige du ihr meine Meinung, und ſie wiſſe, daß ich nicht eher, weder hier noch wo ſie immer weilen mag, mein Singen einſtellen will, als bis ſie die Wette eingeht. Mir liegt nichts mehr an meinem Leben ohne ſie und ohne ihre Liebe, doch ich will nicht von hinnen gehen, ehe ich noch einen einzigen Augenblick des Glückes genoſſen habe. Darum

Digitized by Google

sage ihr: sie soll mich einmal noch küssen und das mag das allerletzte Mal sein. Dann schwöre ich ihr bei der Allheiligen, ich will meinen Fuß nie wieder auf ein Land setzen, das sie trägt, und auch nicht in der Nähe weilen, sondern für alle Zeiten ihres Lebens will ich ihr so fern sein wie ein Todter in der Unterwelt — es sei denn, daß sie selbst komme und aus freiem Willen mich zurückführe und also den Schwur aufhebe. So soll mein Eid sein, und du sollst ihr diese Wette vorlegen. Doch diese Nacht noch soll es geschehen, und will ich scheiden, denn mein Herz brennt so sehr von Sehnsucht nach ihr, daß ich keine Ruhe finde weder am Lande noch auf dem Meere, bis mein letztes Begehren erfüllt ist."

Die Nonne blickte ihm recht mißtrauisch ins Gesicht bei diesem seltsamen Vorschlag und zauderte unschlüssig, ob sie seiner Bitte willfahren dürfe. Allein zuletzt sagte sie sich selber, daß in einer verzwickten Lage es immerdar am klügsten ist, eine rasche Entscheidung zu fördern und den Dingen gerade ins Antlitz zu sehen. Denn, dachte sie, ist es dieser Jungfrau ernst mit ihrer Weigerung, so wird ihr ein Kuß mehr zu den übrigen keinen argen Schaden bringen, falls sie nur den Burschen seinem Eide gemäß nie wieder mit Augen sieht. Bricht er aber den Schwur, so wird er ihr auf alle Fälle so gemein und verächtlich werden, daß sie ihr Herz mit Schaudern von ihm wendet, und er mag in seiner Schande vor ihr dahinfahren. Darum ist es gut, ich thue nach seinem Wunsche, ob ich ihm gleich jetzt noch nicht viel Gutes zutraue.

So nickte sie ihm Gewährung, fuhr schweigend Bord an Bord mit ihm an ihr Klostereiland und erlaubte ihm daselbst zu landen. Er mußte aber draußen stehen und harren, indessen sie ins Haus ging, mit der Jungfrau zu reden.

Und er blieb eine beträchtliche Weile in sorgender Einsamkeit; es war so still um ihn her vom Meere zu den Bergen, als ob er der einzige lebendige Mensch wäre mitten in einer erstorbenen Welt; und doch trug er in seiner Brust einen Entschluß, durch den er leicht in wenigen Stunden von der lebend erwachenden Welt als ein todter Mann erblickt werden konnte.

Doch als endlich die Nonne wieder erschien, führte sie Kalomira mit sich an der Hand. Perikles aber sah, daß sie ihr Antlitz tief in den Schleier verborgen hatte, und sprach: „Willst du mir thun nach meinem Verlangen, so enthülle dein Haupt, daß ich den Eid frei vor deinem offenen Antlitz leisten könne."

Stumm gehorchte sie dieser Mahnung und schlug den Schleier über die Schulter zurück, und Perikles sah, sie war blaß wie eine Lilie. Da sprach er mit zitternder Stimme seinen Eid, ganz wie er ihn Anastasia zuvor verheißen hatte. Und dann umfing er die Geliebte, die sich nicht wehren durfte, und küßte sie auf den Mund und die Augen; und er fühlte, wie Thränen leise ihren Wimpern entströmten. Auch erwiderte sie ganz heimlich seinen Kuß, denn sie dachte, sie würde ihn auf Erden nimmer wiedersehen, und wußte doch in diesem Augenblick, daß sie ein großes Wohlgefallen an ihm gewonnen hatte. Und wäre nicht ihr Stolz und ihre Pflicht gewesen, sie hätte ihn am liebsten für ihre Lebenszeit in ihren Armen festgehalten.

Nachdem Perikles in solcher Weise eines kurzen süßen Glückes theilhaftig geworden, richtete er sich rasch empor und sagte laut mit fester Stimme:

„Jetzt will ich meinen Eid lösen, wie ich ihn geschworen habe, und noch ein Stück darüber. Ich habe verheißen, den Fuß nie wieder auf ein Land zu setzen, das dich trägt, Kalomira. Nun aber füge ich hinzu und schwöre bei allen

Digitized by Google

Heiligen, ich werde den Fuß nie wieder auf irgend einen Boden ſetzen, weder auf das Feſtland, noch auf eine Inſel, noch auf eine Klippe, noch ſelbſt auf ein Schiff, ſondern einzig das Waſſer ſoll mich tragen, ſo lange es kann. Denn wenn dir dein heiliger Name höher ſteht als meine Liebe, ſo will ich eher ſterben, als deiner Liebe entbehren. Darum ſcheide ich jetzt von dir und von der Erde auf ewig, es ſei denn, daß du ſelbſt mich zurückholſt und ſo mit eigener Hand meinen Eid vernichteſt."

Nach dieſen Worten that er einen Sprung, warf ſich, wie er war, von dem Steine ins Meer und begann mit ſtarken Stößen hinauszuſchwimmen.

Die beiden Frauen ſchrieen laut auf, als ſie den wilden Sinn ſeines Schwures erkannten, und Kalomira ſank in die Kniee. Anaſtaſia aber ſprach: „Wahrlich, mich erbarmt dieſes treuen und kühnen Jünglings, den nun jeder Schlag ſeines Armes dem Tode näher bringt; doch ich vermag ihm nicht zu helfen, denn ſein Eid bindet auch mich. Ich will in mein Kirchlein gehen, für ſeine Seele zu beten und für die deine."

Kalomira lag auf ihren Knieen und ſtarrte mit Grauſen und Entſetzen dem Schwimmer nach. Sie erkannte wohl, es war ihm grauſam ernſt mit ſeinem Schwur; er ſchwamm und ſchwamm mit rüſtigen Armen, als gelte es ein herrliches Ziel zu gewinnen. Kalomira blieb erſtarrt in hülfloſer Angſt, indeſſen die Minuten gingen. Ja, ſie wußte, ſie konnte ihn retten, ſie allein in der Welt, jetzt noch, dieſen Augenblick noch — aber dann war er auch ſeines Eides entbunden, dann war ihm alle Macht über ſie gegeben, ſie fühlte, daß ſie ihm nicht mehr zu widerſtehen vermochte. Und dann war ſie eine Pflichtvergeſſene vor ihrem Volke, des himmliſchen Segens bar und unwerth, ſie mußte fortan die Augen niederſchlagen, wo ſie das Haupt ſonſt hoch und herrlich getragen.

Und eine entſetzliche Furcht ergriff ſie vor irgend einer dunkel drohenden göttlichen Strafe für ihren Abfall wie vor einer fernen Gewitterwolke, die das Herz mit dumpfer Ahnung künftigen Unheils niederdrückt. Und dieſe Angſt riß wie ein Sturmwind alle anderen Gedanken aus ihrer Seele, dieſe ungewiſſe Angſt vor der geheimnißvoll richtenden Allmacht über den Wolken. Es war zu Schweres auf ihr Haupt gewälzt in dieſer Stunde, ihr heiliges Amt des Segenſpendens lag plötzlich auf ihr wie eine zermalmende Laſt, und gern hätte ſie alle Ehren hingegeben für ein einziges Wort, ein Zeichen von oben, das ihr Verzeihung gewährte, nur Verzeihung und nichts mehr, wenn ſie ihr ſtilles Gelübde brach.

Sie ſchloß die Augen gewaltſam vor dem Schrecklichen, das ſich draußen auf dem Meere vollziehen ſollte; ſie preßte beide Hände wie im Krampf vor ihr Antlitz, ſie brach zuſammen und drückte die Stirn feſt auf den harten Stein — da war es ihr, als habe ſie einen leiſen Todesſeufzer vernommen; es war nur der Seufzer ihrer eigenen Bruſt, der ihr ſo fremd erſchien, als käme er ihr dort aus jener Ferne; und ſie ſprang wieder empor auf ihre Füße, riß die Augen weit auf und ſtarrte hinaus zu dem verlorenen Manne im einſamen Meer.

Schon war er ſo weit vom Lande entfernt, daß er ſchwerlich mehr zurückkommen konnte, auch wenn er gewollt hätte; nach aller menſchlichen Berechnung mußte ihm die Kraft lange vorher verſagen. Und er ruderte doch immer noch weiter, ſie ſah die ruhige, gleichmäßige Bewegung ſeiner Arme, die ihn unbeirrt dem ſchauerlichen Ende näher führte. Und rings umher lag das Meer ſtumm und unbelebt in der leuchtenden Mondnacht, kein Schiff, kein Nachen war weit und

Digitized by Google

breit zu erspähen. Noch ragte sein Haupt kräftig über der glatten Flut empor — doch jetzt verschwand es, die Kraft der Glieder schien plötzlich zu erlahmen ... doch es zeigte sich wieder, nur ein Augenblick war es gewesen, vielleicht ein Versuch, die Qual langsamer Ermattung freiwillig abzukürzen.

Aber dieser eine Augenblick entschied den langen Kampf des erschütterten Mädchens.

„Allheilige Jungfrau!" betete sie leise, aber gewaltig, „strafe mich, schlage mich, zerschmettere mich, aber laß mich ihn retten! Denn sieh, er ist ohne mich ja ganz verloren!"

Und sie sprang in den Nachen, und von verzweifelten Ruderschlägen getrieben, schoß das leichte Fahrzeug dem fernen Schwimmer nach, allmählich die Weite der trennenden Fläche verringernd. Laut rief Kalomira seinen Namen über das Wasser, und er wandte das Antlitz herum; aber dennoch schwamm er weiter, langsamer gewiß und matter, doch er hielt seinen Eid bis zum letzten Augenblick. Immer schneller näherte sich das Boot dem lebendigen Ziele, immer freudiger wuchsen die Kräfte der rüstigen Jungfrau, und jetzt endlich, jetzt war sie an seiner Seite und streckte ihm selber die Hände zur Hülfe entgegen. Er vermochte sie zu fassen und sich über den Bord zu heben, aber dann sank er bewußtlos nieder auf den Boden des Schiffchens und blieb dort liegen bleich und ohne Leben. Kalomira küßte ihn leidenschaftlich auf den Mund und versuchte ihn damit wie jüngst auch diesmal zu Kräften zu bringen. Doch nun zeigte es sich, daß ihre heilige Macht wirklich ganz von ihr gewichen war.

Da ruderte sie mit tüchtiger Menschenkraft zu dem Eiland zurück und rief die Nonne zu eiliger Hülfe herbei. „O Anastasia," sagte sie entschuldigend, „ich konnte nicht anders, ich habe ihn mir zurückgeholt!"

Doch die nickte nur ganz zufrieden, und Beide trugen den leblosen Körper in die Capelle und legten ihn nieder unter das Bildniß der Gottesmutter, ihn ihrer Fürsorge zu empfehlen. Aber doch versäumten sie nicht, mit ihren Händen der Göttin tapfer beizuspringen, sie rieben und wärmten ihn und stärkten ihn mit Wein. Und nicht allzu lange währte es, da erfüllte die Panagia ihre Bitte und goß dem Jüngling frisches Leben in die erstarrten Glieder.

Am anderen Morgen mit dem Frühsten besandte Anastasia durch den Fährmann den Priester Chrysikopulos von Gasturi; denn Kalomira war während der Nacht in eine so schwere Verzagtheit gefallen, daß nichts sie aus ihrer Trübsal aufzurichten vermochte. Als Panagiotis nun kam und sah, wie sich die Dinge gefügt hatten, zugleich aber auch erkannte, wie schwer seine Tochter die gebrochene Pflicht ertrug, da streichelte er sie, lächelte gütig und sprach:

„Das mag noch Alles gut werden, wenn wir Geduld haben mit unserer frommen Gemeinde und den Leuten Zeit lassen, sich von einem alten Wahne langsam zu entwöhnen. Ich will euch Beide hier sogleich in diesem Heiligthum als rechtmäßige Ehegatten zusammensprechen. Wenn ich darüber ein wenig in Strafe verfalle, so soll mich das dieses eine Mal nicht allzu sehr verdrießen. Dann sollt ihr einen Monat in tiefer Verborgenheit unter Obhut der Schwester Anastasia mit einander wohnen; doch nach dieser Frist soll Kalomira in mein Haus zurückkehren und wieder daselbst leben wie zuvor, als ob nichts geschehen wäre, bis mir die Zeit gekommen scheint, dem guten Volke Alles zu offenbaren."

Es geschah nun Alles so, wie er gerathen hatte. Nach einem Monat ge-

Digitized by Google

heimen Glückes lebte Perikles die folgende Zeit in freiwilliger Verbannung auf dem Eiland Pantokrator bei den zwei Mönchen, diente ihnen als Fischer und hatte daselbst seine Treue in langer Entsagung zu bewähren. Die junge Gattin kehrte nach Gasturi zurück, pflag ihres frommen Amtes wie zuvor und empfing ihre Gaben. Niemand wußte von dem Geschehenen, nur waren ihrer Viele, die sich wunderten, daß auf einmal all jene strahlende Frische und beglückende Heiterkeit in ihr schönes Antlitz zurückgekehrt war, die sie vor Jahren als Kind besessen. Und es gab Keinen, dem das mißfallen hätte, vielmehr schien alles Glück und alles Gute im Lande nur desto schöner zu wachsen, und die Leutchen gediehen in stiller Arbeit immer noch besser.

Als nun ihre Zeit gekommen war, genas Kalomira heimlich eines Kindleins, und als dasselbe zur Taufe kommen mußte, ließ der Priester die ganze Gemeinde sich versammeln, zeigte das Neugeborene und sprach:

„Wie ihr wisset, ward unsere Tochter Kalomira mit besonderen Gaben zu unser Aller Bestem vom Himmel ausgerüstet; aber ein Irrthum war es, wenn ihr wähntet, der Himmel wolle ihr zugleich eigenes Glück der Liebe und trauter Häuslichkeit entziehen, daß sie euch Anderen allein zum Heile lebe. Nein, die Heiligen machen nicht dergleichen Bedingungen und Vorbehalt; wen sie begnaden wollen, dem schenken sie die Fülle ihrer Herrlichkeit aus freier Güte und ohne dafür ein Gegenopfer zu heischen. Und dessen sollt ihr jetzt ein vollgültiges Zeugniß sehen. Ist etwa im Laufe des jüngsten Jahres der Segen in unserem Lande geringer geworden, als er früher gewesen? Habt ihr nicht im Herbst des Weines und jetzt im Winter des Oeles die Fülle geerntet? Ist irgend ein gemeines Unglück über euch gekommen? Sind mehr Leute unter uns erkrankt und gestorben als in anderen Jahren? Nichts dergleichen ist mir bekannt geworden, sondern immer blühet unsere Gemeinde wie keine andere rund umher auf diesem Eiland. Und dennoch, sollt ihr nun erfahren, ist unser Segenskind beinahe seit Jahresfrist die gültige Gattin eines Mannes; die himmlischen Gaben aber sind nicht von ihr genommen, und zum Zeichen, daß kein Heiliger ihr zürnt, ward ihr dies Kind beschert, das nun bei euch in gleicher Ehre stehen soll wie sonst seine Mutter; denn in diesem Kinde sollt ihr von Neuem beglückt und gesegnet werden. Und also fordere ich von euch, daß ihr Alle insgemein den heimlichen Ehebund meiner theuren Tochter Kalomira nun öffentlich gutheißet. Wer aber anders gegen sie gesinnt wäre, der soll der neuen Gnade nicht mit theilhaftig werden."

Als Panagiotis geendigt, ging erst ein leises Murmeln der Verwunderung durch die versammelte Schar, doch bald schwoll es an zu lautem Beifall und immer hellerem Jubel; und es ward also Friede geschlossen zwischen der abtrünnigen Kalomira und all ihren Beschützern, ehe noch ein Krieg erklärt war. Und das Glück blieb der Gemeinde getreu und nicht am wenigsten dem jungen Hause, welches Perikles, der Sohn des Xanthippos, in Gasturi sich gründete.

Von ihm wußte man später mancherlei bürgerliche Tugend zu rühmen: Weisheit und Beredsamkeit, meinte Chrysikopulos, habe er von jeher fast ein bischen zu viel besessen.

Digitized by Google

Sophie Germain.

Von

Hugo Göring.

Das neue Stadium, in welches die Discuſſion über die künftige Stellung der Frau in der Geſellſchaft, d. h. über ihren intellectuellen und ethiſchen Werth, getreten iſt, macht es zur literariſchen Pflicht, das Andenken einer weiblichen Erſcheinung zu erneuern, die nicht nur in der geſammten hiſtoriſch gewordenen Frauenwelt vielleicht den erſten Rang einnimmt, ſondern auch innerhalb der von Männern vertretenen Wiſſenſchaft eine hervorragende Bedeutung erlangt hat. Trotz ihrer erheblichen Verdienſte um Mathematik und Philoſophie kennt man doch Sophie Germain kaum dem Namen nach. Spurlos ging vor einigen Jahren das Säculariat ihrer Geburt vorüber: weder die wiſſenſchaftliche noch die belletriſtiſche Tagesliteratur widmete ihr ein Wort der Erinnerung; nicht einmal Frankreich, ihr Vaterland, nahm davon Notiz.

Nur in der deutſchen Reichshauptſtadt feierte der enge Kreis eines philoſophiſchen Vereins das Andenken der Schriftſtellerin, die als bedeutendſte Vorläuferin einer exacten Gedankenrichtung gelten kann.

In der wiſſenſchaftlichen Literatur begegnen wir ihrem Namen nur zweimal: in einer Abhandlung des berühmten Mathematikers G. Kirchhoff, der eine mathematiſche Unterſuchung an die von Sophie Germain überlieferten Vorarbeiten anknüpft, und in der „Kritiſchen Geſchichte der Philoſophie“ von E. Dühring, der ihr einen hervorragenden Rang in der Geſchichte des philoſophiſchen Denkens anweiſt, ja ſie in ſeiner begeiſterten Darſtellung ſogar über Kant und Auguſt Comte ſtellt.

Den ſpärlichen Notizen, die uns über den Lebensgang von Sophie Germain zu Gebote ſtehen, liegt eine einzige authentiſche Quelle zu Grunde: ein kleines Feuilleton des „Journal des Débats“, welches der Florentiner Mathematiker Wilhelm Libri im Mai 1832 als Nekrolog verfaßt hat. Alles, was wir von anderen Berichterſtattern, ihrem Neffen Lherbette, Gartz, Guyot de Fère und Anderen erfahren, iſt entweder nur Wiederholung oder ſogar unrichtige Darſtellung deſſen, was wir nach den Aufzeichnungen Libri's und der Philoſophin ſelbſt erfahren.

Nach dieſen Mittheilungen iſt Sophie Germain am 1. April 1776 zu Paris geboren. Ihre Kindheit fällt alſo in die Zeit, in der ſich bereits die Stürme einer nahe bevorſtehenden politiſchen Umwälzung ankündigten. Im Kreiſe ihrer Familie mögen die Vorwehen der großen Revolution oft den Gegenſtand ernſter Discuſſionen gebildet haben, da ihr Vater als Mitglied der conſtituirenden Verſammlung ſchon früh die Tragweite derſelben erkannt haben durfte. Jedenfalls wirkte die Vorſtellung der kommenden Unruhen beängſtigend auf das Ge-

müth des jungen Mädchens, und so suchte sie nach einer Beschäftigung, welche die ganze Energie ihres Geistes auf das intensivste anspannen und dadurch ihre Besorgniß verscheuchen sollte. Kann es nun auch thatsächlich kaum eine Wissenschaft geben, die eine größere Concentration des Geistes erfordert als die Mathematik, so ist das äußere Moment, welches das dreizehnjährige Kind zu so ernsten und einem Mädchen doch selten naheliegenden Studien führte, immerhin charakteristisch. In ihrem ängstlichen Umhersuchen verfällt sie auf die Lectüre der „Geschichte der Mathematik" von Montucla, einer im vorigen Jahrhundert gangbaren Darstellung der mathematischen Lehren in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Einen tiefen, entscheidenden Eindruck machte auf das junge Gemüth die begeisterte Charakteristik, die der Historiker von dem antiken Mathematiker Archimedes entwirft. Nach dieser Schilderung trägt jeder Zug des berühmten Denkers den Stempel der Genialität: er ist so vertieft in seine Speculationen, daß er die ganze Außenwelt darüber vergißt. Sinnend und forschend lebt er nur in der idealen Welt seiner mathematischen Gebilde; er kehrt sich so von dem Leben ab, verachtet so die Praxis als untergeordnete Sclavin der Theorie, daß er es unterläßt, der Nachwelt eine Beschreibung seiner Maschinenconstructionen zu hinterlassen: so consequent bleibt er in der Sphäre des reinen Denkens. Er arbeitet mit solcher Selbstvergessenheit, daß ihn seine Sclaven erst gewaltsam zur Aufnahme von Nahrung nöthigen müssen. Seine Vaterstadt Syrakus wird belagert, wird erobert; die Straßen der Stadt dröhnen von dem Lärm der wild heranstürmenden Soldaten: er hört nichts, er sieht nichts, sein Auge ist unverwandt auf seine geometrischen Figuren gerichtet. Ein roher Soldat dringt mit gezücktem Schwert in sein Haus ein und droht dem ernsten Denker mit der Waffe. „Verdirb mir meine Kreise nicht!" das ist das Einzige, was Archimedes zu entgegnen hat; und er wird das Opfer eines plumpen Mörders. — So oder in ähnlicher Weise hatte Montucla von dem großen Mathematiker gesprochen und das erhabenste Beispiel von der absorbirenden Macht des mathematischen Denkens vorgeführt. Es ist begreiflich, daß ein so leuchtendes Bild den lebhaften Geist der jungen Sophie ergreifen und mit Begeisterung erfüllen mußte. Sofort ist ihre Entscheidung getroffen: sie hat gefunden, was sie gesucht; sie ist entschlossen, eine Wissenschaft zur Führerin ihres Lebens zu machen, von der sie bis dahin nicht mehr als den Namen gekannt hatte. Ganz autodidaktisch studirt sie seitdem ein Lehrbuch der Mathematik von Bezout, welches sie in der Bibliothek ihres Vaters gefunden hatte; sie überwindet alle Hindernisse, die ihr durch die Schwierigkeit dieser ernsten Wissenschaft sowie durch die sie umgebenden Verhältnisse in den Weg treten. Ihre Angehörigen bemühen sich, die ihrem Alter und ihrem Geschlechte ungewöhnliche Neigung auf alle Weise zu bekämpfen, da sie kein Verständniß dafür haben; und sie setzen ihr, wie es in solchen Fällen fast immer geschieht, äußere Gewaltmittel entgegen. Man entfernt aus Sophiens Zimmer, um sie an der Nachtarbeit zu hindern, das nöthige Leucht- und Heizmaterial, ja selbst ihre Kleider. Aber ihr Lerneifer ist so groß, daß sie trotz alledem in der Nacht wieder aufsteht und bei dem matten Schimmer eines Lämpchens arbeitet; selbst die größte Kälte, bei der die Tinte in ihrem Schreibzeug gefriert, kann sie nicht davon abhalten: sie hüllt sich in Decken ein und genügt ihrem leidenschaftlichen Lerneifer, bis auch ihre Umgebung zu der Einsicht gelangt, daß der Drang des Genius nicht durch Pedanterie unterdrückt werden könne. So legte schon in frühem Alter diese interessante Individualität eine Probe von Energie ab, die sie später zu hohem Ruhme führen sollte. Oft sprach sie mit innerer Genugthuung von dem Glücke, welches sie genossen habe, als sie sich nach langen Bemühungen sagen konnte, daß sie die schwierige Sprache der Analysis verstehe.

Vertieft in die Schriften zeitgenössischer Mathematiker, wurde sie von den Stürmen, welche die große Revolution an ihr vorüberführte, nicht berührt. Ihre Hoffnung auf die Macht der exactesten aller Wissenschaften hatte sie also nicht getäuscht.

Wir mögen über diese Mittheilung urtheilen, wie wir wollen: so viel ist gewiß,

Digitized by Google

daß wir der That eines Genius gegenüberstehen. Der Weg des Genies ist ein vielseitiger. Bei dem Einen erwacht es in früher Kindheit, bei dem Anderen im reifen Mannesalter, hier in der üppigen Umgebung des Reichthums, dort in der ärmlichen Hütte der Entbehrung, bald unter dem belebenden Einflusse frischen Geisteslebens, bald im Alltagsgeleise der philiströsen Traumexistenz. Sein Merkmal ist nicht immer das stürmische, unvermittelte Hervorbrechen, sondern vor Allem das consequente, unverwandte Streben nach einem Ziele, das zähe Festhalten an einer bestimmten Aufgabe bis zu ihrer definitiven Lösung. Gerade dieses letzte Moment macht bei Sophie Germain den wesentlichen Charakterzug der Genialität aus. Deshalb war bei ihr die „Leidenschaft" für Mathematik kein Ergebniß des Zufalles, wie es der französische Biograph auffaßt, sondern durch ihr innerstes Wesen bedingt. Ihre ganze geistige Natur drängte so nach dem Exacten hin, daß eben nur die strengste der Verstandesdisciplinen ihrer Individualität homogen sein konnte.

Als in Paris die polytechnische Schule ins Leben gerufen wurde, verschaffte sich Sophie Germain Hefte nach den Vorlesungen der Professoren. — Fourcroy's Chemie fesselte ganz besonders ihr Interesse, ebenso Lagrange's Analysis. Damals hatten die Professoren die Gewohnheit, am Schlusse der Vorträge ihre Zuhörer zur schriftlichen Darlegung ihrer Ansichten über dieselben zu veranlassen. Dies benutzte Sophie, um unter dem Namen eines Polytechnikers ihre Bemerkungen an Lagrange zu schicken. Der berühmte Mathematiker lobte dieselben; als er später den Namen der wirklichen Verfasserin erfuhr, besuchte er sie und sprach ihr seine Bewunderung in der ehrenvollsten Weise aus.

Das Auftreten eines weiblichen Mathematikers erregte großes Aufsehen, und bald sah sich Sophie Germain von hochverdienten Gelehrten beehrt, deren Unterhaltung ihr fortwährend neue Anregung brachte.

Mit anhaltendem Eifer beschäftigte sie sich mit der Theorie der Zahlen, seitdem Legendre (1798) sein grundlegendes Werk über diesen Gegenstand veröffentlicht hatte. Später lernte sie die Schriften von Gauß kennen, deren Originalität sie mit größter Hochachtung vor dem deutschen Mathematiker erfüllte. Als sie sich hinreichend damit vertraut gemacht hatte, trat sie — auch jetzt wieder unter dem Pseudonym eines Polytechnikers — mit dem berühmten Göttinger Professor in Correspondenz. Dieser antwortete seiner Verehrerin stets auf das liebenswürdigste. Mehrere Jahre wurde dieser Briefwechsel fortgesetzt, als durch einen Zufall dem berühmten Gelehrten der Name seiner Correspondentin verrathen wurde. Als die Franzosen die Stadt Braunschweig belagerten, wo der berühmte Mathematiker wohnte, empfahl Sophie Germain denselben einem Freunde ihrer Familie, dem General Pernetty, welcher die Artillerie befehligte. Die Unterredung, die der General mit dem Gelehrten hatte, klärte den letzteren bald über das Geschlecht seines Pariser Correspondenten auf. In seinem nächsten Briefe sprach Gauß seiner Freundin die höchste Anerkennung aus.

Bis zu dieser Zeit hatte Sophie Germain noch nichts veröffentlicht. Bald aber bot sich ihr dazu eine Gelegenheit, durch die sie in der Gelehrtenwelt zu bedeutendem Ansehen gelangen sollte. Der deutsche Physiker Chladni kam nach Paris und führte dort zum ersten Male seine berühmten, jetzt allbekannten Versuche über die Schwingungen elastischer Platten vor.

Sein Experiment läßt sich in folgender Weise ausführen: man schraubt eine Platte von Holz, Glas oder Metall, gleichviel von welcher Gestalt, ob rund, elliptisch, drei- oder viereckig, derartig fest, daß die Schraube möglichst wenig Raum einnimmt. Man bestreicht die Platte mit einem Fiedelbogen. Durch die hervorgebrachten Schwingungen entstehen Töne, die gleich denen vibrirender Saiten bald höher bald tiefer sind. Die Platte theilt sich für jeden dieser Töne in schwingende Theile ab, welche durch Ruhe- oder Knotenlinien getrennt sind. Je höher der Ton wird, um so zahlreicher werden die Linien, d. h. um so geringer die Ausdehnung der schwingenden Theile. Um die Existenz der Knotenlinien nachzuweisen, streut man auf die Oberfläche der Tafel feinen, trockenen

Digitized by Google

Sand, welcher während des Tönens in die Höhe hüpft und niederfällt und sich endlich an den Knotenlinien anhäuft. Auf diese Weise entstehen die Klangfiguren, die man noch jetzt nach Chladni benennt. Bei seinen ersten Demonstrationen in Paris erregte er damit großes Aufsehen. Napoleon I., vor dessen Augen sie ausgeführt wurden, interessirte sich lebhaft dafür, bedauerte aber, daß ihnen die mathematische Begründung fehlte. Um die Gelehrten zur Lösung dieser Aufgabe anzuregen, ließ er von der Akademie einen außergewöhnlichen Preis ausschreiben. Der große Lagrange prüfte die Aufgabe und erklärte, daß zur Lösung derselben erst eine neue Rechnungsart erfunden werden müsse. Dieser Ausspruch aus dem Munde einer so imponirenden Autorität entmuthigte die Mathematiker. Trotzdem versuchte Sophie Germain eine Lösung der Aufgabe. „Schon beim ersten Anblicke der Chladni'schen Experimente" — so schreibt sie selbst in der Vorrede zu ihren 1821 erschienenen „Recherches sur la théorie des surfaces élastiques" — „schien mir die mathematische Begründung dieser Erscheinungen möglich. Aber die Schriften eines Mathematikers, welche die Theorie des Schalles behandelten, überzeugten mich bald, daß diese Untersuchung an Schwierigkeiten geknüpft sei, die ich noch nicht einmal geahnt hatte. Dennoch beschäftigte mich immer noch das Problem. Ich studirte eine vorbereitende Abhandlung Euler's, aber nicht in der Absicht einer Bewerbung um den außergewöhnlichen Preis des Institutes, sondern nur im Interesse eines tieferen Verständnisses für die Schwierigkeiten, welche gerade die Formulirung der Preisaufgabe andeutete. Weder das Bewußtsein meiner Unfähigkeit, noch der Mangel systematischer Uebung im Gebrauche der Analysis, noch die kurze Frist, die mir bis zum Termin der Bewerbung (October 1811) übrig blieb, — nichts konnte mich abhalten, dem Institut eine Denkschrift zu überreichen, in welcher ich die Hypothese entwickelte, die ich mir gebildet hatte. Ich war davon überzeugt, daß dieselbe einige Beachtung verdiente, und es lag mir sehr viel daran, sie dem Urtheil der Akademie zu unterbreiten.

„Ich hatte erhebliche Fehler darin gemacht: auf den ersten Blick konnte man sie erkennen. Man hätte darauf hin die ganze Arbeit verwerfen können, ohne sich die Mühe einer weiteren Durchsicht zu nehmen. Glücklicherweise erkannte Lagrange, der zur Prüfungscommission gehörte, die Hypothese und leitete daraus die Gleichung ab, die ich hätte finden müssen, wenn ich die Gesetze der mathematischen Rechnung genau beachtet hätte. Als ich sah, daß der große Mathematiker, den selbst bis dahin die Schwierigkeit der Untersuchung abgeschreckt hatte, der von mir aufgestellten Hypothese eine wissenschaftliche Tragweite zuschrieb, gewann sie in meinen Augen einen höheren Grad von Bedeutung.

„Auf den ersten Blick steigerte sie meine Erwartungen: sie erfüllte in der That alle Bedingungen, die die Beobachtung erforderte.

„Von Neuem stellte die Akademie dieselbe Preisaufgabe und gab dazu eine Frist von zwei Jahren. Zum 1. October 1813 schickte ich eine Denkschrift ein, worin ich die bereits bekannte Gleichung abermals zur Geltung brachte. Meiner Arbeit wurde die ‚ehrenvolle Erwähnung' zu Theil. Völlig genügend war sie noch immer nicht erschienen. Erst bei einer dritten Preisaufgabe erreichte ich mein Ziel.

„Die Commission bestimmte mir für die Arbeit, die ich am 1. October 1815 eingereicht hatte, den ersten Preis. Da aber mein Beweis doch noch nicht völlig genügend erschienen war, ließ ich nicht nach, immer von neuen Seiten das Problem zu beleuchten, meine Versuche zu erweitern, meine Rechnungen zu wiederholen und mein Nachdenken zu vertiefen. Stets aber fand ich neue Gründe, die meine ursprüngliche Ansicht stützten."

Zur Bestätigung ihrer Theorie veröffentlichte nun Sophie Germain auf Veranlassung Fourier's und Legendre's 1821 ihre „Recherches sur la nature des surfaces élastiques" und 1826 ihre „Remarques sur la nature, les bornes et l'étendue de la question des surfaces élastiques". Außer diesen beiden in Buchform erschienenen Publicationen finden sich noch einige Abhandlungen von ihr in Crelle's „Journal für reine und ange-

Digitized by Google

wandte Mathematik" (Berlin) und in den „Annales de chimie et de physique" (Paris).

Drei Jahrzehnte lang stand ihre Hypothese unangefochten da, ja unserer Denkerin wurde die Genugthuung zu Theil, daß ein höchst verdienstvoller Mathematiker, Poisson, in seiner Abhandlung „Sur l'équilibre et le mouvement des corps élastiques" ihre Theorie bestätigte, indem er auf ganz selbständigem Wege zu demselben Resultate kam. Erst der deutschen Wissenschaft gelang es, beide Theorien zu berichtigen. G. Kirchhoff, jetzt eine der Zierden der Berliner Universität, war es, der in einer Abhandlung „Ueber das Gleichgewicht und die Bewegung einer elastischen Scheibe" durch eine gründliche Beweisführung die alte Hypothese widerlegte (1850).

Nach einer anderen Seite hin erweiterte Sophie Germain ihre mathematischen Studien, indem sie sich mit der Zahlentheorie beschäftigte. Sie kam dabei zu ganz selbständigen Resultaten, die Legendre der Mittheilung in seiner „Théorie des nombres" für werth erachtete.

Als die Juli-Revolution ausbrach, zog sich Sophie Germain in ihr Studirzimmer zurück und blieb unberührt von den Stürmen derselben. Gerade während der Woche des Kampfes schrieb sie — zum letzten Mal ihre alten Lieblingsideen wieder aufnehmend — ihren „Mémoire sur la courbure des surfaces", der 1831 in Crelle's Journal erschien. So war sie der jugendlichen Begeisterung für ihr antikes Vorbild treu geblieben, dessen Heroismus ihr die Liebe zu der exactesten aller Geistesdisciplinen eingeflößt hatte.

So viel über die Leistungen einer Frau auf einem Gebiete, welches selbst Männer nur in seltenen Fällen mit vollkommenem Verständniß durchdringen, in den seltensten productiv beherrschen. Knüpfen sich ja überhaupt die Fortschritte der mathematischen Forschungen nur an die Namen weniger Denker ersten Ranges, da gerade dieses Denken die höchste Steigerung der Geisteskraft erfordert. Gewöhnlich beobachtet man dann, daß Männer, die in der Mathematik Tüchtiges leisten, mit einer gewissen Einseitigkeit von anderen Wissenschaften sich abschließen und jene Gattung von gelehrtem Zopfthum bilden, welche man als den Typus lebensunfähiger Isolirwisser mit Recht zu belächeln pflegt.

Sophie Germain wußte die dem „Fachgelehrten" so naheliegende Gefahr der Vereinseitigung zu vermeiden. Der den Frauen eigene Trieb nach universell-harmonischer Bildung führte sie dahin, sich ein allgemeines Wissen von Welt und Menschen anzueignen. Dadurch blieb sie dem jederzeit fern, was manche andere „in Gelehrsamkeit" arbeitende oder dilettirende Frauen so unangenehm macht, ja sie meistens der edleren Weiblichkeit beraubt, dem Charakter des „Blaustrumpfes".

So hatte sie sich ganz besonders in den Naturwissenschaften gründlich orientirt und in der Geschichte, Geographie und Ethnologie bedeutende Kenntnisse erworben. Selbst die lateinische Sprache hatte sie autodidaktisch so vollkommen erlernt, daß sie mit Leichtigkeit die römischen Classiker und die lateinisch geschriebenen Werke der bedeutenden Mathematiker ihres Jahrhunderts lesen konnte. Aber die lateinische Sprache diente ihr durchaus nicht als Element der sogenannten allgemeinen Bildung, welche dieselbe als besonders formalistisch schulende Disciplin betrachtet, sondern sie galt in ihren Augen nur als Mittel der Bildung: denn wären besonders die Werke Newton's und Euler's nicht in lateinischer Sprache abgefaßt, so würde unserer klar urtheilenden Denkerin das Studium der lateinischen Sprache gewiß nicht in den Sinn gekommen sein. In allen diesen Wissensgebieten hat sie productiv gearbeitet: in ihrem literarischen Nachlasse fanden sich werthvolle Abhandlungen über historische, antik-geographische, naturwissenschaftliche und besonders philosophische Gegenstände. Am eingehendsten hatte sie sich mit Philosophie beschäftigt. Wie weit sie diese beherrschte und im exact philosophischen Denken geübt war, beweist eine hinterlassene Schrift, die sie wenige Wochen vor ihrem Tode auf ihrem Krankenlager verfaßte und die ihr Neffe Lherbette herausgegeben hat. Es sind die „Allgemeinen Betrachtungen über den Charakter

der Wissenschaften und der belletristischen Literatur in ihren verschiedenen Entwickelungsperioden" (Considérations générales sur l'état des sciences et des lettres aux différentes époques de leur culture). Ein Jahr nach dem Tode der Verfasserin (1833) wurden sie veröffentlicht und scheinen nur einem engen Kreise von Lesern bekannt geworden zu sein.

Die meisten Historiker der Philosophie kennen sie nicht. Nur Dühring erwähnt sie in drei seiner neueren Werke mit größter Anerkennung, widmet ihr in seiner „Kritischen Geschichte der Philosophie von ihren Anfängen bis zur Gegenwart" (3. Aufl. Leipzig 1879) eine ausführliche, rühmende Besprechung und setzt der bisher Vergessenen ein Denkmal, indem er ihr einen verdienten Ehrenplatz in der Geschichte der Wissenschaft anweist. Während Sophie Germain sonst wenig von den metaphysischen Systemen hielt und sie deshalb „Romane der hervorragenden Denker" nannte, beurkundet sie in diesem Werkchen eine Selbständigkeit im metaphysischen Denken, die wahrhaft bewundernswerth erscheint. „Sie hat gezeigt," sagt Dühring, „wie es möglich ist, in einer Composition von geringem Umfange nach erheblichen Richtungen hin mehr Gedankengehalt sichtbar zu machen und eine consequentere systematische Grundanschauung darzulegen, als man in bändereichen Werken antrifft. Ihre Schrift schließt in bescheidenem Raume nichts Geringeres ein, als ein logisch-ästhetisches Programm für die Grundformen der zukünftigen exacten Gestaltung aller Wissenschaft, sowie auch der literarischen und künstlerischen Thätigkeit."

Interessant ist in diesem Werke besonders die Darlegung, in der die Denkerin den Zusammenhang nachweist, in welchem Wissenschaft und Dichtung durch einen gemeinsamen Grundgedanken stehen. „Betrachtet man" — so führt sie aus — „die verschiedenartigen Bethätigungen des menschlichen Geistes von einem universellen Gesichtspunkte aus, so staunt man über ihre innere Gleichartigkeit. Ueberall erkennt man das Walten bestimmter Gesetze: wo dies nicht der Fall ist, da macht sich der Mangel sofort geltend; und dann hat ein Werk, mag es nun eine Fülle von Gelehrsamkeit in sich bergen oder der einfachen Unterhaltung dienen, keine Lebensfähigkeit: einer kurzen Berühmtheit wird ein völliges Vergessen folgen.

„Die Gesetze, von denen wir sprechen, haben längst das Denken des Menschen beherrscht, bevor er Zeit hatte, darüber nachzudenken. Das Bild des Weltganzen spiegelte sich in ihnen; das Gedächtniß hat sie nachgebildet; die Phantasie ist selbst in ihren wunderlichen Ausschweifungen von ihnen abhängig geblieben. Später haben sie dem Verstande als Führer gedient.

„Wäre es uns verliehen, in das Innere der Natur einzudringen, kämen die Beobachtungen, das Nachdenken, die Theorie, welche den Reichthum unseres Wissens ausmachen, nicht vom Menschen, so könnten wir uns mit Sicherheit für eine dieser beiden Voraussetzungen entscheiden: entweder zeigt uns die Grundform, die wir in uns und in den äußeren Objecten finden, die Eigenschaften des Seins, oder diese Grundform gehört nur uns an und bezeugt uns die Art und Weise, in der wir die Möglichkeiten erfassen können.

„Dieses erhabene Wissen bleibt uns für immer verschlossen. Beschränken wir uns jedoch darauf, zu untersuchen, in wie weit ein tieferes Gefühl für Ordnung und Ebenmaß uns zum Merkmal der Wahrheit in allen Dingen wird, so werden wir zu der Einsicht gelangen können, daß unsere Bemühungen in den verschiedenartigsten Wissensgebieten, die auf ein und dasselbe Ziel gerichtet sind, auch in einer und derselben Weise vollzogen werden.

„Es handle sich nun um den Entwurf zu einem Werke, um den Gegenstand einer Dichtung: der Verstand verlangt Klarheit, er will, daß die Theile unter einander kunstvoll verbunden seien, damit ihr Zusammenhang augenblicklich hervortrete, er strebt nach einer leicht zu erfassenden Anordnung, er liebt die Einfachheit, die Quelle der Anmuth. Die Einführung des Wunderbaren ist denselben Gesetzen unterworfen. Die Phantasie kann sich in kühnen Dichtungen ergehen: alsdann aber muß ein gewisses Maß von Verstandesthätigkeit den Mangel an Realität der Gebilde ersetzen. Die Kundgebungen des ästhetischen Gefühls und die Urtheile des Verstandes gleichen

Digitized by Google

einander; Ordnung, Ebenmaß und Einfachheit bleiben intellectuelle Nothwendigkeiten. Die Gegenstände sind verschieden: aber das Urtheil stützt sich beständig auf diese universelle Grundform, die in gleicher Weise dem Schönen und dem Wahren angehört.

„Wollen wir die Naturwesen studiren, so ordnen wir sie nach unserer entsprechenden Auffassung: und der methodische Begriff der Gattungen und Arten verleiht der Naturgeschichte das Gepräge des menschlichen Geistes.

„In den exacten Wissenschaften tritt das Gefühl für Ordnung und Ebenmaß, welches sonst überall entweder das ästhetische Gefühl oder den Verstand leitet, vor der sicheren Erkenntniß einer bestimmten Ordnung erkannter und meßbarer Verhältnisse zurück. Man möchte sagen, der menschliche Geist habe im Besitze eines neuen Erkenntnißmittels seinen gewohnten Weg verlassen. Die Uebereinstimmung mit seinem inneren Vorbilde ist ihm nicht mehr das Merkmal der Wahrheit, der er näher steht: der Gegenstand seiner Forschung bietet im höchsten Grade die Bedingungen, nach denen er sonst immer strebt; und die Aufmerksamkeit, die sich auf dieses glückliche Ziel gerichtet hat, geht ganz darin auf.

„Ohne Zweifel bringt die Lectüre eines Werkes, welches das Product der Phantasie ist, einen anderen Eindruck hervor als das Studium eines mathematischen Werkes. Ebenso steht es fest, daß diejenigen Individualitäten, die sich nur ästhetischen Anregungen erschließen, diese Richtung ganz einseitig cultiviren und dadurch zu ernsthafter Verstandesanstrengung total unfähig werden, während andere, die ausschließlich exacte Wissenschaften betrieben haben, zerstreut oder unsicher werden, wenn sie nicht einer völlig beweisbaren Wahrheit gegenüberstehen.

„Doch wollen wir keineswegs zu dem Schlusse leiten, daß nicht ein gemeinsames Band zwischen äußerlich so verschiedenartig erscheinenden Geisteswerken bestehe. Im Gegentheil: fassen wir nur ihre Entstehung ins Auge, so sehen wir bald ein, daß der menschliche Geist bei all seinen Conceptionen von der Aussicht auf bestimmte Ergebnisse geleitet wird, nach denen alle seine Bemühungen hindrängen. Sehen wir nur zu, in welcher Weise er sich bethätigt, so werden wir uns bald davon überzeugen können, daß er immer einem unumstößlichen Gesetze folgt. Prüfen wir die verschiedenen Epochen des geistigen Schaffens, der erhabensten Gestaltung der poetischen Literatur wie der rein wissenschaftlichen Forschungen, so werden wir deutlich erkennen, daß Beides von dem Gefühl für Ordnung und Ebenmaß durchdrungen ist, wie überhaupt jede geistige Regung davon beherrscht wird.

„Wir können uns darüber nicht wundern: denn der menschliche Geist folgt Gesetzen, und zwar denen seiner eigenen Existenz; diese bieten ihm das gemeinsame Maß für alle Dinge, die er außer sich erfaßt; sie werden nothwendiger Weise der Antrieb zu seinen Bethätigungen, die Quelle aller seiner Freuden.

„Aus einem und demselben Grunde gefällt uns in der Wissenschaft, in der Kunst und in der poetischen Literatur ein geistvoller Gedanke oder ein Strom von Beredsamkeit: es offenbart sich darin ein Reichthum von Beziehungen, die uns entgangen waren. Wir sehen uns dadurch mit einem Male in eine höhere Sphäre versetzt, in der sich uns eine überraschende Einheit von Gedanken und Gefühlen offenbart. Die Freude darüber erregt uns; unwillkürlich danken wir dem Autor: und dieser Dank gewährt uns selbst wieder eine neue Befriedigung.

„Sehen wir nun zunächst zu, worin die ersten Versuche bestehen.

„Der Dichter hat seinen Stoff gewählt: eine Fülle von Gedanken strömt ihm zu und belebt seine Phantasie. Ein Ueberschuß an poetischer Kraft scheint die Dichtung zur Vollendung zu bringen: da geräth das innere Getriebe in Verwirrung und Stockung: der Dichter zögert, bleibt stehen, kehrt wieder um. Aus diesem stürmischen Ringen mit den verschiedenartigsten Entwürfen tritt endlich eine einfache Idee hervor. Mag sie der Dichter nun schon früher gehabt oder erst jetzt erfaßt haben, jedenfalls ist sie es, die er suchte.

„So werden durch eine Beobachtung, ein unerwartetes Factum neue Forschun-

Digitized by Google

gen angebahnt. Der Mathematiker begrenzt nach einer sorgfältigen Prüfung alles dessen, was ihm in der schon vorhandenen Wissenschaft von Nutzen sein kann, genau den Gegenstand, den er bearbeiten will. Bald ahnt er Resultate, die er noch nicht fest erfassen kann, seine Phantasie schwingt sich auf, um dieselben auf dem Wege zu ergreifen, den er sich selbst gebahnt hat; er fürchtet, sich verirrt zu haben, und kehrt um; eine zahllose Menge neuer Gedanken hat sich den früheren zugesellt; sie verwickeln den Gegenstand und erschweren das Urtheil. Aber mitten aus diesem Chaos greift das Genie eine einfache Idee heraus; diese Wahl steht unbedingt fest; es weiß, daß sie zum Ziele führt.

„Hierauf folgt die Ausführung.

„Der Dichter wird bei dem Entwurfe seines Planes den Grundgedanken niemals aus dem Auge verlieren. Dieser giebt seiner Arbeit gleichartiges Interesse und einheitliche Handlung, was die Quelle aller wahrhaften Schönheit ist; er gewährt ihm die Möglichkeit, dem Bedürfniß nach Ordnung und Ebenmaß Rechnung zu tragen, welchem das allgemeine Bewußtsein den höchsten Rang unter den ästhetischen und logischen Gesetzen verliehen hat. Der Dichter wird mit Wohlgefallen die leitende Idee durchführen.

„Der Mathematiker seinerseits hat fortwährend den glücklichen Gedanken vor Augen, der seinen Forschungen die Richtung anweist. Er muß die ganze Energie seines Geistes darauf verwenden, den Zusammenhang der Wahrheiten aufzufinden, die in dieser ersten enthalten sind: sonst würde die Einheit der Composition auch gar nicht deutlich hervortreten. Die Anordnung seiner Arbeit ist eine ganz bestimmte: er würde sie gar nicht umkehren können. Die Beweisklarheit ist für ihn die Bedingung des Erfolges; er wählt die Methode, die er für geeignet hält, ihn zum Ziele zu führen, und freudig betritt er dann die Bahn, auf die er seine Hoffnung setzt.

„So haben die Schriftsteller, deren Arbeit wir unter einander vergleichen, die ersten Schwierigkeiten überwunden; sie haben in den bestimmten Abschnitten das richtige Maß von entsprechendem Umfang eingehalten, welches Ruhepunkte darbietet und bezeichnet, ohne das Bewußtsein des Zusammenhanges zu stören.

„Um nun den Rahmen auszufüllen, den sich unsere Autoren gezeichnet haben, werden sie sich noch einmal den Eingebungen ihres Genius überlassen. Aber jetzt, da sie die Grenzen ihres Gegenstandes vollständig fixirt haben, wird der eine nicht mehr befürchten müssen, sich in das weite Gebiet einer in Erdichtungen fruchtbaren Phantasie, der andere, sich in ein Meer von Möglichkeiten zu verlieren, aus dem man nur mit der größten Schwierigkeit auf den festen Boden der beweisbaren Wahrheit gelangt. Noch oft werden im Laufe der Arbeit Gedanken auftauchen, die wenn auch aus dem Gegenstande hervorgegangen, so doch den raschen Fortschritt oder die Klarheit der Entwickelung beeinträchtigen können. Wollten aber unsere Autoren zu viel Sorgfalt auf die Vermeidung eines solchen Uebermaßes von Erfindung verwenden, so würden sie den Schwung ihrer Gedanken lähmen. Wenn sie später ihre ursprünglichen Entwürfe wiedersehen, so werden sie davon nur die nothwendigsten Elemente beibehalten. Indem sie ihre Rolle wechseln, werden sie die Richter ihres eigenen Werkes.

„Zunächst prüfen sie den Gedankengang. Alles, was das Interesse zersplittern oder die Aufmerksamkeit stören und damit die Einheit der Composition vernichten könnte, wird entfernt: alles dieses kann anmuthige Episoden oder gelehrte Anmerkungen bereichern, oder — wenn es dem Gegenstande, der es gerade mit sich brachte, zu fern liegt, um in dem Werke selbst eine passende Stelle zu finden — vielleicht gar die Grundlage einer neuen Schöpfung bilden. So wird oft ein in einer gegenwärtigen Jahreszeit aufgesproßter Zweig der Keim einer künftigen Vegetation.

„Eine andere Seite von Verbesserungen betrifft die verschiedenen Theile der Darstellung. Der Schriftsteller prüft die Wahl der Worte, ihre Anordnung, das Ebenmaß des Verses oder des Satzes. Ueber eine große Menge von Wendungen, die sich schwer vereinigen lassen, bestimmt das ästhetische Gefühl, welches sich bald rasch, bald langsam entscheidet, dessen

Operationen uns oft entgehen, welches aber doch immer den Forderungen des Verstandes entspricht, selbst wenn es nur seiner eigenen Willkür zu folgen scheint.

„Die Sprache der Mathematik läßt ihre eigenartigen Verbesserungen zu; denn auch sie hat ihren Stil, — und nicht alle Autoren schreiben ihn mit einem gleichen Grade von Vollkommenheit. Der Wahl der Worte entspricht hier die der Zeichen. Allerdings beruht ihr Gebrauch so sehr auf Uebereinkommen, daß man bei jeder Gelegenheit erst erklären muß, was sie bedeuten: doch ist ihre Anwendung an gewisse Feinheiten geknüpft, die nicht einzig und allein von den überkommenen Gewohnheiten abhängen. Die Formeln vertreten hier den Satz. Sie können mehr oder weniger elegant sein. Die Analysis spricht zu den Augen. So muß sie, entsprechend der Harmonie oder dem Accord im Reiche der Töne, in ihren verschiedenen Bestandtheilen das Verhältniß von Ordnung und Einfachheit aufweisen. Wer in das Wesen dieser Sprache eingeweiht ist, empfindet bei dem Anschauen der Formeln eine Freude, die ihn zum Studium antreibt. Und wenn die tüchtigen Autoren den feinen Tact besitzen, der ihnen sagt, welche Formel sie niederschreiben, welche nur andeuten dürfen, wenn ihre Entscheidung bald unmittelbar erfolgt, bald auf Ueberlegung beruht, so ist dieser Tact nichts Anderes als das ästhetische Gefühl in seiner Anwendung auf Gegenstände, die man seinem Bereiche fern liegend erachtet hatte.

„So haben wir gesehen, daß in der That die verschiedensten Geistesschöpfungen einander ähnlich sind, daß ein Gefühl für Ordnung und Ebenmaß die ersten Eingebungen des Geistes beherrscht, die Ausführung derselben leitet und noch bei den letzten Verbesserungen des Werkes sich geltend macht.

„Bewegt sich nun auch der Geist immer auf derselben Bahn, so sind doch die Objecte, die er erfassen kann, unendlich mannigfaltig. Im ersten Augenblick muß diese Mannigfaltigkeit mehr überraschen als die Gleichartigkeit der Beziehungen, von denen wir gesprochen haben. Auch haben die Geistesthätigkeiten, die im Grunde dieselben sind, nach dem Wesen der Gegenstände, auf die sie sich beziehen, verschiedene Namen. Die Verschiedenheit der Bezeichnungen, die um so natürlicher ist, als jede Seite unseres Wissens eine Zeit lang alles Andere gewissermaßen ausschließt, sucht das Vorurtheil von einer wirklichen Scheidung der ‚Seelenvermögen' von einander zu bestärken, als wenn z. B. ein Märchen nicht von den Gesetzen des Verstandes abhängig wäre und die Entdeckung eines Naturgesetzes ohne Hülfe der Phantasie geschehen könnte. Ohne Zweifel wird uns der Dichter keinen Einblick in die subtilen Erwägungen gestatten, die der Wahl seiner allegorischen Gestalten vorausging, für welche er sich entschieden hat; und der geniale Denker, der ein Geheimniß der Natur entdeckt, wird uns ebenso wenig sagen, wie oft seine Phantasie sich vom richtigen Wege entfernt hatte. Vielmehr hat jeder Autor allen Fleiß darauf verwendet, die Spuren seiner ersten, noch tastenden Versuche zu verwischen, um nur die dem Gegenstande eigenthümlichen Formen hervortreten zu lassen.

„Der Leser sucht je nach seiner individuellen Stimmung eine angenehme Erholung oder eine ernste Belehrung. Der Titel eines Buches sagt ihm, daß er nur eine Art von Aufmerksamkeit nöthig hat, die er gerade anstrengen will — und er wird naturgemäß zu der Meinung geführt, daß die Autoren selbst entweder aus dem Reichthum einer frei sich ergehenden Phantasie heraus oder nach der strengen Richtschnur einer Deduction geschrieben haben, die keine Abschweifung gestattet. Daher kommt die einst so genau eingehaltene Scheidung zwischen dem Bereiche der Phantasie und dem des Verstandes.

„Fügen wir noch hinzu, daß in einer uns schon fern liegenden Zeit die für eine im Entstehen begriffene Wissenschaft nothwendig strenge Arbeitstheilung die Vorstellung von gesonderten ‚Seelenvermögen' bestätigen mußte. Aber heutzutage, da die Wohlthat der Buchdruckerei dem menschlichen Geiste den Genuß alles dessen sichert, was die vorhergehenden Generationen an Beobachtungen, Vergleichungen, Theorien, unbestrittenen Wahrheiten aufgehäuft haben, braucht er die ersten Schritte nicht mehr zu wiederholen; seine wirkliche Kraft

Digitized by Google

wächst von Tag zu Tag, und auf dem Wege einer vertieften Belehrung sehen wir uns bereits zu diesen Ideen der Einfachheit und Einheitlichkeit zurückgeführt, die einst nur Offenbarungen des Genies waren, welches sein eigenes Wesen erkannte und sich bemühte, die Gesetze desselben auf das ganze Universum anzuwenden.

„Zweifeln wir also nicht mehr daran, daß Wissenschaft, Literatur und schöne Kunst aus einem und demselben Bewußtsein hervorgegangen sind. Sie haben je nach den Mitteln, die das Wesen eines jeden von ihnen bedingen, unablässig erneuerte Abbilder dieses uns innewohnenden Urbildes, eines universellen Typus der Wahrheit, nachgeschaffen, der so scharf in den höheren Geistern ausgeprägt ist.

„Ein Blick auf die geschichtliche Entwickelung des menschlichen Geistes zeigt uns, daß selbst in seinen Ausartungen und vermöge der Gesetze seines Wesens alle seine Bemühungen auf Ordnung, Einfachheit und Einheit in der Conception gerichtet sind."

Hiermit haben wir unseren Lesern eine Reihe von Gedanken vorgeführt, mit denen Sophie Germain wesentliche Grundzüge von dem umfaßt, was sich später bei August Comte, dem Begründer der positiven Philosophie, an verschiedenen Perioden und Standpunkten vertheilte und schließlich zu Seltsamkeiten führte, die der Tact des weiblichen Genius mühelos vermieden hat. Mit gleichem Rechte, aber mit größerem Ruhme kann sie als die eigentliche Vorläuferin derjenigen Philosophie gelten, die die Wirklichkeit zum Maß aller Conceptionen macht und jede Anwandlung zu einer traumhaften Weltvorstellung ausschließt. Ihre philosophische Schrift hat also außer ihrer historischen Bedeutung noch einen selbständigen Werth durch ihren Inhalt, der in jeder Beziehung modern ist und den gebildeten Leser besser in das Studium der Philosophie einführen kann als alle philosophischen Briefe und ähnliche Populärverwässerungen einer Wissenschaft, die man nur kennen lernt, wenn man sich an die wirklich originalen Denker selbst wendet. Und unter diesen ist selten ein Autor zu finden, der wie unsere Philosophin die Tiefe des Gedankens mit der Anmuth einer Darstellung verbindet, welche die strengen Schlußfolgerungen der Logik in das Gewand lebensvoller Schönheit kleidet und ästhetischen Betrachtungen eine mathematische Genauigkeit verleiht. Wie die mitgetheilte Probe ihres Werkes in fließend eleganter Einfachheit die schwierigsten Denkprocesse — eine Art Psychologie des Genius, eine Analyse des geistigen Schaffens — darstellt, so behandelt das ganze Werk die schwierigen Fragen der Erkenntnißlehre, der Weltsystematik, der Moral und Aesthetik mit dieser geschmackvollen Gründlichkeit, zu der sie durch die Uebung in der mathematischen Ausdrucksweise sich herangebildet hatte.

Man kann das Schriftchen der Philosophin als ihr wissenschaftliches Testament betrachten: nicht nur weil sie darin eine Art psychologischer Rechenschaft über ihre eigene gesammte Denkarbeit ablegt, sondern auch weil sie es kurz vor ihrem Tode abgefaßt hat. Auf dem Krankenlager schrieb sie es — in den Momenten, in denen ihr die heftigen Schmerzen nicht gestatteten, sich mit ihrem Lieblingsstudium, der Mathematik, zu beschäftigen. Lange Zeit vorher nämlich hatten sich schon die Vorboten des schrecklichen Leidens gezeigt, welches ihr den Tod bringen sollte. Als die unheilbare Krankheit — der Brustkrebs — mit ihren trostlosen Consequenzen hervorgetreten war, erwartete die Philosophin mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit und echt philosophischer Resignation ihr Ende. Mit seltenem Heroismus ertrug sie die peinigenden Schmerzen, denen sie am 17. Juni 1831 erlag.

Wahre Herzensgüte und edle Selbstvergessenheit bildeten den Grundzug ihres Charakters, den sie auch während ihres langwierigen Leidens keinen Augenblick verleugnete. Alle ihre Handlungen trugen das Gepräge des reinen Wohlwollens. Es war ihr ein Lebensbedürfniß, Anderen Gutes zu erweisen. Die Tugend liebte sie „wie eine mathematische Wahrheit": denn sie verstand nicht, wie man die Idee der Ordnung auf einem Gebiete lieben, auf dem anderen vergessen könne. Die Idee der Gerechtigkeit und Tugend faßte sie als Idee der Ordnung auf, die der „Verstand" annehmen müsse, selbst wenn sie das „Herz" nicht liebe.

Digitized by Google

Ihre Selbstvergessenheit und edle Bescheidenheit trat in allen Beziehungen des Lebens glänzend hervor und bildet einen erfreulichen Gegensatz zu der gespreizten Eitelkeit, der wir unter den Repräsentanten echter und unechter Wissenschaft so oft mit Widerwillen begegnen. Sophie Germain pflegte die Wissenschaft aus reinster Freude an der Forschung, nicht aus Ehrgeiz oder des materiellen Gewinnes halber: sie war eine viel zu tiefe, innerliche Natur, als daß sie etwas Anderes als das stille Selbstgenießen ihrer Ideenwelt gesucht hätte. Ihre Leistungen erschienen ihr so als natürliches Ergebniß des frei schaffenden Genius, daß sie kaum ein individuelles Verdienst darin erblickte. — Ihre Selbstverleugnung ging so weit, daß sie sich sogar freute, wenn ihre Gedanken, die sie gelegentlich im Gespräche mitgetheilt hatte, von Anderen ausgebeutet wurden. Dabei betonte sie gewöhnlich, daß es nicht darauf ankomme, von wem ein Gedanke ausgehe, sondern ob er richtig sei und welchen Nutzen er bringe. Mit treffend philosophischem Humor nannte sie daher den spießbürgerlichen „Ruhm" den kleinen Raum, den man im Gehirn seines Nächsten einnimmt.

Wie diese kleinen Charakterzüge, so trägt ihr ganzes geistiges Wesen das Gepräge der Genialität. Wenn man die Worte liest, mit denen sie in ihrer philosophischen Schrift den Weg des Genies zeichnet, welches auf sein Ziel schreitet, alle Hindernisse durchbricht, alle Zwischenstadien überspringt, die langgewundenen Pfade der Erfahrung abkürzt und ahnt, ehe es beweisen kann, — so glaubt man einer Charakteristik ihres eigenen Geistes gegenüberzustehen. Ihr Neffe Lherbette erzählt, daß Sophie bei dem Nachdenken über die Chladni'schen Experimente sich plötzlich an die Stirn schlug und ausrief: „Ich habe es gefunden; ich kann es nur noch nicht ausdrücken! Es ist da; es braucht nur noch hervorzutreten!"

So sagte sie bei einer anderen Gelegenheit, sie habe die Mathematik durch das Gefühl gelernt — wie eine andere Frau die griechische Sprache. So richtig dies nun in Bezug auf die Mathematik, einer von der Verstandesthätigkeit und Phantasie abhängigen Wissenschaft, ist, so wenig kann man es von den Sprachen sagen, die nur eine Art conventioneller Kenntnisse ausmachen. Das Gefühl in diesem Sinne ist ein nicht vollständig entwickelter Schluß: das Genie hat in einem solchen Falle gerade logisch gefolgert, nur so schnell, daß es sich dessen nicht bewußt wird, daß es keine Rechenschaft darüber ablegen kann.

Mit dieser Erklärung, die sie ihrem eigenen Ausspruche beifügt, schließen wir die Mittheilungen über eine Frau, die durch die Vorzüge ihres Geistes und Charakters nicht nur ihr Geschlecht überragt, sondern auch den männlichen Vertretern der Wissenschaft als erhabenes Vorbild gelten kann.*

* Nachdem vorstehende Mittheilungen geschrieben waren, erschienen vor Kurzem: „Œuvres philosophiques de Sophie Germain, suivies de pensées et de lettres inédites et précédées d'une notice sur sa vie et ses œuvres" par H. Stupuy. Paris, Paul Ritti, 1879. Dieser 373 Seiten umfassende Band bringt viel Neues. Da wir ihn für obigen Bericht leider nicht mehr verwerthen konnten, so werden wir bei anderer Gelegenheit darüber referiren. Jedenfalls gebührt dem Herausgeber und Verleger die Anerkennung, eine Ehrenpflicht gegen eine Schriftstellerin erfüllt zu haben, auf welche Frankreich Recht hat, stolz zu sein.

Digitized by Google

Gustav Adolf, Wallenstein und Tilly.

Von

Emil Freiherrn v. Schleinitz.

Welch eine Reihe von folgenschweren, welthistorischen Begebenheiten ist an die Verbindung dieser Namen geknüpft! Zwar tritt vor dem gewaltigen allgemeinen Leben, das sich in ununterbrochenem Zusammenhange in der Weltgeschichte vollzieht, das persönliche weit zurück, denn auch den hervorragendsten Geistern scheint es nur beschieden, zu beginnen oder fortzusetzen, ohne zu vollenden; auch *sie* sind in ihren Erfolgen abhängig von Kräften, die außerhalb ihrer Machtsphäre liegen; aber dennoch hat auch das Individuum ein selbständiges Leben voll ursprünglicher Kraft und greift aus innerem Drange bestimmend in die Geschichte ein. Zeiten gewaltsamer Erschütterungen, schnell wechselnder Zustände unterstützen das Emporkommen unternehmender Geister und die Entwickelung der Thatkraft. — Auch der dreißigjährige Krieg hat eine Reihe mächtiger Gestalten, wenn nicht geschaffen, so doch hervortreten lassen; aber daneben hat das Schicksal auch wiederum Persönlichkeiten unbedeutenden Geistes und Charakters an einen Platz gestellt, wo sie einen merkwürdig hemmenden Einfluß auf den Gang der Geschichte geäußert. Wenn irgend eine große Zeit reich an unvermittelten, sich nach *allen* Richtungen kundgebenden Gegensätzen, so ist es die, der jene drei hervorragenden Männer angehören. Auch bei ihnen, die sich im gewaltigsten Kampfe mit einander maßen, sind es gerade die Gegensätze, die ihnen ein so besonderes Interesse verleihen. Um ihre Persönlichkeit richtiger zu verstehen, darf man die Bedingungen nicht übersehen, unter denen sie handelnd auftraten, weshalb die Geschichte ihrer Periode bei ihrer Charakterisirung als leitender Faden in nachstehender Abhandlung zu Grunde gelegt werden soll.

Wallenstein ist wenn nicht die außerordentlichste, so doch eigenthümlichste Gestalt oder wir dürfen fast sagen: Hervorbringung seiner Zeit. Es ist bezeichnend für seine gewaltige Natur, daß er zweimal aus eigener Entschließung seinem Kriegsherrn in Augenblicken seine Dienste anbot, wo die Aussicht des Unterliegens die des Siegens überwog. Das erste Mal beim Ausbruch der böhmischen Unruhen, unter Losreißung von den Banden der religiösen Sympathien und der ständischen Vorrechte, die ihn an seine Landsleute fesselten; das zweite Mal in jenem für die europäische Geschichte höchst wichtigen Momente, da Kaiser Ferdinand mit der bisherigen Tradition gebrochen, Friedrich V. der Pfalz entsetzt, den Kurfürsten von Bayern damit belehnt und mit Spanien ein Bündniß zur Wiederherstellung des Katholicismus und Gründung eines allgemeinen Uebergewichts der österreichisch-spanischen Dynastie geschlossen hatte. Als England, Holland, Dänemark, Frankreich, Savoyen und Siebenbürgen, in ihren Interessen dadurch bedroht, sich zu einer

Digitized by Google

Coalition unerwartet verständigten und auch König Gustav Adolf, damals im Kampfe mit Polen begriffen, der Idee einer Wiedereinsetzung Friedrich's V. sich zuneigte, da — in diesem für das Haus Oesterreich kritischen Augenblicke unternahm es Wallenstein, dessen Sache zu führen. Sein Vorschlag, durch seine Vorschüsse, aber im Namen des Kaisers eine Armee aufzustellen, war neu und verlockend, aber auch gefährlich, und man verstand sich in Wien erst nach längerem Bedenken dazu. — Zunächst erschien nur ein Theil der Gegner des Hauses Oesterreich im Felde. Wallenstein hatte mit richtigem Blick erkannt, daß die Entscheidung dort, wo die Verbindung von Dänemark, Holland und England entgegentrat, liegen würde, führte den Krieg in Gemeinschaft mit den Truppen der Liga in Norddeutschland und verstand sich erst, als die Gegner gleichzeitig auch Schlesien ernsthaft bedrohten, zu einem Zuge dorthin; doch ließ er Truppen im Norden zurück. Kam es auch in diesem ersten Kriegsjahre nicht zur vollen Entscheidung, so wußte Wallenstein doch durch diese nach beiden Seiten ins Werk gesetzte Kriegführung eine gewaltige Stellung zu gewinnen. Nach langer Ohnmacht brachte er plötzlich wieder die Autorität des Kaisers im Norden von Deutschland zur Geltung. Schon jetzt leuchtet die Absicht durch, dem Kaiser mit Hülfe der Armee, die er möglichst intact zu halten gedachte, über die mächtigen nicht allein protestantischen, sondern auch katholischen, der kaiserlichen Macht widerstrebenden Autonomien hinweg eine allgewaltige Stellung zu verschaffen. In dem weiteren Verlaufe des Feldzuges wirkten seine hervorragende Tüchtigkeit als Feldherr sowie die zu des Kaisers Gunsten sich umgestaltende politische Lage zusammen. Der König von Dänemark, der auf eine großartige Offensive im Bunde mit den mächtigen Alliirten des Orients und Occidents gerechnet hatte, erlag, als dieselben mit Rücksicht auf anderweitige Verwickelungen sich loslösten, vereinzelt und infolge Zersplitterung seiner Truppen dem Andrange Wallenstein's. Waffenglück und Verdienste hatten Wallenstein nach einander die erbliche Herzogswürde von Friedland, das Fürstenthum Sagan und Mecklenburg, dessen Herzöge, wenn auch ihre Schuld nicht nachweisbar, so doch mit vollem Herzen sich der protestantischen Sache angeschlossen hatten — dieses unter der Form einer Verpfändung — eingebracht. Es ist charakteristisch, daß er es vom Kaiser gefordert.

Die stolzesten Hoffnungen waren nach den errungenen Erfolgen in dem Hause Oesterreich erwacht; Wallenstein verlor sich in kühnem Gedankenfluge mit seinen Plänen bis ins Ungeheuerliche, und es schwebte ihm insbesondere der Gedanke an das deutsche Kaiserthum als einer universalen, die ganze abendländische Christenheit umfassenden Autorität noch einmal in aller Großartigkeit vor. Aber wie weit sollte die Wirklichkeit hinter seinen phantastischen Entwürfen zurückbleiben! Schon die Ausführung des ihn für die Folge bewegenden Gedankens, die Herrschaft des Hauses Oesterreich im Bunde mit Spanien auch auf die nordischen Meere auszudehnen, scheiterte an der Summe der feindseligen Elemente, die sich dagegen verbanden. Es glückte Wallenstein nicht, das in seinem Interesse bedrohte Dänemark und Schweden durch die Anerbietung einer machtvollen Stellung zu neutralisiren; Dänemark, zu noch größeren Rüstungen getrieben, nahm vielmehr die Annäherung Gustav Adolf's, dem die Gefahr für die allgemeine große Sache, der es galt, klar vor Augen stand, an, und beide traten nun an einer Stelle entgegen, an der auch die Liga gleichzeitig feindselig gegen Wallenstein eingreifen sollte. Es war dies bei dem Conflicte mit Stralsund der Fall.

Der heroische Widerstand dieses Bollwerkes des Protestantismus, das seine Autonomie gegen Wallenstein's auf den Besitz der pommerschen Küstenstädte gerichteten maritimen Pläne zu vertheidigen entschlossen war, war nur durch dänische und schwedische Hülfe und dadurch möglich geworden, daß die Liga Wallenstein, der freilich in diesem Kriege wie für die kaiserlich-katholische Sache so für seine eigene auftrat, die erbetene Unterstützung durch Truppen versagt hatte. Es war nicht der erste Ausdruck des principiellen Gegensatzes zwischen der durch Wallenstein repräsentirten aufstrebenden kaiserlichen Macht, die durch Verleihung Meck-

Digitized by Google

lenburgs an ihn als Emporkömmling die alten gesetzlichen Zustande durchbrochen hatte, und der kurfürstlichen Macht, die ihre Prärogative zu wahren entschlossen war; aber er war ein sehr folgenreicher, indem Wallenstein die Belagerung aufgeben mußte, um die in seinem Rücken landenden Dänen zurückzuwerfen. Da er trotz des Sieges bei Wolgast über sie ohne die Hülfe der Liga einem zu befürchtenden gemeinsamen Angriffe Dänemarks und Schwedens nicht gewachsen zu sein vermeinte, so beugte er einem kritischen Augenblicke dadurch vor, daß er — Schweden ausschließend — überraschend mit Dänemark Frieden schloß. In dem Ausschlusse Gustav Adolf's von jeder Einmischung in die deutschen Angelegenheiten begegneten sich die Interessen König Christian's und Wallenstein's. Bei dem Dänenkönig regte sich das Gefühl des deutschen Reichsfürsten und das alter Rivalität, bei Wallenstein kam zu der Einsicht in die ungeheure Bedeutung eines schwedischen Eingriffes noch das persönliche Motiv dazu, daß Gustav Adolf im Gegensatz zu König Christian ihm die Anerkennung als Herzog von Mecklenburg verweigert hatte. Gerade der Frieden aber sicherte ihm dasselbe, nachdem der Kaiser die Entsetzung der Herzöge und deren Nachkommenschaft ausgesprochen, mit allen Hoheiten, Ehren und Rechten definitiv zu. Aber nur für kurze Zeit hielt Wallenstein durch diesen Frieden, der Gustav Adolf aufs tiefste beleidigte, den Gang der Ereignisse auf.

Der Gedanke der Religion, der einst bei den böhmischen Unruhen vorwiegend gewesen, war bei dem Feldzuge in Niederdeutschland vor den politischen Zwecken allmählich weit zurückgetreten. Schon der Charakter der protestantisch-katholischen Armee Wallenstein's war an sich dagegen gewesen. Jetzt nach dem Frieden brachen offene Feindseligkeiten zwischen seinen und den ligistischen Truppen, die anfänglich in Waffenbrüderschaft neben einander für dieselben Ziele gekämpft hatten, aus. Die Aufstellung einer kaiserlichen Armee in solchem Umfange, unter einem Führer mit so ausgedehnten Rechten, der durch Confiscationen die Fürsten, durch Contributionen und Gewaltthätigkeiten selbst die katholischen Länder heimsuchte, war ein noch nicht dagewesener Eingriff in die kurfürstliche Reichsverfassung, die darauf berechnet gewesen war, die Gewalt des Kaisers aufs engste einzuschränken. — Es war ein eigenthümliches, wenn auch natürliches Zusammentreffen, daß gerade jetzt, wo König Christian aus dem Felde geschlagen und die Kurfürsten ihre Prärogative selbst mit Waffengewalt zu vertheidigen entschlossen waren, ihre katholische Majorität den Kaiser zu der bereits seit Jahren angeregten Reclamation aller der in den Besitz der Protestanten übergegangenen Stifte und Güter drängte. Es war das fast gleichbedeutend mit Vernichtung des Protestantismus, weil gerade der Besitz dieser Stifte zu einer fast nationalen Gemeinschaft von Fürsten, Adel, Städten und Einwohnern der benachbarten Gebiete geführt und ein hohes Gemeingefühl hatte aufkommen lassen.

Wallenstein nahm, trotzdem er sein Emporkommen dem Katholicismus verdankt hatte und das Uebergewicht desselben unter kaiserlicher Autorität gern gesehen hätte, sofern nicht eine Erhöhung der ihm verhaßten weltlichen Autorität der Geistlichkeit damit verbunden war, mit ganzer Seele dagegen Stellung, nicht weil der Antrag von seinen Gegnern, den Kurfürsten, ausgegangen war, sondern weil er voraussah, daß die Protestanten sich zu einem Verzweiflungskampfe um ihre heiligsten Güter aufraffen und, wenn nicht anders, Hülfe auswärts suchen würden. — In dieser Zeit erhob sich gerade die Feindseligkeit gegen Oesterreich gefahrdrohender als bisher, indem Cardinal Richelieu dem alten Antagonismus gegen Oesterreich-Spanien durch Wiederbelebung der europäischen Opposition Ausdruck gab, um Spaniens Weiterumsichgreifen in Italien sowie sein Festsetzen im Elsaß und der Unterpfalz, wozu österreichische Hülfe mitwirkte, zurückzuweisen. In dem Wunsche, die Macht des deutschen Kaisers einzuschränken, begegneten sich Frankreich und die Liga bis zu geheimen, einen gegenseitigen Schutz ihrer Grenzen garantirenden Abmachungen, und selbst eine Wahl des Königs von Frankreich zum deutschen Kaiser wurde erwogen. Gerade damals waren die Holländer in siegreichem Vordringen an der Weser und am Nieder-

Digitized by Google

rhein begriffen und hatte Gustav Adolf seinen fast ununterbrochenen Kriegen mit Polen unter französischer Vermittelung durch einen sechsjährigen Waffenstillstand ein Ende gemacht. Wallenstein, der, um Gustav Adolf indirect weiter zu bekämpfen und von einer Einwirkung auf die deutschen Angelegenheiten fern zu halten, den Polen kaiserliche Truppen zu Hülfe gesandt hatte, ahnte, was der Abschluß dieses Waffenstillstandes bedeutete. Da er die Unzulänglichkeit der zu dem bevorstehenden Kampfe vorhandenen Mittel kannte und Heil nur in der Vereinigung der deutschen Interessen sah, so richtete er seine Anstrengungen darauf, den inneren Zwist durch Versöhnung der katholischen und Beruhigung der protestantischen Kurfürsten zu beseitigen. Aber es war zu spät; der Boden unter seinen Füßen wankte bereits, und er selbst hatte schon in einzelnen Augenblicken das Gefühl, die Situation nicht mehr zu beherrschen; zeitweilig aber trug er sich noch mit der Idee großartiger kriegerischer Unternehmungen insbesondere gegen Frankreich, so sehr er auch an sich den durch Spaniens Schuld vom Zaun gebrochenen Krieg in Italien verurtheilte, und dachte selbst an eine Verständigung oder Verbindung *mit* Gustav Adolf gegen Frankreich. Gustav Adolf antwortete durch seine Landung an der deutschen Küste. In diesem Augenblicke gerade hatte Wallenstein die kaiserlichen Truppen von der niederländischen Grenze und theilweise aus dem nordöstlichen Deutschland nach Italien und Frankreich in Bewegung gesetzt und trat der Kurfürstentag zu Regensburg zusammen, der das Zerwürfniß zwischen dem Kaiser und den Ständen an den Tag bringen und mit dem Siege des kurfürstlichen Interesses über das kaiserliche enden sollte. Den Schweden stand zwar eine an Zahl überlegene und nicht ungeschickt geführte kaiserliche Truppenmacht gegenüber, aber es gelang ihr nicht, Gustav Adolf an der Festsetzung in Stettin zu hindern. Vom Reiche im Stich gelassen, von Gustav Adolf gedrängt, übergab der Herzog von Pommern ihm diese Feste. Das Ereigniß machte gewaltigen Eindruck. Auch Wallenstein sah darin nicht nur den Beginn einer allgemeinen Erhebung, sondern einen noch ärgeren Treubruch, als ihn einst die Herzöge von Mecklenburg begangen. Er war jetzt selbst, da die Kurfürsten die Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich entschieden abgelehnt hatten und die eigenen Mittel für die Bewältigung *aller* Feinde nicht hinreichten, für den Frieden mit Frankreich. Aber indem die Kurfürsten hierin einen Sieg *ihres* Systems erblickten, traten sie in wachsendem Selbstgefühl mit den nachdrücklichen Forderungen der Abstellung der Gewaltthätigkeiten und Contributionen, der Absetzung Wallenstein's und der Durchführung des Restitutionsedictes an den Kaiser heran, der, um die Nachfolge seines ältesten Sohnes im Kaiserthum noch bei seinen Lebenszeiten zu sichern, in seiner Abhängigkeit von ihrem guten Willen nachgab. Wallenstein unterwarf sich dem Bescheide seiner Absetzung; auf ein vor den Kurfürsten verwarnendes Schreiben an seinen kaiserlichen Herrn erhielt er keine Antwort; gekränkt ließ er das Wort verlauten: er werde dem Hause Oesterreich nicht ferner dienen. Tilly wurde im Namen des Kaisers und zugleich der Liga sein Nachfolger in der Armeeführung. Im Besitze des entscheidenden Uebergewichts, waren nun die Kurfürsten, die in Bezug auf die Frage der Nachfolge sich schließlich zu keinen Concessionen verstanden hatten, beflissen, das Restitutionsedict zur vollsten Ausführung zu bringen; der Einbruch des Königs von Schweden, den man bald zu überwältigen hoffte, bestärkte nur darin; man freute sich im Voraus der über seine Anhänger verhängten Confiscationen.

Mittlerweile hatte Gustav Adolf in Pommern Fortschritte gemacht; die Entscheidung indeß lag doch zunächst darin, ob die protestantischen Reichsstände sich mit ihm vereinigen würden. Dazu waren sie nun vor der Hand nicht geneigt. Zwar griff an den Höfen von Sachsen und Brandenburg, als die evangelische Partei dort über die kaiserliche das Uebergewicht erlangte, der Gedanke an eine Vereinigung gegen das Restitutionsedict Platz, aber man meinte auch ohne Gustav Adolf's Hülfe noch stark genug zum Widerstande zu sein und kam auf der Versammlung zu Leipzig zu dem ersten thatkräftigen Entschluß, zu rüsten und die Zurücknahme des Edicts zu fordern. Erst als die Bezwingung Magdeburgs durch

Digitized by Google

Tilly und der mit Frankreich zu Chierasco abgeschlossene Friede, der die in Italien kämpfenden kaiserlichen Truppen für die Bewältigung der Protestanten in Deutschland verfügbar machte und das Schicksal, das dem Protestantismus bevorstand, näher vor Augen rückte, erst da — in dieser äußersten Krisis — nahmen die Protestanten die Hülfe Schwedens an.

Fassen wir die Lage näher ins Auge, in welcher Gustav Adolf seine Invasion in Deutschland unternahm, Tilly mit der Führerschaft dagegen betraut wurde, so war die größere Gunst der Verhältnisse wohl auf Gustav Adolf's Seite. Sein Unternehmen war nicht abenteuerlich, sondern im Einverständniß mit den schwedischen Reichsständen seit lange sorgfältig vorbereitet gewesen, so daß er, wie neuerdings von Wittich aus schwedischen Quellen nachgewiesen, eine bedeutend größere Anzahl erprobter schwedischer Truppen, als gewöhnlich angenommen wird, vor Ablauf des Jahres zu seiner Verfügung gehabt hat.

Einen wirklichen Bundesgenossen hatte er, trotz der seit Jahren mit allen natürlichen Gegnern Oesterreichs gepflogenen Unterhandlungen, allerdings nicht, aber er durfte immerhin darauf rechnen, daß ein großer Theil der kaiserlichen und ligistischen Truppen an der holländischen Grenze, im Elsaß und in Italien gefesselt werden würde und daß ihn Frankreich, Holland und selbst Venedig mit Hülfsgeldern unterstützen würden. Gerade eine Geldhülfe war, da seine Rolle als Befreier ihm vorerst jede Art von Contribution in Deutschland verbot, bei den zwar durch seine Fürsorge erhöhten, aber immer noch nicht ausreichenden Mitteln Schwedens von ungemeinem Werth. In Deutschland selbst durfte er sich viel von den Sympathien, wenn nicht der activen Theilnahme der durch das Restitutionsedict aufs äußerste erregten Protestanten versprechen; in Bezug auf Magdeburg that er es in einem Grade, daß es vielleicht mitbestimmend für seine ganze Expedition geworden ist, weil er in dem Aufstande desselben den Anfang zu einem deutschen allgemeinen Aufstande sah. War auch dem Könige der geringe innere Werth der kaiserlichen Söldner, die in den ausgesogenen Landschaften keine rechte Beute mehr fanden, nicht unbekannt, so muß dennoch sein Unternehmen als großartig und in hohem Grade kühn bezeichnet werden; Alles hing von den ersten siegreichen Erfolgen ab, und ob er die beiden bisher noch niemals geschlagenen Feldherren — Wallenstein war damals noch nicht abgesetzt — überwinden würde, war doch immerhin zweifelhaft. Es ist über allen Zweifel erhaben, daß der König warm und innig für seine deutschen Glaubensbrüder empfunden; ein Motiv für seine Invasion aber würden diese Gefühle allein ohne den Hinzutritt der politischen Momente nicht geworden sein. In den Unterhandlungen, die zwischen Oesterreich, Spanien und Polen um die Jahre 1625 und 1626 zur Gründung einer großen katholischen Liga gepflogen wurden und die, wie neuerdings nachgewiesen, gerade gegen ihn ihre Spitze kehrten, der als ein Usurpator auf dem schwedischen Throne erschien, erblickte er für seine persönliche Stellung, in dem Versuche seiner Gegner zu dauernder Festsetzung an der See, für Schwedens Macht eine so drohende Gefahr, daß er bei der Ohnmacht Pommerns, Mecklenburgs und des niedersächsischen Kreises mit Waffengewalt entgegenzutreten für geboten hielt. Diese inneren Motive hat er nicht verschwiegen, wenn auch seine Kriegsproclamationen nur die äußeren, namentlich Mecklenburg betreffenden Vorwände kund geben. Da mit einer nur vorübergehenden Zurückweisung der katholischen Waffen keine dauernde Sicherheit gewährleistet, so war es nur eine naturgemäße Consequenz, wenn er, um Zustände von Bestand zu schaffen, die Zurückführung der verdrängten Herzöge von Mecklenburg, die Befreiung Pommerns und der unter dem Drucke der kaiserlichen Truppen leidenden protestantischen Fürsten und Städte ins Auge faßte; wenn er die Protestanten um sich sammelte, aber auch eine unbedingte militärische Oberleitung und ein Besatzungsrecht auf gewisse wichtige Häfen und Festungen beanspruchte. Die Erreichung dieser Ziele war hoch genug und hat die eigenthümliche systematische Kriegführung des Königs mit veranlaßt. Mögen immerhin das Bewußtsein der Größe und der militärischen Talente, Ehrgeiz und Bedürfniß nach großen Thaten, für die Schwedens Grenzen zu eng, neben den

Digitized by Google

religiösen und politischen Motiven Haupttriebfedern für des Königs Entschluß zu dem Zuge nach Deutschland gewesen sein, im Anfange desselben hat er wohl schwerlich die hochfliegenden Pläne, die ihm nach den sich steigernden Erfolgen mit Bezug auf Deutschlands Zukunft zugeschrieben worden sind, gehegt.

Vergleichen wir mit seiner Lage die Tilly's, als er der Generalissimus der großen katholischen Gesammtpartei wurde, so erfordert es die Gerechtigkeit, der Schwierigkeiten zu gedenken, unter denen Tilly die Erbschaft Wallenstein's und die Führerschaft gegen Gustav Adolf antrat. Tilly ist in merkwürdiger Weise von der Geschichte beurtheilt worden. Es ist richtig, daß er, der von Geburt Belgier war, die Bedürfnisse des deutschen Volkes weder in politischer, noch sittlicher oder geistiger Beziehung verstanden, noch weniger aber die hohe Bedeutung des Protestantismus geahnt hat. Im Gegensatz zu Wallenstein war Tilly nicht nur nicht einsichtig genug, das Ungeeignete des Zeitpunktes für den Erlaß des für beide Glaubensparteien gleich verhängnißvollen Restitutionsedictes zu erkennen, sondern er billigte es mit so entschiedenem Fanatismus, daß seine Partei in Niemandes Händen lieber wie in den seinen die gewaltsame Durchführung desselben sah. Und sie hat sich in seiner Unerbittlichkeit nicht getäuscht.

Die Uebernahme des Commandos der kaiserlichen Armee durch ihn war nur dazu angethan, die Gemüther der Protestanten noch mehr zu erregen. Aber freilich war nach Wallenstein's Absetzung seine Wahl das Natürlichste; sein Ruf als Feldherr stand nach zwanzig erfochtenen Siegen ebenso fest wie seine Kriegserfahrung; sein ehrwürdiges Alter — er zählte zweiundsiebzig Jahre — erhöhte die persönliche Achtung vor ihm; den Interessen des Kaisers aufrichtig ergeben, ihm und der Liga gleichzeitig genehm, von Natur vermittelnd, tactvoll, bescheiden, von anerkannt unparteiischster Gerechtigkeit, gab es augenblicklich Niemanden, der besser geeignet gewesen wäre, den kaiserlichen und ligistischen Anschauungen, die so vielfach aus einander gingen, gleichzeitig gerecht zu werden. Aber er war im Grunde genommen von den ligistischen Fürsten doch nur an den Kaiser verliehen und gerieth dadurch in eine verhängnißvolle doppelte Abhängigkeit. Seiner soldatischen des Gehorsams gewohnten Natur wurde es schwer, anders als in Uebereinstimmung mit seinen fürstlichen Herren zu handeln. Diese herbeizuführen, nach beiden Seiten seine Ansichten und Ideen zu verfechten und von ihrer Richtigkeit zu überzeugen, hat ihm unendlich viel Verdruß und Mühe verursacht, hat hemmend auf seine Operationen gewirkt und denselben bisweilen das Gepräge der Langsamkeit und Unsicherheit, wenn nicht der Unklarheit und Unentschlossenheit gegeben. Die Schwierigkeiten erhöhten sich dadurch, daß ihm die Disposition über die beiderseitigen Armeen nicht unbedingt, sondern nur für gewisse Fälle zugestanden ward und daß die kaiserliche Armee sich in einer traurigen inneren Verfassung befand. Verwildert lebte sie in den ausgesogenen Landschaften Norddeutichlands nur noch vom Raube, eine Calamität, die Tilly, da es thatsächlich nicht mehr anging, den Krieg durch den Krieg zu ernähren, und da die gewaltige Autorität seines Vorgängers nicht auf ihn übergegangen war, trotz aller Bemühungen nicht zu ändern vermochte. Und wie er nach oben hin unselbständig gelassen war, so brachte man ihm in der Armee selbst nicht die dem Feldherrn nöthige Hingabe entgegen, wenn ihm auch der äußere Gehorsam an keiner Stelle verweigert wurde. Die Armee war eine specifisch wallensteinische, und der schlichte, einfache, bescheidene Tilly konnte den Vergleich mit dem imposanten Wallenstein nicht aushalten. Dazu kam nun noch die Verwickeltheit der politischen Lage, die Beschränktheit der Mittel an sich der großen Aufgabe gegenüber und die Ueberlegenheit der Gegnerschaft Gustav Adolf's.

Tilly's Feldherrnruhm war nur bedingt; er verdankte ihn im Wesentlichen theils dem Zusammenwirken mit Wallenstein, theils dem Ungeschick und der numerischen Unterlegenheit seiner Gegner. Erst in Gustav Adolf trat ihm eine hochbedeutende Persönlichkeit, ein großer Mann, ein Feldherr ersten Ranges gegenüber. Alt geworden in den schwerfälligen tactischen Formen der niederländischen Schule, ahnte er nicht, welchen überlegenen Geist des Fortschritts Gustav Adolf's Genia-

Digitized by Google

lität und eine achtzehnjährige Kriegserfahrung in das schwedische Heerwesen hineingetragen hatten. Aber Gustav Adolf hatte noch gewaltig viel mehr vor ihm voraus. Wenn Tilly's Persönlichkeit — er war ein kleiner hagerer Greis von fast mönchischem Aussehen — nur wenig Ansprüche auf das Entgegenbringen von Sympathien erheben konnte, gewann der liebenswürdige, jugendliche, heldenhafte König mit seinem klaren, tiefen Verstande, mit seinem dominirenden, aber doch freundlichen Wesen sich die Herzen aller Derer, die mit ihm in Berührung kamen, im Fluge; das durch und durch loyale deutsche Volk aber, mit seiner angeborenen Ehrfurcht vor gekrönten Herrschern, ward durch den Glanz seiner, Königthum und Heldenthum zugleich vereinigenden Erscheinung fast geblendet. Daß der König — Regent, Diplomat und Feldherr in einer Person — nur sich allein verantwortlich war, daß er über ein wohldisciplinirtes, kriegsgeübtes Heer, von unbegrenztem Vertrauen und treuer Liebe zu ihm und dem Vaterlande getragen, verfügte, verlieh ihm eine ganze Summe von überlegenen Vorbedingungen für den Erfolg.

Unwürdig als Gegner aber war Tilly darum doch nicht, denn er hat Gustav Adolf monatelang im Schach gehalten und an der Befreiung Magdeburgs gehindert, wenn er auch an Feldherrngröße nicht an ihn heranreicht. Es ist eine unrichtige Vorstellung vom dreißigjährigen Kriege, der man aber öfter begegnet, zu glauben, daß die Strategie damals noch in ihren ersten Anfängen oder überhaupt noch gar nicht vorhanden gewesen sei; die todten Kriegsmittel waren damals freilich andere, aber die Strategie hat auch eine unwandelbare Seite, und das ist die, die auf die innere Natur der Dinge, der Verhältnisse, der Menschen mit ihren Stärken und Schwächen gegründet ist.

Der Umstand, daß damals fast alle Städte, selbst die kleinsten, befestigt waren, daß man sich hinter unbedeutenden Mauern ganze Tage, hinter schlechten Wällen monatelang halten konnte, daß das flache Land von den Truppen aller Lebensbedürfnisse beraubt und diese in den Städten angehäuft wurden, erklärt es, daß die Operationen sich so vielfach um Städte drehten und so außerordentlich langsam fortschleppten. In jener Periode, mit der wir es hier zu thun haben, waren bereits ganze Landschaften verwüstet und verödet und boten notorisch keine Subsistenzmittel mehr, so daß die Bewegungen nach auf den ersten Blick nicht recht verständlichen Richtungen oder auf große Umwege verwiesen waren. Ein regelrechter Ersatzmodus war nicht im Geiste der Zeit; dies erklärt neben den oft vorwaltenden politischen Motiven, daß die Führer die Armeen nicht gern in die Gefahr brachten, in einer Schlacht zu Grunde gerichtet zu werden. Es ist ein sowohl Gustav Adolf als auch Tilly und Wallenstein gemeinsamer Zug, die Schlacht nur als ein ungeheures letztes Wagniß anzusehen und das Heil lieber in den den Gegner ermüdenden Hin- und Herzügen zu suchen.

Gustav Adolf hatte seinen Zug nach Deutschland in dem Gedanken unternommen, seine Waffenerfolge auf strategisches Manövriren sowie auf die Gewinnung einer systematisch festen Basis zu gründen. In diesem Sinne war sein erster großer Plan, mit fünf durch Werbungen in Holland, Frankreich, Preußen, Polen aufgebrachten Armeen aufzutreten, mit denen er die ganze Länderstrecke von dem polnischen Preußen bis nach Holland umspannen wollte, um dann gleichzeitig in das Herz Deutschlands vorzudringen, entworfen. Es kam in der Folge zu der Realisirung dieses großen Entwurfes nicht, theils fehlten die Mittel dazu, theils war der Fortgang der schwedischen Waffen auch ohnedies glücklich genug. Aber es beruhte auf denselben Anschauungen, wenn er, ehe er sich zum Entsatz von Magdeburg anschickte oder auf das Treffen von Breitenfeld einließ, Stadt nach Stadt systematisch fortnahm; wenn er, nachdem er sich in den Besitz des Landes zwischen Demmin und Crossen, Küstrin und Spandau ausgenommen, gesetzt hatte, auch diese Orte sich um jeden Preis zu verschaffen suchte und in erhöhter Vorsicht sich auch noch der Elbe durch die Besitznahme von Wittenberg und Dessau versichern wollte. Magdeburg ging über der Ausführung so vorsichtiger Combinationen zu Grunde. Es ist ein übereilter Vorwurf, daß der König, wenn er nur aufrichtig gewollt, stark genug zum Entsatz gewesen sein würde, und daß die Verhandlungen

Digitized by Google

mit Brandenburg bezüglich der Uebergabe Spandaus ihn nicht davon abhalten durften. Durch den vertriebenen Administrator Christian Wilhelm über die Verhältnisse der Stadt falsch berichtet, hat er durch übereilte Versprechungen von Unterstützung Magdeburg zu einer Zeit, da er noch nicht in Deutschland und die Stadt noch nicht hinreichend vorbereitet war, in den verhängnißvollen Aufstand hineingestoßen und war doch später nicht im Stande, sie vor dem dadurch indirect veranlaßten Untergange zu bewahren.

Daß ihn aber unedle Motive bewogen haben sollten, bedarf bei der über allen Zweifel erhabenen Größe und Reinheit seiner Gesinnung keiner Discussion.

Auch mit Tilly's Ruf ist Magdeburg in merkwürdiger Weise verknüpft. In Bezug auf die berüchtigte Verbindung seines Namens mit der entsetzlichen Katastrophe hat die neuere Forschung längst nachgewiesen, daß die Urheberschaft des furchtbaren Brandes in dem Fanatismus des schwedischen Commandanten und einer kleinen Partei innerhalb der Bürgerschaft zu suchen ist, wenn auch die wilde Wuth einer von Rache erfüllten beutelustigen Soldateska die Flammen genährt hat. Tilly würde lieber die Stadt durch Capitulation genommen haben, um sie vor den unvermeidlichen Gräueln des Sturmes zu bewahren, und hat sich beim Anblick ihrer Trümmer nur Ausbrüchen des Schreckens und des Mitleides hingegeben. Dagegen hat es und mit größerem Rechte seinen Feldherrnruf geschädigt, daß es eine seine operative Thätigkeit lähmende Anziehungskraft auf ihn ausgeübt hat. Der Gefahren bewußt, die eine Ausbreitung des Magdeburger Aufstandes nach sich ziehen würde, hatte Tilly in einer Einschränkung desselben durch eine Blockade ein sehr richtiges Mittel erkannt; aber er war doch weit entfernt, darin seine Hauptaufgabe zu sehen; diese wies ihn auf den directen Kampf mit Gustav Adolf hin, und der Erfolg war auch in so weit für ihn, als er durch sein rechtzeitiges Erscheinen bald hier, bald dort Gustav Adolf's siegreiche Fortschritte insbesondere an der Oder zu hemmen und einen Einbruch in die kaiserlichen Erblande zu verhüten vermochte. Auch die abwartende zögernde Politik Brandenburgs ist wohl mit der indirecten Einwirkung seiner Bewegungen zuzuschreiben. Da aber giebt er aus noch unaufgeklärten und wohl rein subjectiven Motiven, vielleicht weil Gustav Adolf sich ihm nicht zum Schlagen stellte, vielmehr geschickt auswich, zunächst jeden Gedanken, demselben direct ferner entgegenzutreten, auf und schickt sich zur ernsten Belagerung Magdeburgs an. Diesem Umstande verdankte Gustav Adolf im Wesentlichen seine weiteren Fortschritte an der Oder, die Wegnahme Frankfurts sowie die von Landsberg; ja, man fürchtete in Wien so sehr für Schlesien, daß der Kaiser die Aufhebung der Belagerung von Magdeburg befahl und Tilly anwies, zur Sicherung Schlesiens dorthin zu rücken. Nachdem Tilly sich indeß einmal so fest bei Magdeburg engagirt hatte, war es wohl das Zweckmäßigste, daß er im Einverständniß mit seinem eigenen kurfürstlichen Herrn auch gegen den Willen des Kaisers dort verblieb, um den nahe bevorstehenden Fall herbeizuführen. Angesichts der Nachricht von dem Anrücken Gustav Adolf's zum Entsatz hatte er dann noch einen schwachen Augenblick, in welchem er die Aufhebung der Belagerung ernsthaft erwog, aber er überwand ihn bald durch Pappenheim's Ermuthigung und brachte es zu Fall. Es wäre nun im Sinne moderner Operationen gewesen, sich nach der Eroberung entweder auf Gustav Adolf oder aber auf den Kurfürsten von Sachsen, der zwar noch kein Bündniß mit Gustav Adolf abgeschlossen, sich aber im Uebrigen bereits sehr compromittirt hatte und noch nicht ganz fertig gerüstet dastand, zu stürzen. Tilly that keins von Beiden, aber nicht ohne daß er Beides erwogen. Von der Richtung gegen Gustav Adolf nahm er Abstand, weil er vor dem Durchzuge durch das ausgesogene Land, das ihn von demselben trennte, zurückschreckte, von der Richtung nach Sachsen, weil ihm die Genehmigung des Kaisers, der den Bruch mit dem Kurfürsten noch immer vermeiden wollte, fehlte; so schlug er denn, Magdeburg durch ein Detachement besetzt haltend, einen dritten Weg, den zur Pacificirung von Hessen, ein, in welchem sich inzwischen die Protestanten unter Führung ihrer Fürsten zu einem bedeutenden Aufstande erhoben hatten. Natürlich entfernte

Digitized by Google

er ſich dadurch nur um ſo weiter von ſeinem großen Gegner. Wäre Tilly eine ſtärkere rückſichtsloſere Natur geweſen, ſo würde er die Schwierigkeiten, die in den beiden entſcheidenden Operationen lagen, vielleicht überwunden haben, aber wir dürfen noch nicht Fehler nennen, wenn er das that, was in ſeinen ſubjectiven Anſchauungen und ſeiner innerſten Natur begründet lag, auch *wenn* ſeine Expedition ſich als eine verfehlte erwies. Sie wurde es erſt durch Guſtav Adolf's überlegenes Handeln. Guſtav Adolf verſtand Tilly's Entfernung vortrefflich auszunutzen. Nachdem er ſich zum Herrn einiger der Punkte in Meklenburg und Pommern, die noch im Beſitz der Kaiſerlichen waren, gemacht hatte, bewerkſtelligte er die Zurückführung der Herzöge von Mecklenburg, eine That, die den Eindruck von Magdeburgs Kataſtrophe zu verwiſchen und ſeinen Credit in den Augen der deutſchen Proteſtanten nur zu erhöhen geeignet war.

Demnächſt dehnte er ſein Kriegstheater weiter bis zur Elbe aus, indem er den Kaiſerlichen wichtige Punkte daſelbſt entriß und in Werben, am Einfluß der Havel, für das ihm verloren gegangene Magdeburg einen feſtungsähnlichen Platz ſchuf, von wo er durch erfolgreiche Vorſtöße die in Magdeburg zurückgelaſſene kaiſerliche Beſatzung auf das ernſtlichſte gefährdete. Dadurch erreichte er, daß Tilly gegen ihn umkehrte, daß Heſſen frei wurde und der Aufſtand daſelbſt, insbeſondere aber die Werbung von Truppen, Fortſchritte machen konnte.

Guſtav Adolf wich, weil er ſich noch nicht ſtark genug wähnte, Tilly im offenen Felde zu begegnen, beim Anrücken desſelben nach Werben aus, das Tilly vergeblich angriff. Dadurch wurde Tilly nun allerdings einen Augenblick unſicher, wohin ſeine Operationen richten, — als ihm faſt gleichzeitig die noch verfrühte Nachricht von dem Anſchluſſe Sachſens an Schweden und die kaiſerliche Ermächtigung, mit Sachſen nach Gutdünken zu verfahren, zuging. Da war denn ſein Entſchluß gefaßt, die Sache mit dem Kurfürſten der Entſcheidung näher zu bringen, ſich nach Sachſen zu wenden und dort mit den erbetenen Verſtärkungen, die von Schleſien, Heſſen, Schwaben und Franken nach dem Frieden mit Frankreich im Anmarſch waren, ſich zu vereinigen, wohl um dann ſpäter eine Offenſive in größerem Stil zu ergreifen.

Man hat ihm den Vorwurf gemacht, daß er durch dieſen Zug nach Sachſen deſſen Kurfürſten Guſtav Adolf in die Arme getrieben habe; man könnte eher ſagen, daß er ſchon zu lange gezögert und daß er auch im gegenwärtigen Augenblicke noch nicht mit vollſter Entſchiedenheit und Schnelligkeit im Handeln auftrat. Tilly kam eben zu ſpät, um die ſächſiſche Armee noch iſolirt zu ſchlagen; ſie entzog ſich ihm, während er auf Leipzig vorſtieß, und vereinigte ſich mit der ihr entgegenrückenden Armee Guſtav Adolf's.

Es iſt nun merkwürdig, daß Guſtav Adolf trotz dieſer nicht unerheblichen eigenen Verſtärkung, trotz der Kenntniß, daß feindliche Truppen zur Unterſtützung Tilly's im Anmarſch waren und daß derſelbe ſich durch unzeitige Detachirungen geſchwächt hatte, ſich erſt durch das vereinte Drängen des Kurfürſten von Sachſen, dem die Befreiung ſeines Landes am Herzen gelegen, und des im Hauptquartier gerade anweſenden Kurfürſten von Brandenburg beſtimmen ließ, Tilly zur Schlacht aufzuſuchen. Weit ſympathiſcher wäre es ihm geweſen, Tilly durch Manöver, durch Bedrohen ſeiner Verbindungen zum Verlaſſen Sachſens zu vermögen. Sobald er aber einmal den Entſchluß zur Schlacht zu ſeinem eigenen gemacht — er that es dann mit freudiger und feſter Zuverſicht auf den Erfolg —, da zeigte er ſich als der große Feldherr, als der Tilly tactiſch gewaltig überlegene Meiſter. Die alte ſchwerfällige Fechtweiſe Tilly's brach bei Breitenfeld vor der glänzenden ſchwediſchen des Königs zuſammen. Die Schlacht war entſcheidend in ihren Folgen, indem ſie die Kraft der beiden Heere, die das Uebergewicht in Deutſchland bisher behauptet und für die Zwecke des Katholicismus ausgebeutet hatten, für lange Zeit nachhaltig brach. Von den beiden ſiegreichen Armeen, die für den Proteſtantismus geſtritten, wandte ſich die ſchwediſche unter des Königs Führung gegen das Reich, d. h. durch Thüringen gegen die katholiſchen Staaten am Rhein und Main, die ſächſiſche gegen die kaiſerlichen Erbländer. Es iſt dem Könige ein bekannter, von Clauſewitz zutreffend widerlegter Vor-

wurf daraus erwachsen, sich unter den Eindrücken der Schlacht nicht direct gegen Wien gewandt zu haben, was ohne Zweifel entscheidender gewesen wäre, wenn man eben nicht die politischen Verhältnisse in Erwägung zieht. Die deutschen Fürsten hätten ihre Unabhängigkeit schwerlich ohne Weiteres aufgegeben und sich vor dem fremden Könige gebeugt oder sich ihm angeschlossen; die Bildung eines förmlichen Kriegstheaters entsprach seiner Natur weit mehr wie ein Zug nach Wien, wo er für die Protestanten viel, für seine politischen Zwecke aber wenig erreicht haben würde. Um aber ein regelmäßiges Kriegstheater zu gewinnen, war der Weg, den er einschlug, der beste. Pommern, die Mark, deren Kurfürst verbündet, waren ganz, Mecklenburg, wo er noch Truppen hatte, war beinahe in seinen Händen, Sachsen war stark genug, sich durch eine Offensive nach Böhmen hin selbst zu schützen, Magdeburg war durch seine Truppen inzwischen eingeschlossen worden; in Braunschweig und Westfalen war der Feind schwach oder durch Truppen des niedersächsischen Kreises im Schach gehalten, Hessen, wohin sich Tilly nach der Schlacht zurückgezogen, hatte sich mit ihm verbündet; Franken, ohne Festungen, von kleinen Fürsten beherrscht, war ein reiches Land — was war also, meint Clausewitz, natürlicher, als dorthin zu ziehen, sich des Landes zu bemächtigen, Tilly von Bayern und Oesterreich abzuschneiden, von Hessen wegzuziehen und durch diese Stellung die sämmtlichen katholischen Staaten des Mittel- und Niederrheins, sowie die noch in Westfalen und Niedersachsen vorhandenen feindlichen Völker von den Oesterreichern zu trennen und ganz Norddeutschland von Süddeutschland zu scheiden. Gelang dem Könige auch nicht in allen Stücken dieser große Entwurf, so sehen wir ihn doch am Ende des Jahres in gewaltiger Stellung mit etwa 100000 Mann sich von Koblenz über Mainz, durch Franken bis nach Prag hin ausbreiten. Dem gegenüber waren die Streitkräfte der Katholiken auf etwa 60000 Mann zusammengeschmolzen und standen mit dem linken Flügel in Schwaben, mit dem rechten in Böhmen und an der mährischen Grenze. Der Weg des Königs war mit der Flucht der Haupteiferer des Restitutionsedictes, dessen Ausführung sich nun von selbst verbot, bezeichnet; in jenen Tagen war es, daß in protestantischen Kreisen der Gedanke an eine neue Kaiserwahl und die Wahl Gustav Adolf's zum römischen Könige auftauchte.

Um sich eine Vorstellung von der Lage des Kaisers Ferdinand im Gegensatze zu der Gustav Adolf's zu machen, muß man erwägen, daß Böhmen, Schlesien und der größte Theil Deutschlands, nur Bayern und Schwaben ausgenommen, wo Tilly nach seinem Rückzuge von Hessen noch einigen Widerstand leistete, dem Kaiser bereits fast vollständig verloren gegangen waren, daß Bayern mit Frankreich in Unterhandlungen wegen seiner Neutralität stand und daß Gerüchte den Kurfürsten als Gegenprätendenten für die Kaiserwahl bezeichneten; daß der Kurfürst von Trier sich unter französischen Schutz begeben, daß der Herzog von Lothringen zur Aufhebung der Verbindung mit dem Kaiser gezwungen war, daß des Kurfürsten von Mainz politische Existenz aufgehört hatte, daß die Türken mit einem Einfalle drohten, daß die Spanier durch die Franzosen von jeder Hülfe zurückgehalten wurden und daß die noch verbleibenden österreichischen Provinzen aufs äußerste erschöpft und dem Aufruhr nahe waren. Es zeugt von großer Seelenstärke, wenn der Kaiser in diesem Augenblicke der Noth, in welchem alle seine Versuche, in der Politik Hülfsmittel zu finden, scheiterten und die Gefahr in den Vordergrund trat, daß Frankreich und Schweden unter seiner Ausschließung mit den deutschen Fürsten sich vergleichen würden, nichts von Frieden wissen wollte, sondern in der eigenen Monarchie, in einer Wiederbewaffnung das letzte Rettungsmittel zu finden sich bemühte. Allein die versuchten Werbungen gingen nicht recht von Statten; was war daher natürlicher, als an eine Rückberufung Wallenstein's, der nicht direct in Ungnaden entlassen, vielmehr vom Kaiser auch nach seiner Entsetzung mehrfach zu Rathe gezogen worden war, zu denken. Wallenstein hatte nicht aufgehört, mit seinem ganzen Interesse in dem Kampfe der großen politischen Gegensätze weiter zu leben. In seinen Gefühlen Oesterreich entfremdet, hatte er,

Digitized by Google

was außer den Nächſtbetheiligten Niemand ahnte, mit Guſtav Adolf Verbindungen angeknüpft, die, abgeſehen von vorübergehenden bitteren Anwandlungen, ſich an Oeſterreich zu rächen, ſeine Ideen verriethen, mit Guſtav Adolf den Austrag der deutſchen Angelegenheiten ohne Oeſterreich und Frankreich in die Hand zu nehmen. Guſtav Adolf ging aus Rückſicht auf Frankreich, mit dem er noch während ſeiner erſten Operationen ſich eng liirt hatte, und weil Wallenſtein ſchwediſche Truppen für ſeine Pläne verlangte, nicht darauf ein. Mißvergnügt über dieſe Zurückweiſung, überwand Wallenſtein leicht die Bedenken der Heerführung gegen die Schweden, als ſich ihm die kaiſerliche Partei mit Anträgen näherte, aber keineswegs aus Hingebung für den Kaiſer, ſeine Dynaſtie oder die Religion, ſondern in der bewußten Abſicht, die Entſcheidung der großen Angelegenheiten in ſeinem Sinne herbeizuführen. Die Gefahr, in der ſich der Kaiſer befand, verbot einerſeits einen Bruch mit der Liga und mit dem Kurfürſten von Bayern, andererſeits lag es nahe, an Beſeitigung des Reſtitutionsedictes, als der hauptſächlichſten Urſache des Conflictes namentlich mit Sachſen, zu denken, weil durch eine Verſtändigung mit letzterem Schweden empfindlich getroffen werden mußte. In dieſen Beziehungen waren Wallenſtein theils Verpflichtungen auferlegt, theils Conceſſionen gemacht worden.

Die Bedingungen, unter denen er das Generalat wieder übernahm, ſind nur in unvollkommener Form bekannt; die Beſtätigung auf Lebenszeit wurde ihm verſagt, auch behielt ſich der Kaiſer die Ernennung der Generale vor, aber im Uebrigen wurde ihm das ausſchließliche Recht der Heerführung, die Behandlung der eroberten Lande nach Gutdünken und die Befugniß, den Reichsfürſten Friedensbedingungen anzubieten, zugeſichert; ſeinen perſönlichen Anſprüchen wurde dadurch Rechnung getragen, daß ihm Mecklenburg oder als Aequivalent ein anderes Reichsfürſtenthum — denn er war nicht geſonnen, ſich mit etwas Geringerem zu begnügen — zugeſtanden ward.

Wallenſtein's Wiedererhebung wurde in der Armee mit allgemeiner Freude begrüßt. Man kann ihn nach dieſer Richtung hin wohl nicht treffender als mit den Worten Ranke's zeichnen: „Er war ein geborener Kriegsfürſt.“

Wenn die Armee der Liga einen ſpecifiſch katholiſchen, die Guſtav Adolf's einen durchaus proteſtantiſchen Charakter hatte, ſo überwog bei der wallenſteinſchen der ſoldatiſche Geſichtspunkt den religiöſen; Alle waren ihm willkommen, gleichviel welchen Bekenntniſſes, welcher Nation, welchen Standes, wenn ſie nur Muth, Zähigkeit und die für das Aushalten des Dienſtes erforderliche körperliche Kraft mitbrachten. Bei ſo heterogenen Elementen war unbedingte Disciplin, und ſelbſt in kleinen Dingen, ein Haupterforderniß; er hat ſie oft mit grauſamſter Strenge gehandhabt, aber er war gerecht, belohnte das Verdienſt und ehrte Tapferkeit wie im Leben ſo noch nach dem Tode. In ſeinem Charakter und ſeiner Natur finden ſich eigenthümliche Gegenſätze neben einander. Feind aller Ceremonien, Aeußerlichkeiten und Reverenzen, liebte er außerhalb des Feldlagers fürſtliche Pracht; bizarr, phantaſtiſch, für aſtrologiſche Grillen eingenommen, erkannte er doch die Verhältniſſe mit großer Klarheit; von kränklichem, blaſſem Ausſehen, abgezehrt, in ſeinen letzten Lebensjahren faſt gelähmt, verſtand er doch einen imponirenden Eindruck zu machen, beſaß er einen raſtlos arbeitenden feurigen Geiſt, den ehrgeizigen Trieb, eine beherrſchende, auf materieller Macht aufgebaute Stellung für ſich und ſein Haus zu gründen.

Die Umſtände, unter denen Wallenſtein nunmehr ſein Commando antrat, hatten ſich gewaltig gegen die verändert, da er zum erſten Male als Feldherr auftrat, und waren nicht wenig verſchieden von denen, unter welchen Tilly dereinſt ſeine Aufgabe zugefallen war. Wir haben geſehen, wie die europäiſche Alliance in Deutſchland das Uebergewicht erlangt hatte, wie weit Guſtav Adolf und die verbündeten Proteſtanten im Reiche vorgedrungen waren; es war dem Könige im weiteren Fortſchreiten gelungen, das ligiſtiſche Heer faſt zu vernichten; Tilly, der noch Bayern zu retten verſucht hatte, war bei der Vertheidigung des Lechüberganges tödlich verwundet worden, und ſo war auch Bayern im Weſentlichen in die Hände der Schweden gefallen.

Digitized by Google

Was aber, wie dereinst bei Tilly, in hohem Maße ins Gewicht fiel, das war, daß auch Wallenstein zum ersten Male einen großen Feldherrn zu bekämpfen hatte, wenngleich er freilich Tilly selbst um ein Bedeutendes überragte. Wallenstein nimmt als Feldherr eine entschieden bedeutende Stelle ein; seine Operationspläne zeigen, daß er sie auf die innere Beschaffenheit der Verhältnisse gründete und den großen geographischen wie auch politischen Beziehungen eine hervorragende Berücksichtigung zu Theil werden ließ; auch seine tactischen Actionen legen Zeugniß davon ab, daß er es verstand, schnell und entschlossen, im rechten Augenblick und an der rechten Stelle zu handeln.

Da er im Einverständniß mit dem Kaiser seine Mission nicht allein als eine militärische, sondern auch als eine politische auffaßte, so erschien es ihm und wohl mit Recht in Anbetracht des noch unfertigen Zustandes seiner Armee vorerst unmöglich, direct auf den König loszugehen; er gedachte vielmehr nach der Wiedereroberung Böhmens in Sachsen vorzudringen, um Gustav Adolf hierhin zu ziehen und so Süddeutschland zu befreien, oder aber, wenn Gustav Adolf dennoch dort verbleibe, Sachsen und Brandenburg von Schweden zu trennen und letzteres isolirt zu einem erträglichen Frieden zu bringen. Einige glückliche Unternehmungen Wallenstein's gegen die sächsische Armee in Böhmen hatten den Rückzug derselben in der Richtung auf Sachsen zur Folge und waren darauf berechnet gewesen, den Kurfürsten von Sachsen geneigter zu Friedensunterhandlungen zu machen; aber sie verfehlten im großen Ganzen ihren Zweck. Gustav Adolf verblieb in Süddeutschland, Sachsen hielt an dem Bunde mit Schweden fest und ging auf die ihm gemachten Anerbietungen nicht ein. Gustav Adolf war nicht ohne Kenntniß von diesen Verhandlungen geblieben; sein Standpunkt war, Schwedens Sache von der deutschen nicht zu trennen und sich nicht übergehen zu lassen; die Forderungen der Protestanten in Bezug auf Religion, geistliche Güter und ständische Freiheiten hätte er unterstützt, die geistlichen Güter wieder herausgegeben, wenn dadurch der Friede zu Stande kam, aber doch nur unter der Bedingung, daß Schweden einen Theil von Pommern mit den wichtigen Häfen — wenigstens zu Lehen — erhielt; Brandenburg konnte ja für seine Ansprüche darauf sich durch einen Theil der Stifte befriedigen. Ihm schwebte zugleich noch der katholischen Partei gegenüber die Gründung einer allzeit kriegsbereiten Körperschaft der evangelischen mit einem Kriegsrath an der Spitze und mit Schweden zu Schutz und Trutz verbündet vor.

Die Gefahr, die durch Gustav Adolf's glückliche Fortschritte in Bayern für Wien eintrat, ward schließlich Veranlassung, daß Wallenstein mit seiner Armee nach Bayern und zur Vereinigung mit den bayerischen Truppen berufen ward. Obwohl nun bereits hier nach seinem Eintreffen die Entscheidungsschlacht zwischen den beiden großen Gegnern zu erwarten war, so fand dieselbe doch infolge einer eigenthümlichen Verschiebung der Situation nicht statt. Gustav Adolf zog sich als der numerisch augenblicklich Schwächere in den deckenden Schutz des befestigten Nürnberg zurück, und Wallenstein richtete sich dicht dabei in einem großen verschanzten Lager für lange Zeit zum Abwarten ein. Die Art der Befestigung, die von dem bisher üblichen System zusammenhängender Linien vollständig abwich und thatsächlich auf moderne Grundsätze basirt war, legt Zeugniß von seinem hohen Geschick ab. Wenn Wallenstein's Gedanke bei dieser Stellungnahme der gewesen war, seine eigene noch ungeübte Armee nicht dem Wagniß einer Schlacht im offenen Felde auszusetzen, dagegen den thatendurstigen König zum Angriff darauf unter möglichst ungünstigen Verhältnissen herauszufordern, so hat er seinen Gegner richtig beurtheilt. Gustav Adolf griff ihn, nachdem man sich wochenlang ohne Entscheidung gegenübergelegen, an und wurde unter nicht unerheblichen Verlusten zurückgeschlagen. Dieses Treffen von Burgstall war ein moralischer Erfolg für die kaiserliche wiedererstandene Armee und ihren Führer, der sich dem großen Gegner ebenbürtig gezeigt. Man hat dem Könige vorgeworfen, daß er sich, statt sich auf seine noch 20000 Mann betragenden Verstärkungen in Schwaben und Bayern zurückzuziehen, was ihm eine unbedingte numerische Ueberlegenheit ge-

Digitized by Google

sichert haben würde, auf Nürnberg gewandt; die Gründe, die ihn dazu bestimmt, sind rein subjectiver Natur; er wollte nicht zurück, sich nicht von Sachsen weit entfernen und den an Lebensmitteln reichen Ort mit seiner streitbaren protestantischen Bürgerschaft im Stiche lassen. Es war eine allerdings ungewöhnliche, aber doch kühne und von dem Vertrauen auf das bisherige Glück eingegebene Handlungsweise. Auffallend ist, daß in diesem Augenblicke, wo die Kräfte der beiden Gegner sich einander gewachsen zeigten, Friedensunterhandlungen angeknüpft wurden. Es wird berichtet, daß Gustav Adolf Wallenstein die Krone von Böhmen angeboten und dieser sie ausgeschlagen habe; Thatsache ist, daß er ihm eine Zusammenkunft mit Friedensanerbietungen vorschlug. Dem kaiserlichen und bayerischen Hofe mitgetheilt, zerschlugen sie sich infolge der großen Gegenforderungen. So mußte denn der Krieg fortgesetzt werden, der fürs Erste die beiden Gegner nach ganz verschiedenen Richtungen aus einander führte. Ihre Armeen sollen durch das längere Verbleiben auf demselben kleinen Raume unglaubliche Verluste erlitten haben; Gustav Adolf war es zuerst, der aufbrach, theils um einige neu auftretende gegnerische Abtheilungen, die in Bayern vorgedrungen waren, wieder zurückzutreiben, theils um einen ernsten Einfall nach Oesterreich hinein ins Werk zu setzen und auf diese Weise Wallenstein nach sich zu ziehen. Aber indem Wallenstein sich nach den sächsischen Landen wandte, traf er den König an einer so empfindlichen Stelle, daß nun der König die Erblande frei geben und dorthin eilen mußte. Gustav Adolf hatte mit richtigem Blick erkannt, daß eine Fortsetzung seines Marsches auf Wien im gegenwärtigen Augenblicke, wo die feindlichen Armeen intact waren, nimmermehr zum Frieden geführt haben würde, daß aber glückliche Erfolge Wallenstein's in Sachsen, ein Durchschneiden der Verbindungen der Schweden mit dem Meere ihm alle Früchte seiner bisherigen Waffenerfolge entreißen konnten. Mit unglaublicher Schnelligkeit eilte er über den Thüringer Wald herbei. Ursprünglich scheint Wallenstein, da der Kurfürst von Bayern ihm seine Armee nicht anvertraut hatte, nicht Willens gewesen zu sein, in Sachsen einen entscheidenden Kampf zu provociren, er hatte sich nur der thüringischen und sächsischen Gebiete bemächtigen und dort Winterquartiere beziehen wollen, um dann wahrscheinlich je nach den Umständen den Krieg wieder weiter nach Norddeutschland hineinzutragen. Was ihn schließlich dennoch bewog, auch seinerseits die Entscheidung baldigst zu suchen, das war der Umstand, daß gleichzeitig mit den Schweden auch die Sachsen und der Herzog von Lüneburg mit den Truppen des niedersächsischen Kriegstheaters von verschiedenen Seiten gegen ihn anrückten. Es lag für ihn, um nicht in die Mitte genommen zu werden, die einzige Möglichkeit, der drohenden Gefahr zu entgehen, darin, den Kampf gegen die Schweden zur Entscheidung zu bringen, ehe die anderen feindlichen Armeen heran waren.

In diesem Sinne nahm er am 5. November bei Lützen, sobald er die Annäherung des Königs erfahren hatte, Stellung und rief Pappenheim, den er zur Fortnahme von Halle dorthin entsandt hatte, um sich die Straße nach dem nördlichen Deutschland frei zu halten, zur Schlacht zurück. Der König, der über diese Detachirung Nachrichten erhalten hatte, faßte mit Rücksicht darauf den schnellen Entschluß, ihn am nächsten Tage, ohne die Vereinigung mit den Sachsen abzuwarten, in seiner Stellung anzugreifen. So stießen denn die beiden großen Feldherren der Epoche im offenen Felde zur Entscheidungsschlacht zusammen.

Ihre Gegnerschaft war in gewisser Beziehung der Ausgangspunkt der Begebenheiten der letzten Jahre gewesen; denn Wallenstein's feindselige Politik gegen Schweden, seine Besitzergreifung von Mecklenburg war schließlich der letzte Anstoß für den König gewesen, nach Deutschland zu kommen und in die inneren Angelegenheiten desselben für die Herstellung des Religionsfriedens und der früheren gesetzlichen Zustände einzugreifen. In der erfolgreichsten Weise hatte der König bisher die kriegerischen Operationen zu führen vermocht und dadurch die Ziele, die ihm beim Beginn seiner Expedition vorgeschwebt hatten, fast erreicht; wir wissen es nicht und es wird wohl niemals mit Gewißheit aufgeklärt werden, ob der

Digitized by Google

König, nachdem er im Bunde mit den Protestanten und gestützt auf die ihm entgegengebrachten Huldigungen derselben eine so mächtige Stellung in Deutschland errungen hatte, sich mit dem Gedanken an den Gewinn der Kaiserkrone wirklich getragen, oder ob ihn nur das Interesse für Schwedens Machtentfaltung noch weiter kämpfen ließ.

Wenn der mit des Königs Plänen am meisten vertraute Kanzler Oxenstierna die erstere dem Könige vindicirte Absicht als nicht wahrscheinlich hinstellt, so liegt darin eine gewisse innere Berechtigung, da der König ja um des Friedens willen die in dem Herzen Deutschlands eroberten Landschaften nur als Pfand für die Abtretungen an der Ostsee hatte behalten wollen und bei seinem klaren Blick sich sagen mußte, daß er schwerlich den Widerstand Oesterreich-Spaniens überwältigt und das Einverständniß Frankreichs gewonnen haben würde. Seine auf Schwedens Machtstellung abzielenden Pläne dagegen gingen wohl nach eben des Kanzlers vertraulichen Aeußerungen noch darüber hinaus, nur die pommersche Küste für sich zu gewinnen; ihm hat wohl der Gedanke, Schweden, Norwegen, Dänemark und die Länder der Ostsee zu einem großen skandinavischen Reiche zu vereinigen, vorgeschwebt, ein Gedanke, zu dessen Verwirklichung, da bei ihm das religiöse Motiv sich mit dem politischen identificirte, schon die Kämpfe mit Polen gedient hatten, die in Deutschland entgegen kommen sollten. Wenn seine Invasion für die Rettung des Protestantismus nothwendig war, wenn er im Interesse desselben auf die Gleichheit der Bekenntnisse im kurfürstlichen Collegium hinarbeitete, so beschwor er durch seine Forderungen nach Abtretung der Ostseeküste, auf die der Kaiser niemals, wenn nicht gezwungen, eingehen konnte, da Brandenburgs berechtigte Ansprüche sich nur durch anderweite Umgestaltungen im Reiche befriedigen ließen, die Fortsetzung des Kampfes herauf. Auch Wallenstein durfte nicht daran denken, seine Hand zu Gebietsabtretungen zu bieten; sein Standpunkt war damals noch der, die Protestanten durch Concessionen zu beruhigen, aber das Uebergewicht des Katholicismus und die Einheit des Reiches durch die Unterordnung der Fürsten unter den Kaiser zu erhalten.

Wenn Tilly mit der gewaltsamen Durchführung des Edictes die alleinige Herrschaft der katholischen Kirche hatte herstellen, Wallenstein dem Protestantismus unter Aufrechterhaltung der alten gesetzlichen Zustände ein erträgliches Dasein hatte verschaffen wollen, so gedachte Gustav Adolf auf der Grundlage der Gleichberechtigung der Bekenntnisse die Formen des Reiches umzugestalten. Tilly und der König haben die Energie der religiösen Ueberzeugung gemein; sie haben Beide ihr Leben dafür eingesetzt, aber hoch steht über dem fanatischen Glaubenseifer Tilly's der warme, heitere religiöse Enthusiasmus des jugendlichen Königs. Von Wallenstein's Religiosität wußte Niemand, ob er dem Glauben, zu dem er sich bekannte, aufrichtig ergeben war, oder ob er wirklich an den Einfluß der Gestirne auf das Schicksal der Menschen geglaubt hat. Bei ihm war Alles umfassende Berechnung, Egoismus und ein sich immer noch steigernder Ehrgeiz. Auch dem Könige schwebte ein weiteres ehrgeiziges Ziel vor, aber doch als der Ausdruck einer wahrhaft großen, von dem gewöhnlichen Egoismus freien Seele.

Die Schlacht von Lützen, die dem Leben des Königs ein so unerwartet frühes Ziel setzte, beugte dem Uebergewicht der kaiserlichen Waffen und des Katholicismus, sowie den Gefahren, vor denen selbst die Wallenstein'schen Pläne den Protestantismus nicht hätten bewahren können, noch einmal für längere Zeit vor, aber war sie auch ein Sieg der schwedischen Waffen, so wurden mit dem Tode des Königs, wenn nicht seine Ideen, so doch die Seele der ganzen großen protestantischen Bewegung zu Grabe getragen, ebenso wie sein militärisch-politisches Gebäude damit zusammenbrach. Er hatte — hebt Clausewitz hervor — so würdige Nachfolger an Oxenstierna, an Herzog Bernhard, an Banner, an Horn, wie selten Fürsten in ähnlichen Fällen gehabt haben, und dennoch vermochten diese vereinzelten Kräfte nur wenig, weil Gustav Adolf durch seine große Erscheinung so unendlich stark auf die Gemüther der deutschen Fürsten gewirkt hatte. Auch die Führung des Krieges lenkte wieder in ähnliche Bahnen

Digitized by Google

ein wie vor der Schweden Zeit. Die Generale streiften wie damals von einem Ende Deutschlands zum anderen, weil das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Theile zu einem großen Ganzen und gerade das die Kriegführung des Königs charakterisirende „Systematische" aufgehört hatte. — Wallenstein war, weil mit dem Tode des Königs eine zeitweilige Unsicherheit in der Leitung der Operationen eingetreten war, unverfolgt wider eigenes Erwarten mit den Trümmern seiner Armee nach Böhmen entkommen. Daß sein einziger ebenbürtiger Nebenbuhler gefallen, gab ihm sein hohes Selbstbewußtsein zurück; er raffte sich nach kurzer Ruhepause, als erneute Unterhandlungen mit Sachsen, Brandenburg und Schweden auf der früheren Grundlage nicht zum Ziele geführt hatten, zu erfolgreichen Schlägen gegen seine Feinde in Schlesien und der Lausitz auf und gewann dadurch noch einmal eine machtvolle Stellung im östlichen Norddeutschland; aber die Rückwirkung auf die sich steigernden Erfolge der Schweden in Süddeutschland blieb aus. Dorthin berufen, traf er zu spät und bei dem großen Gebiete, das er zu sichern hatte, mit zu geringen Kräften ein, weshalb er sich nach Böhmen zurückwandte. Ob die Vorwürfe, die ihm über diesen verfehlten Feldzug gemacht worden, begründet sind oder nicht, läßt sich schwer entscheiden; — aber es erhob sich in dem ihm an sich feindselig gesinnten Hofkriegsrath in Wien, der seine pacificatorische Mission nicht kannte, eine Verstimmung gegen ihn, die der Ursprung aller späteren Spannungen geworden und zuletzt zu seiner Katastrophe wesentlich mitgewirkt hat. Gerade in dieser Zeit, als mehrere principielle Differenzpunkte zwischen dem General und dem Hofkriegsrathe in großer Schärfe hervortraten und Wallenstein's bisherige Unabhängigkeit angetastet, die Disciplin in seiner Armee gefährdet wurde, trat Spanien noch einmal mit dem Gedanken in den Vordergrund, einen Bund mit dem Kaiser und den katholischen Fürsten, dem Herzoge von Lothringen und einer Partei in Frankreich gegen den Bund der Holländer, Schweden und deutschen Protestanten zu Stande zu bringen, wozu auch Wallenstein mitwirken sollte. Wallenstein stand, da er bei einer Herstellung des Religionsfriedens wie alle Fremden so auch die Spanier, die sich thatsächlich einen unerhörten Einfluß über das deutsche Reich anzumaßen begannen, von demselben ausschließen wollte, bereits mit ihren Tendenzen in einem so principiellen Gegensatze, daß er mit aller Selbständigkeit, die ihm noch verblieben, entgegentrat. Da er die protestantischen Kurfürsten nur durch die volle Herstellung der Gleichberechtigung der Bekenntnisse gewinnen und so von den Schweden trennen konnte, so ward dies nun in der Hoffnung auf die schließliche Beistimmung des Kaisers die Grundlage seiner nächsten mit einem gewissen Idealismus angehauchten Pläne. Für Deutschlands Zukunft würde ihre Verwirklichung unendlich wichtig geworden sein. Den Widerstand am kaiserlichen Hofe glaubte er, da das deutsche Haus Oesterreich durch einen Sieg der spanischen Tendenzen ins Unglück gebracht werden würde, berechtigt zu sein, durch eine feste Haltung an der Spitze der Armee bekämpfen zu müssen, und um des Sieges sicher zu sein, hatte er mit Sachsen eine definitive Verbindung, mit Frankreich eine solche für den Fall, daß die Verständigung mit Sachsen nicht zum Ziele führte, abgeschlossen. Das Verhältniß des Kurfürsten von Sachsen zu Oxenstierna hatte sich, nachdem die Bande der persönlichen Dankbarkeit gegen Gustav Adolf durch dessen Tod zerrissen und die specifisch schwedischen Interessen in den Vordergrund getreten waren, allmählich mehr und mehr gelockert.

So gelang es Wallenstein denn, eine Verständigung mit Sachsen auf Grundlage der Herstellung der Zustände, wie sie vor dem Kriege bestanden hatten, herbeizuführen. Was Frankreich betrifft, so bewarb sich Richelieu, als er die halbe Welt zu einer Coalition gegen Spanien in Bewegung setzte, auch um Wallenstein, indem er ihm eine großartige Ausstattung im Reiche zusicherte und den Gedanken an die Krone von Böhmen, der schon in früherer Zeit von böhmischen Emigranten, von Magnaten und auch von Frankreich einmal angeregt worden, erneuerte.

Zu einem eigentlichen Verständniß mit Frankreich ist es indessen nicht gekommen; im Namen dieser Macht jemals aufzutreten, dazu war Wallenstein zu stolz und

Digitized by Google

sich selbst groß genug. Es bezeichnet seine noch jetzt gewaltige Stellung, daß die mit einander im Kampf begriffenen so verschiedenen Elemente seine Verbindung für die Entscheidung suchten. Die Grundlage aller seiner Entwürfe und Entscheidungen beruhte auf dem unbedingten Gehorsam seiner Armee. Als der spanische Einfluß am Hofe, der sich in dem entschlossenen, erbittertsten Gegner Wallenstein's, dem Botschafter Oñate, verkörperte, ihn von dem Generalat zu verdrängen suchte, da er der Ausführung der spanischen Absichten im Wege stand, verband sich Wallenstein, nicht gewillt, sich noch einmal den Oberbefehl durch eine Partei entreißen zu lassen, durch die bekannten Reverse mit der Armee. Zurück konnte er nicht mehr, und so gerieth er, in die Bahn des Abfalls durch die Verhältnisse einmal hineingedrängt, dazu, wenn nicht im Einverständniß mit dem Kaiser, so im Gegensatz mit ihm und dem Hause Oesterreich seine politische Mission durchzuführen. Darin lag aber ein vollständiges Losreißen von aller Pflicht als Unterthan und als Befehlshaber der auf den Namen des Kaisers geworbenen Armee. Der Kaiser hatte Recht und Grund, der zweifelhaften Haltung gegenüber seine Absetzung auszusprechen. Nachdem man sich in Wien des Gehorsams der obersten Generale vergewissert und die Forderungen der Obersten um rückständigen Lohn von dort aus befriedigt hatte, ward die Armee ihres Gehorsams gegen ihn als eines Verschwörers, der dem Kaiser die Erblande, Krone und Scepter rauben wolle, entbunden. Nur ein kleiner Theil derselben blieb ihm treu. Daß Wallenstein, Trotz bietend, nunmehr Verbindungen mit den Schweden, wie zweifellos feststeht, in dem Sinne anknüpfte, sich mit ihren Truppen zu vereinigen, hat ihm den Tod gebracht. Als er diese verhängnißvolle Absicht den noch um ihn gebliebenen fremdländischen Oberoffizieren gegenüber aussprach, war es theils das Gefühl des militärischen Gehorsams gegen den kaiserlichen Kriegsherrn, theils Eifer für die katholische Religion, theils Furcht vor seiner Rache, die den Entschluß seiner Ermordung zur Reife brachten.

Ohne jede höhere Ermächtigung wurde die That vollzogen, wenngleich der Gedanke, ihn lebendig oder todt in die Hand zu bekommen, schon seit längerer Zeit in den Kreisen seiner Feinde Eingang gefunden hatte. Sein Tod war, wie sich bald zeigen sollte, ein glänzender Sieg für beide Linien des Hauses Oesterreich, indem die neu organisirte kaiserliche Armee in der Schlacht bei Nördlingen das Uebergewicht der schwedischen Waffen fast bis zur Vernichtung brach. Für den Protestantismus war er beinahe der schwerste Schlag, der ihn treffen konnte. In dem Frieden, der mit Sachsen endlich zu Stande kam, wurde das Jahr 1627 zu Grunde gelegt, ein Zeitpunkt, in welchem der Protestantismus bereits wesentlich an seinen Rechten eingebüßt hatte. Und wenn Wallenstein, mit seinem klaren Blick die Gefahren eines Krieges mit Frankreich voraussehend, denselben möglichst zu vermeiden bemüht gewesen war, so zeigte sich jetzt, als derselbe zum Ausbruch kam und Frankreich ein entscheidendes Uebergewicht in allen europäischen Dingen für lange Jahre einbrachte, wie Recht er gehabt. Ueber Deutschland brachen jetzt erst die traurigsten, durch die Uebermacht und den frevelnden Uebermuth der fremden Eroberer bezeichneten Kriegsjahre herein. Und als es dann zum Frieden kam, da trat das ein, was Wallenstein hatte vermeiden wollen, was Gustav Adolf vorhergesehen. Das deutsche Reich begann sich aufzulösen, die kaiserliche Macht sank zu einem Schattenbilde herunter, während die einzelnen Fürsten fast zu souveräner Gewalt emporstiegen. Das heutige deutsche Volk, dem das Glück zu Theil geworden, die Wiedererstehung des deutschen Kaiserreiches, wenn auch in anderer Form, zu erleben, kann jener traurigen Zeit in dem Sinne gedenken, daß die Nacht dennoch zum Licht, der Kampf dennoch zum Siege geführt hat.

Digitized by Google

Die Kohlensäure in dem Haushalte der Natur.

Von

Wilhelm Schütte.

Schon in den ältesten Zeiten war es bekannt, daß aus Kalksteinen und ähnlichen Substanzen kleine Blasen entweichen, wenn man dieselben mit Essig übergießt, und daß der Kalk sich allmählich in dieser Flüssigkeit auflöst. „Kalkartige Erde schäumt, wenn sie mit Essig übergossen wird," bemerkt Plinius, und der weise Salomo sagt in seinen Sprüchen: „Wer einem bösen Herzen Lieder singt, das ist wie ein zerrissenes Kleid im Winter und wie Essig auf Kreide." Diese zersetzende Kraft der sauren Flüssigkeit benutzte Kleopatra, um die Wette zu gewinnen, welche sie in frevelhaftem Uebermuth ihrem Buhlen Antonius gegenüber eingegangen war, daß sie in einer einzigen Mahlzeit zehn Millionen Sesterzen (zwei Millionen Mark) verzehren wolle. Das Mahl, welches sie auftragen ließ, war zwar üppig und im hohen Grade verschwenderisch, übertraf aber in dieser Hinsicht keineswegs die Feste, welche Antonius zu veranstalten pflegte, so daß dieser höhnisch fragte: „Wie hoch beläuft sich denn die Rechnung?" — „Dies ist nur das Vorspiel," antwortete die Königin, „die Mahlzeit wird ihren vollen Preis erreichen, und zwar werde ich allein zehn Millionen Sesterzen verzehren." Als sie nun den Nachtisch hereinzubringen befahl, setzten die Sclaven nur einen Becher voll Essig auf den Tisch, und während der erstaunte Antonius sich über diesen sonderbaren Schluß des Mahles wunderte, löste Kleopatra eine der beiden kostbaren Perlen, welche als die größten ihrer Art bekannt waren, aus ihrem Ohrgehänge und warf sie in den Becher. Sofort stieg ein Schaumgekräusel von dem Kleinod auf, und die Perle zerging in der Flüssigkeit, welche die Königin hinabschlürfte; als sie auch die zweite Perle in den Becher werfen wollte, gab Antonius dies nicht zu, sondern erklärte sich für besiegt. So erzählt Plinius; indessen ist es zu bezweifeln, daß der Vorgang in der geschilderten Weise verlaufen sei. Denn einerseits wirkt Essig nur langsam auf die Substanz der Perlen ein, und es müßte bis zu der vollständigen Auflösung eine geraume Zeit verflossen sein, und andererseits ist es kaum glaublich, daß die verwöhnte Königin sich dazu verstanden haben sollte, einen Becher dieses sauren Getränkes zu leeren. Nach des Plinius Bericht war übrigens Kleopatra nicht die Erste, welche aufgelöste Perlen verschluckte, vielmehr hatte schon früher der Schauspieler Claudius sich dies kostspielige Vergnügen gemacht.

Wie übertrieben die Vorstellungen der Alten von der zerstörenden Wirkung waren, die der Essig auf kalkhaltige Substanzen ausübt, ist aus der von Livius und Plutarch berichteten Erzählung zu ersehen, daß Hannibal, als sich bei dem Alpenübergange ein mächtiger Kalksteinfels dem Heereszuge in den Weg stellte, den zu umgehen und zu übersteigen gleich

Digitized by Google

unmöglich war, sich mit Hülfe von Essig einen Weg über dies Hinderniß gebahnt habe. Wer einmal gesehen hat, wie langsam Kalk sich in Essig löst und welche erhebliche Menge dieses letzteren erforderlich ist, der wird überzeugt sein, daß Hannibal sich in der angegebenen Weise nicht Bahn gebrochen haben kann und daß jene große Essigverschwendung in das Reich der Fabeln gehört.

Die Luftart, welche bei derartigen Vorgängen aus den Kalksteinen entweicht und ein leichtes Aufschäumen des Essigs veranlaßt, die Kohlensäure, wurde im Alterthum nicht weiter beachtet, und es hat sehr lange gewährt, bis man ihre Natur richtig erkannte. Noch am Ende des sechzehnten Jahrhunderts hielt man das Gas, welches sich aus Kalksteinen, Soda, Pottasche u. s. w. bei dem Uebergießen mit Essig oder anderen Säuren entwickelt, für gewöhnliche Luft, und erst im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts entdeckte van Helmont, daß dieses Gas, welches er gas sylvestre, auch gas carbonum nannte, identisch ist mit der Luftart, welche sich bei dem Verbrennen der Kohlen und bei dem Gährungsprocesse bildet und welche aus den sogenannten Sauerwassern schäumend entweicht. Derselbe Chemiker erkannte auch zwei wichtige Eigenschaften dieses Gases, nämlich, daß es jede Flamme auslöscht und Thiere, die dasselbe einathmen, tödtet. Dennoch wurde die Kohlensäure noch oft mit der gewöhnlichen Luft verwechselt, bis die Untersuchungen von Black in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zeigten, daß dies Gas den Charakter einer Säure besitzt, indem es sich mit den sogenannten Alkalien (Kali, Natron) zu salzartigen Verbindungen vereinigt. Wegen dieser Eigenschaft, sich von den Alkalien binden zu lassen, nannte er das Gas „gebundene oder fixe Luft", welchen Namen es lange Zeit geführt hat. Die chemische Zusammensetzung der Kohlensäure blieb auch jetzt noch vollständig im Dunklen, bis Lavoisier, bald nachdem er die Eigenschaften des Sauerstoffes näher erforscht hatte, sich auch mit dieser Luftart beschäftigte und erkannte, daß dieselbe eine Verbindung des Sauerstoffs mit der Kohle ist. Seit dieser Zeit hat man die Eigenschaften der Kohlensäure genauer erforscht und in ihr ein Gas erkannt, welches in dem Haushalte der Natur eine so hervorragende Rolle spielt, wie neben ihm nur noch dem Sauerstoff zukommt. Das Athmen der Pflanzen und Thiere, die Processe der Verbrennung, Verwesung und Gährung beruhen im Wesentlichen darauf, daß entweder die Kohlensäure sich in ihre Bestandtheile, Sauerstoff und Kohlenstoff, spaltet oder daß sie aus kohlenstoffhaltigen Körpern durch Aufnahme von Sauerstoff gebildet wird. Um diese wichtige Rolle der Kohlensäure besser zu verstehen, ist es nothwendig, einen kurzen Blick auf einige physikalische und chemische Eigenschaften des Gases zu werfen.

Wie der Name andeutet, gehört dies Gas zu den Säuren, das heißt zu denjenigen chemischen Verbindungen, welche blaue Pflanzenfarben röthen und sich mit den Sauerstoffverbindungen der Metalle (den Basen oder Oxyden) zu Salzen vereinigen. Da aber die Kohlensäure nur eine sehr schwache Säure ist und in der Chemie das Recht des Stärkeren gilt, so wird sie aus ihren Salzen ausgetrieben, sobald man diese letzteren mit einer stärkeren Säure übergießt; sie entweicht alsdann unter heftigem Aufbrausen. Ein Jeder kennt das Aufschäumen, welches eintritt, wenn man doppeltkohlensaures Natron (gewöhnlich schlechthin Natron genannt) mit Weinsteinsäure zu einem „Brausepulver" mischt und das Gemenge mit Wasser übergießt. Da die Kohlensäure etwa anderthalbmal schwerer ist als die atmosphärische Luft, so kann man das in einem passenden Gefäße entwickelte Gas in einem offenen Glascylinder auffangen, indem man dasselbe mit einem Kautschukschlauch bis auf den Boden des Cylinders leitet; die schwere einströmende Kohlensäure verdrängt nun von unten her die leichtere Luft und füllt allmählich das ganze Gefäß an. Freilich kann das Auge keine Veränderung des Inhaltes wahrnehmen, da die Kohlensäure ebenso durchsichtig und farblos ist wie die Luft, allein man kann dennoch ihre Anwesenheit leicht nachweisen. Bekanntlich beruht die Verbrennung darauf, daß sich eine Verbindung des brennenden Körpers mit Sauerstoff vollzieht, so daß die Gegenwart dieses Gases unumgänglich nothwendig ist, wenn die Verbrennung vor sich gehen soll.

Digitized by Google

Nun enthält die Kohlensäure allerdings Sauerstoff, allein derselbe befindet sich nicht in freiem Zustande, sondern ist an die Kohle gebunden und wird von dieser so fest gehalten, daß die in einer Flamme glühenden Gase nicht vermögen ihn an sich zu reißen, woraus folgt, daß eine Flamme erlöschen muß, wenn sie von Kohlensäure umgeben ist. Senkt man daher eine kleine brennende Kerze in den mit Kohlensäure gefüllten Glascylinder, so erlischt sie, sobald sie in das Gas eintaucht. Da der Athmungsproceß im Wesentlichen nichts Anderes ist als eine langsame Verbrennung und daher die Gegenwart von freiem Sauerstoff erfordert, so stirbt ein Thier, wenn man dasselbe in das mit Kohlensäure gefüllte Gefäß bringt. Ein solcher Erstickungstod erfolgt aber nicht bloß in reiner Kohlensäure, sondern tritt schon ein, wenn die Luft größere Mengen dieses Gases enthält; schon die Gegenwart von zwei bis drei Proc. wirkt bei längerem Aufenthalt schädlich auf den Organismus. Es kann daher gefährlich werden, längere Zeit an solchen Orten zu verweilen, an denen sich Kohlensäure in großem Maße entwickelt, wenn nicht durch genügenden Luftzug dafür gesorgt wird, daß das Gas entweicht. Ein Beispiel bietet die sogenannte Hundsgrotte bei Puzzeoli. Dieselbe liegt an dem Fuße eines sehr fruchtbaren Berges und gleicht einer Hütte, welche in den Fels hineingemeißelt ist, so daß es sich schwer entscheiden läßt, ob sie ein Werk der Natur oder der Menschenhand ist. Der Boden dieser kleinen Höhle besteht nicht aus Fels, sondern aus einer dunkel gefärbten Erdart, ist feucht und an einigen Stellen sehr warm. Ueber ihm lagert ein weißlicher Nebel, welcher aus einem Gemisch von Kohlensäure und Wasserdampf besteht. Die Gasschicht hat eine Höhe von 20 bis 60 cm und bildet gewissermaßen eine schiefe Ebene, deren höchster Punkt in dem Hintergrunde der Grotte liegt. An der Thür strömt das Gas aus und fließt wie ein Bach den zu der Höhle führenden Fußsteig entlang. Das Auge nimmt freilich diesen Gasstrom nicht wahr, doch kann man sein Vorhandensein dadurch nachweisen, daß man eine brennende Kerze hineinsenkt, welche sofort von der Kohlensäure ausgelöscht wird; bei ruhiger Luft gelingt das Experiment noch in sieben bis acht Fuß Entfernung von dem Eingang der Höhle. Läßt man innerhalb der Höhle eine Seifenblase herabfallen, so erreicht sie den Boden nicht, sondern erhält sich schwebend in der Luft, sobald sie die Schicht des schwereren Gases erreicht hat; sie rückt nun langsam nach dem Ausgang hin, gerade wie ein Stück Holz, welches auf einem Bache thalabwärts schwimmt. Ein aufrecht stehender Mensch kann längere Zeit in der Grotte verweilen, ohne von der am Boden lagernden Kohlensäure belästigt zu werden, dagegen sterben kleinere Thiere, wie z. B. Hunde, sehr bald unter heftigen Zuckungen. In vulcanischen Gegenden finden sich oft derartige Gruben, aus denen Kohlensäure entweicht. Die größte ist ein kesselförmiges Thal auf der Insel Java, welches Pakamaran oder Todesthal genannt wird. Dasselbe ist nach schweren Regengüssen, wie sie in der Tropenzone fallen, so stark mit Kohlensäure gefüllt, daß der Aufenthalt auch für Menschen gefährlich wird. Der Volksglaube der Javanen schreibt die tödliche Wirkung dem Upasbaume zu, welcher hier wachsen und die Luft bis auf weite Entfernungen vergiften soll; in der Wirklichkeit sind die Ausdünstungen dieses Baumes völlig unschädlich, obschon derselbe in seinem gelblichen Milchsafte das Strychnin, eines der gefährlichsten vegetabilischen Gifte, birgt. Kuntze fand bei seinem Besuche im Jahre 1879 das Thal völlig frei von Kohlensäure und konnte längere Zeit in demselben verweilen, weswegen er alle Erzählungen von dem Todesthal für Fabeln hält. In Deutschland giebt es ebenfalls derartige Dunsthöhlen, welche Kohlensäure aushauchen, so bei Pyrmont und Ems. Im Mittelalter gaben die Unfälle, welche dies Gas in Höhlen und unterirdischen Gängen hervorrief, die Veranlassung zu der Entstehung der wundersamsten Fabeln. Diese Orte sollten von bösen Geistern bewohnt sein, welche verborgene Schätze bewachten und durch ihren bloßen Anblick den Eindringlingen den Tod brächten; denn vergebens suchte man Wunden oder die Spuren irgend welcher Verletzungen bei den Unglücklichen, welche auf so unerklärliche Weise um das Leben gekommen waren.

Digitized by Google

Wie die meisten Luftarten wird auch die Kohlensäure von dem Wasser absorbirt oder verschluckt, und zwar um so reichlicher, je kälter das Wasser und je höher der Druck ist, unter welchem dasselbe steht; bei gewöhnlichem Luftdruck vermag das Wasser ungefähr ebenso viel Kohlensäure zu verschlucken, als es selber Raum einnimmt. Das mit dem Gase gesättigte Wasser ist vollständig klar und farblos und besitzt einen angenehmen, prickelnden Geschmack; bei längerem Stehen verliert es den größeren Theil seiner Kohlensäure, welche langsam in kleinen Perlen entweicht. Das frische Quellwasser hält stets ein wenig Luft gebunden, welche weit reicher an Kohlensäure ist als die Luft unserer Umgebung und gerade durch diesen Kohlensäuregehalt dem Wasser seinen erfrischenden Geschmack verleiht; hat das Wasser längere Zeit in einem warmen Zimmer gestanden, so schmeckt es fade, nicht nur weil es seine Kühle, sondern hauptsächlich weil es seine Kohlensäure verloren hat. So lange das Wasser das Gas gebunden enthält, vermag es den kohlensauren Kalk aufzulösen, weswegen das frische Quellwasser fast immer eine geringe Menge dieses Stoffes in sich birgt, der sich aber wieder als feines weißes Pulver ausscheidet, wenn nach längerem Stehen das Gas entwichen ist. Auch Eisen löst sich in kohlensäurehaltigem Wasser auf und sondert sich wieder ab, wenn das Wasser die Kohlensäure verloren hat. Bei erhöhtem Druck verschluckt das Wasser sehr beträchtliche Mengen des Gases, welches stürmisch unter lebhaftem Aufbrausen entweicht, wenn der Druck aufgehoben wird. Da es sich aus der ganzen Wassermasse entwickelt, so treiben die von unten aufsteigenden Blasen die oberen Schichten der Flüssigkeit empor, wie es sich bei dem Oeffnen einer Flasche mit Sodawasser deutlich zeigt.

Die Bekanntschaft mit diesen Eigenschaften der luftförmigen Kohlensäure (die flüssige und feste kommt hier nicht in Betracht) genügt, um die Rolle zu verstehen, welche dies Gas in dem Haushalte der Natur spielt.

Wenige Naturkörper sind so allgemein verbreitet und haben für die lebenden Wesen eine solche Bedeutung wie die Kohlensäure, welcher wir in allen drei Naturreichen, bei den Mineralien, den Pflanzen und den Thieren, begegnen. Hier steigt sie in luftförmiger Gestalt aus dem Boden, dort quillt sie mit den Mineralwässern schäumend empor; hier bildet sie, an Kalk gebunden, mächtige Felsen und thürmt ganze Gebirge auf, dort hilft sie in Höhlen bei langsamer, aber stetiger Arbeit die wunderlichen Tropfsteingebilde aufbauen; während die Pflanzen sie aus der Luft aufnehmen und in dem Inneren ihres Leibes zersetzen, hauchen die Thiere sie mit dem Athem aus, der ihre Lungen verläßt. In unaufhörlichem Kreislaufe führt sie den Kohlenstoff aus der unorganischen Natur in das Reich der Organismen und von diesem in jene zurück, sei es, daß wir den Pflanzen- oder Thierleib durch das Feuer zerstören oder ihn im Verwesungsproceß langsam zerfallen lassen.

Das Ausströmen der freien Kohlensäure aus Höhlen und Spalten ist schon oben erwähnt. Die Krater der Vulcane hauchen sie neben anderen Gasen in reichem Maße aus, doch steigt sie nicht bloß in der Nähe der thätigen feuerspeienden Berge, sondern auch an solchen Orten empor, welche ehemals einen vulcanischen Charakter besaßen. So strömt bei Aigueperse in der Auvergne die Kohlensäure in so reichem Maße aus, daß Unglücksfälle auf freiem Felde vorkommen. Das Gas quillt hier aus dem Grunde kleiner Vertiefungen hervor, an deren Rande sich eine höchst üppige Vegetation entwickelt hat. Insecten und andere kleinere Thiere werden von dem reichen Grün angelockt und fallen erstickt zu Boden; ihre todten Leiber ziehen Vögel herbei, die in gleicher Weise zu Grunde gehen. Endlich kommen die Hirten der Umgegend, welche die Gefahr kennen, holen schnell diese Thiere und machen so ohne Anstrengung oft einen ergiebigen Jagdzug. Auch neben dem Laacher See am Rhein, welcher wahrscheinlich der Krater eines erloschenen Vulcans ist, befindet sich ein Erdloch, welches stets mit Kohlensäure gefüllt ist und über welches, wie die Sage geht, kein Vogel ungefährdet hinfliegen kann. Mitunter verschwinden derartige Ausdünstungen, sei es, weil sich der unterirdische Vorrath an dieser Stelle erschöpft hat oder, was wahrscheinlicher ist, weil die Spalten, aus denen das Gas entwich, sich durch

Digitized by Google

die Verschiebung der Gesteine geschlossen haben. Ein bemerkenswerthes Beispiel bietet der Averner See in Campanien. Derselbe liegt in den sogenannten phlegräischen Feldern, einem Landstrich von acht Quadratmeilen Flächeninhalt, der sich von Neapel bis zu dem Cap Misenum erstreckt und einen ausgeprägt vulcanischen Charakter besitzt. Auf dieser verhältnißmäßig kleinen Fläche drängen sich siebenundzwanzig Krater von erloschenen Vulcanen zusammen, deren einzelne eine kreisrunde Gestalt besitzen. An vielen Stellen dieses Bezirkes, wie in der schon erwähnten Hundsgrotte, dringt Kohlensäure aus dem Boden; in Neapel füllen sich fast alle Keller so reichlich mit dem Gase an, daß es gefährlich ist, sie zu betreten, wenn sie längere Zeit hindurch geschlossen waren. In diesen phlegräischen Feldern liegt der Averner See, ebenfalls ein ehemaliger Krater, der sich mit Wasser gefüllt hat. Das von steilen Höhen eingefaßte Becken war ehemals von dichtem Walde umzogen und hauchte in so reichem Maße Kohlensäure aus, daß Vögel, welche über den See flogen, plötzlich wie vom Blitze getroffen in das Wasser hinabstürzten, von welcher Eigenthümlichkeit der griechische Name Aornos (vogellos) stammt. Der finstere, unheimliche See wurde für die Alten zum Mittelpunkte fast aller Sagen, die sich auf das Schattenreich bezogen. Hier sollte der Eingang zu der Unterwelt sein, von dem aus man zu den Flüssen Styx und Pyriphlegeton und zu den elysischen Gefilden gelangte; hier waren der Hain der Hekate und die Grotte der kumanischen Sibylle. Jetzt haben diese Aushauchungen aufgehört und die Umgebung des Sees hat ihren finsteren Charakter verloren; an die Stelle der dichten Wälder, welche schon zu der Zeit des Augustus gelichtet wurden, sind reiche Obst- und Weingärten getreten, und der See, welcher an manchen Stellen eine Tiefe von hundertundachtzig Fuß besitzt, wird von Fischen und Wasservögeln bewohnt. Die Reste eines Tunnels, welchen Agrippa unter dem Berg hinweg nach Cumä führen ließ und der jetzt zum größten Theile verschüttet ist, tragen noch jetzt den Namen grotta di Sibylla.

Wenn das Wasser, welches nach einem Regenguß in den Boden einsickert und später als Quelle wieder zu Tage tritt, auf seinem unterirdischen Wege freier Kohlensäure begegnet, so nimmt es einen Theil derselben in sich auf, weswegen das Wasser der Quellen fast immer eine geringe Menge dieses Gases enthält, welches es bei längerem Stehen an der Luft wieder entläßt. Oft legt das Wasser im Inneren der Erde einen sehr beträchtlichen Weg zurück, sinkt in den Spalten und Klüften der Gesteine tief unter die Erdoberfläche hinab und steigt infolge des hydrostatischen Gesetzes in anderen Canälen wieder nach oben. Dies Hinabdringen des Wassers bis zu großen Tiefen, sowie das längere Verweilen im Inneren der Erde hat eine zweifache Wirkung. Bekanntlich nimmt die Wärme in einem abwärts getriebenen Schachte nach unten hin zu, und zwar steigt sie für je 120 Fuß um einen Grad des hunderttheiligen Thermometers, so daß ungefähr eine halbe Meile unterhalb der Erdoberfläche schon Siedetemperatur herrscht, wenn anders die Zunahme der Wärme in größeren Tiefen in demselben Verhältniß erfolgt wie in den oberen Erdschichten; es muß daher das Wasser, welches längere Zeit in großen Tiefen verweilte, sich erwärmen und später als heiße Quelle zu Tage treten. Eine zweite Wirkung zeigt sich darin, daß das Wasser vieler Quellen mit Kohlensäure übersättigt ist. Wenn dies Gas sich in unterirdischen Höhlen und Canälen zu größeren Mengen angesammelt hat, so wird durch diese Anhäufung der Luftdruck gesteigert, und das Wasser, welches durch diese Räume fließt, sättigt sich mit Kohlensäure unter erhöhtem Druck, d. h. nimmt beträchtlich größere Mengen des Gases in sich auf, als es unter gewöhnlichen Verhältnissen zu verschlucken vermag. Gelangt dies übersättigte Wasser an die Erdoberfläche, wo die Verstärkung des Druckes ihr Ende erreicht, so muß der Ueberschuß der aufgenommenen Kohlensäure entweichen und das Wasser gerade so schäumen wie das Sodawasser, dem das Gas auf künstlichem Wege vermittelst einer Druckpumpe zugeführt worden ist. Die sogenannten Säuerlinge oder Sauerbrunnen sind derartige Quellen, deren Wasser im Inneren der Erde unter erhöhtem Druck reichliche Mengen von Kohlensäure aufgenommen haben. Fast

Digitized by Google

immer enthalten sie neben der Kohlensäure verschiedene Salze aufgelöst und schmecken nicht rein säuerlich, sondern schwach laugenhaft, wie die bekannten Quellen von Selters, Ems, Pyrmont und Kissingen, oder bittersalzig, wie die Quellen von Saidschütz und Püllna. In anderen, den sogenannten Stahlwässern, ist Eisen aufgelöst, welches ihnen einen zusammenziehenden, tintenartigen Geschmack verleiht; dahin gehören die Quellen von Schwalbach, Reinerz, Franzensbad u. s. w. Diese Salze, welche in den Quellen gelöst sind, ertheilen dem Wasser verschiedene Wirkungen auf den Körper und bewirken, daß jährlich Tausende von Kranken zu den Curorten pilgern, um dort Heilung von ihren Leiden zu suchen.

Aus manchen dieser Brunnen entweicht das Gas in erstaunlicher Menge, wie z. B. aus der Badequelle in Marienbad. Dort steigt die Kohlensäure in Form kleiner Perlenschnüre ununterbrochen empor und zwar mit solcher Gewalt, daß sie das Wasser beständig in wallender Bewegung erhält und über dem Spiegel der Quelle eine Gasschicht bildet, welche bei ruhiger Luft eine Höhe von sieben bis acht Fuß erreicht. Wenn der Gang, in welchem das Wasser einer kohlensäurehaltigen Quelle aufsteigt, eine Krümmung macht, so sammeln sich an dieser Stelle die unterhalb der Krümmung entweichenden Gasperlen zu einer großen Blase, die allmählich anwächst und den Gang versperrt, bis sie endlich von dem nachdrängenden Wasser hinausgetrieben wird. In diesem Falle erscheinen neben den feinen Gasbläschen, welche beständig aus dem Wasser aufsteigen, von Zeit zu Zeit große Blasen, welche mit Gewalt emporbrängen und nicht selten das Wasser selbst in hohem Strahl aufwärtstreiben, wie es bei dem „neuen Springer“ in Karlsbad beobachtet wird. Das Wasser dieses Sprudels besitzt eine Temperatur von fast sechzig Grad und erhebt sich stoßweise und schäumend bis zu einer Höhe von mehreren Fuß, wobei reichliche Mengen von Wasserdampf und Kohlensäure entweichen und eine dichte Wolke über dem Springquell bilden. Noch großartiger zeigt sich die Wirkung des hervorbrechenden Gases bei dem Sprudel von Nauheim. Die zahlreichen Quellen, welche an diesem Orte die Soole, d. h. stark mit Salz beladenes Wasser, zu Tage fördern, sind sogenannte artesische Brunnen und dadurch hergestellt worden, daß man Bohrlöcher abwärts trieb bis in die wasserführende Schicht, aus welcher das Wasser in den Röhren emporquillt und oft mit großer Gewalt als Springquelle herausspritzt. Dies Aufwärtssteigen wird bei den meisten derartigen Brunnen dadurch verursacht, daß das Wasser an höher gelegenen, oft weit entfernten Punkten in die Erde eingedrungen ist und sich in der abwärts geneigten wasserführenden Schicht angesammelt hat, so daß es bei dem Anbohren dieser letzteren sich wieder bis zu derselben Höhe, von der es herabsank, zu erheben strebt. Indessen ist dieser hydrostatische Druck nicht immer die einzige Ursache des Hervorsprudelns, vielmehr ist bei vielen artesischen Brunnen die in dem Wasser enthaltene Kohlensäure in hohem Grade bei diesem Emporsteigen betheiligt, indem sie nach oben drängt und so kräftig entweicht, daß sie das Wasser gerade so emporreißt, wie wir es bei dem Oeffnen einer Flasche mit Sodawasser beobachten.

Die Nauheimer Quellen nun werden zum Theil durch diese Einwirkung der aus dem Wasser entweichenden Kohlensäure emporgetrieben, namentlich der große Soolsprudel, welcher am 15. Mai 1855 gebohrt wurde und den Namen Friedrich Wilhelm erhielt. Als man an dem genannten Tage das Bohrloch bis in die wasserführende Schicht hinabgetrieben und eine Tiefe von sechshundertundsechzehn Fuß erreicht hatte, quoll das Wasser zwar anfangs in dem hinuntergesenkten kupfernen Rohre aufwärts, blieb aber in einiger Entfernung von der Erdoberfläche stehen und zeigte nur geringe Spuren von Salzgehalt, so daß es gewissermaßen einen Pfropfen süßen Wassers darstellte, welcher die salzreiche Soole absperrte. Um dieses süße Wasser fortzuschaffen, wurde in die Oeffnung des kupfernen Rohres eine Saugpumpe eingesetzt, welche nach kurzer Arbeit brodelnden Schaum zu Tage förderte — ein Zeichen, daß die kohlensäurehaltige Soole aufwärts drang. Plötzlich erfolgte ein großartiger Ausbruch. Ein drei Zoll dicker Wasserstrahl schoß aus der kupfernen Röhre hervor, schleuderte

Digitized by Google

das eingesetzte blecherne Pumpenrohr bis an die Decke des Bretterhauses und stieg sechsundfünfzig Fuß hoch empor. Die Untersuchungen, welche Bromeis über diese interessante Springquelle angestellt hat, ergeben, daß die von dem Wasser gebundene Kohlensäure sich mit einer Gewalt ausdehnt, welche dem Druck von drei Atmosphären entspricht. In dem kupfernen Rohr beginnt die Entwickelung des Gases in einer Tiefe von hundert Fuß, von wo aus die Kohlensäure mit so großer Gewalt aufwärts drängt, daß sie das schäumende und brodelnde Wasser bis zu jener bedeutenden Höhe emportreibt. Die Soole, welche eine Temperatur von dreißig Grad besitzt, verliert während des Emporsteigens und Herabfallens den größten Theil der mitgeführten Kohlensäure. Die Menge des Gases, welches in die Luft entweicht, ist ungeheuer und beträgt einundsiebzig Kubikfuß für jede Minute, so daß im Laufe eines Jahres fünf Millionen Pfund Kohlensäure aus dem Wasser dieses Sprudels in die Luft strömen. Da wir wissen, daß in diesem Gase drei Gewichtstheile Kohle mit acht Theilen Sauerstoff verbunden sind, so finden wir durch eine einfache Rechnung, daß jene Gasmenge $1^1/_3$ Millionen Pfund Kohlenstoff enthält, daß also mehr als 13000 Centner reiner Kohle erforderlich wären, wenn wir diese Kohlensäure durch Verbrennung herstellen wollten.

Da das Wasser, welches Kohlensäure absorbirt hat, die Fähigkeit besitzt, den kohlensauren Kalk aufzulösen, so enthalten diejenigen Quellen, welche mit diesem Gase beladen sind, bisweilen sehr beträchtliche Mengen jenes Stoffes, welcher sich bei dem Verdunsten der Kohlensäure schichtenweise ablagert. Eine solche inkrustirende Quelle ist der Karlsbader Sprudel, aus dessen Wasser sich der bekannte Sprudelstein absetzt und die Wandungen der Quelle allmählich mit einer braunrothen oder okergelben Kruste so dicht bedeckt, daß dieser Steinbezug, der übrigens nur eine geringe Härte besitzt, von Zeit zu Zeit losgebrochen werden muß. Kleinere Gegenstände, die man in das Wasser hängt, wie blätterreiche Zweige oder Blumensträuße, werden in kurzer Zeit mit einer dünnen Schicht dieses Minerals überzogen, welches sich gleichmäßig an allen Theilen der Oberfläche ablagert. An kleinen Steinchen und Sandkörnern, welche von dem wallenden Wasser hin und her gedreht werden, ohne daß sie zu Boden sinken, setzt sich der kohlensaure Kalk schichtenweise ab, so daß kleine kugelförmige Massen entstehen, welche allmählich an Größe und Gewicht zunehmen und endlich so schwer werden, daß sie zu Boden fallen. Indem nun die einzelnen durch weitere Kalkablagerungen mit einander verbunden werden, verschmelzen sie zu dem sogenannten Erbsenstein, einer Anhäufung kleiner erbsengroßer Kalkkugeln, deren jede ein Sandkorn oder ein kleines Steinchen in sich birgt und beim Durchschneiden deutlich die schichtenweise Folge der einzelnen Ablagerungen erkennen läßt.

Auch aus kalten Quellen, welche Kohlensäure enthalten, lagert sich nach dem Entweichen des Gases kohlensaurer Kalk ab und bildet den sogenannten Travertin und Kalktuff. Berühmt sind die Marmorcascaden des Anio bei Tivoli und die inkrustirenden Quellen von San Filippo in Toscana; die letzteren haben in zwanzig Jahren einen kleinen See mit einer Schicht von Travertin ausgefüllt, welche eine Mächtigkeit von siebenundzwanzig Fuß besitzt. Die bedeutendsten Ablagerungen dieser Art bilden sich in Kleinasien aus den Quellen der alten jonischen Stadt Hierapolis. Reclus beschreibt dieselben folgendermaßen: „Wenn man von Smyrna kommt, so glaubt man einen ungeheuren Wasserfall von dreihundert Fuß Höhe und einer halben Meile Breite vor sich zu haben. Das sind die Mauern, welche das Wasser allmählich Säule für Säule, Schicht für Schicht aufgebaut hat, indem es sich über die Ränder des Plateaus ergoß und an seinen Gehängen herabrieselte. Hier und da funkeln in der Sonne auch wirkliche Cascaden, und ihre blitzenden Wasserfäden heben das matte Weiß der Kalkwände. Wenn man das Gehänge hinaufsteigt, so entwickelt sich allmählich die ganze Schönheit dieser durch das Wasser geschaffenen Gebilde. Hier glaubt man Säulengänge zu sehen, dort Gruppen von Figuren, dort wieder rohe Basreliefs, die der Meißel noch nicht ganz aus ihrer Steinhülle herausgearbeitet hat. Mitten in diesen Kalkgebilden, welche das fallende Wasser im Laufe der Zeiten modellirt

Digitized by Google

hat, öffnen sich zahlreiche Becken, deren Farben hin und wieder in das Gelbliche spielen, während andere rothbraun und violett gefärbt oder wie Achat gestreift sind. Weiter oben betritt man das Plateau selbst, welches einst die alten Bäder und die Todtenstadt von Hieropolis trug. Weiße Kalkmassen bedecken jetzt die Grabersteine und erfüllen die Leitungsröhren. Der Boden wird in allen Richtungen von alten Bachbetten durchschnitten, da das Wasser beständig durch seine Ablagerungen sich selbst den Weg verlegte. Ueber einen der breitesten dieser jetzt trockenen Canäle spannt sich eine wundervolle natürliche Brücke, einem Gewölbe von Alabaster ähnlich, von welchem zahlreiche Tropfsteine herabhängen. Zu welcher Zeit und in wie vielen Jahren oder Jahrhunderten sich dieses Wunderwerk aufgebaut hat, vermag Niemand zu sagen. Wenn man Vitruv glauben darf, so erfolgten derartige Bildungen so schnell, daß, wenn die Bewohner der Umgegend ihr Besitzthum durch eine Mauer abschließen wollten, sie einfach das Wasser über die Grenze desselben hinleiteten, worauf dann bereits nach einem Jahre die Mauern fertig waren."

Weit langsamer geht die Arbeit vor sich, welche das kohlensäurehaltige Wasser im Inneren der Erde vollführt, indem es in Höhlen, Grotten und Canälen den mitgeführten Kalk ablagert und in unausgesetzter Thätigkeit die eigenthümlichen Tropfsteingebilde aufbaut. Das Regenwasser führt immer ein wenig Kohlensäure aus der Atmosphäre herab, namentlich wenn dem Regenguß eine längere Zeit der Trockenheit voraufging. Wenn nun dieses Wasser in den Boden einsickert und durch die Klüfte und Spalten eines Lagers von kohlensaurem Kalk abwärts dringt, so löst es vermöge seines Gehaltes an Kohlensäure geringe Mengen des Gesteins auf; wenn es nun über eine Höhle hinfließt und durch die feinen Risse der Decke langsam herabtröpfelt, so verdunstet ein Theil der Kohlensäure schon, während der Tropfen noch an der Decke hängt, so daß hier eine winzige Spur von Kalk sich absetzt. Die nächsten Tropfen lassen eine gleiche Menge zurück, und da die Verdunstung hauptsächlich an der Außenseite der Tropfen erfolgt, so bildet sich hier anfangs ein kleiner Ring von kohlensaurem Kalk. Allein in stetiger Folge fällt Tropfen auf Tropfen, und die von den einzelnen zurückgelassenen unbedeutenden Mengen von Kalk summiren sich im Laufe der Jahre und Jahrhunderte; das Innere des kleinen Ringes wird ausgefüllt, langsam und ganz allmählich bilden sich Zapfen, welche sich fortwährend verlängern und zuletzt als stattliche Spitzen und Zacken von der Decke der Höhle herabhängen. Das Wasser, welches an diesen Tropfsteinen oder Stalaktiten herabrieselt und mit der Kohlensäure den Kalk verliert, verdickt sie allmählich, so daß sie sich gleich den Eiszapfen nach unten hin zuspitzen. Indessen hat das Wasser doch nicht alle Kohlensäure verloren, sondern bewahrt einen Theil derselben und mit ihr ein wenig kohlensauren Kalk, den es mit sich zu Boden führt und hier bei dem Verdunsten zurückläßt. Es bilden sich daher senkrecht unter den Abtropfstellen neue Kalkablagerungen, welche man zum Unterschiede von den Tropfsteinen Stalagmiten genannt hat. Sie erheben sich langsam in Gestalt von Pfeilern und Säulen, deren Ende nicht zugespitzt, sondern etwas verbreitert ist. So rücken die von oben herabsinkenden Stalaktiten und die von unten heraufwachsenden Stalagmiten einander näher, bis sich endlich beide Gebilde begegnen und nun mit einander verschmelzen. Das anfangs nur dünne Stäbchen, welches die Verbindungsstelle bezeichnet, nimmt mit der Zeit an Dicke zu, indem das Wasser sich an dieser Stelle ansammeln und den Kalk reichlicher ablagern kann; zuletzt verschwindet die Einschnürung gänzlich, und nun ragt eine fast gleichförmige Säule von dem Boden bis zu der Decke des Gewölbes empor. Allein das Wasser stellt seine Arbeit nicht ein, sondern fährt fort, die Säule immer mehr zu verdicken, und verbindet zuletzt die dicht neben einander stehenden Pfeiler, so daß jetzt ein Theil der Höhle durch eine Kalkwand abgeschlossen wird. Wie überaus langsam sich die Stalaktiten vergrößern, geht daraus hervor, daß selbst bejahrte Führer, welche die Besucher in die Höhlen begleiten, versichern, daß sie die einzelnen Zacken und Säulen stets in derselben Größe und Stärke gekannt

Digitized by Google

hätten — welche Versicherung freilich nicht wörtlich zu nehmen ist, da eine Veränderung, die sich sehr langsam vollzieht, nicht leicht auffällt, wenn wir das betreffende Gebilde täglich vor Augen haben.

Die Tropfsteinhöhlen gewähren einen eigenthümlichen fast zauberhaften Anblick, namentlich, wenn das reine Weiß der Säulen und Zacken noch nicht durch den Rauch der Fackeln getrübt und in schmutzi-

Der Wasserfall in der Adelsberger Höhle.

ges Grau verwandelt worden ist. Im Innern der Erde, „tief unter dem Schall der menschlichen Rede", stehen wir uns in eine großartige Halle versetzt, deren Decke von weißleuchtenden Marmorpfeilern getragen wird. Hier ragen Säulenstämme empor, dort lagern wunderliche Kalkgebilde, welche den Gestalten von Thieren oder unvollendeten Statuen gleichen. An einzelnen Stellen senkt sich ein marmorweißer Vorhang von der Decke herab, an dessen Spitzen und Fransen die Tropfen aufblitzen, wenn das Licht der Fackeln darüber hinstreift. Ein leises, feierliches Schweigen herrscht in dem feuchtkühlen Gewölbe, nur unterbrochen durch das leise Plätschern der Tropfen, die überall von der Decke herabfallen.

Alle Kalksteingebirge enthalten Tropfsteinhöhlen, welche durch ihre eigenartige Schönheit den Besuch zahlreicher Reisender anlocken, so die Baumannshöhle im Harz, die Rebelhöhle in der schwäbischen Alp u. s. w. Die großartigsten derartigen Grotten birgt der Karst in sich, ein weites Kalksteinplateau, welches zu den Julischen Alpen gehört und Ausläufer in die Halbinsel Istrien entsendet. Berühmt sind hier vor Allem die Adelsberger Höhlen, obwohl wegen ihrer großen Ausdehnung als auch wegen der Schönheit und Großartigkeit ihrer Tropfsteingebilde. Neben dem durch eine Thür verschlossenen Eingang stürzt sich ein kleiner Fluß, der Paiz, mit gewaltigem Getöse in die Grotte, um nun einen Theil der unterirdischen Gänge in der Länge von einer viertel Meile zu durchfließen, bis er aus einem hohen Gewölbe am Fuße einer senkrechten, von Tannen gekrönten Kalksteinwand wieder zu Tage tritt. Die

Digitized by Google

Höhle theilt sich in mehrere Arme, welche ein verzweigtes Netz von gewundenen Gängen und prachtvollen Gewölben bilden. Ueberall hängen mächtige Stalaktiten von der Decke herab, deren einzelne sich durch ihre sonderbare Form auszeichnen und Bäumen, thierischen und menschlichen Gestalten gleichen. An einer Stelle glaubt man einen im Sturz zu weißem Eise erstarrten Wasserfall zu sehen, auf einem niedrigen unterirdischen Hügel zeigen sich Tropfsteingebilde, deren Form an die drei auf der Schädelstätte Gekreuzigten erinnert. Eine der großen Wölbungen gleicht einem aus weißem Marmor erbauten gothischen Dom mit Altar, Kanzel und Orgel, dessen Decke so hoch ist, daß man die von ihr herabhängenden Stalaktiten bei dem ungewissen Lichte der Fackeln nicht mehr zu unterscheiden vermag. Den schönsten Anblick gewährt der sogenannte „Vorhang", eine halb durchsichtige Wand, so weiß und zart, von so kunstvollen Falten durchzogen, daß man glaubt, ein Product der Kunst, nicht der Natur vor sich zu haben. Das Rauschen des unterirdischen Flusses, welcher bis zu einer Höhe von mehreren Metern anschwellen kann, tönt aus den einzelnen Gewölben wieder und erhöht in nicht geringem Grade den Reiz dieser ausgezeichneten Tropfsteinhöhle.

Während Kalktuff, Travertin und Tropfstein sich noch jetzt fortwährend aus dem kohlensäurehaltigen Wasser ablagern, gehören die gewaltigen Massen, in denen der kohlensaure Kalk zu Bergen und ganzen Gebirgen aufgethürmt ist, älteren geologischen Perioden an; indessen ist es hier nicht am Orte, diese Gesteine ausführlich zu besprechen, und es sei nur erwähnt, daß alle unter dem Namen der Jura- und Kreideformation begriffenen Gebirge hierher gehören. In den Gesteinen, welche dieselben zusammensetzen, ist die Kohlensäure neben Kalk auch an Magnesia gebunden und bildet mit diesen beiden basischen Verbindungen den Dolomit. Gegenüber den mächtigen Lagern des Kalksteins und der Kreide nehmen die Salze, zu denen die Kohlensäure mit den Oxyden der schweren Metalle zusammengetreten ist, eine nur untergeordnete Stelle ein; indessen sind manche in technischer Beziehung von Wichtigkeit, weil aus ihnen das betreffende Metall hüttenmännisch gewonnen wird, wie z. B. das Zink aus dem Galmei und das Kupfer aus Kupferlasur.

Das große Reservoir, in welches alle von der Erde aufsteigende Kohlensäure sich ergießt und aus welchem sie wieder entnommen wird, ist die Atmosphäre. Während die beiden Hauptbestandtheile, welche die Luft zusammensetzen: der Sauerstoff und der Stickstoff, überall und zu jeder Zeit in demselben Verhältniß auftreten, ist der Gehalt an Kohlensäure beträchtlichen Schwankungen unterworfen und wird durch die Oertlichkeit beeinflußt. Ueberdies ist derselbe stets nur unbeträchtlich im Vergleich mit jenen beiden Gasen, indem die Luft in zehntausend Raumtheilen etwa nur vier bis fünf Theile Kohlensäure enthält. Dennoch ist die Gesammtmenge der in dem Luftkreise aufgespeicherten Kohlensäure sehr beträchtlich, wie sich aus einer einfachen Rechnung ergiebt. Da das Gewicht der ganzen Atmosphäre etwa acht Trillionen Pfund beträgt, so birgt diese Luftmenge 2400 Billionen Pfund Kohlensäure in sich, wenn wir annehmen, daß sie durchschnittlich drei Gewichtstheile dieses Gases in zehntausend Theilen enthält. Indessen ist diese Rechnung doch nur ungenau, da der Gehalt an Kohlensäure schwankt; allerdings gleichen die Luftströmungen die an einzelnen Orten durch locale Einflüsse hervorgerufene Vermehrung oder Verminderung zum Theil wieder aus, dennoch aber lassen sich diese Einwirkungen nicht ganz verwischen. Während der Nacht nimmt die Menge der Kohlensäure zu und vermindert sich im Laufe des Tages. Sturm und anhaltende Regengüsse bewirken eine beträchtliche Verminderung, indem die fallenden Tropfen die Kohlensäure absorbiren und zur Erde herabführen. So fand Lewy, daß die über Bogota lagernde Luft in der trockenen Jahreszeit $4^1/_2$ Raumtheile Kohlensäure in zehntausend Theilen enthält, während der Regenzeit aber nur $3^1/_5$ Theile dieses Gases in sich schließt. Ein ähnliches Resultat ergaben die Untersuchungen von Macagno in Palermo, indem auch hier nach starken Regengüssen eine beträchtliche Abnahme der Kohlensäure sich zeigte; die größte Menge fand sich im Juli, wo zehntausend Theile Luft $7^1/_2$

Digitized by Google

Raumtheile Kohlensäure enthielten, während im Mai dieselbe Menge Luft nur fünf Theile des Gases einschloß. Im Allgemeinen machte sich eine Zunahme bemerklich, wenn die Temperatur der Luft stieg. Auf den Gipfeln hoher Berge ist die Luft beträchtlich reicher an Kohlensäure als in der Ebene; so fand Schlagintweit auf neuntausend bis zwölftausend Fuß hohen Bergen der Schweizer Alpen neun, Frankland auf dem Montblanc gar elf Raumtheile in zehntausend Theilen. Dieser größere Gehalt wird ohne Zweifel dadurch veranlaßt, daß in dieser bedeutenden Höhe der Pflanzenwuchs äußerst spärlich ist oder sogar ganz fehlt, so daß hier der Luft keine Kohlensäure durch das Athmen der Gewächse entzogen wird, während die reichere Vegetation der Ebene unausgesetzt einen solchen Verlust hervorruft. Die bei Luftfahrten ausgeführten Versuche stimmen nicht ganz überein mit diesen auf hohen Bergen angestellten Beobachtungen und scheinen zu ergeben, daß der Kohlensäuregehalt der Luft sich nur wenig verändert oder mit wachsender Höhe ein wenig abnimmt.

Die über dem Meere lagernde Luft ist ärmer an Kohlensäure als die Luft des Binnenlandes, indem das Wasser einen Theil des Gases verschluckt hat. Da die Absorption befördert wird, wenn man in einem Gefäß die Kohlensäure mit Wasser schüttelt, so muß die Wellenbewegung von Einfluß sein, indem sie immer neue Wassertheilchen in eine innige Berührung mit der Luft bringt. Namentlich wirken in dieser Beziehung die Schaumkronen, welche der Wind an den Wellenbergen emportreibt und als Sprühregen in der Luft herumspritzen läßt. In jedem Bläschen des Schaumes ist das Wasser zu einem sehr feinen Häutchen ausgebreitet und bietet somit der Luft eine verhältnißmäßig große Fläche dar, wodurch das Verschlucken der Kohlensäure wesentlich begünstigt wird. Diese aus der Luft aufgenommene Kohlensäure verbindet sich mit manchen Salzen, welche in fein zertheilter Gestalt dem Meerwasser beigemengt sind, und macht sie löslich. Wie das Luftmeer alle von der Erde aufsteigenden Gase in sich aufnimmt, so ist der Ocean das große Magazin, in welchem die von den Flüssen mitgeführten Substanzen abgelagert und aufgespeichert werden. Unter diesen Stoffen befindet sich ebenfalls kohlensaurer Kalk, den der Fluß von den Uferrändern losspült und in die See hinausschwemmt. Das Meerwasser vermag nun wegen seines Gehaltes an Kohlensäure diesen Stoff aufzulösen, indem es denselben in doppeltkohlensauren Kalk verwandelt. Schlösing fand, daß das Wasser des Canals in jedem Liter 98 Milligramm Kohlensäure enthält, die an Kalk und Magnesia gebunden ist, und nach Regnault's Untersuchungen enthält das Meerwasser bei zehntausend Theilen durchschnittlich drei Gewichtstheile kohlensauren Kalk gelöst. Allerdings ist diese Menge nur gering, wenn aber das Wasser aller Oceane den kohlensauren Kalk in demselben Maße enthält wie der Canal, so ergiebt sich, daß eine ungeheure Menge dieses Stoffes in dem Meerwasser gelöst ist. Nimmt man die mittlere Tiefe der Oceane nur zu tausend Meter an — was gewiß nicht zu hoch ist —, so enthält eine Säule von Meerwasser, welche eine Grundfläche von einem Quadratmeter hat und von dem Grunde bis zur Oberfläche des Wassers reicht, 98 Kilogramm Kohlensäure. Da nun die Erdoberfläche in runder Zahl 500 Billionen Quadratmeter mißt und die Oceane mehr als zwei Drittheile dieser Fläche, also etwa 340 Billionen Quadratmeter, einnehmen, so ergiebt sich als Gesammtgewicht der im Meerwasser enthaltenen Kohlensäure 30000 Billionen Kilogramm, so daß der Ocean weit mehr in sich birgt als die Atmosphäre; indessen ist zu beachten, daß der größere Theil dieses Gases in Salzen gebunden ist, während das Luftmeer nur freie Kohlensäure enthält.

Der Kohlensäuregehalt des Meerwassers ist von der allergrößten Bedeutung für die auf dem Grunde der See wachsenden Pflanzen, welche sich gar nicht entwickeln könnten, wenn dem Meerwasser die Kohlensäure fehlte. Wie die Fische vermittelst ihrer Kiemen die in dem Wasser enthaltene Luft aufnehmen und aus ihr den für ihr Gedeihen unentbehrlichen Sauerstoff gewinnen, so athmen auch die unterseeischen Pflanzen diese Luft und nehmen aus der ihr beigemengten Kohlensäure den zum Aufbau ihres Leibes nothwendigen Kohlenstoff. Durch diesen Proceß werden un-

Digitized by Google

geheure Mengen von Kohlensäure unterhalb des Meeresspiegels zersetzt, und auf dem Grunde der See ernährt sich eine reiche Vegetation von diesem Gase, welches die oberen Wasserschichten der Atmosphäre entnommen haben. Wenn auch die unterseeischen Pflanzen fast ausschließlich der großen Classe der Tangen angehören, so entfaltet doch die Pflanzenwelt des Meeres einen großen Reichthum von Formen und bringt so zahlreiche und zum Theil so große Gewächse hervor, daß sie vielleicht einen Vergleich mit der Vegetation der Oberwelt aushalten dürfte; einzelne Tangarten entwickeln sich zu ungeheurer Größe und erreichen eine Länge von mehr als tausend Fuß, so daß sie die größten aller Gewächse sind. Von der Ueppigkeit der Vegetation des Meeres legt die ungeheure Anhäufung von schwimmenden Tangen Zeugniß ab, welche in der sogenannten Sargassosee viele Quadratmeilen der Wasserfläche mit ihren grüngelben Zweigen und Blättern bedecken. Columbus gerieth bei seiner ersten Reise mitten in diese ausgedehnten Anhäufungen von Seepflanzen, welche das Schiffsvolk als Krautwiesen bezeichnete. Sie lagen so dicht, daß die Schiffe sich nur mit Mühe einen Weg zu bahnen vermochten und daß die Mannschaft durch diese außergewöhnliche Erscheinung in die größte Besorgniß versetzt wurde; jetzt bilden die Tangen der Sargassosee nicht eine zusammenhängende Decke, sondern große schwimmende Inseln, welche auf einen Raum von mehreren hundert Quadratmeilen vertheilt sind.

Nicht minder wichtig als für die unterseeischen Pflanzen ist der Kohlensäuregehalt des Meerwassers für einen großen Theil der reichen Thierwelt, welche abgeschlossen von der Luft unter dem Spiegel der See lebt. Die große Classe der Weichthiere verarbeitet eine sehr beträchtliche Menge von kohlensaurem Kalk, um die Gehäuse aufzubauen, welche den weichen, gallertartigen Leib umschließen, und zwar entnimmt sie diesen Stoff dem Wasser. Allerdings kommt der Kalk in dem Meerwasser reichlicher mit Schwefelsäure als mit Kohlensäure verbunden vor, und wir können nicht nachweisen, aus welchem dieser Salze die Thiere das Material zu ihren Schalen nehmen; da aber diese letzteren aus kohlensaurem und nicht aus schwefelsaurem Kalk bestehen, so ist es wahrscheinlich, daß derselbe unmittelbar von jenen verarbeitet wird. Der zarte Leib des jungen aus dem Ei geschlüpften Weichthieres ist noch nicht mit einer kalkigen Schale bedeckt, sondern wird von einem dünnen, lederartigen Mantel umkleidet; die Zellen, aus denen derselbe besteht, füllen sich allmählich mit kohlensaurem Kalk, welcher aus dem Leibe des Thieres schwitzt und sich nach und nach zu festen Massen vereinigt.

Von Jahr zu Jahr vergrößert sich die Schale, und die einzelnen Ablagerungen lassen sich bisweilen fast wie die Jahresringe eines Baumes deutlich unterscheiden und verrathen das Alter des Thieres. So entstehen die gewundenen Gehäuse der Schnecken, die sich oft durch ihre zierliche Gestalt und lebhafte Färbung auszeichnen; ebenso die beiden Schalen, welche die Muschelthiere einschließen und nicht selten an ihrer inneren Fläche in den buntesten Farben schillern, bisweilen auch den kohlensauren Kalk als kostbare Perlen abgelagert enthalten. Aehnlich scheiden die Krebse, Seeigel, Seesterne und viele andere Meeresbewohner den Kalk aus dem Wasser ab und bilden aus ihm die harten Gehäuse, welche ihren Leib einschließen. Allein die Thätigkeit aller dieser Geschöpfe steht weit zurück hinter der ungeheuren Arbeit, welche einzelne Polypenarten verrichten, indem sie den im Meerwasser gelösten kohlensauren Kalk abscheiden und aus ihm die verästelten, oft pflanzenartigen Korallen aufführen. Tausende von Thierchen, welche zu einem Ganzen verbunden sind, schaffen unausgesetzt an einem solchen Korallenstock, und jedes neue Geschlecht baut auf den Werken seiner Vorfahren weiter, so daß der am Grunde des Meeres wurzelnde steinerne Baum seine Krone bis an die Oberfläche des Wassers emporhebt. Die Küsten mancher Inseln sind von mauerartigen Korallenriffen umzogen, welche die kleinen unscheinbaren Baumeister im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende aufgeführt haben. So erscheint die Kohlensäure, welche das Meerwasser verschluckt, als ein unentbehrlicher Stoff sowohl für die Pflanzen als auch für die Thiere, welche die weiten Räume des Oceans bevölkern.

Digitized by Google

Wie die Bewohner der See ihre Panzer und Gehäuse aus dem kohlensauren Kalk herstellen, welcher in dem Meerwasser gelöst ist, so entnehmen die Landthiere denselben Stoff aus dem süßen Wasser der Quellen und Flüsse. Denn der Kalk, welcher, an Kohlensäure und Phosphorsäure gebunden, das Knochengerüst der Menschen und Thiere aufbaut, stammt wahrscheinlich aus dem Trinkwasser, welches vermöge seines Gehaltes an Kohlensäure diesen Stoff aufgelöst enthält. Wir sehen somit, daß die vom Wasser verschluckte Kohlensäure den mei-

Der Vorhang in der Adelsberger Höhle.

sten Thieren das Material liefert, aus welchem die harten Theile des Körpers gebildet werden, es mögen nun diese Thiere das Meer oder das Land bewohnen.

* * *

Wir nannten oben die Atmosphäre das große Reservoir, in welchem alle von der Erde aufsteigende Kohlensäure sich ansammelt und aus welchem sie wieder entnommen wird, theils um von dem Wasser verschluckt zu werden, theils um den Pflanzen als Nahrung zu dienen. Es fragt sich nun, ob dieses Magazin nur durch die Aushauchungen gespeist wird, welche in vulcanischen Gegenden aus Höhlen und Klüften emporsteigen, oder ob es noch andere Quellen giebt, welche dies Gas in die Atmosphäre emporsenden und den Vorrath erneuern helfen. In der That giebt es mehrere große Processe, bei denen Kohlensäure erzeugt wird, und zwar sind bei ihnen ausschließlich die lebenden Wesen und die organischen Stoffe thätig. Die chemischen Vorgänge, welche sich bei diesen Processen vollziehen, sind zweierlei Art: entweder verbindet sich die in einer organischen Substanz enthaltene Kohle mit dem Sauerstoff der Luft, oder eine aus Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasserstoff zusammengesetzte organische Verbindung zerfällt, und zwar so, daß die Kohle sich mit dem Sauerstoff vereinigt, ohne daß dieses letztere Gas aus der Luft aufgenommen wird. Dieser letztere Vorgang vollzieht sich bei dem Gährungsproceß, welchen wir zunächst ins Auge fassen wollen.

Der Leib der Pflanzen birgt eine beträchtliche Anzahl von organischen Verbindungen in sich, welche aus den drei Elementen Sauerstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff zusammengesetzt sind, und enthält daneben eine geringe Menge von Substanzen, welche außer jenen drei Elementen noch Stickstoff einschließen. Zu der ersten Abtheilung gehört der Zucker, welcher in den Säften sehr vieler Pflanzen vorkommt und zwar in einzelnen, wie im Zuckerrohr und der Zuckerrübe, so reichlich, daß wir ihn aus denselben abscheiden und in fester Gestalt gewinnen können. Alle süßen Pflanzensäfte nun sind gährungsfähig, das heißt der in ihnen enthaltene Zucker kann eine eigenthümliche Zersetzung erleiden, wenn gewisse andere Substanzen, die sogenannten Fermente, zugegen sind und wenn die Flüssigkeit einer genügend hohen Temperatur ausgesetzt ist. Die Fähigkeit, die Gährung einzuleiten, erlangen einige stickstoffhaltige Verbindungen, welche in den Pflanzen vorkommen, sobald diese Verbindungen (die Proteïnstoffe) zu faulen beginnen, noch kräftiger aber wirkt in dieser Hinsicht die Hefe, welche sich während des Gährungsprocesses bildet. Dieser letztere besteht darin, daß der Zucker sich in zwei neue Verbindungen, Alkohol und Kohlensäure, spaltet, wovon der Alkohol den gesammten Wasserstoff, zwei Drittheile des Kohlenstoffes und ein Drittel des Sauerstoffes enthält, während das letzte Drittel des Kohlenstoffes mit dem Reste des Sauerstoffes zu Kohlensäure zusammengetreten ist. Die Rolle, welche das Ferment bei diesem Vorgange spielt, ist höchst eigenthümlicher Art und bis jetzt wenig aufgeklärt. Wenn eine chemische Verbindung die Zersetzung einer anderen veranlaßt, so tritt sie gewöhnlich an die Stelle eines Stoffes, der aus der zweiten ausscheidet, oder es findet ein Austausch von Stoffen zwischen den beiden Verbindungen statt. Hier tritt nichts dergleichen ein: das Ferment verdrängt keinen Stoff aus dem Zucker, um an seine Stelle zu treten, und ebenso wenig giebt es irgend einen seiner Bestandtheile an jenen ab — seine bloße Gegenwart genügt, um den Zucker in Alkohol und Kohlensäure zerfallen zu lassen. Allerdings hat Pasteur geglaubt, den Gährungsproceß auf eine Thätigkeit der Hefenpilze zurückführen zu können, welche sich in der gährenden Flüssigkeit bilden und fortwährend an Zahl zunehmen, allein die neueren Untersuchungen von Brefeld und Traube scheinen diese Ansicht zu widerlegen.

Alle gegohrenen Flüssigkeiten, wie Bier, Meth, Branntwein, Wein, verdanken ihre berauschende Eigenschaft dem Gehalt an Alkohol oder Spiritus, welcher sich während der Gährung aus dem Zucker gebildet hat. Wenn man einen süßen Pflanzensaft, z. B. den Saft der gekelterten Weintrauben, längere Zeit ruhig stehen läßt, so macht sich bald eine starke Veränderung bemerkbar. Das in der Flüssigkeit gelöste stickstoffhaltige Pflanzeneiweiß

Digitized by Google

geht in Berührung mit der Luft in Fäulniß über und wird somit zu einem Ferment, das heißt es erlangt die Fähigkeit, die Gährung einzuleiten. Aus dem Traubensaft, welcher durch beigemengte faserige Pflanzentheilchen getrübt ist, entweichen kleine Bläschen, anfangs langsam, bald aber in reichem Maße, während sich auf der Oberfläche eine schaumige Decke ansammelt. Fängt man die entweichende Luftart vermittelst einer passenden Vorrichtung in einer Flasche auf und senkt eine brennende Kerze in das Gefäß, so erlischt die Flamme augenblicklich; leitet man das Gas in klares Kalkwasser, so trübt es dasselbe und verräth sich durch diese beiden Wirkungen als Kohlensäure. Der gährende Traubensaft, der Most, schmeckt anfangs noch süß, verliert aber diesen Geschmack allmählich, je weiter die Gährung fortschreitet und je mehr Zucker in Alkohol und Kohlensäure zerfällt. Die Hefe, welche sich als eine schaumige Masse an der Oberfläche ablagert, ist nicht eine aus der gährenden Flüssigkeit ausgeschiedene schmutzige Substanz, als welche sie bisweilen bezeichnet wird, sondern ist eine Ansammlung von vielen kleinen Pflänzchen, welche auf der niedrigsten Stufe der Organisation stehen, indem jede nur aus einer einzigen Zelle besteht. Woher aber stammen die Samen, welche zu der Entstehung dieser Pflanzen wie aller Gewächse nothwendig sind? Die atmosphärische Luft schließt stets eine große Menge von Keimen der verschiedenartigsten Pflanzen und Thiere in sich, die eine so geringe Größe besitzen, daß sie auch selbst im ausgewachsenen Zustande nur mit Hülfe des Mikroskopes gesehen werden. Sobald diese Keime auf einen Boden gerathen, welcher für ihre Entwickelung günstig ist, fassen sie festen Fuß und entfalten sich zu den niedrigsten Pflanzen und Thieren, den Pilzen und Infusorien. So sind auch die Keime des Hefenpilzes in der Luft zerstreut, und für sie sind die zuckerhaltigen Säfte, die mit einem Ferment in Berührung stehen, der zur Entwickelung günstige Boden. Indem sie sich hier festsetzen, entstehen die kleinen ovalen Zellen der Hefenpilze, von denen hundert, neben einander gelegt, etwa die Länge eines Millimeters besitzen; sie treiben Knospen, welche zu selbständigen Pflanzen werden, und vermehren sich auf diese Weise so schnell, daß sie in wenigen Tagen die Oberfläche der gährenden Flüssigkeit mit einer ziemlich dicken Schicht bedecken, welche durch die unaufhörlich entweichenden Blasen der Kohlensäure ein lockeres und schaumartiges Gefüge erhält.

Die Entwickelung der Kohlensäure geht allmählich langsamer vor sich und hört zuletzt fast ganz auf, so daß die Gährung nach fünf bis sechs Tagen vollendet ist, worauf die klare Flüssigkeit von der Hefe und von den zu Boden gesunkenen Pflanzentheilen getrennt und in Fässer gefüllt wird. Allein der Zucker ist doch noch nicht vollständig zersetzt, und es tritt nun die langsame Nachgährung ein, bei welcher der Rest des Zuckers zerfällt und sich ein wenig Hefe am Boden ablagert. Noch nach Jahren entweichen bisweilen Bläschen von Kohlensäure aus dem Wein, namentlich im Sommer, wo die höhere Temperatur die Nachgährung befördert.

Wenn die Reben wieder blühn,
Rühret sich der Wein im Faß.

Läßt man die Nachgährung in luftdicht verschlossenen Flaschen vor sich gehen, so kann die Kohlensäure nicht entweichen, sondern bleibt in der Flüssigkeit zurück; der erhöhte Druck, welchen die im Halse der Flasche angesammelte Kohlensäure ausübt, begünstigt die Absorption und hält das Gas in der Flüssigkeit zurück, welche hierdurch in Schaumwein verwandelt wird. Bei dem Oeffnen der Flasche entweicht die Kohlensäure stürmisch und reißt einen Theil des Weines mit sich empor. Der laute Knall, mit welchem der Kork nach dem Entfernen der Drähte aus einer Champagnerflasche herausgeschleudert wird, legt Zeugniß von der großen Kraft ab, mit welcher die in dem Schaumwein enthaltene Kohlensäure sich auszudehnen strebt; dieselbe entspricht gewöhnlich einem Druck von sechs bis sieben Atmosphären. Auch manche Biere enthalten das Gas in reichem Maße und schäumen stark, wenn man sie aus der Flasche in das Glas gießt; der leichte Nebel, welchen man nach dem Abziehen des Korkes nicht selten in dem Halse der Flasche gewahrt, besteht aus Wasserdampf, welcher Kohlensäure in sich aufgenommen hat. Wenn ein Glas voll Schaumwein oder Bier nach längerem Stehen seine Schaumdecke verloren hat,

Digitized by Google

so entweichen nur noch vereinzelte Perlen aus der Flüssigkeit; doch kann man dieselbe wieder zum Aufschäumen bringen, indem man das Glas schüttelt oder den Wein heftig umrührt und hierdurch größere Mengen der Flüssigkeit mit festen Körpern, den Wänden des Glases oder dem Löffel, in Berührung bringt, wodurch das Entweichen des Gases begünstigt wird.

Es giebt noch eine Anzahl ähnlicher Processe, in denen ein Ferment durch seine bloße Anwesenheit das Zerfallen einer organischen Verbindung bewirkt, wie z. B. der Pflanzenkäsestoff den in der Milch enthaltenen Zucker in Milchsäure umsetzt und diese letztere wieder zu Buttersäure, Wasserstoff und Kohlensäure zerfallen läßt. Allein es genügte, hier die sogenannte geistige oder Alkoholgährung zu besprechen, da bei dieser sehr reichliche Mengen von Kohlensäure erzeugt werden. Der Sprachgebrauch bezeichnet freilich mit dem Namen der Gährung auch andere Vorgänge, bei denen eine Zersetzung unter Gasentwickelung stattfindet, z. B. die Fäulniß. Allein wenn auch bei diesem Zersetzungsprocesse der organischen Stoffe Kohlensäure entweicht, so findet hier doch keine Gährung statt, deren eigentliches Wesen darauf beruht, daß eine Verbindung sich spaltet, ohne daß ein anderer Stoff auf sie übergeht. Bei der Fäulniß nun und ebenso bei der Essigbildung, die fälschlich gewöhnlich als saure Gährung bezeichnet wird, spielt der Sauerstoff der Luft eine Hauptrolle, indem er sich mit den Elementen des faulenden Körpers verbindet. Damit Fäulniß eintreten kann, muß daher die Luft Zutritt haben, und außerdem ist die Gegenwart von Wasser sowie eine genügend hohe Temperatur erforderlich. Aus den feuchten Stoffen, welche sich unter Aufnahme von Sauerstoff zersetzen, entweichen neben Kohlensäure mehrere meistens übelriechende Luftarten, und dies Aufsteigen von Gasen verleiht dem Vorgange einige Aehnlichkeit mit der Gährung. Man unterscheidet von der Fäulniß die Verwesung, welche ohne Gegenwart von Wasser in feuchter Luft vor sich geht und bei welcher die übelriechenden Gase entweder gar nicht oder doch in geringerer Menge entweichen. Ist eine der oben genannten Bedingungen nicht oder doch nur unvollkommen erfüllt, so wird die Zersetzung verzögert und kann sehr lange aufgehalten werden. Wie starken Einfluß in dieser Beziehung die Erniedrigung der Temperatur ausübt, zeigt die Conservirung des Fleisches, welches sich sehr lange frisch erhält, wenn man es auf Eis legt; hat man doch in neuester Zeit mit gutem Erfolge versucht, das Fleisch frisch geschlachteter Thiere selbst von Australien nach Europa zu schaffen. Noch auffallender zeigt sich die Wirkung der Kälte und des Luftabschlusses an den Leichen antediluvianischer Thiere, welche man schon wiederholt an den von Eis starrenden Küsten Sibiriens gefunden hat. Diese Cadaver lagen Tausende von Jahren im Eise eingebettet, und als der Zufall die harte Hülle sprengte, war ihr Fleisch infolge des Luftabschlusses vollkommen wohlerhalten und zeigte nicht die geringste Spur von Fäulniß. Ein im Jahre 1807 an der Mündung der Lena aufgefundenes Mammuth war so gut conservirt, daß die Jakuten ihre Hunde mit dem Fleische des Thieres fütterten. Auch ein im Jahre 1877 an der Janamündung aufgefundener vollständiger Leichnam des kleinen sibirischen Nashorns war wohlerhalten; leider wurden nur ein Fuß und der Kopf nach Jakutsk geschafft, wo der erstere bei einer großen Feuersbrunst verbrannte, während der Kopf gerettet und dem Petersburger zoologischen Museum überantwortet wurde.

Auch das Entfernen der Feuchtigkeit verhindert die Verwesung oder hält sie wenigstens auf, wie die Pflanzen eines Herbariums beweisen, welche durch starkes Pressen ihres Wassergehaltes beraubt worden sind und nun der Verwesung lange widerstehen, bis sie endlich doch in Staub zerfallen. Aehnlich werden die Leichen, welche man in den von den Sonnenstrahlen bis auf fünfzig Grad erhitzten Sand Aethiopiens legt, in wenigen Tagen so vollständig ausgedörrt und des Wassers beraubt, daß sie nicht in Verwesung übergehen; auch die Mumien, als welche die alten Aegypter die Leiber ihrer Verstorbenen aufbewahrten, wurden in ähnlicher Weise zubereitet und durch Entziehung des Wassers gegen die Verwesung geschützt, so daß sie sich mehrere tausend Jahre lang haben erhalten können.

Derselbe Vorgang, welcher bei der Fäulniß und der Verwesung unter Auf-

Digitized by Google

Bildnis. Ca. 1520. Holzschnitt. Maße: 24,8 × 16,8 cm. Wien, Graphische Sammlung Albertina. Inv.-Nr. DG1929/1/1. Aus: Hans Baldung Grien. Die Holzschnitte. Kritische Ausgabe. Bd. 1. Hrsg. von Hans Wolfgang Singer. Hiersemann, Leipzig 1916, Nr. 111.

Bayerische Staatsbibliothek

Wärme das Gas bis zum Glühen erhitzt und leuchtend macht. Die Stoffe, welche wir verbrennen, um entweder Licht oder Wärme zu erzeugen, bestehen zum Theil nur aus Kohlenstoff und Wasserstoff, wie das Petroleum und das Leuchtgas, oder enthalten neben diesen beiden Elementen noch Sauerstoff. In allen Fällen aber, es mögen Stoffe der ersten oder der zweiten Art bei der Verbrennung verwendet werden, sind die in der Flamme glühenden Gase aus Wasserstoff und Kohlenstoff zusammengesetzt. Dieselben entweichen bei der Erhitzung des Holzes oder der in dem Dochte aufgesogenen Flüssigkeit und schweben als glänzendes Lichtgebilde über dem verbrennenden Körper. Da ein näheres Eingehen auf die Verbrennung zu weit führen würde, so sei nur erwähnt, daß die beiden Bestandtheile des verbrennenden Gases sich mit dem Sauerstoff der umgebenden Luft zu Wasserdampf und Kohlensäure verbinden, welche beide von der Flamme in die Luft emporsteigen.

Wir wollen nun versuchen, die Menge der Kohlensäure zu ermitteln, welche durch das Verbrennen eines bestimmten Materials, z. B. des Holzes, erzeugt wird. Hat Holz längere Zeit an trockener Luft gelegen, so daß es von der ihm anhaftenden Feuchtigkeit befreit worden ist, so enthält es in 100 Gewichtstheilen neben Sauerstoff und Wasserstoff etwa 40 Theile Kohle, welche sich bei dem Verbrennen mit 106 Theilen Sauerstoff verbinden und daher 146 Gewichtstheile Kohlensäure liefern. Mithin erzeugt ein jedes Kilogramm Holz, welches wir verbrennen, ungefähr $1\frac{1}{2}$ kg Kohlensäure, welche, da ein Liter dieses Gases etwa zwei Gramm wiegt, einen Raum von 750 l oder $\frac{3}{4}$ cbm einnimmt. Da ferner ein Kubikmeter lufttrockenen Buchenholzes ungefähr 900 kg wiegt, so liefert das Verbrennen eines solchen 1350 kg oder 625 cbm Kohlensäure. Wir verbrennen nun, um einen Ofen zu heizen, im Laufe eines Winters etwa 3 cbm Buchenholz und bereichern hierdurch die Atmosphäre um 4000 kg oder 2000 cbm Kohlensäure. Bei dem ausgedehnten Gebrauch, den wir von dem Feuer machen, wird der Verbrennungsproceß eine ungemein ergiebige Quelle für die Kohlensäure des Luftkreises, indem er täglich ungeheure Mengen dieses Gases in das große Magazin abliefert. Nach einer ungefähren Berechnung werden in Paris durch die Verbrennung täglich etwa 3 500 000 cbm Kohlensäure erzeugt, was einem Verbrauch von 2600 cbm Holz entsprechen würde. Erzeugt schon das Herdfeuer auch der ärmsten Hütte täglich eine nicht unbeträchtliche Menge, so senden die großen Feuer, welche in vielen Fabriken unausgesetzt lodern, gewaltige Ströme von Kohlensäure in die Luft. Im Jahre 1875 erreichte der Verbrauch von Steinkohlen allein in Europa die Höhe von 207 Millionen Tonnen; bedenkt man nun, daß daneben noch reichliche Mengen von Braunkohlen, Torf und Holz als Brennmaterial benutzt worden sind, so ergiebt sich, daß ungeheure Mengen von Kohlensäure im Laufe eines Jahres durch die Verbrennung erzeugt werden.

Es giebt nun noch einen Proceß, welcher gleich der Verbrennung in großartigstem Maße Kohlensäure erzeugt und die Atmosphäre mit diesem Gase speist, nämlich das Athmen der Thiere und Menschen. Der thierische Leib ist in einer fortwährenden Veränderung begriffen, indem einerseits neue Stoffe aufgenommen und verarbeitet werden und andererseits ältere, gewissermaßen verbrauchte Materie abgeschieden wird. Diese Umwandlung wird durch das Blut vermittelt, diesen „ganz besonderen Saft“, welches getrieben von dem Herzschlage unausgesetzt in den Adern durch den ganzen Körper kreist, an die einzelnen Organe neue Stoffe, die verarbeitet werden sollen, abgiebt und dafür verbrauchte, zur Ausscheidung bestimmte Substanzen aufnimmt. Diese Ausscheidung erfolgt zum Theil bei dem Athmen. In der Lunge tritt das Blut in die innigste Berührung mit der eingeathmeten Luft, absorbirt aus ihr Sauerstoff und kehrt mit diesem Gase beladen in das Herz zurück, um nun den sogenannten großen Kreislauf durch den Körper zu beginnen. Auf diesem Wege, welcher durch die Arterien, die Haargefäße und die Venen in das Herz zurückführt, übt der Sauerstoff seine Wirkung auf die Gewebe des Körpers aus und verbindet sich mit dem Kohlenstoff, so daß das Blut bei seiner Rückkehr in das Herz mit Kohlensäure beladen ist. Statt der schön rothen Farbe, welche das vom Herzen fortströ-

Digitized by Google

mende Blut besaß, hat es jetzt eine tief dunkle, fast schwarze Färbung angenommen und ist in diesem Zustande nicht weiter fähig, die Gewebe des Körpers zu nähren. Es beginnt nun den kleinen Kreislauf und tritt in die Lunge, wo es die Kohlensäure aushaucht und an ihrer Stelle Sauerstoff aufnimmt, so daß es durch diesen Tausch seine neubildende und ernährende Thätigkeit wieder aufnehmen kann.

Der chemische Vorgang, welcher sich während des Athmens vollzieht, hat eine große Aehnlichkeit mit der Verbrennung, indem die Substanzen, welche hier zersetzt werden, aus denselben Elementen zusammengesetzt sind wie die Stoffe, welche wir als Leuchtmaterialien benutzen, und überdies dieselben Sauerstoffverbindungen entstehen, welche sich bei der Verbrennung bilden, nämlich Wasserdampf und Kohlensäure. Die Gegenwart dieses Gases in der ausgeathmeten Luft läßt sich leicht nachweisen, indem man die letztere in klares Kalkwasser bläst; die Flüssigkeit wird sofort durch den entstandenen kohlensauren Kalk getrübt, welcher sich ausscheidet. Setzt man aber das Blasen fort, so klärt sich das Wasser wieder, indem die reichlicher einströmende Kohlensäure ihm die Fähigkeit verleiht, den kohlensauren Kalk aufzulösen. Der Gehalt an Kohlensäure in der ausgeathmeten Luft kann vier Procent, also etwa hundertmal mehr betragen als derjenige der atmosphärischen Luft. Die Menge der Kohlensäure, welche durch diesen Vorgang gebildet wird, ist sehr beträchtlich. Im Laufe einer Stunde athmet ein erwachsener Mensch mehr als 20 l, in einem Tage also ungefähr 500 l dieser Luftart aus, welche Gasmenge etwa ein Kilogramm wiegt. Nehmen wir an, daß 1200 Millionen Menschen den Erdkreis bewohnen, so finden wir, daß die von ihnen täglich erzeugte Kohlensäure sich auf 600 Millionen Kubikmeter beläuft, welche ein Gewicht von 1200 Millionen Kilogramm besitzen. Nun beschränkt sich der Athmungsproceß nicht auf die Lunge, sondern geht an der ganzen Oberfläche des Körpers vor sich, indem zahllose kleine Oeffnungen, welche die Haut durchbohren und zu feinen Canälen führen, in den aus ihnen entweichenden Ausdünstungen ebenfalls reichlich Kohlensäure absondern, so daß wir die vorhin berechnete Menge etwa um den dritten Theil vermehren und somit auf 1600 Millionen Kilogramm setzen müssen. Wenn wir nun beachten, daß die Thiere mindestens ebenso viel Kohlensäure erzeugen als die Menschen, so erkennen wir, daß der Athmungsproceß eine ausgiebige Quelle für die Kohlensäure des Luftkreises ist.

Wir haben in dem Vorstehenden die Wege kennen gelernt, auf denen der Vorrath an Kohlensäure in der Atmosphäre gespeist wird; es sind dies die Ausdünstungen des Gases, welche aus dem Boden emporsteigen, die Processe der Gährung, Verwesung und Verbrennung und das Athmen der Thiere und Menschen. Es fragt sich nun, ob es auch Abzugscanäle giebt, welche das Gas aus der Atmosphäre zurückführen und eine übergroße Anhäufung desselben verhindern. Als einen solchen kennen wir bereits das Wasser, welches bald mehr, bald weniger Kohlensäure aufnimmt und wegen der großen Ausdehnung der Meeresoberfläche eine ungeheure Menge des Gases verschluckt. Daneben entführen die Pflanzen dasselbe aus der Atmosphäre. Bei dem Athmen der Gewächse vollzieht sich der entgegengesetzte Vorgang wie bei dem Athmen der Thiere; während diese Sauerstoff aufnehmen und Kohlensäure abgeben, hauchen die Pflanzen Sauerstoff aus, welcher aus der aufgenommenen und zersetzten Kohlensäure stammt. Die Athmungsorgane der Pflanzen, die sogenannten Spaltmündungen, bestehen aus einer großen Menge kleiner Luftzellen, welche unter der Oberhaut der Blätter liegen. Dieselben sind so klein, daß ihr Durchmesser höchstens den dreißigsten Theil eines Millimeters beträgt, wie man denn beispielsweise auf jedem Quadratmillimeter eines Eichenblattes etwa zweihundertundfünfzig solcher Spaltmündungen zählt. Von diesen kleinen Luftkammern aus tritt die Luft durch die Zellwände hindurch mit dem Saft in Berührung, welcher sich in den Zellen befindet, und hier wird nun die Kohlensäure zersetzt, indem der Kohlenstoff zurückgehalten und zu Holzfaser verarbeitet, der Sauerstoff aber an die Luft zurückgegeben wird. Indessen ist wohl zu beachten, daß die Gewächse nur unter

Digitized by Google

dem Einflusse des Lichtes und der Wärme, d. h. während des Tages und im Sommer in der angegebenen Weise, athmen, dagegen im Laufe der Nacht und im Winter gerade so wie die Thiere Sauerstoff aufnehmen und dafür Kohlensäure ausathmen. Da nun aber die Lebensthätigkeit der Pflanzen in den langen Sommertagen ihren höchsten Grad erreicht, im Winter dagegen fast ganz ruht, so folgt, daß die Gewächse unvergleichlich mehr Kohlenstoff fixiren, als sie Kohlensäure aushauchen. Im hohen Norden, wo die Nächte während des Sommers überaus kurz sind und noch durch die Dämmerung erhellt werden, fehlt in dieser Jahreszeit das Athmen nach Art der Thiere ganz, so daß die Zersetzung der Kohlensäure und die Aufnahme von Kohlenstoff unausgesetzt vor sich geht; infolge dieser für die Entwickelung der Pflanzen günstigen Bedingungen kann selbst jenseits des Polarkreises noch Gerste gebaut werden, welche sich so rasch entwickelt und so zeitig zur Reife kommt, daß zwischen Aussaat und Ernte nur sechs bis acht Wochen verfließen. Die zu Rothensted angestellten Versuche scheinen zu beweisen, daß die Pflanzen fast sämmtlichen Kohlenstoff, den sie verbrauchen, der Luft entnehmen und aus dem Boden wenig oder gar keine Kohle beziehen. Es erhielt ein Feld siebenunddreißig Jahre lang nur mineralischen Dünger ohne Beimischung einer organischen Substanz. Dasselbe wurde mit Weizen bestellt und lieferte bei der Ernte etwa tausend Pfund Kohlenstoff für den Morgen. Aehnliche Resultate wurden auf einem anderen Felde mit Gerste, Runkelrüben und Gras erzielt. Uebrigens wird die Aufnahme von Kohlenstoff wesentlich durch die Temperatur beeinflußt und ist in der Tropenzone mehrere Male größer als bei uns, weshalb auch dieser Erdgürtel in einer Vegetation prangt, deren Ueppigkeit jeder Beschreibung spottet. So wirken Licht und Wärme gemeinsam, um die Zersetzung der Kohlensäure zu begünstigen; allein nicht bloß das Licht der Sonne übt diese Wirkung, vielmehr zeigen die neueren Untersuchungen von Famitzin und Deherain, daß die Pflanzen auch bei der Beleuchtung mit einer künstlichen Lichtquelle, wie einer Leuchtgas- oder Petroleumflamme, und vor Allem mit elektrischem Lichte die Kohlensäure zerlegen und Sauerstoff in Freiheit setzen.

Nach den Untersuchungen von Boussingault entnimmt ein Hectar Wald jährlich etwa 4000 kg Kohlenstoff aus der Luft, ein Hectar Wiesen 3500 kg, während eine gleiche Fläche mit Kartoffeln bestandenen Landes 3000 kg fixirt. Nimmt man nun an, daß jeder Hectar Land 3000 kg Kohle der Luft entführt, und rechnet man die pflanzentragende Fläche Europas zu 1000 Millionen Hectaren, so ergiebt sich die Menge des Kohlenstoffes, welcher alljährlich hier fixirt wird, zu drei Billionen Kilogramm. Die ganze Erdoberfläche endlich, soweit sie Pflanzen trägt, mißt etwa 13000 Millionen Hectar, und die auf dieser Fläche lebenden Gewächse fixiren mithin jährlich die ungeheure Zahl von 40 Billionen Kilogramm reinen Kohlenstoffes. Allerdings ist eine solche Rechnung nur sehr annähernd richtig, da die Zerlegung der Kohlensäure in den einzelnen Zonen mit sehr ungleicher Energie erfolgt. Ueberdies besitzen die Pflanzenarten, wie aus den angeführten Zahlen hervorgeht, diese Fähigkeit in sehr verschiedenem Grade. Am kräftigsten wirkt in dieser Hinsicht der Pisang oder die Paradiesfeige, dessen unter dem Namen Bananen bekannte Früchte ein Hauptnahrungsmittel für die Bewohner der indischen Inseln sind. Die aus dem unterirdischen knolligen Wurzelstocke treibenden Schößlinge, welche nur aus den fest um einander gerollten Scheiden der langen und breiten Blätter bestehen, tragen an ihrer einen Meter langen Aehre so reichliche Früchte, daß dieselben ein Gesammtgewicht von vierzig bis fünfzig Pfund erreichen. Da der Wurzelstock nach Abhauen des alten Schaftes noch dreimal in demselben Jahre fruchttragende Schößlinge treibt, so kann man von einer Pflanze vier Ernten und mit ihnen etwa anderthalb Centner Früchte sammeln. Wegen dieser großen Fruchtbarkeit des Pisang kann eine mit dieser Pflanze bestandene Bodenfläche fünfundzwanzig Personen den Unterhalt liefern, während eine gleich große Fläche, mit Weizen bestellt, nur einen Menschen zu ernähren vermag.

Durch diese Thätigkeit der Pflanzen wird ein Kreislauf eingeleitet, welchen

Digitized by Google

der Kohlenstoff vollführt, indem er aus der Atmosphäre in die Organismen übergeht und von diesen wieder zu jener zurückkehrt. Die Gewächse athmen die Kohlensäure der Luft, zersetzen sie und verarbeiten den gewonnenen Kohlenstoff; die fallenden Blätter und die übrigen absterbenden Pflanzentheile verwesen, indem sie sich mit dem Sauerstoff der Luft verbinden und den Kohlenstoff an die Atmosphäre als Kohlensäure zurückgeben. Ein anderer Theil der Pflanzen dient dem Menschen und den Thieren zur Nahrung, welche den Kohlenstoff ihrem Körper einverleiben und ihn beim Athmen als Kohlensäure wieder aushauchen oder bei der Verwesung in die Luft zurücksenden.

Es fragt sich nun, ob bei diesem Auf- und Absteigen des Kohlenstoffes die Menge der in der Luft enthaltenen Kohlensäure sich stets gleich bleibt oder ob ein Schwanken, vielleicht sogar eine stetige Vermehrung oder Verminderung stattfindet? Wir sind bis jetzt völlig außer Stande, diese Frage zu beantworten, da noch nicht hundert Jahre verstrichen sind, seitdem wir gelernt haben, die Zusammensetzung der Luft zu ermitteln — eine viel zu kurze Zeit, um langsame Veränderungen in dieser Zusammensetzung festzustellen. Wir können nicht einmal die Arbeiten der Thiere und Pflanzen, welche in entgegengesetztem Sinne wirken, genau mit einander vergleichen, da alle oben angeführten Berechnungen doch nur annähernd richtig sind und keinen Anspruch auf Genauigkeit haben können. Man möchte leicht glauben, daß die Thätigkeit der Organismen einen Ausgleich herbeiführe, da ja alle Kohle, die aus der Kohlensäure der Luft entnommen wird, infolge der Verwesung schließlich doch wieder in die Atmosphäre zurückkehrt; allein hier treten viele Unregelmäßigkeiten ein, welche diese Rückkehr bald beschleunigen, bald verzögern. Die vorweltlichen Pflanzen, deren Reste wir als Stein- und Braunkohlen zu ungeheuren Lagern angesammelt finden, zogen ihren Kohlengehalt ebenfalls aus der Atmosphäre und haben ihn bis jetzt nicht zurückgegeben, sondern seit vielen Jahrtausenden zurückgehalten. Ebenso hält in einem Walde die schwarze Schicht des Humus, die sich aus den verwesenden Blättern bildet und sich langsam im Laufe der Jahre verstärkt, eine gewisse Menge Kohlenstoff zurück. Umgekehrt strömen bei großen Bränden gewaltige Mengen von Kohlensäure plötzlich in die Luft, welche ohne einen solchen Unglücksfall der Atmosphäre noch lange vorenthalten worden wären. Zu beachten ist ferner, daß in früheren Zeiten die Wälder eine weit größere Ausdehnung besaßen, als ihnen jetzt zukommt. Wenn auch der größere Theil der entwaldeten Flächen in Ackerland verwandelt ist, dessen Pflanzen in jedem Jahre ebenso viel Kohlenstoff fixiren als früher der Wald, so giebt es doch namentlich in Gebirgen viele Stellen, wo jetzt der kahle Fels zu Tage tritt, nachdem der Wald thörichter Weise niedergeschlagen worden ist. Während also die Bäume hier reichlich Kohlensäure aus der Luft zogen und den Kohlenstoff in ihren Stämmen aufspeicherten, hat diese Thätigkeit jetzt aufgehört, und viele Strecken felsigen Grundes tragen nichts zu der Abscheidung der Kohlensäure bei. Dagegen lagern sich an anderen uns unzugänglichen Stellen ungeheure Mengen von Kohlenstoff ab. Die in der Sargassosee schwimmenden Tangmassen müssen sich allmählich zersetzen, und wenn auch ein Theil ihres Kohlengehaltes im Verwesungsproceß sich mit Sauerstoff verbindet und als Kohlensäure in die Luft entweicht, so bleibt doch eine beträchtliche Menge zurück und sinkt zu Boden. So muß sich auf dem Grunde des Meeres allmählich eine Schicht von Kohle anhäufen, welche im Laufe der Jahrtausende eine erhebliche Dicke erreicht und vielleicht die Steinkohlenlager der Zukunft bilden wird. Sind doch manche Geologen zu der Annahme geneigt, daß unsere jetzigen Steinkohlen ähnlichen Tanganhäufungen ihren Ursprung verdanken und daß die Reste anderer Pflanzen, wie Palmen, Farrenkräuter u. s. w., welche wir in der gleichförmigen Masse der Steinkohlen eingeschlossen finden, nur zufällig durch Meeresströmungen den schwimmenden Tangmassen beigemischt worden seien. Wenn wir nun aber auch annehmen wollen, daß die Thätigkeit der Organismen den Kohlensäuregehalt der Luft weder vermehrt noch vermindert, so müßte doch — so scheint es wenigstens — die aus den Dunsthöhlen und Kratern der Vulcane aufsteigende Kohlensäure eine fortwährende

Digitized by Google

Vermehrung des Gases in der Luft veranlassen. Woher stammt denn aber dies Gas, welches in so gewaltigen Mengen an jenen Orten ausgehaucht wird? Birgt die Erde in ihrem Inneren unerschöpfliche Vorräthe desselben oder findet ein Ersatz statt, indem auf irgend einem Wege neue Kohlensäure zugeführt wird? Die ungeheuren Mengen, welche, wie wir wenigstens bei der Hundsgrotte nachweisen können, schon seit vielen Jahrhunderten unausgesetzt empordringen, machen es wahrscheinlich, daß ein Ersatz stattfindet. Woher aber kann ein solcher stammen, welcher Proceß kann das Gas tief im Schoße der Erde erzeugen?

Man giebt bisweilen an, daß diese Kohlensäure aus den Lagern des kohlensauren Kalkes stammen, welche sich in ungeheurer Mächtigkeit in dem Inneren der Erde finden. Wenn man Kalkstein oder Marmor längere Zeit hindurch erhitzt, so entlassen diese Gesteine die Kohlensäure vollständig und verwandeln sich in den sogenannten gebrannten Kalk; da nun im Inneren der Erde eine bedeutend höhere Temperatur herrscht als an der Oberfläche, so ist eine solche Zersetzung in der That möglich. In diesem Falle müßten die Ausströmungen mit der Zeit aufhören, sobald das Kalklager des betreffenden Ortes seine Kohlensäure vollständig verloren hat.

Wir sind mit den Zuständen des Erdinneren und den Vorgängen, welche sich daselbst vollziehen, immer nur noch wenig bekannt und müssen die Möglichkeit zugeben, daß die dem Boden entströmende Kohlensäure auf dem angegebenen Wege erzeugt wird. Indessen liegt es nahe, ihr einen anderen Ursprung zuzuschreiben und anzunehmen, daß auch hier das Wasser thätig ist, indem es die Kohlensäure aus der Luft herabführt und die unterirdischen Höhlen gerade so speist wie die Mineralquellen. Die gewaltigen Mengen von Wasserdampf, welche den Kratern der Vulcane entströmen und sich oberhalb derselben zu dichten Wolken sammeln, beweisen, daß das flüssige Element durch die Spalten und Klüfte der Gesteine in das Innere der Erde bis zu Canälen dringt, welche von unten her in den Schlund des Kraters emporführen, ja die Geologen sind geneigt, die Ausbrüche der Vulcane hauptsächlich diesem Wasser zuzuschreiben, welches in der heißen Tiefe sich in Dampf verwandelt und nun durch den Druck die flüssigen, lavaartigen Massen in jenen Canälen emportreibt. Hat sich nun das Wasser an der Luft mit Kohlensäure beladen, so führt es dieselbe in die Erde hinab, wo sie zum Theil wieder entweicht, wenn das Wasser auf heiße Gesteinsschichten trifft. Ist diese Ansicht richtig, so können jene Aushauchungen den Kohlensäuregehalt der Atmosphäre nicht vergrößern, da sie selber aus der Luft gespeist werden.

Ueberhaupt haben wir wohl in dem Wasser, namentlich in dem Meere, den Regulator zu erblicken, welcher bewirkt, daß der Kohlensäuregehalt der Atmosphäre entweder unverändert derselbe bleibt oder doch nur geringen Schwankungen unterliegt. Wenn die Menge des Gases im Luftkreise zunimmt, so verschluckt das Meerwasser dasselbe in reichlicherem Maße und vermag nun einen Theil des kohlensauren Kalkes aufzulösen, welcher am Grunde lagert oder in fein zertheilter Gestalt durch die Flüsse herbeigespült wird; sobald aber der Kohlensäuregehalt der Luft sich vermindert, scheidet sich dieser aufgelöste kohlensaure Kalk wieder in fester Gestalt aus und die entweichende Kohlensäure strömt in die Atmosphäre zurück und stellt das alte Verhältniß wieder her. So findet ein unaufhörliches Auf- und Absteigen dieses Gases zwischen Himmel und Erde statt, und der Dichter hätte in dem bekannten Vergleich statt des Wassers auch die Kohlensäure wählen können:

Vom Himmel kommt sie,
Zum Himmel steigt sie,
Und wieder nieder zur Erde muß sie,
Ewig wechselnd.

Digitized by Google

Die Blattern und die Impfung.

Von

Guſtav Weisbrodt.

Die Frage, von woher und zu welcher Zeit die Blattern nach Europa gekommen, iſt noch nicht entſcheidend beantwortet. Wahrſcheinlich ſind ſie ſchon ſeit mehr als tauſend Jahren bei uns heimiſch und vermuthlich ſind ſie aus dem Orient, aus Aſien, zu uns gekommen. Aber ſeit der erſten Zeit ihres Auftretens hat die Menſchheit ſich mit dem Problem ihres Entſtehens und ihrer Heilung, mit der Aetiologie und der Therapie der Krankheit beſchäftigt.

Es hat lange gedauert, bis man zum Begriff des Contagiums gelangte. Man führte jede Epidemie anfangs auf die Rache und den Zorn der Götter zurück, und demgemäß waren Opfer und Gebete die älteſten Mittel, ſie zu bekämpfen. Erſt ſpäter reihte ſich ihnen noch ein drittes an: die Flucht. Aber die Flucht vor einem Kranken ſetzt ſchon die Beſorgniß voraus, daß von ihm die Krankheit übertragen werden könne, und die Flucht ſtellt alſo den erſten Effect der Suppoſition eines Contagiums dar, deſſen Begriff allerdings anfangs noch kein klarer war und erſt nach und nach als ein Keim erkannt wurde, der, von Individuum auf Individuum übertragen, an dem zweiten dieſelben Erſcheinungen zu Tage fördern mußte, die bei dem erſten ſich bemerkbar gemacht.

Von den Blattern ſpeciell weiß man mit voller Beſtimmtheit, daß ſie *nur* durch Anſteckung ſich verbreiten. Der Körper des Blatternkranken iſt es, der das empfangene Blatterncontagium in ſich ſelbſt wieder vermehrt und auf Andere überträgt; wer ſich der Anſteckung *nicht* ausſetzt, wird *niemals* blatternkrank. Dagegen ſind faſt alle Menſchen gleichmäßig anſteckungsfähig und nur ein ganz verſchwindend kleiner Bruchtheil derſelben nimmt das Gift nicht auf. Schon Rhazes, der im neunten Jahrhundert eine Monographie über die „Variola“ ſchrieb, konnte conſtatiren — aber freilich nicht erklären —, daß nur der Eine oder der Andere den Blattern entrinne.

Das Gift ſelbſt darzuſtellen, iſt der Wiſſenſchaft bis heute noch nicht gelungen, aber ſein Vorhandenſein wird durch ſeine Wirkungen außer Zweifel geſetzt, und mit Recht iſt geſagt worden, daß die entwickelten Blattern nicht nur eine mörderiſche, ſondern daß ſie die ſchrecklichſte Krankheit von allen ſind, die bei uns epidemiſch auftreten; Maſern, Typhus, Ruhr, Scharlach, Diphtherie und Cholera reichen nicht entfernt an ſie heran. Der ganze fiebernde und ſchmerzgequälte Körper zur Unkenntlichkeit angeſchwollen und durch Geſchwulſt und Entzündung vom Kopf bis zum Fuß mit Eiter und Borken bedeckt, eine unförmliche und die Luft verpeſtende Maſſe! Wohl giebt es auch andere Seuchen der ſchmerzvollſten und peinlichſten Art, aber keine tritt ſo abſchreckend entſetzlich auf, daß ſie auch die aufopferndſte Liebe fern hält und daß die zärtlichſte Mutter ſich weigert, in dieſer beulenbedeckten Larve

Digitized by Google

die Hülle des theuren Kindes zu erkennen, das noch vor wenig Tagen ihres Herzens Freude und Stolz gewesen. Es ist ein feiner Zug von Emile Zola, daß er seine Nana, die schöne Sünderin, an den Blattern zu Grunde gehen läßt.

Die Verwüstungen, welche die Blattern angerichtet haben und noch anrichten, sind fast unglaublich. Schon — wir haben dafür das Zeugniß des oben genannten Rhazes — vor tausend Jahren in den Ländern des Khalifen. Damals wurde die Seuche nicht durch den Verkehr, denn dieser war gleich Null, sondern durch den Krieg in ferne Gegenden eingeschleppt; war sie aber einmal vorhanden, so forderte sie ihre gräßlichen Opfer bei allen Racen, in allen Lebensaltern, bei beiden Geschlechtern und in allen Classen der menschlichen Gesellschaft. In Europa trat in Zwischenräumen von fünf bis zehn Jahren die Blatternepidemie auf und die Todten zählten nach Hunderttausenden; Süßmilch, der durch sein ausgezeichnetes Werk: „Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts", der Schöpfer der Bevölkerungsstatistik geworden ist, sagt, gestützt auf die Sterbelisten seiner Zeit, das heißt der Mitte des vorigen Jahrhunderts: „Der zwölfte Theil des menschlichen Geschlechts geht an den Pocken zu Grunde." Das englische Blaubuch vom Jahre 1857 verzeichnet die Sterbefälle unter den Mitgliedern königlicher Familien im vorigen Jahrhundert. Der Vater, die Mutter, die Gattin, der Oheim, der Vetter und die Base Wilhelm's III. von England starben an den Blattern, und er selbst mit seinem Freund Lord Bentinck erkrankte so schwer daran, daß seine Gesundheit für immer zerrüttet war; am österreichischen Hofe starben Josef I. und nach ihm zwei Kaiserinnen und sechs Erzherzöge und Erzherzoginnen, während die Kaiserin Maria Theresia, damals schon bejahrt, aber noch immer eine schöne Frau, arg entstellt wurde; in Deutschland starben ein Kurfürst von Sachsen und der letzte Kurfürst von Bayern; in Frankreich (1711) der Dauphin, Sohn Ludwig's XIV., und (1774) Ludwig XV.; weiter (1741) eine Königin von Schweden und (1727) ein Kaiser von Rußland. So war es im vorigen Jahrhundert, während es heute wohl nur wenige Familien giebt, die durch die Blattern einen Angehörigen verloren.

Erwachsene übrigens, die, wenn sie an den Blattern erkrankt gewesen, mit dem Leben davon gekommen waren, hatten eine zweite Blatternerkrankung nicht zu fürchten, aber bei Kindern war es nicht so, und seit der mehrgenannte Rhazes den Ausspruch gethan, daß höchst selten ein Kind den Blattern entgehe, wurden — bis zum Anfang des laufenden Jahrhunderts — die Blattern vorwiegend als Kinderkrankheit betrachtet. Die statistischen Daten rechtfertigten das bis zu einem gewissen Grade. In den sechs Jahren von 1769 bis 1774 starben in der Collegiat-Kirchengemeinde von Manchester 589 Personen an den Blattern, und davon waren 559 Kinder unter fünf Jahren, neunundzwanzig zwischen fünf und zehn Jahren und nur ein einziger Todter war älter als zehn Jahre; unter 211 Personen, die im Jahre 1773 in Warrington an den Blattern starben, befanden sich 199 Kinder unter fünf und zwölf zwischen fünf und zehn Jahren; in Triest zählte man im Jahre 1796 unter 695 Blatterntodten nur fünf Erwachsene, alle anderen waren Kinder unter zwölf Jahren; in Kärnten starben in demselben Jahre 728 Menschen an den Blattern, darunter 706 unter sieben Jahren, zwanzig zwischen dem siebenten und siebzehnten Jahre und zwei über siebzehn Jahre. Daß sich dieses Verhältniß seitdem gründlich geändert hat, ist sicher; daß aber eine so schwere Krankheit, wie die Blattern sie darstellen, dem zarten Organismus des Kindes besonders gefährlich sein muß, versteht sich wohl von selbst.

Aber nicht bloß in Europa, sondern in allen Welttheilen forderten die Blattern massenhafte Opfer. In den neu entdeckten Ländern Amerika's, welche die Krankheit früher nicht gekannt, wütheten sie furchtbar. Im Jahre 1518 wurden sie zum ersten Mal nach Westindien gebracht und ließen von der damals mehr als eine Million zählenden Bevölkerung nur geringe Reste übrig. Im Jahre 1520 importirte sie ein junger Neger in Narvang-Hew nach Cuba, und nach übereinstimmenden Angaben verschiedener Geschichtschreiber rafften sie $3^1/_2$ Millionen

Digitized by Google

Menschen fort. In Mexico wütheten sie im Jahre 1533 so furchtbar, daß die Hälfte der indianischen Bevölkerung ihnen zum Opfer fiel und daß die Ueberlebenden von dieser Seuche eine neue Zeitrechnung begannen. In der Provinz Quito erlagen einer einzigen Epidemie mehr als 100000 Menschen. Das sind nur einzelne Beispiele; aber wer auch heute noch Gelegenheit hat, in Ländern, wo das Impfen nicht allgemein, die Blattern zu beobachten, der kann bestätigen, daß ihre Verheerungen an Umfang nichts verloren haben. Ein Prinz von Neuwied berechnet in seiner ergreifenden Schilderung des Elends, welches im Jahre 1837 eine Blatternseuche unter den Indianern an der Westgrenze der Vereinigten Staaten zu Tage förderte, die Zahl der Gestorbenen auf 60000; der langjährige Leibarzt (Dr. Pollak) des Schah von Persien hat constatirt, daß von hundert Neger-, Abessinier- und Beludschen-Sclaven mindestens die Hälfte den Blattern erlag, und es ließ sich deshalb auch der Schah mit allen jungen Prinzen und mit 8000 Personen der königlichen Familie impfen; in Afrika starben während mancher Epidemien die verseuchten Ortschaften fast ganz aus.

Welche Mittel stehen uns nun zu Gebote, die furchtbare Krankheit mit Erfolg zu bekämpfen? Ein specifisches Heilmittel gegen die Krankheit selbst ist noch nicht gefunden, die Behandlung ist eine rein symptomatische und richtet sich gegen das Fieber, die Hitze, die Salivation, die Spannung der Haut und die secundären Erscheinungen, die durch das Vereitern der Bläschen entstehen. Eine absolute Isolirung der Blatternkranken wäre das Wirksamste, und seit Jahrtausenden ist man schon in dieser Richtung vorgegangen. Moses wies die Aussätzigen aus dem Lager, ließ ihre Kleider verbrennen, ihr Geschirr zerschlagen, ihre Häuser von innen und außen abkratzen und frisch bewerfen; der Ausgewiesene mußte auf seinem Wege mit zwei Hölzern klappern und „Unrein! unrein!“ rufen, damit Jeder vor der ansteckenden Nähe gewarnt sei; und wenn er endlich nach einer bestimmten Frist wieder in die Gemeinde aufgenommen wurde, so mußte er alles Haar an seinem Leibe scheren und sich waschen und baden. Eine solche Isolirung der Kranken ist aber bei den gegenwärtigen socialen Verhältnissen unmöglich, und sie würde sogar deshalb theilweise illusorisch, weil die Krankheit sich erst zu einer Zeit erkennen läßt, wo sie schon einige Tage alt geworden ist und wo sie während dieser Tage sich schon auf Andere übertragen haben kann.

Das Contagium ist ein volatiles, es kann also durch dritte Personen von einem Hause ins andere verschleppt werden, es können Briefe, Kleidungsstücke und sonstige Gegenstände die Träger des Ansteckungsstoffes sein. Vor Ansteckungen mit sogenannten fixen Contagien können wir uns schützen: das Gift kann nur durch directen Contact übertragen werden. Aber gegen Krankheiten mit flüchtigen Ansteckungsstoffen giebt es keinen Schutz, der unsichtbare Stoff dringt plötzlich und unerwartet ein, und auch die Mittel zur Zerstörung des Contagiums lassen uns so vollständig im Stich, daß auch heute noch wie vor Jahrtausenden die primitivste, freilich auch sicherste Maßregel: das Niederbrennen von Häusern und ganzen Ortschaften, zur Anwendung kommt.

Weitere Beobachtungen lehrten indeß, daß, wer die Blattern einmal überstanden habe, eine neuerliche Ansteckung nicht zu besorgen brauche und daß sogar ein ganz leichter Ausbruch genüge, um gegen Variolen der schwersten Form geschützt zu sein; der Gedanke lag also nahe, daß man zu trachten habe, leichte Blattern zu bekommen. Man hatte nämlich geglaubt, daß leichte Formen auch wieder leichte Ausbrüche erzeugen würden, und das führte zur Inoculation oder Variolation, d. h. zu der Uebertragung der Pockenmaterie auf ein noch nicht geblattertes Individuum. Die Falschheit dieser Voraussetzung stellte sich aber bald heraus, denn die Inoculation erzielte das gerade Gegentheil dessen, was man erzielen wollte, und es stellten sich nicht selten die schweren Formen der Blattern, die variola vera, ein, und während man die Seuche einzudämmen bestrebt war, hatte man ihrem Umsichgreifen Vorschub geleistet; sie wurde in Gegenden verschleppt, in welchen sie noch nie gehaust. Die Inoculation hat deshalb nirgends festen Fuß gefaßt und sie wurde sogar in einzelnen Ländern behördlich verboten.

Da fügte es, wie so oft bei Entdeckungen von größter Tragweite, der Zufall, daß es bekannt wurde, in einzelnen Gegenden Europas litten die Melkkühe an einer den Blattern ähnlichen Krankheit und die Uebertragung des Inhaltes dieser Kuhblatternpusteln schütze vor der Blatternansteckung. Lange bevor irgend ein Arzt sich mit der Sache befaßte, betrieben Kuhmägde die Impfung, die anfangs eine rein zufällige war, indem sich an den wunden Stellen der Finger der Mägde und Knechte beim Melken der Impfstoff festsetzte und die Impfpusteln hervorrief. Erst im Jahre 1765 bemächtigten sich zwei englische Wundärzte, Sulton und Fewster, dieser Erfahrung; aber obgleich sie der Londoner medicinischen Gesellschaft schon mittheilen konnten, daß sie Controlsversuche vorgenommen hätten und daß jede Inoculation bei denen, die sie bereits mit „kow-pox" geimpft, von negativem Erfolg gewesen sei, d. h. daß das Blatterncontagium an den früher mit der Kuhpockenlymphe geimpften Individuen nicht mehr gehaftet habe, wies diese Gesellschaft sie ab und führte ihre Angaben auf bloßen Volksaberglauben zurück. Die Sache kam, obgleich noch immer Fälle veröffentlicht wurden, wo die Kuhpockenimpfung gegen die Blattern geschützt, allmählich in Vergessenheit. Erst Jenner — wer kennt seinen Namen nicht? — nahm die Angelegenheit wieder auf.

Edward Jenner hatte als Landarzt häufige Gelegenheit, Kuhpockenimpfungen zu sehen und zu würdigen; um das Jahr 1775 nahm er selbst die ersten Impfungen vor, und seit 1778 beschäftigte er sich unausgesetzt mit der wissenschaftlichen Erforschung der Vaccination. Zwanzig Jahre verliefen mit fortwährendem Sammeln des Beweismaterials, und im Jahre 1798 veröffentlichte er durch den Druck seiner Beobachtungen und deren Resultat, daß alle von ihm mit kow-pox geimpften Individuen gegen das Blatterncontagium gesichert gewesen. Einen wahren Sturm rief diese Veröffentlichung in der damaligen Literatur hervor. Die Gegner verstiegen sich zu der Behauptung, daß die Kuhpockenimpfung die Menschen nothwendig verthieren müsse, und auf einem großen Meeting warnte ein alter Inoculator die Bauern vor der Vaccination, weil dieselbe bei den Impflingen nicht bloß thierische Verrohung erzeugen werde, sondern weil dieselbe sie möglicherweise auch — wie das Rindvieh — mit langen Schwänzen und zottigen Ohren ausstatten und sie zu vollständigen Wiederkäuern machen könne. Auch die Freunde setzten aber ihrem Jubel kein Maß, und es war mehr als voreilig, wenn Prof. Hecker in Erfurt im Jahre 1802 seinem Handbuch der Impfung den Titel gab: „Die Pocken sind ausgerottet!" Heute wissen wir, daß die absolute Schutzkraft der Kuhpockenimpfung nur eine temporäre ist, aber für ihre wirkliche, wenn auch bloß temporäre Schutzkraft lieferten die wissenschaftlich ausgeführten Impfungen, mit denen sich Edward Jenner's Bruder beschäftigte, so klare Beweise, daß auch die entschiedensten Gegner allmählich verstummen mußten. Jenner hat mehr als 30000 Menschen ohne Zwischenfall geimpft, und alle, die er einer Gegenimpfung mit echtem Variolencontagium unterzog, zeigten sich unempfänglich für das Blatterngift. Am 2. Juni 1802 votirte das englische Parlament, nachdem es die Gutachten der hervorragendsten Gelehrten eingeholt, ein Nationalgeschenk für Jenner, „da seine Erfindung eine der größten und weittragendsten sei, die seit der Gründung der menschlichen Gesellschaft gemacht worden", und die Stadt London verlieh ihm ein mit Brillanten geziertes Ehrenbürger-Diplom.

Mit unglaublicher Raschheit verbreitete sich die Kuhpockenimpfung über den ganzen Erdball. Schon wenige Jahre nach Jenner's Publication impfte man in Deutschland, in Frankreich und in Italien, und überall — keine einzige Regierung ließ die Vaccination zu, bevor nicht genügende Gegenproben ihre Wirksamkeit dargethan hatten — wurde von Neuem versucht und durchforscht. In Bologna, welches von einer schweren Blatternepidemie heimgesucht war, wurde diese durch die Impfung so rasch eingedämmt, daß die Stadt zu Ehren Jenner's eine goldene Medaille schlagen ließ. In Rußland breitete sich die Impfung, nachdem der Minister Rostoptschin sämmtliche Bewohner seiner Besitzungen hatte vacciniren lassen, mit gleicher Schnelligkeit aus, und

Digitized by Google

auf Befehl der Kaiserin wurde das erste mit Erfolg geimpfte Kind zum ewigen Gedächtniß an diese Thatsache Vaccinoff genannt. In Amerika ließ, um für die Schutzpockenimpfung Propaganda zu machen, der Präsident der Vereinigten Staaten seine ganze Familie impfen, und das Office of health in Boston unterzog die Angelegenheit einer eingehenden Prüfung.

Im Vorstehenden, worin wir die Daten Hebra's, eines ausgezeichneten jungen Gelehrten berühmtesten Namens, zu Grunde legen, ist nur auf die Methode des Experimentes, als für die Schutzkraft der Impfung beweisend, Rücksicht genommen, und dieses Experiment, auf zahlreiche Versuche sich stützend, hat die Thatsache, daß alle Individuen, welche mit der Kuhpockenlymphe erfolgreich geimpft worden, gegen das Haften des Blatterncontagiums sich gefeit zeigten, außer Zweifel gestellt. Es giebt aber noch einen zweiten Beweis, und das ist die auf statistischen Daten beruhende Thatsache, daß die Blatternkrankheit *nach* der Jenner'schen Publication dort, wo die Schutzpockenimpfung mit Energie durchgeführt wurde, wesentlich abgenommen hat und daß die Zahl der Pocken-Todesfälle eine ungleich geringere ist als vor Einführung der Vaccination. Mit voller Sicherheit läßt sich das allerdings nur in jenen Ländern constatiren, wo die Vaccination obligatorisch geworden ist und wo schon im vorigen Jahrhundert genaue Listen über die Pocken-Sterblichkeit geführt wurden; beides trifft in Schweden zu.

Wir können dort die Pocken-Todesfälle von 1774 bis 1877, also in hundertundvier Jahren, verfolgen. Die Zeit von 1774 bis 1801, die Zeit *vor* Einführung der Impfung, weist massenhafte Todesfälle auf: nur ein einziges Mal sinkt die Mortalität unter vierhundert — auf je eine Million Menschen —, nur zehnmal während der ganzen achtundzwanzig Jahre ist sie unter 1000, dagegen bewegt sie sich achtmal zwischen 1000 und 2000, fünfmal zwischen 2000 und 3000, zweimal zwischen 3000 und 4000, zweimal zwischen 5000 und 6000 und erreicht im Jahre 1779 sogar die Ziffer 7196. Das Jahr 1801, in welchem mit der Impfung begonnen wurde, ergiebt sofort ein bedeutendes und constantes Fallen der Sterblichkeit. Bis 1816, wo die Vaccination obligatorisch wurde, war die Zahl 1000 nur ein einziges Mal unbedeutend überschritten, und seit 1816 ist diese Höhe nie mehr erreicht. Dagegen sehen wir Minima, die bis zu zwei Todesfällen auf die gesammte Bevölkerung herabsinken und einem relativen Verhältniß von 0,6 entsprechen. Nicht weniger in die Augen fallend ist die Verminderung der Sterblichkeit bei Zugrundelegung der absoluten Zahlen: in den achtundzwanzig Jahren von 1774 bis 1801 (vor der Impfung) wurden von den Blattern 125127 Menschen dahingerafft, von 1802 bis 1877 nur 59119, und doch hatte sich die Bevölkerung (1774 nur 1997809, im Jahre 1877 dagegen 4484542 Seelen) fast um das Dreifache vermehrt!

Wir möchten indeß zur Ergänzung unserer Beweisführung noch die Todesfälle zweier Länder neben einander stellen, in deren einem (die Niederlande) die Impfung facultativ, in deren anderem (Schottland) sie obligatorisch ist. In den Niederlanden starben in den acht Jahren von 1866 bis 1873 auf je eine Million Einwohner 6281, in Schottland dagegen nur 1626 Personen.

Alle Spitalberichte ferner liefern den Beweis, daß die Sterblichkeit bei den Geimpften und den Nichtgeimpften wesentlich differirt. Becker constatirt in seinen Berichten, daß unter 31688 Erkrankten (vaccinirt und nicht vaccinirt) 5664 Individuen, also 17,8 Procent starben. Vaccinirt waren 25069 Personen mit 2319 Todten, also 9,2 Procent, nicht vaccinirt 6531 mit 3345 Todten, also 51,2 Procent, also mehr als die fünffache Mortalität. Kußmaul hat eine noch weit größere Zahl von Fällen zusammengestellt, 160000 Erkrankungen aus den verschiedensten Epidemien. Von den Vaccinirten starben 4,5, von den Nichtvaccinirten 29 Procent, was bei den letzteren eine fast siebenfach stärkere Mortalität ergiebt.

Diese Ziffern beweisen übrigens auch, daß Jenner und seine ersten Schüler im Irrthum waren, wenn sie behaupteten, die Vaccination gewähre dem Geimpften einen absoluten und unbeschränkten Schutz gegen die Blattern; die fortgesetzte Beob-

Digitized by Google

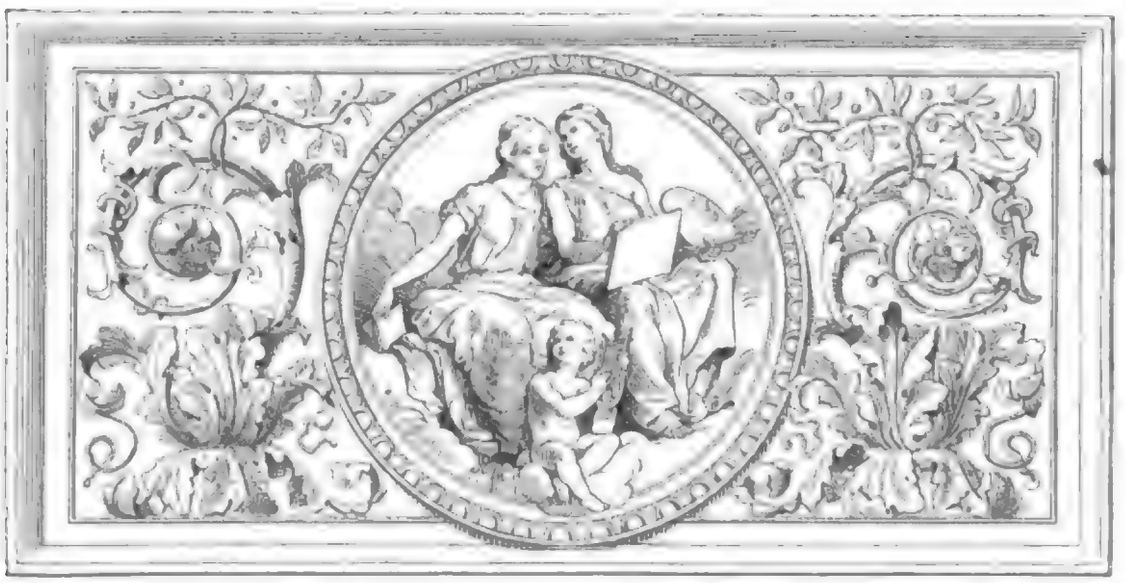
achtung hat vielmehr dargethan, daß der absolute Schutz nur ein zeitweiser und kurzer ist, daß später nur ein relativer Schutz existirt, insofern die Geimpften in weit geringerem Maße erkranken — und also auch sterben — als die Ungeimpften, und daß nach einer längeren Reihe von Jahren der Schutz ganz verloren geht. Von dieser Erkenntniß an datirt die Revaccination.

Die Dauer der Schutzkraft der Impfung glaubt man auf zehn bis fünfzehn Jahre veranschlagen zu dürfen. In der preußischen Armee wird jeder eintretende Recrut revaccinirt, und es sind die Blattern und Blattern-Todesfälle so selten, daß in der letzten Naturforscherversammlung in Salzburg constatirt werden konnte, es sei bei einer kleinen Variolenepidemie in Aachen nur ein einziger Soldat erkrankt. Sehr lehrreich ist auch ein Vergleich der Erkrankungen an Typhus, Ruhr und Blattern im letzten deutsch-französischen Kriege. Von der preußischen Armee in der Stärke von 540000 Mann starben in zwölf Monaten an den Pocken 316, an der Ruhr 1741, am Typhus 6418, von der französischen Besatzung in Langres (15000 Mann) starben in sieben Monaten an den Pocken 334, an der Ruhr 29, am Typhus 121 Personen. Berechnet man diese Todesfälle auf je 10000 Mann, so starben von den Preußen an den Pocken 5,8, an der Ruhr 32,8, am Typhus 108 und von den Franzosen an den Pocken 226,6, an der Ruhr 19,3, am Typhus 80,6. Im Ganzen verlor die französische Armee durch die Blattern 23469, die preußische nur 316 Mann.

Wir haben weiter die statistischen Sanitätsberichte über die Blattern-Todesfälle in der preußischen Armee seit dem Jahre 1825. In den Jahren 1825 bis 1834, das heißt vor Einführung der Revaccination, starben 496 Mann, in den Jahren 1835 bis 1874 nur 449 Mann, in den zehn Jahren also vor Einführung der Revaccination erlagen den Blattern mehr Soldaten als in den nächsten vierzig Jahren nach ihrer Einführung. Das ist gewiß schlagend.

In den folgenden Sätzen faßt sich das Resultat des Bisherigen zusammen. Die Blattern sind auch heutzutage keineswegs erloschen, sondern sie bestehen bis zur Stunde fort und treten von Zeit zu Zeit, bald da, bald dort, in seuchenhafter, oft mächtiger Verbreitung auf; sie ergreifen weit öfter die Ungeimpften als die Geimpften, öfter die vor längerer als vor kürzerer Zeit Geimpften, öfter die einmal als die mehrmals Geimpften, öfter die Schlechtals die Gutgeimpften; sie tödten nur selten gut geimpfte Kinder und gut revaccinirte Personen, während sie in starken Procentzahlen die ungeimpfte Bevölkerung und in geringerer Zahl auch die vor längerer Zeit Geimpften hinwegraffen. Mit einem Wort: die Blattern sind noch nicht gebannt, aber sie sind gebändigt. Ein Mehreres zu bringen, ist vielleicht der Zukunft aufbehalten.

Digitized by Google



Auf der Soirée.

Novelle

von

Konrad Telmann.

Es war das erste Fest der Saison, und es wurde in der gleichen glänzenden Weise gefeiert, durch die alle Gesellschaftsabende im Hause des Consuls ihre Berühmtheit in der großen Handelsstadt erlangt hatten. Die großen glänzenden Räumlichkeiten in der Beletage des vornehmen Eckhauses am Marktplatz waren von festlich wogenden und treibenden, lachenden und conversirenden Menschen gefüllt. Die reichen Kaufherren der Stadt, die höchsten Beamten, die Offiziere — alle waren vertreten; die Uniformen blitzten zwischen den schwarzen Fracks und die langen Schlepproben der Damen wetteiferten an Eleganz und Farbenpracht mit einander. Ein reicherer Flor schöner Frauengestalten ließ sich nicht leicht vorstellen. Ueberall herrschte die rosigste Stimmung; man hatte nicht zum Tanz eingeladen, aber nach dem Thee schollen die Klänge eines beliebten Walzers aus dem Nebensaal, und man begann einen Ball zu improvisiren, den gerade der Mangel der Vorbereitung bei den Theilnehmern reizvoll machte. Auch tanzte man noch doppelt gern und mit frischen Kräften und neuen Toiletten; die Uebersättigung, die mit der vorrückenden Gesellschaftssaison eintraf, war noch fern, es war noch etwas Neues, daß man wieder einmal walzen konnte. Die bunten Paare flogen und wirbelten durch einander, Stimmengeschwirr, abgerissene Geigenklänge und das Schlürfen der tanzenden Füße drangen in den Gesellschaftssaal hinüber. Dort war's einsamer geworden. Die älteren Herren hatten sich in ein Nebenzimmer zum Boston zurückgezogen, und nur in der Nähe der weitgeöffneten Flügenthüren saßen die älteren Damen in langer Reihe und verfolgten mit prüfendem Kennerblick den Fortgang der Ballschlacht, die immer toller und toller ihre Wirbel drehte. Eine Zeit lang lehnte auch

Digitized by Google

Ottomar Peters sich über den Sessel, auf dem die Frau des Hauses inmitten ihrer Gäste Platz genommen, und antwortete auf die schnell sich kreuzenden, lebhaft-munteren Fragen, die sie ihm vorlegte, in seiner ruhigen, leidenschaftslosen Art, mit jenem tiefen Herzklang der Stimme, der so wunderlich rührte und ergriff. Aber Frau Consul Wichardts hatte nicht Muße, ihm heute zuzuhören, sie mußte sich ihren Gästen insgesammt widmen, deren jeden sie mit einem liebenswürdigen Wort gewann, und sie rieth dem Doctor, einmal zu vergessen, daß er über die Jahre hinaus sei, und es unter den lustig sich drehenden Paaren zu versuchen, eigentlich sei er ja auch noch gar nicht darüber hinaus. Sie sagte das Letztere in einem halb fragenden Ton, als ob sie eine Bestätigung darauf erwarte, und drehte Ottomar ihr zwar von einzelnen Runzeln gefurchtes, aber noch immer schönes Gesicht zu. Ottomar's Lippen überglitt ein flüchtiges, wehmüthiges Lächeln. „Es sind zwei Lustren, die ich in der Ferne verlebte, gnädige Frau," entgegnete er, „und das will wohl etwas heißen in einem sogenannten Menschenleben, zumal ich kein Jüngling mehr war, als — ich möchte Sie wirklich um keinen Preis stören, gnädige Frau, ich unterhalte mich gern auf eigene Hand, nehmen Sie keine Rücksicht auf mich, ich bitte darum." — Er trat etwas zur Seite, um die Dame des Hauses an sich vorüberzulassen, die eine Wirthinnenpflicht in das Nebengemach abrief. Dann ließ er seine dunklen Augen secundenlang über das farbenschillernde Gewirr des Ballsaals gleiten und wandte kalt-gleichgültig die Blicke wieder zurück. Die alten Damen flüsterten und tuschelten unter einander, ihre Köpfe neigten sich zur Seite, die Finger und die Augen deuteten auf die einzelnen Vorgänge unter den Tanzenden im Saal. Es achtete Niemand darauf, daß Ottomar Peters seinen Platz verließ und, die Hände leicht auf dem Rücken kreuzend, das Gemach durchmaß, um in einen der Nebensäle einzubiegen. Offenbar aufs Gerathewohl, ohne etwas Bestimmtes zu suchen, ohne sich von einem Ziel leiten zu lassen. Denn er durchschritt auch das betretene Gemach lautlos wie das verlassene und trat durch die offenstehende Thür in einen kleinen, nur matt von einer Hängelampe durchleuchteten Raum. Dort ließ er sich in einer Causeuse nieder und senkte das Haupt in die Hand. Er hatte gesucht, was er gefunden: Einsamkeit. War sie ihm ein so seltener Gast, daß er hier mitten im lärmenden Gewühl des Festes seine Arme begehrlich nach ihr ausstreckte? Ein so vertrauter vielmehr, daß er ihrer nicht entbehren konnte, auch hier nicht, wo um ihn Alles von Lebenslust und Daseinsfreude mit leuchtenden Augen, mit glühenden Stirnen sprach. Hier am wenigsten —

Zwei Lustren! — Sprach es Ottomar noch einmal laut vor sich hinaus oder war's nur das Echo der Worte, die er vorhin gesprochen? Er beugte die Stirn tiefer hinab. Tanzen, dachte er, hier tanzen! Vielleicht wäre es das Gescheidteste, wenigstens wenn man die zehn verronnenen Jahre weglöschen könnte — Er raffte sich gewaltsam empor und stand auf. Aber im gleichen Moment öffneten sich seine Augen geisterhaft weit, wie ein erstarrender Schrecken flog es ihm durch alle Glieder und trieb sein Blut wie Eis bis in die Spitzen seiner Finger hinein. Unwillkürlich that er ein paar Schritte vor bis an die Wand des Zimmers, und seine Hand tastete fieberhaft über den breiten Goldrahmen eines Oelgemäldes, das, halb vom Lampenlicht überdämmert, von der lichtgrauen Tapete sich abhob. Es war das Brustbild eines anmuthigen kleinen Mädchens, das acht oder neun Jahre zählen mochte. Goldblonde Locken hingen ihm etwas wirr um die Stirn, und darunter hervor grüßten zwei Augen auf den einsamen Beschauer herab, zwei graue Augen von unbeschreibbarem Liebreiz und einer Innigkeit, die das ganze süße Kinderantlitz verklärte. Die zitternde Hand bewies Ottomar, was sein unstät suchender Blick ihn nicht wollte glauben machen: es war keine Ausgeburt seiner regen, von den alten Traumbildern an dieser Stelle wirr umsponnenen Phantasie, was er da vor sich sah, sondern Wahrheit, unabweisbare Wahrheit. Und was war Verwunderliches für ihn daran? Es waren die gleichen Augen dort auf dem Bilde wie jene, die er geliebt hatte und die ihm gelogen. Vielleicht ein Kinderbild, das er früher nicht gesehen oder

Digitized by Google

das man erſt an dieſen Platz gehangen, als dies Kind das Weib eines Anderen geworden und zum Vaterhauſe hinausgezogen war —

Ottomar Peters nickte leiſe vor ſich hin, als er es dachte. Dann nahm er ſeinen Platz in dem weichen Lehnſeſſel wieder ein, ſtützte die Stirn leicht in die Hand und überließ ſich jetzt ſchrankenlos ſeinen Träumereien, die in dem ſtill-heimlichen Dämmerlicht des Raumes ſeine Stirn umſpannen.

Vor ihm breitete ſich eine große, ſonnengoldüberfloſſene Wieſe aus, in deren Grün die gelben Butterblumen leuchteten, an deren Rändern die kleinen Maßliebchen und Schlüſſelblumen herauslugten. Die Wieſe mußte weit draußen vor der Stadt ſein, denn nur wenige zerſtreute und nicht gerade einladende Häuſer waren von ihr aus zu erblicken; die anderen waren verſchwommen in dem grauen Dunſt, der ſich von früh bis ſpät über ihren Dächern hinlagerte; ob er von den vielen Stromwieſen rings umher aufzog oder ob er als Rauch aus den zahlloſen langen Fabrikſchornſteinen der Stadt niederwirbelte, wußte Ottomar nicht. Er kannte das Bild ſeiner Vaterſtadt nicht anders als in dem immer gleichen grauen Dunſtmeer. Die Stadt ſelbſt kümmerte ihn freilich auch wenig, nur das Gymnaſium lag darin, zu dem er allmorgendlich hinüberwandern mußte, aber ſein Vaterhaus gehörte zu den kleinen, unſchönen Häuſern, die man von der Wieſe aus ſehen konnte. Und deshalb war's gut, daß es dort lag, denn es verging kein Nachmittag, an dem Ottomar nicht gleich, nachdem die Schularbeiten beendigt waren, auf die Wieſe hinausſtürmte. Sie war ſeine eigentliche Welt. Er jagte dort den bunten Faltern nach, wenn ſie um die Primeln flogen, ſtreckte ſich mit einem Buch ins weiche Gras oder ſchaute beſchäftigungslos den weißen Wolken nach, die über das Firmament hinſegelten. Das freilich nur, wenn er allein war, und meiſt war er's nicht. Seine Schweſter war mit ihm, das kleine ſchwarzlockige Ding, das den ganzen Tag aus dem Lachen nicht herauskam, zu allen luſtigen Streichen aufgelegt war und an Allem ſo echte kindliche Freude hatte, wenn ihr auch wenig von dem geboten wurde, was anderen Kindern die jungen Jahre ſo licht macht. Meiſtentheils waren aber auch die beiden Geſchwiſter nicht allein, ſondern Herbert Nordmann war bei ihnen, der Sohn des reichen Fabrikherrn, der hier in der Vorſtadt ſeine mächtigen Schornſteine rauchen ließ. Die Drei bildeten ein beinahe unzertrennliches Kleeblatt. Nur daß Herbert nicht immer die Erlaubniß erhalten konnte, aus dem engen Vorgarten der eleganten elterlichen Villa — ſo fremd ſtand ſie in der Umgebung der anderen nüchtern-einfachen Häuſer da! — auf die grüne Stromwieſe hinauszulaufen, und daß dann die kleine Elma manches Mal erklärte, ſie habe auch keine Luſt mehr, Kränze aus den langen Butterblumenſtielen zu flechten, und es ſei unerträglich warm und langweilig auf der Wieſe heut. An ſolchen Tagen blieb dann Ottomar eben allein und konnte nicht begreifen, weshalb es heute dort weniger unterhaltend ſein ſollte als ſonſt, wo ſie gemeinſam alle Drei über das weiche Gras gejagt waren, um ein ſchillerndes Pfauenauge zu haſchen. Es waren dann ſeine ſtillen, träumeriſchen Tage, die er auch gern hatte.

Weiter unten an der Wieſe floß der Strom vorüber. Er war hier nicht breit, aber ſehr reißend. Seine Waſſer bildeten ſonderbare Wirbel und Kreiſe, denen die Kinder oft von der grünen Wieſenfläche aus zuſahen, wie ſie ſo eigenthümlich die hinabgeworfenen Blumen und Gräſer drehten und herumwarfen und blitzſchnell plötzlich mit ſich fortriſſen. Drunten trieben die Waſſer die großen Räder einer Mühle, die zu der Nordmann'ſchen Fabrik gehörte und die Herbert „unſere Mühle" nannte, wenn die Kinder ſich einmal bis dahin wagten, um die ſich langſam und mit eintönigem Geräuſch drehenden Räder zu betrachten, von denen ein Funkenregen blitzend in die ſonnengoldige Luft ſtäubte. Ein paarmal hatte es Herbert auch dahin gebracht, daß einer von den Mühlenknechten die Kinder in einem Boot gegen die Strömung hinaufgerudert hatte, um ſie dann abwärts durch das Waſſer ſelbſt, mit geringer Gegenwehr des Ruders, treiben zu laſſen. Aber das war eine gefährliche Spielerei, hatte Herbert's Vater geſagt und das Vergnügen, das überhaupt nur möglich geweſen, während das Mühlenwehr geſchloſſen war, ſchließlich ganz ver-

Digitized by Google

boten, zum größten Kummer Herbert's, der nie ausgelassener war, als wenn das Boot pfeilschnell stromabwärts schoß und Elma's helles, jubelndes Lachen dabei ertönte.

An einem zauberischen Spätfrühlingstage war es dann, als die drei Kinder zusammen planlos über die Wiese strichen und in der Sonnenwärme des Mittags nicht wußten, womit sie sich vergnügen sollten. Es lag eine gewisse Schwere in der Luft, die auf sie drückte. So gingen sie dem Wiesenrand zu bis dahin, wo er an den blauen Fluß herabstieg. Da war's kühl, und ein frisch erquickender Hauch wehte aus dem Uferschilf herauf und über den Wassern her, die ihre wirbelschnellen Kreise drehten. Elma warf einen Blumenkranz, den sie im langsamen Wandern aus den abgerupften Frühlings-Wiesenblumen geflochten, in die klare Flut nieder und sah ihm lächelnd nach, wie er fortschwamm und die Wasser ihn überstrudelten. „Wollen wir ihn wiederholen?" rief Herbert plötzlich. — „Wiederholen?" fragte Elma, „kannst du denn schwimmen?" — Herbert lachte übermüthig. „Schwimmen und tauchen wie eine Ente," sagte er stolz, „aber darum war mir's nicht zu thun, denn den Wirbeln hier möcht ich mich doch nicht anvertrauen. Wenn ihr jedoch wollt — drunten steht das Boot angepflockt, und abwärts dürfen wir die Fahrt schon einmal allein machen und brauchen den Jakob nicht zum Rudern." — Elma schüttelte die Locken. „Wir sollen's ja nicht." — „Ah," machte Herbert und reckte seine Arme, „wenn ihr euch mir anvertraut, fahrt ihr schon sicher." — Elma sah scheu nach ihrem Bruder hinüber, der eine weiße Wasserrose aus dem schilfigen Gestrüpp herausgepflückt hatte und sie aufmerksam prüfend in der Hand hielt. „Was meinst du, Ottomar?" fragte sie. — Er sah sie ernst an und schüttelte die Stirn. „Da es uns verboten worden ist, können wir's nicht thun, Elma, auch wenn keine Gefahr damit verbunden ist," sagte er ruhig, „aber wir dürfen uns in das Boot setzen, wenn es angepflockt ist, wir werden da einen kühlen Sitz haben." Herbert warf die Lippen mit merklichem Hohn auf, erwiderte jedoch nichts mehr, und alle Drei gingen den Strom eine Strecke aufwärts bis an die Stelle, wo das Boot, mit einer Eisenkette um einen im Uferrand eingerammten Pfahl geschlungen, lag. Ottomar stieg zuerst hinein und half dann Elma über den Rand klettern. Die Wellen trieben den Kahn hin und wieder, er klirrte im Schaukeln mit der Kette und schien sich beinahe gewaltsam losreißen zu wollen, um sich dem Spiel der Wasser anzuvertrauen. Daraus lockte es kühl und heimlich herauf, im Schilf flüsterte der Wind und die Spatzen lärmten darin. Von der Wiese stieg eine Lerche auf und trillerte. Die Luft war blau und still, in der Ferne ragten undeutliche Umrisse von Dächern und Thürmen aus der grauen Dunstatmosphäre, in den Häusern der Vorstadt und um sie herum regte sich kein menschliches Wesen. „Wie schön es hier ist!" sagte Ottomar. — „Ja, aber den Kranz bekommen wir so doch nicht wieder," gab Elma zurück. Sie sah zu Herbert hinüber, der sich noch draußen am Ufer zu thun machte. — „Und du möchtest ihn gern wieder haben?" fragte er hastig. — „Ja — ich wollte ihn dir ja schenken; es kam mir nur so plötzlich, daß ich ihn fortwarf — er war sehr schön geworden." — „Nun, dann versuchen wir's!" rief er mit einem Male laut, die Kette klirrte, während seine Finger sie von dem Pflock abstreiften, und ins Boot springend, sagte er, mit dem Ruder schon in der Hand: „Mach gute Miene zum bösen Spiel, Ottomar, es ist nun nicht mehr zu ändern, und den Kranz mußten wir doch wieder haben!" Damit stieß er lachend das Ruder ein, und der Kahn glitt sanft auf den Wassern niederwärts, während Elma laut aufjubelnd in die Hände klatschte und Ottomar sich mit leichenblassem Gesicht erhob. „Du thust Unrecht, Herbert," sagte er ernst, „und auch von mir war es Unrecht, daß ich den Anlaß dazu gab — laß uns wieder zurückrudern und zwar schnell, schnell!" — Aber Herbert lachte: „Erst laß den Fluß seine Schuldigkeit thun, dann giebt's noch Arbeit genug für uns — juchhei, das ist eine Fahrt, Elma! Ob wir dem Kranz wohl begegnen? Such ihn nur, hier oder da — siehst du, wie die Kreise aufwirbeln und sich drehen? Hierher muß er getrieben sein!" Lustig hantirte er mit dem Ruder in der Luft herum. Dann hielt er es plötzlich an und stemmte es fest ein.

Digitized by Google

Sein Ohr bog sich nach hinten zurück und ein jähes Erschrecken flog ihm über Stirn und Augen hin. „Ottomar!“ rief er. — „Was ist? Bist du schon matt vom Rudern? So gieb!“ — „Hörst du nichts?“ — „Nein — was?“ „Ich glaube, das Wehr ist niedergelassen — ich höre die Räder gehen und das Wasser treibt ungewöhnlich schnell — ich kann nicht mehr — mein Gott, mein Gott, wir sind verloren! Hülfe! Hülfe!“ — Es ging Alles in Secundenschnelle vor sich; Herbert hatte nicht Muße, seinen Satz zu beenden, als sich die Wahrheit seiner Befürchtungen schon geltend zu machen anfing. Der Kahn jagte stromab, das Rauschen der fallenden Wasser scholl laut vernehmlich herauf und die großen Mühlenräder knarrten. Herbert vermochte das Ruder nicht mehr zu gebrauchen, seine Finger ließen es los, noch ehe Ottomar ihm beispringen konnte, und sein Hülferuf gellte über das Wasser hin durch die stille Mittagsluft — aber es rührte sich nichts. Während der Dauer einer Minute waren die drei Kinder in wortlosem Entsetzen gebannt. Mit wirbelnder Hast trieb das Boot abwärts — zwei Minuten noch und es mußte zerschellen. „Hülfe, Hülfe!“ schrie jetzt auch Elma, während Ottomar kein Zeichen des Lebens von sich gab. Aber Herbert sprang plötzlich entschlossen auf. „Wir müssen uns durch Schwimmen retten,“ rief er, „oder wir sind verloren — das Ufer ist nah — vorwärts!“ Er faßte Elma um den Nacken und riß sie beinahe gewaltsam über den Rand des Kahnes. „Mir nach, Ottomar!“ schrie er, „ich rette euch!“ Im nächsten Moment waren die beiden Gestalten im Wasser verschwunden. Eine Secunde noch blickte Ottomar Peters ihnen nach, dann scholl das Sausen und Brausen der fallenden Wasser ihm betäubend um alle Sinne, und mit dem letzten Aufraffen seiner Kräfte sprang er über den jetzt pfeilschnell abwärts schießenden Kahn in die Stromwirbel. Was dann geschah, wußte er nicht. Er hatte noch einen kurzen Augenblick versucht, sich auf der Oberfläche zu halten, dann aber fühlte er, wie ihm alle Glieder den Dienst versagten, und widerstandslos sank er in die Tiefe.

Er erwachte wieder zum Bewußtsein, als er im weichen Grase der Wiese gebettet lag und einen warmen Athemzug an seiner Wange vorbeistreifen fühlte. Dann sah er Elma, die sich ängstlich über ihn gebeugt hatte. „Wo ist Herbert?“ war das Erste, was er stammeln konnte. „Er hat uns Beide aus dem Wasser heraufgeholt,“ sagte Elma kleinlaut, während ihr in den schwertriefenden Kleidern ein Frostschauer durch alle Glieder lief, „und nun ist er noch einmal hinunter, weil er seine Uhr verloren hat — er sagt, du hättest sie ihm, als du dich an seinem Arm gehalten, herausgerissen — wenn er nur wiederkommt! Ach, Ottomar, ich sterbe, wenn er unten bleibt, denn um unseretwillen hat er es nur gethan!“ — „Uns Beide herausgeholt?“ fragte Ottomar noch immer traumbefangen, während ihm die Zähne auf einander schlugen. — „Ja, freilich, es war ja sonst Niemand da, und wir können Beide nicht schwimmen. Als er mich ans Land gebracht hatte, sprang er noch einmal hinein und sagte, er käme mit dir wieder oder gar nicht mehr — und dann brachte er dich auch — aber er sagte, er müsse es zum dritten Mal versuchen, weil das Wasser seine Uhr behalten hätte, die ließe er ihm nicht, und der Vater dürfte es auch nicht merken, wenn sie fehle, inzwischen sollte ich dich nur ins Leben zurückrufen, dann sei er wieder da — aber er kommt nicht.“ Sie weinte leise vor sich hin und schlug sich das nasse Kleid vor das bleiche, blutlos gewordene Antlitz. „Dann hat er uns Beiden also das Leben gerettet?“ sagte Ottomar ernst; „dafür müssen wir ihm danken, so lange ein Athemzug in uns ist, Elma, mit Allem, was wir sind und haben — jetzt und für immer!“ — Elma nickte. „Wenn er wiederkommt,“ schluchzte sie. Und dann kam er wieder. Triumphirend hielt er die Uhr in der hoch erhobenen Hand. So sprang er ans Ufer und lachte die Beiden an, während das Wasser in Strömen von seinen Haaren und aus seinen Kleidern niederfloß. „Ein schlechter Spaß,“ sagte er, sich schüttelnd, „und den Kranz haben wir doch noch nicht einmal wiederbekommen!“ Dann ließen ihn seine übermäßig angespannten Kräfte plötzlich im Stich und lautlos sank er ohnmächtig zusammen.

Er lag dann lange krank, so krank, daß die berühmtesten Aerzte der Stadt an seinem Aufkommen verzweifelten. Fast

Digitized by Google

zwei Monate vergingen seit dem Tage, wo Ottomar leichenblaß in das Haus des reichen Fabrikherrn gestürzt war, um Hülfe herbeizurufen, weil der einzige Sohn draußen auf der Wiese leblos liege, und dem, an welchem er Herbert Nordmann zum ersten Male in seinem Krankenzimmer besuchen durfte. Er hätte seinen Spielkameraden fast nicht wiedererkannt, so blaß und abgemagert sah er aus, und nur als Herbert ihm ins Ohr flüsterte: „Ein toller Spaß war's doch," wußte er, daß es noch der Gleiche war, und lächelte. Es war auch sein erstes Lächeln seit den acht Wochen. Und als er nach Hause ging über die grüne Strommwiese, auf der die weißen Blüthenkerzen des Wiesenschaumkrautes in zahlloser Fülle leuchteten, sagte er vor sich hin: „Lieber Gott, gieb mir Gelegenheit, es ihm oft zu danken, was er an uns gethan hat!" und zu Elma sagte er: „Wenn Herbert jetzt verlangte, daß wir unser Leben für ihn wagen, so müssen wir's thun — hörst du?" — Aber Herbert verlangte es nicht. Es dauerte noch mehrere Wochen, ehe er zum ersten Male auf die Wiese hinausdurfte, aber dann ging es auch rasch mit ihm vorwärts. Als der Spätherbst begann und die Falter nicht mehr um die Wiesenblumen flogen, war er schon wieder der Tollste und Lustigste von Allen. Nur dem Wasser blieb er fern.

Dann kamen und gingen die Jahre. Für die Jugend, die mit sehnsüchtigem Blick in die Weite schweifte, wo noch eine Welt von Hoffnungen und Träumen für sie lag, gingen sie langsam — zu langsam. Herbert und Ottomar waren gleichzeitig in die Prima aufgerückt; der letztere, obgleich jünger als sein Spielgefährte. Für ihn trat jetzt die Frage der Zukunft nahe heran. Für Herbert bedurfte es keiner Entscheidung. Der reiche Kaufherr wollte seinen einzigen Sohn das Gymnasium und die Universität erst absolviren lassen, ehe er ihn in die Reichthümer als Herrn einsetzte, die sein Fleiß und sein Glück ihm geschaffen. Ottomar war der Sohn eines mittellosen Subalternbeamten, der seinen ganzen Stolz darein gesetzt hatte, den Sohn zum Gelehrten zu machen, was ihm selbst in seinen jungen Jahren nicht vergönnt gewesen war. Vielleicht hätte Ottomar's Neigung ihn in eine andere Richtung geführt, aber er dachte an keinen Widerspruch, den der Vater auch außer dem Bereich der Möglichkeit hielt, als er ihm ankündigte, er solle Philologie studiren. Die Landesuniversität war nur durch wenige Eisenbahnstunden von der Handelsstadt getrennt, und Ottomar schlug für Jahre seinen Wohnsitz dort auf. Der Fortgang zur Hochschule gab Veranlassung zu der ersten Trennung zwischen den beiden Spiel- und Schulkameraden, die, so verschieden ihre Neigungen und Gedanken sich im Laufe der Jahre herausgebildet hatten, immer eng und fest an einander gehalten. Herbert Nordmann sollte dem Wunsche seines Vaters gemäß ausländische Universitäten besuchen, „um sich zu bilden". Er ging nach Paris, später nach Oxford, zuletzt nach Rom. Dazwischen machte er weite Reisen, die ihn über das Meer bis nach Aegypten führten. Zuletzt nahm er seinen Wohnsitz in Berlin, um seine Studien abzuschließen und dann zum Eintritt in das väterliche Geschäft endgültig in die Heimatstadt zurückzukehren. Ottomar sah ihn so im Wechsel langer Jahre nicht wieder, denn er selbst kam auch in den Universitätsferien nicht heim, sondern setzte seine Studien mit ununterbrochen rastlosem Eifer fort, weil er wußte, was darauf ankam, daß er je eher desto lieber sich sein Brot selbst verdiente. Nach rühmlich bestandenem Examen ging er an das Gymnasium seiner Vaterstadt über, wo er eine Hülfslehrerstelle mit bescheidenem Auskommen erhielt. Er hatte nun erreicht, was der Vater sich als Glück für ihn ausgemalt. Nur erlebte der den Augenblick nicht mehr, wo es endlich soweit gekommen war, und aus dem kleinen, unschönen Häuschen in der Vorstadt trug man ihn hinaus, als Ottomar seine Anstellung zugesichert erhielt. Er hatte nun die Pflicht überkommen, die Mutter und die Schwester zu erhalten. Dafür reichte sein Salair nicht aus, das etwa dem gleichkam, welches Herbert Nordmann seinem jüngsten Commis auf Probe auszahlen ließ. Ottomar mußte sich durch Privatunterricht weiterhelfen, und die Zeit, die er seinen Lieblingsstudien hatte widmen wollen, ging darüber hin. Aber er fand seinen Stolz darin, daß niemals wirklicher Mangel in der kleinen Häuslichkeit eintrat.

Inzwischen wuchs auch Elma heran,

Digitized by Google

blühend und frisch wie eine von den wilden Rosen im Hag; es lag etwas von dem sonnengoldigen Duft über ihr, der die Wiese umsäumte, auf der sie in Kindertagen mit Herbert und Ottomar gespielt. Und Herbert sagte, als er zum ersten Male unter das bescheidene Dach trat, das sie beherbergte: „Ich hätte Sie nicht wiedererkannt, Fräulein Elma. Wie ist es möglich, daß aus dem kleinen Maßlieb ein solches Tausendschön geworden?“ Sie erröthete bis unter das dunkle Stirnhaar hinauf, aber sie erwiderte nichts. Sie hätte ihm zurücksagen können, daß auch er bis zur Unkenntlichkeit verändert sei; denn wie er im Rahmen der niedrigen Thür stand, erschien er so schlank und stattlich, so im Vollbesitz und Vollbewußtsein aller berückenden Eigenschaften der Jugend und Schönheit, daß nur sein dunkel sprühendes Auge sie an den ehemaligen tollen Spielkameraden gemahnte, der sie aus den reißenden Wirbeln des Stromes gerettet. Es war wenige Tage nach seiner definitiven Niederlassung in der Handelsstadt, daß Herbert Nordmann über die Schwelle Ottomar's trat. Er zeigte sich gleich bei diesem ersten Besuch als Einer, der in all seinen Anschauungen und Gesinnungen der Gleiche geblieben war, der auch über die Kluft, die den armen Gymnasiallehrer, der in der väterlichen Vorstadtwohnung hauste und den reichen Fabrikherrn drüben in seiner von allem modernen Luxus strotzenden Villa trennte, hinwegzusehen geneigt war. Er war Ottomar selbst gegenüber noch der alte Freund, legte seinen Arm in den des jungen Gelehrten, wenn er mit ihm plaudernd durch die Vorstadtgasse schritt, nahm Theil an den Freuden und Leiden der stillen Welt, in der jener heimisch geworden, und drängte niemals seine eigene Person oder den sich immer mehr ausdehnenden Wirkungskreis, in dem er als Associé seines Vaters thätig war, in den Vordergrund des Gespräches und der Interessen. Kam aber einmal die Rede auf seinen Beruf, seine Thätigkeit, seine Neigungen, so zeigte er sich als den ruhig berechnenden, kalten, leidenschaftslosen Geschäftsmann, der alle Vorgänge in der Welt nur vom Standpunkt seiner Geschäftsinteressen, nur in ihrer Beziehung zum Geldwerth, zum Verdienst betrachtete. Es war unschwer zu merken, daß er für Alles, was darüber hinausging, wohl ein reges Verständniß entgegenbringen konnte, das seine Fähigkeiten und Talente ins Licht hob, daß es aber nichts darunter gab, was die Empfindung seines Herzens oder den Gedanken seines Kopfes ernsthaft und für die Dauer in Anspruch nehmen konnte. Er nahm die Welt eben, wie sie war, und suchte kalt prüfend, ruhig und consequent seinen Vortheil daraus zu ziehen. Einer warmen Aufwallung, eines über die Ziele kühler Besonnenheit ihn in plötzlichem Ansturm fortreißenden Gefühls schien er nicht mehr fähig. Alles in ihm war klar und durchdacht, er wußte genau nicht nur, was er wollte, sondern auch, wie er's wollte, und ging mit einem sorglosen Lächeln um die Lippen seinen fest vorgezeichneten Weg. Dabei war ein gewinnenderer Gesellschafter, ein liebenswürdigerer Plauderer wie er nicht auszudenken. Die Zeit verflog, ohne daß man es wußte, in seiner Nähe. Bis er dann plötzlich die schwere, goldene Repetiruhr aus der Tasche zog, sich lächelnd davon überzeugte, daß der Zeiger genau die Stunde und Minute aufwies, die er sich im Stillen berechnet hatte, und, sich mit seinen Geschäften entschuldigend, ging. Er kam sehr oft aus der Villa in das kleine Haus hinüber, oft, um mit Ottomar eine halbe Stunde zu verplaudern, öfter noch, um sich von Elma's kleinen Händen den Thee bereiten zu lassen, für den er aus England eine große Vorliebe mitgebracht. Wenn er dann auf einem Stuhl an dem runden Familientisch dem Mädchen gegenübersaß, das eine seine Handarbeit hervorgezogen hatte, und mit befriedigtem Lächeln, den Rauch einer Cigarrette vor sich hinblasend, ihr zuschaute, mit ihr plauderte und scherzte, ließ sich ein anmuthigeres Bild kaum ersinnen. Ottomar Peters war ein schlechter Beobachter für die Dinge, die in der wirklichen Welt rund um ihn vorgingen, er hatte das nach innen gerichtete Auge des Gelehrten. Aber was in seiner Schwester vorging, blieb auch ihm nicht verborgen. Ihre Aufregung während des ganzen Tages, bis Herbert Nordmann kam, ihre Unruhe, wenn er ausblieb, konnten ihm nicht verborgen gehalten werden, um so weniger,

als sich alle Gedanken des Mädchens auf das eine, die Einförmigkeit ihres Tages unterbrechende Ereigniß: Herbert's Kommen, richteten und sich darum drehten. Aber Ottomar deutete nie mit einem Worte an, was er wußte und welche Empfindungen sich ihm selbst dabei aufdrängten; er dachte, daß man still reifen lassen müsse, was vielleicht schöne Frucht zu tragen bestimmt sei.

Um so mehr, als seine eigenen Gedanken und Empfindungen in der letzten Zeit auf eine wundersame Art gefangen genommen wurden, von der er sich selbst die gleiche klare Rechenschaft nicht zu geben vermochte, die er Anderen gegenüber fand. Er unterrichtete in der Quinta des Gymnasiums einen kleinen, zartgebauten, verkrüppelten Knaben, den Sohn des reichen Kaufmanns und Generalconsuls Wichards in der Stadt. Der Kleine hatte eine fast an Schwärmerei grenzende Liebe und Verehrung für seinen Lehrer gefaßt und auch Ottomar hatte den blassen, kränkelnden, von allen Freuden seiner Jahre und seiner Genossen ausgeschlossenen Knaben herzlich lieb gewonnen; es war, als ob sich eine Art sonderbarer Sympathie zwischen ihnen schlang. Da Bruno Wichards seiner Kränklichkeit halber häufig den Unterricht versäumen mußte und so hinter seinen Genossen zurückblieb, was seinen flammenden Ehrgeiz aufs tiefste verletzte, hatte der Consul Ottomar gebeten, ihm durch Privatunterricht im Hause weiterzuhelfen. Seitdem kam Ottomar Peters an jedem Nachmittag in die glänzend ausgestatteten Räume des alten Patricierhauses an der Marktecke, und wie sich von Tag zu Tag das Band der gegenseitigen Liebe zwischen Lehrer und Schüler enger knüpfte, lud man Ottomar auch in den Kreis der Familie, zu den kleineren wie zu den großen Gesellschaftssoiréen des Hauses. Vielleicht hätte er die Einladungen zu den letzteren ausgeschlagen, da er wußte, eine wie wenig hervorragende Rolle er im Ballsaal und unter den conversirenden Gruppen der Geladenen zu spielen im Stande sei, wenn es ihm nicht allmählich zum Bedürfniß geworden wäre, mit Mathilde Wichards zusammen zu sein, so oft sich eine Gelegenheit dafür überhaupt bot. Die einzige Tochter des Consuls war eine siebzehnjährige Blondine mit wunderbar lichtgrauen, großen, sinnenden Augen. Sie war nicht eigentlich schön, aber ihr edler, schlanker Wuchs, ihre von thaufrischer Jugend glänzenden Züge, das goldig schimmernde Haar, das ihr in zwei langen Zöpfen in den Nacken herabhing, und vor Allem ihre Augen machten sie zu einer der anmuthigsten Mädchenerscheinungen, die man sich vorstellen konnte, und rechtfertigten die Bewunderung, die man ihr von allen Seiten zollte, vollauf. Im Sinne Mancher mochte die letztere freilich auch der einzigen Tochter eines der reichsten Kaufherren in der Stadt gelten, und vielleicht combinirte dieser oder jener schon weiter, daß sie zugleich auch die einzige Erbin sei, da Bruno's Kränklichkeit ihm schwerlich eine lange Lebensdauer verhieß. Mathilde war somit der Gegenstand vieler Wünsche, Neigungen und Pläne; halb noch im Kindesalter stehend, war sie schon viel umworben, die gefeierte Königin der Bälle und Soiréen. Wenn sie sich dennoch eine fast kindliche Offenheit und Unbefangenheit bewahrt hatte, so durfte man an ihre gesunde innerliche Natur glauben, die über alle Anfechtungen von außen her den Sieg davontrug. Ottomar Peters blickte zu ihr auf wie zu dem Idealbilde seiner Träume und wußte sich doch nicht klar darüber zu werden, was ihm im Herzen mit tausend Stimmen sang und klang. Nur wenn er allein war, fühlte er jetzt eine unaussprechliche Leere und Oede in seinem Dasein, die durch nichts mehr auszufüllen waren, und der mahnende Herzschlag wies ihm immer wieder den gleichen Weg in das Eckhaus am Marktplatz. Er sah Mathilde selten allein, und wenn es geschah, saßen sie Beide stumm bei einander und wußten sich nichts zu sagen, während im Geheimen alle Wünsche sich darauf vereinigt hatten, man möge sie endlich einmal wieder allein lassen, da sie sich so unendlich viel zu erzählen hätten. Nur einmal — Mathilde hatte ein Knäuel fallen lassen, und Ottomar bückte sich hastig, um es aufzuheben — hatten ihre beiden Hände sich im Suchen berührt, und es war wie ein elektrischer Strom secundenlang von der ihren in die seine hinübergegangen, daß er sie einen Augenblick festhielt und drückte und leisen Gegendruck der ihrigen mit herzklopfender

Digitized by Google

Bangigkeit empfand. Aber ein Wort war niemals zwiſchen ihnen geſprochen worden. Sie waren wie Geſchwiſter mit einander, lachten zuſammen und erzählten ſich von ernſten Dingen, als gäbe es zwiſchen ihnen kein Geheimniß mehr. Dann nahm Ottomar, wenn er ſchied, das beſeligende Bewußtſein mit ſich hinaus in ſeine Einſamkeit, in ſeine Arbeit und Entſagung, daß er von einem Herzen verſtanden ſei, dem das ſeine mit allem Ungeſtüm jugendheißer, verſchwiegen flammender Leidenſchaft entgegenſchlug.

So mit ſich ſelbſt beſchäftigt und für ſich ſelbſt eine eigene Welt durchlebend, achtete Ottomar Peters wenig mehr auf das, was zwiſchen Elma und Herbert vorgehen mochte. Mehr denn je war er der Träumer, der die Welt nicht kennt. Nur einmal, als er in der Dämmerſtunde aus der Stadt in ſeine Wohnung zurückkehrte und an dem kleinen Vorſtadthäuschen vorüberging, ſah er, gedankenlos mit ſeinen Augen das Wohnzimmer durchſchweifend, Herbert und Elma dicht neben einander ſitzen. Die Lampe brannte noch nicht, die Mutter war nicht zugegen und Herbert hatte ſeinen Stuhl heute dicht neben den des Mädchens gerückt. Ottomar ſah dann deutlich, wie ſeine eine Hand auf ihrem Schoß lag, wie die andere ſich auf Elma's Schulter legte und zwei heiße Lippen ſich auf einander preßten. Er fühlte, daß es ihn wunderlich dabei durchſchauerte, aber er ging haſtig vorüber und ſuchte ſein Zimmer auf. Auch nachher kam keine Frage gegen Elma über ſeine Lippen. Des Mädchens freudig erregtes Weſen konnte ihm ſagen, daß Alles gekommen ſei, wie er es ihretwegen gehofft und gewünſcht hatte. Dann gingen Tage hin und Wochen, ohne daß ſich in dem einförmigen Kreislauf der Dinge um Ottomar etwas gewandelt hätte. Nur kam es ihm vor, als ob Herbert ſeltener wie ſonſt in der Wohnſtube zu finden ſei und als ob Elma's Augen hin und wieder verweint ausſähen. Einmal, er wußte ſelbſt nicht, wer es geweſen war, hatte man ihm erzählt, daß das erſte Kaufmannshaus der Stadt, Nordmann u. Co., dem Gerüchte nach falliren werde. Erſt ſpäter, als ihm die Aeußerung wieder in die Erinnerung gekommen, hatte er ſich geſagt, daß ſie ſich auf Herbert bezogen haben müſſe. Aber da er den Freund dann eine volle Woche hindurch nicht mehr geſehen, war ihm der Gedanke wieder aus dem Sinn gekommen und er war unbefangen wie immer, als an einem dunklen Winterabend Herbert's Schritt die Stufen hinaufkam und der Freund gleich darauf in ſein Zimmer trat. Auch in Herbert ſchien keine Veränderung vorgegangen. Er trat ruhig, mit freundlichem Gruß ein, ließ ſich in einem Rohrſeſſel nieder und zündete ſich eine Cigarrette an. „Ich möchte mit dir etwas ſprechen, Ottomar," ſagte er dann, langſam ein Bein über das andere legend; „ſind wir ungeſtört?" — „Ja — aber warum fragſt du das? Iſt es etwas ſo Heimliches —?" — Herbert lachte kurz und heiſer auf. „Heimliches?" ſagte er, „vielleicht — aber die Welt wird es bald wiſſen, das Eine wie das Andere. Alſo wir ſind allein? Nun, dann höre. Vielleicht iſt es auch zu deinen Ohren ſchon gedrungen, dies Geheimniß; es liegt ja für dieſe Welt ein Reiz darin, daß es wieder einmal etwas Neues giebt, wovon man ſprechen kann." — „Welch Geheimniß?" fragte Ottomar. — „Daß die Firma Nordmann u. Co., eine der erſten und älteſten unſerer guten Vaterſtadt, vor dem Bankerott ſteht — das Geheimniß meine ich. Haſt du davon gehört?" — Ottomar war erſchrocken aufgeſprungen. „Ja," ſtotterte er, „aber —" — „Du haſt es nicht geglaubt?" fiel Herbert ein, „das war ſehr thöricht von dir, lieber Freund, denn es giebt nichts in dieſer Welt und wenn es noch ſo wunderbar wäre, was man nicht glauben müßte — es iſt eben Alles möglich — auch, daß das Haus Nordmann u. Co. fallirt." Er lachte wieder kurz auf, blies eine mächtige Rauchwolke vor ſich hin und ſagte dann, während Ottomar vergeblich nach Worten für eine Erwiderung ſuchte: „Ich will kurz ſein und mag mich mit langen Präliminarien nicht aufhalten. Das Schickſal iſt ja auch kurz genug geweſen. Vor einigen Jahren war ich Millionär und jetzt ſtehe ich vor dem Bettelſtab. Wie das gekommen, brauche ich dir nicht lange auseinanderzuſetzen, du würdeſt es doch ſchwerlich verſtehen. Genug: es iſt ſo; ich wollte noch reicher werden, als ich's bin, ſpeculirte und hatte Unglück. Ich habe ja auch lange genug vorher Glück

Digitized by Google

gehabt. Was für dich interessant ist und weshalb ich komme, ist Folgendes: es giebt in meiner Lage nur ein Mittel zur Rettung, und ich habe keinen Grund, es auszuschlagen. Ich muß eine reiche Frau nehmen, eine sehr reiche sogar, denn wir stehen sehr schlecht. Die Thatsache meiner Verlobung mit einer Tochter aus den reichen Kaufmannshäusern unserer Stadt ist vollkommen genügend, unseren gesunkenen Credit wiederherzustellen, die über unser Fallissement circulirenden Gerüchte mit einem Schlage zum Schweigen zu bringen; Credit ist für den Kaufmann Alles, sein eigentliches Lebensfundament. Haben wir ihn wieder, so sind wir gerettet, wenn nicht, zu Grunde gerichtet. Siehst du das ein, Ottomar?" — „Vollkommen, es ist eins deiner einfachen Rechenexempel, Herbert, nur sehe ich nicht ein, weshalb ich —" Ottomar stotterte das, fast noch betäubt von dem, was er hörte, heraus. Herbert sah ihn einen Augenblick scharf an. „Du begreifst das nicht," sagte er dann mit einem Anflug von Ironie, „weshalb ich gerade dir diese Mittheilungen mache und meine schlagende Logik vor dir spielen lasse? Nun, das ist einfach: ich kann deine Schwester nicht heiraten, Ottomar." — Ottomar fuhr besinnungslos empor. „Nicht? — Aber ja: du hast Recht — du darfst nicht — dein Ruf, der Credit — o, ich sehe das ja Alles ein, ich begreife nun, weshalb du gekommen — meine arme Schwester, — aber sie weiß ja, was sie dir schuldet —" Er stand verwirrt auf, der Schweiß stand ihm in hellen Tropfen auf der Stirn. Herbert beobachtete ihn ruhig. Als Ottomar ihm die Hand reichte, sagte er, ohne sie zu nehmen: „Es ist noch nicht Alles, ich habe dir noch mehr zu sagen." Er machte eine Pause, während deren sich Ottomar mehrmals zerstreut mit der Hand durch das Haar fuhr. Endlich setzte er hinzu: „Ich muß das reichste Mädchen der Stadt heiraten, wenn mein Plan gelingen soll, Ottomar; ich muß die einzige Tochter des Consuls Wichards heiraten." Secundenlang herrschte Todtenstille in dem Gemach, man hätte Ottomar's Herz klopfen hören können. Dann rang es sich langsam und tonlos über dessen Lippen: „Warum sagst du mir das? Ich habe keinen Theil an ihr — an Niemanden." Er mußte mit der Hand nach einer Stütze um sich greifen, weil ihm ein betäubender Schwindel durch die Augen lief. Herbert nahm jede seiner Bewegungen mit ruhig prüfendem Ausdruck gewahr. Erst nach einer Weile sagte er: „Warum ich dir das sage? Spielen wir doch kein Gaukelspiel vor einander! Du siehst ja, wie offen ich zu Werke gehe, thu mir's nach! Du liebst dies Mädchen — Mathilde heißt sie ja wohl? Ich habe nie ein Interesse für diese schmachtende Schönheit gehabt. Du brauchst dich nicht zu verstellen, lieber Freund, wer Augen hat, zu sehen, der sieht, daß du nur von ihren Blicken lebst. Vielleicht hättet ihr auch für einander gepaßt, wenn der Alte sie dir gegeben hätte, was ich freilich bezweifle. Jedenfalls habe ich es für meine Pflicht gehalten, dir meinen Entschluß mitzutheilen, ehe ich ihn ausführe; ich will nicht den Treulosen und Herzensdieb dir gegenüber spielen. Wenn ich gekonnt, hätte ich dies Dilemma vermieden, aber es ging nicht anders. Eine andere, gleich passende Partie findet sich nicht mehr. Wenn man aber die Namen Wichards und Nordmann in einem Athem nennen kann, so bin ich gerettet — eine der ersten Handlungsfirmen unserer Stadt ist es mit mir. Uebrigens fühle ich mich von dem Vorwurf, treulos gegen dich zu handeln, nun ich mit dir offen geredet habe, um so eher frei, als ja noch nichts entschieden ist. Bist du dem Mädchen wirklich so viel werth wie sie dir, glaubt sie an dich und deine Liebe, so wird sie mich ausschlagen und dein Glück blüht. Mag mein Antrag zugleich ein Prüfstein ihrer Liebe für dich sein; besteht sie diese Feuerprobe, so ist sie dein. Und nun bin ich mit Allem, was ich dir sagen wollte, fertig, nun sprich du!" — „Ich habe dir nichts zu sagen, Herbert. Thue, was du mußt — mag sich dein Schicksal günstig entscheiden!" Ottomar brachte es ruhig und kalt heraus, seine Stimme bebte nicht, die Hand, die er Herbert zum Abschiede hinstreckte, durchlief kein Zittern. Herbert schien etwas Anderes erwartet zu haben. „Du zürnst mir nicht?" fragte er. — Ottomar schüttelte den Kopf. „Ich schulde dir mein Leben," sagte er, „du hättest ein Recht, es von mir zu fordern.

Digitized by Google

Du forderſt nichts, als daß ich dir geſtatte, ein Mädchen um ihr Jawort anzugehen, auf das ich kein Recht habe als das des Herzens, das vor der Welt nicht gilt; ich habe dir nichts abzuſchlagen. Lebe wohl!“ — Als Herbert hinaus war, kam es doch wunderlich über Ottomar. Aber er ſagte ſich, daß er nicht ſchwach werden dürfe, daß es für ihn viel mehr gelten würde, die Schweſter zu ſtützen, die ſo viel Schwereres zu tragen gezwungen ſei. Sie ſollte einer eingeſtandenen und erwiderten Liebe entſagen und war ein Weib — er, was hatte er zu tragen, was er als Mann nicht tragen könnte? Und dann gab es für ihn einen Troſt, einen, an dem das klopfende Herz mit aller Innigkeit und Wärme feſthielt, den kein banger Zweifel vernichten konnte: Mathilde konnte den Anderen nicht erhören, wenn ſie ihn liebte. Herbert ſelbſt hatte ihm den Troſt gelaſſen und war im Recht wie immer, wenn er kalt ſeine Berechnungen aufſtellte. Und wenn ſie Herbert erhörte, hatte ſie ihn ſelbſt nie geliebt, er verlor ſie nicht, weil er ſie nie beſeſſen. In ihm war eine Stimme, die ſiegreich in allen Zweifeln und Qualen ihm zurief: ſie iſt dein — ſie wird dich nicht verrathen! Wenn dieſe Stimme log, log Alles um ihn her, die ganze Welt war dann nichts als eine große, unermeßliche Lüge. Feſten Schrittes, mit entwölkter Stirn ging er zu Elma hinüber. Lange war er mit ihr allein, tröſtend, bittend, alle Hülfsmittel aus ſeiner eigenen Bruſt heraufbeſchwörend. Als ſie faſſungslos dem Unerwarteten, Ungeheuren gegenüberſtand, das ſie zu Boden zu drücken drohte, ſagte er ernſt: „Denke des Verſprechens, das ich dir abgenommen, als wir Kinder waren, Elma. Als er dich aus den Wirbeln des Stromes rettete, ſagte ich dir: kein Opfer iſt zu groß für ihn, mit dem du ſeine That lohnen kannſt. Das Schickſal hat dir auferlegt, das größte zu bringen, und du wirſt es bringen.“ Dann ging er und ließ ſie allein mit ihren Thränen. — —

Ottomar Peters fuhr aus dem Seſſel empor, in dem er einſam geträumt. In langer Reihe waren die Bilder an ihm vorübergezogen, die für ihn das Leben bedeuteten, ſchweigende Schatten, weſenloſe Schemen. Er ſtand auf, ſtrich ſich leicht mit der Hand über die hohe Stirn hin und trat noch einmal vor das Kinderbild, das an der Wand des dämmerigen Gemaches hing. Weshalb träumte er die Vergangenheit noch einmal zurück? Es war ja Alles todt und begraben — Alles! — Zwei Tage nach jenem Beſuch Herbert's in ſeiner Wohnung hatte Ottomar die Verlobung des Freundes mit Mathilde Wichards geleſen. Die Welt hatte dazu Glück gewünſcht, daß die beiden alten Kaufmannsfamilien ſich verbänden; der Credit des Hauſes Nordmann u. Co. war hergeſtellt, die Verbreiter des Gerüchtes von ſeinem Bankerott als Verleumder geächtet. Es gab Niemanden, der eine ſolche Wendung der Dinge nicht glücklich pries, Herbert's Rechenexempel ſtimmte wiederum. Nur in ihrer ſtillen Kammer verzehrte ſich ein junges, blühendes Mädchen vor Gram, auf deren Lippen die des Bräutigams begehrend geruht hatten, und nur das Herz eines Mannes blutete, der den Traum ſeiner erſten, einzigen Liebe zu Grabe trug.

Ottomar Peters hatte ſich klar gemacht, daß er Alles ertragen könne, nur nicht den Anblick des Glücks, das ihm für ewig verloren war. Er wußte, daß er gehen müſſe, und er ging. Die Regierung hatte ein Stipendium ausgeſetzt, um einem jungen Gelehrten einen Aufenthalt in Griechenland zu ermöglichen. Es war wie ein Wink des Schickſals, daß Ottomar es erhielt. Herbert war ſechs Wochen Bräutigam, als Ottomar ihn zum letzten Male vor ſeiner Abreiſe ſah, ihm die Hand drückte und einen Gruß für ſeine Braut auftrug. Dann trennten ihn Länder und Berge von der Heimat und von Allem, was an Glück und Weh darin für ihn begraben lag. Er blieb lange fort. Ein epochemachendes Werk, das er über die neueſten griechiſchen Ausgrabungen geſchrieben, verſchaffte ihm eine neue Dotation, und zehn Jahre waren bereits verronnen, als er zum erſten Male die Gaſſen der alten Vaterſtadt wieder betrat. Man hatte ihm eine Profeſſur an dem Gymnaſium derſelben angeboten und er hatte zugeſagt. Er betrat nun alle die Stätten wieder, die ihm vertraut geweſen waren und zu denen er, ein Anderer, heimgekommen war. Ueber der Wieſe lag noch das Sonnengold des Frühlingstages, in dem

Digitized by Google

die bunten Falter sich tummelten, und mit seinen reißenden Wirbeln der Strom, der drunten die großen Räder im Mühlenwerk der Nordmann'schen Fabrik trieb. In dem kleinen Vorstadthäuschen lebte nun Niemand mehr, die Mutter war gestorben und die Schwester hatte in einer entfernten Stadt eine bescheidene Stellung gefunden. Ottomar miethete sich die Zimmer wieder, in denen er als Kind und als Mann gelebt. Für sein still umfriedetes Gelehrtendasein gab es keinen traulicheren, anheimelnderen Winkel.

Und nun war er auch wieder in das Eckhaus am Marktplatz gekommen, freundlich empfangen und zur Soirée geladen worden. Der kleine Bruno, der ihn so geliebt hatte, lebte freilich nicht mehr, und Mathilde war mit ihrem Gatten seit Jahren fern; da Herbert's Gesundheit zu wanken begann, hatten sie einen Aufenthalt in Italien genommen. So war es doch wie ein anderes Haus, in das Ottomar gekommen, und nur die lichtgrauen Augen in dem Bilde da vor ihm an der Wand sprachen ihm laut von der Vergangenheit und ließen die alten wunderlichen Träume wieder aufleben.

Ottomar schrak zusammen, als plötzlich ein leichter Fuß über die Schwelle kam. Es war die Wirthin selbst, die ihm gegenüberstand und ihn lächelnd betrachtete. „Also hier muß man Sie suchen, lieber Professor!" rief sie, „das hätte ich am wenigsten vermuthet. Ich glaubte, Sie hätten sich doch entschlossen zu tanzen. Sie haben sich das Bild betrachtet? Ja, man kann seine Freude an dem Enkelchen haben, finde ich, und wir sind doppelt traurig, daß es nicht bei uns ist. Der gute Herbert hat uns zum letzten Weihnachten das Bild malen lassen, ein berühmter Künstler in Rom soll es angefertigt haben. Damit soll aber nicht etwa gesagt sein, unsere kleine Leonore sei nicht wirklich so bildhübsch wie da auf der Leinwand. Finden Sie die Aehnlichkeit mit ihrer Mutter nicht sprechend? Es sind Mathildens Augen, nicht wahr? Sie müssen das ja beurtheilen können, lieber Professor, denn, gestehen Sie diese Jugendthorheit nur jetzt ruhig ein: Sie haben ja auch für sie geschwärmt!" — Ottomar lächelte wehmüthig. „Diese Jugendthorheit; ja, gnädige Frau — Sie mahnen mich mit Recht, daß ich inzwischen alt geworden bin, es kommen Stunden, wo man es vergißt." — Frau Consul Wichards lachte in ihrer übermüthigen Art. „Aber das müssen Sie mir wirklich noch einmal berichten, lieber Professor," sagte sie dann, „ob Sie unserem Herbert damals den Rath gegeben haben, sich um Tildchen zu bewerben. Denn, denken Sie, damit kam er heraus, als der Papa Tildchen drängte und sie sich nicht zum Jawort entschließen konnte. Einen ganzen Tag wollte sie Bedenkzeit und weinte vom Morgen bis zum Abend. Ich glaubte wirklich schon, Sie wären ihr gefährlich geworden und Herbert würde leer abziehen müssen; aber als er ihr das gesagt hatte, Sie hätten ihm zugeredet, er sei bei Ihnen gewesen, da war unser Tildchen plötzlich wie verwandelt und sagte rund heraus: Ja, und die Verlobungskarten wurden gestochen. Aber Sie sind ja ganz bleich geworden, Herr Professor? Die alten Geschichten können Sie doch nicht mehr aufregen?" — „Nein — Sie haben Recht, gnädige Frau — es sind ja alte, ganz alte Geschichten und nichts mehr daran zu ändern — zumal unter dem Bilde dieses Kindes — ich glaube, die Luft ist etwas beklommen in dem Zimmer." — „So lassen Sie uns gehen," sagte die freundliche Frau, „geben Sie mir Ihren Arm, Sie haben mir ohnehin noch so viel zu erzählen von Athen und Olympia — kommen Sie!"

Ruhigen Schrittes führte Ottomar Peters sie hinaus bis in den Saal, aus dem das bunte Getriebe und das lärmende Stimmengeschwirr der Tanzenden auf der ersten Soirée im Eckhause am Marktplatz herüberscholl.

Digitized by Google

Percy Bisshe Shelley.

Ein Dichterbild

von

Otto Baisch.

In einer Zeit, wo die Zola's mit ihrem „Naturalismus" so viel von sich reden machen, könnte es fast gewagt erscheinen, die Aufmerksamkeit der Lesewelt zu beanspruchen für einen der glühendsten Idealisten aus der glänzenden Epoche, in welche die englische Literatur zu Anfang dieses Jahrhunderts getreten war. Es könnte gewagt erscheinen, wenn dieser Idealist nicht neben all seinem vergeistigenden Zartsinn eine concrete Gestaltungskraft besessen hätte, die, in seinen Werken zum vollendeten Ausdruck gelangt, denselben das Gepräge des zu ewiger Dauer Berechtigten verlieh.

Percy Bisshe Shelley ist in Deutschland bis jetzt mehr nur dem Namen als dem Wesen nach bekannt und zwar hauptsächlich deshalb, weil er den der englischen Sprache nicht genügend Kundigen durch Uebersetzungen sehr schwer zugänglich gemacht werden kann. Seine Poesien sind ebenso tief gegründet und daher bestimmtes Eingehen erfordernd als zart verkörpert und deshalb äußerste Subtilität beanspruchend. Die reiche Farbenpracht, in der sie schimmern, ist so duftig wie Blüthenstaub und muß demjenigen, der sie nicht mit der verständnißvollsten Schonung berührt, sofort in der Hand zerfallen. Diesem Verhängniß erlag die große Mehrzahl der bekannt gewordenen Uebersetzungen Shelley'scher Poesien.

Aber nicht minderes Interesse als für seine Dichtungen darf dieser Liebling der Musen für seine Person in ihrem eigenartigen Entwickelungsgange und ihrem tragischen Ende beanspruchen. Manche bedeutsame Einzelheit seines Lebens wurde in England selbst erst durch die neuesten Forschungen enthüllt, Anderes, was blinder Fanatismus immer aufs Neue zu schwärzen bemüht gewesen war, in das richtige Licht gerückt, und so mag es gerade jetzt an der Zeit erscheinen, auch für deutsche Leser ein abgerundetes, wenngleich in gedrängten Zügen gegebenes Bild des Dichters zu zeichnen, der bei all seiner Eigenthümlichkeit uns so viele verwandte Seiten bietet. Dabei wird es uns zu Statten kommen, daß wir bei jenen Parteispaltungen, die in England noch immer an seinem Gedächtniß herüber und hinüber zu zerren suchen, unbetheiligt und somit um so eher berufen sind, über manchen in Frage gezogenen Punkt ein gültiges Wort zu sprechen.

* * *

Um das Jahr 1802 trat in die Schule zu Brentford ein zehnjähriger Knabe ein, der bis dahin in Gemeinschaft mit seinen Schwestern auf dem nahe gelegenen Landsitze seines Vaters, des Baronets Timothy Shelley, erzogen worden war. Der zarte, elegant gebaute

Digitized by Google

Percy mit dem reichen, dunkelbraunen Lockenhaar und den tiefblauen Augen, die unter der bedeutend entwickelten Stirn hervor so fragend in die Welt schauten, bekundete gar bald ein Naturell ganz eigener Art, grundverschieden zum mindesten von dem seiner ländlichen Schulgenossen. Aufmerksam, so lange der Unterricht ihn interessirte, war er mit seiner leichten Fassungsgabe gar bald seinen Kameraden an Wissen überlegen, und wenn nun im Interesse der Trägen und Denkfaulen das Alte wiederholt und abermals wiederholt wurde, war sein reger Geist längst vorausgeeilt und beschäftigte sich nunmehr mit seinen eigenen Gedanken. Er wußte sicher den Zusammenhang des bisher Gelehrten, aber wenn er, dessen Insichversunkensein den Lehrer argwöhnisch machte, plötzlich aufgerufen ward, um an dem gerade im Gang befindlichen Thema fortzufahren, so zeigte seine Verwirrung deutlich, daß er „nicht bei der Sache gewesen war". Ein Schulmeister gewöhnlichen Schlages, wie wohl der zu Brentford gewesen sein mag, ist sofort bei der Hand, solches „Nichtaufmerken" als Böswilligkeit zu bezeichnen und mit unerbittlicher Strenge zu verfolgen. Percy wurde zuerst getadelt, dann härter gescholten, dann gezüchtigt. Aber was erlebte man da! Das stille Kind mit der sanften Stimme und den Gazellenaugen, es schäumte auf, wenn es geschlagen wurde, es setzte sich zur Wehr; die schönen, feinen Knabenzüge verzerrten sich, die Augen öffneten sich noch weiter als sonst und schienen Flammen zu sprühen. Solcher Widerspenstigkeit mußte man nach den Anschauungen des unter Bauernbrut altgewordenen Schultyrannen mit eiserner Strenge begegnen, und so wurden dann die Strafen verdoppelt, verdreifacht. Hätte doch der in seiner Prügelmethode erstarrte Mann bemerken wollen, wie viel bei dem von Natur so unendlich weichherzigen Knaben durch ein gutes, eindringliches Wort zu erreichen war! Ihm aber war es vor Allem um seine Autorität zu thun. Daß es unter seinen Jungen einen gab, der sich derselben nicht unterwarf, ohne zu mucksen, machte ihn wild. Er wurde dem jungen Percy todfeind. Der fein organisirte Knabe aber fühlte das nur allzuwohl, und wenn anfänglich nur sein angeborener, scharf ausgeprägter Sinn für persönliche Unantastbarkeit gegen die von ihm als tiefe Schmach empfundene Züchtigung revoltirt hatte, so empörte ihn jetzt die Ueberzeugung einer fortgesetzt gegen ihn gekehrten Ungerechtigkeit. Seine Kameraden, vor deren ausgelassenem Toben außerhalb der Schulstunden er, der bisher unter sehr sittsamen Mädchen Aufgewachsene, sich scheu zurückgezogen, hatten ihn darüber schon verhöhnt und verhöhnten ihn nun doppelt. War es ihnen doch ein Hochgenuß, das Herrensöhnchen gedemüthigt zu sehen.

Unter solchen trüben Verhältnissen verbrachte der arme kleine Percy zu Brentford drei schwere Jahre, nach deren Verlauf er für reif erklärt wurde, das berühmte Gymnasium zu Eton zu besuchen. Seine dortigen Erfahrungen waren eine regelrechte Fortsetzung derer von Brentford, nur daß die Dinge bereits in eine etwas reifere Phase getreten waren. Die Stockschläge mochten wohl ihr Ende erreicht haben — die Peinigungen dauerten fort. Es ereignete sich bald, daß die Gymnasiasten in Eton college nicht mehr von Percy Shelley, sondern von dem „Atheisten" zu sprechen pflegten. Unter einem Atheisten verstanden sie nämlich sehr im Allgemeinen einen Abtrünnigen, einen Widersacher des Bestehenden. Das Bestehende, um das es sich in diesem Falle handelte, war aber nichts Anderes als der Schulzopf, dem der dreizehnjährige Knabe, verbittert durch die viele Unbill, die er bereits erfahren hatte, wohl recht mißtrauisch und zum Voraus zur Opposition entschlossen, entgegengetreten sein mochte.

Mit siebzehn Jahren bezog er die Universität Oxford. Hatte man ihn in Eton ohne Weiteres einen Atheisten genannt, so begann er jetzt, sich als solchen zu versuchen. Mit Schlägen hatte man ihm seiner Zeit die Bibelsprüche eingetränkt, und so war ihm frühe ein unschönes Streiflicht auf das geworfen worden, was seine junge, nach dem Göttlichen durstige Seele bei einer ihr entsprechenden Behandlung schwärmerisch umfangen haben würde. Mit dictatorischer Strenge schrieben ihm die Religionsprediger vor: „Das und das sollst du glauben!"

Digitized by Google

Grund genug für ihn, der nur das ihm zur freien Ueberzeugung Gewordene anzuerkennen vermochte, jenes, was ihm gewaltsam aufgedrängt werden sollte, mit doppelt skeptischen Augen zu prüfen. So war er im zweiten Jahre seines Universitätsbesuches dahin gelangt, daß er eine kurze Streitschrift verfaßte über „die Nothwendigkeit des Atheismus". Er ließ sie privatim drucken, ohne Namensunterschrift zwar, aber ohne seine Autorschaft zu verheimlichen, vertheilte sie an Solche, die er für reif hielt, die Frage zu discutiren, und sandte sie ebenso an die Professoren und Vorstände der Universität. Kühn trat er für seine Anschauungen ein, so weit sie sich eben bis dahin gestaltet hatten, aber selbst wohl sie noch keineswegs für ausgereift haltend. Er wollte widerlegt sein, wollte dann wohl auch seinerseits entgegnen, damit sich das Eine durch das Andere läutere, aus dem Mangelhaften das Bessere hervorgehe. Welche Antwort wurde ihm nun? — Die Herren Professoren der Universität Oxford verfuhren in ihrer Weise genau nach denselben Principien, nach denen das Dorfschulmeisterlein zu Brentford gehandelt hatte. Am Tage von Mariä Verkündigung des Jahres 1811 wurde Percy Bisshe Shelley ohne Weiteres von der Universität Oxford ausgestoßen, er und noch ein anderer Student, der zu seinen Gunsten zu interveniren versucht hatte, sein Freund Hogg. Wahrhaftig eine „schlagende" Entgegnung, höchst würdig der Männer der Wissenschaft, der „Geistesgrößen" des großbritannischen Reiches!

Sir Timothy Shelley, Baronet, mag ein Ehrenmann gewesen sein, aber die Seele seines Sohnes verstand er nicht. Er sah in ihm lediglich den von der Universität Ausgestoßenen, dem er, wüthend über solche Schmach, das Wiederbetreten der väterlichen Schwelle für immer untersagte, von dem er weiter nichts wissen, um den er sich ferner nicht kümmern wollte.

Da stand der arme Percy allein, aufgegeben, unter fremden Menschen, er, der zarte Jüngling mit dem weichen, empfindungsvollen Herzen und dem allzu offenen Geiste; da stand er ohne Subsistenzmittel, ohne Gelegenheit, sich solche zu schaffen. Hätten nicht seine Schwestern ihm mitleidig einen beträchtlichen Theil ihrer wohlbemessenen Taschengelder zugesteckt, er hätte verhungern können.

In London, wohin er sich von Oxford aus gewendet und wo er mit seinem Schicksalsgenossen Hogg zusammen ein kleines Zimmer bezogen hatte, suchte Percy den Trost für seine herbe Seelenpein zunächst in der Poesie. Frühe schon hatte er allerhand in Prosa und Versen geschrieben, zum Theil in Gemeinschaft mit seiner älteren Schwester Elisabeth, und diese Producte seiner Feder auch unter verschiedenen fingirten Namen im Druck veröffentlicht. In seine gesammelten Werke ist indessen nichts von diesen theils unbedeutenden, theils verworrenen Jugendarbeiten übergegangen, und auch wir haben uns weiter nicht mit denselben zu beschäftigen. Interessanter gestaltete sich die Dichtung, die er jetzt in raschem Zug ersann und ausführte: „Königin Mab".

Den Namen dieser Herrscherin im Feenreiche entlehnte Shelley den altenglischen Volksmärchen, in denen sie bald die schelmische Traumentbinderin, als welche Shakespeare durch Mercutio's Mund sie schildert, bald eine hoheitvolle Segenspenderin ist. In letzterem Charakter hat Shelley sie aufgefaßt. Aber trotz alles phantastischen Glanzes, mit dem er sie umgiebt, bildet sie doch nicht den Kern seiner Schöpfung, der, wie wir sehen werden, ganz wo anders zu suchen ist.

Das Gedicht führt uns vor eine schöne, jugendliche Mädchengestalt, die regungslos auf weißen Kissen ruht. Schläft sie? Ist sie todt? — Kein Athemzug bewegt den jungfräulichen Busen mehr; aber dennoch wird das liebreizende Geschöpf nicht der Verwesung anheimfallen. Die Feenkönigin schwebt heran und winkt der schlummernden Seele zu erwachen. Janthe erhebt sich von ihrem Lager. Verwundert und leise schauernd blickt sie zu ihrer herrlichen Beschwörerin empor. Diese aber geleitet die holde Jungfrau freundlich zu ihrem Feenwagen, der Beide durch die Lüfte dahinträgt. „Komm, Seele!" sagt die Königin. „Ein hoher Lohn wird dir zu Theil. Das Vergangene soll vor dir auferstehen; du sollst die Gegenwart erschauen, und selbst der Zukunft Räthsel will ich dir enthüllen."

zed by Google

Die Herrlichkeiten längst entschwundener Jahrhunderte steigen vor ihren Augen empor. Aber an diesen Prachtbauten haften die Flüche der armen Unterdrückten, die mit der Peitsche dazu angetrieben wurden, Stein auf Stein zu wälzen, um eines Thoren Eitelkeit zu fröhnen.

Und diesen Eitlen selbst — was erblüht ihnen aus ihrem rücksichtslosen Egoismus? Der Tyrann wirft sich auf seinem schlummergeflohenen Lager hin und her. Vergebens lechzt er nach einer Stunde der Ruhe, des Seelenfriedens. Er hat ihn dahingegeben für immer mit der Reinheit seines Herzens.

Aber auch die Gegenwart hat ihre Tyrannei, nur daß dieselbe eine andere, eine allgemeinere Gestalt angenommen hat.

Der Handel drückte seiner Selbstsucht Marke,
Den Stempel seines Menschenknechtens auf
Ein schimmerndes Metall und nannt es Geld.
Vor diesem Götzen kniet der große Schwarm.
Der reiche Krämer, der gespreizte Geck,
Die Schar der Bauern, Herren, Pfaffen, Fürsten,
Sie beten blindlings zu der stolzen Macht,
Die sie in hassenswerthe Fesseln schlug.
Im Tempel ihrer feilen Herzen thront
Das rothe Gold wie ein lebend'ger Gott,
Und Alles dient ihm — nur die Tugend nicht.

Der Zukunft bleibt es nach des Dichters Darstellung vorbehalten, alle die Schäden auszugleichen, die Vergangenheit und Gegenwart verschuldet haben. Aus den Kämpfen ringt sich ein goldenes Zeitalter empor, wo die ganze Menschheit in schöner Harmonie, in edler Eintracht lebt. Zu höherer Erkenntniß gelangt, sucht sie ihr Heil nur noch in der Tugend und ist auf diesem Wege zu dem Genuß einer durch nichts gestörten Freude gelangt. Mit dem Verschwinden des Lasters haben auch Krankheit und Elend ihr Ende erreicht; der Tod ist nur noch ein sanftes Entschlummern.

Beglückte Welt! Verwirklichung des Himmels,
Nach welchem alle Seelen rastlos ringen!

So ruft der Dichter aus und führt, erfüllt von diesem optimistischen Zukunftsbilde, seinen Gesang zu einem melodisch ausklingenden Schluß.

In seinem eigenen Leben indeß häuften sich die Dissonanzen. Zunächst sollte seine Relegirung noch weitere trübe Folgen nach sich ziehen.

Zwei holde Wesen, zu denen er in freundlichen, seinem Herzen sehr werth gewordenen Beziehungen gestanden hatte, zogen sich, theils auf elterliches Geheiß, theils selbst erschreckt durch das ihnen so entsetzlich klingende Wort „Atheist", für immer von ihm zurück: seine junge Cousine, die er schon als seine Braut betrachtet, und Miß Felicia Browne, mit der er in geistig anregender Correspondenz gestanden hatte. Dieses noch nicht achtzehnjährige Mädchen, das späterhin als Mrs. Hemans reiche dichterische Lorbeeren pflücken sollte, muß ihre außergewöhnliche Begabung schon damals lebhaft entfaltet haben; aber ein Briefwechsel mit einem „Gottesleugner" überschritt doch allzu sehr die Grenzen des gesellschaftlich Erlaubten!

So war Percy mit seinem liebevollen und liebebedürftigen Herzen völlig vereinsamt. Was Wunder, daß ein freundlicher, verständnißinniger Blick, der ihn aus zwei schönen jungen Augen traf, sich tief in seine lechzende Seele prägte? Harriet hieß die Kleine, Harriet wie seine Cousine, die sich von ihm gewendet, aber deren lieber Name in ihm noch fortklang. Wenn er diesen Namen jetzt an die kleine Miß Westbrook richtete, mochte er anfangs dabei oft an die verlorene Braut denken. Aber das Bild jener schlank aufgeschossenen bleichen Harriet verblaßte in seiner Erinnerung bald mehr und mehr, während das rosige Köpfchen, das ihn unter reichem lichtbraunem Haar so kindlich anlachte, ihm nicht mehr recht aus dem Sinn kommen wollte, auch wenn er längst wieder für sich allein saß. Zwar der Verkehr zwischen den Beiden behielt etwas durchaus Harmloses. Die kleine Harriet war ein naives Backfischchen, noch keine sechzehn Jahre alt, und Percy spielte neben ihr vollständig die Rolle eines älteren Bruders. So schien auch Papa Westbrook das Verhältniß zu betrachten; denn als die Ferien zu Ende gingen und „Hatty" wieder in ihre Schule nach Clapham sollte, ersuchte er den jungen Shelley, das Töchterchen bis dorthin zu begleiten, da er selbst, der ehemalige Gastwirth, der jetzt von seinem Gelde lebte, sich nun auch aus seiner behaglichen Ruhe so wenig als möglich gestört sehen wollte. Die Schule zu Clapham besuchten auch Percy's Schwestern, und so boten sich diesem die Veranlassungen zum fortgesetzten Zusammentreffen mit seiner klei-

Digitized by Google

nen Schutzbefohlenen hundertfältig; denn mit seinen Schwestern verkehrte er sehr eifrig — waren sie doch die Einzigen, die ihm aus besseren Tagen treu geblieben. Ihren unablässigen Bemühungen gelang es auch, den Vater endlich dahin zu bringen, daß er seinem Sohne wenigstens die bescheidene Jahresrente von zweihundert Pfund bewilligte. Nachdem letzterer dieselbe zum ersten Mal erhoben, begab er sich nach Nordwales zum Besuch eines Verwandten, der ihn freundlich eingeladen hatte und in dessen Haus er etliche Zeit zu verbringen dachte. Die kleine Harriet aber empfand bitteres Heimweh nach dem genialen Freunde, der sie so oft aufgesucht, dem sie so gern ihre kindlichen Freuden und Leiden vertraut, dessen zartsinnige Aufmerksamkeiten sie mit so frohem Stolz erfüllt hatten. Dazu gesellte sich bald noch ein zweiter Umstand, der ihre junge Seele alarmirte und gelegentlich dessen all die Erregung, die sie inzwischen heimlich in sich verschlossen, zu heftigem Ausbruch kam. Das Schuljahr war zu Ende, und mit ihm hatte auch ihre Schulzeit überhaupt ihr Ende erreichen sollen. Sie mochte sich recht danach gesehnt haben, still zu Hause zu sitzen und über eine leichte Handarbeit hinaus ihre Gedanken zu dem lieben Percy schweifen zu lassen. Plötzlich überlegte sich ihr Vater die Sache anders. Er fand, daß seine Hatty durchaus noch nicht genug gelernt habe — das Lernen war in der That nie ihre starke Seite gewesen — und daß sie nothwendiger Weise die Schule noch ein Jahr länger besuchen müsse. Nun gab es lebhafte Opposition und hitzige Auftritte — Thränen von Seiten der Tochter, Scheltworte von Seiten des Vaters, der einem Widerspruch gegenüber noch heute mit derselben Derbheit verfuhr, wie er sie ehedem beim Dressiren seiner Kellner und Hausknechte zu entfalten gewohnt gewesen war, und wie er es damals zu thun gepflegt, so bestand er auch diesmal mit Strenge auf seinem einmal gesprochenen Wort, von dem er sich kein Jota abhandeln ließ.

Unser Percy saß inzwischen im Hause seines Vetters Grove und hatte sich in die weitere Ausarbeitung seiner Dichtung vertieft. Da erhielt er an einem schönen Hochsommertage einen Brief aus London von seiner kleinen Harriet, mit zitternder Hand geschrieben, von fieberhafter Aufregung erfüllt, in welchem sie ihn, ihren bisherigen treuen Beschützer, beschwor, sich ihrer anzunehmen gegen die „Tyrannei" ihres Vaters. Shelley, der privatim sich so tief in seine Studien zu versenken liebte, hatte dagegen den Schulzwang, der ihm selbst, wie wir wissen, hundertfältige Bitterkeiten bereitet hatte, gründlich hassen gelernt. Und nun sollte auch das liebe kleine Mädchen unter diesem Druck Herbes zu leiden haben, wurde von ihrem derb auftretenden Vater hart angelassen, vielleicht gar mißhandelt. Wie hätte er, der nicht dulden mochte, daß einem Würmchen Leids geschehe, wie hätte er nur einen Augenblick überlegen können, was hier zu thun sei? Sofort traf er die Anstalten zur Abreise nach London, fest entschlossen, die holde Unschuld, die sich seinem Schutze anvertraute, den Händen ihres „gewaltthätigen" Vaters zu entreißen. Zitternd vor Besorgniß, es könne dem zarten Wesen, das ihm jetzt liebenswerther erschien als je, ein Haar gekrümmt werden, glühend vor Verlangen, für sie einzutreten mit all der geistigen Kraft, die in seinem zarten Körper wohnte, kam er an Ort und Stelle, und unter Thränen aufjauchzend flog das liebliche Mädchen ihm in die Arme.

Harriet's Schwester Elise unterstützte und förderte die Angelegenheiten des jungen Liebespaares auf das eifrigste. Sie, die älteste von den Dreien, stimmte vollständig bei, daß es keinen anderen Ausweg gebe als — eine Entführung. Diese wurde denn auch sofort in Scene gesetzt, und in der ersten Woche des Septembers 1811 fand in Edinburgh die nach schottischem Rechte leicht zu bewerkstelligende Eheschließung statt. Es muß ein eigenthümliches Bild gewesen sein, das diese beiden blutjungen Wesen vor dem zum gesetzlichen Ehespruch autorisirten Friedensrichter lieferten. Der neunzehnjährige Dichter der in erster Fassung wohl nahezu vollendeten „Königin Mab" war in seiner äußeren Erscheinung so knabenhaft als nur denkbar, und Harriet hatte die Sechzehn nur eben erreicht. Zwei Kinder, buchstäblich den Schulbänken entflohen, um sich zu verheiraten, oder, wenn man so will: verheiratet, um den

Schulbänken zu entgehen — es könnte uns lächeln machen wie ein Lustspielscherz, wenn es nicht den Keim zu einer erschütternden Tragödie in sich bergen würde.

Für jetzt freilich war Percy ganz der glückliche jugendliche Liebhaber. Sein ästhetisch fein gebildetes Dichterauge verweilte mit Entzücken auf dem in der That reizenden Wesen, das er jetzt ganz sein eigen nannte, und sie sah zu ihm empor mit der ganzen Befriedigung derjenigen, die ihr Ideal erreicht hat. So verlebten sie echte Flitterwochen in Edinburgh und Honigmonate in York, wohin sie sich zunächst wendeten. Während ihres dortigen Aufenthaltes stellte es sich heraus, daß Harriet's Schwester wohl nicht in ganz uneigennütziger Weise den Bund der Beiden gefördert hatte. Sie selbst verlangte fort aus dem Vaterhaus, wo es ihr längst langweilig und unbehaglich geworden war. Obgleich in ihrer äußeren Erscheinung ein schroffer Gegensatz zu ihrer Schwester, hätte sie mit ihren schwarzen Augen und schwarzen Haaren doch vielleicht einen Verehrer fesseln können, wenn ihr ohnehin nicht sehr regelmäßig gebildetes Gesicht nicht obendrein durch Pockennarben entstellt gewesen wäre. Sie war aufrichtig genug, um sich zu sagen, daß sich für sie kaum ein Mann finden werde, und so hatte sie darauf gerechnet, eine Freistatt in dem Haushalt ihrer Schwester zu finden, wo sie auf mehr Selbständigkeit, mehr Abwechselung, mehr Vergnügen rechnen durfte als im Hause ihres Vaters, der nur an seine Ruhe und Bequemlichkeit, aber durchaus nicht an die etwaigen Lebensansprüche der Seinen dachte, die er in einer gewissen Clausur hielt.

Nunmehr dauerte es denn auch nicht lange, so traf Miß Elise Westbrook in York ein, um bei dem jungen Ehepaar Shelley abzusteigen. Sie kam als „Friedensbote", die Verzeihung des Vaters bringend, der gute Miene zum bösen Spiel zu machen sich bequemt hatte, was ihm um so leichter wurde, als die Verbindung seiner Tochter mit dem Sprossen eines alten Adelsgeschlechtes seiner Eitelkeit immerhin schmeichelte. Da Sir Timothy Shelley seinem Sohne Percy zweihundert Pfund Jahresgehalt gewährte, setzte Mr. Westbrook seiner Tochter Harriet ebenso viel aus, und so hielt sich das junge Paar für mehr als geborgen und nahm mit Freuden die Schwester bei sich auf. Sie blieb bei den Shelleys in York wohnen und begleitete dieselben auf ihren ferneren Wanderungen, deren eine sie zu Anfang Februar des folgenden Jahres (1812) nach Dublin führte.

Percy nämlich, in dessen feuriger, edler Seele die Begeisterung für Freiheit und Wahrung der individuellen wie der nationalen Rechte mächtig gährte, fühlte sich zunächst berufen, für die bedrückten Irländer einzutreten und einer Besserung ihrer Lage vorzuarbeiten, indem er durch Wort und Schrift die Hebung ihres nationalen Bewußtseins anstrebte. Während Thomas Moore, der Ire, sich damit begnügte, die verlorene Freiheit seines Vaterlandes in schmelzenden Liedern zu beweinen, ging Shelley, der Engländer, nach der Hauptstadt des grünen Erin selbst hinüber, um dort die Saat der Freiheit unerschrocken auszustreuen. Auf eigene Kosten ließ er einen begeisterten „Aufruf an das irische Volk" und andere zum Theil ziemlich umfangreiche Flugschriften drucken, um sie zu vertheilen. Das Haus Nr. 7 Lower Sackvillestreet in Dublin, dessen ersten Stock er bewohnte und von dessen Balcon herab er in Gemeinschaft mit seinem jungen Weibe die ersten Exemplare seines „Aufrufes" den Vorübergehenden zuwarf, hat dadurch eine besondere Denkwürdigkeit erworben. In großen Versammlungen trat er als feuriger Redner auf, und die Zuhörerschaft jauchzte ihm entgegen. Rasch war die zarte Jünglingserscheinung mit dem männlichen Ernst zum Helden des Tages geworden. Das wurde der Obrigkeit bald zu viel, und nach knapp zwei Monaten mußte der jugendliche Freiheitsschwärmer auf höheren Befehl Dublin und Irland verlassen. Ruhig kam er dieser Weisung nach; hatte er doch gethan, was in seinen Kräften stand, um für die Verwirklichung seiner Ideale den Grund zu legen.

Die Grundlagen seines eigenen häuslichen Glückes aber sollten früh erschüttert werden. Seine Schwägerin Elise, ein in hohem Grade eigenwilliges, herrschsüchtiges Wesen, wurde der böse Dämon seines Hauses. Es ist eine schwere Aufgabe für ein Mädchen, das, obgleich noch jung, für sich selbst auf eheliches Glück verzichtet

Digitized by Google

hat, verzichtet infolge äußerer Mängel, die der Spiegel Tag für Tag der Armen unbarmherzig ins Gedächtniß ruft, eine glückliche Ehe beständig vor Augen zu haben. Es gehört ein Engel dazu, um unter solchen Umständen neidlos zu bleiben, und Elise Westbrook war kein Engel. Sie fand es unerträglich, daß an einem Manne, den sie der oberflächlichen Liebelei mit einer schönen Außenseite zieh, ihre Schwester als an ihrem Abgott emporsah. Da Harriet in der That nicht bedeutend genug war, um ihren Gatten ganz zu verstehen, hielt es nicht schwer, ihre Vorstellungen unvermerkt so zu verschieben, daß sie ihn in vielen Dingen mißdeutete. Shelley mit seiner arglosen, ehrlichen Idealistenseele wußte geraume Zeit nicht, wie er so manche, seine außerordentliche Feinfühligkeit empfindlich verletzende Veränderung im Wesen seines jungen Weibchens deuten solle. Und es war mehr instinctive Empfindungssache als die Folge logischen Durchschauens des wahren Sachbestandes, daß der durch jene Veränderungen in ihm nothwendiger Weise hervorgerufene Unmuth, den sein Zartsinn vor der unmittelbaren Urheberin desselben, der geliebten Gattin, thunlichst verbarg, seiner sonstigen Umgebung, also in erster Linie seiner Schwägerin gegenüber, um so schroffer hervortrat, wenn auch mehr nur in seinem allgemeinen Wesen als in directen Ausbrüchen sich bekundend. Immerhin nährte er dadurch die feindseligen Gesinnungen Elisens und spielte derselben unbewußt so manche gegen ihn selbst verwendbare Waffe in die Hand. Lange konnte der solchergestalt angehäufte Zündstoff nicht im Stillen fortglimmen, dafür waren die drei von ihm berührten Naturen sämmtlich von zu jugendlicher Leidenschaftlichkeit. So kam es zu heftigen Auftritten, gelegentlich deren dem jungen Manne die Augen darüber aufgehen mußten, wer die eigentliche Urheberin des allgemeinen Unbehagens sei. Offen, wie er jederzeit war, trat er seiner Schwägerin gegenüber mit einem: „Du oder ich — eines von uns Beiden muß dieses Haus verlassen!“

Was that Elise? — Sie blieb! Sie wußte ihr Bleiben zu ertrotzen, indem sie sich den Anschein der gekränkten Unschuld gab. Hatten die Beiden es nicht ihr zu verdanken, daß sie sich zusammengefunden? Hatte nicht sie ihnen zur Flucht verholfen, während sie selbst zurückblieb, wohl wissend, daß der ganze väterliche Zorn sich nun über sie entladen werde? Hatte sie demselben nicht Stand gehalten, bis sie für die Schwester die äußerliche Vergebung, die Gewährung pecuniärer Mittel ausgewirkt? Und jetzt wollte man sie hinausstoßen aus dem Hause, das sie gründen geholfen, sie zurückschicken zu dem Vater, in dessen zum Schelten geneigtem Wesen ihre Gegenwart alle die alten Vorwürfe, die sie um jener willen schon zu erdulden gehabt, mit erneuter Heftigkeit heraufbeschwören würde? Mit solchen Vorstellungen wendete sich Elise Westbrook zunächst an ihre Schwester, über die sie sich ihres starken Einflusses wohl bewußt war. Hatte sie bei derselben doch gewissermaßen die Stelle der frühverstorbenen Mutter vertreten, denn in jungen Tagen und unter solchen Umständen fallen einige Jahre Altersunterschied ja schwer in die Wagschale. Harriet, obwohl in ihrer jetzigen Lage der Schwester gegenüber mehr Unbehagen, mehr eine gewisse geistige Abhängigkeit als Liebe empfindend, war doch viel zu gutmüthig schwach, um auf solche Vorstellungen hin nicht ganz die Partei der Schwester zu ergreifen, die sich überdies als ihren natürlichen weiblichen Beistand hinzustellen wußte und ganz leise und vorsichtig zwar, aber dadurch in nur um so gefährlicherer Weise einen Argwohn zu wecken suchte, als wolle der Mann die Schwägerin nur darum entfernen, damit die Frau ihm willenlos unterthan werde, damit sie auch da, wo er im Unrechte sei, Niemanden habe, der ihre Frauenrechte ihm gegenüber vertreten helfe. Es giebt keine Logik, die in der Frauenseele geneigteren Boden fände als diese; denn die volle und andauernde Hingebung des liebenden Frauenherzens ist ein zu hohes Ideal, als daß es so leicht seine Verwirklichung finden könnte. So kam es, daß Harriet durch zärtliche Bitten, für die ihr junger Gemahl nur allzu empfänglich war, im äußersten Falle durch Thränen, das stärkste Ueberzeugungsmittel des Weibes dem liebenden Manne gegenüber, die Stellung der Schwester in ihrem Hause, anstatt sie zu brechen, mehr und mehr befestigte und dadurch ihr eigenes Glück untergraben

gitized by Google

half. Die gegenseitigen Mißverständnisse der beiden Gatten, beständig geschürt, häuften sich und wurden immer schärfer, immer bedenklicher. Percy's ernstes Wesen, das Harriet früher still verehrt hatte, erschien ihr nach und nach düster, ungemüthlich und endlich — schlimmer als alles Andere — langweilig. Sie war es müde geworden, in dem, was sie nicht verstand, etwas über ihr Stehendes zu sehen. — Elise war ja darauf bedacht, jenen sinnenden Ernst so oft als möglich boshaft zu belächeln und als ungeschickte, unpassende Marotte hinzustellen. So ging es vom Kleineren zum Größeren über; aus kaum bemerkbar gewesenen Rissen wurde nach und nach eine unausfüllbare Kluft.

Zwei Jahre waren vergangen, innerhalb deren Harriet ihrem Gatten zwei Kinder geboren hatte. Die gemeinsame Liebe zu den reizenden Kleinen schien auch die einander fast entfremdeten Herzen der Eltern wieder vereinigen zu wollen. Shelley vergab ja so gern, und auch Harriet hatte durchaus keinen unversöhnlichen Sinn. Schon war das dritte Jahr ihrer Ehe zur Hälfte verflossen, als Shelley den dringenden Bitten seiner von Anderen bestürmten Gattin nachgab und für ihren beiderseitigen Ehebund, damit in den Augen der sie umgebenden Welt nichts demselben fehle, noch nachträglich auch die Weihe der anglicanischen Kirche in Anspruch nahm. Am 24. März 1814 wurde das Paar in der Sanct Georgskirche zu London von Priesterhand eingesegnet. Hätte Shelley eine Zauberformel gekannt, welche die Herzen unlöslich verbinden könnte, er hätte sich ohne Zweifel ihr unterworfen; das Bedürfniß, Herz um Herz ganz auszutauschen, war ja fortgesetzt so lebendig in ihm. Er glaubte, das Opfer, das er ihr brachte, indem er ihrem unabläßigen Wunsche zu Liebe sich äußerlich den Satzungen einer Kirche fügte, mit der er die innere Gemeinschaft längst offenkundig gelöst hatte, werde von ihr mit erneuter Liebe anerkannt werden.

Wäre er damals schon psychologisch so tief gedrungen, wie es seine späteren Werke bekunden, er hätte sich jener verhängnißvollen Täuschung nie hingeben können. Das Weib, das mit dem Aufgebot seines ganzen Raffinements einen Wunsch durchgesetzt hat, den es selbst insgeheim als Eigensinn empfinden muß — und das war hier der Fall, denn Harriet Shelley hatte die freien religiösen Ansichten ihres Gatten, für die sie durchaus nicht reif war, gleichwohl ganz auf sich einwirken lassen — sieht, nachdem es sein Ziel erreicht hat, nur noch die Schwäche des Mannes, die sich darin bekundete, daß er seiner Ueberzeugung einen, wenngleich nur formellen Zwang anthat. Jetzt glaubte Harriet Shelley ihrer Schwester, was diese ihr so lange, so unabläßig in tausend Varianten vorgepredigt: daß sie Abgötterei getrieben, indem sie ihren Gatten zu ihrem Idol erhob; daß er um keines Haares Breite größer oder besser sei als die anderen. Hatte sie bis dahin wenigstens ruhig angehört, was er ihr von seinen hochfliegenden Ideen und Plänen mittheilte, wenngleich sie denselben längst nicht mehr die frühere Aufmerksamkeit oder die noch frühere Bewunderung schenkte, so wagte sie jetzt offen darüber zu lächeln. Nicht nur ihn selbst, auch die erhabenen Ziele seiner Begeisterung glaubte sie zur Zielscheibe kränkender Sticheleien machen zu dürfen, so oft ihre Laune es ihr eingab. So verkannt, verhöhnt von derjenigen, die ihm am nächsten stand, die ihn, den tausendfach Verkannten, die Kleinlichkeit der Welt hätte durch ihre Liebe vergessen machen sollen, fühlte Shelley sich grenzenlos unglücklich.

Um jene Zeit geschah es, daß er auf dem Kirchhofe von Sanct Pancraz das Grab eines ehemaligen Kameraden besuchte. Nicht weit von diesem ruhte auch die Gattin seines älteren, um nicht zu sagen: väterlichen Freundes, des Philosophen William Godwin. Als er auf dem Wege, den Friedhof wieder zu verlassen, sich dieser Ruhestätte näherte, erblickte er die schöne sechzehnjährige Tochter seines Freundes, die das Grab ihrer Mutter mit frischen Blumen schmückte. Er begrüßte sie und bat, sie bei ihrem Werke der kindlichen Pietät unterstützen zu dürfen, was sie gern annahm. Schüchtern frug sie ihn über dieses und jenes tiefgeistige Thema, über das sie ihn sonst mit ihrem Vater sprechen gehört, und gern darauf eingehend, fand der Dichter Gelegenheit, mit wachsendem Erstaunen ihr früh entwickeltes Verständniß für das Große, für das ästhetisch Schöne zu be-

Digitized by Google

modern. Über dem Eingang: Ehrenhalle. Rechts: Gedenktafel für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges. Links: Gedenktafel für die Gefallenen des Zweiten Weltkrieges. Im Hof: Gedenkstein für die Opfer des 17. Juni 1953. Gedenkstein für die Opfer des Faschismus. Gedenkstein für die Opfer des 20. Juli 1944. Ehrenmal für die Opfer des Faschismus und Militarismus. Ehrenmal für die Opfer des Faschismus und Militarismus. Ehrenmal für die Opfer des Faschismus und Militarismus

Indessen bracht ihm ein Arabermädchen
Ihr täglich Mahl aus ihres Vaters Zelt,
Legt' ihm zum Lager ihren Teppich breit,
Stahl sich von Pflicht und Ruh, um sein zu warten.
Sie liebte ihn, doch ehrfurchtsvolle Scheu
Hielt ihre Liebe in der Brust verschlossen.
Oft saß sie schlaflos ganze Nächte lang,
Um *seinen* Schlummer sorglich zu bewachen,
Die Lippen zu betrachten, die so ruhig
In unschuldvollen Träumen athmeten.
Doch wenn das Morgenroth den bleichen Mond
Noch bleicher machte, schlich sie sterbensmüd,
Verstört und schaudernd in ihr kaltes Zelt.

Der Jüngling aber wandert weiter durch Persien, durch die Quellgebiete des Indus und Oxus, bis in das Thal von Kaschmir mit seinen sprudelnden Bächen und würzig duftenden Kräutern. Hier, während er tief im einsamsten Grunde unter schattigem Laubdach seine ermatteten Glieder zur Ruhe gestreckt hat, kommt seinem Schlummer eine Vision, ein Traum von Hoffnungen, die seine Wange nie zuvor geröthet. Er träumt, ein verschleiertes Mädchen sitze neben ihm und rede zu ihm in leisem, feierlichem Tone. Sie spricht von allem Hohen und Schönen, von Allem, was ihm besonders theuer ist, spricht von Poesie, als Dichterin selbst. Und als sie nun, in die Saiten einer wundersamen Harfe greifend, sich langsam erhebt, die Schleier zurückwehen, ihre glänzenden Augen, ihre bebenden Lippen, ihre weißen Arme ihm entgegenschimmern, da erliegt sein starkes Herz der übergroßen Liebe. Er breitet seine Arme aus, sie zu umfangen; — einen Augenblick scheint sie zurückweichen zu wollen, dann aber sinkt sie selig an seine Brust, um im nächsten Moment in leichten Dunst zu zerfließen.

Die Nacht verschlang sie, und der Schlaf, wie eine
Im Lauf gehemmt gewesene dunkle Flut,
Rollte zurück auf sein erschöpftes Hirn.

Erschreckt von diesem Stoße, fuhr er auf.
Das kalte weiße Morgenlicht umgab ihn;
Im tiefen Westen hing der blaue Mond;
Die Hügelketten, das erschloßne Thal,
Die stillen Wälder starrten leer ihn an.

Die Welt um ihn her scheint eine andere geworden zu sein, er erkennt sie, erkennt sich selbst nicht wieder. Die wunderbare Erscheinung, die seinem Traume gelächelt, beherrscht sein ganzes Denken und Empfinden. Mit glühender Leidenschaft lebt in ihm nur noch das *eine* Verlangen: das Wesen zu erreichen, das so ganz seinem innersten Fühlen entspricht. „Es *kann* kein leeres Traumgebild gewesen sein," sagt er zu sich selbst, „es muß leben, irgendwo muß es harren, um dich unaussprechlich zu beglücken. Suche, suche, daß du es findest!"

Blendende und schaurige Bilder entrollen sich auf seiner rastlosen Jagd nach dem erträumten Ideal; aber in dem wilden Dahinstürmen reibt er sich selbst hastig auf.

Sein Leib ward schlaff, sein dünn gewordnes Haar
Sang Todtenlieder in den Wind hinaus;
Nur wie im Herd verborgne Funken glühn,
So glommen in den dunklen Augen noch
Das Leben und das Feuer, das dran zehrte.

Am öden Strande von Chorassan findet er eine morsche Barke und fühlt sich unwiderstehlich getrieben, sich diesem leichten, schwanken Fahrzeug anzuvertrauen. Er springt in das Boot, breitet an Stelle eines Segels seinen Mantel am leeren Mastbaum aus und läßt sich vom Winde dahintreiben, das Steuer fest in der welken Hand. Großartig ist diese wechselvolle Wasserfahrt geschildert, wie er im freundlichen Sonnenschein auf die See hinaustreibt; wie der Sturm sich erhebt und, von ihm gepeitscht, das kleine Boot pfeilschnell dahinfliegt, bald auf dem Rande der breiten Wogen tanzend, bald weit hinter sich die berstende Wassermasse lassend, deren Sturz den Ocean erschüttert.

Um Mitternacht geht der Mond auf und beleuchtet die hoch emporragenden eisbedeckten Klippen des Kaukasus. Zwischen diese starrenden Zacken mitten hinein wird das Boot getrieben; es scheint dem schleunigen Untergang rettungslos verfallen. Aber als wäre dieser kranke, bleiche Mann ein Gott der Elemente, so sicher windet sich sein Kahn durch schmale Höhlengassen weiter und weiter in furchtbarer Hast, bis endlich mit dem erwachenden Tageslichte der Aufruhr sich legt und das Boot wieder langsamer in einen Golf treibt, wo wirbelnde Strudel und unheimlich stille dunkle Wasserspiegel neben einander bestehen. Aus allen Gefahren glücklich hervorgegangen, wird die Barke im Morgensonnenschein von freundlichem Westwind zu grünen Ufern getrieben. Der kühne Segler steigt ans Land, um vorzudringen in die Geheimnisse des Urwaldes, wo wie bunte Schlangen die mit

Blüthen überſäeten Rankengewächſe von den dunklen Cedern herniederhängen, in der bewegten Luft langſam hin und her ſich wiegend. Er verfolgt landaufwärts die Ufer eines ſchäumenden Fluſſes, deſſen mannigfaltiger Lauf ihn feſſelt. „O Fluß," ruft er aus, „du biſt ein Bild meines Lebens! Und ebenſo leicht mögen der weite Himmel, das unermeßliche Weltmeer künden, welche feuchte Höhle oder welche wandernde Wolke deine Waſſertropfen enthält, als das Univerſum mir ſagen mag, wo dieſe lebendigen Gedanken wohnen werden, wenn, auf deine blühenden Ufer hingeſtreckt, mein todter Leib vermodert."

Weiter und weiter wandert er, bis ſeine letzten Kräfte aufgezehrt ſind und er ſich niederlegt an einen ſanften Abhang, um nicht mehr aufzuſtehen. Vor ſeinen brechenden Blicken ſchweben noch immer die beiden Augenſterne, die ſich ſeit jener viſionären Nacht ſeiner Vorſtellung unauslöſchlich eingeprägt. So lange ein ſchwacher Tagesſtrahl noch am Himmel verweilt, zittern auch ſeine matten Pulſe fort. Aber als die Nacht herabſinkt, umhüllen ihre düſteren Schatten ein Bild ſo ſtill und kalt und regungslos wie dieſer Ort, an dem kein Laut erſchallt, wie dieſe Luft, von keinem Hauch bewegt. — —

„Alaſtor" war die erſte Dichtung, die Shelley unter ſeinem Namen veröffentlichte. „Königin Mab" hatte er nur in einer kleinen Anzahl von Exemplaren drucken laſſen, die in befreundeten Kreiſen zur Vertheilung gelangten.

Während Shelley in dem geſchilderten neuen Gedichte ſeiner Leidenſchaft für Mary Godwin ein Denkmal ſetzte, verfiel Harriet in dem unfreundlichen Hauſe ihres Vaters mehr und mehr einem tiefen Trübſinn. Dritthalb Jahre waren vergangen, ſeit ihr Gatte ſich von ihr losgeſagt. Was das unglückliche junge Weib in dieſer Zeit erduldet, hat keine Feder aufgezeichnet; nur ihr jäher Tod wirft ein grelles Streiflicht darauf zurück.

Der „Examiner" vom 1. December 1816 veröffentlichte einen Aufſatz Leigh Hunt's, betitelt: „Junge Poeten". Darin war unter den neueſten Erſcheinungen auch Shelley's „Alaſtor" beurtheilt. Der namhafte Kritiker ſpendete dieſem Werke volles Lob und ſprach von hohen Erwartungen, zu denen der begabte Dichter und überraſchend originelle Denker berechtige.

Hat Harriet dieſen Aufſatz geleſen? Hat der erwachende Ruhm des einſt und vielleicht trotz Allem noch immer geliebten Mannes, an deſſen bedeutende Sendung ſie den Glauben ſo früh verloren hatte, einen neuen Stachel zu ihren Selbſtqualen gefügt? Wir können es nicht verbürgen. Aber wenige Tage nach dem Erſcheinen jenes Artikels zog man ihre Leiche aus dem Serpentine-River, jenem langgeſtreckten Parkteich, auf welchem ſich während der ſchönen Jahreszeit die Vergnügungsboote zu tummeln pflegen. In ſeinen winterlich kalten Fluten hatte das arme junge Weib — ſie zählte trotz aller ihrer Erfahrungen erſt einundzwanzig Jahre — den Tod geſucht.

Wie tief und nachhaltig Shelley ſich von dieſem traurigen Ende Harriet's ergriffen fühlte, darauf deutet ſo mancher elegiſche Seufzer, den er einem erſtorbenen Glücke weiht. Dahin gehört in erſter Linie das folgende kleine Gedicht vom November 1817:

Die ſchöne Zeit iſt todt, mein Kind,
Ertränkt, erſtarrt für immer!
Wir ſchaun zurück
Auf zerſchelltes Glück;
Geipenſtiſch grinſen die bleichen Leichen
Der Hoffnungen, die wir mit Todesſtreichen
Betrogen um ihren Schimmer.

Die Wellen rauſchen dahin, dahin;
Wir haſchen danach vergebens.
Wir bleiben gebannt
An ödem Strand
Wie Leichenſteine, — Gedächtnißzeichen
Der holden Träume, die raſch entweichen
Im Nebelgrauen des Lebens.

Bei einem anderen, dem vorſtehenden ſehr ähnlich geſtalteten Liede, deſſen Entſtehungszeit in den November 1815 verlegt wird, iſt man in hohem Grade verſucht, dieſe Angabe für irrthümlich zu halten und den Urſprung des Gedichtes in der Zeit *nach* Harriet's Tode anzunehmen. Man urtheile!

Am Himmel glänzte Sternenpracht,
Die kalte Erde ſchlief;
Der Wind pfiff leis
Durch Höhleneis;
Durch Schneegefilde wehte ſacht
Wie Todeshauch der Hauch der Nacht;
Der bleiche Mond ſtand tief.

Digitized by Google

Die Winterhecke ragte stumm
Ins Leere, schwarz und bar;
Es bot ein Ast
Dem Vogel Rast;
Die Wurzeln flochten zäh und krumm
Sich eng um das Gestein herum,
Das halb zerbröckelt war.

Trüb sah des Mondes später Strahl
Auf deine Augen, Kind;
So geisterbleich,
So irrlichtgleich
Beschien er rings das öde Thal;
Dein feuchtes Haar erglänzte fahl
Und wogte leicht im Wind.

Verblichen war dein süßer Mund,
Dein holder Busen kalt;
Die Nacht verflog,
Der Reif umzog
Dein liebes Haupt; du lagst im Grund,
Wo scharfer Luftzug allestund
So frei vorüberwallt.

Wenn dieses eigenartige Stimmungsbild mit seinem fröstelnden Todesschauer in der That vor jener Zeit gedichtet wurde, da man Harriet's Leiche im Morgengrauen ans Ufer des Serpentine-River geschwemmt fand, so erscheint es wunderbar ahnungsvoll.

* * *

Es war eine selbstverständliche Sache, daß Shelley derjenigen, die seit dritthalb Jahren die aufopfernde, treue Gefährtin seines Lebens gewesen war, nunmehr auch die gesetzlichen Rechte seiner Gattin durch Legalisirung seines Bundes mit ihr sicherte. Seine Ehe mit Mary Godwin war und blieb eine mustergültige, durch kein Wölkchen getrübte bis an den letzten seiner Tage. Mary war ein sinniges, tiefempfindendes Wesen, das seine höchste Aufgabe darin erblickte, an jedem geistigen Pulsschlag des geliebten Mannes theilzunehmen. Sie „sprach von Poesie, als Dichterin selbst". Ihr Roman: „Frankenstein" fand Anerkennung, und wenn man in demselben die leitende Hand ihres Gatten verfolgen kann, so sind andererseits nicht hoch genug die Verdienste zu schätzen, die sie sich durch ihren sanften Einfluß auf das Schaffen des letzteren erwarb, dessen Geistesflug sie durch inniges Eingehen auf seine leisesten dichterischen Intentionen in seiner glücklichsten Höhe zu erhalten wußte

Sie theilte freudig den Wunsch ihres Mannes, seine Kinder erster Ehe nach dem Tode ihrer Mutter zu sich zu nehmen, ein Wunsch, der indessen unerfüllt blieb, da Mr. Westbrook es durchzusetzen wußte, daß die Erziehung der Kinder gerichtlich ihrem Vater, dem „Atheisten", abgesprochen und ihrem Großvater zugewiesen wurde. Der Vater der Kleinen hatte nur die reichlich bemessenen Kosten ihrer Erziehung zu tragen. Er konnte das allerdings, denn Sir Timothy Shelley hatte die jährlichen Revenuen seines Sohnes inzwischen auf tausend Pfund erhöht. So konnte letzterer wenigstens von äußeren Sorgen frei seinem inneren Berufe leben, an dessen begeisterter Ausübung er sich durch das Kränkeln seines zarten Körpers nicht Abbruch thun ließ.

Zunächst dichtete er die „Empörung des Islam", sein umfangreichstes, aber nicht sein größtes Werk. Obwohl eine Fülle von Einzelschönheiten aufweisend, erscheint es als Ganzes über die Maßen gedehnt. Das Erfreulichste sind auch hier die zartsinnigen Schilderungen edler Weiblichkeit. So sagt der Held dieses Epos von seiner Geliebten:

Sie ging — ein Lichtgebild — auf dieser Erde,
Von der sie kaum ein Merkmal an sich trug,
So anmuthreich in jeglicher Geberde,
So strahlend, wie im leichtbeschwingten Flug
Am Himmel prangt der Morgenwolken Zug,
Der Labung bringt dem fernen Wüstensaume.
Als thäte nie das Schöne sich genug,
Erschien sie holder stets, gleich einem Traume,
Der dieses Lebens Flut umglänzt mit Silberschaume.

Mein eigner Schatten schien die liebe Kleine,
Mein zweites, theureres und schönres Ich;
Sie übergoß mit sanftem Sonnenscheine
Den rauhen Pfad, auf dem ich langsam schlich,
Da vor Verzweiflung fast die Kraft mir wich.
Allein war ich geklommen Stund um Stunde;
Kein freundlich Auge sorgte sich um mich,
Bis sie mich fühlen ließ im Herzensgrunde,
Wie kühl ein Balsam thaut auf eine heiße Wunde.

Die innige Befriedigung, die der Dichter in der Liebe seiner Mary gefunden, hat ihm auch hier wie beim „Alastor" unverkennbar die Feder geführt.

Sein nächstes größeres Werk entstand in Italien, wohin sich Shelley seiner leidenden Gesundheit wegen im Frühjahr 1818, begleitet von seiner Gattin, begeben hatte. Hier schuf er den „Entfesselten Prometheus", eine Dichtung von unübertroffener Kühnheit und Kraft. Diese Eigenschaften charakterisiren sich gleich in

Digitized by Google

den ersten Worten, die der Titan dem ergrimmten Jupiter entgegenruft:

O du, der Götter und Dämonen Herr,
Du König aller Geister bis auf Einen,
Die jene lichten, rollenden Welten drängen,
Auf deren Treiben du und ich allein
Schlaflosen Auges schaun, — sieh an die Erde,
Belebt von deinen Sclaven, denen du
Für all ihr Knieen, Beten, Preisen, Mühen,
Für Hekatomben von gebrochnen Herzen
Furcht, Selbstverachtung, dürre Hoffnung giebst!
Mich, deinen Feind — von Haß Verblendeter! —
Mich machst du triumphiren, dir zum Trotz,
Ueber mein Weh und deine leere Rache.

Aehnliche Energie bekundet das in Rom 1819 vollendete Trauerspiel: „Die Cenci". Leider ist der böse Dämon dieser Tragödie ein solch entsetzlicher Frevler gegen seine eigene Familie, gegen Alles, was menschlich ist, daß der grasse Stoff jeden Gedanken an eine Bühnenaufführung des blendend durchgeführten Stückes ausschließt.

Nebenbei entstanden mehrere lyrisch-epische Dichtungen voll tiefen Empfindens und beredter Schilderung, und endlich erwuchs aus der mit Byron getheilten Begeisterung für das junge Griechenland, dem ja damals deutsche Dichter ebenfalls zujauchzten, das lyrische Drama „Hellas", glühend von Freiheitsjubel und phantastischer Wiederbelebung der antiken Geistesgröße. Anstatt eines Auszuges aus demselben gebe ich hier lieber eine zu der gleichen Zeit entstandene und von dem gleichen Sinn getragene Dithyrambe:

Von einem Vulcane zum anderen wandern
Die Donner, daß Zone um Zone ertönt;
Ein stürmisches Weltmeer begegnet dem andern,
Es zittern die Felsen, von Eise bekrönt,
Wenn die stürzende Trombe erdröhnt.

Ein Wölkchen genügte, den Blitz zu entzünden,
Und Länder nun liegen dem flammenden bloß;
Ein Wohnsitz versank in den klaffenden Schlünden
Der Erde, doch tausende zucken vom Stoß,
Der sich fortpflanzt im grollenden Schoß.

Gewaltiger aber als Donner und Blitze,
O Freiheit, stürmst du in das Leben herein;
Die Meere verstummen; du bietest die Spitze
Den Kratern; es däucht uns der sonnigste Schein
Neben dir nur ein Irrlicht zu sein.

Von Wogen und Bergen und dunstiger Wolke
Erhebt sich das Dunkel, das lang darauf lag;
Von Seele zu Seele, von Volke zu Volke,
Von Städten zu Dörfern ergießt sich dein Tag; —
Tyrannen und Sclaven sind Schatten der Nacht
Vor deiner erwachenden Pracht.

Die Zeit vom Herbst des Jahres 1820 bis in die erste Hälfte des Jahres 1822 war reich an herrlicher Lyrik. Zahlreiche weitere Proben derselben habe ich durch charaktertreue Nachbildung der deutschen Sprache eigen zu machen gesucht. Leider verbieten mir die unumgänglichen Raumrücksichten, mehr davon hier mitzutheilen.

* * *

Shelley's liebste Erholung — nein, eine Leidenschaft, der er nicht widerstehen konnte — war das Gondelfahren. Ueber den Wellen strömten ihm die Gedanken zu. Im leichten Kahn auf stillen Fluten sich wiegend, hatte er einen großen Theil seiner Verse geschrieben, und nicht umsonst spielen Wasser und Nachenfahrten so häufig eine Rolle in seinen Gedichten, nicht aus Zufall zählen derartige Schilderungen zu den frappantesten, die er geschrieben. Auch in seinen Gleichnissen und Metaphern überraschen uns häufig schlagende Bilder, die dem feuchten Element ihr Dasein verdanken.

Als ein echter Bootsmann konnte Shelley — nicht schwimmen. Soll ich einmal mit meinem kleinen Fahrzeug untergehen — meinte er — so will ich dem Tod seine Arbeit und mir selbst das Sterben nicht erschweren.

In der Handhabung seiner Segel, seiner Ruder, seines Steuers wich er dem geschicktesten Seemann nicht und bewahrte in einer Stunde der Gefahr die überlegenste Kaltblütigkeit. Auf seiner früher berührten Heimfahrt von Irland nach England, also in den ihm stets theuer gebliebenen Zeiten seines ersten Glückes, begleitet von seiner Harriet, welche ihm damals noch das liebe Kind war, hatte auf der Höhe der irischen See ein heftiger Sturm die Schaluppe überfallen, der das junge Ehepaar sich anvertraut. Shelley assistirte bei dieser Gelegenheit den Schiffer auf das umsichtigste und energischste, und glücklich, ohne irgendwelchen Schaden genommen zu haben, erreichte die Schaluppe ihren Bestimmungsort. Als Shelley nun für sich und seine beiden Begleiterinnen — bekanntlich war ja auch die unvermeidliche Schwägerin von der Gesellschaft — das Ueberfahrtsgeld entrichten wollte, weigerte sich

Digitized by Google

der Schiffer, dasselbe anzunehmen, indem er sagte: Ohne Sie, Herr, wären wir sammt und sonders rettungslos verloren gewesen!

Der Hang zu einer bestimmten Thätigkeit und die Fertigkeit in ihrer Ausübung pflegen in stetig gesteigerter Wechselbeziehung zu stehen. Kein Wunder also, daß Shelley seine alte Liebhaberei immer leidenschaftlicher betrieb. Den Sommer des Jahres 1822 gedachte er am Meerbusen von Spezia zu verbringen und hatte zu diesem Zweck in Gemeinschaft mit seinem Freunde Williams, der eine Zeit lang bei der Marine gedient hatte, die unweit Lerici hart am Strande gelegene einsame Villa Magni gemiethet. Dorthin hatte er sich auch ein neugebautes Segelboot bestellt, dessen Ankunft die beiden Freunde mit lautem freudigem Halloh begrüßten und auf welchem sie sich nach Herzenslust im sonnigen Golfe herumtummelten. In den ersten Tagen des Juli wurde Leigh Hunt in Italien erwartet, der sich, wie wir wissen, um Shelley's Eintritt in die literarische Welt verdient gemacht hatte und ihm inzwischen zu einem lieben Freunde geworden war. Shelley und Williams beschlossen, dem Erwarteten nach Livorno entgegenzusegeln, wo derselbe zu landen gedachte. Am 1. Juli verabschiedeten sie sich für acht Tage von ihren in Villa Magni zurückbleibenden Gattinnen und bestiegen fröhlich ihr Boot, das sie bei günstigem Wind in sieben und einer halben Stunde nach Livorno trug, wo sie Lord Byron trafen und mit ihm gemeinsam dem bald darauf anlangenden Leigh Hunt ihr „Willkommen in Italien!" entgegenriefen. Am 8. Juli früh Morgens rüsteten sie zur Heimfahrt. Die Freunde baten sie, noch zu verweilen, aber Shelley mochte seine Mary keine Stunde über die angesetzte Zeit warten lassen, damit sie nicht unnöthigerweise um ihn besorgt sei. Auch durch aufsteigendes Gewölk, das den Anderen nicht unbedenklich schien, ließ er sich nicht zurückhalten. Wohlgemuth bestieg er mit Williams und seinem kleinen englischen Schiffsjungen das Boot, dessen lustig geblähtes Segel sie hinausführte auf das leichtbewegte ligurische Meer. Rasch aber verfinsterte sich der Himmel, der freundliche Südwestwind schlug fast plötzlich in einen Mistral um. Capitän Roberts, welcher zu der am Strande zurückgebliebenen Gesellschaft zählte, bestieg den Leuchtthurm, um von dessen Warte herab durch das Fernglas den Lauf des kleinen befreundeten Fahrzeuges zu verfolgen. Dort, umgeben von größeren Schiffen, tanzte es lebhaft mit ausgebreitetem Segel dahin. Da erfolgte ein neuer Windstoß, ungleich heftiger als alle früheren, und peitschte den Schaum des Meeres zu einem sprühenden Nebel auf, der momentan alles auf dem Wasser Befindliche einhüllte. Ebenso rasch ward es wieder stiller, der Sprühnebel verzog sich, die Segel tauchten aus dem Dunstschleier auf, alle, alle — bis auf eines. Shelley's Barke war spurlos verschwunden.

Erst nach Verfluß von vierzehn Tagen wurden kurz nach einander, aber in beträchtlichen räumlichen Entfernungen, drei Leichen ans Land gespült. Williams hatte sich, wahrscheinlich erst im Wasser, halb entkleidet, um leichter schwimmen zu können. Shelley dagegen wurde gefunden: die Rechte in der Tasche seines leichten Sommerrockes, ein Buch umfassend, den Zeigefinger noch zwischen den Seiten, in denen er zuletzt gelesen. Es waren die Gedichte seines unlängst an seiner Seite in dem jugendlichen Alter von vierundzwanzig Jahren verstorbenen Freundes, des talentvollen John Keats. Er hatte demselben einen wundervollen poetischen Nachruf gewidmet, in welchem er ihn, den Verklärten, unter dem Namen Adonais anredete und feierte. Jetzt konnte der Name Adonais auch mit Percy B. Shelley übersetzt werden, denn wunderbar stimmen fast alle Beziehungen jener Elegie auf die Persönlichkeit ihres Dichters.

Aber freilich hatte dem darin Gesagten, sofern es auf Shelley selbst angewendet werden kann, die Nachwelt noch Vieles beizufügen, und sie hat es gethan. „Ein Elfengeist in einem Menschenleibe," sagte von ihm Georg Herwegh in jenem schönen Sonett und hat damit die eine Seite seines Wesens in hochpoetischer Weise charakterisirt. Doch kann eine bildliche Bezeichnung nie ganz umfassend sein. Betrachten wir, wie Shelley, der körperlich äußerst zart organisirte, von früher Jugend auf für seine Ueberzeugungen, für seine Ideale mit einer durch nichts zu erschüt-

Digitized by Google

ternden Unerschrockenheit eintrat, so dürfen wir auch wieder sagen: Ein Heldengeist in einem Elfenleibe.

Shelley's Dichtungen athmen überall die wärmste, edelste Menschenliebe und sind daher dem inneren Wesen der Religion, des lauteren Christenthums vollkommen congenial, wenngleich seine Ueberzeugung den äußeren Satzungen des letzteren nicht in allen Stücken beizupflichten vermochte. „Lieben, bewundern, vertrauen, hoffen und dulden," sagt er, „das sind die Seelenthätigkeiten, die den Menschen zu dem machen, was er sein soll."

Shelley hatte oft den Wunsch ausgesprochen, seine letzte Ruhestätte auf dem protestantischen Friedhofe in Rom zu finden, wo er sein Söhnchen Willy und seinen Freund Keats begraben hatte. Nach den Quarantainegesetzen durfte der von den Wellen ans Land Gespülte nur als Asche dorthin gebracht werden, und so wurde die Verbrennung seines Leichnams angeordnet.

An sandiger Küste, südlich von Livorno, war der Holzstoß errichtet, auf welchem die Gebeine des Dichters langsam verkohlten. In blauen Flämmchen verdunstete das Meersalz, mit welchem der Körper reichlich gesättigt war; schwärzlicher Qualm stieg in schmaler Säule langsam zum Himmel empor, und der Weihrauch, der zugleich in beträchtlicher Menge verbrannt wurde, erfüllte mit seinen Düften die Luft auf weiten Umkreis.

Nahe bei dem Scheiterhaufen ragte eine einsame Pinie empor, daneben stand Lord Byron; etwas weiter hatte die kleine hierher commandirte Abtheilung von Soldaten der Küstenwache sich aufgestellt, und in seinen Wagen zurückgelehnt saß der kranke Leigh Hunt, der nach Italien gekommen war, um neue Gesundheit zu erlangen, und nun kurz nach seiner Ankunft dem Freunde die letzte Ehre zu erweisen hatte.

Unmittelbar am Strande glänzte im Sonnenschein das gelbliche Strohdach einer vereinzelten Fischerhütte; dahinter ausgebreitet war das tiefblaue Meer, glatt wie ein Spiegel, und unbeweglich vor Anker lag auf seinen Fluten in einiger Entfernung von dem sanft abfallenden Ufer der „Bolivar", Lord Byron's Jacht. Darüber hinaus gewahrte man die Insel Gorgona, und am äußersten Horizont schimmerten, in bläulichen Duft gehüllt, die Felsengestade von Elba. Der landeinwärts gerichtete Blick aber sah hinter der weiten Sandfläche, die nur da und dort von einem halbverkommenen Gebüsch niederen Zwergholzes unterbrochen war, die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel der Alpen emporsteigen.

Langsam verglühte der Leib und zerfiel nach und nach, während ein einsamer Brachvogel die Flammen und ihre Rauchsäule in engen Kreisen umzog.

Die gesammelte Asche wurde zu Rom bestattet, unmittelbar neben dem Grabe von John Keats, zur Seite der Pyramide des Cajus Cestius, umgeben von halbverwitterten Urnen, abgebrochenen Säulen und anderen Grabmonumenten, umblüht von Moschusrosen und duftigen Grasblumen. „Wahrhaftig," hatte Shelley jüngst gesagt, „man könnte den Tod liebgewinnen in dem Gedanken, von ihm an so traulichem Ort gebettet zu werden!"

Digitized by Google

Tjoſt und Turnier in Deutſchland.

Von

A. Freiherrn v. Ardenne.

Das Eiſen zieht den Mann an — ἑλκεται ἀνδρα σίδηρος — ſang ſeinen Griechen aus der Seele einſt der Dichtervater Homer. Wenn aber nach jenen kampfesfrohen Achäern je eine Nation Luſt hatte an dem zornigen Funkeln einer ſchwirrenden Klinge, ſo war es die deutſche. Als in der „Gudrun" Wate, der bärtige Recke, gefragt wird, was ihm wohl ſüßer däuche, bei ſchönen Frauen ſitzen oder in hartem Streit zu fechten, da entſcheidet er ſich mit behaglichem Lachen ſogleich für das Letztere, ſo ſehr die Frauen in der Burg des Irenkönigs Hagen ihm auch eine andere Antwort nahe legen. Dieſe Freude an heldenhaften Schlägen hat unſer Volk behalten bis in den dreißigjährigen Krieg, der freilich mit ſo vielem Anderen auch ſeinen trotzigen Waffenübermuth auf Jahrhunderte in bleiernen Schlaf wiegte. Wenn unſere heidniſchen Vorfahren ſich ihre Seligkeit nicht anders denken konnten und mochten als umſtarrt von Schwert und Lanze, erheitert durch keckes Kampfſpiel und ungeſtümen Roſſeslauf, ſo konnte das Chriſtenthum ihnen wohl den alten heldenhaften Himmel, den Glauben an die waffenklirrende Odinſtuna rauben, nicht aber den Willen, während des Lebens auf dieſer Welt ſich dafür nach Kräften ſchadlos zu halten. Das ganze Mittelalter hindurch werden daher neben Krieg und Fehde Kampfſpiele jeder Art eine nationale Leidenſchaft; an ihnen nahm Hoch und Niedrig — ſei es als Kämpfer, ſei es als freudige Zuſchauer — gleich eifrigen Antheil. Feindesnoth und alle Sorgen wurden oft bei Tjoſt und Turnier vergeſſen, zuweilen aus den Schranken geraden Wegs auf das Schlachtfeld geritten. Wenn wir bedenken, daß ſieben Jahrhunderte vergingen, ehe dem deutſchen Volke die Luſt an dieſen Waffenſpielen abhanden zu kommen begann, daß ferner die Kampfesweiſe der Deutſchen bis auf Maximilian I. ſich naturgemäß nach ihnen regelte, ihnen ſomit ein ganz directer Einfluß auf das politiſche Schickſal des Vaterlandes gar nicht abzuſprechen iſt, wenn wir endlich die lange Reihe culturgeſchichtlicher Entwickelungsmomente überſehen, die in ihnen ihre Wurzel hatten, ſo kann es beinahe ſcheinen, als hätten die Hiſtoriker dieſe Spiele eben zu ſehr nur als ſolche angeſehen und ſie ihrer Bedeutung nach nicht genügend gewürdigt. Und doch beanſpruchen ſie mit Recht das gleiche, ja ein höheres Intereſſe, als wir den olympiſchen Spielen der Griechen, der römiſchen Gladiatorenwelt oder

gar den Rennen im byzantiniſchen Circus zuzuwenden geneigt ſind. Der Geiſt der Stechbahn komme daher über uns und laſſe uns für ſie eine rechtſchaffene Lanze brechen!

Wenn zu den Zeiten unſerer großen Kaiſergeſchlechter der Winter den deutſchen Adel in ſeine Burgen gebannt hatte und die Abende trotz Becherluſt, Bret- und Schachſpiels und trotz der Weiſen des lange feſtgehaltenen Spielmanns eintönig und langweilig zu werden begannen, dann keimte das Sehnen und Verlangen nach dem Mai, ſeinem grünen Laub, ſeinem Vogelſang und ſeinen ritterlichen Kämpfen. Denn der Mai war nicht allein der Wonnemond, ſondern von Alters her der rechte, eigentliche Kampfesmonat geweſen; ſonſt hatten ſich in den heidniſchen Volksſpielen Sommer und Winter ſcherzhaft mit einander gerauft und der finſtere ſcheidende Gaſt hatte um ſchallende Schläge nicht zu bangen brauchen — jetzt aber erwarteten Hunderte von unruhigen, thatenluſtigen Herzen den Mai, um in ſcharfer Tjoſt* ehrenvolle Ritterſchaft zu üben. Unter der Tjoſt verſtand man einen Speerkampf zweier Reiter, wobei es darauf ankam, in nach und nach geſteigertem Roſſeslauf die Lanze entweder auf dem Schild oder auf der Bruſt (zwiſchen den vier Gliedern) oder endlich auf dem Helm des Gegners zu zerſplittern. Wurde dieſer von dem harten Stoß aus dem Sattel gehoben, ſo lohnte Schimpf und Lachen ſeinen Fall. Wenn der Speer wirkungslos abglitt, ohne zu brechen, ſo galt die Tjoſt für verfehlt und nicht ritterlich geritten. — Um ſich ein annäherndes Bild machen zu können, wie ein ſolcher Kampf verlief und welchen Anblick er bot, müſſen wir uns die Ausrüſtung von Mann und Roß vergegenwärtigen. Die Mode war von jeher eine Tyrannin, und der Ritterzeit war es am allerwenigſten vergönnt, ſich ihrem Despotismus zu entziehen. So iſt denn auch der Waffenſchmuck eines Ritters in den verſchiedenen Jahrhunderten ein ſo ungleichartiger, Schuppen-, Schienen-, Ring- und Plattenpanzer ſtreiten ſich ſo vielfach um die Herrſchaft, daß wir uns gern begnügen, nur aus dem zwölften bis dreizehnten Jahrhundert das Aeußere eines ſolch geharniſchten Mannes zu ſchildern.

Kleidung eines Ritters zum Turnier.

Ueber die linnenen Unterkleider zog der Kämpfer zunächſt die Gambeiſſe — das gepolſterte Lederkoller, das den Druck des Ringpanzers erträglich machte. Dieſer glich einem hemdartigen Ueberwurf, war überaus fein und kunſtvoll gearbeitet und wurde durch einen meiſt mit Steinen verzierten Gürtel um die Hüften zuſammengehalten. Die Füße und Schenkel deckten die Eiſenhoſen — ein feines, leichtes* Stahlgewebe —, die Hände die Eiſenhandſchuhe mit beweglichen Gliedern, den Hals und oberen Theil der Bruſt der Halsberg — ein leichtes Panzerſtück —; erſt gegen

* Der Name wird von pugna justa wahrſcheinlich fälſchlich abgeleitet.

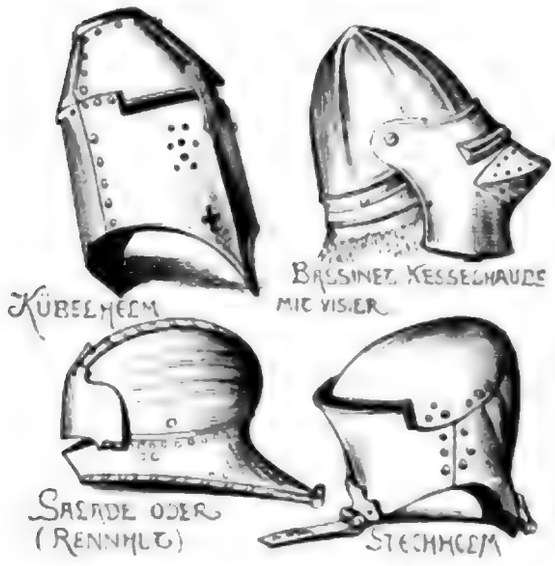
* Auf Leichtigkeit wurde großes Gewicht gelegt, z. B.:

min lîp sich wâpen ouch began
ich legt an mich ein spaldenir (Panzer)
und ouch zwô îsenhosen schîr
die kunden lîchter nieht gesîn.

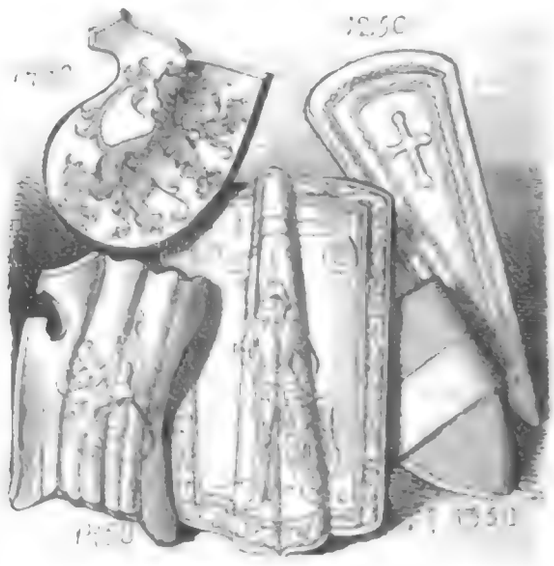
Erſt mit dem fünfzehnten Jahrhundert werden die Rüſtungen ſchwer. Ende des ſechzehnten Jahrhunderts wogen ſie gegen zweihundert Pfund.

Digitized by Google

Ende des dreizehnten Jahrhunderts fing man an, die „Brünne“, eine feste Eisenplatte, sich vor den Leib zu schnallen. Ueber die stählerne Hülle wurde der Waffenrock gezogen, der mit der Decke des Pferdes und dem Speer die gleichen Farben zu haben pflegte und bis auf die Kniee herabreichte. Ein Hauptstück der ganzen Ausrüstung war der Helm. Seine Form, fortwährenden Wandlungen unterworfen, hatte im dreizehnten Jahrhundert eine etwas plumpe, runde Gestalt angenommen — ein starkes aufgeschmiedetes Metallstück hielt ihn in der Mitte zusammen — breite Platten bildeten seinen



Helmformen.



Schildformen.

Fuß (das collir) und mußten diese eng an den Halsberg anschließen. Auf der Spitze des Helms waren Kleinodien angebracht, eine Krone, ein Eberkopf und dergleichen, die sogenannte Zimir, und über dieser rauschte ein mächtiger Busch von Pfauen- oder anderen glänzenden Federn. Seidene Bänder festigten den Helm über der den Kopf schützenden Lederkappe (die houbet) — am Nackenstück stahl sich die Helmdecke hervor, die dem Ritter bis auf die Schultern herabhing. Zum Speerkampf konnte ein Gittervisir nicht genügen; deshalb war der Helm ganz geschlossen — nur kleine Löcher (die fensterlin) gestatteten dem Auge einen beschränkten Gesichtskreis. Die Speere hatten noch kein vorgeschriebenes Maß. Kämpfer mit einer „ellenhaftiu Hand“ führten ungefüge, schwere Stangen. Zum Schutz der Hand war eine Holz- oder Eisenplatte angebracht, der Schaft selbst trug bunte Cannelirungen, die stumpfe Spitze zierte ein leuchtendes Fähnlein.* Der Schild war von Holz, indeß mit eisernem Beschlag versehen; vier Nägel und ein kunstvoll gearbeiteter Buckel festigten in der Mitte die seidenen Armbänder. Mit Pelzwerk oder mit Schellen verziert trug der Schild das Wappen seines Inhabers in bunten Farben — je einfacher, desto besser. Die Form war eine länglich ovale, nach dem Reiter zu concav ausgehöhlt, damit sie auf den Leib passe; der obere Rand schnitt mit dem Hals, der untere mit dem Sattel ab. — Die Turnierschwerter waren nach gleicher Form geschnitten, etwa drei Zoll breit, Schneide und Spitze stumpf. Die Streitkolben waren plumpe Holzkeulen ohne Beschlag, ein Fechten und Pariren war mit ihnen nicht möglich; man verlangte von ihnen auch nur schallende Schläge. Die Sporen der Ritter waren noch nicht von Gold, dem späteren feststehenden Zeichen edler Abkunft. Die Pferde gehörten einem sehr kräftigen, aber behenden Schlage an — sie waren bei Weitem nicht so schwer, als sie uns die Holzschnitte des fünfzehnten Jahrhunderts schildern, mußten aber stark genug sein, um ihre schwere Last vom Walap zur Rabbine (d. h. aus dem Galopp in die Carrière) tragen zu können, bei dem

* Die Speere hießen auch Gleve, Glevelinge.

Digitized by Google

gewaltigen Ruck, den der Speerſtoß brachte, nicht in den Sprunggelenken zu knicken und dieſes Spiel viele Stunden lang zu wiederholen. Die Dreſſur verlangte von dieſen Thieren ſehr viel — ſie mußten im Lauf ſchnurgerade Linie halten und nicht dem Gegner zur Seite weichen, ſo oft auch Speerſtücke ihren Kopf getroffen hatten. Der Galopp mußte räumig und nicht zu hoch ſein, dabei das Pferd ſo leicht am Zügel ſtehen, daß es unmittelbar nach dem Krachen der Speere eine enge Volte beſchreiben konnte.* Seinen Rücken zierte der deutſche Sattel ohne Pauſchen, aber mit breiter Rückenlehne — auf der rechten Seite war eine Gabel angebracht, um den Speer zu ſtützen; in ſpäteren Zeiten wurde das Einlager am Panzer befeſtigt. Den Hauptſchmuck des Roſſes bildete die lange Decke, die Kopf und Leib ganz verhüllte und bis beinahe auf die Feſſeln herabreichte. Sie war koſtbar gewirkt, oft mit den Wappen der Herren geſtickt und ſonſt reich verziert — ein Federbuſch rauſchte auch über dem Kopf des Pferdes. Keine Panzerung verminderte die Schnelligkeit ſeines Laufes, denn es war ſtreng verpönt, das Roß des Gegners zu treffen — erſt im vierzehnten Jahrhundert kam die leidige Gewohnheit auf, auch die Pferde zu panzern. Von da ab war es mit dem luſtigen Jagen vorbei — im kurzen Anlauf und „Stapfes" (im Trab) gingen die ſchweren Kämpfer gegen einander. Als Zaum endlich diente die einfache Trenſe mit breiten geſtickten Zügeln; auch hier war es das vierzehnte Jahrhundert, das die ſcharfen, ungeheuerlichen Cantaren aufbrachte, wahre Leidensinſtrumente für die bedauernswerthen Gäule. Prächtig genug ſah ein Rittersmann in vollem Waffenſchmuck aus. Mit naiver Freude ſchildern uns denn auch die Quellen aus jener Zeit den funkelnden Glanz.

Ritter in voller Ausrüſtung zum Turnier; im Hintergrunde Boten mit Briefen.

Beſonders abenteuerliche Geſellen ſuchten zur Pracht ihrer Kleidung auch noch das Bizarre zu fügen. So trug ein Ritter mehrere Hundert kleiner Schellen an ſich und ſeinen Waffen. Wem der Sinn nach einer Tjoſtfahrt ſtand, der ſandte zunächſt Briefe durch Boten in die Landſchaften, die er durchziehen wollte, um ſeinen kampfesluſtigen Standesgenoſſen die Begegnung zu erleichtern. Das Gefolge eines tjoſtirenden Herrn beſtand oft aus fünfzig oder noch mehr „Helmen" und der

* Die Turniergeſetze beſagten: „Er (der Kämpfer) ſoll ſich auch bewahren, daß er kein einfallend, beiſſend oder ſchlagend Pferd habe, oder er ſtehet in Strafe und ſoll darumb geſchlagen werden." (Spangenberg.)

Digitized by Google

doppelten Anzahl von Pferden.* — Der schwärmerische Zug der Zeit ließ sich aber nicht an dem kriegerischen Glanze allein genügen — er wollte bei seinen Tjostfahrten auch noch an einer poetischen Idee sich erfreuen. So zieht Ulrich von Liechtenstein mit seinen Getreuen als König Artus durch das Land. Getreulich wurden auch die Rollen des Iwein und Lancelot, Gawein und Kalogreant durchgeführt, vielleicht desto besser, je naiver und enthusiastischer die Darsteller sich hineinversenkten. Die ganze Umgebung, jeder Begegnende trat sofort in den Zauberkreis des poetischen Schauspiels ein. Ein König Artus, ein Siegfried, Dieterich oder Roland konnten sicher sein, überall die wohlgesetzte Anrede, den gut gemeinten Empfang zu finden, den die angenommene Rolle ihnen selbst als wünschenswerth erscheinen lassen mochte. Zu welch fast barocker Laune sich dieser Mummenschanz versteigen konnte, lehrt eine andere Tjostfahrt, die Liechtenstein als Frau Venus, als Göttin der Minne gedacht, unternahm. Der ungeschlachte Ritter legte weiße Weiberkleider an, das lange, enganschließende Gewand, das die damaligen Frauen so wohl zu tragen verstanden. Ein kostbarer goldener Gürtel umschloß seine Hüften. Mantel, Haube, Speer, Schild, Waffendecke sind gleichfalls weiß; unter dem Helm aber stehlen sich zwei dicke Zöpfe hervor, die dem Roß bis auf den Rücken reichen. In diesem Unschuldsgewand erregt er begreifliches, aber nur wohlwollendes, ja bewunderndes Aufsehen. Vornehme Herren werden sein Kämmerer und Marschalk,* die Frauen von Stadt und Land ehren ihn mit sinnigem Gruß und heimlichen Geschenken, auch wohl mit einem Brieflein, das der Schreiber seinem erröthenden Herrn vorlesen muß. Ueberall wird ihm die Anrede „edeliu königin", und wenn er als heidnische Göttin andächtig die christliche Messe hört, neigen sich die schönsten Frauen vor ihm und gewähren ihm den Schwesterkuß. Der Zufall will es, daß er einem anderen fahrenden Herrn begegnet, der dasselbe phantastische Spiel treibt und auch als Weib verkleidet Speere bricht. Da will Liechtenstein ohne Harnisch gegen ihn reiten, weil er den Gegner in der That für ein Weib hält. Der Bescheid, der dem Ritterschaft begehrenden Boten wird, entbehrt nicht eines humoristischen Beigeschmacks:

ich smielt (lächelte) und hiez dem boten sagen
swâ (wo) ich noch je bî mînen tagen
getjostirt hete wider diu wip
da war gar harnaschblôz min lip
gegen ir aller tjost gewesen
und bin doch vor in (bei ihnen) wol genesen
ir tjost tuot herzenlichen wol
gein (gegen) in sich niemen (Niemand) wâpen sol.

Die Weiberkleider auf dem Ritterwamms lenken unsere Aufmerksamkeit auf eine Pflicht des ritterlichen Lebens, die neben der stürmischen Kampfeslust am meisten die Entwickelung der Waffenspiele gefördert hat — den Frauendienst. Zu keiner Zeit und bei keinem Volke ist das Weib an sich so sehr Gegenstand einer herzinnigen Verehrung gewesen als bei uns Deutschen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Um das Weib zog sich ein geweihter Zauberkreis, der selbst den rohesten Gesellen in einen gewissen Bann zu halten wußte. In allen Burghallen klangen die Lauten von ihrem Preise wieder. Ihr „kleinvelrôter, rosenvarber munt", ihr „guot gebaerde und guetlich muot", ihr lachelicher gruoz, ihr weißer Leib werden in nie rastender Begeisterung besungen — das höchste Lob und gewissermaßen der Refrain einer solchen Minnehymne bestand in den Worten:

* Im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts spielten die „Ritter" in der Gefolgschaft der Fürsten, Grafen und edlen Herren bereits eine bedeutende Rolle. Ritter aber hieß zu jener Zeit ein jeder Freigeborene, der aus eigenen Mitteln zu Pferde Kriegsdienste leisten konnte oder aber der von einem Herrn ein Lehngut erhalten hatte, das ihm diesen Luxus gestattete; dazu traten dann noch die Dienstmannen und Ministerialen der hohen Herren, welche in deren Umgebung die vielfachen Aemter wie Kämmerer, Truchseß, Marschalk bekleideten, wie sie eben die an höfischem Ceremoniell sich erfreuende Zeit geschaffen hatte. Kein Wunder, daß die Anzahl dieser Ritter bald eine außerordentlich große wurde, um so mehr, als ihre Söhne durch ihre Geburt die Vorrechte des Standes für sich in Anspruch zu nehmen wußten, ohne die früher daran geknüpften Bedingungen zu erfüllen. Bereits im vierzehnten Jahrhundert machen daher die Ritter einen Theil des Adels aus, dem sie ursprünglich durchaus nicht angehörten. Ihre Vermischung mit den edel geborenen Familien des Landes ging dann schnellen Lauf.

* Herr Wolfker v. Gors und der Domvogt zu Regensburg, Herr v. Lengenbach.

Digitized by Google

ſie iſt ein wiplich wip. In dem echt Weiblichen mag denn auch die geheimnißvolle Herrſchaft der Frauen über die wilden und trotzigen Gemüther der damaligen Männerwelt zum guten Theil beruht haben. Das Veredelnde, Feine der damaligen Frauenwelt geht am beſten aus dem Charakter der Lieder hervor, die man ihr darzubringen wagte. Bei keinem einzigen findet man eine frivole Anſpielung oder beleidigende Derbheit.*

Das Traumhafte, ſchwärmeriſch Tiefe, ſittlich Reine der guten Zeiten der Minnepoeſie theilt ſich in ganz überraſchender Weiſe dem weitaus überwiegenden Theil

Der reiſige Zug zum Turnier.

der deutſchen Ritterwelt mit. Wir ſind gewohnt, aus den wüſten Tagen des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts uns die Inſaſſen der Burgen, die damals die Berghäupter Deutſchlands krönten, als grauſame Wegelagerer vorzuſtellen, ohne jede Spur gewinnender Herzenseigenſchaften und geiſtiger Feinheit — wir glauben in ihnen die Laſter und Verbrechen vereinigt, an denen das ſpätere Mittelalter ſo reich war. Abgeſehen davon, ob dieſe düſtere Vorſtellung nicht ſelbſt dem Raubritterthum ein wenig Unrecht thut, dürfen wir ſie keinesfalls auf die ſonnigen Jahrhunderte übertragen, denen die Kaiſer aus dem Sachſen- und Hohenſtaufengeſchlecht ihr edles Gepräge aufdrückten. Dieſe köſtliche Jugendzeit unſeres Volkes hatte der Ideale eher zu viele als zu wenig, ſo daß ſie dem banauſiſchen Zeitalter, das ihr folgte, ganz unverſtändlich wurde, unſerer realen Richtung aber an krankhafter Sentimentalität zu leiden ſcheint. Dieſer Vorwurf trifft aber nur die Ausgeburten der den Frauen dienenden Ritterwelt, wie den ſchon genannten Liechtenſtein, der das Waſchwaſſer der Geliebten austrinkt und ſich ihr zu Ehren gar einen Finger abſchlägt. Gerade dieſer abſonderliche Geſelle meinte es aber mit der Minne nicht rein. In ſeiner Selbſtbiographie iſt der Niedergang ſowohl des Minneliedes als des makelloſen Ritterthums in ſeinen Anfängen bereits bemerkbar. Mag ſein, daß Gottfried's von Straßburg „Triſtan und Iſolt“ mit der hinreißenden Leidenſchaft, ſchwärmeriſchen Innigkeit und keck ausgeſprochenen Verachtung jedes moraliſchen Hinderniſſes die Köpfe unſerer guten deutſchen Ritter ſo ſehr verrückt hat wie etwa Goethe's „Werther“ die unſerer Großväter — jedenfalls iſt es zu beklagen, daß das klare und friſche Bild des ritterlichen

* Ganz im Gegenſatz zu den franzöſiſchen troubadours, in deren Liedern Leichtſinn, Eiferſucht, Schmollen, Rache, Trennung, Verſöhnung, kurz die launiſche, faſt krankhaft zu nennende Leidenſchaft ſich widerſpiegelt. Dieſes romaniſche Liebesleben hat mit unſerer deutſchen „Minne“ ſo wenig gemein wie die unſtäte „wabernde“ Lohe mit dem Nebelglanz des Mondes. Am allerwenigſten aber iſt die Behauptung gerechtfertigt, wir Deutſchen hätten unſer Minnelied von den Romanen entlehnt.

Digitized by Google

Minnedienstes schon gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts sich bedenklich trübt, daß im vierzehnten „Minne“ vorzugsweise ein nichts weniger als schwärmerisches Verhältniß bedeutet und im fünfzehnten gar nur im allerübelsten Sinne verstanden wurde. Erst die neue Zeit hat dem holden Wort „Minne“, das in keiner Sprache eine Uebersetzung finden kann, wieder zu seinem wohlverdienten Recht verholfen. Nach dieser Abschweifung, die zum Verständniß unserer Ritterwelt unerläßlich erschien, wollen wir eine Tjostfahrt in ihrem gewöhnlichen Verlauf begleiten.

In behaglicher Muße reitet der reisige Zug durch den Maimorgen — voran auf der Landstraße zwei redekundige Knappen, in höfischer Sitte erfahren. Ihnen folgen die Trompeter (busunaer — Posauner), diesen der tjostirende Herr selbst mit seinen vertrauten Dienstmannen im leichten Reiterkleid, hinter ihnen die Waffen- und Schildträger — die begleitenden Ritter und Knappen machen den Beschluß — Handpferde und Gepäck ziehen hinterher in angemessener Entfernung. Da erklingt der langgezogene Ton eines Horns — er übt auf den Zug etwa dieselbe Wirkung wie noch heute in den stillen Thälern der bayerischen Alpen der trotzige, gelle Jodelruf eines raufluſtigen Burschen auf seine Nebenbuhler. Sogleich antworten denn auch die busunaer mit einer freudigen Fanfare — artig wird ein angaloppirender Herold begrüßt, der mit höfischem Gruß die Frage stellt, ob sein Herr Ritterschaft begehren dürfe. Ihm wird der Bescheid, daß er sie haben solle, wie er nur immer es wünsche. Damit sprengt der Bote von dannen zu seinen im Waldesgrün versteckten Gefährten, die sich nun zu wappnen beginnen. Das Gleiche thut auch eiligst unser Zug. Helm, Halsberg und Schild werden sorgsam festgebunden, Zäumung und Sattelung wohl geprüft — wenn Alles in Ordnung gefunden, ergreift der Führer den Speer, die Spitze noch nach oben zeigend; dann rauscht der blitzende Haufe aus dem schützenden Dickicht dem Gegner entgegen, der sich bisher auch versteckt gehalten. Auf kurze Entfernung von einander halten die Herren — wie bei den homerischen Helden geht ein kurzes Zwiegespräch dem Kampfe vorher, nur werden die Prahlereien sowie die Fragen nach Name und Herkunft vermieden, denn die Furcht, mit einem nicht Ebenbürtigen zu fechten, kommt bei der Tjostfahrt nicht zum Ausdruck. So neigen sich denn die Lanzen zum Gruß — mit niedergelassenem Visir und eingelegtem Speer, dessen Spitze dicht am rechten* Pferdeohr vorbeigeht, den Leib fest in den bauchigen Schild hineingedrückt, die Zügel um die den Schild haltende linke Faust geschlungen, nehmen die beiden Herren als Vorkämpfer den puneiz — den Anlauf — je länger er ist, desto ehrenvoller, denn desto gewaltiger ist der Anprall. In gerader Linie sausen die Kämpfer auf einander los mit dem lauten Ruf herâ her, dem uralten Kampfesgeschrei der Germanen.** Da krachen denn die Speere auf den Schilden und Panzern, daß die Funken stieben und die Splitter weit umherfliegen:

die schilde von der tjost sich kluben
die spritzel von den scheften stuben
daz fiur da uz den helmen sprane.

Unmittelbar nach dem Zusammentreffen reiten beide Gegner eine Volte und stellen sich von Neuem gegenüber, die Knappen reichen andere Speere und das Spiel wird nach Gefallen fortgesetzt. Nicht immer ging die Tjost ohne kleinen Unfall ab, oft wurde der Helm abgestoßen, Arm oder Kinn arg getroffen:

er stach mir mit der tjoste sin
den helm dâ an daz kinne min
daz mir daz kinn wart bluotes naz
ez wart nie tjost geriten baz (besser).

Oft auch ward der Schild durchrannt oder die Bänder barsten von dem Anprall:

er stach mir abe dem arme min
den schilt, daz al di riemen sin
brâsten. als ein donnerslac
diu tjost erhal (hallte), der schilt gelac (lag am Boden).

---

* Wenn einige Culturhistoriker wie Majer, Lossow u. A. annehmen, man habe beim Stechen den Gegner links gelassen und daher nach links gestoßen, so ist das wohl irrthümlich. Die linke Seite ist cavalleristisch stets die schwächere, man wird sie sich zum Kampf nicht besonders aussuchen. Ueberdem ist der Stich nach links bei Weitem unsicherer, da der nicht genügend festgeklemmte Lanzenschaft die Spitze hätte vibriren lassen. Der Stoß selbst hätte dem Arm auch jedesmal eine schmerzhafte Zerrung veranlaßt.

** Die Russen haben das Hurrah daraus gemacht, was wir von ihnen wieder überkommen haben.

Digitized by Google

Das oft erwähnte Haften der Speere in den Schilden macht es zur Gewißheit, daß die Spitzen vorn ſcharf waren, indeſſen hinderte eine Querſtange das tiefe Eindringen; ſpäter wurden die Spitzen auch durch aufgezogene Krönlein ungefährlich gemacht. Als Courtoiſie galt es bei der Tjoſt, den Speer aus dem Lager zu nehmen und nur mit dem Arme feſtzuklemmen; die Artigkeit hieß dann den Gegner das Gleiche thun. Als beſonders

Anlauf der Kämpfer beim Turnier.

feine höfiſche Sitte galt es, die Speerſpitze ganz zu heben und den feindlichen Schaft ohne Gegenſtoß auf der Bruſt zerſchellen zu laſſen. Das dreizehnte Jahrhundert gelangte aber nicht zu der Servilität ſpäterer Zeiten, in denen der geringere Kämpfer, wenn er den vornehmen in den Sand geſtochen hatte, ſich ſelbſt vom Pferde warf, um mit dieſem wenigſtens die Niederlage zu theilen. Der Fall in den Sand fand freilich herben Spott; mit ihm war aber nicht wie beim Turnier Verluſt des Pferdes verbunden, auch war er im Allgemeinen ſehr ſelten. Auf ſeiner Venusfahrt verſticht Liechtenſtein gegen vierhundert Speere und nur vier ſeiner Gegner räumen den Sattel. Noch vereinzelter ſind ernſtere Unglücksfälle — treten ſie jedoch ein, ſo iſt das Bedauern nicht übermäßig groß. In athemloſer Spannung ſahen die Gefolgſchaften dem Vorkampf ihrer Führer zu — mit lautem Zuruf wurde das Krachen und Berſten der Speere begrüßt, tiefes Schweigen bei verfehltem Stoß übte mitleidsloſe Kritik. Weniger höflich noch war das raſch zuſammenſtrömende Volk, das mit leidenſchaftlicher Theilnahme die Kämpfer oft ſo zahlreich umdrängte, daß kaum der Raum zum Anlauf zu gewinnen war.

In ſchneller Folge verſtachen die Edlen ihre Speere, oft vierzig bis fünfzig hinter einander, und dieſe zähe Ausdauer und Körperkraft muß billig Erſtaunen erregen. Denn wenn auch der leichte Ringpanzer, Schild und Helm den Körper deckten, ſo war doch der Stoß der Lanzen unter allen Umſtänden hart und ſchmerzhaft.

Digitized by Google

Am meisten litten Arme und Schädel — letztere müssen eine beneidenswerthe Härte besessen haben. Am Abend, wenn der Kämpfer in sein Bad stieg, war ihm oft der Körper über und über wund, so daß der Schlaf seine Augen floh. Waren die Tjoste der Vorkämpfer beendet, so geriethen die Ritter an einander. Ein verworrener Massenkampf entspann sich, Staub wirbelte empor, leidenschaftliche Rufe erschollen — kaum fanden die Knappen Zeit, die verstochenen Speere durch neue zu ersetzen.

Stundenlang schauten die Führer diesem aufregenden Treiben mit innigstem Vergnügen zu, bis Roß und Reiter schäumend und keuchend mit ihren Kräften zu Ende waren. Dann ordneten sich die Züge in buntem Durcheinander von Freund und Feind, den Ernst des Kampfes mit vertraulichem Gruß und Wechselgespräch vertauschend — der gemeinschaftliche Weg führte zur nächsten Herberge. Welch Leben in den Flecken und Städtchen, wenn plötzlich das Stampfen von Hunderten von Pferdehufen die Ruhe der engen Straßen verscheuchte; welch reiche prächtige Scenerie, besonders wenn vor dem Quartier der Vornehmsten noch der buhurt* geritten wurde. Dieser sollte mehr die Gewandtheit im Reiten als in der Führung der Waffen an den Tag legen. Er läßt sich am besten mit einer fantasia der Araber oder Tscherkessen vergleichen. Die Reiter jagten regellos durch einander, wandten und tummelten in möglichst scharfen Biegungen die Rosse, schwangen die Waffen oder verstachen scherzhaft leichte Stäbe; man suchte auch den behend ausweichenden Gegner von hinten mit dem Knie anzureiten und so seinen Sitz zu lockern. Zum Schutz der Kniee wurden deshalb zuweilen hörnerne hurtenire angeschnallt. Auch diesen tollen Reigen endet der langgehaltene Ton der Trompete, und die müden Rosse werden endlich in den Stall gezogen. Von Fackelglanz glühen dann die einsamen, schmutzigen Straßen — die Ritter und Herren besuchen einander und erzählen bei Becherklang** ihre Abenteuer — der Spielmann und das Minnel[illegible]arfen nicht fehlen.

Die Tjostfahrten dauerten o[illegible]hrere Wochen — jeder Tag brachte [illegible]lben aufregenden, glänzenden Bilder, die noch mehr an glühender Farbe gewannen, wenn edle Frauen durch ihre Gegenwart Kampf und Fest verherrlichten. Verkleidung, Verschweigung des Namens, stets herabgelassenes Visir oder ähnliche Geheimnißkrämerei erhöhten noch den Reiz der friedlichen Kreuzfahrten. Alle aber geschehen sie zur Ehre minniglicher Frauen, und so hat denn ein Minnelied Recht, wenn es singt:

Ir sült hôchgemuot sîn under schilde
wol gezogen, küene, blide (bescheiden), milde
tuot ritterschaft mit sinnen
und sît vrô
minnet hô
sô mügt ir lop gewinnen.

Es versteht sich wohl von selbst, daß es zum Tjostiren nicht immer einer förmlichen Fahrt bedurfte, wie wir sie eben geschildert. Wo zwei Reiter an einander trafen: auf der Landstraße, vor dem Wirthshaus, im Burghof wurden Speere gebrochen, wie eben die Gelegenheit es mit sich brachte, etwa wie eine wandernde Turnerschar unserer Tage ihren Drang nach Muskelthätigkeit an jedem wagrechten Baumast, an jedem sprunggerechten Graben austoben läßt.

Hoch über der Tjost stand aber auf der Stufenleiter ritterlicher Werthschätzung das Turnier.*

---

* Wörtlich überjetzt „Bauernrennen".

** Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert war das Laster der Trunkenheit bei der deutschen Ritterschaft nicht gemein. Die Minne veredelte auch da. Die folgenden Zeiten haben aber das Versäumte reichlich nachgeholt.

* Das Wort mag vom französischen tourner herkommen, weil ganz besonders viele und schnelle Wendungen des Pferdes bei diesem Kampfspiel nöthig wurden. Der Name wurde erst im dreizehnten Jahrhundert in Deutschland gebräuchlich (torneamenta) — bis dahin hatte man das bessere deutsche Wort „Gestech" und die lateinischen armilustria, hastiludia und dergl. gehabt. Wenn man nun auch die französische Bezeichnung annahm, so war doch keineswegs das Turnier eine gallische Erfindung. Wenn man dem Ritter v. Preuilly dieselbe zuschreibt, so thut man das mit demselben Recht, als wenn man dem Aristoteles die Erfindung des Schauspiels andichten wollte, weil er darüber Regeln geschrieben hat. Preuilly hat im elften Jahrhundert das in Frankreich übliche Ceremoniell der Turniere beschrieben und als Regel festgesetzt. Jedenfalls sind unsere Turniere durchaus deutschen Ursprungs und von den Franzosen so wenig entlehnt wie die Kunst des Minnegesangs.

Digitized by Google

V. rſtand darunter die gemeinſchaft großartig angelegte Waffenübur er Landſchaft, ja des ganzen deut n Reiches. Der Chroniſt Nithardus* erzählt von dem erſten bekannt gewordenen Turnier in deutſchen Landen. Als nach der Schlacht von Fontenay Ludwig der Deutſche und Karl der Kahle bei Straßburg (842) zuſammen kamen, um gegen ihren Bruder Lothar ein Heer zu ſammeln, wurde eine fingirte Reitereinſtimmung Heinrich dem Finkler zu, daß es immerhin werth iſt, den etwas ſagenhaften Erzählungen zu folgen.* Als der große Sachſenkaiſer durch das Reitervolk der Ungarn in ſchwere Bedrängniß gerathen war, ſann er bekanntlich darauf, ſeine ungefügen Degen im hurtigen Reiterkampf zu üben, und ſoll zu dieſem Zweck, wenn wir den Annalen Liutprand's und Wittekind's trauen dürfen, die Turniere mit ihrem geſchloſſenen

Ritterſtraſe beim Turnier.

ſchlacht mit Angriff, Flucht, Verfolgung, Gegenſtoß in Scene geſetzt. Auch die Könige ritten lanzenſchwingend mit großem Geſchrei gegen einander; nach Neithard's Angabe ſah man aber keinen bösgemeinten Stoß, hörte kein zorniges Wort. Aehnlicher Brauch mag ſeit den älteſten Zeiten bei allen kriegeriſchen Völkern geherrſcht haben.

Die weitere Entwickelung der Turniere in Deutſchland ſchreiben die mittelalterlichen Chroniſten mit ſolcher Ueber-

Angriff, ſchnellen Schwenkungen, Flucht und Verfolgung als Mittel benutzt haben. Bei ſeinem erſten großen Turnier (Magdeburg 906) ſollen 4000, nach Anderen 6000 Kämpfer in die Schranken geritten ſein. Dieſelben waren monatelang vorher in weite Cantonnirungen verlegt und übten ſich zunächſt in kleinen Abtheilungen gegen einander; ſie wurden dann nach und nach ganz analog unſerem jetzigen cavalleriſtiſchen Ausbildungsmodus in immer größere Verbände zuſammenge-

* De dissentionibus filiorum Ludovici Pii lib. III, pag. 27.

* Vergl. auch Rürner's jetzt ſehr ſelten gewordenes Turnierbuch.

Digitized by Google

zogen, bis die Darstellung einer großen Reiterschlacht möglich wurde.* Charakteristisch für die glaubensinnige Zeit war die Bestimmung, daß jeder Streiter vor dem Spiel die Beichte ablegen sollte — das spätere Mittelalter respectirte sie nur in einzelnen Fällen. — Um die erlangte Waffentüchtigkeit seines Adels nicht wieder untergehen zu lassen, soll dann der Kaiser den Besuch der Turniere zu einer fortdauernden Verpflichtung gemacht haben. Weil dem Kaiser aber auf seinen Kriegszügen die Herzöge von Bayern, Schwaben, Franken und bei Rhein die getreueste Heeresfolge geleistet hatten, so verlieh er ihnen, als den Herren der „vier Lande", besondere Prärogative bei den Turnieren, die sie und ihre Nachkommen das ganze Mittelalter hindurch zähe festgehalten haben. Daß die Sachsen, der streitlustigste Stamm der Deutschen, in diese Gemeinschaft nicht aufgenommen wurden und auch stets ausgeschlossen blieben, erscheint als ein Beweis der Einsetzung der Turniere seitens eines Sachsenkaisers, der es eben auf sich nahm, seine eigene Ritterschaft selbständig auszubilden.** Mag nun der Stifter gewesen sein, wer er wolle, so hatte er jedenfalls die Absicht, neben der Uebung in den Waffen eine heilsame moralische Gerichtsbarkeit einzuführen.

Die zwölf ältesten Turnierartikel, welche mit der umständlichen Breite verfaßt sind, die das Mittelalter bei der Festsetzung löblichen Brauches zu entwickeln liebte, bildeten in jenen gesetzeslosen Zeiten ein heilsames Abschreckungsmittel. Unser Allerweltsdichter Hans Sachs hat es verstanden, sie in kurze Verse zu zwingen. Es wurden mit der Turnierstrafe belegt:

Wer ketzerischen Glauben hat
Wer veracht Kayserlich Mandat
Wer Frauen schend, schwecht reine maid
Wer Siegel selscht und schwört mainaid
Wer Feld fleucht, läßt sein Herrn in nöth
Wer seinen Bettgenossen ertödt
Wer beraubt Kirchen, widwen, waisen
Wer unabgsagt thut kriegen und raisen,
Wer new zol, maut und beschwert aufricht
Wer nicht in Eh (d. h. unehelich geboren) oder die Eh bricht
Wer Fürkauff, Wucher, Wechsel treibt
Wer nicht in Edlem Stamme bleibt.

Wer sich eines der genannten Vergehen hatte zu Schulden kommen lassen, wurde von dem Turnier ausgeschlossen; wer trotzdem es wagte, in die Schranken einzureiten — und deren waren nicht Wenige, denn der Ausschluß vom Turnier bedeutete die denkbar herbste moralische Verdammung —, verfiel der Turnierstrafe. Dieselbe war überaus hart, hat aber für unsere Anschauung etwas Komisches. Der Eindringling wurde nämlich mit den hölzernen Kolben so lange zerbläut, bis er um Gnade bat — er ging dann seines Pferdes verlustig und wurde zum Hohn sammt seinem Sattel auf die Schranken gesetzt, wo er, allen Augen sichtbar, bis zum Ende des Turniers sitzen bleiben mußte, wenn nicht etwa den Damen das Mitleid ankam, ihn zu begnadigen. Bis zum Beginn des dreizehnten Jahrhunderts hatte jeder Freigeborene das Recht, am Turnier Theil zu nehmen. Von edlem Stamme nannte man auch den, der nachweisen konnte, daß seine Familie bis in die dritte Generation nicht hörig gewesen sei. Deshalb waren auch die jungen Bürgersöhne der Städte gleich eifrige Lanzenbrecher wie die Herren vom Lande. Im dreizehnten Jahrhundert schieden sich aber die Stände schärfer von einander. Der Adel und das neben ihm entstandene Ritterthum begannen auf Bürger und Bauer stolz herabzusehen und sie aus den Turnieren zu verdrängen. Es wurde zu diesem Zweck die Bedingung an die Zulassung zu den Kampfspielen geknüpft, daß jeder Einreitende vier edle oder ritterbürtige Ahnen nachweisen müsse; die Prüfung der Genealogie hieß die Adelsprobe und ward einem besonders gewählten Turniergericht übertragen. Dasselbe bestand zunächst aus den Turniervögten, das heißt aus einigen besonders geachteten Mitgliedern der Ritterschaft — ihnen lag die eigentliche Leitung des ganzen Turnieres ob. Bei der Genossenschaft der vier Lande wurden sie am Schluß jedes Turniers für das nächstfolgende gewählt. Man nannte diese Wahl „zu Blatt tra-

* In armis assidui varia pugnarum genera a minori ad majus exercebant, ut ad diem ludorum paratiores invenirentur.

** So wissen auch Mencken (Historia rer. Germ. II, 194) und andere Chronisten viel von specifisch sächsischen Turnieren zu erzählen. Die Leidenschaft zu diesen Spielen war nach ihnen bei den Sachsen besonders groß: Pestifer idem ludus ita inoleverat, ut infra unum annum XVI milites in eo referantur periisse.

Digitized by Google

gut" und "Der Bauer als Millionär". Auch Hermann Sudermann hat sich in seinem Roman "Frau Sorge" mit dem Problem der Verteilung von Glück und Leid auf Erden auseinandergesetzt. Ein Bauer hat Millionen geerbt, aber seine Frau und seine Kinder sterben ihm weg, und er selbst wird blind. Da kommt ihm die Erkenntnis, daß Glück und Leid gleichmäßig verteilt sind, daß jeder Mensch sein Teil Glück und sein Teil Leid hat, daß es also nicht ungerecht ist, wenn der Reiche sein Leid hat wie der Arme. Und diese Erkenntnis macht ihn ruhig und gelassen. Ein Bauer, der Millionen geerbt hat, ist ein Unding, ein Widersinn, ein Unglück, das nicht vorkommt. Wenn ein Bauer Millionen erbt, so ist er kein Bauer mehr, sondern ein Herr, ein Gutsherr, ein Großindustrieller, ein Bankier, ein Spekulant, ein Lebemann, ein Verschwender, ein Verbrecher, ein Selbstmörder, aber kein Bauer mehr.

Die Weiße Gerberei. Im allgemeinen, wie in besonderen Fällen, gewinnen Sprichwörter und Redensarten ihre Bedeutung durch Beziehung auf Sitte und Brauch. Wer Leder gerbt, der gerbt es rot, gelb oder schwarz, nur der Weißgerber gerbt es weiß. Wer also weiß gerbt, der gerbt es anders als die andern, der ist ein Sonderling, der ist ein Narr. Wer weiß gerbt, der gerbt es umsonst, denn es ist ja doch nicht zu gebrauchen. Wer weiß gerbt, der gerbt es für die Katz, denn die Katz frißt es. Wer weiß gerbt, der gerbt es für die Mäus, denn die Mäus fressen es. Wer weiß gerbt, der gerbt es für die Ratz, denn die Ratz frißt es. Wer weiß gerbt, der gerbt es für die Motten, denn die Motten fressen es. Wer weiß gerbt, der gerbt es für die Fliegen, denn die Fliegen fressen es. Wer weiß gerbt, der gerbt es für die Würmer, denn die Würmer fressen es. Wer weiß gerbt, der gerbt es für die Ewigkeit, denn die Ewigkeit frißt es.

eine Berührung mit Schwert oder Kolben für immer turnierfähig machen.

Ein origineller Brauch lief bei der Wappenschau mit unter. Hatte ein Ritter von den Damen übel gesprochen, so berührten diese seinen Helm; man nannte das die „Empfehlung“ (bei den Franzosen recommande pour le lendemain). Dies bedeutete aber nichts Anderes, als daß der Betreffende beim Einreiten von seinen Kampfgenossen so lange mit Kolben geschlagen wurde, bis er demüthig versprach, nie wieder eine Dame zu beleidigen. Verwunderlich bleibt, daß die stolze, so leicht in ihrer Ehre gekränkte Männerwelt in diesem Prügeln gar nichts Ehrenrühriges erblickte, den Schlag überhaupt nicht als arge Beleidigung auffaßte — sonst würde sie auch wohl schwerlich die Aufnahme in den Ritterstand durch einen solchen symbolisirt haben.* Geschlagen wurde denn auch jeder Ritter, dessen Geschlecht während fünfzig Jahren bei keinem Turnier vertreten gewesen. Andererseits hatte das Gericht dafür zu sorgen, daß nicht zu Viele aus einer Sippe den Raum beschränkten. Im Allgemeinen wurde die Ehre nur einem einzigen Repräsentanten jeder Familie zuerkannt.

Sinnverwirrend in ihren Ergänzungen und Beschränkungen, ihrem Drohen und Verheißen sind die unzähligen Vorschriften und Gesetze, die die Turnierordnungen nach und nach zu Tage förderten; bezeichnend aber auch, daß, so klar und verständlich die ersten Turnierartikel gewesen, so schnörkelhaft und verschwommen ihre Nachfolger sich gestalteten. Ihr krauses Wirrsal rankt sich indeß in der Hauptsache doch nur um die ursprünglichen einfachen Satzungen.

Nach der Wappenschau traf das Turniergericht die Helmscheidung, d. h. bestimmte und theilte die Parteien. Da bei den großen Turnieren oft mehrere tausend Helme zugegen waren, so wurde der Kampf auf mehrere Tage vertheilt — eine größere Anzahl als fünfhundert bis sechshundert Kämpfer ließ man ungern auf einmal in die Schranken reiten. Die Einquartierung und Erhaltung eines so großen Schwarms machte es nothwendig, die Turniere nur in den großen Städten abzuhalten — auch aus dem ferneren Grunde, um noch rechtzeitig Kleider, Waffen, Federn, Schmuck, Kleinodien beschaffen zu können. Besonders verordnete „Gesellschaftsvögte“ leiteten die Unterbringung der Turniergäste. In den engen ungepflasterten Straßen begann dann ein buntes, vielgestaltiges Treiben. Herein wogten zu den Thoren die phantastisch geschmückten ritterlichen Gefolgschaften — die Hengste wieherten und schnaubten in der fremden Umgebung und gewannen mühsam Platz im engen Stalle — froh war der Junker vom Lande, wenn er ein „gesondert Gemach“ fand — groß war die Bescheidenheit seiner Ansprüche im Vergleich zur Jetztzeit. Gesinde und Knappen fanden gemeinsame Lagerstätten. In allen Schmieden und Handwerkstätten war aber reges fröhliches Leben. Glücklich der Meister, der den längst erwarteten, hochbepackten Wagen mit Waarenballen vor seiner Thür sah — er war sicher, seinen Werth zu verdoppeln; denn prächtig und stattlich wollte ein Jeder zum Turnier einziehen — reicher vielleicht, als die Einkünfte des heimatlichen Grund und Bodens es gestatten wollten. In besonders strahlendem Glanz erschienen aber die vornehmen und reich angesessenen Familien. Ihre Ritter und Ministerialen trugen die gleiche Farbe an Schild, Speer, Waffenrock und Schabracke — in der phantastischen Vielköpfigkeit des Mittelalters das erste schüchterne Auftreten der Uniform. Von einem Hofe der edlen Geschlechter zum anderen zog auch der rechnende Jude, schon damals im Besitz des baren Geldes, verspottet, geschmeidig, lüstern und seinen Vortheil wohl erspähend. Auf den Straßen und Plätzen hielten aber die hochaufgethürmten Wagen mit Getreide und Futter, blökten die stadtwärts getriebenen Heerden. Dazwischen trieb sich fahrendes Volk herum: Quacksalber, Spielleute, das rechtlose unstäte Volk der Zigeuner, Zauberkünstler, Gaukler, Thierbändiger. Aus den Fenstern hingen die Banner der edlen Geschlechter, an den Thürpfosten prangten die Wappen der Lehensträger; nur wer deren mindestens vier zur Schau stellen konnte, durfte sie zeigen. Den Tag des Einzugs schloß ein glänzendes Tanzfest. Hier war nun den

* „Nach diesem keinen mehr!“ hieß es bei der Ceremonie.

Digitized by Google

Huldigungen der verzückten Männerwelt und der bewußten oder unbewußten Koketterie der Frauen freier Spielraum gelaſſen. Selten hatte in jenen Zeiten der Ritter Gelegenheit, den Gegenſtand ſeiner Verehrung von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen — die kargen Augenblicke wurden zu Markſteinen ſeines Lebens. Ein Tanzabend auf einem Turnier wollte ganz etwas Anderes bedeuten wie ein modernes Ballfeſt. Hier reichten die Schönen ihren Verehrern oft ein kleines Nichts ihrer Toilette — einen Handſchuh, Schleier (ris), Ring (vingerlin), Spange (heftelin), das dieſe an den folgenden Tagen des Kampfes ſtets bei ſich tragen ſollten, um durch dieſen Talisman der Liebe Heldenkraft und Ausdauer zu gewinnen. Welch ein Reichthum höfiſchen Witzes mag bei Uebergabe und Empfang dieſer Kleinodien verſchwendet worden, wie manchem Junker aber auch dabei ergangen ſein wie dem Liechtenſteiner, der kein Wort hervorſtammeln konnte und wehmüthig ſeine Schüchternheit eingeſteht. Die Pfänder der Gunſt band der Bevorzugte an den Kampfestagen an ſeinen Helm, wohl nicht allein, um frohen Muthes darzulegen, daß er eine „Frowe", d. i. „Herrin", ſeines Herzens gewonnen, ſondern um dieſer auch im Getümmel, wenn die Ritter die Viſire geſchloſſen hatten und im wilden Durcheinander ſonſt unkenntlich waren, die Möglichkeit zu geben, ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Wem dies nicht genug ſchien, der verab-

Das Einreiten in den Turnierplatz.

redete noch beſondere Zeichen — beſondere Farbenzuſammenſtellung von Waffenrock, Helmdecke u. dergl. Zugleich mußten nach dem Brauch der Zeit, die Allem und Jedem eine ſinnige Bedeutung unterzulegen wußte, die Farben die Gemüthsſtimmung des Trägers verdolmetſchen. Unzählig ſind die feinen Nüancirungen auf der langen Stufenleiter der Gefühle — begnügen wir uns, die Extreme zu nennen. Braun und ſchwarz, vereint getragen, bedeuteten ſchmerzliche Reſignation ohne jeden Hoffnungsſchimmer, hellblau und roſa dagegen die frohe, ſelige Sicher-

Digitized by Google

heit des Besitzes. — So brach denn endlich der Morgen des Turniers an. Was in der Stadt nicht durchaus bleiben mußte, war in den frühesten Stunden schon auf den Anger geströmt, wo die Schranken abgesteckt worden waren. Diese selbst bestanden aus weiter nichts als schmucklosen aber festen Holzbarrièren — an drei Seiten des geschlossenen Vierecks waren Thore zum Einreiten ausgespart, auf der vierten war eine Art bedeckter* Tribüne errichtet, reich mit Teppichen und Bannern geschmückt. Hier saßen die vornehmen Zuschauer** und der Damenflor, den man „reich" auch der Pracht nach nennen mußte, die er entwickelte. Die malerische, herrliche Tracht des Minnezeitalters, die geschmackvolle Zusammenstellung leuchtender Farben, die überaus kostbaren Stoffe und Kleinodien mögen einen berauschenden Gesammteindruck gemacht haben. Schon damals aber versuchten die Schönen sich einander den Rang abzulaufen:

si kleideten sich en widerstrît (um die Wette)
ir ieslîchiu het des nît (Neid)
ob sich diu ander kleidet baz (besser)
der truoc si sâ darumbe haz (Haß).

Die Gesetze, welche den Luxus einschränken sollten, blieben gänzlich ohne Wirkung. — Einen besonderen Ehrenplatz auf der Tribüne hatten diejenigen Damen, welche die Preise oder, wie man sagte, „die Dänke" austheilen sollten. Diese Ehre schloß zugleich die willige Anerkennung der Schönheit in sich. Um die Schranken flutete das schaulustige Volk zu Tausenden, so ungestüm oft dagegen drängend, daß die Kolbenknechte Mühe hatten, es mit derben Schlägen abzuhalten. Hier blühte auch der Mutterwitz unseres Volkes — er war damals neidlos und heiter. In den Straßen der Stadt wurde nun Waffengeklirr und Hufgestampf hörbar. Die „Groier" (Schreier) liefen umher und riefen:

wâ nu wâ nu wâ (wo immer)
ein ritter der tjostirens ger (begehrt)
der sol komen herâ her!

Darauf öffneten sich die Thore, die Ritter sammelten sich um ihre Bannerherren.* In geschlossenen Zügen, die busunaer (Posauner) voran, ging es zum Turnierplatz. Vor dem Einreiten verlasen die Herolde die Turnierbestimmungen und die Namen derer, die ausgeschlossen sein sollten. Die beiden verschiedenen Parteien ritten dann zu den gegenüberliegenden Thoren ein und formirten sich zu fester Gliederung. Vor einer jeden war ein starkes Tau gespannt. Zwischen den Seilen hielten die Turniervögte und eine Anzahl sogenannter Grieswartel (Gries — der Sand), mit langen Stäben bewaffnet. Sie hatten die Verpflichtung, schwer Gestürzten beizustehen und allzu heftig auf einander Eindringende zu trennen. Ein langer Trompetenstoß gebot Stille. Die Führer gaben noch eine kurze Ermahnung wie

nu drucket juch zesammen gar
(haltet euch geschlossen)
seht daz wir si vast an komen
(in vollem Lauf müssen wir an sie kommen).

Der Augenblick äußerster Spannung war gekommen. Dann ließen die Turniervögte die trennenden Seile abhauen** und mit lautem Geschrei: wichâ wich, hurtâ hurt, jarâ, herâ her trafen die gepanzerten Geschwader donnernd auf einander.

Um die Scenen, welche nun folgten, sich annähernd klar machen zu können, muß man sich vergegenwärtigen, daß der Turnei das Bild einer Reiterschlacht mit all ihren Wechselfällen zur Darstellung bringen sollte. Deshalb stürzten nicht sämmtliche Streiter von vornherein in das Handgemenge, sondern der jeweilige Parteiführer theilte sie in Treffen, die nach einander in das Gewühl geworfen wurden, je nachdem es sich um die Ret-

* Eine Thüringer Chronik schreibt vom Turnier zu Erfurt 1396: Der Rath ließ auch ein Haus bauen hart an den Planken, in welchem vier Böden übereinander, nicht eben breit, doch zwölf Klafter lang. Auf dem ersten sollten stehen die ältesten vom Rath, auf dem mittleren etliche vom Adel, das Frauenzimmer ꝛc.

** Könige und hohe Fürsten kämpften selten mit der Masse. Eine Ausnahme machte Kaiser Maximilian, der mit jedem hergelaufenen Ritter Speere verstach. Einmal turnierte er mit einem Franzosen um neun Tage ritterlich Gefängniß; zum Glück blieb er Sieger.

* An Knappen durfte ein Fürst vier, Graf drei, Edler Herr zwei, Ritter einen mit sich nehmen. Diese begleiteten ihre Herren in den Kampf, reichten ihnen neue Speere, suchten sie wieder in den Sattel zu bringen, wenn sie gestürzt waren, u. dergl. Keiner aber durfte sich erdreisten, die Gegner seines Herrn auch nur zu berühren.

** In Frankreich lautete die Formel: coppez cordes et hurtez batailles quand vous voudrez. Vergl. Schrift des Königs Renatus von Anjou — veröffentlicht 1806 von Creutzer.

Digitized by Google

tung eines bedrängten eigenen Haufens oder um die Ausbeutung eines gelungenen Einbruchs oder endlich darum handelte, neu auftretenden feindlichen Abtheilungen entgegenzugehen. Hält man dieſen Geſichtspunkt feſt, ſo werden die ſonſt verworrenen Berichte der Augenzeugen dem Princip nach klar, zugleich erhellt aber aus der Natur des Kampfſpiels, daß es einen ſehr ausgedehnten Raum beanſpruchte. Der generelle Verlauf war nun etwa folgender. Mit eingelegten Speeren,* Knie an Knie feſtgeſchloſſen, jagte die erſte Abtheilung im vollſten Laufe in den Feind. Je ſchneidiger und geſchloſſener ſie angriff, deſto mehr Ausſicht hatte ſie, den Feind überzureiten und ſeine Reihen zu trennen. In der Trennung der feindlichen Glieder lag der Hauptfactor des Sieges. Wenn der Speer zerſplittert und der vereinzelte Reiter in die Mitte ſeiner Gegner gerieth, ſo faßten ihn von allen Seiten kräftige Arme und ſuchten ihn vom Pferde zu ringen. Andere griffen ihm in den Zaum und zogen ihn aus dem Getümmel heraus, um ihn deſto ſicherer gefangen zu nehmen (man nannte das einen Ritter „zäumen“). Wem Zügel und Waffen aus der Hand gewunden waren, der war gefangen, wenn nicht ſchleunigſt ein neuer Anlauf der Seinigen ihn befreite. Die Gefangennahme aber war nicht allein an ſich peinlich, ſondern ſie brachte auch den Verluſt des Pferdes mit ſich — in ſpäteren Zeiten mußte ſogar je nach dem Vermögen Löſegeld bezahlt werden.* Wer beim erſten Anlauf umgeritten oder aus dem Sattel geſtochen war, war gleichfalls der Ge-

Der Schwerterkampf.

* Der Speerkampf galt für vornehmer als der mit Schwert und Kolben. Bei Turnieren des höchſten Adels (z. B. bei dem von Friedrich Rothbart zu Mainz 1184 angeſtellten) wurde überhaupt nur mit Lanzen gefochten. Im vierzehnten Jahrhundert kam Schwert und Kolbe mehr zu Ehren; ſpäter blieb die Lanze nur bei der Tjoſt üblich.

* Es gab daher auch Klopffechter, die nur des Gewinnes halber turnierten und es hauptſächlich auf die Reichen abgeſehen hatten. Sie ähneln einem Theil unſerer Sportswelt, welcher die Rennbahn als ritterliche Borſe betrachtet.

Digitized by Google

fangenschaft verfallen, wenn es den begleitenden Knappen nicht gelang, ihn schnell wieder in den Sattel zu heben, ehe einer der Gegner Hand an sein Roß legte. Wie bei jedem ernsthaften Reitergefecht durchbrachen und durchritten sich oft die Reihen gegenseitig und lösten sich in einzelne Kampfgruppen auf — dann erhielt die Scene neuen Reiz, wenn eine intacte Abtheilung in sie einbrach. Man darf dabei die Kunst der Führung nicht zu sehr unterschätzen. Flinke Flankenangriffe (zo triviers), verstellte Flucht, das Einsetzen einer klüglich aufgesparten Reserve geben den Parteihäuptern Gelegenheit, ihr Talent zur Gefechtsführung im Kleinen zu zeigen, wie denn überhaupt nicht außer Acht gelassen werden darf, daß die Turniere zum ernsten Gefecht des Mittelalters sich etwa verhalten wie unsere heutigen Manöver zur modernen Schlacht. Je mehr nun eine Partei durch Verwundete, Ueberrittene, Gefangene* an Streitern einbüßte, desto mehr gewann natürlich die gegnerische an Uebergewicht. Mühselig sammelten oft die Führer aus dem Gewimmel eine kleine Schar, ordneten sie in einem abgelegenen Winkel der Schranken und suchten dann durch erneuten geschlossenen Angriff das Schicksal des Tages zu ihren Gunsten zu wenden. Oft auch waren einzelne Kämpfer, durch die gewaltige Anstrengung erschöpft, gezwungen, abseits sich auszuruhen und neue Kräfte zu sammeln. Das Zeichen momentaner Neutralität war der abgenommene Helm — Niemand durfte wagen, einen sich verschnaufenden Helden anzugreifen. Viele Stunden dauerte der verworrene Reiterkampf bis zur völligen Auflösung beider Parteien. Die dabei entwickelte Ausdauer von Mann und Roß verdient rückhaltlose Bewunderung. Welche rasch sich folgende Reihe aufregendster Scenen mag sich dabei vor den Augen der Zuschauer abgespielt haben. Das immer wilder werdende Geschrei, der Ruf nach Speeren und nach Hülfe in der wachsenden Bedrängniß, das Schnauben, Wiehern** und Stampfen der Rosse, das Gekrach der Lanzen auf Harnischen und Helmen, der brausende Jubel der dichten Zuschauermassen erregten einen betäubenden Lärm. In dem verschlungenen Durcheinander, in dem farbenreichen Knäuel von Roß und Mann, von Waffen, wehenden Helmbüschen und Wappendecken, in dem Staub und Dampf, der sich wolkenartig von den erhitzten Leibern der Kämpfenden erhob, war Freund von Feind kaum mehr zu unterscheiden. Stolzen Blickes, aber beklommenen Herzens verfolgten die Damen ihre Lieblinge — sahen sie das an den Helm gebundene Kleinod verloren gehen, so sandten sie ihnen durch einen gewandten und verschwiegenen Edelknaben mitten in den Kampf hinein ein neues Zeichen ihrer Theilnahme. Einzelne Damen standen, wenn der Tag sich neigte, ihres halben Putzes ledig.

Ein Trompetensignal, vom obersten Turniervogt befohlen, machte dem Lanzen- oder Kolbenkampf ein Ende. Darauf zogen die Kämpfer ihre Schwerter und wieder begann das Durcheinander — es handelte sich dann darum, jedem Begegnenden die den Helm krönenden Wappenkleinodien abzuhauen — die Knappen sammelten emsig für ihre Herren die fallenden Trophäen.

Auch diesen Schlußact endigte die Trompete — tiefe Stille folgte dem Toben. Ein Herold dankte den Rittern für die bewiesene Tapferkeit — die Schranken leerten sich allmählich, nach Ruhe sich sehnend zogen die meisten der Kämpfer nach ihrem „Gemach“. Aber nicht allen pflegte schon des Kampfes genug zu sein. Die Auserwählten begannen jetzt erst das Stechen „im hohen Zeug“. So nannte man eine Tjost, bei der der Anlauf durch hohe Hürden begrenzt war — dieselben sollten das Anrennen mit den Knieen vermeiden lassen und dem Lauf des Rosses die größtmögliche Stetigkeit geben. In Deutschland wurde dieses Gestech im hohen Zeug vielfach zu dem leidigen Gebrauch scharfer Waffen benutzt — aus dem Spiel wurde dann blutiger Ernst. Erbitterte Gegner nahmen es auch wohl zur Maske des Duells, um straflos den Feind niederstrecken zu können. Daher kam der Brauch auf, Niemand solle stechen, ohne den Eid

* Liechtenstein giebt an, daß in dem kleinen Turnier von Friesach 1224 anderthalbhundert Ritter gefangen genommen wurden.

** Wilibald v. Schauenburg erzählt von einem Turnier zu Mainz, die Rosse hätten dabei vor Eifer wie die Schweine gegurrt.

Digitized by Google

p. 4[1]Bl. 3 Worte (Anfang einer Zeile) — Bl. 4 Worte (Anfang einer Zeile) — Bl. 5 Worte (Anfang einer Zeile) — Bl. 6 Worte (Anfang einer Zeile) — Bl. 7 Worte (Anfang einer Zeile) — Bl.

Echo fand. Als Preise zweiten Ranges galten der „Zierdank", der dem am schönsten geschmückten, und der „Reisedank", der dem von weitester Ferne zugereisten Ritter gespendet wurde. Ebenso erhielten die Turniervögte und der Aelteste der anwesenden Ritterschaft Ehrengeschenke. So viele Tage wurde nun turniert, bis alle Kämpfer ihre Kraft hatten erproben können. Den Schluß des ganzen Turniers machte wiederum ein Tanzfest, in denen die Damen ihren Verehrern, die keine Preise erhalten hatten, scherzhafte Nachahmungen derselben schenkten, die indeß wie Heiligthümer geehrt wurden. Dann wurden für das nächste Turnier die Vögte gewählt, die Turnierbriefe ausgestellt und aus einander zog der bunte glänzende Schwarm auf die einsamen Burgen, um dort eine Weile von der Erinnerung des eben Erlebten zu zehren.

* * *

Die Kirche war den Ritterspielen von jeher abhold. Schon die Synode von Rheims 1148 eiferte gegen den abscheulichen Mißbrauch, wobei Leib und Seele den Tod erlitten.* Die deutsche Geistlichkeit versagte nach ihrer Angewohnheit, Alles am ernstesten aufzufassen, den im Turnier Gefallenen sogar ein christliches Begräbniß. Als in Sachsen 1176 einmal sechzehn Ritter umkamen, ließ der Klerus als abschreckendes Beispiel die Leiche des Markgrafen Konrad von Meißen vier Wochen unbeerdigt stehen — es bedurfte einer Wallfahrt zum Papste, um ihr die Beisetzung zu erwirken. Innocenz II. und Gregor VIII. bedrohten das Turnieren sogar mit dem Bannfluche, besonders seit der deutsche Adel die härtere Fahrt nach dem gelobten Lande über dem kurzweiligen Speerbrechen vergaß. Das Turnier lockte indeß stärker, als der Bannfluch schreckte; bezeichnend für römische Taktik ist es, daß sie zuletzt ganz die Augen dem als verbrecherisch gekennzeichneten Treiben gegenüber schloß. Ja im fünfzehnten Jahrhundert finden wir streitlustige Aebte, die die Brünne über den fetten Leib schnallen und auf den Klosterhöfen sich mit Tjostiren unterhalten.

In dieser Zeit des allgemeinen Verfalls haben aber die Turniere so ziemlich Alles von ihrer naiven, ursprünglichen Lust, von der Würde ihres moralischen Gerichts, von dem Zauber ihres Minnelebens eingebüßt; Schlemmerei und Laster, tückischer Hader,* Gewinnsucht, beispiellose Verschwendung machen sich breit. Das Stechen mit der Lanze weicht mehr und mehr dem Dreschen mit dem plumpen Kolben. Nach den Schlachten von Sempach und Morgarten sieht man zeitweilig gar zu Fuß (Stechen über die Schranken); dazu treten turnerische Spiele wie Steinstoßen, Springen, Laufen, der Kampf um hölzerne Festungen, Brücken. Eigenthümlich bleibt die Erscheinung, daß die Turniere desto zahlreicher werden, je mehr sie ihrem Ende sich nähern. Es ist, als wollte der mittelalterliche Geist mit aller Macht sich gegen die neue Zeit stemmen, die mit jeder bahnbrechenden Erfindung, mit jedem geistigen Erfolge eine Bresche reißt in das einst so feste Gefüge ritterlichen Wesens, ritterlicher Sonderstellung. Wie eine dahinsterbende Sprache zuweilen noch wunderbare Blüthen in ihrer Literatur zeitigt (ich denke z. B. an die plötzlich hervorgetretene Dichterreihe in unserer verschwindenden niederdeutschen Mundart), so zeigten die letzten Decennien vor der Reformation ein gewaltsames, fast krampfhaftes Festhalten an althergebrachter ritterlicher Gewohnheit. Sagt man doch selbst den Juden in Mecklenburg nach, daß sie ein Turnier veranstaltet hätten, das ihnen freilich theuer zu stehen kam. Im eigentlichen Reiche aber wurde das Turnieren zuletzt zur Manie. Unzählige Turniergesellschaften bildeten sich, wie die vom Bracken, dem Esel, dem Wolf, dem Fisch, dem Einhorn,

* Guilielmi Neubrigiensis historia: Detestabiles nundinæ, unde mortes corporum et animarum sæpius provenerunt. Eine lange Verlustliste giebt Pistorius: Historien des deutschen Reichs I, 123. Das Chronicon Belgicum erzählt gar, daß im Turnier von Neuß 1240 sechzig milites et armigeri ihr Leben eingebüßt und meistens vom Staube erstickt seien. Nach ihrem Tode habe man ein Geschrei von bösen Geistern gehört, welche dabei in Raben- und Geiersgestalt erschienen und sich auf die Leichname gesetzt hätten.

* Beim Turnier von Darmstadt 1403 kühlten Hessen und Franken ihren gegenseitigen Haß. Zwanzig Ritter blieben todt auf dem Platze. Kürner sagt: Männiglich war froh, der ohne Schaden heil zu Hause kam.

Digitized by Google

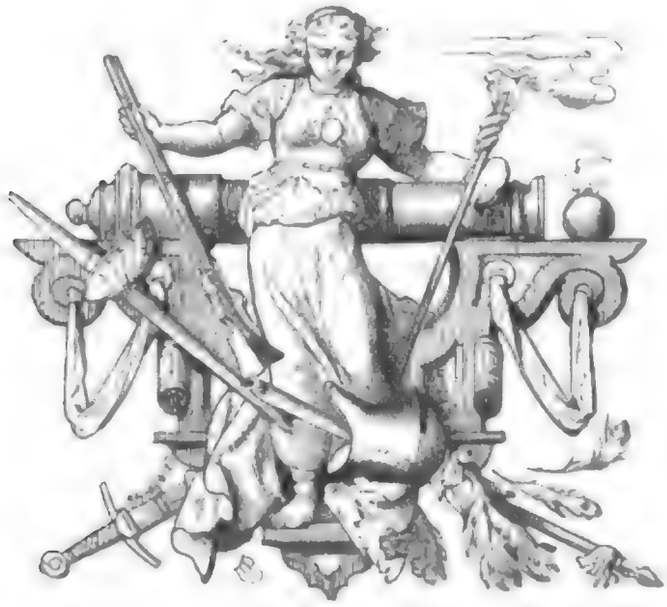
dem gekrönten Steinbock ꝛc. Kaum ein der Heraldik bekanntes Wappenthier gab es, unter dessen Zeichen nicht eine Genossenschaft sich vereinigt hätte. Neben ihnen allen blieb bestehen die Gesellschaft der „vier Lande“. Ihr letztes großes Turnier (zu Worms 1487) strahlte noch einmal im vollen Glanze der alten Zeit.*

Nicht vergessen dürfen wir, daß die Umwälzungen in der Taktik auf dem Schlachtfelde mindestens in gleicher Weise das Ende der ritterlichen Kampfspiele herbeigeführt haben als die staatliche und sociale Entwickelung der Nation. Das Turnier sollte ja seinem innersten Wesen nach Vorbereitung zur Schlacht sein. Seitdem aber Schweizer, Diethmarschen und Hussiten mit ihren plumpen Waffen den Herrn zu Pferde trotz des geschicktesten Tjostes, des verwegensten Puneizes hatten vernichten lernen, verloren die Turniere die Wurzel ihrer Berechtigung. Es kann füglich wohl die Behauptung gewagt werden, daß der Adel auf dem Turnierhof durch seine eleganten Volten, sein immerhin wenig gefahrbringendes Lanzensplittern, sein scherzhaftes Hauen nach Helmschmuck und bergendem Schild die ernste Praxis für das Schlachtfeld verlor. Wo blieb in der Schlacht von Pavia 1525 die glänzende, übermüthige französische Ritterschaft mit ihren Bayard, Tremouille, la Palice, als der blasse Schlachtendenker Pescara ihr zweihundert elende Hakenschützen in den Rücken warf!

Immerhin hat das unrühmliche Verschwinden, das im Sand Verlaufen der ritterlichen Spiele einen Anflug jener Tragik, den das Verlöschen einer jeden glänzenden Erscheinung in der culturgeschichtlichen Entwickelung hervorruft. Wir können unseren Nürnberger Volksdichter begreifen, der noch 1541 singen konnte:

Gedacht mir, Gott geb rhu und fried,
Im Römischen Reich einigkeit,
Das wiederumb auch mit der zeit
Durch Kayserliche Majestat
Und Fürsten mit zeytigem Rath
Werd auffgerichtet der Thurnier,
Das bei Fürsten und Adelszier
Frömbkeit und Tugend blü und wachs
Das wünschet zu Nürnberg Hans Sachs.

* Kleinere Ritterspiele kamen noch im siebzehnten Jahrhundert vor. Montecuculi erstach auf einem solchen zu Modena 1629 seinen besten Freund.



Digitized by Google

Correſpondenzen.

Skizzen aus St. Petersburg.

Wiſſen Sie, was eine Datſche iſt? Schwerlich, wenn nicht etwa einmal zufällig zur Sommerzeit das Dampfroß Sie nach „Piter“ — ſo nennt der Ruſſe kurzweg, wenn er gemüthlich wird, ſeine europäiſche Hauptſtadt mit dem unruſſiſchen Namen — entführt hat, und das geſchieht ſeltener, als die Stadt es verdiente. Denn gerade zur Sommerzeit, vornehmlich Juni und Juli, zeigt die Reſidenz, daß ſie neben dem Impoſanten und Ueberraſchenden, was ſie im Winter bietet, auch reiche landſchaftliche Schönheit zu entwickeln vermag; denn neben dem friſchen Grün des Waldes, das hier nach langer Entbehrung doppelt das Auge ſättigt, ſind es die zahlreichen Fluß- und Meeresarme, die das landſchaftliche Bild beleben, und zumal in den hellen Juninächten iſt die Wirkung eine wahrhaft zauberhafte. Bekannte, die Sie etwa ſuchen möchten, würden Sie freilich nicht viel in der Stadt finden, denn ſie ſind alle ausgeflogen; ſie ſind eben auf — der Datſche. Nun, Sie ahnen ſchon, daß dieſer Collectivausdruck der Inbegriff aller ſommerlichen Wünſche, zumal der St. Petersburger Jugend, iſt, zu welcher ſich denn auch die Damenwelt, ich meine natürlich die geſammte, ohne Murren wird zählen laſſen. Es iſt das „Beatus ille, qui procul negotiis“ ins Ruſſiſche überſetzt; und iſt die „Datſche“ auch keine Tiburtiniſche Villa, ſo iſt ſie doch ein luſtiges Landhaus, welches Sonne und Wind, zuweilen auch dem Regen freieſten Zugang gewährt, und folglich der paſſendſte Sommerſitz für diejenigen, welche mit den paar Sommermonaten im hohen Norden und allen ſeinen Sonnenblicken ſchon geizen müſſen. Haben ſich daher mit den erſten Schwalben die erſten ſommerlichen Tage des Mai eingeſtellt — und gerade dieſes Jahr geſchah es ziemlich früh —, ſo iſt denn auch kein Halten mehr; und vor Allem die Schulen leeren ſich ſo plötzlich und unaufhaltſam, trotz Ordnung und Geſetz, daß man ſchon vierzehn Tage vor dem Schluß ſchließen muß; denn Alles zieht auf die Datſche und quetſcht ſeine Citrone — geſtatten Sie nun ſchon einmal dies ſäuerliche Bild für die freie Sommerzeit — bis auf den letzten Tropfen aus. In Deutſchland iſt das eigentlich nur echte Studentenart, die langen Ferien früher zu beginnen und ſo ſpät als möglich zu enden; hier iſt es allgemeiner Uſus, ja eine Art kanoniſcher Beſtimmung; und wenn dann zuweilen gegen Ende Auguſt auch ſchon die bitterſte Herbſtkälte in die unheizbare Datſche dringt, der richtige „Datſchnik“ hält frierend aus, er muß ja den letzten Tropfen ſeines thatenloſen Sommertraumes genießen. Nirgends iſt das Syſtem der Villeggiatur ein ſo ausgebreitetes als hier, und wenn man mit einem Fremden zu dieſer Zeit die Iſaakskuppel beſtiege, ſo wäre wohl kaum irgendwo am fernen Horizont ein kleinſter Ort zu bezeichnen, hinter dem man nicht wiederum andere Datſchenörter nachweiſen könnte. Und wenn es auch vielleicht doch nur der achte, zehnte Theil von St. Petersburgs Bevölkerung iſt, welcher die „Datſche“ bezieht, ſo iſt doch der Flächeninhalt, den dieſelben allſommerlich heuſchreckenartig bedecken, reichlich der hundertfache der geſammten Hauptſtadt ſelbſt; und die Luftſäule, deren Sauerſtoff ſie dann für ihre benachtheiligten Lungen auspumpen, iſt eine anſtändige Kubikgröße, deren Ausrechnung wir einem leidenſchaftlichen Statiſtiker gern überlaſſen wollen. Ja, da ſehe aber auch nur einmal Einer von einem Landhauſe am Meeresſaum nördlich oder ſüdlich

Digitized by Google

des finnischen Golfes zur Hauptstadt bei klarstem Wetter über die blitzende blaue Meeresfläche hin; ein entzückender Anblick! Eine langgestreckte Reihe von stattlichen Häusern, die vielfach von waldigen Inseln unterbrochen wird; darüber sich erhebend eine bedeutende Anzahl kleinerer und größerer Kirchen mit goldgedeckten, zwiebelartigen Kuppeln; alle überragend die gewaltige Isaakkuppel, die im Sonnenlichte wahrhaft majestätisch erstrahlt. Aber über Allem lagert unheimlich, wiewohl im Sonnenschein auch hellgoldig erglänzend, eine so dicke, deutlich erkennbare Luftschicht, daß man nur mit Bedauern an jene denkt, die darin athmen, und an diejenigen, die über ein Kleines dahin zurückkehren sollen; die Naturnothwendigkeit der Datsche, für welche der Petersburger das Letzte hergiebt, etwa wie der Wiener für den Carneval, begreift sich dann um ein Bedeutendes leichter. Unter diesen Datschen, diesem allgemeinen Bedürfniß, muß man freilich nun nicht stets Villen verlangen im vornehmen Stil, wie bei Hamburg, Berlin, Wien, vor allen Dingen keine steinerne; principiell schon muß die Datsche von Holz sein, selbst die allervornehmste „Ministerdatsche". Dieselbe muß aufs reichste im russischen Stil, mit geschnitztem und buntem Holzwerk verziert sein oder irgend einen abendländischen Charakter an sich tragen; Schweizer, schottischen, italienischen Stil, Alles können Sie hier finden, und die Gartenkunst hat oft Zauberdinge gethan, um in diesem nordischen Klima den Lusthäusern einen überraschenden Rahmen zu gewähren. Aber so vornehm braucht das Ding nicht zu sein; für ein echtes, durch abendländische Cultur unbelecktes russisches Herz erscheint ein einfaches nacktes Holzhaus weit wonniger und lockender, mit möglichst viel Sonnenseite, denn der echte Russe kann eine unglaubliche Menge von Hitze vertragen; glaubt derselbe doch sogar in der That die Hitze zu lindern, wenn er noch einen Pelz anzieht und dazu glühend heißen Thee trinkt; ein anderer Sterblicher würde umkommen unter dieser Wärmecombination, welche die Phantasie eines Afrikaners neidisch machen könnte. Da liegt denn so Einer im Grase, auf dem Teppich oder ohne Teppich, trinkt Otschischtschennyi — bitte nicht zu niesen, wenn Sie dieses Wort buchstabiren —, das heißt angeblich „gereinigten" Branntwein, aus einer Wassercaraffine und fühlt sich so künstlerisch beseligt als nur je ein faullenzender Lazzaroni am blauen Gestade des ausonischen Meeres; denn in der Kunst des dolce far niente, in der Virtuosität der Trägheit, ohne sich zu langweilen, ist der Russe der italienischen Race sicherlich noch „über"! Ist ein solcher Mann oder seine Familie noch von etwas Bildung angehaucht, so liegt wohl seine halberwachsene Tochter in der Hängematte, bei dem Dampf ihrer „Papiros", das heißt der Cigarette, das edle Parfüm eines Zola'schen modernen Musterromans einzuathmen, indeß der hoffnungsvolle Sohn irgend eine der neuesten socialpolitischen oder naturwissenschaftlichen Novitäten — je toller das Theorem, desto imposanter — mit wenig Verstand und viel Selbstbewußtsein verschlingt. Nun dergleichen bildet ja freilich auch nur einen Theil der Gesellschaft, aus dem allerdings der Nihilismus reichlichste Nahrung zieht, und es giebt auch der Familien genug, welche, wenn schon die Zeit todtgeschlagen werden soll, dieselbe auf nützlichere Weise todtzuschlagen wissen und harmloseren Vergnügen nicht abhold sind.

Einen hervorragenden Moment in dem Leben aller Russen bildet aber hier wie auch sonst das Essen; dieses Geschäft wird mit Andacht und Kunst betrieben und ist ein wahrer Opferdienst auf dem Altar des häuslichen Herdes. Das Hauptopfer findet statt zur richtigen Zeit gegen fünf bis sechs Uhr, wenn die Hitze nachläßt, denn bei der Hitze vermag auch der Russe nur zu trinken, doch nicht zu essen; es ist das die Zeit, wo die Männer aus der Stadt kommen, ihrer Geschäfte entladen, oder wenigstens Gäste erwarten können. Ein solches vielseitiges Mahl will ja aber auch bewundert werden, und schon die Kunst der „Schlachtordnung" verdient das volle Lob des Kenners. Zu einem solchen richtigen Mahl gehört vor Allem auch die „Sakuska", der „Imbiß", zu welchem eine ganze Reihe von allen erdenklichen Sorten saurer und salziger Fische, Krebse, Pilze, Würstchen, Schinken, Käse und weiß der Himmel noch was für appetitreizenden Gegenständen nebst den nöthigen Liqueuren „vorgetragen" und wo in unglaublich kurzer Zeit „stehenden Fußes" ganz Bedeutendes geleistet wird, so daß ein Anderer glauben möchte, damit müßten die Betreffenden schon gesättigt sein. Aber nein, sie haben nur den Appetit gereizt; allerdings scheinen sie ihn dann auch so grimmig „gereizt" zu haben, daß derselbe nun um so wüthender drauf und drein geht. Diese Tafelsitte des Imbisses, die übrigens aus Schweden zu stammen scheint, wo sie noch kunstvoller inscenirt wird, ist nun übrigens auch durchgängig von den hiesigen Deutschen und Engländern acceptirt, nur daß sie natürlich um ein Bedeutendes weniger in den Vordergrund tritt und jedenfalls nicht ganz die Hauptrolle des täglichen Daseins bildet. Für die Abendunterhaltung sorgt alsdann eine Anzahl von musikalischen Etablissements, — wenn ich nicht irre, sind es diesen Sommer vier bis fünf Operettenbühnen allein, welche französisch oder russisch allabendlich ein zahlreiches Publikum anlocken, ungerechnet die geringeren „Sommergärten" und die unzählbaren

Digitized by Google

Sommerclubs, die bis zum geringsten Kegel- oder Whistclub eine bedeutende Anziehungskraft auf Liebhaber ausüben. Doch überlassen wir uns nicht diesen zweifelhaften Anziehungspunkten, sondern machen wir noch eine kleine Abendfahrt auf den Seitenarmen der Newa selbst, die bei so schönem Abendsonnenschein wie heute zu den wunderbarsten Genüssen gehört. Die vielarmige Nymphe der Newa zeigt sich an solchen lauen Juliabenden in verlockendster, reizendster Gestalt; auf der leisbewegten Oberfläche des Stromes schimmert es wie von zahlreichen kostbaren Geschmeiden, mit denen sie spielt, und die abendliche Luft ist so lind und mit so unvergleichlicher Anmuth durchzogen, daß Jeder sich gern gleich den Armen der Nymphe anvertrauen wollte; und wenn Sie dann einen der vielen kleinen, flinken Dampfer bestiegen haben, welche nach allen Seiten hin jeden Augenblick Sie nach den „Inseln" führen, dann ist Ihnen alsbald das Steingewirr der gewaltigen Stadt völlig entschwunden. Zwischen dem buschigen, dichten Grün der Inseln, aus denen die lustigen Datschen, eine dicht bei der anderen, eine wahre Laubhüttenstadt, grüßen und winken, die eine einladender als die andere, würde Ihnen auch die Lust kommen, hier Hütten zu bauen, wenigstens für einige Zeit; aber lautlos und flink geht es weiter durch ein wahres Labyrinth von Wasserarmen, die, alle gleich sanft vom Abendhauch bewegt, dem abendlich beruhigten Bilde einen milden Untergrund verleihen. Sie aber landen an irgend einem der vielen Landungspunkte, wo liebe Freunde Ihrer warten und Sie im laubigen Schatten eines kleinen Gärtchens auf Petersburger und doch wieder auf deutsche Weise zu fesseln wissen, um so mehr, da Sie ja nicht merken, wann und wie spät es wird.

Wenn Sie dann aber, natürlich erst — denn früher kommen Sie nicht los — lange nach Einbruch der Nacht, die doch keine ist und kein Dunkel duldet, wieder eines der nun schon einsamen Schifflein besteigen, dann werden Sie selbst in der liebenswürdigsten Begleitung stumm vor dem Zauber der nordischen Sommernacht. Am Himmel eine wunderbare Durchsichtigkeit der Färbung, die nicht Nacht und nicht Tag ist, sondern eine dem Auge höchst wohlthuende klarlichte Dämmerung, bei der auch die zarteste Schrift zu lesen ist; die Bläue des Himmels selbst zum Horizonte hin in ein zart abgetöntes Grün hinüberfließend, so daß man die Grenze beider so verschiedenen Farben nicht unterscheiden kann; Wolkenstreifen, die etwa am Himmel schweben, so sanft lichtroth angehaucht, daß es eben nur ein Hauch erscheint, der sie färbt; und nun gar der Widerschein in den Gewässern, der uns glauben macht, auf flüssigem Gold und lichtem Purpur dahinzuschwimmen, die malerischen buschigen Ufer dazu in dämmerndem Halblicht verborgen; wahrlich, an einem solchen Abend ist es begreiflich, wenn sich Jemand selbst an den göttlichen Gestaden von Neapel oder Syrakus nach seinem Petersburg zurücksehnt und alle Schönheit des Südens nicht für eine solche nordische Nacht hingiebt; im Uebrigen freilich, wenn ich in der Schweiz und am Rhein Petersburger sich nach ihrem Datschenleben zurücksehnen hörte, dachte ich wenigstens im Stillen: um alle Geheimnisse dieses unfaßbaren Zaubers zu begreifen, muß man freilich ein „geborener Petersburger" sein.

Digitized by Google

Literariſche Mittheilungen.

Neue Romane.

Die belletriſtiſche Production hat in letzter Zeit einen erfreulichen Aufſchwung genommen, und wenn es auch ſelbſtverſtändlich niemals ausbleibt, daß zwiſchen den talentvollen und hervorragenden Erſcheinungen manche unbedeutende oder auch tadelnswerthe Erzeugniſſe auftauchen, ſo kann doch im Allgemeinen immerhin eine Verbeſſerung des Geſchmacks, eine größere Einfachheit und Natürlichkeit in der Wahl der Stoffe ſowohl wie in der Behandlung conſtatirt werden. Noch immer iſt die culturhiſtoriſche Erzählung auch unter den neueren Erſcheinungen vertreten, und wir erwähnen in dieſer Beziehung den Roman aus der Zeit des Kaiſers Tiberius: **Der Tusker.** Von Erich Lilſen. (Leipzig, W. Friedrich.) Rudolf Kleinpaul, der genaue Kenner der localen und überhaupt ſtofflichen Grundlage dieſer Erzählung, hat derſelben ein wohlwollendes Vorwort gewidmet, und in der That ſpricht ſich eine genaue Kenntniß der betreffenden Verhältniſſe, großer Fleiß und eine nicht unweſentliche Darſtellungsgabe in dem Werke aus, welches das Verhältniß des allmächtigen Günſtlings Aelius Sejanus zu dem Kaiſer Tiberius in anſchaulicher Weiſe durchführt. Das Ganze iſt leider ohne eigentliche Vertiefung, es ſchildert mehr eine Palaſtintrigue als einen großen hiſtoriſchen Vorgang und wirkt daher auch mehr theatraliſch als tragiſch. Das archäologiſche Element tritt ſtärker hervor als das eigentlich hiſtoriſche, aber nichtsdeſtoweniger feſſelt das Buch bis zum Schluſſe. — Weniger iſt dies bei der Erzählung **Witukind** von Georg Rapp (Leipzig, J. Lehmann) der Fall, welche nach dem Tode des Verfaſſers in zweiter Auflage, bearbeitet und mit einem Vorwort von Armin Stein begleitet, erſchienen iſt. Auch hier iſt großer Fleiß auf die Bewältigung des Stoffes verwendet worden, aber die Geſtaltungskraft des Dichters hat nicht völlig ausgereicht, und was das Schlimmſte iſt: er ſteht überall hinter ſeinen Geſtalten und ſtört ihre Unbefangenheit, indem er ſie vorher davon unterrichtet, wie der Ausgang ihrer Kämpfe ſein wird. Auch iſt es gewiß keine glückliche Idee, daß die weltbeſiegende Macht des Chriſtenthums hauptſächlich durch eine Mädchengeſtalt vertreten iſt, welche während der Erzählung in geſchickter Weiſe eine Verkleidungsrolle ſpielt und doch im Grunde uns nicht überzeugen kann, daß ihr Gefühl für Witukind etwas Anderes iſt als die Liebe des Weibes zum Manne, die im Chriſtenthum zwar auch ihre Verklärung findet, aber doch nicht der Kern ſeiner Offenbarung iſt. — Unter der beträchtlichen Zahl derjenigen Romane, welche ihren Stoff dem geſellſchaftlichen Leben unſerer Zeit entnehmen, iſt **Herr und Frau Bewer** von Paul Lindau (Breslau, S. Schottländer) eine echte Paul Lindau'ſche Arbeit. Ein ungemein leichter und an ſich herzlich unbedeutender Stoff, aber mit bewundernswerther pſychologiſcher Schärfe ausgearbeitet und nicht nur mit großer Routine bis zum Schluß ſpannend durchgeführt, ſondern auch überaus flott geſchrieben. Das Ganze dreht ſich um die kurze Geſchichte einer Liebe, die in dem Herzen eines biederen, ſeelenguten, enorm reichen, aber herzlich beſchränkten Deutſch-Amerikaners für ein leichtſinniges, zwar nicht bösartiges, aber ſeelenloſes Geſchöpf, eine Liederſängerin vom Walhallatheater in Berlin, entſteht und vergeht. — Viel reichhaltiger in Bezug auf den Stoff, mit großem Geſchick und oft hinreißendem Schwunge gearbeitet, aber etwas einſeitig in der Charakteriſtik, erſcheint **Conflicte** von El. Schack v. Igar, zwei Bände (Stuttgart, Metzler'ſche Buchhandlung), worin das Elend einer modernen Ehe ergreifend und mit vielen lebenswahren Zügen geſchildert iſt. Die

Digitized by Google

Heldin heißt Corinna, sie ist an einen rohen Patron verheiratet, nach der Absicht der Verfasserin — denn nur eine solche kann es sein — das Ideal eines Weibes, das den besonnenen Lesern vielleicht etwas überspannt erscheinen wird, eine edle, unglückliche Frau, die von einem etwa dreißigjährigen Manne, dessen Lippen nie vorher ein Weib geküßt, der nie Liebe gefühlt, bevor er sie sah, mit schwärmerischer Anbetung verehrt wird. Die Dichter sind ja am Ende in ihrem Rechte, wenn sie ihre Geschöpfe nach Gutdünken zu bestimmten Zwecken gruppiren, aber daß die Ehemänner alle Schuld tragen und die armen unglücklichen Frauen als edle Opfer erscheinen, ist doch etwas einseitig, und der Hieb, welchen Richard Wagner, der Dichter und Componist des „Lohengrin", gelegentlich in dem Buche erhält, steht damit nicht außer Zusammenhang. — Ein liebenswürdiges Buch ist der Familienroman **Die Königswaldes** von Angelika v. Marquardt (Breslau, S. Schottländer), eine ruhig gehaltene Erzählung, bei welcher es sich um ein Majorat handelt, ein Fall mehr, wobei Menschenglück durch vorgreifende Bestimmungen bedroht wird. Einzelne seltsame stilistische Wendungen sind uns aufgefallen. Man sagt wohl: „Jemand gut sein", aber „dem Einen besser sein als dem Anderen", war uns neu. Uebrigens sind in dem Buche sowohl die leidenschaftlich heftigen Aufwallungen des Gemüthes wie die Aufopferungsfähigkeit oder der stille Kampf gegen widrige Verhältnisse mit großer Feinheit geschildert. — Ein kürzlich erst in die Oeffentlichkeit getretenes und bereits sehr viel besprochenes Talent ist der Verfasser des Romanes aus dem Arbeiterleben: **Die Betrogenen**, Max Kretzer (Berlin, Kogge & Fritze), der mit einem zweibändigen socialen Roman, „Sonderbare Schwärmer", debütirt und dann eine Erzählung: „Die beiden Genossen", veröffentlicht hat. Die neueste Arbeit ist bedeutend besonnener und abgeklärter als die früheren, in denen noch Vieles durch einander gährte. Was allen Arbeiten Kretzer's zum Vortheil gereicht, ist der unerschrockene Griff in das Wogen der großen socialen Fragen unserer Zeit und die ergreifende Herzenswärme, womit er die Probleme derselben behandelt. Man hat ihn vielfach mit Zola verglichen, und er tritt allerdings als Naturalist und unerbittlicher Zergliederer großstädtischen Elends in dessen Spuren. — Als ein Dichter von poetischer Empfindung zeigt sich Hermann Heiberg in seinen **Acht Novellen**, die in einem geschmackvollen Bande bei W. Friedrich in Leipzig erschienen sind. Der Verfasser hat durch sein Buch: „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland", günstig von sich reden gemacht; die vorliegenden „Acht Novellen" sind in der Wahl der Stoffe unter einander grundverschieden, von erschütternd tragischer bis zur humoristischen Wirkung, so daß man fast auf den Gedanken kommen könnte, er habe aus einer großen Sammlung hier nur zur Auswahl Proben geben und beweisen wollen, daß ihm die mannigfaltigsten Töne zu Gebote stehen. Die einzelnen Novellen sind sämmtlich originell; am besten gefiel uns das einfache Lebensbild „Unsʼ Korl", am wenigsten das gar zu düstere pessimistische Bild „Hinter der Düne". — **Die Hofdame der Erzherzogin** von F. von Witzleben-Wendelstein (Breslau, Schottländer) ist eine gut erzählte, spannende Geschichte, die mit großer Sicherheit die Lebensformen der bevorzugten Gesellschaft vorführt. Die Heldin, eine Gräfin Josephine Seidine, wird an ihrem eigenen Herzen irre, als der Erbprinz eines kleinen Fürstenthums ihr seine Liebe weiht; aber sie heiratet zuletzt doch ihren Geliebten, einen adeligen Schriftsteller. — Mag der Jesuitenorden auch viel Unheil in der Welt gestiftet haben, für eine große Anzahl von Romanschriftstellern behält er immer seinen Werth. Dies zeigt sich auch in **Elfriede** von O. Bach (Berlin, E. Le Coutre), worin die Hauptfragen der Gegenwart, der Culturkampf und der Socialismus, den Hintergrund zu einer lebhaft geschriebenen, für ein größeres Publikum berechneten Erzählung bilden, bei welcher allerdings manches Unvermittelte und Willkürliche in den Kauf genommen werden muß. — In dem Roman **Der Sohn des Flüchtlings** von Moritz v. Reichenbach (Breslau, S. Schottländer) ist zu bedauern, daß die fremde Scenerie und die ausländischen Menschen die Wirkung nicht so tief gehen lassen, als es der Fall sein könnte, wenn der Verfasser — oder die Verfasserin — im Vaterlande geblieben wäre. Ein junger talentvoller und schöner Künstler, der die Tochter aus einem vornehmen Hause liebt, wird zuletzt als Verwandter seiner angebeteten Ellinor erkannt und erbt sämmtliche Familiengüter. Das ist nicht neu, aber es ist hübsch und ohne Uebertreibung erzählt. — Eine recht achtungswerthe, aber etwas farblose Erzählung ist **Buchenheim** von Theod. v. Barnbüler (Stuttgart, C. Krabbe), in welcher leider die Figuren gar zu wenig individuelles Leben besitzen und mehr wie Schemen erscheinen, die uns nicht recht interessiren können. Ein nicht gegebener Kuß spielt eine verhängnißvolle Rolle; die schwankende Haltung der Heldin, die vielen Reflexionen über Vorurtheile, Standesunterschiede, Vaterlandsliebe und dergleichen ermüden zuletzt. Die beste Figur ist ein Franzose mit deutschen Sympathien, den seine Landsleute als Spion erschießen. — Eine ungewöhnlich effectvolle und spannende Geschichte ist **Der Erbe von Mortella** von A. Dom. (Breslau, S. Schottländer.) Hier treten die Schattenseiten der weiblichen Natur: Hochmuth, ausgebildete Verstellungs-

Digitized by Google

kunst, Herzlosigkeit, wenn es gilt, egoistische Absichten zu verfolgen, sehr in den Vordergrund; die ganze Erzählung hat etwas Aufregendes und fesselt die Aufmerksamkeit bis zum Schlusse, wenngleich der Stil zuweilen der Feile bedurft hätte. — **Herrschen oder Dienen?** Roman in zwei Bänden von M. Kautsky. (Leipzig, Carl Reißner.) Ein seltsames Buch, das von den psychologischen Errungenschaften unserer Zeit nichts weiß und in welchem Reich und Arm noch mit Schlecht und Gut identisch ist. Auch verräth sich viel zu oft die weibliche Feder, nicht nur in den naiven Begriffen über öffentliche Fragen, sondern auch in der Ueberschätzung des Einflusses, den die Frau auf deren Beantwortung hat. — **Geschichten zur Geschichte der Juden.** Von Karl Schram. (Wien, E. Czaki.) Daß der Verfasser dieser Erzählungen selbst Jude ist, würde dem Eindruck nichts schaden, aber daß er inconsequent ist, beeinträchtigt die Wirkung. In „Eine Mischehe" will sich der Held nicht taufen lassen und motivirt dies so: „Erfährt mein Sohn, daß sein Vater ein Jude war, so muß er ja unglücklich werden." Er bleibt also Jude und bringt großes Elend über Weib und Sohn, bis sie endlich auswandern. Das ist jene Heuchelei, welcher die Juden unserer Zeit sich häufig schuldig machen. Widersteht der Jude der Taufe aus innerer Ueberzeugung, gut — jedes andere Motiv ist erheuchelt, denn der christliche Sohn würde gewiß nicht unglücklicher, wenn der Vater sich taufen ließe, als er es wird, wenn derselbe Jude bleibt. — Zum Schluß erwähnen wir noch eine kleine Sammlung **Hochlandsgeschichten** von August Silberstein, die in der „Collection Spemann" ein Bändchen bilden und mit ihrer frischen ungekünstelten Natürlichkeit den reinen Hauch der Alpenluft dem Leser in die Seele zaubern.

Lebensbilder.

Das Interesse an Bildern von Menschen ist im beständigen Steigen begriffen; aus dem reichen Material heben wir einige Schriften der letzten Jahre heraus: **August Hermann Francke.** Ein Lebensbild von Gust. Kramer. Erster Theil. (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses.) Eine Lebensbeschreibung Francke's war längst ein Bedürfniß. Auch lag das Material in den Handschriften des Waisenhauses seit der letzten Katalogisirung derselben in geordneter Fülle vor. Der Verfasser muß als besonders geeignet bezeichnet werden, die Lösung dieser Aufgabe in Angriff zu nehmen. Viele Jahre hindurch ist er der Leiter derjenigen Anstalt gewesen, welche als die bedeutendste Schöpfung Francke's angesehen werden muß: des Waisenhauses in Halle. Er ist zugleich in der pädagogischen Welt auf das vortheilhafteste bekannt. Den Erwartungen, die man solchergestalt hegen durfte, entspricht durchaus der nunmehr veröffentlichte erste Band, welcher bis zum Jahre 1702 führt und somit insbesondere die stürmische Zeit seiner Entwickelung, die Zeit der Kämpfe für die von ihm ins Leben gerufenen Anstalten, umfaßt.

Lorenz Oken. Eine biographische Skizze von Alexander Ecker. (Stuttgart, E. Schweizerbart.) Die Schrift ist aus einer Rede entstanden, welche in einer Versammlung von Naturforschern gehalten wurde und die insbesondere die berühmte Frage nach dem Verhältniß Goethe's zu Oken erörterte. Nunmehr sind höchst interessante Zusätze hinzugetreten, welche das Bild dieses gewaltig oder auch gewaltthätig auf seine Zeit wirkenden Mannes lebhaft vergegenwärtigen. Insbesondere sind es Briefe an hervorragende Naturforscher, welche einen Einblick in die regellose, von einem inneren Feuer geleitete naturwissenschaftliche Arbeit Oken's gewähren. Es ist bekannt, daß das einseitige Urtheil des Verfassers in Bezug auf das Verhältniß Oken's zu Goethe lebhaften Angriffen ausgesetzt gewesen ist.

Das Leben des Staatsrath Knut. Von Friedrich u. Paul Goldschmidt. (Berlin, J. Springer.) Von dem Naturforscher der gährenden naturphilosophischen Epoche gelangt man hier zu einem Zeitgenossen desselben, welcher in ruhiger Absolge von Thätigkeit in einer aufsteigenden Reihe wichtiger Beamtenstellen, niemals jedoch an der Spitze, an der Entwickelung des preußischen Staates Antheil genommen hat. Dem größeren Publikum ist dieser Mann als Erzieher der Brüder Humboldt und als Freund und Genosse v. Stein's aus den biographischen Mittheilungen über diese Männer bekannt. Nun tritt er aus den Acten als Mitbegründer der Gewerbe- und Handelsfreiheit in Preußen als einer der eifrigsten Förderer des gewerblichen Bildungswesens hervor. Es ist ein reizendes Buch, in welchem dies besonnene und geordnete Leben uns vorgeführt wird; ein reiches Material von Briefen und Acten ist musterhaft verwerthet.

Ein in anderer Art höchst erfreuliches Buch ist: **Briefe und Gedenkblätter.** Von Charles Kingsley. Herausgegeben von seiner Gattin. Uebersetzung von Sell. (Gotha, F. A. Perthes.) Wir berühren heute dies Buch nur kurz, da wir ein Bild des Lebens dieses Mannes und seiner Bedeutung in diesen Blättern zu entwerfen die Absicht haben; aber wir weisen so nachdrücklich als möglich auf diese Biographie

Digitized by Google

hin. In Deutschland ist Kingsley am meisten bekannt geworden durch seinen historischen Roman „Hypathia". Bulwer's „Letzte Tage von Pompeji" und Kingsley's „Hypathia" sind das Vorbild der culturhistorischen Romane gewesen, von denen heute der deutsche Büchermarkt überflutet ist. Doch muß man sagen: ein unerreichtes Vorbild. Der Roman Bulwer's, so bekannt er ist, wird doch nicht mehr so geschätzt, wie er es verdient; seine Darstellung der Christen ist höchst bedeutend. Doch überragt denselben durchaus an Tiefe des Verständnisses jener großen Zeiten, in denen die alte und die neue Welt sich begegneten, der Roman Kingsley's. Er ist aus dem Innersten einer mächtigen Natur geschrieben, in welcher jener Kampf zwischen Christenthum und Philosophie, der den Roman erfüllt, Leben war. Auch seine anderen Romane sind durchaus bedeutend. Ist nun Kingsley in Deutschland in erster Linie als Romanschriftsteller bekannt, so ist er dem Engländer noch von einer ganz anderen Seite sehr bedeutend und interessant, und das vorliegende Buch lehrt ihn auch uns in Deutschland von dieser Seite kennen: er erscheint als in die Kämpfe dieses Jahrhunderts um sociale Reformen leidenschaftlich verwickelt, als einer der Führer der Reformpartei, welche die Interessen der Arbeiter vertrat, zugleich als eines der Häupter einer freien kirchlichen Richtung. Es giebt etwas, was uns dies Buch noch werther macht als Alles, was wir bisher angeführt. Dies ist, daß der Mensch, der in ihm hervortritt, mächtige Agilität, Lebenskraft ist. Wir wüßten ihn hierin nur mit Carlyle zu vergleichen.

Geschichte Englands.

Schon einmal haben wir unsere Leser auf ein Werk hingewiesen, welches die Entwickelung der gegenwärtigen englischen Verfassung zu seinem Gegenstande hat: **Vorlesungen über englische Verfassungsgeschichte.** Von Max Büdinger. (Wien, Carl Konegen.) Es giebt wenige Gegenstände historischer Natur, welche ein gleiches Interesse in Anspruch nehmen dürfen; an diesem politischen Kunstwerk haben viele Jahrhunderte geschaffen, und die Art und Weise, wie sich Stein an Stein gefügt hat, verdient eine gründliche Betrachtung. Der Sinn für das historische Recht hat hier ein Ganzes eigenster Art hervorgebracht. Das vorliegende Werk nimmt einen eigenthümlichen Gang, welcher aber der Natur des Gegenstandes sehr wohl entspricht. Es entwickelt zuerst die gegenwärtige Verfassung, alsdann giebt es die Geschichte der königlichen Gewalt, wie ihre unbedingte Macht legalen Beschränkungen unterworfen wurde, wie andererseits die kirchliche Gewalt der Krone zufiel und aus welchen Kämpfen die gegenwärtige parlamentarische Parteiregierung sich gebildet hat. Hieran schließt sich die Geschichte der Volksvertretung und der Pflichten und Rechte des Volkes.

Auch eines anderen Werkes haben wir schon früher gedacht bei dem Erscheinen des ersten Bandes. Nunmehr liegt der zweite vor uns: **Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert.** Von William Edward Hartepole Lecky. Uebersetzt von Ferd. Löwe. Zweiter Band. (Leipzig u. Heidelberg, Winter'sche Verlagsbuchhandlung.) Dieser Band umfaßt zunächst die Geschichte der Colonien, die von Schottland und besonders ausführlich die von Irland in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Alsdann erweitert sich der Schauplatz, und die große europäische Politik wird in höchst dramatischer Erzählung in jener ruhmvollen Zeit sichtbar, in welcher der große Staatsmann Pitt sein Vaterland leitete. Endlich entwickelt der Verfasser in einem vorzüglichen culturhistorischen Capitel, welches er „Die religiöse Neubelebung" überschrieben hat, die Ursachen des undogmatischen Charakters der englischen Theologie im achtzehnten Jahrhundert und den Ursprung, die Geschichte und den außerordentlichen Einfluß des Methodismus. Hier ist der Verfasser auf seinem eigensten Boden. Aber Alles in Allem macht Lecky vor unserem Auge eine eigenthümliche Wandlung durch. Er hatte mit Darstellungen aus der Geschichte der intellectuellen und religiösen Bewegung begonnen, und es schien eine Zeit lang, als sollte er der Nachfolger Buckle's in Bezug auf die ihm eigenthümlichen Aufgaben werden. Freilich war schon damals die Divergenz ihrer Richtungen eine sehr in die Augen fallende, und der jüngere Historiker zeigte eine geringere Ausbreitung der wissenschaftlichen Kenntniß, aber einen viel höheren Grad gesunder Würdigung geschichtlicher Thatsachen. Nunmehr sehen wir ihn gänzlich zur politischen Geschichte übergegangen und dieser sehr umfassenden Aufgabe durchaus gewachsen.

Ein Buch behandelt die Geschichte Englands im neunzehnten Jahrhundert, welches in diesem Lande selber ein Aufsehen macht und einen Erfolg gehabt hat, wie er kaum seit dem Hervortreten des berühmten Werkes von Macaulay erlebt worden ist. Binnen sieben Monaten ist es in dreizehn starken Auflagen verbreitet worden: **Geschichte Englands von der Thronbesteigung Victoria's bis zum Berliner Congreß. 1837 bis 1878.** Von Justin McCarthy.

Digitized by Google

Erster Band. Autorisirte deutsche Ausgabe von Leopold Katscher. (Leipzig, B. Schlicke.) Freilich ist dieser Erfolg nicht in demselben Maße verdient, wie es der des großen englischen Historikers gewesen. Der Verfasser ist ein geborener Journalist; er hat die gewöhnliche Laufbahn der Journalisten in diesem Lande durchgemacht, begann in der Provinz, wurde dann Parlamentsberichterstatter, stieg und wuchs solchergestalt, bis er im vorigen Jahre ins Parlament trat. Er ist einer der heftigsten irischen Radicalen, und wenn seine Objectivität in dem vorliegenden Bande Erstaunen erregte, so ist es doch mehr die Kunst der Form als die Unbefangenheit des Inhalts, was diesen Eindruck hervorbringt. Zu dem radicalen Journalisten tritt der Romanschriftsteller, und seinen Kunstgriffen nicht am wenigsten verdankt das vorliegende Buch seinen außerordentlichen Erfolg. Liest man seine Charakteristik Disraeli's oder eines anderen seiner berühmten Zeitgenossen, so scheinen sich Figuren aus Romanen vor uns zu bewegen; denn eben die kleinen und anekdotenhaften Züge geben seinen Gemälden das Leben.

Aus der alten Geschichte.

In dritter Auflage erscheint ein Buch, dessen erster Wurf durch die Frische der Form dasselbe sofort zu einem dauernden Bestandtheil unserer historischen Nationalliteratur gemacht hat: **Geschichte Alexander's des Großen.** Von Joh. Gust. Droysen. Dritte Auflage. Mit fünf Karten von Rich. Kiepert. (Gotha, F. A. Perthes.) Es ist nun manches Jahrzehnt her, daß der Verfasser die alte Geschichte, die Liebe seiner Jugend, aufgegeben und sich der Untersuchung der modernen Zeit zugewendet hat; trotzdem hat er dem Werk eine sorgsame und eindringende Nacharbeit gewidmet; es vertritt immer noch unsere Kenntniß dieser außerordentlichen Erscheinung in mustergültiger Weise. Eine lebendige anschauliche Erzählung, welche überall auch die Fassungskraft des jungen Studenten nicht übersteigt, eine edle Begeisterung für diesen Triumphzug der griechischen Stämme: dies Alles macht das Buch heute noch so anziehend, als es zur Zeit seines ersten Erscheinens war.

Eine Specialuntersuchung ganz anderen Charakters liegt vor in: **Der italische Bund unter Roms Hegemonie.** Staatsrechtliche und statistische Forschungen von Julius Beloch. Mit zwei Karten. (Leipzig, B. G. Teubner.) Es ist kein Zufall, wenn die Untersuchung von Bundesverhältnissen und Staatenbünden in der neueren Zeit mit Vorliebe gepflegt worden ist. So ist das Bundesverhältniß innerhalb der beiden berühmten griechischen Staatenbunde eindringenden Untersuchungen unterzogen worden. Der italische Bund wird hier in einer vorzüglichen Arbeit auf der Grundlage einer umsichtigen Erwägung der gesellschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse Italiens entwickelt. Ueberall ist der Grundcharakter solcher Bundesverhältnisse derselbe, welcher auch in unserem Bundesstaat hervorgetreten ist. Wehrgenossenschaften sind sie alle ursprünglich, und so zeigt der Verfasser der vorliegenden Untersuchung, wie die Schöpfer des italischen Bundesrechtes die Aufgabe gelöst haben, die innere Autonomie der Eidgenossenschaft zu wahren und dabei doch die volle Wehrkraft dieser Staaten zur Vertheidigung des gemeinsamen Vaterlandes verfügbar zu machen.

Ein Meisterwerk der Geschichtschreibung erscheint spät genug für seine Bedeutung nunmehr in zweiter Auflage: **Die Zeit Constantin's des Großen.** Von Jakob Burckhardt. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. (Leipzig, E. A. Seemann.) Ein Vierteljahrhundert ist vorüber seit dem Erscheinen dieses genialen Werkes, welches damals zum ersten Male die souveräne Herrschaft Jakob Burckhardt's über die Culturgeschichte sichtbar machte. Seine „Renaissance in Italien" und sein „Cicerone" haben vermöge der stärkeren Anziehungskraft des Stoffes in viel weiteren Kreisen gewirkt; dennoch steht in der genialen Macht des Wiederverständnisses des Vergangenen dies Buch jenen anderen gänzlich gleich, ja in dem mehr erzählenden, behaglicheren Flusse der Darstellung, in dem freieren Gang des Ueberblicks über die Cultur besitzt es unverkennbare Vorzüge. Es giebt kein Werk, in welchem der Untergang des Heidenthums mit so tiefem Auge gesehen worden wäre. Ueberhaupt: wir Deutschen haben wenige Werke geschichtlicher Art, die als vollkommen classisch anerkannt werden dürfen — dieses ist eins von ihnen.

Ueber das Christenthum und die Cultur.

Es giebt kein schwierigeres Gebiet als die Behandlung der Stellung, welche das Christenthum in unserer heutigen Cultur einnimmt. Der Gegenstand ist neuerdings sehr geistvoll von einem Italiener behandelt worden, dessen Schrift auch in Deutschland mit Recht beachtet

Digitized by Google

worden ist: **Christenthum, Katholicismus und Cultur.** Von Rafaele Mariano. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) Die katholische Frage ist für Italien von ganz besonderem Gewicht. Einige bedeutende Schriftsteller dieses Volkes haben sie neuerdings in sehr entgegengesetztem Sinne behandelt. Der Verfasser der vorliegenden Schrift wendet sich vor Allem gegen die völlige Trennung des Staates von der Kirche, wie sie das junge Italien erstrebt. Er bemerkt, daß die jedes Inhalts bare, jedes Streben nach sittlicher und religiöser Reform ausschließende rein politische Richtung gerade das ist, was bisher die geistige Erneuerung der Nation gehindert hat. Uns scheint, daß er sich im Ganzen in derjenigen Richtung bewegt, aus welcher in Deutschland der Altkatholicismus entsprungen ist.

Eine durchaus entgegengesetzte negative Richtung verfolgt die Schrift: **Christenthum ist Heidenthum, nicht Jesu Lehre.** Von C. Radenhausen. (Hamburg, O. Meißner.) Die Arbeiten von Radenhausen, besonders sein umfangreiches Werk „Isis", sind hinreichend bekannt und in der Presse nicht selten charakterisirt. Sie gehören zu der Propaganda einer Weltansicht, die angeblich aus naturwissenschaftlichen Thatsachen gefolgert ist. Man kann nun nicht sagen, daß diese Richtung besonders glücklich gewesen wäre, wenn sie auf das geschichtliche Gebiet übergegangen ist; und wenn Radenhausen in der vorliegenden Schrift eine Erweiterung der Religion zur Lehre von allen Verhältnissen des Menschen zur übrigen Welt, eine Erhebung der Priester zu freien Lehrern dieser Wissenschaft in Aussicht nimmt, so wird dies auch nicht dazu beitragen, das Zutrauen zu dem geschichtlichen Blick dieser Richtung zu erhöhen.

Eine gelinde Modification dieses Standpunktes ist: **Stimme der Menschheit.** Von Albert Dulk. (Leipzig, J. G. Findel.) Der Verfasser ist so gütig, dem Christenthum seine Stelle unter den Uebergangsreligionen anzuweisen, und er ist so bescheiden, demselben gegenüber seine eigene ideelle Religion in ihren Hauptzügen an das Licht zu setzen.

Zwei Versuche, die allgemeinsten Probleme der Menschheit zu behandeln, mögen sich hier anschließen: **Entwickelungsgeschichte des Geistes der Menschheit.** Von Gustav Dierks. Erster Band: „Das Alterthum." (Berlin, Hofmann.) Eine vieljährige Beschäftigung mit der Literatur aller Völker hat dem Verfasser ein System der vergleichenden Geistesgeschichte ermöglicht, aus welchem wir aufs Gerathewohl Sätze herausgreifen wie die folgenden: „Der chinesische Staatsorganismus wuchs langsam aus der Grundform der Familie hervor, den Charakter derselben stets bewahrend. Das Culturleben hat daher auch viele interessante Erscheinungen aufzuweisen, die von denen anderer Länder wesentlich abweichen." — „Die Lyrik diente dem Inder hauptsächlich zum Ausputz, und er verwandte sie daher viel für das Drama." **Die Vorurtheile der Menschheit.** Von Hellenbach. Dritter Band. (Wien, L. Rosner.) Um das Maß voll zu machen, eine Vertheidigung des Spiritismus! Der Verfasser erwartet, daß wir mit der neuen Welt, die der Spiritismus aufgethan, im Laufe der Zeit in immer lebhaftere Wechselwirkung treten werden. „Wenn eine Maske einmal erkannt ist, pflegt sie das Incognito aufzugeben."

Für die Redaction verantwortlich: Friedrich Westermann in Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Digitized by Google

Das Versand-Geschäft
WEY & EDLICH, PLAUWITZ-LEIPZIG
Fernsprecher: Amt Leipzig 20 Nr. 20 Telegramm-Adresse: Weyedlich Leipzig
Bei Krieg: Neue Postanschrift: Wey & Edlich, Leipzig-Plauwitz

Lieferung erfolgt nur an Wiederverkäufer, Behörden, Anstalten, Vereine und Private, welche Bedarf für ihren eigenen Haushalt haben.

Da durch die Kriegszeit unsere Preise in Kürze eine Änderung erfahren können, bitten wir um Ihre gefl. Anfragen, damit wir Ihnen unsere neuen Preise mitteilen können.

Wey & Edlich

Versand-Geschäft WEY & EDLICH, Plauwitz-Leipzig

Fernsprecher: Amt Leipzig 20 Nr. 20 Telegramm-Adresse: Weyedlich Leipzig

Bei Krieg: Neue Postanschrift: Wey & Edlich, Leipzig-Plauwitz

Lieferung erfolgt nur an Wiederverkäufer, Behörden, Anstalten, Vereine und Private, welche Bedarf für ihren eigenen Haushalt haben.

Da durch die Kriegszeit unsere Preise in Kürze eine Änderung erfahren können, bitten wir um Ihre gefl. Anfragen, damit wir Ihnen unsere neuen Preise mitteilen können.

Versand-Geschäft WEY & EDLICH, Plauwitz-Leipzig

Berliner Tageblatt

mit seinen illustrirten Wochenblatt: **„ULK“**

3 Beiblättern illustr. belletr. Wochenschrift: **„Deutsche Lesehalle“**

und

„Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“

ist in Anerkennung der Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit und Gediegenheit seines Inhalts

die gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands

geworden, indem es sich *seit mehreren Jahren einen festen Stamm* von circa *70 Tausend* Abonnenten dauernd erhalten hat. Die Vorzüge des *„Berliner Tageblatt“* bestehen vornehmlich in Folgendem:

Täglich zweemaligen Erscheinen als Abend- und Morgenblatt.

Gänzlich unabhängige, freisinnige politische Haltung.

Zahlreiche Special-Telegramme von eigenen Korrespondenten an den Haupt-Weltplätzen.

Ausführliche Kammerberichte des Abgeordneten- und Herrenhauses, sowie des Reichstags.

Umfassende Handelszeitung und Courszettel der Berliner Börse.

Vollständige Ziehungslisten der Preussischen und Sächsischen Lotterie, sowie Auslosungen der wichtigsten Loospapiere.

Graphische Wetterkarte nach telegraphischen Mittheilungen der Deutschen Seewarte.

Reichhaltige und wahrheitsvolle Tages-Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt und den Provinzen.

Theater, Literatur, Kunst und Wissenschaft werden im Feuilleton des *B. T.* in ausgedehntem Maasse gepflegt, ausserdem erscheinen in demselben Romane und Novellen unserer ersten Autoren.

Gegenwärtig veröffentlicht das *„Berliner Tageblatt“*

die neueste Novelle von **Paul Heyse** „David und Jonathan“

den neuesten Roman von **Balduin Möllhausen** „Der Haushofmeister“

Für den Monat September abonnirt man zum Preise von 1 Mark 75 Pf. bei allen Reichs-Postanstalten *für alle 4 Blätter zusammen.*

Für das Ausland beträgt das Abonnement incl. Porto für postfreie Zusendung unter Kreuzband 15 Mk. pro Quartal *Probe-Nummern* auf Wunsch gratis und franco.

!!! Interessanteste Wochenschrift !!!

Deutsches Montags-Blatt.

Diese beliebte und zu allgemeiner Anerkennung gelangte *literarisch-politische* Wochenschrift zählt die *ersten Autoren Deutschlands* zu ihren ständigen Mitarbeitern, sie interessirt ihre Leser durch eine Fülle von Mittheilungen und Anregungen aus allen Regionen des geistigen Lebens der Nation. Die Zuverlässigkeit der politischen Informationen des „Deutschen Montags-Blatter“, die Frische seiner literarischen und künstlerischen Mittheilungen und Kritiken, sowie überhaupt die Mannigfaltigkeit seines Inhalts machten es bald zur gelesensten

literarisch-politischen Wochenschrift Deutschlands.

Der *Abonnementspreis* beträgt pro Vierteljahr nur Mk. 2,50. Alle *Buchhandlungen und Postanstalten* nehmen Bestellungen entgegen.

Probenummern versendet auf gefl. Verlangen die *Expedition des „Deutschen Montags-Blattes“, Berlin SW.* Jerusalemerstrasse 48

Digitized by Google

Digitized by Google

JAN 22 1982
MAR 1 1984
APR 19 1984
MAY 15 1984

Widener Library
2044 098 611 718

Digitized by Google